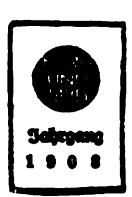
Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Hundertsechsundzwanzigster Band
32. Jahrgang: 1908: Juli-Septbr.

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

Inhalt des 126. Bandes: Juli/August/September 1908



Franz v. Lenbach:
Otto v. Bismarck.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 126 Juli 1908 Heft 376

Horst Kohl:
Franz v. Lenbach: Bismarck.

Bismarck und Lenbach — für die Ewigkeit gehören sie zusammen. Der geniale Meister der Politik fand in Lenbach den kongenialen Künstler, Lenbach in Bismarck für Stift und Pinsel den würdigsten Gegenstand, an dessen Darstellung sich sein Künstlertum zur Meisterschaft entwickelte. Nach Hunderten zählen die Bismarckskizzen von Lenbachs Hand, und groß ist die Zahl der fertig ausgeführten Bismarckbilder in Pastell- und Ölfarben — über allen aber liegt der gleiche Hauch liebevoller Vertiefung in die Persönlichkeit, künstlerischer Erfassung ihrer Eigenheit und lebenswahrer Wiedergabe des mit Künstlerauge Geschauten. Kein anderer unter den deutschen Porträtisten ist Lenbach in der Darstellung Bismarcks an die Seite zu stellen; an ihm gemessen sind sie alle Stümper, keiner mehr als Allers, der zum Schmerze und nach dem Urteile Lenbachs den „Aristokraten zum Plebejer, den märkischen Landedelmann zum niederdeutschen Bauern, den Heiligen des Tempels zum Idol der Gasse" machte. Das Äußerliche am Menschen festzuhalten, darauf legte Lenbach so wenig Wert, daß er es mit vollem Bewußtsein vernachlässigte, weil ihm die Kleinarbeit, in der so mancher Maler die Meisterschaft sieht, des echten Künstlers unwürdig dünkte; selbst die Hände — bei Bismarck doch Meisterwerke der Natur nach Form und Verhältnissen — fielen für ihn in die Kategorie des Gleichgültigen: ihn fesselte nur der Kopf als der Sitz der Gedanken, das Auge als der Spiegel der reichen Innenwelt seines Helden, die scharfen Linien, die Kämpfe und Sorgen in das

Gesicht gegraben, die buschigen Brauen, die die Augen überschatteten und die Kraft ihrer Blitze noch zu verstärken schienen, das energische Kinn und der festgefügte Mund unter dem kurzgeschnittenen Schnurrbart, diese beredten Verkünder einer unbeugsamen Entschlossenheit und nie zu ermüdenden Tatkraft. So mannigfaltig auch der Ausdruck in den vielen Bismarckbildern Lenbachs ist — denn jedes ist dem Augenblicke abgelauscht — so findet man doch in jedem den ganzen Bismarck wieder, denn wer ihn gekannt und öfter in seiner Nähe geweilt hat, der weiß, wie dieselben Augen, die eben noch das Lachen des Mundes mit fröhlicher Heiterkeit unterstützten, im nächsten Augenblick in tiefem Ernste blicken oder in grimmigem Zorn auflodern konnten, wenn wechselnde Eindrücke in ihm einen Wechsel der Stimmung hervorriefen, wie die Linien und Furchen des Gesichts unter der Einwirkung fröhlichen Gesprächs und herzlichen Lachens fast verschwanden, um in der nächsten Minute unter der Wucht ernster Erinnerungen oder sorgenvoller Erwägungen sich mächtig zu vertiefen und zu vervielfältigen.

Unser Bild — auch als Wiedergabe ein wahres Meisterwerk — nennt als Jahr seiner Entstehung das Jahr 1896, aber der Bismarck, den es darstellt, ist nicht der des Jahres 1896 — insofern könnte die Datierung irreführen — sondern der des Jahres 1890 oder 1891, und das Bild ist vermutlich nach einer aus dieser Zeit herrührenden Skizze 1896 ausgeführt worden. Denn unmittelbar nach dem Leben, so, daß der Fürst dem Künstler ad hoc eine Sitzung gewährte, hat Lenbach den Fürsten Bismarck zum letzten Male im Januar 1895 gemalt: das unter des Fürsten eigener Mitwirkung entstandene Original-Pastell, das als Lenbachs Geschenk sich im Besitze des Verfassers dieser Zeilen befindet, zeigt, von der Hand des Fürsten geschrieben, das Datum des 4. Januar 1895; nach dieser Zeit ist Lenbach nur noch ein einziges Mal nach Friedrichsruh gekommen, am

Tage des 80. Geburtstages, fand aber damals nicht die Muße zur Arbeit. Zeigt uns Lenbach in dem hier vervielfältigten Bilde noch den Mann rüstiger Kraft, der Bismarck noch immer war, als er 1890 die Bürde seiner Ämter gezwungen niederlegte, so in dem Original vom 4. Januar 1895 den abgeklärten Greis, der zum Frieden mit Gott und der Welt gelangt, sinnend zurückschaut auf die Vergangenheit mit ihren Kämpfen und Siegen, den Verfasser der „Gedanken und Erinnerungen", den Propheten unserer nationalen Zukunft.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens sind. . . . . . Roman.

F o r t s e t z u n g.

Längst vor der angesetzten Zeit stand Alexander schon am Eingang des Zeltes.

Ein hagerer, trotz der Feier des Tages unrasierter Mann — mit einem roten Fez auf dem Kopfe — reichte ihm eine abgegriffene, schmutzige Karte, auf der gedruckt zu lesen war: Entree Platz 1.

Alexander holte seinen Taler hervor.

Der mit dem roten Fez fixierte ihn einen Moment scharf, klimperte dann in einem Körbchen mit Münzen herum und erklärte nach einer geraumen Weile, daß noch nicht genügend Kleingeld eingelaufen sei.

Alexander nickte nur und sah voll Ehrerbietung auf das kleine Podium und den bemalten grünen Vorhang, hinter dem sich offenbar all die wunderlichen und geheimnisvollen Dinge abspielten.

Wie träge und langsam die Minuten dahin schlichen — seine Ungeduld und Neugier wurden immer stärker. Erst ganz allmählich füllte sich das Zelt.

Durch ein Seil waren die beiden vordersten Reihen von den übrigen getrennt. Er saß auf der ersten Bank dicht vor dem grünen Vorhang, der mit einer Goldborte eingefaßt war.

Im Hintergrunde war ein mächtiges Faß Bier aufgeschlagen, aus dem beständig die Gläser gefüllt wurden.

Alexander begriff nicht, wie die Menschen vor einer so wichtigen Begebenheit imstande waren, zu trinken, zu lachen, zu schwatzen. Er meinte, es müßte gerade so andächtig wie in der Kirche zugehen.

Und jetzt wurde laut und vernehmlich geklingelt.

Das Herz stand ihm still. Die Leute hörten auf zu reden — und der Vorhang ging langsam in die Höhe . . .

Was Alexander nun mit eigenen Augen sah — und was er hörte, versetzte ihn in eine atemlose Spannung. Die Männer und Frauen —

bunt angezogen — sprachen mit weithin tönenden Stimmen und machten dazu heftige Bewegungen. Und der Inhalt des Spiels rührte ihn bis zu Tränen. Niemand von den Komödianten aber erschütterte ihn in gleichem Maße wie Angelika. Nur an ihrer Stimme erkannte er sie. Sie trug langes, blondes Haar — und dieses vermochte er sich nicht zu erklären, denn er wußte doch genau, daß sie rotbraune Locken hatte. Sein Staunen wuchs jedoch ins Ungemessene bei ihrem Spiel. Wer hatte es sich träumen lassen, daß das schnippische Ding einen so packen und ergreifen konnte.

Er empfand einen tiefen Respekt vor ihr — und schämte sich hinterher, daß er so unwirsch und grob gegen sie gewesen war. So ein dummer Junge wie er — und sie solch ein feines Seelchen.

Als aber das Bild an die Reihe kam, das die arme Genoveva im finsteren Burgverließ zeigte, fing er plötzlich laut zu heulen an.

Er sprang in die Höhe, als wollte er sich auf das Podium stürzen und den Ritter Golo, der das grausame Unheil angerichtet, an der Gurgel packen, um ihn zu erdrosseln.

Die Leute um ihn herum machten „Pst!". Denn sein lautes, ungestümes Wesen zog ihre Aufmerksamkeit ab.

Eine Frau zupfte ihn an der Jacke.

„Dummer Junge," sagte sie gutmütig, „'s ist doch alles nicht wahr — 's ist ja alles erstunken und erlogen."

Er sah sie verständnislos an — mit einem irren Ausdruck auf den erregten Zügen.

Das Spiel war beendet.

Aber Alexander verharrte noch regungslos, als längst die Menschen sich zerstreut hatten.

Das also waren die Komödianten — seltsame Leute — wunderlich und rätselhaft — und doch ganz anders, als er sie im Traum geschaut hatte.

Nichts begriff er von alledem. Wie war es nur möglich, solch eine Geschichte aufzuführen, daß alles Sinn und Verstand hatte und so natürlich ineinander griff!

Und von diesen Menschen sprach die Wirtin wegwerfend und in verächtlichem Ton!

Er lachte höhnisch auf. Nachmachen — erst nachmachen — und dann reden — klugschnacken konnte ein jeder.

Was war denn das? . . .

Noch einmal bewegte sich der grüne Zaubervorhang. Sollte das Spiel von neuem beginnen? . . .

Sein Blut begann zu stocken. Und jetzt — sahen seine Augen recht — oder war es ein Spuk, der ihn narrte? — kroch Angelika gemächlich hervor.

„Bist du es?" rief er mit versagender Stimme.

„Glaubst du etwa, mein Geist," antwortete sie mit fröhlicher Stimme und stand gleich darauf neben ihm.

„Nun, wie war's?" fragte sie — und ihre Augen blitzten.

Er starrte sie blöde an.

War es denkbar, daß Angelika und Genoveva eines waren? Und wie vermochte sie es nur über sich zu bringen, mit vergnügter Miene und ausgelassenem Wesen vor ihn hinzutreten, als hätte sich inzwischen gar nichts zugetragen! Fühlte sie denn nichts von dem großen Jammer der Genoveva? Hatte sie ein Herz von Stein?

„Du sprichst ja kein Wort!" sagte sie enttäuscht. „Dabei hab' ich mich deinetwegen angestrengt wie noch nie — und nun stehst du wie ein Bär vor mir und glotzt mich an."

„Ich staune über dich," entgegnete er voll tiefer Nachdenklichkeit, „und kann dich doch nicht verstehen."

„Wieso denn nicht?"

„Als du da oben standest, dachte ich, daß du vor Schmerz und Weh vergehst — und nun lachst du mir gerade ins Gesicht, als ob es eine Kleinigkeit wäre, die Genoveva zu spielen."

Sie wurde ernst bei seinen Worten.

„Es gefällt mir, daß du Achtung vor dem Spiele hast — es ist eine Komödie zum Erbarmen. Mir selbst laufen jedesmal die Tränen herunter — du darfst mir schon glauben, ich bin mit dem Herzen dabei. Aber wenn's zu Ende ist — du lieber Gott, dann ist es eben aus, und das wirkliche Leben fängt an."

„Was heißt das?"

„Das heißt, daß ich heute gerade drei Groschen herausgezahlt bekomme, weil der Besuch so schlecht war — und daß wir morgen in der Frühe — vielleicht schon heute abend — mit unseren Karren weiterziehen. Denn es lohnt nicht, vor dem Gesindel hier zu spielen. Perlen vor die Säue werfen — sagt unser Alter. Und recht hat er."

„Bekommt ihr denn jedesmal ausgezahlt?"

„Freilich. Wir spielen ja auf Teilung. Das heißt, wir Jungen werden mächtig betrogen. Der Alte sackt den Hauptteil ein, und wir haben gewöhnlich das Nachsehen. Dabei schimpft er regelmäßig auf das Geschäft — ich kenne den Schwindel — aber weißt du was — eines schönen Tages kneife ich aus — und dann hat er's. — Nämlich," fügte sie gewichtig hinzu, „ohne mich kann er kaum ein Stück auf die Bretter bringen; ich spiele fast jedesmal die Hauptrolle."

Er kam aus dem Staunen nicht heraus. Da stand sie vor ihm — fast noch in den Kinderschuhen — und redete gescheiter als eine Alte.

„Stell' dich einmal neben mich," sagte er zaghaft, „und ich möchte sehen, um wie viel ich größer bin als du!"

Sie tat es.

„Fast zwei Köpfe."

Er seufzte tief auf.

Da lachte sie unbändig.

„Warum stöhnst du eigentlich?"

„Ich komme mir so furchtbar dumm vor," erwiderte er aufrichtig.

„Hm — dagegen ist nichts zu machen — ein bißchen tapsig bist du ja. Na, weißt du was," fuhr sie schelmisch fort, „das gibt sich am Ende noch. Du brauchst deswegen nicht gleich den Kopf hängen zu lassen. Der Alte hat auch nicht gerade den Verstand mit Löffeln gegessen und hat's doch bis zum Schmierendirektor gebracht."

„Schmiere? Was ist denn das schon wieder?"

„Wir zum Beispiel sind eine Schmiere," antwortete sie stolz, „oder Schmierenkomödianten, wenn du willst. Wir haben kein eigenes Theater, ziehen mit unseren Wagen durch die Welt und dürfen nur in Dörfern, Flecken und ganz kleinen Städten spielen. Bei schönem Wetter wird das Zelt im Freien aufgeschlagen. Regnet es — oder im Winter ist die Komödie im Wirtshaus, wie es sich trifft. Viel Federlesens wird nicht gemacht."

Er hatte aufmerksam zugehört.

„Das alles ist sehr merkwürdig," meinte er. „Wie spielen sie denn in den großen Städten?"

„Paläste haben sie dort — richtige Paläste. — Der Alte hat mir einmal Bilder gezeigt. Du, das muß großartig sein, wenn man auf einer richtigen Bühne steht. Und im Zuschauerraum unten sitzen die geputzten Herren und Damen und klatschen Beifall. Großartig — ganz großartig," wiederholte sie noch einmal.

Ihm schien es, als ob sie plötzlich wüchse, und als ob aus ihren Augen ein flackerndes Feuer brach. Ihre Art riß ihn mit fort.

„Was für Haare hast du eigentlich als Genoveva gehabt?" bemerkte er unvermittelt.

„Komische Fragen stellst du."

„Deine roten Locken waren es doch nicht?"

„Nein, meine Perücke war es."

„Perücke? Gibt es denn so etwas?"

„O, du dummer Junge. Perücken und falsche Bärte sind die Hauptsache beim Theater. Das heißt — Schminke muß man auch haben; ohne Schminke geht es einmal nicht."

Er war wie vor den Kopf geschlagen und wagte keinen Einwand mehr.

Nach einer Pause aber raffte er sich entschlossen auf und sagte leise: „Meinst du, daß euer Alter mich nimmt?"

„Alle zehn Finger streckt er nach dir aus — nämlich du machst," — sie hielt einen Augenblick inne und sah ihn bedeutsam an, ehe sie ihre Worte bekräftigend wieder aufnahm — „nämlich — du machst eine Figur," brachte sie dann mit Nachdruck hervor. „Freilich — du mußt dir nicht etwa einbilden, daß du gleich die großen Rollen kriegst. Erst muß es der Alte dir einfuchsen, und dann nimmt dich der Studiosus unter die Fuchtel."

„Was ist denn der Studiosus?"

„Du kannst unbesorgt sein. Ich habe schon mit ihm geredet."

Er blickte sie starr an.

„Ja — wie konntest du denn?" stieß er mühselig hervor.

„Ich wußte es in der ersten Sekunde — gleich wie ich dich sah. Hast du nicht bemerkt, wie ich dich im Wirtshaus aufs Korn genommen?"

„Ja . . . aber . . ." stammelte er.

„Man sieht es auf den ersten Blick," unterbrach sie ihn, „ob einer dazu taugt, oder nicht. Du taugst dazu — verlaß dich auf mich. Wenn du willst, gehen wir auf der Stelle zum Alten."

Sie legte vertraulich ihren Arm in den seinigen, den er ihr jedoch hastig entzog.

„Ich weiß doch nicht recht, ob ich es tun soll," wendete er zögernd ein — „und außerdem muß ich durchaus vorher nach Magdeburg."

„So nimmst du Urlaub — das ist zu machen," beruhigte sie ihn. „Überleg's nicht zu lange!"

„Gut. Ich will!" sagte er tiefaufatmend. „Aber wenn ich nun doch unbrauchbar bin?"

„Das wird sich schon finden. Komm jetzt!"

Er folgte ihr einsilbig und beklommen.

In der Vordernische des ersten Wagens war der Direktor.

Er saß auf einem Klappstuhl und hatte ein Seidel Bier und ein Käsebrot neben sich stehen. Auf einem kleinen Tische brannte eine Windlaterne.

Er musterte Alexander.

„Na, da bist du ja," sagte er, ohne im mindesten überrascht zu sein. „Die Angelika hat mir schon von dir erzählt. Pack deine Sachen! In einer guten Stunde geht die Fahrt los."

Aus dem Innern des Wagens lugten jetzt neugierige Gesichter in den Vorderraum.

„Schert euch nach hinten!" schrie der Direktor. „Wenn einer eure Galgengesichter sieht, muß ihm ja angst und bange werden."

Und Alexander beruhigend fügte er hinzu: „Mach' erst ihre nähere Bekanntschaft — und du merkst, sie sind nicht so schlimm, wie sie ausschauen."

Das war ein magerer Trost. Denn in ihren verlumpten Trachten hatten sie tatsächlich den Jungen in Schrecken versetzt.

Der Direktor holte einen Kneifer aus dem Futteral.

„Im übrigen," meinte er, „lasse ich jedem Mitgliede möglichst viel Freiheit. Wer sich nicht danach benimmt, wird rausgeschmissen. Disziplin ist die Hauptsache. Jeder große Künstler hat auf der Schmiere begonnen — und die meinige steht im besten Rufe. Freilich — von der Pike auf muß man dienen. Und wenn du dir einbildest, gleich Prinzen und Kavaliere anzuziehen, bist du falsch gewickelt! Die Wagen reinigen, die Räder schmieren, die Pferde versorgen — und später, wenn du Manieren hast, die Zettel austragen — damit fängt es an. Paßt dir das nicht, so sag's lieber gleich und bleibe weg."

„Es paßt mir," antwortete Alexander kurz entschlossen. Denn bei dem energischen Ton des Direktors fürchtete er, noch zuguterletzt den Laufpaß zu kriegen.

„Aber," sagte er bedenklich, „zuvor muß ich nach Magdeburg. Dort liegt für mich ein Brief auf der Post, den ich unbedingt abholen muß."

„Tut nicht not," erklärte auf das bestimmteste der Direktor. „Der Studiosus hat Kommissionen in Magdeburg und bringt ihn mit."

Der Studiosus — zum zweiten Male hörte er das Wort, und seine Neugier wurde angefacht.

Von den Kommissionen in Magdeburg verstand er freilich nichts. Aber der Direktor flößte ihm unbedingtes Vertrauen ein. Und so gab er sich zufrieden.

„Daß ich's nicht vergesse," warf der Direktor noch flüchtig hin, „wir spielen auf Teilung. Logis und Verpflegung erhältst du von vornherein gratis — bar Geld erst, nachdem du sechs Monate gedient hast. Bist du's einverstanden?"

„Ich bin's."

„Abgemacht. Was Schriftliches brauchen wir nicht. Handschlag genügt."

Er gab ihm die Rechte, in die der Alte feierlich einschlug.

So war er Mitglied der Truppe geworden und wußte nicht wie. Der Gedanke, daß er eine Zeitlang Handlangerdienste tun mußte, beunruhigte ihn keineswegs; denn auf diese Weise konnte er den neuen Beruf allmählich kennen lernen und lief nicht Gefahr, lächerlich zu werden. Denn er fürchtete sich im Herzen vor Angelika, deren günstiges Vorurteil ihn mit heimlicher Sorge erfüllte.

„Und nun hol' dir deine Sachen und mach' fix; denn bald geht die Fahrt los."

Mit diesen Worten riß ihn der Direktor aus seinem Grübeln. „Angelika mag dich begleiten," setzte er hinzu.

Taumelnd stieg Alexander die schmalen Stufen der Wagentreppe hinunter.

Die Angelika erwartete ihn bereits.

„Nun?"

„Abgemacht," sagte er und gab seiner Stimme einen möglichst trockenen Klang.

Es blitzte in ihren Augen auf.

Schweigend schritten sie nebeneinander her.

Plötzlich sagte die Angelika: „Laß dich nur nicht von der Wirtin wieder rumkriegen."

„Ich lasse mich nicht herumkriegen," antwortete er verstört. „Bin überhaupt nicht einer, den man mir nichts dir nichts lenken kann. Aber woher wußtest du, daß ich just in der Minute an die Wirtin dachte?"

„Na, weißt du, ich bin doch nicht aus Dummsdorf — und auf deiner weißen Stirn stehen alle deine Gedanken geschrieben."

„Da irrst du gewaltig. Hinter meiner Stirn liegt so viel Bosheit, daß du erschrecken würdest. Glaube mir, ich bin ein durch und durch schlechter Mensch!" Diese Worte sprach er in tiefem Ernste.

Sie sah ihn eine Weile still und prüfend an, ehe sie mit vollkommener Ruhe erwiderte: „Du hast Talent."

Ihre Antwort begriff er nicht.

Sie waren jetzt vor dem Wirtshaus angelangt.

„Wird es lange dauern?"

„Nein!"

„Spute dich!" rief sie ihm nach. „Sonst sind die Wagen fort, und wir müssen auf Schusters Rappen die Reise fortsetzen."

Er stand vor der Wirtin, und das Herz war ihm zentnerschwer.

„Brauchst nichts zu reden, mein Junge. Ich weiß alles," sagte sie und blickte ihn tief bekümmert an. „Sei ohne Sorge. Ich mache dir keine Vorwürfe. Geh' in die Welt und bleibe rein."

Sie legte beide Hände ganz leicht auf seinen Kopf, als wollte sie ihn segnen.

Er zuckte unter ihrer Berührung zusammen.

Sie aber küßte ihn — ohne daß er sich wehrte — sanft auf die Stirn und wandte sich ab.

„So geh' jetzt," sagte sie hastig. „Bist uns nichts schuldig. Und solltest du einmal ein sauberes Bett nötig haben, so bist du willkommen. Und nun leb' wohl!"

Wie Alexander in seine Kammer gelangt — wie er sein Ränzel geschnürt — wie er wieder vor der Tür bei der Angelika stand — hat er später nie gewußt. Alles geschah gleichsam im Traume . . .

Und bald saß er in einem der grünen Wagen, die durch den dämmernden Abend langsam fuhren. Ein paar Sturmlaternen verbreiteten ein trübes Licht.

Neben ihm hockte Angelika und erzählte flüsternd Geschichten.

Dann hielten auf einmal die Wagen. Die Männer und Frauen zogen aus den Seitenwänden schmale, lange Kästen hervor, die übereinander hingen und als Lagerstätten bereitet wurden. Und nun trennte sich die Gesellschaft. In dem einen Wagen schliefen die Männer, in dem anderen die Frauen.

Ein hoch aufgeschossener Mensch mit einer Hühnerbrust und einem unglaublich langen Hals trat auf Alexander zu.

„Ich bin der Studiosus," sagte er, „und du schläfst über mir. Zieh dich aus, denn du mußt zuerst in den Kasten."

Er sah unendlich komisch aus, hatte aber eine gute Stimme und braune Rehaugen, die Alexander gefielen.

Drittes Kapitel:

Der Studiosus brachte aus Magdeburg einen großen Brief mit, dessen Aufschrift eine zittrige Hand zeigte. Alexander erbrach ihn, und seine Augen flogen angstvoll über das Papier. Der Brief war nicht von der Elisabeth, sondern die Therese hatte große, holprige Buchstaben gemalt, die Krähfüßen glichen.

„Lieber, guter Junge," schrieb sie, „es ist schrecklich, aber den Brief kann ich nicht besorgen. Ich möchte es wohl gern und weine mir darob die Augen aus. Aber die Baronesse Elisabeth von Sydow ist fort, und niemand weiß, wo der Herr Baron sie hingebracht hat. Ach, mein Junge, warum hast Du das getan und uns alle ins Unglück gebracht! Denn Du hättest es wissen müssen. Es ist eine jämmerliche Sache. Der Herr Baron gedachte mich auf der Stelle hinauszujagen. Weil ich aber schon bei der Mutter der Gnädigen gedient und die Elisabeth sich ein Leids antun wollte, hat er es sich überlegt. Aber die Baronesse hat er heimlich weggeschafft — denke Dir nur! Die Elisabeth hat nicht mehr gegessen und nicht mehr getrunken — und kein Wort hat sie geredet. Der Herr Baron hatte sich nämlich mit ihr eingeschlossen, und ich hatte an der Tür gestanden und gehorcht. — Alexander, ich weiß, es ist nicht recht. Aber ich mußte doch erfahren, wie es mit dem Kinde steht. Der Herr Baron hat nichts aus ihr herausgekriegt. Sie sagte immerzu, daß sie Dich wieder haben wollte. Da ist er entsetzlich böse geworden — wie ich ihn nur einmal gesehen habe — als nämlich die Gnädige davon gelaufen war. — Und die Elisabeth hat vor sich hin geweint. — Und dann hat er die Tür aufgerissen, und ich bin vor lauter Schreck umgefallen. Was der Herr Baron alles zu mir gesagt hat, will ich lieber nicht hinsetzen. Es war nicht sehr fein. Ich bin aber eine alte Frau und muß das Maul halten und froh sein, wenn man mir einen Knochen vor die Füße wirft, wie so einem Hunde. Und niemand außer dem Baron weiß, wo die Elisabeth jetzt ist — und ich kann also deinen Brief nicht bestellen. Lieber Alexander, meine Augen sind vor lauter Weinen fast blind geworden. Ich kann nicht mehr schreiben. Ich gebe der Elisabeth den Brief, wenn Gott zuläßt, daß ich sie vor das Angesicht bekomme. Aber Du bist an allem schuld, Alexander — und Gott mag Dir verzeihen! Es tut's ebenfalls die Therese.

Schreibe einmal! Der Herr Baron merkt es nicht. Ich gehe dem Briefträger immer entgegen. Und laß es Dir recht gut gehen! Und bete für die Elisabeth! Ich auch. Man kann nichts anderes tun."

Wie betäubt hatte Alexander dieses Schreiben gelesen, das den letzten Zusammenhang zwischen ihm und der Heimat zerriß . . .

Wo aber war Elisabeth? . . .

Diese Frage ließ ihn in den nächsten Tagen nicht mehr locker, bis der wilde Strudel, in den er jählings hineingerissen war, seine ganze frühere Existenz restlos verschlungen hatte . . .

Es folgten Jahre voll Lust und Abenteuern, in denen er — zeitweise betäubt — sich selbst vergessen und verloren hatte. Erwachte er dann plötzlich, so fühlte er einen leisen, nagenden Schmerz, ging verschlossen umher und mied jedermann.

Wie kam es, daß er den Menschen wie ein Eigenbrödler erschien, dem man am besten aus dem Wege ging? . . .

Bunt und verwegen dünkte ihm zunächst das neue Leben. Und wie sonderbar erschienen ihm die Mitglieder der Truppe! Der Direktor machte die Heldenväter und seine Frau, eine aufgeschwemmte, dicke Person, die Heldenmütter. Der Studiosus, von dem noch die Rede sein wird, spielte Liebhaber, Intriganten, Henkersknechte und Mörder. Angelika aber war das liebliche Kind, dem fast in allen Stücken schreckliches Leid widerfuhr. Und ein dicker Kerl mit einem Spitzbauch stellte den Clown, Spaßmacher und Hofnarren dar. Dann war noch eine hagere Frauensperson da, mit tiefliegenden, unstäten Augen, die der Studiosus als die heroische Liebhaberin bezeichnete — im Gegensatz zu Angelika, die naives und sentimentales Fach spielte.

Nur der Studiosus kannte diese seltsamen Ausdrücke. Er war in der Truppe der gelehrte Mann.

Außer diesen Persönlichkeiten gab es noch einige Männer und Frauen, die die Nebenrollen spielten. Sie durften aber nicht viel drein reden, und der Direktor behandelte sie von oben herab, nannte sie talentlose Schmieranten, die sich wegtrollen und Schuster werden sollten.

War er übler Laune, so drohte er, daß er ihnen den Laufpaß geben würde, weil sie den anderen das Brot wegfräßen. Und übler Laune war er stets, wenn das Geschäft schlecht ging und Schmalhans Küchenmeister war.

Dann herrschte überhaupt eine düstere Stimmung. Die Bande saß in den Wagen zusammengepfercht, kaute an einer Rinde trockenen Brotes und trank dazu Wasser mit Branntwein vermischt, damit die kalten Glieder sich wärmten.

Blühte das Geschäft dagegen, so ging es hoch her. In solch einem

Falle wurde mit dem Wirt, in dessen Saal die Vorstellungen stattfanden, regelmäßig ein Abkommen getroffen, wonach die Elitemitglieder im Wirtshaus schliefen.

Die Elitemitglieder mußten — wenn Not am Mann war — vier bis fünf oder gar noch mehr Rollen in einem Stücke spielen. — Was tat's, wenn nach Wochen einmal die Aussicht winkte, in einem reinen Bett und im eigenen Kämmerlein auszuruhen . . .

Wie lange mußte Alexander warten, ehe er dieser Wohltat teilhaftig wurde, die Angelika längst genoß.

Sie war trotz ihrer Jugend das angesehenste Mitglied der Truppe, obwohl es ihr außer dem Studiosus niemand eingestand.

Alle fühlten es im geheimen, daß von ihr allein jener Zauber ausging, der die Menschen im Banne hielt — ihre Seelen gefangen nahm. Alexander hatte es beim ersten Male deutlich empfunden. Und diese Erkenntnis war es, die eine tiefe Scheu und eine keusche Ehrfurcht vor Angelika in ihm erzeugte.

Er mied ihre Nähe. Er fühlte sich ihr gegenüber als der unbeholfene Anfänger, der sich im Hintergrunde halten mußte. Und wenn sie ihn suchte, wich er ihr aus.

Sie begriff ihn nicht und wähnte, daß er ihr im stillen gram sei, weil sie ihn zur Schmiere gelockt hatte. Aber gar zu gern hätte sie gewußt, was in dem großen Brief gestanden, mit dem der Studiosus aus Magdeburg gekommen war. Niemals aber fragte sie ihn danach. Trotzte er — gut, sie konnte es aushalten.

Alexander hatte vollauf zu tun. Alle niedrigen Geschäfte wurden auf ihn abgewälzt. Und sobald man merkte, daß er anstellig und geschickt war, wurde er zu jedem Handlangerdienst verwandt, für den die anderen sich entweder zu gut dünkten oder untauglich waren.

Er tat es ohne Murren.

Er wollte von der Pike auf dienen, wie der Alte es genannt hatte. Die Wagen waschen, die Räder schmieren, die Gäule versorgen, die verschossenen Ritterkostüme mühselig rein halten, die drei verrosteten Säbel und die beiden uralten Reiterpistolen, die die Truppe besaß, soweit es noch möglich war, für den täglichen Bedarf instand setzen — das war seine regelmäßige Beschäftigung.

Aber sobald die Vorstellung begann, stand er auf Posten. Die winzigen Rollen, die man ihm zuerst anvertraute, ließen ihm reichlich Zeit dazu übrig.

Und nun studierte er jeden Ausdruck, jede Miene, jeden Tonfall der Angelika. Und immer von neuem bewunderte er ihre Kunst.

Sie konnte so rührend sein, daß man vor Mitgefühl verging — und dann wieder wie eine wilde Katze sich gebärden. Sie konnte herzzerreißend schluchzen und hell und silbern lachen, daß es eine Freude war. Sie verzog ihr Gesicht in tiefstem Schmerz — und ihre Augen leuchteten unergründlich.

Der Direktor beobachtete ihn einmal.

„Hat sie alles bei mir gelernt," sagte er voll Stolz und Selbstbewußtsein.

Aber Alexander glaubte es nicht ... Denn er war bald dahinter gekommen, daß die anderen trocken und hölzern ihren Part herunterleierten wie etwas, das sie mühselig auswendig gelernt hatten, ohne einen inneren Zusammenhang zu spüren.

Ihre Seele allein tönte in den feinsten Schwingungen. Wie eine Lerche stieg sie jauchzend empor — und wie ein flügellahmer Vogel sank sie in die Tiefe.

Würde er jemals gleich ihr solche Wunder vollbringen? ...

Er begann an sich irre zu werden.

Und in den dunkelen Stunden der Nacht, wenn die anderen um ihn herum längst schnarchten, lag er in seiner engen Lade mit weit geöffneten Augen da und grübelte über sich und die Zukunft.

War er auf dem rechten Wege? Oder tat er nicht besser, rechtzeitig umzukehren und ein simples Handwerk zu ergreifen? ...

Denn davor graute ihm, ein Komödiant zu werden wie die anderen. Schon der Gedanke an eine solche Möglichkeit trieb ihm die Schamröte ins Gesicht.

Und dennoch spürte er in allen Gliedern das Lockende, das Unheimliche, das Bewegende der Schauspielerei.

Gegen die Angelika, die all die herrlichen Dinge erleben und sich frei spielen durfte, hegte er im Innersten Neid.

Und dieses wurde ihm zu einer Offenbarung: das Erlösende lag darin, daß man auf den Brettern seines Hasses und seines Zornes, seiner Niedertracht und Bosheit, seiner Gewalttätigkeit und überströmenden Kraft ledig wurde, während die gewöhnlichen Menschen die unselige Bürde das ganze Leben hinter sich her schleppten.

Einmal sprach er sich darüber mit dem Studiosus aus. Das war

ein sonderbarer Heiliger, der in der Truppe eine Ausnahmestellung innehatte.

Der Studiosus sah ihn überrascht an.

Er war kein Mann vieler Worte. Er richtete die Stücke ein, las jedem seine Rolle unzählige Male vor, bis er sie im Schädel hatte — denn es gab bei der Schmiere nur zwei, drei Menschen, die notdürftig lesen und schreiben konnten — und trank dazwischen Branntwein oder Rum. Feste Nahrung schien er kaum zu sich zu nehmen. Dagegen sah man ihn niemals während der Proben oder während der Vorstellung ohne seine Flasche.

„Da hast du den Kern der Sache getroffen, mein Junge. Ich merke, du bist nicht auf den Kopf gefallen. Paß auf. Hast schon davon gehört, daß es Menschen gibt, die den Theaterteufel im Leibe haben? Nun siehst du," fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten, „das sind Leute, die kaput gehen, wenn man sie nicht auf die Bretter läßt — siechen entweder elend dahin, oder arten aus und werden Taugenichtse, Halunken, Verbrecher — was weiß ich. Sie haben eine Kraft in sich, die sie auf irgend eine Weise los werden müssen — gut und schön, wenn sie Anlagen und Talent haben — aber zum Erbarmen, wenn der Teufel arme Schlucker am Wickel gekriegt hat — die müssen ebenfalls zum Theater, halten sich zeitlebens für verkannte Genies, werden gepufft, gestoßen und getreten, bringen es nie zu etwas, führen ein Hungerdasein und sind doch selig, dabei zu sein. Zu der Sorte, mein Junge, gehöre ich. Schau mich mal an."

Er reckte sich in die Höhe.

„Kann man eine traurigere Gestalt machen! Kannst du mir vielleicht sagen, wo ich mit den langen Armen und Beinen hin soll — und nun erst diese Hühnerbrust! . . ."

Er lachte heiser auf.

„Würde mir nicht so viel schaden, wenn ich Talent hätte. Ich habe aber keins. Nicht für drei Pfennige habe ich Talent und würde mir doch einen Strick um den langen Hals drehen, wenn ich nicht mehr Komödie spielen dürfte. — Junge, ich war Theologe, und mein Vater ist ein großes Tier im Konsistorium. Was hat der alte Mann sich gegrämt — und die Mutter ist aus Kummer darüber frühzeitig — na, reden wir nicht darüber — ich konnte ihnen nicht helfen. Hatte damals noch Rosinen im Kopf und versuchte mit aller Energie bei den großen Bühnen anzukommen. Was für eine lächerliche Figur habe ich gemacht

— und wie hat man mich mit Hohn und Spott überschüttet. Die Kreuzfahrt des Herrn Christus ist nicht dornenvoller gewesen, als mein langer Leidensweg. In immer kleinere Nester wurde ich verschlagen, bis ich bei der Flasche und der Schmiere endete. Mir ist jetzt wohl — ich bin's zufrieden — ich lebe wenigstens. Und das ist die Hauptsache: Jeder Mensch muß auf seine eigene Faust glücklich oder unglücklich werden. Niemand hat in das Schicksal eines anderen dreinzureden — nicht Vater und nicht Mutter — nicht Bruder und nicht Schwester — nicht Vetter — nicht Freund! Prosit, mein Junge!"

Er zog die Flasche und nahm einen tüchtigen Schluck.

Ein kalter Schauer ging durch Alexanders Körper. Das war am Ende auch sein Schicksal.

„Und macht Euch das Spielen wirklich Freude?" fragte Alexander schüchtern.

„Bist ein grüner Junge! Meinst etwa, ich führte zum Pläsier der Einwohner dies Hundeleben? . . . Es ist ein verflixtes Ding, liegt vielleicht nur an einer Kleinigkeit — und ich wäre ein Genie. Irgend eine Windung in meinem Gehirn müßte um ein Jota anders sein, und ich könnte es mit Salvini und Rossi — mit Garrick und Booth — mit Sonnenthal und Kainz aufnehmen. Soll ich dir einmal den Monolog aus ‚Richard III.' vorsprechen? — die Haare würden dir zu Berge stehen. — Oder die große Rede Hamlets? . . . Junge, du hast ja keinen Schimmer. Kennst du Shakespeare? — Shakespeare ist das Alpha und Omega des Theaters — war selbst ein Komödiant und verstand sich auf den Rummel. Das ist das Blödsinnige: Ich könnte dir genau sagen, wie es gemacht werden muß — ich höre bei jedem Worte den richtigen Ton und fühle ganz echt dabei — und sobald ich den Mund auftue, kommt etwas ganz anderes und Falsches heraus. Ich möchte vor Wut ersticken und denke: Beim nächsten Satz bringst du es richtig — die Stimmung muß sich erst einstellen. Prosit die Mahlzeit! Das ödeste Pathos statt schlichter Einfachheit. Der Teufel mag wissen, woran es liegt.

Und nun schau dir die Angelika an. Es ist, als ob das Wunder Gottes von ihren Lippen strömt. Aus der wird etwas Großes — etwas ganz Großes —" schloß er nachdenklich.

„Aus mir auch!" sagte plötzlich ganz unvermittelt Alexander und blickte dabei herausfordernd und voll Trotz den Studiosus an.

Der zwinkerte mit den Augen und antwortete: „Ich werde dir

den Shakespeare holen. Suche dir eine Stelle heraus und sprich sie mir in drei Tagen vor; dann werden wir weiter sehen. Die äußeren Mittel bringst du ja mit — aber der Schein trügt — trügt in den meisten Fällen."

„Geben Sie mir den Shakespeare auf der Stelle."

Er brannte vor Ungeduld.

„Gemach, gemach," entgegnete der Studiosus und erhob sich schwerfällig.

Unmittelbar nach diesem Gespräch begegnete ihm die Angelika.

Er wollte ihr ausweichen.

Sie aber stellte sich ihm in den Weg, und um ihren Mund zuckte es.

„Was habe ich dir getan," fragte sie, „daß du mich so schändlich behandelst?"

„Nichts hast du mir getan."

„Schön. Warum tust du denn, als ob ich nicht auf der Welt wäre?"

„Das ist meine Sache," erwiderte er und suchte sich mühsam zu beherrschen.

„Nein," schrie sie. „Ich will es wissen."

Er stand da — ohne sich zu rühren — den Mund fest geschlossen.

„So etwas Verstocktes!" stieß sie verzweifelt hervor und zitterte vor Wut.

„Hör' mal," sagte sie dann und trat ganz dicht vor ihn hin, „ich kann nichts dafür, wenn du nicht vorwärts kommst. Du allein trägst die Schuld. Wer sich wie ein Schuhputzer behandeln läßt und das Maul nicht auftut — jawohl, brauchst mich nicht so anzustarren — wer das Maul nicht auftut, sage ich, verdient es nicht besser. Geh' zum Studiosus — geh' zum Alten — droh', daß du fortrennst, wenn sie dir nicht ordentliche Rollen geben — und ich will krumm und lahm werden, wenn es nicht anders wird. Das Talent allein macht's nicht," setzte sie altklug hinzu. „Einer hat einmal zu mir gesagt: Talent und Ellenbogen muß man beim Theater haben."

„Ich danke dir für deine guten Lehren."

Er drehte ihr den Rücken und entfernte sich.

Da biß sie in ihr Taschentuch hinein, und ein heftiges, wildes Schluchzen entrang sich ihr.

„O du böser, böser Junge! Du giftige Kanaille!" stieß sie zornig hervor.

Der spitzbauchige Clown kam auf sie zu.

„Was fehlt denn meinem süßen Püppchen?"

Er wollte mit seiner fleischigen Hand über ihr Gesicht fahren.

Sie versetzte ihm mit der Rechten einen Schlag, daß er zurücktaumelte.

„So ein unverschämter Flegel!" zischte sie und rannte davon.

— — — — — — — — — —

Der Studiosus hatte die Augen aufgerissen und den langen Hals wie eine Giraffe nach vorn gestreckt, als Alexander ihm aus „Troilus und Cressida" vorzulesen begann.

Der Junge hatte den dickleibigen Band, den der Studiosus ihm überreichte, aufs Geratewohl aufgeschlagen.

„Ganz falsch," sagte der Studiosus, „grundfalsch! könnte man bei jedem Worte rufen — und trotzdem — es liegt etwas darin. Hast von Tradition und Schule nicht den blassen Schimmer, kapierst knapp den Sinn, vergreifst dich, wo es der normale Menschenverstand für unmöglich halten sollte, brüllst, wo du leise sein müßtest, und säuselst, wo es zu donnern gilt. Und dennoch — es liegt etwas darin. Es klingt im Ohr und dringt zum Herzen. Ganz komisch und verrückt finde ich die Wirkung. Was hilft's — sie ist da und läßt sich nicht leugnen. Jetzt reiß' die Ohren auf und paß' auf."

Mit voll tönendem Organ las der Studiosus. Aus seiner Hühnerbrust kam prustend der Atem; sein Gesicht wurde während des Vortrags krebsrot, und von seiner Stirn perlten große Schweißtropfen. Er las und las, ohne sich die Stirn zu trocknen. Seine Augen glühten. Als er geendet hatte, blickte er düster vor sich hin; dann trocknete er sich mit dem Ärmel den Schweiß ab.

„Das war eine Leistung," brachte er überzeugt hervor. „Man spürt es, wie sich einem das Herz im Leibe dreht. Wie viel Komödianten gibt es, die dieses Feuer haben?! Was nutzt es, sobald ich draußen stehe und loslegen will, ist die Kehle wie ausgetrocknet. — Na, reden wir nicht von mir. Er ist er! Im übrigen — es steht fest — du hast Talent. Wir werden dich bei nächster Gelegenheit herausstellen — wie, das laß meine Sorge sein. Ich rede schon mit dem Alten, d. h. du mußt mächtig studieren. Vom dramatischen R hast du keine Ahnung, und im Halse hast du Knödeln — die Stimme sitzt viel zu weit hinten, und die Mittellage ist gänzlich unausgeglichen. Tut nichts — ich werde dir die Flötentöne schon beibringen. Bei der Angelika ist es zuerst auch

nicht viel anders gewesen. Es fehlt eben die Schule. Nun, wozu sind wir denn da?!"

Von dem Tage an arbeitete der Studiosus in allen freien Stunden mit Alexander. Aber zwischen Lehrer und Schüler kam es nicht selten zu Reibungen.

Der Studiosus wollte das Pathos, während Alexanders Natur sich dagegen sträubte. Der Junge blieb störrisch.

„Man kann es auch einfach sagen," behauptete er, „und es muß trotzdem wirken."

Wenn der Studiosus ihn dann zornig einen Grünschnabel nannte, der die Tradition nicht respektierte, so schüttelte er den Kopf und behauptete eigensinnig und trocken, man könne nach Magdeburg auf verschiedenen Wegen gelangen.

Dagegen lauschte er atemlos und war willfährig wie ein Kind, wenn der Lehrer ihn in den Wissenschaften unterwies. Und der Studiosus war ein Schulmeister, wie er im Buche stand. Französisch und Englisch wurde getrieben, und dazwischen holte er aus seinem Reisekorb Bücher hervor und erzählte ihm von den Griechen und Römern. Gemeinsam aber lasen sie die Bibel und den Shakespeare.

Der Studiosus behauptete, mit der Bibel und dem Shakespeare könnte der Mensch auskommen — allenfalls brauchte er noch das Kursbuch. Nichts gäbe es zwischen Himmel und Erde, was nicht in der Bibel oder dem Shakespeare stünde.

Und wie wußte er den tiefen Sinn dieser Bücher dem Jungen aufzuschließen. Das waren Stunden der Erbauung und des Wachstums. Und Alexander fühlte, wie er reifer und reicher wurde.

Es gab aber noch andere Dinge, über die der Studiosus Märchenhaftes zu berichten wußte, so daß Alexander in fieberhafte Spannung geriet.

Er erzählte dem Jungen von einer Musik, die den Menschen aufwühlte, — und von Malern, die dem Auge die Natur erst erschlössen. In den großen Städten hingen die Gemälde der Meister, und zwar neben Werken, die Jahrhunderte zurück lagen, Schöpfungen aus der Gegenwart. In prächtigen Palästen würden diese Schätze aufbewahrt — — und in hell erleuchteten Sälen spielten die Musikanten, zu denen die Menge festlich gekleidet hinströmte, um mit verhaltenem Atem zu lauschen — genau wie in den Theatern, wo die großen Schauspieler auf die Szene traten.

Von dieser Welt träumte Alexander, soweit der Studiosus ihm zum Träumen Zeit ließ.

Sein Interesse an dem Jungen wuchs von Tag zu Tag. Mit der Freude des Schöpfers erkannte er, wie Alexander gleichsam spielend den neuen Inhalt in sich aufnahm und verarbeitete. Aber sein Staunen wuchs beim Studium der großen Rollen.

„Weißt du," sagte er, „es kommt bei dir alles so fremd und seltsam heraus. Ich mutmaße: Entweder wirst du ein großer Kerl — oder du bist ein gemeiner Hochstapler, der seinen Lehrer blufft . . . Junge, dann zerbrech' ich dir die Knochen im Leibe."

* * *

Jahre vergingen. Aber die Zeit kam, in der Alexanders Schicksal sich erfüllen sollte.

Der Studiosus bearbeitete „Romeo und Julia", strich zusammen, warf kühn Rollen hinaus, die in der Truppe nicht besetzt werden konnten, und haute ohne Federlesens eine für die Schmiere taugliche Fassung des großen Liebesdramas zusammen.

Es war nämlich eine beschlossene Sache, daß Alexander den Romeo und Angelika die Julia spielen sollte.

Die Proben begannen und wurden von dem Liebespaar mit heiligem Eifer abgehalten.

Angelika kniete sich — wie die Komödianten feststellten — mächtig herein. Während dieser Zeit konnte ihr ja Alexander nicht ausweichen. Sie hielt ihn in ihren jungen Armen und preßte ihn an sich . . . Sie küßte ihn mit heißen Lippen und funkelnden Augen. Und Alexander mußte still halten und ihre Küsse erwidern. Denn der Studiosus wurde zornig, wenn er nicht seine ganze Seele hergab . . .

„Steh' nicht wie ein Stockfisch da," herrschte er den Alexander an. „Romeo ist kein Eiszapfen — Romeo ist ein italienischer Nobile, dessen Herz in Flammen steht."

Alexander wehrte sich anfangs. — Schamhaftigkeit und Trotz rangen verzweifelt mit Spielleidenschaft und innerem Verlangen.

Er sei mit der Rolle noch nicht fertig und könne erst richtig probieren, wenn er den Text und den geistigen Inhalt völlig beherrsche.

Der Studiosus lachte grimmig auf, drückte unruhig auf seinem Regieschemel hin und her und klopfte sich beständig auf die Kniescheiben.

„Die ganze Komödie wird eingepackt," drohte er, „wenn nicht richtig

probiert wird. Nur die Prinzen aus Genieland rechnen damit, daß in den letzten Proben der heilige Geist über sie kommt. Ein anständiger Komödiant läßt sich auf derartige Fisimatenten nicht ein."

Die Angelika hörte mit verschränkten Armen und fest geschlossenen Lippen zu.

Sie dachte im stillen: Hast mich lange genug dursten und hungern lassen — jetzt will ich mich schadlos halten. Und mit verdoppeltem Spieleifer, von heißen Wünschen bewegt, ging sie an ihre Szenen.

Eines Tages redete Alexander sie unvermittelt an. „Hör' einmal," sagte er mit harter Stimme, „wir sind uns doch beide darüber klar, daß wir nur dem Zwange des Spiels uns fügen."

„Du bist ein närrischer Kerl," antwortete sie und kehrte ihm zornig den Rücken.

Sobald er aber ohne sie probierte, paßte sie mit Luchsaugen auf und kontrollierte jede seiner Bewegungen. Gelang ihm etwas Besonderes, klatschte sie leise mit den Händen zusammen, oder sie schnalzte vor Wohlbehagen mit der Zunge.

„Der wird bei seinem Auftreten angeblasen," prophezeiten die Komödianten — und der spitzbäuchige Clown riß Witze über ihn.

Man lief zum Alten und warnte vor dem Reinfall.

Angelika raste. Den Clown hätte sie fast geohrfeigt.

„Keine Ahnung habt Ihr von der Kunst," schrie sie wütend. „Aus Euch spricht nur der grüne Neid."

Der Spitzbäuchige grinste.

„Hat das Jüngferchen heiß?" fragte er höhnend . . . „Wann macht denn das Pärchen Hochzeit?"

Sie ging mit gespreizten Fingern auf ihn los, als wollte sie ihm allen Ernstes die Augen auskratzen.

„Infamer Kerl," zischte sie, und der Spitzbäuchige mußte, so rasch er konnte, Fersengeld geben.

Sie atmete tief auf.

Nichts befürchtete sie mehr, als daß solche Reden zu Alexanders Ohren kämen. Denn je kälter und abstoßender er sie behandelte, um so hungriger wurde sie nach seiner Liebe. Was hat er nur gegen mich, fragte sie sich gequält. Habe ich ihm etwas getan, daß er mich mit solcher Lust peinigt?

Sie glaubte fest an ihn. Sie empfand dunkel, daß aus seiner herben, spröden Eigenart etwas Besonderes erglühen mußte. Wie ver-

grämt konnte er plötzlich aussehen! Oder wie sieghaft vermochte sein Auge zu leuchten! Der Ton seiner Stimme schlug an ihr Herz. Und mit dem Ohr der Künstlerin hörte sie sofort heraus, wenn sein Instinkt — ohne daß er es selber ahnte — etwas über Erwarten Gutes traf.

Dann schlich sie sich leise zu dem Studiosus und machte ihn flüsternd darauf aufmerksam.

Der nickte beifällig und folgte mit melancholischen Augen dem Spiele.

„Wollen wir unsere Szenen nicht allein probieren?" hatte sie ihn einmal gefragt — und zitternd hinzugesetzt: „— ich meine nur so, weil doch die Komödie schnell herauskommen muß."

Alexander hatte sie groß angesehen und mit kalter Höflichkeit gedankt.

Das konnte sie nicht verwinden.

Und nun kam endlich die Aufführung.

Alexander war im Rausche. Er spielte, wie er es sich in seinen Feierstunden erträumt hatte . . . Es gab keine Seele außer ihm. — Er vergaß, daß es im Leben eine Angelika gab. — Er vergaß, daß der Studiosus existierte. — Und er sah keinen der Menschen, die in dem großen Wirtssaal vor der elenden Bühne Platz genommen hatten.

In dieser Stunde gab es auf Gottes Welt nur einen Romeo und eine Julia. Und er war in jeder Faser Romeo.

Im Zuschauerraum qualmten die Männer. Bläuliche Rauchwolken hüllten sie und ihre Weiber ein.

Die Frauen zogen die groben, bunten Taschentücher hervor und trockneten sich beständig die Augen.

Nur einer schmunzelte im Saal. Es war der Wirt, der ununterbrochen die Gläser füllen mußte. Denn das Stück machte heiß und dauerte lange trotz der erbarmungslosen Striche des Studiosus.

Als aber die Vorstellung beendet war, mußten Alexander und Angelika immer wieder vor den Vorhang treten.

Die Leute gebärdeten sich in ihren Beifallsbezeugungen wie toll.

Und immer wieder schob der Alte das Liebespaar vor die Szene.

Alexander gehorchte nur widerwillig. Aber die Angelika faßte den sich Sträubenden resolut bei der Hand und zog ihn mit sich.

Alexander dünkte es, als ob die Weihe des Abends von ihm genommen wurde . . . Was ging ihn diese tobende Menge an, die da unten schrie und johlte und die Handflächen wie besessen aufeinander

schlug . . . Das nämliche Schauspiel hatte er erlebt, wenn der spitzbäuchige Clown seine albernen Späße trieb. Ja, diese Beifallsäußerungen machten ihn stutzig. Er begann im stillen zu zweifeln und fragte sich im Innern, ob er nicht etwa nur auf die brutalen Empfindungen der Menschen gewirkt und dadurch — wie der Studiosus sich ausdrückte — einen billigen Erfolg erzielt hatte.

Aber aus allen diesen Grübeleien riß ihn die Angelika. Sie zog ihn gewaltsam in einen Winkel hinter der Szene, nachdem das Publikum sich endlich beruhigt und den Saal verlassen hatte.

Mit feierlicher Miene blickte sie ihn an.

„Du," sagte sie, „ich gratuliere dir von Herzen. Du hast viel mehr Talent als ich — und von Anfang an habe ich es gewußt." Und in freudiger Bewegung reichte sie ihm die Hand.

„Sprich nicht so," antwortete er beschämt, „ich fühle am besten, wie unsicher ich taste, als ob ich im Dunkelen wäre; und auf das Geklatsch der Leute gebe ich gar nichts. Wollen sehen, was der Studiosus meint."

„Ich sage bravo!" rief just in diesem Momente sein Lehrmeister und schnalzte dabei mit der Zunge. Dann drückte er Alexander liebkosend an sich.

Angelika fühlte deutlich, wie ihr Herz vor Freude hüpfte.

Und als der Studiosus sich jetzt — gleichsam um Entschuldigung bittend — mit den Worten an sie wandte: „Dir braucht man's nicht zu sagen, daß du ein geniehaftes kleines Frauenzimmer bist," wehrte sie heftig ab.

„Er hat den Erfolg gemacht — er allein."

„Na — na," knurrte der Studiosus, „erinnere ich mich recht, so heißt das Stück Romeo und Julia, und die Julia — das läßt sich nicht leugnen — hat eine gewisse Angelika gespielt. — Ich will ein Schuft sein," fuhr er fort, „wenn es heute noch drei Frauenzimmer gibt, die es dir nachmachen. Ich will mit des Teufels Großmutter tanzen, wenn — —"

Er kam nicht zu Ende.

„Wer flucht da?" unterbrach ihn der Alte. „Jetzt wollen wir tafeln und das Siegesfest feiern. Denn irre ich nicht, so wird es ein Zugstück ersten Ranges. Und du, mein Junge, kriegst heute den Ritterschlag. Darfst mit uns nachtmahlen und schläfst diese Nacht im Wirtshaus. Hast deine Sache brav gemacht, drum wirst du auch nicht ausgelacht. Gerechtigkeit muß sein — basta — Punktum. Streusand drauf!"

Das war ein großer Augenblick im Leben Alexanders.

Und doch wäre er am liebsten weit weg geflüchtet, um mit sich und seinen Gedanken allein zu sein. Siebenmeilenstiefel hätte er in diesem Augenblicke anziehen mögen, um die Menschen zu fliehen, deren Lob ihm vielleicht in der Stunde weher tat, als wenn sie ihn ausgehöhnt hätten.

Nur eines erfüllte ihn mit starker Genugtuung: die Aussicht, eine ganze Nacht allein zu schlafen und endlich wieder einmal ein frisches Bett zu sehen. Wie oft hatte er sich heimlich danach gesehnt, wenn der Regen klatschend auf das Dach des grünen Wagens fiel oder an die kleinen Fensterscheiben schlug, die so blind waren, daß man nur durch sie zu blicken vermochte, wenn der Blitz sein grelles Licht bei Sturm und Wetter aufleuchten ließ.

„Kommt jetzt!" sagte der Alte.

Und Romeo, Julia und der Studiosus folgten ihm in den geräumigen Wirtssaal, wo sie unter großem Geschrei und lautem Jubel empfangen wurden.

Es gab warme Würstchen mit Mostrich und Kartoffelsalat, geräucherten Schinken mit Brot und frischer Butter. Dazu ließ der Alte Bier und für den Studiosus ein mächtiges Glas mit Schnaps herbeischaffen.

„Studiosus, nun sagt mir offen und ehrlich," begann er die Abendunterhaltung, nachdem der erste Hunger gestillt war, „was in dem Stücke ist vom alten Shakespeare? Und was habt Ihr dazu gedichtet? Denn daß Ihr ein heimlicher Poet seid, wissen wir alle."

Der Studiosus machte ein gedrücktes Gesicht und schob gewohnheitsmäßig den langen Hals vor. Er sah ein Weilchen trübsinnig in sein halb gefülltes Glas.

„Alter," erwiderte er, „das ist ein schwieriger Punkt. Alles, was in der Komödie vom Übel ist, habe ich verbrochen — und was an Größe und Erhabenheit trotz meines plumpen Schädels nicht herauszubugsieren war — was die Leute in ihrer Einfalt ergriffen und mitten ins Herz getroffen hat — ist natürlich von dem unsterblichen großen Shakespeare. Ich trinke in Ehrfurcht und Demut auf sein Andenken mein Glas aus."

„Bravo, Studiosus! Wenn Er auf der Kanzel stände, hätte Er es auch nicht besser und schöner sagen können. Im übrigen — mache Er sich kein Gewissen daraus — Er darf trotz alledem auf seine Arbeit stolz sein. Denn es ist und bleibt ein Verdienst, Romeo und Julia auf der Schmiere zu spielen. Die draußen haben gut reden — aber unsere Vor-

stellung kann sich sehen lassen und hat bei einfachen Menschen ihre Wirkung getan. Der Erfolg ist da! Ich sage noch einmal, es gibt ein Zugstück! Herr Wirt, der Studiosus hat Durst; füllen Sie ihm das Glas."

Der Duft des starken Branntweins tränkte die Luft. Auch der Wirt sprach ihm über Gebühr zu und wurde immer redseliger, während die Miene des Studiosus einen düsteren und schwermütigen Ausdruck zeigte.

Angelika wurden die Augen schwer.

Und Alexander sehnte sich nach Alleinsein und Ruhe.

Wie auf ein Zeichen erhoben sich beide — im Korridor reichten sie sich stumm die Hände — und jedes verschwand in seiner Kammer.

Alexander lag mit weit geöffneten Augen da.

Er streckte und dehnte sich in seinem breiten Bauernbett und blickte in den ausgesternten Himmel. Er träumte von Shakespeare — von der großen Stadt, wo die Bilder hingen — und wo die Musikanten himmlische Musik machten.

Auch sein Schulmeister hatte auf der Fiedel gekratzt, und sie hatten die Mäuler aufsperren und dazu singen müssen. Und immer waren es die beiden nämlichen Stücke gewesen — „Üb' immer Treu und Redlichkeit" und „Heil dir im Siegerkranz". Allgemach war ihm der Singsang und das Gefiedel zum Halse herausgewachsen, so daß er am liebsten heimlich die Geige am Pulte des Lehrers zerschlagen hätte.

Und nun sollte — wenn man den Erzählungen des Studiosus trauen durfte — draußen im Lande eine Musik ertönen, bei der einem das Herz aufblühte. Der Rausch kommt über einen — hatte der Studiosus gesagt. Er konnte es sich nicht vorstellen.

Er phantasierte weiter. Er sah sich plötzlich auf einem dieser großen Theater spielen, mit prächtigem Kostüm angetan. Er sah, wie die Menschen atemlos lauschten und sich nicht zu rühren wagten. Und zusammen mit ihm stand die Angelika auf der Bühne, siegreicher als er die Schauspieler und das Publikum mit sich fortreißend — die Seelen der Menschen aufwühlend.

Und dann hörte er plötzlich, wie die Angelika zu ihm sagte: Du hast viel mehr Talent als ich.

Er fühlte wieder, wie auch jetzt ihm das Blut vor Scham zu Kopfe stieg. Nein, nein — das hätte sie nicht sagen dürfen! Das hatte ihn verwirrt und alle Zweifel in ihm aufgerührt.

Er und die Angelika — es war töricht, sie überhaupt nebeneinander zu nennen.

Wie seltsam sie ihn angeblickt hatte — und wie sie im Verlauf der Proben immer stürmischer geworden war. Er hatte ihr siedend heißes Blut gefühlt und den Pulsschlag ihres Herzens.

Und wie sie jammervoll auf der Bahre gelegen, da hatte er Todesschauer empfunden. Es war nicht die Julia — es war die Angelika gewesen, die den Todestrank getrunken und nun in wundervoller Schönheit ihm zu den Gefilden der Seligen winkte.

Er schrak leise zusammen.

Er wollte aufschreien. Aber eine Stimme raunte ihm zu: Rühre dich nicht, sonst ist es um dein Heil geschehen . . .

Über ihn beugte sich die Angelika.

Sie trug ein langes weißes Nachtgewand. Das aufgelöste Haar fiel über ihren Nacken . . . Sie glich einem Engel, der vom Himmel zu ihm herniedergestiegen war . . . Nur die Flügel fehlten . . .

„Laß mich zu dir," wimmerte sie, „mir ist so angst. Ich friere."

Träumte er? Oder stand die Angelika wirklich an seinem Lager?

War alles nur ein toller Spuk, den seine erregte Phantasie hervorgezaubert? . . . Oder erlebte er etwas, das seinen ganzen Menschen umwerfen und sein Schicksal von Grund aus bestimmen sollte!? . . .

Er regte sich nicht.

„Laß mich zu dir!" bat sie von neuem.

Seine Lippen bewegten sich. „Gott — o Gott!" murmelte er.

Die Augen der Angelika brannten.

Ihm war es, als ob aus ihnen Flammen hervorzüngelten.

„Du frierst?" sagte er voll Mitleid und wußte selber nicht, wie er plötzlich den Mut zu seiner Frage gefunden hatte.

Sie nickte.

„So komm zu mir, wenn dich friert."

Und vorsichtig hob er ein wenig die Decke.

Geschwind und geschmeidig wie ein Kätzchen sprang sie in das Bett und schmiegte sich an ihn.

Lange sprachen sie kein Wort.

Jedes hörte, wie die Pulse des anderen klopften.

Und auf einmal schluchzte die Angelika leise und herzzerreißend.

„Warum bist du so schlecht zu mir?" sagte sie in tiefem Leid.

„Ich bin es gar nicht," entgegnete er bewegt.

„Mit Füßen hast du mich getreten und schlechter als einen Hund behandelt. Einen Hund" — fuhr sie schmerzhaft fort — „stößt und pufft man; dann aber ist man wieder gut zu ihm, streichelt und liebkost ihn. Wann bist du zu mir gut gewesen . . . ?"

„Angelika!" schrie er gequält auf . . . „frage mich nicht; ich konnte nicht anders — — und auch jetzt — —" sein Mund verstummte, und das entscheidende Wort fiel nicht . . .

In dieser Minute ging in seiner Seele etwas Merkwürdiges vor.

Sein ganzes Leben tauchte vor ihm auf.

Er sah Agnes Feustel über das Waschfaß gebeugt — er sah den Flickschuster mit krummem Rücken auf dem Schemel — er sah den Weinküfer, wie er mit schweren, dumpfen Schritten in die Werkstatt trat und die Weinflasche geräuschvoll auf den Tisch stellte — wie der Meister sich flugs umdrehte und beifällig nickte. Und die Mutter erschauerte sichtbar — und er hätte sich am liebsten in den dunkelsten Winkel gedrückt — nur, um Herrn Ackermanns verhaßten Zügen auszuweichen. Und dann hatte die Mutter wie in einem Garten in ihrer engen Kammer gelegen, und ihr Gesicht war verklärt von unsagbarer Güte und himmlischem Frieden — und ihre Stimme hatte so weich und sanft geklungen — und ihre abgemagerten, weißen, durchsichtigen Hände hatten ihn zärtlich und lind — kaum daß er es spürte — berührt. Man hatte die Mutter in die dunkele, geheimnisvolle Erde gebettet. Und er war wie ein Flüchtling im Walde umhergeirrt, bis ganz von ungefähr Elisabeth von Sydow seinen Weg gekreuzt hatte.

Über sein Gesicht zuckte es. Er fühlte deutlich, wie aus seiner Kehle ein Weinen aufstieg — und wie er es herunterwürgte. Die alte Therese rang die ausgedörrten Hände. Und die Handelsfrau blickte ihn aus ihren hellen, scharfen Augen durchdringend an, während ihre welken Lippen sich in herbem Spotte kräuselten. Der Invalide aber stand hinter allen, stieß ein dreistes Lachen aus und spielte eine freche Melodie.

Alles hätte er ertragen — auch des Herrn Barons Totenkopf — nur das wehe Gesicht der Elisabeth und Agnes Feustels liebenden Blick, der in unerschütterlichem Vertrauen auf ihn gerichtet war, vermochte er nicht auszuhalten.

Und nun wollte er der Angelika alles — alles sagen. Sie sollte wissen, weshalb er sie so ängstlich gemieden. Aber eine geheimnisvolle Kraft verschloß ihm den Mund wie mit eisernen Klammern.

Ich kann nicht — ich kann nicht.



Wilhelm Leibl: Spinnerinnen.
Text von Gustav Falke.

„Mit Füßen hast du mich getreten und schlechter als einen Hund behandelt. Einen Hund" — fuhr sie schmerzhaft fort — „stößt und pufft man; dann aber ist man wieder gut zu [illegible] und liebkost ihn. Wann bist du zu mir gut gewesen . . . ?

„Angelika!" schrie er gequält auf . . . [illegible] nicht; ich konnte nicht anders — — und auch jetzt — — [illegible] verstummte, und das entscheidende Wort fiel nicht . . .

In dieser Minute ging in seiner [illegible] Merkwürdiges vor.

Sein ganzes Leben tauchte vor ihm auf.

Er sah Agnes Feustel über das [illegible] gebeugt — er sah den Flickschuster mit krummem Rücken auf dem Schemel — er sah den Weinküfer, wie er mit schweren, dumpfen Schritten in die Werkstatt trat und die Weinflasche geräuschvoll auf den Tisch stellte — wie der Meister sich flugs umdrehte und beifällig [illegible]. Und die Mutter erschauerte sichtbar — und er hätte sich am liebsten in den dunkelsten Winkel gedrückt — nur, um Herrn [illegible] verhaßten Zügen auszuweichen. Und dann hatte die Mutter wie in [illegible] Warten in ihrer engen Kammer gelegen, und ihr Gesicht war verklärt von unsagbarer Güte und himmlischem Frieden — und ihre Stimme hatte so weich und sanft geklungen — und ihre [illegible], weißen, durchsichtigen Hände hatten ihn zärtlich und lind — kaum daß er es spürte — berührt. Man hatte die Mutter in die dunkle, geheimnisvolle Erde gebettet. Und er war wie ein Flüchtling im Walde umhergeirrt, bis ganz von ungefähr Elisabeth von Syden seinen Weg gekreuzt hatte.

Über sein Gesicht zuckte [illegible] seiner Kehle ein Weinen aufstieg [illegible] Therese sang die [illegible] aus ihren hellen, [illegible] Lippen [illegible] allen, [illegible]

Alles hatte [illegible] das wehe [illegible] der [illegible] unerschütterlichem [illegible] vermochte er nicht auszuhalten.

Und nun wollte er der Angelika [illegible] alles sagen. Sie sollte wissen, weshalb er sie so ängstlich gemieden. Aber eine geheimnisvolle Kraft verschloß ihm den Mund wie mit eisernen Klammern.

Ich kann nicht — ich kann nicht.



Wilhelm Leibl: Spinnerinnen.
Text von Gustav Falke.

Da wichen die Schatten von ihm, tauchten in der Finsternis unter, und er spürte nur, wie die Angelika die jungen, mageren Arme fest um ihn schlang, wie ihr Mund den seinigen suchte und im Dunkel der Nacht ihre Lippen zusammenwuchsen.

„Ich halte dich und lasse dich nie mehr," sagte die Angelika. Und ihre Stimme hatte einen fröhlichen, metallenen Klang.

Alexander erschauerte.

„Du läßt mich nicht mehr?" fragte er bebend.

„Nein — nein — nein!" rief sie jubelnd.

Und ihre Augen dünkten ihn wie eine Lichtquelle, aus der er wie ein Verdursteter trank. Sie leuchteten und funkelten, und ihr Glanz blendete ihn.

Und plötzlich zündete sie das Licht an.

„Ich muß dich sehen," sagte sie. „In dieser Stunde muß ich dich sehen."

Sie erschrak vor seinem Anblick.

„Prachtvoll schaust du aus," brachte sie in scheuer Angst hervor. Und mit schwerer Zunge fügte sie hinzu: „Man kann sich vor deiner Schönheit entsetzen — nein, nein — bewege dich nicht — diese Züge will ich mir für ewig einprägen. Denn weißt du, ich lese aus ihnen eine Entschlossenheit und einen Ernst, an den man glauben muß. Ich liebe dich, Alexander, obgleich ich fühle, wie hart und grausam du zu sein vermagst."

Mit einer raschen Bewegung löschte sie die Kerze aus und küßte ihn von neuem.

Da ergriff ihn ein Rausch und ein Verlangen.

„So gehören wir zusammen," sagte er leise. „Es komme, was da kommen mag."

Und diese Nacht schuf ihre Liebe . . .

* * *

Fortsetzung in der August-Nummer.

Thomas Achelis: Völkerkunde und Ethik.

Vielfach gilt die Völkerkunde noch für ein buntes Raritätenkabinett, zur Kurzweil und Belustigung und vielleicht auch zur Erregung des so befriedigenden Gefühls, wie herrlich weit wir es doch mit unserer glänzenden Kultur gebracht. Daß wir es mit einer, wenn auch noch langsam sich entwickelnden, jedenfalls aber methodisch gefügten und nach großen Gesichtspunkten arbeitenden Wissenschaft zu tun haben, ahnen die wenigsten; ganz besonders aber wollen die zünftigen Vertreter der anderen Disziplinen, wie Sprach-, Religions-, Rechtswissenschaft usw., wenig von ihr wissen. Und doch erstrecken sich die Ergebnisse der ethnographischen Forschungen, wie wir uns noch überzeugen werden, weit hinein in die Gebiete der eigentlichen Geisteswissenschaften, insbesondere der Philosophie, — schon allein die Tatsache der Völkerpsychologie, die sich eben ganz und gar auf die Völkerkunde stützt, sollte zu denken geben. Sehr anschaulich hat einmal Altmeister Bastian (zunächst vom Standpunkt des Ethnographen aus) diese durch die wachsende Fülle des von allen Seiten zuströmenden Materials psychologische Bedeutung seiner Wissenschaft geschildert: Als mit Beginn ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angesammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Übereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich deckten unter ihren lokalen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Betrachtung getäuscht worden; bei näherem Eindringen jedoch ließ sich bald die nur lokale Färbung von dem überall gleichartig darunter waltenden Gesetz scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappiert, vom Zufall zu sprechen, aber ein stets wiederholter Zufall negiert sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Koinzidenzen, und bald war, wie immer, der „geheime Bautrieb" bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Übertragungen und Künsteleien monströse Völkerbeziehungen schürzend.

Das war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf dem so schlüpfrigen Gebiet, wie dem psychischen. Jetzt infolge des sich teilweise erschöpfenden Materials haben leitende Gesetze sich von selbst zusammengeschlossen und dürfen so als nicht mit subjektiver Absicht, sondern rein objektiv gewonnen, auf naturgemäße Begründung Anspruch erheben. Von allen Seiten, aus allen Kontinenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Notwendigkeit. Allerdings ist unter klimatischen oder lokalen Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen, aber in beiden schafft das gleiche Wachstumsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt. Und so finden wir den Griechen unter seinem weiten Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Skandinavier an nebliger Küste, anders die Mythologie des Inders in wunderbaren Gestaltungen des Urwalds, und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Überall aber gelangt ein schärferes Vordringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken unter dem Gange des einwohnenden Entwicklungsgesetzes festzustellen sowohl für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen, wie für die religiösen, also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestierten Wachstumsgesetze des Menschengeistes, das bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen (der Völkergedanke, S. 8). Um das zu verstehen, bedarf es freilich noch der Berichtigung eines verhängnisvollen, uns von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts überlieferten Irrtums.

Für die ethnologische Auffassung ist die Kongruenz von Recht und Sitte (wenigstens auf den Anfangsstufen der Entwicklung) eine ausgemachte Tatsache, die bezeichnenderweise dem ungeschichtlichen Rationalismus entgangen ist. Während ein in unglücklicher Vereinsamung aufgewachsener Mensch unzweifelhaft richtig zu denken imstande wäre, obwohl sich sein Gesichtskreis notwendigerweise immer mehr verengen müßte, würde man bei einem solchen Verstoßenen von sittlichen und rechtlichen Vorstellungen, die eben erst auf dem Boden sozialer Beziehungen erwachsen können, nichts spüren. Jene Spaltung mithin zwischen den äußeren formalen Rechtsbestimmungen und den widerstreitenden sittlichen Regungen, die in der hohen Kultur eine Fülle herzbrechender tragischer Konflikte erzeugen, existiert für jene Epoche primitiver Gesittung noch

nicht. Das ist vielmehr so wenig der Fall, daß wir mit untrüglicher Sicherheit aus der ganzen Struktur einer derartigen Organisation, aus bestimmten Gebräuchen und Einrichtungen auf die Eigenart der herrschenden moralischen Anschauungen zurückschließen dürfen. Daraus ergibt sich erstlich, daß nicht das Individuum als solches in seiner angeblichen Alleinherrlichkeit sich seine Moral erzeugt, sondern daß diese vielmehr das organische Produkt der geselligen Beziehungen ist, in denen der Mensch aufwächst. So wenig der einzelne in diesem lebendigen Prozeß zu entbehren ist, wie er vielmehr der natürliche Mittelpunkt für alle verschiedenen sozialen Strömungen ist, so sehr gewinnt doch diese Entfaltung erst den rechten Gehalt und Wert durch die objektiven gesellschaftlichen Einflüsse. Erst unter diesem Gesichtspunkte wäre eine in sich zusammenhängende Geschichte der menschlichen Persönlichkeit denkbar. Zweitens aber, und das ist für unsere weitere Betrachtung besonders wichtig, erklärt sich aus der Gleichartigkeit von Recht und Sitte ganz ungezwungen die schon von den alten Sophisten, wenn auch einseitig, betonte Relativität unserer sittlichen Anschauungen. Je nach dem eigenartigen Charakter der betreffenden Organisation schwankt auch naturgemäß das Maß der sittlichen Anforderungen und Beurteilungen. Zur Veranschaulichung dieses grundlegenden Satzes entnehmen wir den Schriften eines hervorragenden vergleichenden Rechtsforschers einen kurzen Abriß, wo es u. a. so heißt: Man verbiete einem Tscherkessen oder Montenegriner die Ausübung der Blutrache, und er wird dies als einen Akt schreiendsten Unrechts empfinden; man mute einem zivilisierten Europäer zu, Blutrache zu üben, und er wird erwidern, daß er damit ein Unrecht begehen würde. Der patriarchalische Häuptling, der seine Tochter aus Stammesrücksichten ihrer Neigung zuwider an einen Harem verkauft, findet unter seinen Stammesgenossen keinen Tadel; er sorgt, wie es ihm zukommt, für das Beste seiner Tochter, und er wird im Widerstreben seiner Tochter nur einen Frevel wider seine patriarchalische Autorität finden. Der gebildete Europäer würde eine solche Handlung als Unrecht empfinden. Der Muselmann, welcher vom Glauben seiner Väter abfällt, weiß, daß er sich dadurch eines todeswürdigen Verbrechens schuldig macht; der christliche Europäer beansprucht, als ihm von Rechts wegen zukommend, vollständige Gewissensfreiheit in religiösen Dingen. Der Deutsche des Mittelalters empfand, daß dem Geräderten, Verbrannten oder lebendig Gesottenen recht geschehe; der Deutsche des 19. Jahrhunderts würde solche Strafen als schreiendes Unrecht emp-

finden. Bei den Somalis ist der Räuber ein Ehrenmann, der Mörder ein Held, und der Alfure gelangt erst zur vollen Menschenwürde, wenn er einen Menschen erschlagen hat, darf sich daher auch nicht eher verheiraten. Bei jedem Kulturvolk ist der Räuber und Mörder lediglich Verbrecher. In China erhält der Arzt, welcher ein Rezept unregelmäßig schreibt, Prügel, — unserm Rechtsbewußtsein würde das schwerlich entsprechen. Nach dem Gesetzbuch Manus soll dem Çudra, welcher einen Brahminen auf seine Pflichten hinweist, glühendes Öl in Ohren und Mund gegossen werden, und der alte Ägypter fand es selbstverständlich, daß derjenige, der auch nur aus Versehen einen Ibis getötet hatte, sterben müsse. Wir würden das für verrückt halten (Post, Bausteine für eine allgem. Rechtswissenschft. I., 60). Diese Blütenlese ließe sich mit leichter Mühe vergrößern, aber unserem Zwecke genügt es, um diese Abhängigkeit des sittlichen Urteils von dem jeweiligen kulturgeschichtlichen Milieu zu begründen, mindestens für den Durchschnittsmenschen, mit dem wir zunächst zu rechnen haben. Der freiere Geist erhebt sich eben über diese Schranken und ist deshalb auch bezeichnenderweise viel eher zur Milde und Verzeihung geneigt, als der fanatische, in Vorurteilen befangene Zeitgenosse, dem jede weitere sozialpsychologische Vergleichung abgeht. Ebenso leuchtet ein, weshalb die innerhalb des engen Stammesbezirkes schwer bestraften Handlungen außerhalb dieser Sphäre völlig unanstößig sind, vielleicht Ruhm und Ehre einbringen. Der Mord eines Stammesgenossen wird empfindlich geahndet, wer aber einen auswärtigen Feind erschlägt, wird mit den höchsten Ehren gefeiert. Aber das freilich möchten wir noch einmal ausdrücklich betonen, bei aller sozialen Abhängigkeit besitzt der Mensch ein ursprüngliches, eben nicht weiter ableitbares Gefühl für das Gute und Schlechte; so sehr dies letztere ein Produkt der Erfahrung und äußeren Organisation ist, so wenig läßt sich dies entscheidende Sollen, das rein formal allem Inhalt vorangeht, aus den kulturgeschichtlichen Verhältnissen erklären.

Um diese langsame, leider auch mit gelegentlichen bedauerlichen Rückfällen in die Barbarei verbundene Entwicklung der Sittlichkeit zu verstehen, liefert uns die Völkerkunde für alle Stufen der Gesittung ein außerordentlich reichhaltiges Material. Dahin gehört in erster Linie alles, was in das heikle Gebiet der sexuellen Moral hineinschlägt, die Wertschätzung der Keuschheit, dann der Frau im allgemeinen, der Ehe usw. Nur einige Andeutungen mögen genügen; bei dem ursprünglichen Matriarchat, wo lediglich die mütterliche Abstammung gilt, kann begreif-

licherweise von einem innigen Pietätsverhältnis zwischen dem Vater und seinen leiblichen Söhnen, die eben gar nicht zu seiner Hausgenossenschaft gehören, nicht die Rede sein, genau genommen auch nicht, wunderlich genug zu sagen, zwischen Mann und Frau, sondern zwischen Bruder und Schwester. Die eheliche Treue ist vielfach durchaus an die Willkür des Mannes geknüpft, der die Gunst seiner Frau nach Belieben verschenken darf, — doch Keuschheit, im modernen Sinne als Tugend betrachtet, ist ein relativ sehr spätes Kulturprodukt. Selbst der stärkste natürliche Instinkt, die Mutterliebe, wird gelegentlich durch brutale andere Triebe überwuchert; die mit völliger Gelassenheit geübte Beseitigung des keimenden Lebens und andere entsetzliche Greuel mehr, die man uns von den Südseeinseln, diesen Stätten reinster Unschuld, wie das schwärmerische 18. Jahrhundert sie verherrlichte, berichtete, lassen darüber keinen Zweifel aufkommen. Nicht minder kraß tritt uns in weitester Verbreitung, die man fast universell nennen könnte, der Kannibalismus und das Menschenopfer entgegen, eine mit religiösem Nimbus umkleidete Sitte, die man nicht allein, wie häufig versucht, aus physiologischen Gründen ableiten kann. Typisch ist ferner die immer wieder auftretende und für die Bewirtschaftung der Kolonien so verhängnisvolle Arbeitsscheu der Naturvölker, mindestens ihre ausgeprägte Abneigung gegen regelmäßige Beschäftigung. Zeigt sich bei ihnen doch schon in der gewöhnlichen Lebensführung dieses haltlose Schwanken zwischen Extremen, zwischen viehischer Völlerei und Fresserei mit allen schauderhaften Begleiterscheinungen, und andererseits zwischen Darben und Hungern, — eine weise Sparsamkeit, ein kluges Schonen der Vorräte ist nahezu unbekannt. Denselben Gegensätzen begegnen wir auf dem sittlichen Gebiet, einem uns völlig unbegreiflichen Wechsel von Gutmütigkeit, ja Weichheit des Empfindens und gräßlicher Bestialität, die eben nichts verschont. Eigentlich tieferes, ethisch begründetes Mitgefühl oder gar Reue ist den Vertretern niederer Gesittung gleichfalls fremd, sie sind Kinder des Augenblicks, lediglich beherrscht von den jeweilig stärksten Stimmungen und daher in ihrer Launenhaftigkeit und Reizbarkeit jeder strengen Zucht und Pflichterfüllung abhold. Der Begriff der Pflicht überhaupt, d. h. eines lediglich aus ethischen Beweggründen entsprungenen Tuns, ist ihnen noch gar nicht aufgegangen. Wie sollte man auch eine solche Abstraktion von solchen sinnlich veranlagten Menschen verlangen? Darin, in dieser törichten Verkennung liegen beiläufig bemerkt so viele Mißgriffe der christlichen Missionare begründet. Und endlich aus demselben Mangel an Stetigkeit und sitt-

licher Unterordnung erklärt sich auch die völlige Abwesenheit einer planmäßigen Erziehung, die Kinder werden verhätschelt und zu Tyrannen ihrer Umgebung gemacht, während umgekehrt wieder die Wertschätzung ihres Lebens, gerade so wie der leistungsunfähigen Greise, eine ganz niedrige ist. Wie ausschlaggebend die krasse Nützlichkeitserwägung ist, das zeigt so recht auffällig die wahrhaft klassische Antwort eines Buschmanns auf die Frage eines Missionars, was gut und schlecht sei: Gut ist, wenn ich dem Nachbar eine Kuh stehle, schlecht, wenn er sie mir stiehlt. Damit hängt dann ebenfalls der ewige Kriegszustand, die fortwährende Menschenjagd zusammen, die das Tagewerk des Wilden ausmachen; die Jägerstämme kennen noch nicht einmal die Schonung der Kriegsgefangenen aus nationalökonomischen Gründen, alles, was Feind ist, wird erbarmungslos niedergemetzelt, bis sich der wahnwitzige Blutdurst der Sieger gesättigt hat.

Alle diese Tatsachen zeigen für jeden unbefangenen Beurteiler, daß, wie schon oben erwähnt, die Annahme einer absoluten Moral unstatthaft ist; dasselbe gilt von dem Gewissen, das vielfach auch noch als untrügliches Organ des sittlichen Bewußtseins gefaßt wird. Es genügt demgegenüber auf die früher angeführten ethnologischen Belege zu verweisen, die eben ganz unbestreitbar die völlige kulturgeschichtliche Abhängigkeit dieses Wertmessers veranschaulichen. Erst in dieser Perspektive wird es uns auch verständlich, wie der einzelne Mensch ein Zentrum sittlicher Ideen zu werden vermag; denn hier erscheint er eingefügt in einen bestimmten sozialen Zusammenhang, der ihn ebenso unausweichlich umgibt, wie die physische Atmosphäre, so daß er sich ihr höchstens anzupassen hat, wie Herbert Spencer das in seinen ethischen Untersuchungen ausgeführt hat. Das Individuum ist der konkrete Ausdruck des jeweiligen moralischen Typus, wie er der ganzen Organisationsform eben eigen ist; Moralität heißt somit nichts anderes als die Kongruenz des Individuums mit dem Charakter des ihn tragenden Organismus. Je weniger dieser Ausgleich, diese Harmonie erreicht ist, um so kläglicher und kümmerlicher wird die Entwicklung des einzelnen verlaufen, weil es an dem erforderlichen Nährboden dafür fehlt. Die ethnologische Auffassung verlegt mithin die Beurteilung von der zufälligen, rein persönlichen Entscheidung des Individuums, von dem transzendent gedachten Gewissen auf den eigenartigen Charakter der betreffenden Organisationsstufe. Hierdurch ist erst für jede weitere Untersuchung ein verläßlicher Ausgangspunkt geschaffen. Moral und Sitte erscheinen so als natur-

gemäße Produkte einer Differenzierung des einzelnen im Kampfe mit oder in der Anlehnung an die gegebenen Existenzbedingungen. Das Moralprinzip schwebt nicht in ätherischer Isolierung, in wolkenverschleierter Metaphysik über dem wirklichen Verlauf der Dinge, sondern erscheint vielmehr als unmittelbarer Ausdruck der realen Beziehungen, die sich für einen jeden aus seinem Verhältnis zu der ihn tragenden Organisationsform ergeben. Deshalb wird uns diese ethische Forderung, diese soziale Stufe mit allen Kräften zu fördern, auch durchaus begreiflich, es ist gleichsam die Anwendung des bekannten Spinozistischen Spruches, den er an die Spitze jeder Entwicklung stellte, nämlich: Suum esse conservare, auf die sittliche Sphäre. Von dieser kann erst die Rede sein, wie wir uns zu Anfang überzeugten, in der unmittelbaren Wechselwirkung mit andersgleichen, also im sozialen Zusammenleben, das isolierte Individuum ist lediglich eine Erfindung des schlecht beratenen philosophischen Elektizismus, z. B. eines Rousseau. Das angeblich völlig autonome, transzendente Sittengesetz ist nichts weiter als der konkrete Niederschlag aller mannigfaltiger sittlicher Regungen, die dann auf dem Wege der Erziehung und Vererbung als integrierende Bestandteile der Humanität späteren Geschlechtern überliefert werden. Alle Stufen der kulturgeschichtlichen Entwicklung zeigen einen stetigen Kompromiß zwischen den Ansprüchen, welche die Selbständigkeit und Wohlfahrt des betreffenden Organismus stellt, und denen, die die persönliche Sicherheit betreffen. Und dabei ergibt sich das Resultat, daß wir ein schrittweises Zurückgehen der Anforderungen konstatieren können, die die Gesellschaft erhebt, und dagegen eine Verstärkung individueller Wünsche, — eine bloße Vergleichung des antiken Menschen, dessen sittliches Lebensideal ganz und gar in dem des Bürgers aufging, mit den unveräußerlichen Rechten, die wir vom modernen Standpunkt aus für unsere persönliche Selbständigkeit in Anspruch nehmen, und zwar ohne jede weitere psychologische Begründung, erweist das zur Genüge. Je mehr mithin auch die Hemmungen des allgemeinen Wohlstandes wegfallen (durch Verminderung der Kriege, Wertschätzung friedlicher Tätigkeit, Pflege und Förderung sozialer Tugenden usw.), desto mehr wird die Herausbildung individueller Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit, sittlicher Veredlung und Charakterreife ein Hauptzweck der praktischen Ethik werden.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein, einen Entwurf der Ethik zu liefern, wie er sich etwa auf Grund kulturgeschichtlicher und ethnographischer Tatsachen ausnehmen würde; im übrigen

liefern in dieser Hinsicht manche moderne Untersuchungen, — es sei nur auf das bekannte Buch von Herbert Spencer, Die Tatsachen der Ethik (Stuttgart 1879), auf Laas, Idealistische und positivistische Ethik (Berlin 1882), auf Rolph, Biologische Probleme, zugleich als Versuch einer rationellen Ethik (Leipzig 1882) u. a. hingewiesen, gute Ansätze. Jedenfalls ist so viel klar, daß nur ein verläßlicher, empirischer Unterbau eine weitere metaphysische, spekulative Systematisierung zu tragen vermag. Und eben dafür liefert die reiche Rüstkammer der Völkerkunde das ausreichende, selbstverständlich zuvor genau kritisch gesichtete Material. Gerade die früher auch schon erwähnten völlig einseitigen, subjektiven Anschauungen, die je nach dem besonderen Standpunkt bald eine optimistische, bald eine pessimistische Färbung annehmen, gehören nicht in eine wissenschaftlich veranlagte Ethik. Wie wichtig aber andererseits eine derartige sorgfältige Fundamentierung des ganzen Gebäudes ist, das mögen zum Schluß noch die warnenden Worte des Altmeisters der Ethnologie, Adolf Bastians, bekunden, der den Sprachforschern, die die Mythologie lediglich vom indogermanischen Standpunkt erklären wollten, zurief: Die Kultur des Westens hat nie jene Warnung des chinesischen Weisen beachtet, daß es zu früh sei, den Himmel zu erforschen, bevor die Erde gebaut sei. Wenn man die Avestas und Vedas studiert, um den weit verbreiteten Feuerkultus zu erklären, so darf man kaum erwarten, die unendliche Verschiedenheit individueller Ansichten je auf eine für alle gleichmäßig genügende Einheit zurückzuführen. Der Student unseres Nordens steckt seine Lampe mit einem Streichholz an, breitet die Bücher einer vergangenen Zeit vor sich aus und sucht nun Phtah-Hephästos, zieht Vergleichungen zwischen Vesta, Brahm und Agni. Das heißt meiner Ansicht nach die Sache am Ende statt am Anfang beginnen. Weshalb bedenkt er nicht zunächst, daß Streichhölzer eine sehr moderne Erfindung sind, daß im Altertum die Erzeugung des Feuers mit den höchsten Schwierigkeiten verknüpft war, wie sie noch jetzt unter Wilden stundenlange Vorbereitungen erfordern? Der Luzifer, der uns so zur Gewohnheit geworden ist, daß wir nie daran denken, darüber nachzudenken, gehörte einst zu dem Mysteriösen der Wunder, zu den Wundern, die eine um so mächtigere Gewalt auf das menschliche Gebiet ausüben mußten, da von dem Eintreten desselben alle Bequemlichkeiten nicht nur, sondern auch die ersten Bedürfnisse des Lebens, besonders in kalten Gegenden, abhingen. Hieraus wird sich leicht verstehen, weshalb überall das heilige Feuer in den Kapellen leuchtete, weshalb ihm seine Hüter

bestellt waren und sein Kultus in die Anordnungen der ganzen Staatsverfassung, wie in jede Verrichtung des Privatlebens, eingriff. Hier haben wir eine fest umschriebene, sichere Anschauung, die nicht durch die subjektiven Gedankenoperationen eines Philosophen geschaffen ist, sondern die mit Notwendigkeit aus den einfachsten Verhältnissen des untersten Naturzustandes emporgewachsen ist und hat emporwachsen müssen, eine Anschauung, die wegen des mit ihr verknüpften materiellen Interesses zugleich den durchgreifendsten Eindruck auf die stumpfsinnigsten Barbaren hat machen müssen, und die nun graduell, mit der Verfeinerung und Ausbildung desselben, sich auch selbst zu immer feineren und geistigeren Auffassungen abklären wird. (San Salvador S. 342.) Genau dasselbe gilt für die Ethik.

Gabriele Reuter:
Die Erziehung zum Glück.

Wenn ich an dieser Stelle über „Menschliches Glück" schreiben will, so muß ich gleich damit beginnen, einem oder dem andern meiner Leser eine Enttäuschung zu bereiten.

Ich habe nämlich trotz aller Gedankenkulturen, die ich mit dieser Materie angestellt habe, den Glücksbazillus noch nicht gefunden — ebensowenig den herrlichen Impfstoff zu brauen vermocht, den man sich nur unter die Haut zu spritzen braucht, um sofort jene leichte helle Seligkeit in der Brust zu spüren — jenen stolzen Mut zu allen undenklichen Taten, — jenes erhöhte Lebensfeuer, das Kopf und Herz und alle Glieder durchströmt — jenes tief-beruhigte und doch über alle Erdenschwere und allen Erdenjammer mit Götterlust hinwegtanzende Gefühl, das wir „Glück" zu nennen pflegen!

Nein — ich habe den Bazillus und den Impfstoff nicht gefunden und kann hier ein probates Rezept zur sichern Glücksgewinnung nicht geben. Trotzdem glaube ich, daß es seine nicht wegzuleugnenden Reize hat, miteinander über das „Glück" zu plaudern, selbst bei einer gewissen Aussichtslosigkeit, greifbare Resultate zu erzielen. Wie könnte man das auch bei einem Stoff, der eigentlich nichts weiter als eine Illusion darstellt!

Das „Glück" hat es gemein mit der „Liebe": jeder Mensch beschäftigt sich gern damit, auch wenn er selbst zu den Enterbten des Schicksals gehören sollte.

Ich denke da an ein paar alte Jungfern, Schwestern, die alle Nachmittage ihr stilles Kaffeestündchen mit Gesprächen über „die Liebe" würzten — unbekümmert darum, daß Amor schwerlich mehr bei ihnen Einkehr halten würde! Kam dann eine Freundin und sah die alten Dämchen mit glänzenden Augen und erhitzten Wangen die Köpfe zusammenstecken, so riefen sie ihr ganz zufrieden und fröhlich entgegen: „Wir sin mal wieder bei's Thema." Eine weitere Erklärung hielten sie gar nicht für notwendig!

Es gab für sie in der Welt eben nur ein Thema! Und ist's nicht so?

Es gibt im Grunde für jeden Menschen nur ein Thema und ein Leitmotiv seines Lebens — wie er glücklich zu werden vermag.

Der eine strebt und ringt danach mit aller Macht seines Willens, seiner Energie — bringt diesem Ringen rücksichtslos sein und seiner Liebsten Leben zum Opfer — der andere blickt seufzend und träumend dem goldenen Feenvogel nach, der über ihm in blauen Lüften gaukelt, und klagt: Ach, wäre er mein — wie selig wollt' ich sein! Aber die Hände liegen ihm dabei im Schoße und er rührt keinen Finger, den Schatz zu gewinnen.

Nur sind die Menschen mehr oder weniger ehrlich im Bekennen zu dem Hauptinhalt ihres Lebens. Ja, es hat ganze Zeiten gegeben, wo es beinahe für Frivolität galt, für eine böse und irreligiöse Gesinnung, wenn man so etwas wie „Lebensglück" für sich in Anspruch hätte nehmen wollen. Arbeit und Pflichterfüllung sollten die einzigen Leitsterne sein. In Buße und Tränen sollte man durch dieses Jammertal wandern und kreuzigen des Herzens Gelüsten. Aber geschah dies nicht nur, um für ein kurzes und buntes ein langes sicheres, für ein vergängliches ein unvergängliches Glück zu gewinnen? Und brachten die Inbrünste des Gebetes — die Kasteiungen des Fleisches — die Entzückungen religiöser Schwärmereien nicht vielen eine tiefere, bebendere, glühendere Seligkeit als alle verschmähten Genüsse dieser Erden?

Es gibt so unendlich viele Variationen des einen Begriffes „Glück" — beinahe so viel als da Herzen schlagen, die glücklich zu sein begehren. Das Bild des Glückes sieht in der Phantasie der Menschen so verschieden aus, wie das Bild Gottes! Und wer weiß, ob allerletzten Endes, im Urgrund der Ewigkeiten, nicht beide Bilder zu einem werden — und Gott und das Glück die mystische Einheit bilden, zu der wir durch rätselhafte Daseinsgesetze getrieben, auf dunklen schauerlichen Umwegen alle früher oder später einmal hingelangen werden. Und wir suchen nur Worte für Unaussprechliches — Begriffe für Unbegreifliches — wir suchen in Zeit und Raum zu bannen, was hinter der Zeit und hinter dem Raum verborgen liegt.

Ist es also dem Menschen eingeboren, in irgend einer Form — mag sie noch so bizarr und töricht sein — dem Glücke entgegenzustreben, so ist die Frage wohl nicht abzuweisen, ob er sich zur Erreichung dieses Zweckes und Zieles seines irdischen Daseins — ja vielleicht seiner

transzendentalen Bestimmung — nicht ernsthaft und bewußt auszubilden, zu erziehen habe, statt blind und dumm auf lauter labyrinthischen Nebenwegen um den Mittelpunkt seines Seins im Kreise herum zu tappen.

Sich selbst zu erziehen habe . . . Denn Selbsterziehung ist doch schließlich von allen Erziehungsmethoden bisher die probateste und sicher die wirkungsvollste geblieben. Das Ergebnis der Erziehung anderer, seien es Kinder oder Erwachsene, ist immer zweifelhaft. Gerade dort, wo es am zielbewußtesten ausgeführt wird, entsteht oft nur eine äußerliche Dressur. Am stärksten sind die Eindrücke, die dem werdenden Menschen ohne pädagogische Absicht, durch zufällige Worte, durch Schicksalsschläge, durch erschütternde oder erhebende Beispiele geboten werden.

Also gälte es die Selbsterziehung zum Glück — zur sichern Wahl eines schönen würdigen Glückes, das unserer Individualität angemessen sei. Ja — aber: Wahl? Ist Glück nicht ein Zufallsgeschenk, das mit freier Wahl nicht das mindeste zu tun hat?

So scheint es freilich dem flüchtigen Beobachter. Wer aber die Geschicke der Menschen tiefer durchdenkt, wer nur den eigenen Lebenslauf wie den seiner Freunde mit feinerer Sonde erforscht, der wird überall zu der Erkenntnis kommen, daß letzten Grundes doch die eigene Natur, der Charakter und das Temperament — die Totalität seines geistigen und seelischen Wesens einem jedem seine Bahn weist — ihn dieses Gut ergreifen, jenes fahren läßt, ihm dort Früchte schenkt, wo seine Freunde nur Dornen und Disteln erspähen können, ihn, wo andere schwelgen, mit Dégout sich abwenden läßt.

Deshalb ist es auch so unendlich schwer, unsere nächsten, liebsten Menschen zu beglücken! Fast niemand vermag bei solchen Versuchen von den eigenen Bedürfnissen zu abstrahieren — sich in die Erfordernisse einer ihm fremden, wenn auch geliebten und bewunderten Natur hineinzuversetzen. Esse ich gern Birnen, so sollst du auch welche haben, und wenn du zwanzigmal lieber Kohl essen würdest. „Mein Friedrich schenkt so egoistisch!“ klagte einst eine Ehefrau. — Und das gilt nicht nur von Weihnachtsgeschenken — es gilt auch vom Schenken von Seele zu Seele.

Dein Glück braucht nicht das meine zu sein — und dennoch kann ich dich lieb behalten! Wenn wir uns das nur öfter sagen wollten im Verkehr mit unseren Angehörigen. Wir werden es uns sagen, wenn

wir mehr als bisher unseres eigenen Wollens sicher werden. Wenn wir uns zu dem Ernst erziehen, der auch ein uns von diesen Nächsten aufgedrängtes Glück abweisen kann, wenn wir fühlen, daß es uns nur zu Verwirrung und Angst statt zu Klarheit und Frieden führen würde. Und gehört Selbsterziehung, strengste Selbsterziehung nicht dazu, um die Kraft zu erwerben, das von uns erwählte Los nicht beim ersten Ansturm von außen, bei jeder müden Stimmung wieder zu bereuen, sondern sich von ihm ganz durchdringen zu lassen —! Kraft — das eigenste Geschick wahrhaft genießen zu können, sich von ihm emportragen zu lassen zu den freien Höhen der Güte, der Heiterkeit, der Wahrhaftigkeit — sich von ihm durchwärmen zu lassen zur Andacht vor dem göttlichen Lichtquell, dem es entströmt!

Aus dieser göttlichen Einheit, diesem ewigen Endpunkt und Urquell ergießen sich, den vier Strömen des Paradieses vergleichbar, vier große Lebensströme in unser sichtbares Erdendasein, um unser seelisches Wachstum zu tränken und zu nähren.

Wir wollen sie bezeichnen mit den vier Namen:

Ethisches Glück,
Geistesglück,
Herzensglück,
Sinnenglück.

Durch zahllose Nebenflüsse und Kanäle werden sie bereichert, gegliedert und verbunden.

Es ist immer eine mißliche Sache, das Gefühlsleben, das so unzählbare Farbennuancen aufweist, etikettieren und in gesonderte Fächer teilen zu wollen. Es geschieht hier auch nur, um zu einem leichteren Überblick zu gelangen.

Das ethische Glück besteht hauptsächlich:

In der Selbstveredelung,
im Wirken für ein Ideal,
im Wohltun,
in der Pflichterfüllung,
in der Entsagung und
im Glück des Leidens
bis zur Selbstaufopferung,

und es gipfelt im Tode für eine Idee, für eine Überzeugung, für Vaterland, Liebe und Gott.

Das Geistesglück erfüllt uns

im Streben nach Erkenntnis,
in jeder Art von geistiger Arbeit
und geistigem Erfolge,
im Bewußtsein der Macht über Menschen,
im Genuß von Dichtung,
Kunst und Musik,
in künstlerischem Selbstschaffen,
in religiöser Erhebung.

Das Herzensglück umfaßt alle unsere Gemütsbeziehungen zur Familie und zu unsern Nebenmenschen.

Es gliedert sich in:

Kindesglück, das beschlossen wird durch die Gefühle des Vertrauens und der Hingabe an Eltern, Lehrer, Geschwister.

In Liebesglück,
Eheglück,
Vater- und Mutterfreuden,
Freundschaftsbeziehungen
und das Verhältnis zu Beamten,
Untergebenen, Dienstboten.

Auch das Sinnenglück umfaßt ein gar weites Gebiet menschlicher Freuden. Wir müssen ihm zurechnen: Den Genuß an der Natur in seinen tausend farbenprächtigen Schattierungen, von der Lust am belebenden Sonnenschein, vom Anblick des gestirnten Himmels, des ungeheueren Hochgebirges, der wogenden Meeresfläche, bis zur Freude an der kleinsten Blume und ihrem Duft, am schönen Tiere wie am schönen Menschen mitsamt seinen schönen Kleidern. Aller Genuß, den uns ein ausgebildeter ästhetischer Geschmack gewährt, gehört schließlich doch mit zum Sinnenglück, wenn er auch im Geistigen seine Wurzel haben mag. Und das Behagen, das der Mensch an gesunder und erlesener Nahrung, an guten wie an bösen Getränken findet, sei nicht vergessen. Dann folgt das weite Gebiet der Erotik mit ihren verschlungenen Wegen und Irrwegen, die zu den süßesten Blumengefilden wie in die finstersten Lasterhöhlen führen. Auch von hier schlingen sich Gott sei Dank unzählige Fäden hinüber zum Herzensglück in der Liebe, in der Ehe — ja, führt nicht ein seltsam steiler Pfad aus dem Labyrinthe der Erotik direkt hinauf zu den scheinbar überirdischen Verzückungen religiöser Schwärmer und Schwärmerinnen?

Erwähnen wir zuletzt noch das Glück im rein vegetativen Wohl-

befinden, wie in der Freude an der erworbenen körperlichen Gewandtheit im Sport, im Tanzen, Schwimmen, Laufen, wie in der friedvollen Ruhe, die der Abend und der liebe Schlaf uns schenken, so dürfte wohl der Kreislauf menschlicher Glücksempfindungen annähernd skizziert sein.

Sollte man vielleicht bemerkt haben, daß ich unter allen Glücksfaktoren einen vergessen habe — das Geld? Ja wirklich, ich sah es in keinem der vier Lebensströme schwimmen, ich konnte es in keiner Rubrik unterbringen. Sollte es also vielleicht gar nicht zum Glück gehören — das Geld, was doch den Lebensinhalt so vieler Menschen bildet? Ach, sie verwechseln den Zweck mit dem Mittel, sie krönen den Sklaven und Diener mit der Königskrone des Herrschers!

In den wechselnden Weltläufen und Kulturstadien scheint bald der eine bald der andere der vier Lebensströme von überwiegendem Einfluß gewesen zu sein und die Ideale der Völker gemodelt zu haben. In Zeiten großer religiöser oder freiheitlicher Erhebungen und in gewaltigen Völkerumwälzungen waren die ethischen Mächte und jene geistigen Kräfte, welche mit den ethischen am innigsten verflochten sind, die treibenden Elemente. „Was schert mich Weib, was schert mich Kind, laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind!" ruft der Krieger, und das zarte Mägdlein drängt sich aus dem Elternhause zum schaudervollsten Martyrium, Kinder beantworten den Peitschenhieb des rohen Henkers mit verklärtem Lächeln. Jubelhymnen erklingen unter dem Gebrüll der wilden Tiere, und bei jauchzendem Fanfarengeschmetter werfen sich Tausende in den blutigen Tod. — — — — — — — — — — —

Dann wieder folgen Zeiten, wo die Menschheit in der Pflege friedlichen, engumgrenzten Herzensglückes gleichsam ausruht von den Krämpfen, von denen sie durchschüttelt wurde, wo das Einzelleben des Individuums in Liebesgefühlen und schönen künstlerischen Empfindungen eine erhöhte Bedeutung gewinnt. Sie werden nach dem Verlaufe der Jahre abgelöst von hartem Ringen um neuen geistigen Besitz, von einem eifrigen Bemühen um die Erforschung der Wahrheit, wie aller Wirklichkeiten unserer Erdoberfläche und aller Geheimnisse der Naturgewalten. Und möglicherweise als eine notwendige Reaktion gegen solche höchstgespannte geistige Arbeit ergreift die Massen — wie wir es in der Gegenwart sehen — eine unbändige Gier nach Sinnenglück, in seinen verfeinerten wie in seinen rohen Formen.

Das Vorwiegen eines Glücksideals ist niemals von allzu langer Dauer — es wird stets durch die Einwirkungen anderer Ideale und

Glücksträume eingedämmt und in gesunde Schranken zurückgestaut, wenn es sie überflutet haben sollte.

Nur wer aus allen den vier Lebensströmen trinkt, wird sich zu einem reichen vollendeten Dasein entwickeln, wird beim Scheiden von dieser Erde bekennen dürfen, daß er wahrhaft gelebt habe.

Wehe dem Menschen, der in unheilvoller Verblendung, in geistigem Dünkel oder in geistiger Trägheit sich auf den Genuß eines einzigen der vier Ströme beschränkt und die anderen flieht oder gering schätzt. Er wird leicht an seiner Seele Schaden leiden, und sein Glück wird in verhängnisvoller Einseitigkeit ihm zum tragischen Schicksal werden.

Aber wir wollen auch nicht in die Oberflächlichkeit verfallen zu leugnen, daß in eines Menschen tragischem Schicksal die Erfüllung seiner tiefsten Glücksbedürfnisse liegen kann.

Was hier als für die Mehrzahl der Menschen ausgesprochen wurde, gilt doch wieder nicht für einzelne Auserwählte, die nur in der fanatischen Beschränkung ihr Heil erblicken, und nur in dieser fanatischen Beschränkung das zu leisten vermögen, wozu sie auf Erden da sind. — Wer kennt sie nicht, jene Monomanen einer Idee, einer Hoffnung, eines Strebens oder einer speziellen Begabung: Weltverbesserer und Experimentatoren — Monomanen der Kunst und der Liebe — sei es auch nur der Liebe zu alten Pergamenten oder seltsamen Pfeifenköpfen. Ja — es läßt sich eine Linie ziehen ... sie streift die ehrwürdigen Scheitel großer Philosophen und Erfinder, sie gelangt endlich zu jenen Krüppeln und Karikaturen genialischer Anlagen, die mit demselben Aufgebot von Konzentration, Fleiß, Entsagung wie jene Großen irgend eine unglaubliche Schrulle austüfteln und verfolgen. Ach, sie sind vielleicht kaum noch „Ausnahmen" zu nennen. Sie bilden schon einen stattlichen Prozentsatz in der Allgemeinheit, und dieser Prozentsatz steigert sich heute, wo die „Spezialitäten" nicht nur in den Variétés, sondern ebenso in Kunst und Wissenschaft wuchern, mit jedem Tage mehr.

Sie alle müssen wir von Anbeginn unserer Betrachtungen an ausschalten. Sie haben ihren Lohn dahin, sie genießen die vielfältige Welt, auf die sie verzichten, in dem Hohlspiegel ihrer Phantasie, welcher ihnen nur einen winzigen Punkt, aber den ins Märchenhafte vergrößert und in tausend Farben spiegelnd zeigt. An ihnen wäre jeder Versuch, sie durch irgendeine Ablenkung zu beglücken, verhängnisvoll für sie selbst wie für den Versucher. Entweder ein lächelnder Humor, der jeden nach

seiner Fasson selig werden läßt, überkommt uns in ihrer Gegenwart, oder der tiefe Respekt, ja die Anbetung vor einer dem alltäglichen Menschen unbegreiflichen Kraft, die die Natur derartig bezwingt, daß sie im Dienste einer allmächtigen Vorstellung auf die ihr scheinbar notwendigsten Erfordernisse ohne die geringste Mühe verzichtet. Das erhabenste Beispiel solcher heiteren und gelassenen Überwindung der Natur zur Erfüllung eines höheren Zieles bietet Jesus von Nazareth, als ihm in der Wüste der Teufel alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit anbietet und er mit den Worten: Weiche von mir, Satanas . . . die Verlockungen von sich weist. Was sind ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit? Um ihn her muß Wüste sein — tote, starre Wüste, damit kein Laut, kein Ton, keine Farbe des Lebens ihn ablenken kann von dem Suchen und Finden seines inneren Glückes: der Vereinigung mit dem Vater. Und als der Teufel von ihm schied, traten zu ihm die Engel Gottes und dienten ihm.

Wir dürfen demnach annehmen, daß Jesus dort in der Einsamkeit jene überwältigende unerhörte Glücksempfindung gekostet hat, welche in der inneren Offenbarung seines göttlichen Berufes als Erlöser der gequälten Menschheit seine Seele mit blendenden Lichtflammen durchglühte.

Hat nicht manch ein tief angelegter Mensch in einer hohen Weihestunde einen Abglanz solcher erschütternden Wonnen empfunden, indem er sich den Quellen allen Lebens ganz, ganz nahe fühlte, indem der geheimste Sinn seines eigenen Daseins seinem Gefühl sich plötzlich offenbarte, indem er sich der ihm innewohnenden Kräfte bewußt wurde in einer bis dahin nie genossenen Klarheit! Aber es gibt wenige Menschen, die solche Augenblicke höchster Seligkeit verborgen wie in einem heiligen Tempel in der Seele mit sich tragen, die solchen Glücksaugenblicken treu bleiben. Zuviel Staub, Schmutz, törichtes Wirrsal und Gerümpel aller Art fällt auf den Schatz himmlischen Feuers — er wird vergessen — er wird verleugnet — man geht mit Scham, ja mit Hohn seiner Erinnerung aus dem Wege. Und doch begeht man damit vielleicht die größte Sünde gegen sich selbst — gegen den heiligen Geist des eigenen Lebens — eine Sünde, die uns niemand vergeben kann, weil sie unser bestes Teil in seinem innersten Kern zerstört.

Wenn Goethe, dieses schönste Vorbild eines Selbsterziehers zum Glück, d. h. zur harmonischen Ausbildung aller ihm innewohnenden Kräfte, und zum Genuß der umgebenden Welt in allen ihren Höhen

und Tiefen, ihren Schauern und Süßigkeiten, dennoch bekennt, er sei nur wenige Stunden im Leben ganz glücklich gewesen, so meint er gewiß damit diesen Zustand erdentrückter Klarheit — den wohl kein Sterblicher länger als wenige Stunden zu ertragen vermöchte. Aber von solchen Stunden aus wurde das ganze Leben dieses großen Menschen genährt und getränkt.

Jesus und Goethe sind von ewigem Himmelsfeuer umlohte höchste Spitzen, die Gipfelhäupter der Menschheit. Aber auch wir im Tale Wohnenden sind vom gleichen Stoff, nur ungeheuer verschieden dem Werte nach, verschieden, wenn ich so sagen soll: der Zusammensetzung des Stoffes nach. Nie wird unsern um so viel schwächeren und zugleich schwereren, erdgebundeneren, dumpferen Naturen ein Aufschwung wie der ihre beschieden sein. Es gibt da so ungeheure Gradunterschiede, daß sie fast wie Artunterschiede wirken.

Viele Menschen werden Momente in ihrem Leben wissen, wo sie glücklich waren — unsinnig glücklich, wie der Volksmund so fein es bezeichnet — weil in der Tat diesem Glück, wenn man es mit dem Verstande beleuchten wollte, jeder vernünftige Sinn zu fehlen schien — weil das Objekt, das sie beglückte, gar nicht im Verhältnis zu dem Gefühl selbst zu stehen schien, oder fast ganz fehlte, oder nur eine holde Illusion bedeutete. Und doch wissen sie ganz genau, daß alle realen Güter, die das Geschick ihnen später beschert hat, nicht wieder diese unbeschreibliche Wonne, dieses Schwimmen und Atmen im Mittelpunkt des Glückes in ihnen erwecken konnten. Das ist die Art von Glück, die Lenau so unübertrefflich gut in die kurze Strophe faßt:

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner
Und kaum gegrüßt, verlorner
Unwiederholter Augenblick.

Ja — wir kennen ihn, diesen Augenblick! Wir wissen von einer Stunde unserer Jugend, da die unverhoffte Erfüllung eines brennenden Wunsches — oder ein Hingegebensein an die göttlich blühende Sommernatur um uns her, oder der Anblick, das Hören eines großen Kunstwerkes, unsere noch so weichen empfänglichen Herzen taumeln machte vom Rausch des Glückes!

Wir kennen sie, die Nacht, die trunken war vom Dufte dunkler Rosen, da wir wachend auf dem Lager ruhten, beschwert und erzitternd unter der Fülle goldener Hoffnungen, die uns ein Blick — ach, nur

der Blick eines geliebten Menschen erweckt hatte — Hoffnungen, die niemals Erfüllung fanden — und doch Erfüllung wurden in jenen Stunden, da wir alles erreichten und tranken und genossen, was unsere Natur an Glücksmöglichkeiten nur barg!

In solchen Stunden haben wir alle einmal den Becher mit dem Himmelstrank geleert, der uns bereitet war — und nur wenige Lieblinge der Götter trinken aus jenem Goldpokal zum andern Male.

Glücksarm braucht deshalb das übrige Leben gewiß nicht zu sein.

Wir sollen uns freilich nicht unterfangen, aus seinem Himmelstrank Sauce zu nahrhaften Klößen für den Alltagstisch herstellen zu wollen. Das wäre ein verhängnisvoller Irrtum.

Es gibt noch ein anderes Glück, das übrigens vielleicht auch mehr dem Grad als der Art nach von jenem verschieden ist. Und dieses Glück nun ist es, das mir einer feinen und schwierigen Kunst vergleichbar scheint, die dem, welcher nur ein klein wenig Talent dazu mitgebracht hat, wohl ihre Geheimnisse, ihre Kniffe und Pfiffe, ihre Technik möchte ich sagen, mehr und mehr offenbaren mag. Indessen — ich wiederhole — ein ganz klein wenig Talent muß man dazu mitbringen, wie zu jeder Kunst, sonst sieht es betrüblich aus. Es gibt eben geborene Pechvögel, denen alle guten Gaben des Geschickes nur zum Unheil und zu immer größerer Trauer und Verdrießlichkeit auszuschlagen vermögen — die schwarzen Peter im Spiel des Lebens, mit denen niemand gern zu tun haben mag.

Aber es gibt auch eine ganze Menge guter Leutchen, die wohl imstande wären, sich weiter zu bringen in jener Kunst und Fähigkeit, das Glück zu erringen, zu pflegen, auszubauen, ja, es nach dem eigenen Willen zu formen. Wenn sie nur wüßten, wie sie's anfangen sollten! Vielleicht finden diese hie und da einen Fingerzeig in meinen Ausführungen.

Da ist vor allem die Wechselwirkung zwischen den Begriffen G l ü c k und F r e i h e i t, darüber die Menschen viel zu wenig nachdenken.

Ohne ein gutes Teil innerer Freiheit allen Lebenserscheinungen, aller Liebe und Leidenschaft, allen Sorgen und Schicksalsschlägen gegenüber ist kein dauerndes Glücksgefühl in der Seele möglich. Die Glücksfähigkeit der Kinder besteht zumeist in dieser inneren Freiheit, welche bei ihnen in der Ahnungslosigkeit gegenüber allen sie umdräuenden Verlustmöglichkeiten ihren Grund hat. Und doch gilt für uns alle das

Wort: so ihr nicht werdet wie die Kinder, könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Jene Freiheit, die bei den Kleinen die Unkenntnis möglich macht, sollte beim Erwachsenen aus einem von früher Jugend an zu stählenden Mut zum Kampf erblühen. Entsteht aus dem Mute nicht auch die Lust an der Gefahr, am Überwinden und am Siege? Je weiter das Auge zu schauen gelernt hat, je umfassender der Blick geworden ist, je mehr Interessen der Mensch hat, desto mehr Wahrscheinlichkeit bietet sich, eine entschwindende Freude durch eine neu emporwachsende zu ersetzen — desto geringer wird die Gefahr, daß ein Schicksalsschlag ihn zum lebensunfähigen Bettler macht.

Wie wenig wahrhaft freie Menschen gibt es doch auch heute noch, wo so viel von Freiheit auf allen Gebieten die Rede ist. Kaum sind wir dem Konservativismus glücklich entronnen, so begeben wir uns unter die unbedingte Herrschaft der „Freigewordenen" und der Schlagworte des Tages! Wir wählen nicht unsere Freiheit, sondern ergeben uns blind der Freiheit der anderen. Wie tief sollten wir uns täglich das Nietzschewort zu Gemüte führen: es soll nicht heißen: Freiheit wovon, sondern Freiheit wozu! Unsere Freiheit sei die des reichen Menschen, der den Mut zu sich selber hat, der sich von keinem Konventionszwang beschränkt fühlen mag, dort zu wirken, zu schaffen, zu lieben, wo seine Kraft ihn hinlockt, sei es auch in ungewöhnlichsten Gebieten!

Die Freiheit soll nicht eine tyrannische Göttin sein, vor der wir zitternd knieen, stets bereit, ihr unser Liebstes zu opfern — sie soll die Gefährtin und Geliebte unserer Tage sein, die auch eine Laune und Abschweifung geduldig zu ertragen vermag — wir sollen auch unsere Freiheit regieren lernen!

Das sind ja eigentlich alles Binsenwahrheiten. Aber wir wollen sie immer nur in ihren krassesten Beispielen gelten lassen, die feineren Zwischenstufen übersehen wir so leicht.

Denkt eine Mutter daran, sich diese innere Freiheit auch dort zu erringen, wo sie vielleicht am schwersten zu bewahren ist: in der Liebe zu Mann und Kindern? Und doch wird gerade unsere Liebe so oft für die Nächsten zur Qual, zu unerträglichem Druck. Welch ein schreckliches Rätsel ist doch dieses, denkt manche Frau. Und warum kommt es so? Weil ihre Liebe aus dumpfer Leidenschaft — aus eigensinniger Besitzgier — aus Sorgenwollust fließt, statt aus heller heiterer Lust am Beglücken. Und nur die Liebe, die gezügelt wird durch die Kraft einer

friedlich und sicher in sich selbst ruhenden Natur, kann wahrhaft beglücken, kann junge Seelen leiten und lenken.

Die Mutter bedeutet das Herz eines viel gegliederten Organismus.

Wie kann das Blut gesund und ruhig durch alle Adernkanäle dieses Organismus strömen, wenn der Mittelpunkt, das Herz, in beständiger Überspannung seiner Kräfte zuckt und zittert? Und doch — wie wenige Frauen haben den Mut, die innere Freiheit — trotzdem das Gespenst nervöser Überreizung sie beständig umlauert — sich jeden Tag eine Stunde für sich selbst zu retten? Eine Stunde der Einsamkeit, wo sie das ganze Gewirr mit seinen tausend Kleinigkeiten resolut beiseite schieben, wo sie sich selbst wiederfinden und klare, sichere Entschlüsse für die Arbeit des Tages fassen können — wo sie auch nur schweigend ruhen oder ein paar Seiten eines guten Buches lesen oder einen stillen Gang durch die Luft tun.

Ich höre in der Phantasie den empörten Ruf, der in diesem Augenblick in den Kehlen vieler meiner geehrten Leserinnen nur mühsam erstickt wird: Eine Stunde am Tage für mich zu haben — um Gottes willen — da würde ja alles drunter und drüber gehen! Nein, das ist ja ganz unmöglich! Da würde ich ja meine Pflichten sträflich vernachlässigen!

Ja — aber meine Verehrten — und wenn Sie für viele Wochen vom Arzt ins Bad oder Sanatorium geschickt werden, dann muß es doch gehen, nicht wahr? Und es geht auch! Wenn Sie gesellschaftliche Verpflichtungen zu erledigen haben, dann geht es auch! Nur zur Auferbauung und Gesunderhaltung Ihres inneren Menschen darf kein Opfer gebracht werden — trotzdem doch von dessen Frische, Kraft und Heiterkeit das Glück Ihrer Familie abhängt. Die einsame Ruhestunde der Mutter sollte dem Gatten wie den Kindern und Dienstboten heilig sein, denn sie soll zur Quelle werden, aus der ihnen allen Wohlbehagen strömt.

„Aber," wenden manche ein, „ich könnte gar nicht ruhig sein, wenn ich auch wollte, zuviel lastet auf mir — ich kann diese Dinge nicht aus meinem Gedankenkreis bringen, kann meine Sorgen nicht zurückschieben. Ich kann mich nicht konzentrieren." Das ist's, was die Frau noch nicht kann, was die Männer in ihren oft so verantwortungsvollen Berufen gelernt haben, und wodurch sie uns Frauen zuweilen unendlich überlegen sind.

Dieses „Nichtausschaltenkönnen" von häuslichen Sorgen, Gemüts-

bekümmernissen, Herzensangelegenheiten ist auch der Grund, warum die jungen Mädchen, die heute ein Studium, einen Beruf ergreifen, trotz Talent und Fleiß so oft darin erliegen. Und wir müssen es lernen, wir müssen uns dazu erziehen, wenn wir den gehäuften Anforderungen des modernen Lebens nur einigermaßen mit unsern Nerven standhalten wollen. Wenn es nicht vielen von uns gehen soll wie jener armen Mutter, die da ausrief: Warum bleibt der Frau, die die Kinder geboren hat, keine Kraft mehr übrig, sie auch zu erziehen? Man erzählt von fast allen großen Feldherren und Herrschern, daß sie mitten in den spannendsten Entwicklungen der Weltgeschichte, im Donner der Geschütze, auf einem Strohbündel oder im Wagen, oder wo sich sonst die Gelegenheit bot, hätten schlafen können, nur durch die Kraft ihres Willens beherrscht, und daß sie auf diese Weise allein die Fülle der Arbeit, die auf ihnen lastete, hätten bewältigen können. Und bekannt ist auch jene Anekdote von der Bäuerin, die sich regelmäßig jeden Sonntag zum Gottesdienst einfindet, obschon sie zu Hause den Hof und zwölf Kinder zu versorgen hat. Vom Pfarrer belobt, ob ihres Eifers, antwortet sie treuherzig: Ja, Herr Pfarrer, wann i das bissel Kirchenschlaf nit hätt', was sollt' da wohl aus mir werde? Und der Herr Pfarrer sah das vollständig ein und lächelte milde.

Die Konzentrationsfähigkeit zu dem, was die Stunde bringt, sei es Arbeit, Genuß oder Ruhe, sie gibt die Macht, alles dreies voll auszukosten, und sie ist das beste Mittel gegen jede Art von Reue, von Katzenjammer, die wieder die ärgsten Feinde sind jeglichen Glückes.

Hat der Mann die größere Fähigkeit, sich zu konzentrieren, so besteht auch für ihn die Gefahr, sich allzu sehr in seine Arbeit zu konzentrieren und es darüber zu vergessen, an seinem eigenen inneren Leben zu bauen, was ihm sicher ebenso nötig ist als dem Weibe. Es gibt viele fleißige, in ihrem Beruf kluge Männer, welche niemals zu der Einsicht gelangen: einen Verdienst, einen in Aussicht stehenden Erfolg der Freiheit, der Gesundheit dieses inneren Lebens zu opfern, könne sich wohl tausendfältig lohnen!

Und wie oft muß der Mann, wenn er nicht trübselig mit seinem Lebensschiff auf einer Sandbank sitzen bleiben will, all seine innere Freiheit zum Kampf aufrufen, wenn es gilt, sein Heiligstes, seine Überzeugung, seine Kunst, sein Streben gegen die einschläfernde Macht der Liebe, der Sorge für seine Familie zu verteidigen.

Wir alle, Männer oder Frauen, wir müssen es uns doch eingestehen,

daß das Leben heute weit weniger bequem ist als früher, daß wir nicht mehr ausgetretene Wege in den Fußstapfen anderer Leute wandern können, sondern daß wir jeden Tag in unserm inneren ethischen Leben, in unserm Beruf, wie im Verkehr mit unsern Familienmitgliedern vor Konflikte gestellt werden können, die wir nicht nach überkommenen Normen und angeerbten Regeln zu lösen vermögen, weil sie durch neue Daseinsbedingungen entstanden, auch ganz neue Lösungen fordern. Dazu bedarf eigentlich jeder Mensch heute ein gewisses Quantum schöpferischer, moralischer und ethischer Phantasie. Wie aber soll solche Phantasie in uns entstehen und geistige Früchte tragen, wenn unsere Tage ein ewiges Wirrsal und Gehetze sind ohne Abschnitte, ohne Ruhepunkte? Wohl wenden die meisten Menschen ängstlich von allen solchen Konflikten, wie ich sie eben beschrieb, ihre Augen und ihren Willen ab. Versuchen sie es mit den alten Phrasen vom Unabänderlichen die Dinge zu überbrücken, machen sie faulen Frieden mit sich und anderen, so sollen sie sich nur nicht täuschen — Glück ist ihnen dann schwerlich mehr vergönnt! Reue und Scham über die Feigheit und Bequemlichkeit, mit denen sie sich einmal oder immer wieder selbst betrogen haben, vergiften später ihre schönsten Stunden.

Ethische Phantasie ist nötig im Verkehr zwischen Mann und Weib, ebenso wie es in der Liebe ohne sinnliche Phantasie bald zu öder Langweile kommen würde. Und ethische, pädagogische Phantasie ist ebenso nötig im Verkehr zwischen Eltern und Kindern.

Beides ruht heute auf völlig anderen Grundlagen als noch vor 50 Jahren und muß mit tausend neuen Gedanken- und Gefühlsfäden durchsponnen werden.

Wie oft könnte in der Ehe ein Glück neu aufgebaut werden, wenn Mann oder Frau mutig eine Konvention dafür opfern möchten! Wie oft könnte die Liebe zwischen Vater und Sohn, zwischen Mutter und Tochter erhalten werden, wenn man sich nicht hartnäckig an überkommene Begriffe oder an leere Tagesschlagworte klammern wollte!

Die Konventionen sind den meisten Menschen lieber als das Glück. Darin sind die Anhänger der gegensätzlichsten Parteischattierungen einander verzweifelt ähnlich. Bei den wildesten Freiheitsstürmern, bei Sozialdemokraten und Anarchisten muß doch das Bufett an derselben Stelle stehen wie beim Geheimrat. Das Bufett — symbolisch genommen wird es zur Erklärung für viele Unbegreiflichkeiten in der Lebensführung von theoretisch ganz aufgeklärten Leuten.

Durch das Bufett und seinen Inhalt an Eßwaren, an leichtzerbrechlichen Porzellanen, an wertvollem Silber und manchem lieben Andenken komme ich auf ein Gebiet, welches die meisten Menschen kaum für wert erachten, in das Bereich des wahren Glückes einzubeziehen, und welches doch dieses wahre Glück rings umgrenzt. Und wenn aus ihm böse Krankheiten aller Art: Unfriede, Haß, Mißgunst, kleinliche tückische Bosheit in das Land unseres Glückes ausgesandt werden, kann diese Peripherie nicht den Herd aller traurigsten Zerstörungen bilden? Man ahnt schon, was ich meine: Es ist die Dienstboten-Frage, -Not und -Klage. Wenn zwei Frauen zusammenkommen, ob sie klug oder dumm, gebildet oder ungebildet, einfach oder kompliziert sein mögen, sie teilen sich seufzend ihre schweren Erlebnisse mit — die Männer aber dulden schweigend, oder wettern fürchterlich, ohne jede innere Überzeugung, dadurch irgend eine Schwierigkeit zu bessern.

Das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstmädchen ragt als ein Petrefakt überkommener und in allen anderen Zuständen längst überwundener Verkehrsformen in die Neuzeit hinein. Nirgends spukt noch so viel vom Geiste der alten Leibeigenschaft und Sklaverei wie in diesen Beziehungen. Und sie kranken daran. Hier gerade bedürfte es einer von der Konvention überliefernden Pflichten und Rechte sich befreienden Denkungsart, um gegenseitig einen anderen als den jetzt meistens üblichen Ton zu finden. Und da doch die Herrin gewöhnlich die Ältere, die Welterfahrenere und Denkgeübtere ist, so sollte recht eigentlich die Besserung und Änderung von ihr ausgehen.

Ich habe es häufig beobachtet, daß über Frauen, bei denen die Mädchen gern und lange blieben — denn es gibt auch solche — von Geschlechtsgenossinnen in etwas tadelndem, ja verächtlichem Tone die Bemerkung gemacht wurde: Die Mädchen haben es dort auch sehr gut — sie werden eben verwöhnt . . . Aber — soll denn Geduld, Gerechtigkeit, Freundlichkeit gerade vor unseren Dienstmädchen Halt machen? Wenn wir doch von der Erziehung zum Glück sprechen — warum soll ich denn diese Selbsterziehung zum Glück nicht auch im Verkehr mit einem Menschen anwenden, mit dem ich mehr zusammen lebe, als mit Freunden, Verwandten und Kollegen? In dessen Macht es unzweifelhaft liegt, daß ich mich beim Aufstehen, beim Mittagessen, bis zum nächsten Schlaf eventuell stündlich ärgere, dem ich den größten Teil meines Besitztumes, meine Gesundheit, ja mein Teuerstes, — mein Kind — anvertraue? Ich meine, kein Nachdenken, keine Güte, kein peku-

näres Opfer sollte gerade an dieser Stelle gespart werden, um mein Verhältnis zu einer für mein Wohlbefinden so unendlich wichtigen Persönlichkeit zu einem möglichst freundlichen, zufriedenstellenden zu gestalten. Da überlegen Menschen auf Jahre hinaus, wie sie diesen oder jenen andern Menschen durch Dienste aller Art sich verpflichten, um vielleicht einmal eine Gegenleistung von ihm erwarten zu dürfen. Die Pflege von „Konnexionen" bildet einen ganz bestimmten Teil der gesellschaftlichen Karriere. Ich gebe zu bedenken, ob es sich nicht für das wirkliche Glück im täglichen Leben des Hauses weit mehr nutzbringend erweisen würde, wenn man nur die Hälfte aller dieser Bemühungen, dieser Rücksichten, dieser Zeit- und Geldopfer auf die richtige Wahl und die richtige Behandlung der häuslichen Stütze verwenden würde, statt sich mit Erbitterung darüber anfüllen zu lassen, daß diese Damen mehr Ansprüche machen und weniger leisten als zur Zeit unserer Großmütter? Auch hier müssen neue Wege gesucht werden — und sollte es nicht zum Glücke kluger und sozial denkender Frauen gehören, sie zu finden?

Was nun den freundschaftlichen Verkehr betrifft, so liegt es ja auf der Hand, daß wir unendlich viel mehr Genuß aus jeglicher Form des Zusammenseins mit Menschen ziehen werden, wenn wir ihnen rein Mensch zu Mensch gegenübertreten, und uns in ihrer Beurteilung möglichst zu befreien suchen von Familien-, Standes- und Rassevorurteilen, wenn wir als Wegweiser für die Wahl unseres Verkehrs nur die Stimme der Sympathie gelten lassen, für die wir uns freilich ein feineres Gehör angewöhnen müßten, als es jetzt der Fall ist, wo zahllose andere Faktoren ihre zarten Andeutungen und Warnungen übertönen.

Von der Geselligkeit, die uns ursprünglich zur Freude und Erholung dienen sollte und deshalb nicht, wie es nun so oft geschieht, zum Geschäft und zum Tummelplatz des Ehrgeizes herabgewürdigt werden dürfte, komme ich zur Heiterkeit überhaupt.

Welche entzückende Erscheinung ist ein Mensch, dem die gütige Natur die Gabe der Heiterkeit in die Wiege gelegt hat! Aus den fröhlichen Menschen wählt das Glück zumeist seine Lieblinge. Wo sie erscheinen, fliegt ihnen Liebe und Wohlwollen entgegen.

Ergreifend, erhebend wird der Anblick eines Menschen, über den die Blitzschläge und Hagelwetter stürmischer Schicksalsschläge niedergehen, wenn aus finsterm Leidensgewölk, unter Angst- und Tränenschauern dennoch seine ihm angeborene Heiterkeit linde wieder hervor-

leuchtet. Dann hat sie einen zauberischen Goldschein bekommen, vor dem wir das Knie beugen und anbeten möchten.

Nie werde ich die Geschichte eines armen alten Mädchens vergessen, deren Leben im Krankenhause verfloß, wo ihm in einer Leidenszeit von Jahrzehnten ein Glied nach dem andern seines armen, wundenbedeckten Körpers amputiert werden mußte. Man behielt sie auch in Zeiten leidlicher Besserung in der Anstalt, nicht nur aus Barmherzigkeit, da sie sonst verhungert wäre. O nein, sondern, wie mir die Oberin sagte: weil man sie gar nicht mehr entbehren konnte — weil sie mit ihrem freundlichen Wesen, ihrem sonnigen Humor die andern Kranken wie die Pflegerinnen erheiterte und bei guter Stimmung erhielt!

Nach „Heiterkeit" streben wir alle, bewußt oder unbewußt. Welche Fülle von Veranstaltungen werden getroffen, um den Menschen auch nur ein paar flüchtige Stunden des Frohsinns zu verschaffen. Ganze Gewerbe und Berufsarten bauen sich auf solchen Bestrebungen auf.

„Wir wollen mal recht lustig sein!" — dieses Wort bringt mir immer, wie kein anderes, die Trübseligkeit, in der die meisten Menschen ihr Alltagsleben verbringen, so recht kläglich zum Bewußtsein. Wie krampfig wird solche jäh heraufbeschworene, durch Alkohol und zweideutige Scherze unterstützte Lustigkeit, wie leer, müde und hohl fühlt man sich hinterher.

Solches „mal recht lustig sein wollen" ist nicht die Heiterkeit, welche die Stunden unseres Alltagslebens erfreuen sollte.

Gerade unserm deutschen Volk ist nicht allzu viel von jenem Temperament zum Glücklichsein in die Wiege gelegt. Im Süden und Westen unseres Vaterlandes ist durch manchen Einschlag keltischen, gallischen und romanischen Blutes etwas mehr Beweglichkeit in die Massen gekommen, als bei uns im Norden, doch auch hier wird Heiterkeit vielfach mit Lärmmachen verwechselt.

Und wir guten Deutschen neigen überdies noch dazu, unsere Fehler als Tugenden aufzufassen — unsere Schwerblütigkeit als sittlichen Ernst, unsere militärische Härte als vornehme Würde hochzuschätzen. Daß Gott erbarm! Wie ein wohlzubereiteter Hasenrücken ist unser Vaterland durchspickt mit Polizeiverboten! Und wagt ein harmlos Gemüte mal über irgend einen besonders schnurrigen Erlaß ein leises Lächeln, gleich schnauzt die irdische Gerechtigkeit es furchtbar an: Was das Gesetz vorschreibt, ist nie „komisch". Wie viele Beleidigungen, wie viel Haß, Feindschaft und vergiftete Bitterkeit wäre doch mit einem fröhlichen

Lächeln aus der Welt zu schaffen! Wenn nur die Menschen sich gewöhnen wollten, die Dinge um sich her, und auch das Gebaren ihres lieben Nächsten, nicht zu vergessen ihr eigenes Tun und Lassen ein wenig humoristisch aufzufassen. Ein Befehl in ein freundliches Scherzwort gekleidet, wird er nicht viel lieber befolgt? Ist nicht der heitere Lehrer in der Klasse bei weitem der einflußreichste? Nicht der „Spaßmacher" wohlverstanden, sondern der, dem man es anfühlt, daß seine Heiterkeit gleichsam ein goldenes Lichterspiel über einer ernsthaften Tiefe bedeutet. Sind nicht die Mutter, der Vater, die mit ihren Kindern lachen und spielen können, die am meisten geliebten? Aber wie mancher frohe Knabe ertötet als Mann im Amt mit Gewalt den Frohsinn in sich, um besser die Würde zu wahren! Was zieht so oft die Männer zu den Mädchen des Volkes? Jene anspruchslose Fröhlichkeit, die den jungen Damen ihrer Kreise über dem Bestreben „etwas vorzustellen" so früh abhanden kommt. Und gar die ältere Frau versinkt nur zu oft in müde Grämlichkeit, weil sie es für ihre Pflicht hält, sorgenvoll über Unabänderliches zu trauern.

Statt des für unsere Verhältnisse etwas veralteten Befehles „Und er soll dein Herr sein!" sollten in der Trauformel die Worte aufgenommen werden: Nörgelt nicht, verkehrt freundlich und heiter miteinander!

Jeden Tag von neuem sollte man mit dem Vorsatz vom Lager aufstehen, den Hang zu Melancholie, zu Verdrießlichkeit und gedankenlos muffigem Wesen zu bekämpfen. Und sehen wir, daß uns Einfluß auf werdende Menschen zuteil wird, sollten wir nicht ermüden, sie auf den lebenerhöhenden Wert einer gütigen Heiterkeit hinzuweisen. Denn die echte Heiterkeit ist allemal eine Schwester der Güte. Und ist zum „glücklich sein" eine Portion gesunder Egoismus nicht zu entbehren, ebensowenig kann man dazu die Güte missen, welche die Wunden, die im harten Kampf ums Dasein mit der einen Hand geschlagen werden mußten, mit der andern Hand linde streichelt und heilt. Die Güte, die auch so notwendig ist, um zu vergessen, was unsre Lieben uns an Schmerzen und Kummer angetan haben, was unsre Feinde uns an Gefahr und Bosheit zubereiteten. Ach — die Kunst: Vergessen zu lernen, das ist eine schöne und schwere Kunst, ohne die es wohl keinen Frieden auf dieser Erde gibt!

Und doch sagen die Menschen: Vergeben kann ich wohl, aber vergessen nicht —! Als ob das vergeben ohne „vergessen"

möglich wäre. Und das Gehirn läßt sich zum „Vergessen" zwingen — wenn man die Phantasie mit ernstem Wollen von dem Gegenstande und den Szenen, die vergessen werden sollen, ablenkt! Ist es denn eine Tugend, mit einem Verlust nicht fertig werden zu können, statt die Kraft des Willens aufzuwenden, sich das Leben neu aufzubauen?

Die Güte ist in unsern Tagen ein wenig in Mißkredit gekommen, weil man sie meistens mit der Gutmütigkeit verwechselt — jener Gutmütigkeit, von der Marie Ebner-Eschenbach bemerkt: „So mancher meint ein gutes Herz zu haben und hat nur schwache Nerven!"

An einer andern Stelle sagt dieselbe begeisterte Prophetin der Güte: „Erinnere dich der Vergessenen — eine Welt geht dir auf."

Auch das Wohltun ist heutzutage praktisch organisiert und wird als eine nüchterne Pflicht ausgeübt. Neben und rings um die offiziellen Opferaltäre der Vereine, Stiftungen und sozialen Anstalten sprießt wie ein Blumenflor aus tausend Farben und Formen das Reich der kleinen und großen unerwarteten Freuden, die wir Menschen uns untereinander machen können! Aber es gehört eine feurige, phantasievolle Menschenliebe zu diesen Überraschungen der Güte. Wie manchem nach Liebe sehnsüchtigen Menschen fehlt nur der Mut, resolut das Glück zu packen! Unter tausend Bedenklichkeiten geht's ihm verloren.

Die schwachen Nerven der Gutmütigkeit zu den starken Nerven der Güte zu trainieren — das ist's, was unser tägliches Üben werden sollte! Ach, die Ärmsten, die sich vor jeder „Verantwortung" fürchten! Sie sitzen, den Kanarienvögeln gleich, im bequemen Käfig und knabbern Hanfsamen, bis sie fett und faul geworden sind und sich von ihrem Stänglein nicht mehr zu rühren vermögen! Trifft Schlagfluß und Gicht sie früh, so ist's nicht schade um sie — denn das große Gefühl ist ihnen ewig verloren:

Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen —
Mit ihren Stürmen sich herumzuschlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen!

Das Bewußtsein der Kraft zum Tragen kann mitten im Zerbrechen aller Lebensfreuden und Hoffnungen unter den furchtbarsten Schicksalsschlägen doch noch ein seltsam unzerstörbares Gefühl letzten Glückes im schmerzzuckenden Herzen zurücklassen.

Denn auf Kraft oder Kraftlosigkeit beruht am Ende das ganze Geheimnis, das zwischen dem Menschen und seinem Schicksal steht.

Nicht nur Kraft zum Ergreifen und Erobern — Kraft auch in

einem rein geistigen Sinne genommen — Kraft in seinem innern Verhältnis zur Wahrheit und zur Illusion.

Das Verhältnis des Glücksuchers zur Wahrheit wäre kurz in die Formel zu fassen: sich dazu erziehen, selbst viel Wahrheit ertragen zu können, und im Verabreichen der Wahrheit an seine Nächsten vorsichtig, schonend, milde zu sein.

Auf die Gefahr hin, mich mit allen Ethikern in scharfem Gegensatze zu befinden, muß ich die Behauptung aufstellen: Man braucht nicht immer wahr gegen andere zu sein — wenn man nur wahr gegen sich selbst ist! Denn da fehlt es meistens sehr. Die unausstehlichsten Wahrheitsfanatiker, die herumgehen und harmlosen Menschenkindern die ideale Forderung präsentieren, sind unendlich empfindlich in bezug auf dieselbe Wahrheit, wenn man sie gegen ihre eigene werte Persönlichkeit kehrt. Es wird auf diesem Gebiet außerordentlich viel ethisch geheuchelt! Wir alle brauchen eine gute Portion bewußter oder unbewußter Lügen, holder Illusionen über uns selbst, über unsere Nächsten und alle Dinge dieser und anderer Welten. Alles künstlerische, technische, industrielle Schaffen beruht auf einer starken Überschätzung der Wichtigkeit der menschlichen Einzelschöpfung, alle Liebe und Freundschaft nährt sich von imaginären Werten.

Und wollen wir etwas leisten, so müssen wir uns naiv dieser schöpferischen Wichtigkeit bewußt bleiben! Wollen wir glücklich sein in der Liebe, Ehe und Freundschaft, so dürfen wir nicht mit krankhafter Sezierlust die Gefühle unserer Liebsten und unsere eigenen zerfasern! Es ist verlockend, aber unendlich gefährlich, wenn wir vorwitzig erforschen wollen, wie unsere Freunde „objektiv" zu Fremden uns beurteilen. Es ist frevelhaft, sie in Augenblicken der Kälte, der Gleichgültigkeit zu überraschen, Briefe zu lesen, die nicht an uns gerichtet wurden und doch von uns handeln. Es ist auf Kosten der Wahrheit viel an der Liebe gesündigt. Und wir wissen doch — oder wir sollten es wissen — daß wir selbst gegen die Menschen, die wir am zartesten lieben, Momente haben, wo wir ihnen als fremde, kühle Beurteiler gegenüberstehen und die Stellen ihres Wesens bemerken, die wir nicht lieben können. Und doch hindert dies an der Zuneigung im ganzen nichts. Wir sollten wenigstens zu diesem winzigen Bezirk psychologischer Wahrheit durchzudringen versuchen und von hier aus die Liebe der andern schätzen.

Im Reich der absoluten Wahrheit kann der sterbliche Mensch so



Fritz von Uhde:
„Komm Herr Jesus, sei unser Gast

Probebild aus: Fritz von Uhde, Eine Kunstbeigabe für das deutsche Volk. 16 Blätter nach seinen Werken in Heftform 1 Mark. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin. Verlag von Jos. Scholz in Mainz. Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

einem rein geistigen Sinne genommen — [illegible] innern Verhältnis zur Wahrheit und zur Illusion.

Das Verhältnis des Glück[illegible] zur Wahrheit wäre kurz in die Formel zu fassen: sich dazu erziehen, selbst [illegible] Wahrheit ertragen zu können, und im Verabreichen der Wahrheit an [illegible] vorsichtig, schonend, milde zu sein.

Auf die Gefahr hin, mich mit allen Ethikern in scharfem Gegensatze zu befinden, muß ich die Behauptung aufstellen: Man braucht nicht immer wahr gegen andere zu sein — wenn man nur wahr gegen sich selbst ist! Denn da fehlt es [illegible]. Die [illegible]stehlichsten Wahrheitsfanatiker, die herumgehen und harmlosen Menschenkindern die ideale Forderung präsentieren, sind unendlich empfindlich in bezug auf dieselbe Wahrheit, wenn man sie gegen ihre eigene werte Persönlichkeit kehrt. Es wird auf diesem Gebiet außerordentlich viel ethisch geheuchelt! Wir alle brauchen eine gute Portion bewußter oder unbewußter Lügen, holder Illusionen über uns selbst, über unsere Nächsten und [illegible] Dinge dieser und anderer Welten. Alles künstlerische, technische, industrielle Schaffen beruht auf einer starken Überschätzung der Wichtigkeit der menschlichen Einzelschöpfung, alle Liebe und Freundschaft nährt sich von imaginären Werten.

Und wollen wir etwas leisten, so müssen wir uns naiv dieser schöpferischen Wichtigkeit bewußt bleiben! Wollen wir glücklich sein in der Liebe, Ehe und Freundschaft, so dürfen wir nicht mit krankhafter Sezierlust die Gefühle unserer Liebsten und unsere eigenen zerfasern! Es ist verlockend, aber unendlich gefährlich, wenn wir vorwitzig erforschen wollen, wie unsere Freunde „objektiv" zu Fremden uns beurteilen. Es ist frevelhaft, sie in Augenblicken der Kälte, der Gleichgültigkeit zu überraschen, Briefe zu lesen, die nicht an uns gerichtet wurden und doch von [illegible] Wahrheit viel an der Liebe [illegible] — oder wir sollten es wissen — daß [illegible] die wir am zartesten lieben, Momente [illegible] fremde, kühle Beurteiler gegenüberstehen [illegible] bemerken, die wir nicht lieben können. Und [illegible] dies an der Zuneigung im ganzen nichts. Wir sollten [illegible] zu diesem winzigen Bezirk psychologischer Wahrheit durch[illegible] und [illegible] hier auch die Liebe der andern schätzen.

Im Reich der absoluten Wahrheit kann der sterbliche Mensch so



Fritz von Uhde:
„Komm Herr Jesus, sei unser Gast

Probebild aus: Fritz von Uhde, Eine Kunstbeigabe für das deutsche Volk. 16 Blätter nach seinen Werken in Heftform 1 Mark. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin. Verlag von Jos. Scholz in Mainz. Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

wenig leben wie in einem luftleeren Raum. Ja — sind wir uns nicht jeder, solange wir atmen, wirken, lieben und leben, der Mittelpunkt des Alls — nicht vom Verstand aus betrachtet, der dazu energisch „Nein" sagen mag, sondern in unserm eigenen Gefühl, im innersten Kern unseres Wesens — um den das ganze All sich im Kreise bewegt, bis wir die Augen im Tode schließen. Wir können die Welt gar nicht anders begreifen, als durch eine ungeheure Illusion, und daraus folgt, daß wir auch andern ihre großen und kleinen Illusionen gönnen sollten.

Jugendfrische Illusionsfähigkeit ist unbedingt eine Haupteigenschaft, die der Mensch sich erhalten muß, um glücklich sein zu können. Und dennoch, dünkt mich, braucht es die Illusionsfähigkeit nicht zu hindern, wenn man auch auf diesem zarten Gebiet sich nicht allzu sehr verweichlicht, sondern sich allmählich abzuhärten versucht — daß man seelisch Temperaturunterschiede vertragen lernt.

Es ist ein Irrtum, daß Wahrheit und Illusion unversöhnliche Feinde sind — wir können so wenig ohne die eine, wie ohne die andere leben — es gilt nur, sie richtig zu balancieren.

Je weiter wir der Kindheit entwachsen, die im Garten der Illusionen spielen soll und muß, je weiter und größer das Stück Lebensvergangenheit hinter uns dem rückschauenden Blicke sich dehnt, desto reicher wird das Vergnügen, das wir an der Erkenntnis der Lebensgesetze nehmen, desto begieriger werden wir das Gespinst des Daseins um uns her in seinen scheinbar verworrenen und doch von gewaltigen Kräften sicher geleiteten Fäden verfolgen — desto klarer wird das Glück, wenn das Gebiet der Wahrheit, das wir uns errungen haben, um uns her sich weitet und seine Grenzen aus dem Persönlichen ins Allgemeine dehnt.

Denn der Mensch, der mit ehrlichem Wollen und währendem Streben einzudringen trachtet in das geheimnisvolle Land des Glückes, wird auf seiner Wanderung von Station zu Station begreifen gelernt haben, daß jedes Lebensalter sein besonderes Glück besitzt, und daß es gar keine so leichte Kunst ist, sich in seinen Forderungen zu bescheiden, und nicht von einem zu verlangen, was nur dem andern zukommt. Doch scheint es in der Gegenwart fast, als ob die Jahreszeiten sich verwischten — die Schaufenster zeigen Rosen, Veilchen und Nelken durch alle Monate hindurch. In dem rastlosen Bewegen, das um den Erdball kreist, werden auch die Altersunterschiede verwischt. Wir verlangen vom Kinde Vernunft, Kunstverständnis, Weisheit, Übersicht — vom

Greise tätige Behendigkeit und Energie! In einem Alter, wo unsere Großmütter beschaulich in der Sofaecke mit dem Strickstrumpf saßen und von der Jugend bedient und verehrt wurden, muß die Frau heut mit grauen Haaren nur allzu oft noch die Ernährerin ihrer Kinder, ja zuweilen sogar ihrer Schwiegersöhne sein.

Doch wie manches Mal ist's nicht die harte Not des Lebens, die den alternden Menschen zwingt in verantwortungsvoller Stellung auszuharren. Ehrgeiz und Herrschsucht lassen ihn nicht zur Entsagung kommen, schieben sich wie eine Mauer zwischen die Liebe und Verehrung der Jüngeren, die doch seinen Winter zu durchwärmen bestimmt wäre.

Oft auch sehen wir Menschen, sobald sie aus dem täglichen Trott, dem Hasten und Jagen der Arbeit und des Berufes herausgerissen werden, hilflos zusammenbrechen, nur noch ein wenig mürrisch dahinvegetieren . . . Das ist allemal ein Zeichen, daß ihre Seelen verhungert und verdurstet sind im Kampf um den Erwerb — um Geld und Schätze. Wer es nicht vergessen hat, seiner Seele Nahrung zuzuführen, wer in innerer Freiheit, Güte und Wahrheit gelebt hat — dem bietet, auch wenn er viel zu früh für seine Wünsche seiner Wirksamkeit entsagen mußte, die Welt eine wundervolle Schale voll der herrlichsten Freuden. Nie konnte das Leben eines einzelnen sich so reich erfüllen mit den geistigen und sinnlichen Schätzen des ganzen Erdballs wie in der Gegenwart! Aber es sind erst wenige unter uns, die gelernt haben, den noch ungewohnten Reichtum zu meistern und sich dienstbar zu machen. Die meisten erinnern noch an das alte Ehepaar, das das große Los gewonnen hatte, und nichts weiter damit anzufangen wußte, als sich ein gelbseidenes Sofa in seine bescheidene altfränkische Wohnstube zu stellen. Aber draufsetzen auf das „Gelbseidene" durfte sich beileibe niemand.

Unser Eigentum, sei es klein oder groß, bescheiden oder üppig uns vom Schicksal beschieden, in Weisheit zu genießen, ist auch eine Kunst, die geübt sein will.

Und kann es nicht ein schönes Glück sein, wenn das Dasein köstlich war in Mühe und Arbeit, der Ruhe entgegenzusehen? Warum entsetzen wir uns so sehr vor dem letzten Abschied, da das ganze Leben ein Abschiednehmen war — und dennoch immer neue unerwartete Freuden um uns her aufsprossen? Will das Glück uns weiter locken durch eine dunkle Pforte zu neuen, nicht zu ahnenden Tätigkeiten, will es uns zu unermeßlichem Frieden des Vergehens laden — wollen wir ihm nicht

vertrauen, daß es uns in jedem Falle seinem göttlichen Urquell entgegenführt?

War unser Sein und Wandern ein Emporklimmen zur Höhe, dann vermögen wir, ehe die Nacht sich senkt, eine weite Umschau zu halten, auf die tausend bunten Farben der Welt zu unseren Füßen, da das Leben seine goldenen Fahnen schwenkt — und dennoch sehnen wir uns nicht hinunter ins Gewühl — denn zu unsern Häupten leuchten näher und reiner die ewigen Sterne.

Die kulturellen Werte des Theaters.

XXXI: Georg Engel:

Im Jahre 1784, also vor hundertundvierundzwanzig Jahren, hat Friedrich Schiller sein bleibendes formschönes Bekenntnis über die Bühne als „moralische Anstalt" geschrieben. In jenem Aufsatz hat Schiller die Bühne nicht nur als ethischen Erwecker gepriesen, sondern ihr geradezu die Rolle des heimlichen Gerichts zugewiesen, das in unergründlichen Erschütterungen die reine Seele durch Grausen an fremden Lastern und Verirrungen schützt und behütet, die gefallene Natur jedoch durch unbarmherziges öffentliches Verfolgen bis in ihre letzten geheimsten Schlupfwinkel zum kalten Entsetzen über sich selbst zwingt.

Und bis zum heutigen Tage sind die Quadern des Schillerschen Baues, durch alles, was seitdem über die Bühne geschrieben ist, nicht erschüttert worden, besonders aber nicht in unsern Tagen, wo die jüngeren Hyperästheten sich mit krampfhaften Verrenkungen bemühen, nicht allein der Bühne sogenannte neue Aufgaben zuzuweisen, sondern vor allen Dingen sich dem unsinnigen Bestreben hingeben, eine fabulöse „neue Kunst" entdecken zu wollen.

Arme Schächer, als ob eine Kunst sich rufen ließe, und nun noch gar von theoretischen Brillengläsern oder von knöchernen Ästhetenfingerchen. Als ob sie nicht ewig und unaufhörlich da wäre, quillend aus tausend und abertausend verborgenen Rinnen und Äderchen, oder donnernd dahinbrausend in stolzen, schmetternden Strömen. Und wer kann auftreten und dozieren, Kunst müsse so aussehen und nicht anders, Kunst müsse ein grünes Gewand tragen und kein rotes? Es liegt eine lächerliche Schulmeisteranmaßung darin, dem Künstler eine Richtung vorschreiben zu wollen. Und was heißt Richtung? Etwa Mode? Haben wir es nicht wiederholt erlebt, wie schwitzende Dozenten mit ihren Federn lange Linien kratzten, um der Kunst der Gegenwart ihre Richtung vorzuzeichnen, und wie dann plötzlich aus einer unbeachteten Ecke ein Strom hervordonnerte, welcher hohnlachend das zappelnde Ge-

schlecht und all sein Schreibwerk in entgegengesetzter Richtung mit sich fortnahm? Und was sollen wir denn unter Richtung verstehen? Eine Richtung, das heißt für den Unverbildeten doch der Geschmack, wächst gebieterisch und stets wechselnd aus den Bedürfnissen einer Zeit hervor. Ein kriegerisches Säkulum liebt meist nicht das Rasseln der Waffen in seiner Kunst, sondern seine höhere Sehnsucht geht nach Idyll, nach Märchen, kurz nach allem, was ihm den Frieden vorspiegeln kann. Ganz anders eine dumpfe, geknechtete, tatenlose Zeit. Diese dürstet nach Bewegung, sie will Kampf, Streit, Anspannen der Kräfte und endlichen Sieg sich vorgeführt wissen. Und solche zwingenden Erscheinungen wollen die Träger der sezessionistischen Gehröcke herbeiwinken können?

Viel des Schadens haben sie bereits angerichtet. Denn diese jungen Skribenten mit den altväterlichen Krawatten und der soliden Selbsteinschätzung, die vor allem das Bestehende zu reformieren wünschen, indem sie jede Regel fortschieben und von dem Gegebenen stets nur das Entgegengesetzte verlangen, sie möchten heutzutage am liebsten auf der Violine Trompete blasen und verlangen von der Bühne, daß auf ihr Romane verlesen werden. Wer aber die unerschütterlichen Gesetze der Dramatik festhält, die Einheit von Zeit und Ort klug beachtet und vor allem der Bühne gibt, was ihr nach ihrem innersten Wesen unbedingt zukommt, nämlich Bewegung, Kampf, Höhe und herabstürzenden Fluß, der wird, weil er als Meister auch das Rüstzeug seines Handwerks, auf dem alle höhere Kunst beruht, zu führen weiß, zuvörderst als ein trauriger Macher verschrieen. Wehe aber dem hundertjährigen Siebenschläfer, der etwa gar von unserer Bühne herab, wenn auch noch so verschämt, gewisse ethische Forderungen erheben würde, rückwärts auf einem Kamel reitend, müßte er als Moraltrompeter zur Strafe durch die deutschen Lande ziehen, verhöhnt von jedem ehrlichen Krawattenträger als ein Scheintoter, der am hellerlichten Tage herumzuspuken sich unterfängt.

Und doch sind es gerade die starken, unverhüllten, mit deutlicher Absicht hervorgekehrten ethischen Forderungen, wie sie Schiller bis zur vollendeten Kunst veredelte, aus welchen die Jugend ihre idealen Mahnungen empfängt.

In jenem Sinne habe auch ich, und gewiß auch alle meine Freunde, die nachhaltigste Erziehung für das spätere Leben von der Bühne empfangen. Gegen diese starken Wirkungen, wie sie etwa eine Aufführung des Wallensteins durch die Meininger am Breslauer Stadttheater

brachte, sanken die Schule, ja sogar die elterlichen Anregungen ins Wesenlose herab. Da saßen wir mit glühenden Gesichtern auf der Galerie und empfanden, während sich unten die große Heldentragödie des Friedländers abrollte, dumpf und verschwommen, aber doch ganz richtig den tiefsten Wesenskern des Dramas, der in dem einen Satze gipfelt: „Seht, der tote, wesenlose Buchstabe des Rechts stürzt und tötet selbst den heldischen Mann, der sich gegen ihn auflehnt, denn die menschliche Gemeinschaft ist auf das Recht gestellt."

Eine Kunstübung aber, die derart fortreißend oder hemmend auf das Gemüt wirkt, enthält ganz sicherlich kulturell-erzieherische Werte, beinahe im gleichen Maße, wie die Religion, die ja ihre stärksten Wirkungen erst dann erzielt, sobald sie sich ebenfalls stark an Phantasie und Gemüt zugleich wendet. So erzählte mir einmal ein katholischer Missionar, der sich lange Zeit in unseren afrikanischen Schutzgebieten betätigt hatte, daß die Glaubenssätze, die Gebote und Dogmen an seinen schwarzen Beichtkindern spurlos vorübergezogen seien, unverständlich verweht gleich dem Hauch des Mundes; wie er aber fast all' die naiven Seelen beinahe auf Anhieb mit der plastisch-dramatischen Schilderung des Heilands gewonnen habe, der dank seiner begnadeten Persönlichkeit imstande gewesen sei, den Teufel aus Besessenen auszutreiben, oder selbst Tote zu erwecken. Das ethisch Wahre im Bunde mit dem stark dramatischen Einschlag hatte also auch hier gesiegt und sich neuen Kulturboden geebnet.

Deshalb glaube ich auch, daß unsere Regierung kleinlich und wenig weitsichtig handelt, wenn sie religiöse Vorführungen auf dem modernen Theater verbietet. Schon das Beispiel der Oberammergauer sollte sie belehren, daß selbst rationalistische Gemüter sich dem zwingenden Banne der Verlebendigung von sonst unklaren Vorstellungen nicht entziehen können. Ich selbst habe leider die Passionsspiele nicht besucht, aber ich werde niemals die Erzählung eines sonst kühlen Juristen vergessen, der mit frappierender Anschaulichkeit den ganzen Leidensweg Christi beschrieb, nicht als ob er einem Spektakulum beigewohnt, sondern als wenn sich gestern oder vorgestern vor seinen Augen eine Menschheit erschütternde Tragödie abgespielt hätte, deren einzelne Episoden ihn bis ins Innerste durchrüttelt und — schließlich fast gegen seinen Willen — zum Glauben gezwungen hatten.

Und das bei einem Manne, dessen religiöse Bedürfnisse nicht ausgeprägte waren.

Welch ein erhabenes Stoffgebiet ist durch diese bureaukratische Ordre den deutschen Dichtern verschlossen. Denn das religiöse Thema ist im wahren Sinne modern, es berührt uns viel eindringlicher und tiefer, als all' diese erkünstelten Renaissancedramen mit ihrem angeblichen Übermenschentum und ihren sogenannten „robusten Gewissen", denn neben der sozialen Frage erhebt sich seit den Tagen des großen Friedrich und Kants immer größer und mahnender das religiöse Problem, und es ist eine beschämende Feigheit, wenn sich die Dichtung hier zaghaft vorüberschleichen möchte. Daher ist es auch keinem Zufall zuzuschreiben, daß das mit am stärksten bezwingende Drama des letzten Jahrzehnts an den religiösen Wunderglauben gerührt hat, nämlich Björnsons „Über unsere Kraft".

Ja die Bühne kann in ihrer edelsten Beschaffenheit sicherlich ethische Werte ausstrahlen, aber dazu muß sie rein sein und hoch stehen, wie die Sonne, die unausgesetzt beleuchtet und erwärmt. Aber derartige Bühnen — und das ist der Kern meiner Ausführungen — besitzen wir im Moment nicht, oder doch nur im unzulänglichen Maße. Eine Bühne nämlich, die Einfluß auf das Leben ihrer Nation ausüben will, muß vor allen Dingen eine nationale Bühne sein. Darunter ist natürlich nicht ein Institut zu verstehen, das sich ängstlich vor jeder fremdländischen Produktion abschließt, aber doch ein solches, welches fremde Werke nur dann seinem Publikum vorführt, wenn diese innerlich dem deutschen Wesen verwandt sind. Alles andere bleibt doch nur ethnographische Kuriosität, von der das deutsche Volk keinen Gewinn davontragen wird. Eine wahrhaft nationale Bühne aber hat einen hohen Beruf. Sie wird die Werke der toten Meister ehren, die wir Deutschen besitzen, sie wird sie wie eine Feiertagsgabe betrachten, die man nicht unausgesetzt auf den Tisch stellt, damit sie das Festliche nicht verliere. Vor allen Dingen aber wird sie aus dem deutschen Volke lebende Dichter zu erziehen suchen. Denn man mag sagen, was man will, nur archaistischer Dünkel wird es leugnen, daß die Werke Shakespeares, Goethes, Schillers, selbst Kleists die Perspektive auf unsere Zeit nicht mehr vollkommen besitzen, — sie haben unvergängliche Weltwerte, aber für das flüchtige Auge des Beschauers sind diese zu sehr verhüllt, — und unser Volk, das durch die Bühne nicht nur unterhalten, sondern auch belehrt und erzogen werden will, verlangt mit Recht die Perspektive auf den Tag, auf unsern Tag. Hier hätten die Bühnen einzusetzen. Die dichterischen Probleme und Gestalten, soweit sie uns Deutsche angehen,

sind tausendfältig vorhanden. Ich nenne noch einmal den sozialen Kampf und das religiöse Problem. Und es hat auch bereits eine bessere Zeit gegeben, die ihre Erfolge auf diesem Gebiet suchte und fand. Hauptmann schuf die Weber und Hannele; — Ibsen, der einer der unseren geworden ist, ließ uns in seine soziale Welt blicken, und viele andere Talente keimten und grünten. Aber ganz plötzlich, einer theoretischen Modetorheit folgend, kümmert man sich um den dichterischen Nachwuchs nicht mehr, man pflanzt nur noch fremde Bäume, die dem heimischen Unterholz Licht und Luft nehmen. Das größte und renommierteste Theater Berlins, das für alle andern, auch die Provinzbühnen, den Ton angibt, spielt seit Monaten Shakespeare. In Musteraufführungen. Gewiß. Bleibt aber doch eine Sünde wider seine nationale Aufgabe. Es belebt Tote und mordet Säuglinge. Entschließt man sich jedoch ausnahmsweise zur Aufführung lebender Autoren, so sind es meistens gleichfalls Fremdlinge: Wilde, Shaw, Gorki, Tschechow, Maeterlinck etc., die uns von unserem eigenen Sein nichts zu sagen noch zu bieten wissen, und die, was noch schlimmer ist, theaterfremde Spezialitäten wie Shaw, oder gar kranke Naturen wie Wilde, darstellen. Ganz deutlich spricht sich aber dabei ein Zurückfallen in eine dem deutschen Charakter anhaftende, beschämende Eigentümlichkeit aus. Die Hochachtung und die Verbeugungen vor dem Fremden und die bettelhafte Verkennung des Eigenen. Das haben wir Deutschen wahrlich nicht nötig. Wir sind eine Nation geworden und sollen nicht nur politischen, sondern auch Kulturstolz beweisen. Als eine direkte Gefahr aber betrachte ich es, daß durch diese lächerliche Bewertung des Fremden unsere eigene Produktion bereits beeinflußt zu werden beginnt. Schon fängt man an nachzuahmen. Und weil Wilde und Maeterlink zufällig gewisse Krankheitssymptome zeigen, so züchtet man in unseren heimischen Bühnenwerken gleichfalls allerlei Ungesundes und Sprunghaftes groß. Was im Moment nicht dekadent oder angekränkelt scheint, das gilt auch sicherlich nicht für originell. Und der Direktor glaubt nun einmal ohne diese marktschreierische Originalität nicht auskommen zu können. Das aber, was das deutsche Volk erhält und groß gemacht hat, das ist trotz allen ästhetischen Spintisierens seine rotbäckige Gesundheit, und in sicherem Gefühl dafür hat das Publikum in jüngster Zeit mehrere solcher lamentierender Kunstjünger, die ihm unter allerlei Greueln und Perversitäten etwas vorweinen wollten, kräftig von der Bühne gescheucht. Sicherlich, es ist ein Abweg und eine Gefahr, die derbe Gesundheit auf

der Schaubühne als etwas Unkünstlerisches verschreien zu wollen, und sollte es sich bestätigen, daß ein Theatermann vor nicht allzu langer Zeit das Stück eines Anfängers mit den Worten abwies: „Höchst talentvoll, aber für uns zu gradlinig, zu gesund," so verdient er nicht den Namen eines Deutschen.

Soll der kranke Körper wieder gesunden, so bedarf er des Arztes. Den Arzt kann aber bei unseren Verhältnissen nur eine hochgestimmte, weitsichtige und milde Kritik abgeben. Auch milde. Denn es ist wichtiger, daß der zarte Keim einer Dichtung, der lebensfähig ist, aufbewahrt und gepflegt, als daß wegen einiges Unkrauts die ganze Pflanzung abgesenst werde.

Hierüber hat Heinrich Laube, der Altmeister in allen Theaterdingen, Worte geschrieben, die da klingen, als spreche sie der Alte eben aus dem Grabe zu einer besserungsbedürftigen Generation.

„Lessing," so sagt er, „war national im einfachsten Sinne des Wortes, ohne doch Kenntnis und Benutzung des Fremden auszuschließen. Und so wie er das Fremde benutzt sehen wollte, so wurde es unser, so wurde es national. Er war billig gegen die Produktion, weil er jede Produktion, wie gering auch ihr literarischer Wert sein mochte, zu schätzen wußte. Er kannte eben genau, was es heißt: etwas schaffen, wenn dies Etwas auch ein geringes sei. Dabei vergab er den höheren und höchsten Maßstäben nichts und war darin scharf, fein und weitsehend. So war seine Kritik eine anregende und niemals zerstörende, wenn sie auch das Fehlerhafte in der neuen Produktion zerstörte. Er respektierte in Sachen des Theaters das Publikum als den notwendigen Leib, in welchem die Seele des Theaters atmen und leben, von welchem ebenso die Seele ihre ersichtliche Existenz erhalten müsse etc."

Es ist wahr, Lessing, der Kritiker, ist jung geblieben. Lessing ist der Arzt. Zu seinen Forderungen müssen wir zurückkehren. Eine deutsche Bühne, eine gesunde nationale Kunst, sie allein können jenen Jungbrunnen graben, in welchem die Volksseele, wenn sie alt geworden, immer und immer wieder ihre Jahre abstreift.

Georg Engel.

XXXII:
Eugen Salinger:

Sie fragen mich, welchen Einfluß das Theater auf meine ethische und ästhetische Bildung ausgeübt habe, und ich antworte Ihnen kurz und bündig: Einen unermeßlichen! Um Ihnen aber den ganzen Umfang dieses Einflusses darzustellen, würde ich den mir für die Beantwortung Ihrer Anfrage zugewiesenen Raum sicherlich allzuweit überschreiten; ich mache es daher Ihnen und mir bequem, indem ich auf die schönen und unvergänglich wahren Worte verweise, die schon vor mehr als hundert Jahren ein anderer über diesen Gegenstand gesprochen hat, nämlich Schiller in seiner Abhandlung: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet". Was könnte ich den Worten Schillers noch hinzufügen? Hier wird ja in klarster und erschöpfendster Weise gezeigt, welchen immensen Einfluß die Bühne auf die ethische und ästhetische Bildung wohl eines jeden übt. Dem zufolge ergibt sich aber die Bejahung Ihrer zweiten Anfrage, ob ich glaube, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich berge, als etwas ganz Selbstverständliches. Freilich mit der Einschränkung nur, daß es sich um eine ideale Bühne handelt, wie sie sich Schiller gedacht hat, um eine Bühne, die, um mit seinen Worten zu reden, „dem nach Tätigkeit dürstenden Geiste einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und des Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt." Hier aber ist auch der Punkt, wo ich gegenüber Ihrer dritten Frage, ob unser modernes Theater diese Aufgaben erfülle, etwas stutzig und kleinlaut werde. Offen gestanden: Zu einer rückhaltlosen Bejahung kann ich mich unmöglich entschließen, denn davon hält mich ein Blick auf den Stand der dramatischen Produktion von heute ab, die neben manchem Guten und Anerkennenswerten doch so unsäglich viel Mittelmäßiges oder, was noch schlimmer ist, auch solche Erzeugnisse zutage fördert, die meines Erachtens ganz verwerflich sind. Wie sehr sich aber die modernen Theater die Pflege gerade dieser Gattung von Literatur zum Nachteil der wahren Kunst angelegen sein lassen und welche Geschmacksverwirrung und Verwilderung dadurch hervorgerufen wird, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren. Zur Untersuchung der Sache wäre übrigens ein näheres Eingehen auf die Literatur der Gegen-

wart, ein genaues Abwägen und Prüfen nötig, welches wiederum den Rahmen sprengen würde, innerhalb dessen sich doch wohl die von Ihnen verlangten Antworten zu bewegen haben. Genug, ich berühre diese Schattenseite unserer modernen literarischen Zustände auch nur, um die Verlegenheit zu erklären, in welche mich Ihr auf eine bündige Beantwortung Ihrer dritten Frage abzielender Wunsch unter den obwaltenden Verhältnissen notwendigerweise versetzen muß.

Eugen Salinger

XXXIII: Korfiz Holm:

Ich kann dem Theater irgend einen Einfluß auf meine ethische Bildung nicht zuschreiben. Ästhetisch mag es mich in sehr jungen Jahren wohl beeinflußt haben, kaum aber nach der guten Seite hin.

Gewiß mag auch das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich bergen, wie jede Kunst. Daß diese aber im breiten, täglichen Theaterbetrieb zutage träten, bestreite ich. Sie finden sich nur in der großen Kunst; und wie selten begegnet einem die auf der Bühne!

Was ich von unserm modernen Theater denke, ist damit eigentlich schon gesagt. Ich gehe noch weiter: mir wäre es an sich genug, wenn unser Theater eine Stätte wirklichen Amüsements bildete — für einigermaßen anspruchsvolle, kultivierte Leute. Nicht einmal das ist der Fall. Es gibt keine Kunst, die in der neuen Zeit weniger gelernt hätte als die Theaterkunst. In jeder andern zeigen sich heute wenigstens Ansätze zur Bildung eines Zeitstils, in ihr nicht. Daran ändert für mich auch alles das nichts, was in den letzten Jahren von genügsamen Leuten zu „Großtaten" auf diesem Gebiete aufgebauscht worden ist. Nicht „echte" Bäume, sondern echte Schauspieler möchte ich auf der Bühne sehen und echte Schauspielkunst. Daß das nicht so von heute auf morgen aus dem Nichts emporwachsen kann, weiß ich. Aber ich sehe nirgends einen Keim dazu, nirgends auch nur den Willen, solch einen Keim zu setzen. Deshalb erhoffe ich mir nicht viel von der Zukunft des modernen Theaters.

Korfiz Holm

XXXIV: Felix Draeseke:

ad I. Da ich von Kindesalter an häufig das recht gute Koburger Hoftheater besuchen durfte, sind mir von da ab theatralische Genüsse wertvoller erschienen als alle andern, selbst die durch Konzerte vermittelten. Jedenfalls haben diese Theateraufführungen sehr auf meine Phantasie eingewirkt, bei mir, als ich noch in erster Jugend stand, schon Pläne zu einer Oper wachgerufen, und mich später wesentlich in dem Entschluß bestärkt, die Musik als Lebensberuf zu erwählen.

ad II. Ich bin fest überzeugt, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt und diese auch wahrnehmbar machen kann, wenn es als Interpret wertvoller Geistesschöpfungen seiner erzieherischen Pflichten sich bewußt wird. Die in bezug auf Gesinnungsadel wohl unbezweifelt anerkannten Werke unserer Klassiker, und zwar von Lessing bis zu Hebbel und Ludwig, sowie die Wagnerschen großen Bühnenwerke, die wir stets in gehobener Stimmung verlassen, werden meiner Ansicht nach nicht anders als erhebend auf das Gefühl und läuternd auf Verstand und Geistesbildung einwirken. Allerdings hat sich neuerdings das Theater aber in den Dienst von Autoren gestellt, an deren Gesinnungsadel durchweg zu glauben mir schwer fällt und von denen einige mir geradezu berufen scheinen, schädigend, insbesondere auf die Jugend, zu wirken. Mit diesem letzten Satze habe ich beinahe schon auf die dritte Frage (ad III) geantwortet und möchte nur hinzufügen, daß, so begründet die Wertschätzung des echten und gesunden Realismus mir stets erschienen ist, ich mich für den einseitigen Kultus des Naturalismus oder sogenannten Verismus nicht zu begeistern und von ihm keine guten Wirkungen zu erwarten vermag.

Felix Draeseke

XXXV: Jon Lehmann:

Das Theater hat auf meine ethische und ästhetische Bildung den denkbar größten Einfluß ausgeübt. Ich wurde schon in das Theater

mitgenommen, ehe ich eine Schule besuchte. Noch mehr aber wirkte die Lektüre von Dramen auf mich ein. Mein Vater war erfüllt von glühender, ehrfurchtsvoller Begeisterung für Shakespeare, und neugierig, diese Wunderwerke kennen zu lernen, las ich heimlich Shakespearesche Dramen in einem Alter, in dem andere Jungen noch Indianergeschichten zu lesen pflegen. Bald schwärmte ich für jene Heroen. Zuerst war es Brutus in Julius Cäsar, dann Percy Heißsporn und besonders Robert Faulconbridge aus König Johann, für den ich mich begeisterte. Später ging diese Liebe auf Nathan den Weisen über, und es gab junge Jahre meines Lebens, in denen ich mich bei jedem Entschluß fragte: Wie würde Nathan der Weise in diesem Falle gehandelt haben? So lächerlich das heute klingen mag, so war es doch ohne Zweifel für meine persönliche Entwickelung von wichtiger Bedeutung. Bei jedem neuen Stück, das ich kennen lernte, wählte ich mir die besten Charaktere aus und suchte mich nach ihnen zu bilden, ja, ich spielte mich denkend und handelnd förmlich in die Rolle des zur Zeit gerade von mir verehrten Helden ein. Ich kann wohl sagen, daß die Bühnenliteratur für mich zur ethischen und ästhetischen Amme geworden ist. Ich will übrigens nicht verschweigen, daß ich bis zum Ende meiner Universitätszeit nur für das Drama höchsten Stiles interessierte, und daß ich der gesamten heiteren Literatur eine tiefe Verachtung entgegenbrachte, weil sie nach meiner damaligen Ansicht das Leben nicht mit dem nötigen Ernst erfaßte. Ich erinnere mich nicht, während meiner Gymnasial- und Universitätszeit, obgleich ich sehr viel ins Theater ging, jemals einen Schwank gesehen zu haben. Während ich Einjähriger war, besuchte ich einmal mit Kameraden eine Posse am Münchener Gärtner-Platz-Theater, ging aber nach dem zweiten Akte weg, weil diese Sünde gegen Logik und Wahrheit mich anwiderte. Naiv wie ich war, verlangte ich von dem Theater Begeisterung für ethische und ästhetische Ideale. Oft erregten mich Theatervorstellungen derart, daß ich in der darauffolgenden Nacht kein Auge schloß. Sie sehen, ich war ein durchaus unmoderner Mensch, der Spiel für Ernst nahm. Und so gelange ich dazu, über Ihre zweite Frage zu plaudern. Gewiß zweifle ich nicht daran, daß die Bühne auf unzählige Menschen ähnlich eingewirkt hat, wie auf mich selbst. Es kann mir nach dem bisher Ausgesprochenen kein Zweifel sein, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt. Der Kaiser erkennt in ihm eine seiner Waffen. Jedoch wer vermag dies Schwert zu handhaben, wer, in kulturellem Sinne, heute damit zu siegen? Unser Zeitalter der

technischen Errungenschaften erzieht die Menschen zur Erforschung der Ursachen und damit zur Kritik. Unsere Jugend wird schon zum naturwissenschaftlichen Denken angeregt. Das moderne Kind, das gewohnt ist, durchs Telephon auf weite Entfernungen hin zu sprechen oder wie selbstverständlich den elektrischen Wagen, der von keiner sichtbaren Kraft gezogen wird, zu benutzen, und sich spielend diese scheinbaren Wunder zu erklären vermag, ist nicht leicht zu täuschen. Ich war einmal mit einem jungen Verwandten in einem Märchenspiele, in dem ein Zauberer von seiner Macht und seinem Reichtum dem Publikum erzählte. Da flüsterte der kleine Berliner mir zu: „Sagt er!" Wir sind zu klug und zu kritisch geworden, wir haben zu sehr die Naivität verloren, als daß wir uns naiv den Eindrücken der Bühne hingeben können. Man bringe heute einen durch und durch edlen und braven und guten Menschen auf die weltbedeutenden Bretter, und niemand wird ihn ernst nehmen, denn jeder weiß aus eigener Erfahrung, daß es ganz reine, ganz gute und ganz edle Menschen im Leben nicht gibt. Im Gegenteil, man bringt Leuten, die sich so geben, besonderes Mißtrauen entgegen, weil man annimmt, daß sie ihre Fehler verdecken, und daß diese daher um so gefährlicher werden können. Idealisten, wie das Jahr 1848 sie bei uns herdenweise erzeugte, werden, wenn sie heute erscheinen, nur zu gern von uns als Narren angesehen. Den planlosen, sicherlich befangenen, aber dennoch überaus bewunderungswürdigen Helden der jetzigen russischen Revolution bringt man bei uns Deutschen wenig Verständnis entgegen. Mit ihren Fehlern und Vorzügen auf die Bühne gebracht, würde man sie mit der Bezeichnung „Schwärmer und Toren" oder „Schnorrer und Verschwörer" abtun. Unsere Vorfahren aber liebten es, Charaktere ohne Fehl und Makel zu bewundern. Sie liebten es auch, auf der Bühne in Tränen zu zerschmelzen. Eine alte Tante hat mir einmal erzählt, daß es bei manchen Stücken in ihrer Jugend geradezu zum guten Ton gehörte, zu weinen. Jemanden, dessen Tränen man nicht fließen sah, den würde man für hart, herzlos und schlecht gehalten und verachtet haben. Heute schämt sich jeder, im Theater Tränen zu vergießen, und wenn sie ihm emporsteigen, wird er unwillig; ja man lacht sogar höhnisch, um nicht weinen zu müssen. Unsere Zeit ist hart, skeptisch und materiell. Aus dem Apollo, den wir schaffen wollen, bildet sich fast gegen unsern Willen ein Satyr. Es fehlt uns die Möglichkeit der Illusion, das Theater aber basiert auf der Illusion. Bei Schwänken verzichtet man von vornherein darauf, den Maßstab der Wahrheit anzu-

legen, alle übrigen Stücke werden heute verdammt, wenn sich an irgend einer Stelle Bühne und Wahrheit nicht decken. Aber es gibt kein Werk der gesamten Weltliteratur, bei dem dies der Fall wäre, von einigen wenigen, streng naturalistischen Dramen abgesehen. Dem Bühnenschriftsteller bleibt mithin, wenn er eines äußeren Erfolges sich erfreuen will, nur die Möglichkeit, einen Schwank oder ein naturalistisches Drama zu schreiben. Den Schwank rechne ich nicht zur Literatur, und ich bin auch so ketzerisch, das naturalistische Drama nicht zur Dichtung zu rechnen, weil es phantasie- und kunstlos den Alltag photographiert. Vielleicht liegt die unglaubliche derzeitige Verödung unserer Bühnen an dem ganz unmöglichen Verlangen, das die Zeit aus ihrer Denkungsart heraus an sie stellt. Bekannte Bühnenschriftsteller haben für diese an sich törichte Forderung die Kritik verantwortlich gemacht. Das erscheint mir ungefähr so, als wenn man einen Schutzmann dafür verantwortlich machen möchte, daß er den Befehl seines Vorgesetzten ausführte. Jede, im normalen Sinne gut geleitete Zeitung ist nichts anderes als ein Spiegelbild der Zeit. Ich glaube, ich bin der einzige Bühnenschriftsteller, der zugleich Herausgeber einer großen Tageszeitung ist, und ich habe so Gelegenheit, von zwei ganz entgegengesetzten Standpunkten aus die Theaterkritik zu betrachten. Der heutige Kritiker kann oft nicht anders als verdammen, wenn er sich mit seinen Lesern in Übereinstimmung fühlen will, verdammen an Stellen, an denen jeder Autor das Urteil als höchst ungerecht empfinden wird. Zwischen unserer materiellen, naturwissenschaftlichen Zeit und den Gebilden der heutigen dramatischen Dichtung gähnt eine tiefe Kluft. Beide konnten bisher zu einem gegenseitigen Verstehen nicht gelangen, vielleicht schließen sie sich sogar ihrer Wesensart nach aus. Man kann nur Einfluß üben, wo man eindringen kann. So erscheint es mir geradezu unmöglich, daß das moderne Theater in positivem Sinne kulturell erzieherisch wirke. Uns ist der naive Glaube verloren gegangen. Wenn früher das gute Beispiel Nacheiferung erweckte, so erregt es heute Spott, weil man es der Bühne nicht glaubt. „Der Weise renommiert!" heißt es in einem französischen Schwank. Ebensowenig wie heute geistesgebildete Menschen einen neuen Religionsstifter ernst nehmen würden, der aus bestem Wollen heraus neue Früchte zur Befriedigung unseres Religionshungers an Stelle der abgestorbenen darreichen wollte, ebensowenig werden sie sich von dem Helden auf der Bühne hinreißen lassen. Und dies ist schade um uns; denn es gibt nichts Herrlicheres zu schauen, als

ein edles, reines, hochwollendes Menschentum, künstlerisch dargestellt. Aber man würde es kreuzigen.

Dennoch erwächst der Bühne auch heute eine gewaltige Kulturaufgabe; dann, wenn sie Arm in Arm mit der Zeit zu schreiten vermag, wenn sie ihre Skepsis teilt, wenn sie, statt schönen Schaum an die Oberfläche zu treiben, den Dingen auf den Grund geht und ihre Schäden aufdeckt. Unsere Zeit leidet an dem Ballast, den die Jahrhunderte auf sie getürmt. Es gibt noch viele Zöpfe, die nicht abgeschnitten sind, ja, die man nicht einmal als Zöpfe erkennt, weil die Gewohnheit unseren Blick abgestumpft hat. Der Dramatiker, der der Zeit den Spiegel ihrer Torheit vorhält, der das Schlechte und Häßliche der Lächerlichkeit preisgibt und die Welt von Übeln befreit, indem er sie erkennen lehrt, der allein kann heute heilen und bessern; für ihn erwächst nicht allein eine soziale, sondern auch eine ethische und ästhetische Aufgabe. Die Dramenform, die in unserer Zeit allein einen kulturell erzieherischen Wert haben kann, ist die Satire. Nur sie besitzt die Kraft des Eindringens, weil sie allein die Sprache spricht, die der Gegenwart geläufig ist. Man wende nicht ein, daß die Satire nur verneint und nichts Positives errichtet. Vielleicht war kein Zeitalter noch so bereit, Schäden zu verbessern, die es erkannte. Reinigt den Boden von Steinen, führt ihm Nahrung zu und die Blumen werden in späteren Tagen von selber sprießen.

Leo Lenz [signature]

XXXVI:
Viktor Blüthgen:

Ich habe vorübergehend intimere Beziehungen zum Theater gehabt: in den siebziger Jahren als Rezensent für die Elberfelder und Krefelder Zeitung, je ein halbes Jahr; dann durch die neunziger Jahre als Librettist zweier Opern, die man in Breslau von den Premieren her kennt und die seither noch jeden Winter in der Provinz gegeben worden sind. Im übrigen habe ich nur spärlich vom Theater genascht. Die Wahrheit zu sagen, habe ich die Oper immer dem Schauspiel vorgezogen; so stark wie mich Musik beeindruckt, habe ich der Oper, der Wagnerschen an der Spitze, die intensiveren und wohltuenderen Reize zu verdanken — das heißt der vornehmen Oper; Operetten sind mir fast durchweg greulich. Je befriedigender das Libretto auf mein ästhetisches Empfinden wirkt, je höher der Genuß der Oper für mich; der dramatische Bestandteil der Oper

ist immer für mich das Entscheidende in bezug auf meine innere Stellung zu ihr gewesen. Die Musik ist ein so glücklicher Beistand für die dramatische Wirkung, sie kann die matten Stellen beleben, die allzu drastischen mildern, ihre Schmerzhaftigkeit versüßen, die Charakteristik eindringlicher machen, verstärken. Sie verhindert, daß Fehler im Kleinen die große Wirkung stören.

Und letzterer Umstand, in welchem Punkte ich sehr empfindlich bin, ist der Grund, weshalb ich immer mit einem ausgesprochenen Unbehagen ins Schauspiel gehe, da ich nicht zu kritisieren, sondern zu genießen wünsche; selbst als Kritiker wünschte ich das und halte jeden Kritiker, der anders empfindet, für eine Mißgeburt, die ich bedaure. Aber ich muß mich ohne das auch bedauern. Die ungetrübten Vollgenüsse, die mir vom Schauspiel her geworden, kann ich, glaube ich, an den Fingern abzählen. Da kommen so viele Momente in Betracht: das Drama selber, die einzelnen Rollen, das Ensemble, die Regie, die szenische Aufmachung insbesondere — wie viel Störendes ist da denkbar! Ich gehe meist mit einem häßlichen Nachgeschmack aus dem Theater, dessen ziemlich sichere Erwartung mich schon vorher um den rechten Genuß gebracht hat.

Ich habe mein Lebtag ein so starkes Wirklichkeitsempfinden gehabt, oder, phantastischen Voraussetzungen gegenüber, Wahrscheinlichkeits- und Möglichkeitsempfinden, daß ich damit einer dramatischen Aufführung gegenüber leider Gottes übel dran bin. Und ich empfinde darin um so intoleranter, je anspruchsvoller mir eine Bühne entgegentritt. Naturgemäß ist das, je älter ich geworden bin, um so schlimmer geworden.

Sicherlich hat mir das Theater namentlich in jüngeren Jahren starke dichterische Eindrücke vermittelt, um so wirksamer, je seltener ich sie mir zuführen durfte, und um so erhebender, je sympathischer für mich sich das Repertoire in meiner Jugend von dem heutigen unterschied. Damals waren die Klassiker Mode, und die Mängel der Aufführungen fielen darum weniger für mich ins Gewicht, weil mein Theaterbesuch meist mit dem Auftreten erstklassiger Gäste zusammenhing, deren Leistungen gegenüber das übrige mehr Folie war. Damit kam wenigstens der bedeutsamste Spielreiz eines ernsthaften Stückes zu ausgezeichneter Wirkung.

Daß mein ästhetisches Empfinden da beeindruckt und gefördert wurde, Ideale, Maßstäbe entnahm, ist bei jemand, der einen künftigen Poeten in sich trug, selbstverständlich. Die Vorherrschaft der Klassiker auf der Bühne, die bis dahin dauerte, wo ich ein fertiger Mensch war, hat mein ästhetisches Glaubensbekenntnis — im Einvernehmen mit meiner

ganzen Veranlagung — so weit festgelegt, daß ich der modernen Bewegung über den Schritt zu einem gesunden Naturalismus hinaus nicht zu folgen die Möglichkeit gesehen habe. Ich fand, daß ich ein gesunder, normaler Mensch bin und daß sich meine ästhetischen Ideale sträubten, sich zu dem pathologischen Raritätenkabinett der dekadenten Moderne, von Ibsen bis zu Hofmannsthal und Wedekind, zu bekennen. Und wenn mir die Möglichkeit, mit der Strukturlosigkeit als moderner Errungenschaft starke dramatische Wirkungen zu verbinden, durch Gorkis wunderbares Nachtasyl aufgegangen ist, frage ich mich doch, ob das nicht mehr eine Photographie als ein Kunstwerk ist, allerdings eine unheimlich geglückte. Daß das Theater in seiner Entwickelung dazu beigetragen hat, wenn mein ästhetisches Empfinden heute stärkeren Nachdruck auf Lebenswirklichkeit im realistischen, ja bedingt naturalistischen Sinne legt, als ihn die Klassiker vertragen, ist gewiß. In welchem Maße gerade das Theater entscheidend, das ist eine andere Frage. Nur der szenische Naturalismus entstammt originaliter dem Theater: den Meiningern. Der dichterische ging parallel auf allen Gebieten der Dichtkunst vorwärts, die Epik und vor allem breit und zielbewußt die Erzählung voran, und es ist leicht nachzuweisen, daß ihr die Malerei immer einen Schritt voraus war und Wegweiser geworden ist. Allerdings habe ich die Nachempfindung, daß die drastische Sprache der Bühne in der ganzen Frage das letzte Wort für mich gesprochen hat, klärend vor allem in dem Punkte: wie weit der Naturalismus mit künstlerischer Wirkung verträglich ist.

Diese hört auf, wo er für das Empfinden unerträglich wird. Und das ist bedeutsam für die Beantwortung der späteren von Ihnen gestellten Fragen.

Ob das Theater ethisch auf mich gewirkt hat?

Das auch. Nur ist vorweg zu betonen, daß das ethische Empfinden und Bekenntnis ebenso wie das ästhetische seine Grundbedingungen in der Persönlichkeit hat, in der natürlichen Veranlagung, und daß die maßgebenden Impulse für seine Entwickelung und Bestimmung unter allen Umständen ganz wo anders herkommen, als daß sie vom Theater entscheidend beeinflußt werden könnten. Das wird immer nur ganz sekundär wirken können, wo, wie es bei mir der Fall war, das ethische Moment im Menschen ein klares, festumrissenes Gesicht hat und das Theater nur ganz selten in Anspruch genommen wird. Eine Verstärkung des positiven wie negativen ethischen Empfindens ist ja bei der starken Sprache des Theaters die natürliche Folge.

Ihre zweite Frage: ob das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, hat eine prinzipielle und eine praktische Seite. Was die erstere betrifft, so beantworte ich sie mit einem glatten Ja. Nur reduziert sich der Effekt, die zweite angesehen, auf ein Minimum, ausgenommen unter bestimmten Bedingungen, auf die ich später zu sprechen komme.

Die Schaubühne als moralische Anstalt hat nicht erst Schiller erfunden. Schon Hans Sachs hat sie als solche behandelt, und Luther muntert in den Tischgesprächen dringend zum Theaterbesuch auf: man sehe da, was für eine gute Sache der Ehestand ist, und das ermutige zum Heiraten. Daß das Theater das stärkste Verbreitungsmittel für Tendenzen aller Art ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Es macht die Tendenz lebendig, lebendiger als irgend ein Aussprachemittel; es ersetzt die persönliche Suggestion, indem es sie objektiv macht, übertragbar auf Vermittler. Mit dem Theater ist eine ganze Nation zu heben oder zu Lumpen zu machen.

Vorausgesetzt, daß sie hinein geht. Vorausgesetzt, daß sie sehr oft hineingeht.

Ästhetisch wie moralisch zu bilden oder zu Trotteln und Narren zu machen. Denn die weitaus meisten Menschen sind unglaublich unselbständig, an Intelligenz und Charakter unausgebildet, und suggestibel.

Aber praktisch genommen hat die Sache ihren Haken. Wie sich das Theaterwesen bis heute entwickelt hat: die ganze Institution, ihre Beziehung zum Publikum, zur Literatur — ist es für den Zweck der kulturellen Volkserziehung ohne erheblichen Wert.

Die Theater bestehen nur an großen Verkehrszentren, kommen für den weitaus größten und gerade den in der Kultur rückständigsten Volksbestand überhaupt nicht in Betracht. Wo sie bestehen, sind sie geschäftliche Unternehmungen mit kostspieliger, dort, wo sie mit ersten Kräften arbeiten, sogar sehr kostspieliger Regie, die, soweit sie Hofbühnen sind, als Repräsentationssache mit Unterbilanz und Zuschüssen rechnen, im übrigen von der Wohlhabenheit ihrer Besucher leben und ihren Unternehmern möglichst viel Ertrag abwerfen sollen. Unter diesen Umständen werden sie in erster Linie nicht als Erzieher — wenn überhaupt — sondern als Diener des Publikums geführt und kommen mit ihrer Platzgebühr hauptsächlich für die Wohlhabenden in Betracht, deren augenblicklicher Geschmacksstandpunkt, mehr noch deren augenblickliche Genußwünsche das Repertoire diktieren. So sind die Theater Diener des Zeitgeschmacks, der die bevorzugte Bevöl-

kerungsschicht beherrscht, und seine Erzieher höchstens in dem Sinne, daß sie ihn am drastischsten zum Ausdruck und zum Bewußtsein bringen, bis zur Pointe durchbilden — das kann ja, wenn er faul ist, allenfalls zu seiner Revision und Korrektur beitragen und insofern kulturfördernd wirken; es bedeutet dann die Austreibung des Teufels durch Beelzebub, den obersten der Teufel. Ich bestreite, daß diese Art der Kulturförderung wünschenswert ist. Außerdem handelt es sich dabei immer nur um die Kultur der kleinen führenden Schicht, deren Kulturfragwürdigkeiten bei dieser Gelegenheit erst auf die Galerie übertragen werden.

Ist der ethische Gewinn bei den bestehenden Theaterverhältnissen eher ein negativer als ein positiver, ist auch der ästhetische, was die dramatische Produktion betrifft, ein höchst zweifelhafter, da hier die Modedichtung ästhetisch ausschlaggebend ist, so bleibt als Ertrag nur der Wertzuwachs eines ästhetischen Moments übrig: der Schauspielkunst nebst Regiekunst. Das hat aber für die Volkskultur herzlich wenig zu bedeuten, wie die Dinge jetzt liegen; würde dann nur Bedeutung für sie haben, wenn das Repertoire auf kulturelle Erziehung zugeschnitten wäre. So kommt nichts dabei heraus, als ein Personenkult, wie er bei hauptstädtischen Bühnen besonders so kläglich groß gezogen wird und so alberne Blüten treibt, zur Genugtuung für Mimen-Eitelkeit und Größenwahn, die den Dichter als eine Art Handlanger für ihre Erfolge behandeln.

Insoweit also spreche ich den bestehenden Theaterverhältnissen Kulturwert ab und zu. Das Gefühl, daß die Sachen so liegen, und der Wunsch, die „kulturell erzieherischen Werte und Kräfte, die das Theater in sich birgt, nutzbar zu machen", bestehen unter Einsichten schon lange und breiten sich immer mehr aus, nicht bloß in der Reichshauptstadt, wo man glücklich bei der Premièrentigerei angelangt ist und zwischen der Posse und Frank Wedekind die Wahl hat, der selbst das französische Ehebruchsdrama zur kalten Schüssel gemacht hat. Man kann ja auch psychologische Raritäten von weniger schädlichem Nachgeschmack aus der chemischen Küche der modernen Dekadenz genießen. Mit der Volkskultur hat das nichts zu tun. Das einzige, was für sie ab und zu abfällt, ist ein wirksames, kräftiges Tendenzstück. Nun sind ja aus richtiger Erkenntnis und gutem Willen heraus in Berlin ein paar Theater entstanden, die, was Preise und Repertoire anbetrifft, als Volkstheater gedacht sind. Aber sie sind aus geschäftlichen Gründen in die Notwendigkeit versetzt, zwischen der guten Absicht und den kulturwidrigen Ansprüchen ihres Publikums zu lavieren, nicht immer mit Erfolg.

Schließlich: was bedeutet der Tropfen gegenüber dem Gedanken, das Theater für die gesamte Volkskultur der Nation auszunutzen?

Man hat die Auskunft herangezogen, mindestens in den Städten überall subventionierte oder gar von der Stadt unterhaltene Theater zu fordern. Diese Idee scheitert unter allen Umständen wenn nicht an den städtischen Budgetmöglichkeiten, so an dem Mangel guter Berufsschauspieler.

Der erste wirklich fruchtbare Gedanke, der da in die Erscheinung getreten, ist der: die Schauspielkunst in das Volk zu tragen, Volksaufführungen zu veranlassen und ihnen weithin im Volk Boden zu erobern. Bisher hat man die Probe darauf nur mit ein paar Festspielen großen Stils gemacht: mit gutem Erfolg. Außerdem haben längst Liebhaberbühnen und gelegentliche Dilettantenaufführungen symptomatisch auf künftige Möglichkeiten hingewiesen, Aufführungen wie die der Oberammergauer, die nicht bloß Passion spielen, ihnen sogar die künstlerische Weihe gegeben. Neuerdings ist die mimisch-deklamatorische Betätigung mit ausgezeichnetem Erfolg und in sehr gesunder Weise für die Jugenderziehung zielbewußt bei der ländlichen Jugend angewandt und zur Diskussion gestellt worden, vom Lehrer und Bildhauer Matzdorf in Cöthen bei Falkenberg i. d. M.; wie denn Lehrer und Geistliche die berufenen Leiter für die Landbevölkerung sind, wenn man daran denkt, das Theater als kulturelles Erziehungsmittel auf diese zu übertragen.

In der Vorbereitung und Pflege der Volksbühne in diesem Sinne sehe ich das einzige zum Ziel führende Mittel, und ein erstklassiges, um den Kulturwert des Theaters wirklich auszulösen. Auf diesem Wege wird ein persönliches Verhältnis zwischen Volk und Dichtung geschaffen, der Kulturwert der Dichtung unmittelbar und wirksam auf die Mitwirkenden übertragen und mit verbürgter Teilnahme auch von den Zuschauern aufgenommen.

Ich habe zwei Erinnerungen, die für mich jeden Zweifel in dieser Hinsicht ausschließen.

Ich war, glaube ich, ein zehnjähriger Junge, da fiel es einem phantasievollen, begeisterungsfähigen Kameraden — Kluge hieß er und ist nachher als Klempner in meiner Vaterstadt gestorben — ein, mit uns eine Theatergesellschaft zu gründen. Wir spielten Schiller; zuletzt auf einem Dachboden, und die Sache nahm ein Ende, als der dicke Geßler eines Tages bei unvorsichtigem Abgehen durch die Treppenluke auf den tieferen Treppenabsatz hinunter purzelte. Man muß die innere Erhebung, den Schwung, die ethische Betätigung und Befruchtung, die das Ergebnis

unserer Bemühungen waren, so deutlich und so lange nachfühlen, wie ich, um diese Jugendepisode beweiskräftig zu finden. Und unter dieser Wirkung stand jeder Mitspieler. Ich habe später dann als Hauslehrer mit Dörflern einen Lustspielabend einstudiert — eine Wohltätigkeitsvorstellung: was ich da mit vollkommenem Rohmaterial erzielt habe und wie diese Elemente noch wochenlang nachher aus ihrer Umgebung herausfielen, bevor sie sich in ihr Milieu zurückversetzten, das gehört zu meinen lehrreichsten Lebenserfahrungen. Echte und wahrhafte Selbstkultur wird eben nur tätig erworben, nicht passiv, diese ergibt nur Firnis und Dressur, keine Bildung.

Freilich, wenn man Volkskultur treiben will, muß man ein Stück Pädagoge sein. Mit Feinschmeckerkunst kann man kein Volk erziehen und heben. Für ästhetische und moralische Verstiegenheiten ist hier kein Platz, die sind überhaupt nicht kulturfördernd, sondern die Befriedigung für die Ansprüche der Blasiertheit und Überreiztheit, die Genugtuung, die Legitimation für die Überkultur, die doch nur eine Selbstspiegelung ist. Nur die dramatische Produktion, die auf dem allgemein Menschlichen beruht, zu der nicht nur eine kleine „Gemeinde", sondern der Durchschnittsmensch in sich die Brücke findet, ist kulturfördernd im großen Stil. Im höchsten Sinne ist das der Klassizismus. Niemand hat ohne das ein Anrecht auf den Titel eines Klassikers. Man muß das Beste und Geeignetste in dieser Art aussuchen und das Volk selbsttätig erleben lassen.

Im übrigen mag die Bühnenkunst im bisherigen Sinne ihre eigenen Wege weitergehen, mag Höhenkunst treiben und vor allem technisch vorbildlich sich weiter entwickeln. Sie steht dann auf sicherem, klarem Programm, hat ihre abgerundete Berechtigung, wird den Vorwurf, daß sie so viel Gutes unter den Tisch fallen läßt, von sich ablehnen und dieses Gute an die breite Möglichkeitsschicht der Volksaufführungen verweisen können und pekuniär sich wahrscheinlich dadurch besser stehen, daß das Allgemeininteresse am Bühnenspiel auch ihr zugute kommt und ihr reichlich ein vorführungs- und lernbegieriges, vor allem verständnisvolles Publikum zuführt.

Richtig geleitet, werden diese Bestrebungen auch den übrigen Zweigen der Dichtkunst, ja der Kunst im weitesten Sinne zugute kommen. Und nicht weniger einer gesunden Ethik die wirksamsten Dienste leisten.

Die Arbeitsnotwendigkeiten im Volk sorgen genügend, daß Deutschland deshalb nicht ein großes Oberammergau zu werden braucht.

Victor Blüthgen

XXXVII: Leo Greiner:

I.

Ich verdanke dem Theater, ästhetisch sowohl wie ethisch, so gut wie alles. Dies gilt freilich weniger von der lebendigen Bühne, als von der dramatischen Weltliteratur, die zum großen Teile noch ihres Theaters harrt. Die Beschäftigung mit dem Drama war und ist mir, neben dem Studium der Geschichte, die einzige Art receptiver Arbeit, die mich noch nie enttäuschte, indem sie alles Aufgenommene unmittelbar und immer in produktive Kraft, jede kleinste Mühe und Hingebung in eine lustvolle Steigerung meines Persönlichkeits- und Weltbewußtseins verwandelte. Erst das Drama führte mich ein in die entzweite Welt der ethischen Grundkräfte, indem es diese rein, herausgelöst aus dem verwirrenden Chaos der Wirklichkeit, vor mich hinstellte und so meinem Blick gewissermaßen die Gelenke unter dem Fleisch bloßzulegen begann, in denen Individuum und Gesellschaft sich bewegen, d. h. mir erst das Tor öffnete, von dem aus ich Weg vor mir hatte. Erst das Drama lehrte mich das Formproblem unserer Zeit anschauen und einer Erkenntnis nahe kommen, die zum ersten Male die Möglichkeit einer nicht auf griechischem Geiste fundierten und spezifisch modernen Klassik vor mir auftauchen ließ, einer Klassik, die ihre Ästhetik nicht auf dem Begriffe des vollendet Schönen, sondern des Gleichgewichtigen, des vollkommen Statischen aufbaut. Mit einem Worte: Drama (und Historie) waren die Ventile, die zuerst in mich einströmen ließen, was ich bis dahin nicht gekannt hatte: Weltluft.

II.

Der Wert, den das Theater für mich als einen von denjenigen besitzt, denen die Bühne irgendwie persönliche Lebenssache ist, hat mich zu keiner Überschätzung der Kräfte geführt, durch die sie in der Gesamtheit der Nation wertvoll werden kann. Ich glaube an eine kulturell erzieherische Macht des Theaters, die um so bedeutender sein wird, je weniger das Drama sie bewußt und unmittelbar auszuüben beabsichtigt. Die Tendenz, die Urfeindin des Stiles und aller künstlerischen Kultur, mit ihren zahllosen überdeutlichen und versteckteren Spielarten fördert die Erziehung der Massen keineswegs, sie verdirbt vielmehr alles, was die reine, von allen Nebenzwecken geläuterte Kunst zu erreichen vermag. Die Dramatiker mit dem heimlichen oder öffent-

lichen Seelsorgerpatent haben, meiner Ansicht nach, noch nie einen Menschen gebessert, dagegen das Gefühl der Menge für die gewaltigen Werte der großen, in sich selbst ruhenden Kunst immer aufs neue irregeführt und mißleitet. Die Schaubühne ist keine moralische Anstalt, sondern eine Institution zur Ergötzung, Erhebung und Erschütterung der Aufnahmewilligen, in denen sie von selbst ästhetische und moralische Wandlungen erzeugen wird, aber ohne daß sie es wissen, ganz allmählich und in den dunkleren Tiefen ihrer Seele, in denen jede wahre Kultur, dieser traumhafte Instinkt zum Richtigen, seinen Sitz hat. Andere Zeiten kümmerten sich nicht im geringsten um Erzeugung von Kultur, aber sie hatten sie. So wird auch das Drama, das auf Erziehung verzichtet, in dem die großen Gegenstände der Menschheit nicht ausgefochten, sondern dargestellt werden, der Nation willenlos das schenken, was ihr am meisten mangelt: Kultur der Muße. Jeder kleinste Handwerker trägt, solange er bei der Arbeit ist, sein Teil mit bei zu dem großen Werke einer modernen Kultur und steht auf seinem bescheidenen Platze im Kreise aller Schaffenden. Kaum aber legt er das Werkzeug aus der Hand, in den Zwischenstunden der Erholung und Unbeschäftigtheit, sinkt er plötzlich von dem hohen Niveau, auf das die Arbeit ihn gestellt, meilentief hinab in Schmutz und Öde: in der Art, wie er sich vergnügt, offenbart sich am krassesten der Mangel an Kulturtrieb, den zu wecken und zu nähren das Theater mehr als alle anderen Künste mächtig ist. Zwar glaube ich nicht, daß die Schaubühne jemals wieder einen festlichen Charakter gewinnen wird, wie einige Schwärmer meinen; eine solche Schaubühne verkündigte, wenn sie versucht würde, nichts als eine klingende Botschaft, die keinem Glauben begegnet, einen Kult um des Kultes willen, ohne Religion. Dagegen glaube ich, daß das Theater, wenn auch keine Dionysien im Frack, sobald es sich, dem heutigen Leben entsprechend, auf die kultlose Religion der Wirklichkeit gründet, Andacht und Erhebung erzeugen wird, die sich dann ungewollt in natürliches Kulturgefühl, in den Trieb zur Wahrhaftigkeit in allen Lebensäußerungen umsetzen werden.

III.

Dies erscheint utopistisch, wenn man nicht von einem imaginären Begriff der Schaubühne, sondern von den tatsächlich bestehenden Theatern redet. Allein ein Überblick über die letzten zwanzig Jahre deutschen Theaterlebens zeigt, daß es langsam, aber stetig vorwärts geht. Seit es möglich ist, Bühnen mit einem ganz oder fast ganz künstlerischen Re-

pertoire zu erhalten, ist kein Grund mehr da, zu verzweifeln. Der Genuß macht genußfähiger, das befriedigte Bedürfnis reizt den neuen Hunger. Schon jetzt unterscheidet man scharf zwischen „literarischen" und „nicht-literarischen" Theatern. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo der Zufall äußerlicher Gleichheit zwischen den beiden Kategorien nicht mehr genügt, um innerlich so tief Verschiedenes mit demselben Namen zu bezeichnen, und das Bewußtsein dieses elementaren Unterschiedes auch in die offiziellen Kreise dringt. Das Volksbewußtsein und sein äußerer Ausdruck, das Gesetz, versteht unter Theater heute noch Anstalten, in denen geschlossene Stücke, unter Variété Spielhäuser, in denen lose Szenen aufgeführt werden. Vielleicht schiebt einmal Volksbewußtsein und Gesetz, klar geworden zu einer kulturreifen Unterscheidung, die Schwank- und Possenbühnen nach der Seite der Variétés hinüber und statuiert so zum ersten Male nach langer Dumpfheit das Theater als Kunstinstitut. Erst dann, wenn die Schaubühne nicht mehr mit wesensfremden Elementen vermischt ist, wird man feststellen können, wie viel sie vermag. Wir können nur sagen: Es ist besser geworden. Unseren Enkeln bleibt es vorbehalten, zu sagen, daß es gut geworden sei.

Leo Greiner

XXXVIII:
Hans Land:

Zweifellos birgt das Theater enorme erzieherische Werte in sich, eine Wahrheit, die seit den Tagen des Aristoteles feststeht. Es ist nicht nur zu erwarten, sondern bereits geschehen, daß das moderne Theater die gleichen Aufgaben erfüllt hat, wie die klassische tragische Kunst. Männer wie Ibsen, Strindberg, Hauptmann haben ihm zu dieser Würde verholfen, und es wird sie niemals verlieren können, mag auch der Theatermarkt von heute in noch so schimpflichem Grade ein profanes Geldgeschäft darstellen und ein triviales Unterhaltungs- und Schaubedürfnis befriedigen.

Hans Land.

A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg: Beiträge zur Kenntnis der „Physiognomischen Fragmente“ J. C. Lavaters, mit unveröffentlichten Briefen an Goethe und Herder.

„Ist der erste Moment, da dir ein Mensch erscheint, und zwar im rechten Lichte, ganz vorteilhaft für ihn; verschob sein erster Eindruck nichts in dir; wurdest du durch ihn auf keine Weise gedrückt oder geniert, fühltest du dich in seiner Gegenwart so gleich, und immer froher und freyer, lebendiger und mit dir selbst, auch wenn er nicht mit dir sprach, zufriedener, so sey sicher — der wird bey dir, insofern niemand zwischen Euch steht, nie verliehren, immer gewinnen. Die Natur hat Euch für einander gebildet. Ihr werdet einander mit sehr wenigem, sehr vieles sagen können ... Studiere nur genau und bezeichne die sprechendsten Züge.“

Lavaters „Physiognomische Geheimregeln“,
ein Manuskript für Freunde.

In dieser ersten von hundert Geheimregeln, die Joh. Caspar Lavater seinen Freunden gibt, liegt gewissermaßen sein Postulat für ideale Gesellschaftsphysiognomik im kleinen, begrenzten Kreise, mit Ausschluß der großen Allgemeinheit, für die physiognomischen Eindrücke, welche die Nächsten, die Geistesverwandten, wie wir sie gleich unzertrennbaren Familien in der Sturm- und Drangperiode finden, von einander im ersten Momente gewinnen sollen, für die Zeichen sympathischer Bildung in Natur und Gemüt, welche den Freund dem Freunde zuführen sollen. Ein Leitwort, ein Versuch, in großen, nicht ins Einzelne und die feinsten Details eingehenden Zügen, Menschenkenntnis, und in erster Linie Menschenliebe, das nächste Ziel im Sinne Lavaters zu verbreiten, können wir in der kleinen Schrift das Hauptmotiv der vierbändigen Physiognomik erblicken, ein kurzes Programm vielleicht für das weit ausholende, halb wissenschaftlich forschende, halb religiös inspirierte Werk des Züricher Geistlichen und Naturphilosophen.

„Die Physiognomik selbst,“ so definiert Lavater, „ist die Fertigkeit durch das Äußerliche eines Menschen, sein Inneres zu erkennen, das,

was nicht unmittelbar in die Sinne fällt, vermittels irgend eines natürlichen Ausdrucks wahrzunehmen." „Alle unmittelbaren Äußerungen des Menschen, alle Züge, Umrisse, alle passiven und aktiven Bewegungen, alle Lagen und Stellungen des menschlichen Körpers, alles, wodurch der leidende oder handelnde Mensch unmittelbar bemerkt werden kann, wodurch er seine Person zeigt — ist Gegenstand der Physiognomik." „Sie ist eine Quelle der feinsten und erhabensten Empfindungen, ein neues Auge, die tausendfältigen Ausdrücke der göttlichen Weisheit und Güte zu bemerken. Wo das stumpfe, das ungeübte Auge des Unaufmerksamen nichts vermutet, da entdeckt das geübte des Gesichtskenners unerschöpfliche Quellen des geistigen, sittlichen und zärtlichen Vergnügens. Und er versteht die schönste, beredteste aller Sprachen, die Natursprache des moralischen und intellektuellen Genies, die Natursprache der Weisheit und Tugend."

Physiognomie und Physiognomik, Naturprodukt und Wissenschaft, die zweite im Gefolge und als Resultierende der ersten, erläutert er uns meisterhaft in den Sätzen: „Im weitesten Verstand ist mir menschliche Physiognomie — das Äußere, die Oberfläche des Menschen in Ruhe oder Bewegung, sei's nun im Urbild oder irgend einem Nachbilde. Physiognomik das Wissen, die Kenntnisse der Verhältnisse, des Äußeren mit dem Innern; der sichtbaren Oberfläche mit dem unsichtbaren Inhalt, dessen, was sichtbar und wahrnehmlich belebt wird, mit dem, was unsichtbar und unwahrnehmlich belebt; der sichtbaren Wirkung zu der unsichtbaren Kraft. Im engeren Verstand ist Physiognomie die Gesichtsbildung und Physiognomik Kenntnis der Gesichtszüge und ihrer Bedeutung."

Eine solche Theorie, von echt Lavaterscher Gesinnung, hinausgetragen in die Hochblüte der Sturm- und Drangperiode, die denkbar glücklichste Vermischung des neu einsetzenden Rationalismus mit den Lehren des geheiligten Pietismus, mußte das weitgehendste Aufsehen bei den Geistes-koryphäen jener Tage erregen. Bald finden wir denn auch den Genius eines Goethe und eines Herder im Dienste des großen Lavaterschen Werkes. So schrieb Goethe, dem Lavater nach Vollendung die einzelnen Fragmente zusandte und das Recht einräumte, zu ändern, einzuschalten und zu tilgen, was ihm beliebe, bereits am 4. Juli 1774 in offener Bekundung seines Interesses für die Arbeiten des Züricher Gelehrten: „Lavaters Physiognomik giebt ein weitläufiges Werk mit Kupfern, und es wird große Beiträge zur bildenden Kunst enthalten, und dem Historien- und Porträtmaler unentbehrlich werden." Und später, als er doch keineswegs mehr parteiisch für Lavater gesinnt war: „Alles überwog sein phy-

siognomisches Genie. Durch den reinen Begriff der Menschheit, den er in sich trug, und durch seine scharfzarte Bemerkungsgabe war er im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen. Wirklich ging Lavaters Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe, man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über diesen oder Jenen vertraulich sprach; ja, es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat."

Ähnlich, freilich mehr vom Standpunkt des Freundes, bekannte Herder: „Bei Deiner Physiognomik bin ich herzlich mit Dir in Dir gewesen, habe mit Deinen Augen gesehen und mit Deinem Herzen empfunden. Deine Grundsätze, wie ich sie Dir mit heiligem Spähen abahnde, sind für mich außerordentlich wahr, treffend, weckend, oft himmlisch gewesen. Rechte Seherblicke dessen, was im Menschen liegt, was, wenn er's nicht ist, er werden kann."

Zwei Männer, so grundverschieden in ihrem Fühlen und Denken, der eine und „größte" Religionsleugner und „dezidierter Nichtchrist", der andere, in lauterem apostolischen Charakter gottgläubig, verbunden mit dem fast alttestamentlich eifernden und lehrenden Lavater, — ein Bild, undenkbar in der freien Anlage, zusammengehalten in der Retouche des Strebens nach rationalistischer, naturphilosophischer Erkenntnis, einem Gebilde mit endlichem Anfang, in der Unendlichkeit sich berührenden Sphären gleich, das war das Freundschaftsbündnis zwischen Goethe, Lavater und Herder.

Nicht immer zwar konnte dieser, in der Voraussetzung des für alle sympathischen Strebens nach philosophischer Erkenntnis und Wahrheit gründende Freundeskreis in seiner ersten enthusiastischen Kraft erhalten bleiben. Zu sehr war Goethes Geist, den wissenschaftliche Spekulationen einst für die Arbeit Lavaters eingenommen hatten, religiöser Einwirkungen von seiten des Züricher Pfarrers abhold, um dauernd mit ihm eins sein zu können. Es kam zwischen beiden zum Bruch, und gereizt schrieb Goethe später: „Ärgerlich war mir die heftige Zudringlichkeit eines so geist- als herzvollen Mannes, mit der er auf mich losging, und behauptete, man müsse entweder mit ihm ein Christ, ein Christ nach seiner Art werden, oder man müsse ihn gleichfalls von dem überzeugen, worin man seine Beruhigung fände — Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proselyten ausersah, starr und verstockt, und dieses war um so mehr mein Fall, als Lavater zuletzt

mit dem harten Dilemma hervortrat: ‚Entweder Christ oder Atheist'". (Wahrheit und Dichtung.)

Nur Herder blieb dem Schweizer Eiferer und Glaubensgenossen treu und trat in ständige regsame Korrespondenz mit ihm. Mochte auch ihm einmal das Wort: „Lavater macht seine Physiognomik zur Schädelstätte seiner Freunde" über die Lippen huschen, so war es doch nur mehr ein Scherz, der schnell vergessen, kein störendes Echo hinterließ. —

In jener Zeit nun, der werbenden und blühenden Freundschaft zwischen Goethe, Herder und Lavater, in den Jahren 1773—1776, sind die nachstehenden Briefe Lavaters entstanden. Ein sonderbarer Ton liegt in ihnen, ganz anders, als wir ihn bei Lavater sonst gewohnt sind, schlicht, ohne übertriebene Superlative, ohne langatmige Abschweifungen über religiöse Fragen, spricht das Weltkind zum Weltkind, über allem aber schwebt der eigentümliche Zauber seines persönlichen Wesens.

Worte, gleich Brosamen verteilt, tauchen in ihnen auf, die uns mehr sagen als Seiten und Kapitel der vierbändigen Physiognomik, Worte, die den feinen Sensualismus der Erfahrung und des inneren Erlebens zusammenfließen lassen. Im ganzen bescheren sie uns ein Kabinettbild, einen Ausschnitt der echten Lavaterschen Individualität. Wir dürfen sie daher wohl zu den schönsten zählen, welche die große, übergroße Lavaterkorrespondenz bietet.

Die Eindrücke jener Dokumente mögen selbst und unmittelbar zum Leser sprechen.

Es liegen uns zunächst einige Briefe an Goethe, den bekanntlich eifrigen Förderer der physiognomischen Arbeiten Lavaters, vor. Das erste Schreiben datiert aus dem Anfangsstadium der Vorarbeiten zu dem umfangreichen Werk und sucht Goethe für die Theorien des Züricher Philosophen zu interessieren. Es lautet im Auszuge:

An Goethe.*)[1]

„Wollen Sie mir helfen, eine aus halben, viertel und achtel Beobachtungen geschöpfte große, unendlich wichtige Vermuthung durch viele ganz feste Beobachtungen bestätigen oder verwerfen. Die in den Augen aller Weisen und Thoren izt noch lächerliche Vermuthung — von der allgemeinen Homogenität aller und jeder Bildungen der Natur, so daß es möglich ist, aus jeder richtig gegebenen Sektion den ganzen Umriß,

[1] Die mit einem *) bezeichneten Briefe befinden sich im Lavater-Archiv — ungedruckt.

aus dem Umriß den ganzen Charakter — und aus diesem — doch nein — für einmal nichts weiter — so sicher und bestimmt anzugeben — als sicher und bestimmt sich aus jeder gegebenen Zirkellinie oder Ellipsis, die ganze Ellipsis und der ganze Zirkel bestimmen läßt.

Wäre diese Vermuthung, die jedem physiognomischen Zeichner wenigstens durch den Scheitel heruntergefallen sein sollte, nicht mehr, als Stein der Weisen, wenn sie Gewißheit werden sollte!"

L. 1773.

Im Herbst 1773 ist Lavaters Arbeit bereits rüstig fortgeschritten, er schreibt an Goethe.

An Goethe.*)

„Noch eine eigennützige Bitte — Ihrer, Ihrer Schwester, H. Schloßers Schattenriß auf dem Quart ins kleine gezeichnet und Herders seinen, wenn Sie ihn haben. Wer mag wohl unter Deutschen, Franzosen, Engländern und Italienern; Porta[1]), Parsons[2]), Pernetty[3]), Peucer[4]) (?), (par hazard vier von vier Nationen aus dem P) ausgenommen — die besten physiognomischen Beobachtungen und Reflexionen geschrieben haben?

Dürft ich Ihnen gelegentlich einige Bogen meines Gewäsches zur Durchsicht senden?"

Z. 16 Oct. 1773. J. C. L.

Auf seine Bitte erhält er Goethes Bild und berichtet nun im nächsten Briefe über den ersten Eindruck, welchen er bei der Betrachtung empfangen hat.

[1]) Porta, Baccio della Porta seit seinem Klosterleben gewöhnlich Fra Bartolommeo genannt, Maler der florent. Schule, geb. 1475 zu Florenz, gest. ibid. 31. Oktober 1517.

[2]) Parsons, Robert Parsons, Jesuit, geb. 1546 in Nether-Stowey near Bridgewater, gest. 18. April 1610 in Rom, der bekannte Protestantenhasser und erbitterter Feind Elisabeths von England.

[3]) Pernetty, Jacques Pernet(t)y, franz. Literat, geb. 1696 in Chazelles sur Lyon, gest. 6. Februar 1777 in Lyon. Bekannt seine „lettres philosophiques sur les physionomies (1746, deutsch 1760 3 T in XII), hatten wegen der Neuheit und Originalität in den Beobachtungen einen vorübergehenden Erfolg.

[4]) Peucer (?), Caspar Peucer, geb. 6. Januar 1525 zu Bautzen, gest. 25. September 1602 zu Dessau, Philosoph und Theologe, ein Freund Melanchthons, in dessen Hause in Wittenberg er während seiner Studien-

An Goethe.*)

„Endlich hab ich Ihr theures Bild erhalten — mit zitternder Begierde, diesen Moment, d. 6. Nov. geöffnet, nicht mein Ideal aber einen Mann gefunden, neben dem B.[1]) unerträglich wird. Den Mann, von dem mir mein Bruder Diethelm seit ein paar Tagen sagte, daß er in Leipzig neben ihm bei Ludwig gesessen hätte. Wie mir bei dieser Nachricht war, muß der Verfasser des (hier noch nicht ganz empfundenen Götzens) wissen. Soeben tritt mein Bruder ins Zimmer und findet Sie ähnlich. Ich glaub es, die Natur spricht. Nur die zu lange Nase, denn das ist sie gewiß, mindert den Eindruck der Augen und der Stirne. Aber welche Naivität in dem Munde. Lassen Sie mich wenigstens Ihnen die Hand küssen. Ich bin unaussprechlich froh, daß Ihr Gesicht so ganz anders ist als B.'s[1]), und daß Sie vielmehr Stille und Ruhe bei dieser Heiterkeit haben, als ich hoffen durfte. Ich weiß nicht, warum Sterns Physiognomie mir immer beifiel, wenn ich an Sie dachte.

Mehr und weniger kann ich Ihnen für Ihr Bild diesmal noch nicht geben, als das bischen Wahrheit in der beygelegten Linie von"

Lav. 6. Nov. 1773.

In den nun folgenden Briefen Lavaters kehren ständig die Bitten um Silhouetten wieder, die er von der Hand Goethes wünscht, da er genialer als Füßli[2]) sei. So schreibt er am 19 ten Nov.

An Goethe.*)

„Stunden zähle ich, bis der Postwagen mir den Mischmasch bringt. Sey sicher Bruder, daß ich das mißlungenste verstehen werde, und daß

---

zeit wohnte. Publ. 1574: „De sympathia et antipathia rerum in natura" (Frkf.).

[1]) B. wahrscheinlich Charles Bonnet, der gelehrte Genfer Naturforscher und Apologet, unter dessen Bild Lavater eigenhändig schrieb: „Bonnets wahres Profil so verständig kalt und genielos". Bonnet wird durch sein Buch „Contemplation de la nature", welches er 1764 edierte, und das besonders auf Lavater einen nachhaltigen Eindruck gemacht hat, (In den „Aussichten" nennt Lavater Bonnet sogar „le père de cet ouvrage"), auch mit Goethe in Kontakt gekommen sein.

[2]) Heinrich Füßli, der Jugendfreund Lavaters. Er unterzeichnete mit ihm zusammen die so berühmt gewordene Anklageschrift gegen den Landvogt von Grüningen, Felix Grebel. Er starb als Maler bekannten Namens 1825 in London.

ich von der Sohle bis zum Haupt ein Mensch bin, neben dessen Physiognomie sich keine Menschenphysiognomie zu schämen hat."

Zeitlich aus eben derselben Schaffensperiode Lavaters stammen die nun folgenden Briefe an Herder. In ihnen fällt uns sofort der veränderte Ton auf, es ist mehr die Sprache des Freundes zum Freunde, die das Konventionelle, das wir stets schärfer oder minder ausgeprägt in den Briefen an Goethe finden, zurücktreten läßt und sich dafür in schlichter Unbefangenheit offen gibt. Herder ist für Lavater wohl das Genie, der „hohe Geist", aber auch der gleich ihm fühlende Mensch, während Goethe, „der Genialste der Genialen", doch immer durch eine gewisse Kluft von ihm getrennt schien.

Briefe an Herder.

An Herder.*)

„Ein Brief an meinen lieben, lieben, fernen, glücklichen Herder, wo soll ich ihn anfangen? Was sagen? Was nicht sagen? Ich hätte Folianten zu schreiben und für ein Quartblättchen Zeit. Küße Deiner Geliebten in meinem Namen die Hand, wofern Du nicht mehr thun darfst. Durch ihre Hand wenigstens werde ich bald Dein Bild in Leuchsenrings[1]) Größe erhalten; Dein Bild, das ich mir oft aufbaue — aber nie vollenden kann. Apropos! bey Leuchsenring ... Der Mann interreßiert mich gar sehr, aber ... ich fürchte, daß wir von einer gewißen Seite nie zusammenkommen werden ... So ein Gemisch von Natur und Listigkeit. Soviel Nonchalance und soviel Plan hab ich selten beisammen gesehen. — Doch vielleicht träume ich ... Ich habe, dieß ist gewiß, weniger reine Seele gesehen, wie L. — und doch ist Pfenninger[2]) noch zehnmal mehr pure, bare Natur — wär er weniger pflegmatisch — wüßt er mehr — wär er gereiset, ich würde mir in ihm meinen entfernten Herder träumen.

Doch ich sollte einen Menschen nicht preisen, der die Schwachheit hat — mich mit einer Freundschaft ohne Beispiel zu umfassen.

---

[1]) Franz Michael Leuchsenring, ein übertrieben empfindsamer Literat der Genieperiode. Goethe verspottet ihn in seinem Fastnachtsspiel vom „Pater Brey". Leuchsenring war Darmstädtischer Hofrat. Er wurde 1746 geboren und starb 1827 in Paris.

[2]) Diakon Pfenninger, der dreißig Jahre bis zu seinem Tode (1792) in engster Freundschaft mit Lavater verbunden war.



L. Fahrenkrog:
Jesus.

ich von der Sohle bis zum Haupt ein [illegible] bin, neben dessen Physiognomie sich keine Menschen[illegible] zu [illegible] hat."

Zeitlich aus eben derselben [illegible] stammen die nun folgenden Briefe an Herder [illegible] der veränderte Ton auf, [illegible] mehr die [illegible] Freunde, die das Konventionelle, das wir stets schärfer [illegible] ausgeprägt in den Briefen an Goethe finden, zurücktreten [illegible] dafür in schlichter Unbefangenheit offen gibt. Herder ist [illegible] das Genie, der „hohe Geist", aber auch der gleich ihm [illegible], während Goethe, „der Genialste der [illegible]alen", doch immer [illegible] gewisse Kluft von ihm getrennt [illegible].

Briefe an Herder

An Herder.[1]

„[illegible] lieben, fernen, glücklichen Herder, [illegible] sagen? Was nicht sagen? Ich hätte [illegible] Quartblättchen Zeit. Küße Deiner [illegible], wofern Du nicht mehr thun darfst. [illegible] werde ich bald Dein Bild in Leuchsen[illegible] Bild, das ich mir oft aufbaue — aber nie [illegible] bey Leuchsenring ... Der Mann interreßiert [illegible] ... ich fürchte, daß wir von einer gewißen Seite [illegible]genommen werden ... So ein Gemisch von Natur und [illegible]. Soviel Nonchalance und soviel Plan hab ich selten beisammen [illegible] — Doch vielleicht [illegible] ... Ich habe, dieß ist gewiß, [illegible] Seele [illegible] doch ist Pfenninger[2]) noch [illegible] weniger pflegmatisch — [illegible] würde mir in ihm meinen entfernten Herder [illegible]

Doch [illegible] preisen, der die Schwachheit hat — [illegible] ohne Beispiel zu umfassen.

---

[1]) [illegible] empfindsamer Literat der Genie[illegible] in seinem Fastnachtsspiel vom „Pater [illegible] war Darmstädtischer Hofrat. Er wurde [illegible] geboren und [illegible]7 in Paris.

[2]) Diakon Pfen[illegible] den dreißig Jahre bis zu seinem Tode (1792) [illegible] Freundschaft mit Lavater verbunden war.



L. Fahrenkrog:
Jesus.

Lieber Freund — Du bist durch Deine Frau glücklich. Welch ein Glück — das die höchste Liebe den liebenden gönnt. Ich genieße es mit Dir, und liebe Deine Geliebte, weil sie Dich liebt; und segne sie in meinem Herzen, weil sie Dich segnet. Lege auch ein gutes Wort für mich bey ihr ein, und laß mich durch Dich von Zeit zu Zeit ein Wort zu ihr lispeln und ein Wort von ihr hören. Auch weiß ich wohl, daß Du es mir nicht abschlägst, wenn ich Dich um ein (auf ein halbes octav Blättchen) crayonniertes oder getuschtes Profil, oder zuletzt um ein Schattenbild, oder Bildchen von ihr bitte!

Von Timorus, von dem abgeschmackten Turlupinados[1]) über die Physiognomik, von Klopstocks Republik[2]) und Buchhandelverse, das mich Erhabenheittödtend dünkt und mir für Klopstock zu klein ist, von diesem und anderm dergleichen verliere ich mit Dir nicht gern Eine Minute. So wenig sie verloren wäre, ich kann sie besser nutzen.

Du weißt, daß auf Erden keine Seele, nicht Eine Dich mehr — und vermutlich nur Eine Dich liebt, wie"

Lavater.

Zür. den 21. Aug. und 2. Sept. 1773.

Es folgt nun ein Brief Lavaters an Herder, welcher besonders wegen der in ihm enthaltenen Aussprache über Goethe erhöhte Beachtung verdient.

An Herder.*)

„Bruder Herder — wahrlich mit jeder Zeile Deines Briefes schiens mir, Dein Herz träte näher zu dem meinigen, fließe mit meinem zusammen. Izt bin ich Physiognom — und corrigiere Heßens Denkmal[3]), das Dich gewiß freuen wird, und habe den Magister Hartmann, den Du kennen wirst, bey mir. — —

Dein Schattenbild, seys, wie's sey, erwart ich ehestens. Dieß

[1]) Turlupinados, abgeleitet von Turlupin. Turlupin ist der Name des Possenreißers auf der französischen Bühne. Lavater bezeichnet den „Timorus", die scharfe Kritik Lichtenbergs, die er gegen die „Physiognomischen Fragmente" richtete, als Turlupinados, weil das Werk ganz im Sinne Lichtenbergs in der spöttelnden, geistreich possenhaften Art des Göttinger Physikers abgefaßt war.

[2]) Klopstocks „Deutsche Gelehrtenrepublik".

[3]) Denkmal auf Felix Heß, den früh verstorbenen (1768) Jugendfreund Lavaters.

Bild (ich seh's o theure Caroline[1]) gewiß nicht für Herdern, sondern nur für das an, was es ist — Fragment von Einer äußersten Gränzlinie Herders); das Bild ist einer meiner wärmsten Wünsche. So wenig ich nachsehe, ich stehe der liebenswürdigen Seele, die zu besorgen scheint, daß mir die liebenswürdigste Seele im Schattenriß nicht genug gefallen möge, ich stehe ihr dafür, daß mein Auge schon Entzündung binden wird, wenn's auch viel minder als Labsal wäre.

Füßli[2]) in Rom hat eine der größten Imaginationen. Er verachtet alles. Er hat mich zuerst mit Klopstock bekannt gemacht. Sein Witz ist grenzenlos. Er handelt wenig ohne Bleistift und Pinsel, aber wenn er handelt, so muß er hundert Schritte Raum haben, sonst würde er alles zertreten. Alle griechischen, lateinischen, italienischen und englischen Poeten hat er verschlungen. Sein Blick ist Blitz, sein Wort ein Wetter, sein Scherz Tod und seine Rache Hölle. In der Nähe ist er nicht zu ertragen. Er kann nicht einen gemeinen Odem schöpfen. Er zeichnet kein Porträt — aber alle seine Züge sind Wahrheit und dennoch Carricatur. Stolz und Nonchalance machen jeden Mund fern verstummen, der etwas von ihm bitten will, aber er gibt sich in einem Augenblick arm, wenn er ungebeten giebt.

Wie viel Wahrheit sagst Du über Franz Leuchsenring. Er war mir auch zu schwer mit seiner G e g e n w a r t, aber ich war sehr geneigt, diese Schwerheit auf Rechnung meiner gedehmütigten Eigenliebe zu setzen. Ich will Dir einmal noch ein Morçeau mitteilen, das Dir viel von meinem Urtheil über diesen merkwürdigen Mann sagen wird. Ich erwarte von Dir, denn ich bin eigennützig Bruder, sobald als möglich auf dem Quart ins kleine gezeichnet Silhouetten von Menschen, die Du hoch schätzest und liebest.

Ich ließ Goethe durch Deinet[3]) um sein Porträt bitten. Es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich zitternd. Unter allen Schriftstellern kenn ich kein größeres Genie — und vielleicht ist er auch der feinste, naivste Sentimentalist — und dennoch ahndet mir, jene feste, glatte, gerade Bruder-Einfalt — sowie ich sie in Pfenningern täglich vor dem Aug und Herzen habe, jene sanfte und doch feste, jene stille und dennoch kühne Menschlichkeit — oder menschliche Tätigkeit

---

[1]) Maria Karoline Flachsland, die Gemahlin Herders.
[2]) Heinrich Füßli, s. Anm. oben b. d. Briefen an Goethe.
[3]) Deinet, Hofrat in Frankfurt.

und die wahre Duldung des Menschenfreundes dürft ich vielleicht in ihm nicht in der Proportion mit seinem Denken und Empfinden antreffen. Doch ich will wenigstens sein Bild abwarten. Gewiß ist, daß mir der Mann unendlich viel nützen kann, mich erheben, erwärmen, begeistern, abschleifen, dehmütigen, reinigen kann. Gewiß ist's aber auch, daß es einem Betrug eher, als jener obengerühmten Bruder-Einfalt ähnlich sieht, wenn ich seine Freundschaft annehme, da ich ihm vielleicht minder als nichts werde sein können. Aber ich bin eigennützig und gebe, wie Du weißt, weil ich nicht Silber und Gold habe — was ich habe, und wärs auch nur Nürnberger Metallschlag.

Die Gnade unseres Herrn mit Euch und meine Liebe in Christo."

Z. d. 4. Nov. 1773. L.

Es eröffnet sich jetzt eine angeregte Korrespondenz zwischen Lavater und Herder, die sich fast ausschließlich um rein religiöse Fragen dreht und in der von den „Physiognomiken" kaum andeutungsweise die Rede ist, bis endlich im Februar 1774 das Lavater wieder unausgesetzt beschäftigende Gebiet von neuem berührt wird. Am 4. Februar schreibt er an Herder.

An Herder.*)

„Von Chodow.[1]) erhielt ich diese Woche einige hundert Blätter zur Durchsicht und Auswahl. Der gute Mann, ein nicht vollkommener, aber sehr meisterhafter Porträtzeichner und ein glücklicher Carricaturier. Aber was ich beklage, unter 114 Porträten sind nicht sechs gute und edle Gesichter — und unter den übrigen allen nicht zwei erhabene Ideale. Aber vorgestern und gestern weidet ich mich mit Pfenninger und meinen übrigen Nächsten — an einem gemahlten Bild eines etwa 20jährigen Christus. An einem solchen Herz zu liegen — Ein Wort aus einem solchen Mund

[1]) Chodow. = Chodowiecki. Er lieferte Zeichnungen sowohl für Lavaters „Physiognomische Fragmente", als auch für Lichtenbergs „Timorus". Daß auch Lichtenberg das Talent des allberühmten Chodowiecki nicht zu hoch einschätzte, geht aus einem Brief, den er an Joh. Christian Dieterich in Gotha schrieb, hervor. Es heißt da: „Mein lieber Dieterich!" „Herr Chodowiecki ist ein hochmüthiger Bengel, und am Ende kann er doch wahrlich nichts zeichnen als Gesichterchen und Steifstiefel." (Chodowiecki und Lichtenberg von Dr. R. Focke. Leipzig, Dieterich.)

zu hören. Nein wer spricht's aus — und das achtzehnte Jahrhundert lacht der Physiognomik!

Auch hab' ich einen Luther von 28 Jahren von Titian oder Corregio, der beynahe uncorgierbar ist — unaussprechlich, Luther, wie ich noch keinen gesehn. Aber welcher Abstand von Luther und Christus — dem vielleicht veredelten Luther, dem gewiß verunedelten Christus! Diesen Luther in meine Physiognomik — — und dieses Luthers Charakter. — Ach! könnt ich ihn von Deiner Hand auf einem besondern Blättchen bald erhalten. Ich will lieber Christus als Luther charakterisieren, wenngleich der erstere unendlich delikater ist. Bis ich viel Bestellungs- und Aufsichts- und Anordnungs Mühe zurückgelegt habe, ist alles mein bisheriges Studium in der Physiognomik noch Traum — aber will's Gott erwach ich.

Aber nun noch eins — Denk! Goethe sandte mir 13 Silhouetten und Deine soll darunter seyn. Das ist nun Sentimental Situation — Dich herauszufinden — Dich — wenns der erzschlaue — ich nehm's in aller Freundlichkeit — vielleicht in ein Frauenzimmer verkappt hätte. — Doch nein — ich glaube Dich gefunden zu haben — doch wer weiß, es sind einige Köpfe, die Herder seyn könnten — abermal nein — es ist nur Einer — der ist's, doch ich muß ihn erst ins kleine zeichnen — ist er's — so hast Du frappante Ähnlichkeit mit Leuchsenring — und was drüber — und hast Dich Deines Profils nicht zu schämen.

Nun gute Nacht im Arme Deiner Caroline — Ich lege mich nun neben meinen ältesten Knaben, den mir die Mama hienacht unterschoben hat. Einen guten lieben Jungen von nicht gar 6 Jahren — der jüngst fragte — da ich den Ausdruck andere Welt brauchte, ist denn auch noch eine Welt außerdem. Steht nicht in jenem Psalm, „Der Himmel ist mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße," ich dacht, es gebe nichts als Himmel und Erde — Ja Papa die Füße des lieben Gottes möcht ich doch einmal sehn (alles nach einander — sehr logisch im Grund). Warum hat er denn so viel Namen, Vater, Sohn, Geist, Heiland? — Noch einmal gute Nacht. Der Wächter ruft 12 Uhr — Amen."

Freytags Abend d. 4. Febr. 1774. L.

Einige Fragmente aus Briefen Lavaters an Herder, die der Korrespondenz aus den Jahren 1774, 75 und 76 entnommen sind, und die zuweilen einen schnellen Blick in das Denken, die Urteile und Stim-

mungen des physiognomischen Theoretikers gestatten, mögen hier Platz finden.

An Herder.*)

Weißest Du mir par hazard auf meinem Wege über Schaffhausen, Balingen, Tübingen, Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbrunn, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, wiewohl ich mich allenthalben nur Stunden aufhalte, kennenswerte Menschen zu nennen, so thue es bald.

Sogleich nach Auffahrt (Morgen ist sie) les' ich Dein Buch[1]) von neuem! Ich sehe immer mehr drin, wenigstens wähn' ich's. Ich ahnde immer mehr. Pfenninger überfliegt mich. Übrigens ist's gewiß: Es macht immer mehr Effekt auf mich.

Das heilige Sieben (es ist mir geradezu Mirakel, daß Du dieß Geheimniß der Urkunde entdecken konntest — und immer wird's mir unbegreiflicher, wie Du drauf gekommen seyst) — an dem Menschen hab' ichs gefunden (wähn' ich).

Licht
Verstand

Sonne
Herz

Sabbath
Vermehrungssegen

und dann die vier Punkte des Ansatzes der Arm und Beine — Aber wo da, frägt der Schwache — Fortsetzung der Parallele! Wo da Himmel und Himmelsgeschöpfe — Erde und Erdgeschöpfe

[1]) Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts. Lavater schreibt darüber im selben Jahre an Isaac Iselin: „Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts hab' ich vor mir! Ein Werk, das erbärmlich mißkannt worden — und dennoch gewiß für die Offenbarung entscheiden — und Epoche machen wird. — — Gelehrsamkeit ohne Gränzen, Tiefsinn, Herz, Gefühl, Sprachstärke — alles geprägt vom Genius! Wahrlich ein Prophet! — — wer's nicht 3 mal lieset, jedes Wort wiegt — wohl zusammenzufassen weiß, wird sich an diesem Buch stoßen, kopfzerbrechen, gähnen, es wegwerfen. Aber wer's liest, wird zittern, wenn er zum Ende kömmt, daß er schon zu Ende ist. Das heiß ich Schleier von der Offenbarung wegnehmen. Es handelt nur vom ersten Kapitel des ersten Buches Mosis." (Dr. Langmesser, Sarasin, Zürich.)

— und im Menschengesicht? Sey doch nicht grausam gegen meine Schwachheit — und sage mir's wie einem Kinde —"

Zür. 11. May 1774. L.

An Herder.*)

„Mit Goethe hatte ich herzliche Stunden, nur ist's unerträglich, daß ich ihm so gar nichts bin. Ich muß nur immer die Freude lassen zu geben.

Siehst Du Claudius[1]), o so herz ihn mir, und erinnere ihn an die Bestellung physiognomischer Stellen, die ich ihm machte. Mit innigster Sehnsucht erwart ich, o Du bester, Deine Beyträge zur Physiognomik — Oft nur Worte, nur Zeilen, oft Bemerkungen — Charakter etc.

Ich bezeuge Dir Lieber, daß ich hoffe, das Spiel zur gemeinnützigsten Sache zu machen. Ich übe mich immer mehr im praktischen Gebrauche desselben. Für jedes kritische Wort herzlichen Dank!"

Z. 6. Oct. 1775. J. C. L.

Am zehnten Geburtstag (8. November 1775) seiner Bruderschaft mit Herder bittet Lavater dann noch einmal um einen Beitrag für die Physiognomiken: („Hamanns Charakter in die Physiognomik von Dir? O — dürft ich"), worauf ihm im Februar 1776 endlich die heißersehnte Arbeit zugeht. Den Empfang bestätigt er in der Eile nur mit wenigen Worten.

An Herder.*)

„Im allerheißesten Dranggewirr, in dem ich jemals war, wo mir jeder Buchstabe Gold, jeder Augenblick Edelstein ist, Bruder Herder, nur dieß Wort in Dein nachsichtvolles, geduldiges, schonendes, verzeihendes Herz.

Dein herzlich physiognomisches Cahier erhalt ich den Augenblick. Du Prof. in Göttingen — Gott Lob und Preis! — Der Universität Heil — Dir Friede! Warum Du nichts davon?"

Z. 3. Febr. 1776. L.

[1]) Matthias Claudius, der 1776 auf Herders Empfehlung nach Darmstadt an die Redaktion der „Landzeitung" berufen wurde.

Georg Hirschfeld:
Auf der Schaukel . . . . . Novelle

Schluß.

Heute schien ihm alles Hoffnung zuzuwinken. Wie schön war Dänemark! Jetzt erlebte er es erst, der Maler, als er die große Stadt im Rücken hatte. Sie hatte ihn mehr verwirrt als bereichert. Als seine Augen auf der ganzen, wundervollen Farbenskala Grün ruhten, die dieses Land erfüllte, fand er sich zur alten Kraft des Künstlers zurück, die keine Sicherheit mehr brauchte, wenn Schönheit und Lebensfreude vorhanden waren. Tiefblau mit goldener Sonnenflamme wölbte sich der Himmel über der grünen Pracht. O, diese Wälder, diese Wälder! Hier wurde „Niels Lyhne" erst lebendig, hier waren die Menschen Jacobsens wahr. Überall sproß es von Erika. Violette Beete umleuchteten die uralten Buchenstämme, deren goldgrüne Kronen sich wenige Fuß über dem Boden, ungestüm und jede eine krafterfüllte Welt für sich, ausbreiteten. Rehe weideten furchtlos am Bahndamm, und in der flimmernden Luft schossen Schwalben wie Lichtblitze, führten Schmetterlinge ihr holdes Sommerspiel auf. Klampenborg, Charlottenlund, Skodsborg. Bekannte Namen flogen an Peters Augen vorüber. Auf jeder Station herrschte das lustige Gedränge der Kopenhagener. Mindestens eine Sigrid, blond, schlank und mit ernsten Kinderaugen, sah Peter unter den sommerlich gekleideten Frauen. Ihm unbewußt hatte sich auf dieser frohen Fahrt durchs Dänenland wieder die Photographie von Onkel Bischoffs Tisch in seiner Erinnerung gemeldet. Peter lächelte aufgeregt. Er schob das Bild, sich selbst beschwichtigend, behutsam zur Seite.

Nun war er in Helsingör. Er lachte zum Erstaunen seiner Reisegefährten laut auf, während er ausstieg. Eben war ihm Herr Scheible, der Schulrektor aus Schnattersheim, eingefallen, der ihm aufgetragen hatte, „seinen Hamlet zu grüßen"! Der gute Rektor! Was kümmerte Peter Kranz hier Hamlet, was sein Vater und des Vaters Geist! Zum Henker mit der Historie! Das hohe, altersgrüne Schloß, das er in der Ferne liegen sah, war freilich schön, und zum zweiten Male schon erzählte ihm der Marienlyster Omnibuskutscher, daß dort zum Sund hinaus

die Terrasse läge, auf der der alte Dänenkönig herumgespukt wäre. Schön! dachte Peter. Ich habe jetzt keinen Sinn für Gespenster. Ich will ans helle, salzfrische, brausende Meer. Baden will ich, baden, mich hineinstürzen und all den Schlamm und Spuk im Nu von der Seele haben.

Der Omnibus rumpelte durch die schmalen Gassen der alten Schifferstadt Helsingör. Dann meldete der gesprächige Kutscher plötzlich Marienlyst. „Wo denn?!" rief Peter protestierend. „Das ist Marienlyst? Das ist ja ein großes Hotel?!"

„Jawohl, mein Herr!" lachte der Däne und lenkte seine Rosse, mit der Peitsche knallend, elegant in den Hof ein. „Marienlyst ist ein Hotel!"

„Aber wo ist denn das Villenviertel? Wo wohnt denn zum Beispiel J. B. Söderberg, Bryggeri-Aktieselskab?"

Jetzt lachten die Insassen des Omnibus hell auf. „Herr Söderberg," sagte der Kutscher feierlich, als ob er vom König selber spräche, „der wohnt freilich nicht im Hotel. Der hat hier die schönste Besitzung, hinter dem Hotelpark, hoch über dem Strande. In zehn Minuten sind Sie dort. Aber will denn der Herr nicht im Hotel wohnen?"

„Nein!" rief Peter ängstlich, denn er ermaß sofort den Gegensatz seines Vermögens und des wahrhaft großartigen Gebäudes, vor dem er stand. Er dankte dem Kutscher und machte sich eilends davon. Im Bannkreise des Hotels wurde ihm nicht wohler. Auf den glatten, abgezirkelten Kieswegen, wo er überall Vertreter der „obersten Zehntausend" von Kopenhagen traf, war er ganz unsicher. Beim Anblick der kostbaren Panamahüte fiel ihm die Ruine ein, die er selbst auf dem Kopf trug. Die schneeweißen Kleider der schönen, jungen Tennisspielerinnen waren ein offenkundiger Vorwurf für sein eigenes weiland Silbergrau. Hier mußte er möglichst schnell heraus. Endlich kam er in die Villenstraße. Er suchte mit scheuen Blicken J. B. Söderberg. Er war nicht zu finden. Unter den hübschen, aber etwas nuttigen Landhäusern, Dependancen des Hotels, konnte die Villa nicht sein. Er stieg eine Anhöhe hinauf, die sich in den Wald zu verlieren schien. Aber es war nur ein schmales, abgrenzendes Hügelland. Und jenseits, wo zugleich ein überwältigendes Bild der offenen See sich auftat, lag sie, J. B. Söderbergs Besitzung. Das war sie, ja! Still, einsam, fürstlich groß. Aber für die Augen eines armen Schluckers stand ein Engel mit feurigem Schwert an der Pforte. Peter machte unwillkürlich Kehrt. Der boshafte Onkel hatte sicher übertrieben

— oder — renommiert. Mit einem solchen Nabob konnte der Apotheker von Schnattersheim unmöglich intim sein. Oder doch wenigstens nicht so, daß der Neffe einfach in das Schloß hineingehen und den Besitzer anpumpen durfte. Weiß ragte der Turm des Herrenhauses aus buschigem Parkgrün. Zu beiden Seiten weitläufige Wirtschaftsgebäude. Ein unabsehbarer Garten, der sich nach hinten in Buchenwald verlor, vorn aber terrassenförmig, breit zur Brandung hinunterführte. Peter machte jetzt entschieden Kehrt. Auch bellte ihn schon eine mächtige Dogge an. Er mußte wenigstens gebadet haben, bevor er da hineinging. Dieser erste Entschluß stand fest. Er wollte den Rest seiner Barschaft für ein Seebad verwenden, wovon allein er die moralische Stärkung hoffte, J. B. Söderberg sein Anliegen vorbringen zu können. Lehnte der Däne ab — nun gut. Des Menschen Zukunft war dunkel.

Rasch war Peter zum Strande hinuntergesprungen. Sein Geld reichte eben noch für das Badbillett aus. Und nun — hinein! O Wonne! Wiedergeburt! Er balgte, herzte, er verschwisterte sich mit dem schäumenden Element. Weit drüben blaute Schwedens Küste. Peter fühlte die Kraft hinüberzuschwimmen. Jung war er, jung! Und rein! Das war die Hauptsache! Nun konnte er wieder fragen, was die Welt kostete. Herr Söderberg mit seinen Viermillionen imponierte ihm gar nicht mehr. Er verließ erst nach einer vollen Stunde das Wasser und ließ sich von der lieben Sonne trocknen. Dann hüpfte er singend in seine Zelle zurück, um Toilette zu machen. Aber o weh — Toilette! Der gebadete Peter erkannte erst völlig, wie schlimm es um seine äußere Hülle stand. Die zweite Bummelnacht hatte das Silbergrau des Anzuges nicht eben silberner gemacht. Er sah jetzt in dem zerknitterten Ding wie ein entlassener Sträfling aus, und als er sich von allen Seiten prüfte, machte er gar die schaudervolle Entdeckung, daß das Beinkleid an der Rückseite geplatzt war. Was anfangen? Entdeckte J. B. Söderberg den Defekt, dann war er gesellschaftlich unmöglich. Bei solchem feinfühligen, hypereleganten Dänen! Er kam ja nicht als abgerissener Bittsteller zu ihm, sondern als Fremder, der die Grüße des Freundes brachte. Einigermaßen anständig mußte er aussehen. Den abscheulichen Bibi konnte er ja im Vorzimmer lassen — das Urteil eines Dieners kümmerte ihn nicht. Aber wie war es möglich, die verletzte Rückseite in jedem Augenblick zu decken, zu verhüten, daß das diabolisch hervorschimmernde Weiß sichtbar wurde. Peter nahm in der engen Badezelle die unwahrscheinlichsten Stellungen ein, um alle Möglichkeiten zu erproben und sein Gemüt zu beruhigen.

Als aber bei einer besonders kühnen Wendung der Riß sich mit leisem Krachen noch vergrößerte, wurde er bitterböse, stülpte trotzig den Hut auf und lief ins Freie. Er hatte nasses, ungekämmtes Haar. Ihm war jetzt alles egal. Er war wenigstens sauber. Herr Söderberg sollte ihm nur in sein ehrliches Gesicht sehen. Dann würde sich schon zeigen, ob der Mann ein fauler Protz oder ein künstlerisch empfindender Mensch war.

Wieder stand Peter am Gittertor der Besitzung, von der Dogge, die jetzt hoch emporsprang, angeschnauzt. Er läutete. Ein Livreediener näherte sich, indem er Peter forschend, aber nicht kränkend ansah. Der Mann schien gut geschult zu sein. Er beruhigte den Hund und nahm mit einer Verbeugung Peters Karte entgegen. Bald kam er zurück, und auf seinem unbeweglichen Gesicht glaubte Peter die ersten Schimmer des Wohlwollens, eine Botschaft des Herrn, zu sehen. Er folgte ihm vorsichtig, indem er an die Deckung seiner Rückseite dachte. Denn an den Türen der Wirtschaftsgebäude standen mehrere recht anmutige Dienstmädchen, die dem Fremden gewiß mit kritischen Augen nachsahen. Verblüfft trat Peter in die Halle des Hauses ein. Wie wundervoll, edel, hoch und ernst. Mit erlesenen Teppichen und Jagdtrophäen behangen. In der Mitte der Halle stand eine Jünglingsgestalt aus dunkler Bronze. Peter sah mit einem Blick, daß es eine Antike von höchstem Wert war. Durch die Schönheit des Kunstwerkes konsterniert, blieb er unwillkürlich stehen. Der Diener wartete ein wenig, dann bat er mit einer höflichen Handbewegung, ihm weiterzufolgen. Sie stiegen die Freitreppe hinauf und traten durch ein hohes Portal in die Bibliothek ein. Hier empfing Herr Söderberg Besuche. Als Peter allein war, sah er sich um. Er konnte nur gaffen — nachdenken war ihm unmöglich. Das war ja die höhere Welt seiner Sehnsucht. Er stand ja mitten darin. Von den Riesenwänden, dunkel golden und mit ernster Freundlichkeit, grüßten ihn die Geister der Zeiten. Er wartete, schüchtern und ergeben, wie ein armes Kind am Tor.

Plötzlich stand ein rundlicher und kleiner, auf den ersten Blick unscheinbarer Herr vor dem Verträumten. Grau gelockt, mit freundlichen, blauen Augen. Er erinnerte Peter an ein Bild von Edvard Grieg. „Mein Name ist Söderberg," sagte der Herr. „Szie sind Deutscher? Womit kann ich Ihnen dienen?"

Peter verbeugte sich tief. „Ich wollte Ihnen meine Aufwartung machen, Herr Söderberg. Ich habe Ihnen Grüße meines Onkels zu überbringen."

„Wer ist Ihr Onkel?"

„Herr Konstantin Bischoff, Apotheker in Schnattersheim."

Peter kam in diesem Augenblick, was er als Empfehlung vorbrachte, selbst so unwahrscheinlich vor, daß er kaum ernst bleiben konnte. Doch zu seiner größten Überraschung trat Herr Söderberg mit aufleuchtenden Augen an ihn heran, ergriff seine Hand und rief: „Wie heißen Szie? Peter Kranz? Mein Gott, wo habe ich nur meine Gedanken! Sind Szie Maler? Ja?! O, das ist schön! Das freut mich ßehr! Ich heiße Szie herzlich willkommen!"

Er drückte ihm von neuem beide Hände, und der verblüffte Peter wußte nicht, worüber er sich mehr freuen sollte — über solchen Empfang oder über das rührende Wesen des Nabob oder über das wundervoll fließende Deutsch, das er sprach. Statt jeder Antwort streckte er ihm Onkel Bischoffs geschlossenen Empfehlungsbrief hin. Herr Söderberg las ihn, lachte oft dabei in herzlicher Rührung und schüttelte sein feines, graulockiges Haupt. „Nein, ßo etwas! Das ist der alte Konstantin!" — Konstantin? Standen die beiden so miteinander? — „Ja, er ist ein großer Schelm! Ich ßehe, er ist sich gleich geblieben!" Hierbei blinzelte der alte Däne, aus dem Brief aufblickend, den errötenden Jüngling an. „Ein Schelm, aber ein goldenes, vorzügliches Herz! O, ich verdanke ihm viel! Kommen Szie, lieber Freund — ich freue mich herzlich, Szie bei mir zu ßehen! Ich kenne Ihre ganze Entwicklung! Ihr Onkel hat mir in seinen Briefen viel von Ihnen erzählt! Und nun sind Szie plötzlich bei mir! Das ist reizend! Kommen Szie! Kommen Szie! Setzen Szie sich! Wir trinken zu Ehren Ihrer Ankunft ein Glas Sherry!"

Peter folgte dem Entzückten dumm, gehorsam, in alles ergeben. Die Welt drehte sich — nun gut, er drehte sich mit. Er hätte jetzt blindlings getan, was J. B. Söderberg von ihm verlangte. Diesen wunderbaren Sherry zu trinken, das war freilich nicht das Schlimmste. Er vergaß sogar seine empfindliche Rückseite, ließ sich auf einen seidenen Sessel niederdrücken und starrte seinem liebenswürdigen Wirt in die Augen.

„Nein! Nein!" rief dieser selig. „Das muß ich doch ßogleich meinen Töchtern erzählen!"

Auch das noch! . . . Ehe er ihn zurückhalten konnte, lief Herr Söderberg davon. O, Onkel Bischoff! Onkel Bischoff! Hatte er ihn also doch hineingelegt! Peter wäre jetzt am liebsten fortgelaufen. Sein Ärger, daß der listige Apotheker ihn mit der offenbar hochgradigen Freundschaft, die ihn mit dem Dänen verband, überrumpelt hatte, war

vorläufig stärker als seine Freude. Er fühlte eine eigentümliche Angst und Beschämung. Es lag Schicksal über dieser Stunde. Irgend etwas noch Verborgenes mahnte ihn hier, beizeiten zu verschwinden, und es forderte zugleich von ihm, für lange da zu bleiben . . . Jedenfalls hatte Onkel Bischoffs Witz den Fehlgriff getan, daß J. B. Söderberg in der Stunde der Not nicht der Anhalt für Peter sein konnte, den der Apotheker ihm gewünscht hatte. Sein Stolz regte sich mächtig. Er fühlte sich in der seltsamen Pracht so ganz nur als Gast, daß er den Vorsatz, einen Pump zu riskieren, trotzig von sich wies und zu verschweigen beschloß, welche Tragikomödie Peter Kranzens Reise nach Dänemark geworden war. Das hatte Herr Bischoff nun von seiner Schlauheit — der Neffe würde vornehm, aber bettelarm, wie er gekommen, das Schloß seines Freundes wieder verlassen.

„Karin schläft noch — ich darf ßie nicht ßtören." Mit diesen Worten trippelte Herr Söderberg, ein Zwerg in der Berghalle seiner Bibliothek, wieder herein. „Sigrid ist im Bade — ich werde ßie nachher benachrichtigen." — Sigrid? ... Sonderbarer Zufall! Peter begann an Teufelsspuk zu glauben. Warum begegnete ihm auch hier wieder der Name?

„Wir werden einstweilen frühstücken, lieber Freund," fuhr Herr Söderberg fort, indem er sein Ärmchen um den großen Deutschen legte. „Szie haben gewiß Appetit?"

„O ja," murmelte Peter. Überwältigend schwebte ihm ein Frühstück vor, das dem Stil dieses Hauses entsprach.

Herr Söderberg lächelte und drückte auf einen elektrischen Klingelknopf. Alsbald erschienen, wie auf göttliches Geheiß, zwei Diener und brachten etwas Wundervolles mit. Es war eine fürstlich gedeckte Tafel, auf der sich die erlesensten Dinge breiteten. Peter blickte nur auf einen kolossalen, leuchtend roten Hummer, der ihn ebenso freundlich anzublicken schien. Dann saß er dem eifrig servierenden Wirt gegenüber und ließ sich füttern. Das hatte er nun wenigstens von dem Besuch, das dankte er Onkel Bischoff — er wurde satt! Mindestens für zwei Tage! Und dann kam Tante Lindas Geld nach Kopenhagen, und alles wurde gut. Wenn der liebenswürdige Brauereibesitzer nur nicht so verfängliche Fragen gestellt hätte! Alles wollte er in seiner gutmütigen Neugier wissen. Was Peter in Kopenhagen schon gesehen hätte, in welchem Hotel er logierte. Peter mußte sich jetzt nolens volens auf ein Gebiet begeben, das für ihn besonders schlüpfrig war — aufs Lügen. Als Konfusionarius pflegte er über der zweiten Lüge die erste zu vergessen und verwickelte

sich bald in Widersprüche. So erklärte er mit Bestimmtheit, im „König von Dänemark" zu wohnen, und hatte später keine Ahnung, in welcher Gegend der Stadt sein Hotel sich befand. In „Tivoli" hatte er so gut wie nichts gesehen, da er Himmel und Hölle verschwieg, und die „lange Linie" hatte er nicht gefunden. Herr Söderberg aber war ein Mann von Welt. Er schien bald Lunte zu riechen, merkte, daß Peter in Notlügen hineintappte, aber er verurteilte das nicht, es gefiel ihm gerade. Leimsieder und Musterknaben mochte er nicht leiden. Ein Wanderer sollte nur ein rechter Wanderer sein. Ein Künstler dazu. Peter gefiel ihm außerordentlich. Er half dem Verlegenen und sprach nur noch über die Glyptothek mit ihm. Da konnte nun Peter, vom Champagner entflammt, sein Feuer loslassen. Es tue ihm nur leid, erklärte er begeistert, daß nicht Herr Söderberg der Stifter dieses Heiligtums sei, sondern Herr Jacobsen. Ob denn sein Wirt diesen prachtvollen Jacobsen persönlich kenne?

„O ja!" rief Herr Söderberg lachend. „Recht gut sogar! Er ist geschäftlich mein größter Konkurrent, künstlerisch aber sind wir intime Freunde. Das geht famos zusammen. Übrigens hat sich Jacobsen mehr auf das helle Bier und die Sammlung von Antiken gelegt, während ich das dunkle Bier und moderne, besonders christliche Kunst bevorzuge."

Sie lachten sich beide in einen lustigen Zynismus hinein und verließen, als das Frühstück beendet war, Arm in Arm die Bibliothek. Herr Söderberg wollte seinem Gast jetzt das Museum, das sein Haus barg, zeigen und ihn dann in dem Garten herumführen, der eine Sehenswürdigkeit des Landes war. Peter, der Glückliche, gesättigt und etwas angeheitert, ging mit. Leise mahnend nur noch, wie aus weiter Ferne, regte sich der Entschluß in ihm, nach diesem Rundgange Abschied zu nehmen. Er beschloß vorläufig, zu verschwinden, bevor er sich den Damen des Hauses in seiner Schäbigkeit präsentieren mußte.

Der Mensch denkt, und Onkel Bischoff lenkt. Peter vergaß alle Vorsätze, während er die zauberhaften Kunstschätze des Dänen betrachtete. Was barg dieses Haus für Reichtümer. Hier thronte der Gipfel des Geschmackes, und nirgends machte sich ein aufdringlicher Snobismus breit, alles war erlebt und empfunden. Am verwirrendsten aber war es für Peter, daß Herr Söderberg, den er doch für außerordentlich verwöhnt halten mußte, sich an seinen Lobes- und Freudenausbrüchen aufs höchste delektierte. Er ging mit einem so glücklichen Schmunzeln neben dem jungen Deutschen her, als erblickte er nach langer, staubiger Wan-

derung endlich eine Waldquelle. So kam es, daß Peter, als er das Museum verließ, mit erlesenen Geschenken beladen war, Dingen, die ihm nicht im Traume eingefallen wären. Herr Söderberg schlug seine Proteste mit der feierlichen Erklärung nieder, daß die Freude des Gastes ihm einzig und allein den Wert solcher Dinge bedeute.

Was sollte daraus werden? — Sie schritten durch einen endlosen, wundersamen Garten. Durch rot blühende Alleen. An Wasserspielen vorüber, die ihr silberblaues Naß in weiße Marmorbecken schäumen ließen. Ein Märchen. Noch schöner fast für Peters Gefühl war der landwirtschaftliche Teil, der an den Park grenzte. Die Treibhäuser, deren Glasdächer in der Sonne blitzten, und besonders der Obstgarten. Ungestüm, in froh gesunder Pracht, brachen hier die edelsten Früchte aus allen Zweigen. Peter tat es seinem Wirte nach, indem er die lockendsten über seinem Haupte abbrach und verzehrte. Plötzlich begann Herr Söderberg, der träumerisch gestimmt war, wieder von Onkel Bischoff zu sprechen. „Schade, daß er keine Frau fand. Er hatte nie den nötigen Glauben an ßeine Person, er hielt sich immer für zu häßlich. Bei bedeutenden Männern existiert dieses Hindernis oft nur in ihrer eigenen Einbildung, nicht im Urteil der Frauen. Schade. Er wäre auch der beste Vater geworden. Nun hat er S z i e wenigstens. Ich kann mir vorstellen, wie lieb er Szie hat. O, ßein Szie ßich immer darüber klar, lieber Freund! Ich weiß, mein Konstantin hat viele Stachel, die große Allgemeinheit versteht ihn nicht, kann ihn gar nicht verstehen — Szie aber werden ihn nicht verkennen!“

Peter nickte. Dann fragte er Herrn Söderberg in plötzlicher Eingebung, wie denn seine Freundschaft mit Onkel Bischoff entstanden sei. Der Verschlossene habe ihm nie davon erzählt. Sie schritten an einem schwarzen Weiher auf und ab, auf dem zwei Schwäne schwammen, und Herr Söderberg erzählte. Es sei in Ägypten gewesen, vor 15 Jahren, bei einem Ausfluge zu den Pyramiden. Da hätten sie sich zuerst getroffen. Ihr Sammeleifer habe sie zusammengeführt, doch hätten sie sich auch menschlich in der lauten Reisegesellschaft sofort verstanden. Vielleicht habe auch die gegenseitige Sympathie, daß beide so klein seien, mitgesprochen. Sie seien zusammen nach Kairo zurückgekehrt, in dasselbe Hotel, und dort habe Herr Söderberg ein Telegramm gefunden, das ihm den plötzlichen Tod seiner Frau mitteilte. Fern in der Heimat, jung und schön. Sein Liebstes und Bestes. In diesem Höllensturz seines Glückes habe er eine Hand gefunden, die ihn festhielt und nicht

versinken ließ. Es war Konstantin Bischoffs Hand. Aus der lichten Heiterkeit der gemeinsamen Reise in dunkelstes Leid — so entstand ihre Freundschaft. Der Mann, den er erst wenige Tage gekannt, pflegte ihn Tag und Nacht, als Schmerz ihn fieberkrank gemacht hatte. Er begleitete den Witwer nach Dänemark zurück. Dann hätten sie sich nicht mehr gesehen. Nur korrespondiert. Nun wisse Peter, daß Onkel Bischoff ihn nicht schlecht empfohlen habe . . .

Peter ging mit gesenktem Kopfe neben Herrn Söderberg her. Sie näherten sich wieder dem Hause. Plötzlich rief der Däne mit leichterer Stimme: „O, da kommt ja Sigrid! Nun kann ich Szie wenigstens mit meiner älteren Tochter bekannt machen!"

Als der junge Deutsche erschrocken aufblickte, schritt schon eine schlanke, hell gekleidete Mädchengestalt auf ihn zu. Sie hatte lockeres, vom Winde bewegtes Blondhaar und große, blaue Augen. Ihr Gang und ihr Wesen trugen die liebenswürdige, freie Selbstverständlichkeit der Dänin. Sie wußte schon, wer Peter war, und streckte ihm herzlich die Hand hin. Dieser aber, als er sie in der Nähe sah, stand wie vom Donner gerührt. War das Spuk oder Wahrheit?! — Sigrid war Sigrid von Onkel Bischoffs Bild! — Keine Rede von Pummernickel oder Pumpernickel — Söderberg war Sigrids Name! Keine Rede von berühmter Schauspielerin, die „vor fünfzehn Jahren 'mal so ausgesehen habe!" Das Bild war funkelnagelneu! Wie Peter sie seit Schnattersheimer Tagen im Herzen trug — so sah das Mädchen aus! O Fuchs, o unergründlicher Fuchs von Apotheker! — Das war sein letzter, größter Streich! — Darauf war Peter Kranz hineingesaust, wie noch nie auf etwas! — Er hörte förmlich den kleinen Bosnickel in seinem Laboratorium kichern, wenn er sich Peters Verblüffung vorstellte. O, dieser Apotheker! — —

Sigrid sah den Verwirrten etwas erstaunt an und schritt dann schweigend neben ihm her.

„Wie geht es Karin?" fragte der Vater.

„Ganz gut," war die Antwort. „Sie kommt zu Tisch."

Herr Söderberg wandte sich jetzt zu Peter. „Ist es Ihnen recht, daß wir im Hotel dinieren, lieber Freund? Wir pflegen es hier immer zu tun, und für Szie ist es doch auch interessant, die Badegesellschaft dort zu beobachten. Es ist die eleganteste, die wir haben. Wir gehen um Zwei hinüber und finden dort einen Freund aus Kopenhagen, den ich ebenfalls eingeladen habe."

Peter nickte. Ihm war jetzt alles recht. Wogegen sollte er sich überhaupt noch wehren? Nur ein Entschluß stand in ihm fest, als er Sigrid, dieses Leben gewordene Bild, mit einem scheuen Blick streifte: Er mußte, bevor man in das Hotel ging, seinen äußeren Menschen rehabilitieren. Er durfte sich vor ihr nicht lächerlich machen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich Herrn Söderberg anzuvertrauen, ihm seine Kopenhagener Irrfahrt zu schildern und Hilfe zu erbitten. Ängstlich blieb er immer einen Schritt hinter Vater und Tochter zurück, um die gefährliche Rückseite nicht in ihren Gesichtskreis zu bringen. Er machte aber dadurch allmählich den Eindruck, als ob er übertrieben devot oder am rechten Bein verletzt wäre. Sigrid blieb deshalb in feinem Mitleid gleichfalls zurück und steigerte Peters Verlegenheit ins Unermeßliche.

„Was ist Ihnen? Szind Szie nicht wohl?" fragte schließlich Herr Söderberg besorgt.

„Haben Sie sich den Fuß verletzt?" fragte das junge Mädchen.

Auf diese ungeheure Frage blieb Peter die Antwort schuldig. Instinktiv erklärte Sigrid plötzlich, daß sie noch Toilette machen müsse, und entschuldigte sich, indem sie dem Deutschen liebenswürdig, aber auch ein wenig schalkhaft zulächelte. Er sah ihr nach und konstatierte, daß sie wunderschön sei. Dann wandte er sich zu ihrem Vater und beichtete alles. Das Resultat war, daß Herr Söderberg sich den Bauch hielt und fast weinte. „Reizend! Reizend!" rief er immer in den höchsten Tönen.

„Aber warum haben Szie mir das nicht längst gesagt! O, Szie müssen die Geschichte bei Tisch noch einmal erzählen! Das ist eine prächtige Unterhaltung für alle!"

„Aber, Herr Söderberg — in Gegenwart der jungen Damen —!"

„Nun, da können Szie ja von Tivoli einiges fortlassen! Obgleich da auch nichts genieren würde! Szie haben ßich übrigens übertriebene Szorgen gemacht! Ihr Anzug ist ja besser, als Szie meinen!"

„So? Und der Riß, Herr Söderberg, der Riß?"

Der Däne wischte sich die Augen. „Ja, der freilich! Aber den hätten Szie auch riskieren können! Im Hotel lebt jetzt eine ßo dekadente Gesellschaft von Modenarren, daß man das am Ende für das Allerneueste gehalten und Ihnen nachgemacht hätte! Aber nun kommen Szie, kommen Szie geschwind. Hier ßind vorläufig hundert Kronen, nicht wahr? Und nun kleiden Szie sich um!"

Nach einer Stunde schon erschien ein völlig verwandelter Peter in der Bibliothek. Herr Söderberg klatschte in die Hände, als er ihn sah,



L. Fahrenkrog:
Jesus und das Kind.

Peter nickte. Ihm war jetzt alles recht. [illegible]gen sollte er sich überhaupt noch wehren? Nur e i n Entschluß stand in ihm fest, als er Sigrid, dieses Leben gewordene Bild, mit [illegible] scheuen Blick streifte: Er m u ß t e, bevor man in das Hotel ging, [illegible] äußeren Menschen rehabilitieren. Er durfte sich vor ihr nicht lächerlich machen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich Herrn Söderberg anzuvertrauen, ihm seine Kopenhagener Irrfahrt zu schildern und Hilfe zu erbitten. Ängstlich blieb er immer einen Schritt hinter Vater und Tochter zurück, um die gefährliche Rückseite nicht in ihren Gesichtskreis zu bringen. Er machte aber dadurch allmählich den Eindruck, als ob er übertrieben devot oder am rechten Bein verletzt wäre. Sigrid blieb deshalb in feinem Mitleid gleichfalls zurück und steigerte Peters Verlegenheit ins Unermeßliche.

„Was ist Ihnen? Szind Szie nicht wohl?" fragte schließlich Herr Söderberg besorgt.

„Haben Szie sich den Fuß verletzt?" fragte das junge Mädchen.

Auf diese ungeheure Frage blieb Peter die Antwort schuldig. Instinktiv erklärte Sigrid plötzlich, daß sie noch Toilette machen müsse, und entschuldigte sich, indem sie dem Deutschen liebenswürdig, aber auch ein wenig schalkhaft zulächelte. Er sah ihr nach und konstatierte, daß sie wunderschön sei. Dann wandte er sich zu ihrem Vater und beichtete alles. Das Resultat war, daß Herr Söderberg sich den Bauch hielt und fast weinte. „Reizend! Reizend!" rief er immer in den höchsten Tönen.

„Aber warum haben Szie mir das nicht längst gesagt! O, Szie müssen die Geschichte bei Tisch noch einmal erzählen! Das ist eine prächtige Unterhaltung für alle!"

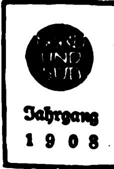
„Aber, Herr Söderberg — in Gegenwart der jungen Damen —!"

„Nun, da können Szie ja von Tivoli einiges fortlassen! Obgleich [illegible] Szie haben sich übrigens [illegible] ja besser, als Szie meinen!"

„[illegible], Herr Söderberg, der Riß?"

[illegible] „Ja, d e r freilich! Aber [illegible] Hotel lebt jetzt eine so delikate [illegible] in das am Ende für das Aller[illegible] nachgemacht hätte! Aber nun kommen Szie, [illegible] Szie [illegible] sind vorläufig hundert Kronen, nicht wahr? Und [illegible] Szie sich [illegible]!"

Nach einer [illegible] erschien ein völlig verwandelter Peter in [illegible] Söderberg [illegible] in die Hände, als er ihn sah,



L. Fahrenkrog:
Jesus und das Kind.

und führte den stattlichen Gast triumphierend ins Freie hinaus. Man sah es dem kleinen Herrn an, wie viel Mühe es ihn kostete, den jungen Damen, die sich ebenfalls einfanden, nicht sofort Peters Geschichte zu erzählen. Karin, Sigrids Schwester, war noch etwas größer und schmaler als diese, eine dunkle, blasse Schönheit. Sie trug den Stempel des Leidens in ihrem stillen Gesichte. Peter empfand sofort, daß sie eine aus dem Leben Schwindende war. Doch da sie sich heiter und freundlich zeigte, verlor sich sein schmerzliches Gefühl bald wieder, und er folgte selbstsicher, als hätte er niemals anders ausgesehen, an Söderbergs Seite den jungen Mädchen, die untergefaßt vorausschritten.

Etwas zaghafter folgte er dann den Einheimischen in den Speisesaal des Hotels, der eine gewaltige Ausdehnung hatte und ein festliches Bild bot. Die Wohlgerüche der Toiletten und guten Speisen mischten sich. Es flimmerte ein feines, mattgoldenes Mittagslicht über dem Tellergeklapper und fröhlichen Geplauder. Zwischen den mittelsten der Säulen, die den Prunksaal stützten, fiedelte eine Zigeunerkapelle in schmucker Uniform. Die Herren Kellner aber flogen lautlos, mit vornehmer Gravität umher und machten Gesichter, als hätten sie die schönen Damen so schön gepflegt, die eleganten Herren so elegant gekleidet. Herr Söderberg ergriff mit seiner Gesellschaft von einem reservierten Tisch Besitz, der an einem der breiten Fenster stand und aus dem Menschenlärm fort einen Ausblick auf die still bewegte Meeresfläche erlaubte. Er sah sich prüfend um und erwiderte freundlich mehrere ehrerbietige Begrüßungen. „Er ist noch nicht da," sagte er dann und zog seine grünseidenen Handschuhe aus.

„Er wird wieder den Morgenzug versäumt haben," meinte Sigrid lächelnd.

Um w e n es sich handelte, wußte Peter nicht und war auch gar nicht darauf neugierig. Er hatte genug damit zu tun, das letzte Unbehagen der fremden Kleider zu überwinden, die aus Gabriels, des Kammerdieners, bester Zivilgarnitur bestanden. Herrn Söderbergs Garderobe hätte nur für einen fünfzehnjährigen Peter gepaßt. Endlich hatte er sich zurecht gerückt und konnte sich nun der angenehmen Betrachtung der jungen Mädchen widmen. Sigrid gewann den Preis. Sie erfüllte und verstärkte im Leben, was sie im vagen Traum versprochen hatte. Geradezu beglückend aber war es für ihn, bei ihr dieselbe Beobachtung machen zu können, wie bei vielen Kopenhagenerinnen. Auch sie war frischer und lebenskräftiger als die Gestalten aus „Niels Lyhne". Alles

leuchtete an ihr, das Haar, die Augen und der schöne Mund. Ein sanftes stilles Leuchten war es, wie eine Sonne hinter Nebelschleiern, aber stark doch und siegreich gewiß in entfesselter Leidenschaft. Karin aber, Karin war der Mond. Eine bleiche Leuchte der Nacht neben dieser Morgensonne. Schwermut der Vergänglichkeit, kindliches Wissen vom großen Auf und Nieder, Blühen und Welken. Wie rührend war es, unvergeßlich für Peter, die Sorge der Gesunden um die Kranke zu sehen. Sigrid saß neben der Schwester, bediente sie wie ein Kind und ließ ihr Wohlergehen keinen Augenblick außer acht. Sie zeigte auch eine wunderbar gütige Freude darüber, daß Karin sich, offenbar dem Gast zuliebe, aufgerafft hatte und mit in das Hotel gegangen war. Karin aber lehnte gleichsam ihr zartes Köpfchen an die starke Gesundheit der Schwester — sie lächelte oft mit einer schweren, schmerzlichen Süße und wußte zu schweigen, ohne die Lebhaftigkeit der anderen herabzudämpfen.

„Es ist schade," wandte sich jetzt Herr Söderberg kauend an den verträumten Gast, der das köstliche Essen kaum zu beachten schien, „daß Sie in Kopenhagen noch keinen Cicerone hatten. Hätten Sie uns nur geschrieben! Sigrid wäre ja sofort hineingefahren und hätte sich Ihnen zur Verfügung gestellt!"

Peter durchfuhr es. Diese Möglichkeit, die der Vater mit graziösem Freimut anbot, beglückte ihn noch in der Vergangenheit. Er sah Tage hinter sich, Tage . . . ! Kopenhagen, das wahre Kopenhagen wäre erst gekommen. Dann aber fiel ihm ein, daß er seiner Begegnung mit Robert Waldgren noch gar nicht Erwähnung getan hatte. Der Verdacht, daß man Waldgren hier persönlich kannte und dem feinen Ironiker Peters Irrfahrt als willkommenes Sujet hinterbringen könnte, hatte es ihn verschweigen lassen. Jetzt aber war es ihm ganz gleich — er benützte den Gesprächsstoff und schilderte bis ins Kleinste, ein treues Porträt des Dichters liefernd, die wunderliche Bekanntschaft. Warum lachte man aber so stark dabei? Viel stärker, als der Humor der Geschichte eigentlich verdiente? Herr Söderberg wischte sich die Augen, Sigrid lehnte den weißen Hals weit über die Stuhllehne zurück und stieß die wohllautendsten Lachtöne hervor. Karin sogar lachte fast erschrocken und schien mit holder Gutmütigkeit zu konstatieren, daß man in diesem Leben auch so lustig sein könne. Auf das fragend bestürzte Gesicht des Gastes hin klärte Herr Söderberg ihn auf. Robert Waldgren war ein intimer Freund seines Hauses. Der Gast, den man hier noch am Tisch erwartete, war kein anderer, als er. Jetzt gab Peter es auf. Er wunderte sich von nun an

über kein neues Abenteuer mehr. Er erwartete jeden Augenblick, daß auch die „bedeutende Porträtmalerin" und die „Führerin der Frauenbewegung" aus dem Café Bristol erscheinen würden. Auch hätte es ihn kaum gewundert, wenn Abraham Levy, der Pfandleiher aus der Bahnhofstraße, und Rita, die Sängerin von Tivoli, eingetreten wären und vor versammelter Menge ein Pas de deux getanzt hätten. Ein törichter, großer, märchenhafter Kreislauf wurde ihm das Ganze. Ein Zauberring, der sich immer sofort wieder schloß, wenn man ihn eben aufgesprengt hatte. Und als Herr Robert Waldgren sich jetzt wirklich näherte mit seinem leisen, entzückenden Satyrlächeln, da ging der Deutsche dem Überraschten entgegen und schüttelte ihm emphatisch die Hand. Waldgren, der von Söderberg aufgeklärt wurde, fragte Peter sofort in seiner raschen Weise aus, wie es ihm seit ihrer letzten Begegnung in Tivoli ergangen sei. Peter wurde rot, und Herr Söderberg, das alte Kind, machte bittende Augen, indem er den lachenden Mund spitzte. Da dachte Peter an den Weisheitsspruch von den „Besten, die sich selbst zum Besten haben können". Er erzählte alles. Es war sonderbar. Er brauchte von Rita, Himmel und Hölle, nichts zu verschweigen. Sigrid und Karin waren keine Schnattersheimer Mädchen, nicht einmal Karlsruher. Es hatte etwas eigentümlich Holdes, sie Dinge erfahren zu sehen, die der deutsche Moralbegriff aus ihrem Gesichtskreise gebannt hätte. Sie waren innerlich reif und hatten fast einen Altersschimmer im Herzen, diese blühenden Geschöpfe. Sie verstanden alles instinktiv, mit reinem, fernem Urteil. Sie konnten lächeln und lachen, Mensch sein, wenn Menschliches sich enthüllte. Peter aber wurde wie ihr Bruder. Konstantin Bischoffs Neffe gehörte zum Kreis. Der Dichter sah es, und ein lächelndes, freies Begreifen schützte ihn sofort vor Eifersucht. Größe war Robert Waldgren, dem gelenkigen Dandy, dem Modeergötzen der Flachheit, inne, wenn es darauf ankam. Seine schwarzen, etwas schief gestellten Augen irrten in seiner Unrast von dem glücklichen Deutschen auf die lachende Sigrid hinüber, von Sigrid auf die bleiche Karin. Hier verweilten sie, und der Mund, der fast tierisch sein konnte, schloß sich jetzt zu zartester, gütigster Menschlichkeit.

Man hob die Tafel auf und ging aus der geräuschvollen Hitze in die frische Freiheit des Strandes hinaus. Weithin dehnte sich der blaue Sund. Silberne Wellenkämme spielten mit Sonnenblitzen. Karin ging an Waldgrens Arm. Peter sah es, aber er fühlte es ohne Zögern als gewiß, daß der Dichter dem kranken Mädchen nur ein milder Freund und

Berater war. Als er in seiner keuschen Sprödigkeit, möglichst gleichgültig, Sigrid andeutete, wie hübsch er den Anblick der beiden fände, sagte sie mit dankbarem Aufleuchten: „Ja! Ohne Waldgren hätten wir Karin nicht mehr. Er hat sie ruhig gemacht. Sie hat keine Hoffnung, aber sie freut sich an dem, was ist.“

„Ist sie so leidend? ... Weiß sie's?“

„Ja. Aber Robert Waldgren hat die Macht, ihr Wärme und Licht zu geben. Jeden Nachmittag kommt er aus Kopenhagen zu uns hinaus und beschäftigt sich stundenlang nur mit Karin. Er liest ihr vor. Er weiht sie in alles ein, was ihn beschäftigt. So täuscht er sie über das Schwerste hinweg, gibt ihr Wahn und schöne Träume. Er hat es mir selbst gesagt, daß der eigentliche Wert seiner Kunst für ihn darin bestände, der letzte Arzt für Karin zu sein.“

„Das ist wundervoll ... Das ist ja eigentlich mehr als alles, was wir anderen wollen können! ...“

„Es ist jedenfalls etwas Großes.“

„Nein, Fräulein Sigrid! Ein Leben erhalten, solch' ein Leben, mit seiner Kunst! Das ist das eigentlich Wahre!“

Sigrid schwieg. Sie wußte, daß ein Deutscher den Überschwang brauchte, etwas Höchstes und positiv Letztes, das er anbeten konnte. Auch gab sie ihm in diesem Augenblick recht, als sie den dunklen Gestalten nachsah, die langsam in der Farbenfülle des Nachmittags weiterschritten. „Kennen Sie Bücher von ihm?“ fragte sie leise.

„Kein einziges — ich schäme mich fast.“

„Lesen Sie ‚Sigrid und Karin‘.“

„Richtig! ... Mein Gott, sind Sie das etwa!? ... Mein Gott, der Irrgarten hört nicht auf!“

„Wie meinen Sie das? — Er hat meine Schwester und mich darin geschildert. Zu sehr beinahe. Nur geschildert, wissen Sie, mit seinen Augen. Ich liebe das Buch als Kunstwerk und habe doch Angst davor. Ich werde mich an einen Dichter nie gewöhnen können.“

„Wie hängt das eigentlich zusammen,“ fragte Peter nach einer Weile. „Er wollte mir in Kopenhagen seinen Namen nicht nennen, weil er bald einen anderen Namen tragen dürfe, der sein wahrer sei?“

Sigrid lächelte. „O, wissen Sie nichts von Robert Waldgrens Namenssuche?“

„Namenssuche?“

„Ja. Er hat in einer Chronik gefunden, daß er aus einer morga-

natischen Ehe des alten Herzogs Gyldenlöwe stammt, also von der vornehmsten Familie des Landes. Nun trachtet er seit Jahren danach, daß der König ihm das Recht, diesen Namen zu führen, verleiht. Waldgren von Gyldenlöwe. Viele lachen darüber. Ich aber verstehe es von ihm aus. Er ist ein großer Patriot und empfindet es leidenschaftlich ernst, nicht nur als Dichter ein Edler zu heißen. Es ist bei ihm keine Eitelkeit."

„Also darum! . . . Na, ich weiß nicht! Mir hätte er schon sagen können, daß er Waldgren heißt!"

Sie hatten wieder das Haus erreicht. Herr Söderberg begab sich hinauf, um der Ruhe zu pflegen, Waldgren folgte Karin in ihr Zimmer, wo er ihr vorlesen wollte. Ohne eigenes Dazutun blieben Peter und Sigrid allein. Sie bezwangen eine leise Erregung, die sich unwillkürlich ihrer bemächtigte, durch den gemeinsamen Entschluß, eine Gartenpromenade zu machen. Der Tag war brütend heiß. „Der Wind hat sich gedreht," meinte Sigrid. „Es kann noch ein Gewitter geben."

„Bei diesem klaren Himmel?" fragte Peter.

„Ja . . . Das kommt schnell . . ."

Sie kamen durch eine schattige Kastanienallee in einen Teil des Gartens, den Peter noch nicht gesehen hatte.

„Wollen wir schaukeln?" fragte Sigrid jetzt plötzlich mit kindlichem Lächeln. „Hier in der Nähe habe ich zwischen zwei uralten Bäumen eine prachtvolle Schaukel angebracht. Ich setze mich oft hinauf, wenn es so heiß ist, und lasse mich treiben. Es ist ein so stilles, beschauliches Glück und macht einen rasch zum Kinde, wenn man sich einbildet, Gott weiß wie erwachsen zu sein."

Peter nickte und folgte ihr. Ein von hohen Bäumen umstandener, beschatteter Rasen war Sigrids Spielplatz. Sie prüfte die Stricke der Schaukel und schwang sich graziös hinauf. Peter, in dem der Schnattersheimer Spielkamerad erwachte, war es das größte Vergnügen, der Schaukel sanfte und doch energische Stöße zu versetzen, so daß die schlanke Sigrid weit in die Höhe und tief in die Tiefe flog. Sie jauchzte — wie entzückte ihn das. Er versuchte es immer von neuem dazu zu bringen, daß ihre Stimme so hell und klar, so sehnsüchtig schönheitsbang, wie ein Vogel, tönte. Sie streckte sich in ihrer ganzen gertenhaften Schlankheit, und die feinen Füße hielt sie sorglos gespreizt. Immer weiter schaukelte der starke, deutsche Bär das feine Dänenkind. Bis sie atemlos um Anhalten bat, und ihr anmutiger Gerechtigkeitssinn forderte, daß nun auch er die Freuden des Schaukelns erführe. Er schwang sich hinauf, und sie tat ihm

jetzt den Dienst, zu stoßen und aufzumuntern, mit nicht geringerem Eifer. Der stille Garten hallte von dem hellen Gelächter der jungen Menschen wider.

„Werden wir auch Ihren Herrn Vater nicht stören?" fragte Peter plötzlich besorgt.

Sigrid nickte. „Das könnte sein! Jawohl! Wir wollen lieber aufhören! Bleiben Sie ruhig oben sitzen! Hat es Ihnen gefallen?"

Peter saß nachdenklich auf dem Brett, mit den Händen die Stricke umspannend, und ließ die Beine baumeln. Lächelnd sah er auf die erhitzte Sigrid nieder. „Die Schaukel ist ein Symbol für mich," sagte er dann langsam. „Für andere Leute wahrscheinlich auch. Aber für mich besonders. Wenn ich mir alles ins Gedächtnis zurückrufe, was ich auf meiner Reise bisher erlebt habe. Bald hoch oben, bald tief unten — bald: was kostet die Welt?, bald: wer leiht mir einen Groschen! Gott im Himmel! Es ist wunderbar! Aber wissen Sie, Fräulein Sigrid, was ich fürchte?"

„Nun, was denn?" fragte sie, die Hände im Rücken gefaltet, während sie ernst und klar zu ihm empor sah.

„Daß — daß der Ruhepunkt, die Mitte, mein' ich, die doch schließlich nötig ist, nicht in der Höhe, sondern unten liegt."

„Der Ruhepunkt? ... Ja, ja ... Aber nicht das Glück und nicht das Schöne! ..."

Er schwieg, er sah sie bewundernd an. Er sah nur noch Sigrid. Sie fühlte, daß er ihr recht gab. Nach einer Weile schritten sie dann wie spielmüde Kinder dem Hause zu.

„Ich würde Ihnen gern meine Bilder zeigen," sagte Sigrid. „Ich male nämlich auch. Haben Sie Lust dazu? Bitte, sagen Sie es ganz offen — ich bin nie gekränkt in solchen Dingen."

Anfangs war Peter etwas besorgt. Er hatte nun einmal eine trotzige Voreingenommenheit gegen malende Damen. Dann aber war er doch zu neugierig und ging mit. Sigrid hatte in einem Wirtschaftsgebäude ein geräumiges Atelier. Er besah ihre Bilder und war verblüfft, so strenge, fast männliche Arbeiten zu finden. Nichts von der zarten, blonden Sigrid. Alles Wille, ohne Eitelkeit, ohne Traum. Fast auch ein wenig ohne Glanz. Diese Bilder erinnerten ihn lebhaft an die eigenen aus der Schnattersheimer Periode.

Sigrid sah ihn nachdenklich werden und sagte rasch: „Mir gefällt jetzt auch nichts mehr davon! Es ist nur Arbeit!"

„Das ist schon was . . .“

„Etwas Unentbehrliches, ja. Aber ich möchte jetzt Weicheres, Freieres, Froheres malen! Farben will ich mir erobern!“

„Ich auch!“

„Sie auch? . . .“

„Gewiß! Mir ging es ganz ähnlich, wie Ihnen. Aber seitdem ich in Dänemark bin, fühle ich, daß ich ein anderer werden muß. Mein nächstes Bild wird, das schwör' ich hiermit feierlich, die Schaukel im Garten! Und Sie darauf, wenn Sie Lust haben!“

„Gern!“ Sigrid trat zum Fenster. „Aber in dieser Stimmung lieber nicht. Es kommt ein Gewitter. Hören Sie? Es pfeift und singt schon! O, es wird wundervoll! Wollen wir rasch zum Strande hinunter?!“

Peter war dabei. Sie warfen Ledermäntel um und trabten, von aufgewirbeltem Seesand umprickelt, in die tosende Freiheit. Kein Mensch war jetzt am Strande. Die Hotelelegauz verkroch sich in ihre Zimmer. Waldgren, der Dichter, saß immer noch bei Karin und las ihr aus seiner Tragödie vor. Maler und Malerin aber, lachend und beglückt, liefen an dem ungeheuren Rauschen entlang und fürchteten mit wilder Lust nicht den Regen, der niederprasselte, nicht die Blitze, die rötlich aus Wolkenklüften fuhren, nicht den Donner, der unaufhörlich brüllte. Sie fürchteten sich nicht. Sie erlebten alles. Plötzlich aber blieb Sigrid stehen, stützte sich auf Peters Arm nnd deutete erbleichend auf die sturmgraue See hinaus. „Dort!“ rief sie heiser. „Dort!“

„Was denn, Fräulein Sigrid?!“

„Die Buben vom Gärtner sind wieder draußen! Die Schlingel! Das Wetter hat sie überrascht! Sie können nicht zurück!“

Jetzt erkannte Peter, worauf ihr bebender Finger dentete. Sehr weit hinaus, zwischen schaukelnden Wasserbergen, kämpften zwei unvorsichtige Schwimmer. Sie kamen immer mehr vom Strande ab. Man sah es. Sie schrieen wahrscheinlich jämmerlich — man konnte es nur im Tosen der Elemente nicht hören.

„Gott, lieber Gott!“ flüsterte Sigrid. „Niemand weiß es! Der arme Vater! Bis wir Leute holen, sind sie fort!“

Peter antwortete nicht. Er warf den Mantel ab, hierauf noch Gabriels, des Kammerdieners, Feiertagsrock, und im Nu hatte er auch die Stiefel von den Füßen. Jäh entschlossen stapfte er mit seinen starken Beinen in die Flut. Er kannte die Richtung. „Bad Nummer zwei! Ganz schön!“ durchfuhr es den Erhitzten in diesem Moment, trotz aller

Gefahren. Sigrid starrte ihm nach, bittend, segnend. Jetzt war er schon weit. Wie er kämpfte! O, ein Deutscher! Bald verschwand er zwischen Wasserbergen, bald ragte wieder sein blondes Haupt. Und endlich —! „Er hat sie!" schrie Sigrid und sank in die Kniee.

Da kam schon der Retter. Göttlich behütet kam er durch die Flut zurück. An jeder Hand führte er ein halb ohnmächtiges Kind. Er gab die Buben dem Vater, der mit Hunderten inzwischen herbeigestürzt war. Dann besah er sich selbst lachend.

„Wieder mal reparaturbedürftig!" Sigrid brachte ihn rasch ins Haus.

* * *

Eine Ohnmacht hatte den starken Peter doch gefällt. Von welcher Erregung sie stammte, wußte er nicht. Erschöpfung, Sehnsucht, Liebe? — Kurz, sie war da. Doch als er jetzt nach mehreren Stunden erwachte, neigte Sigrid sich über ihn, war Sigrid in dem nachtdunklen Zimmer mit ihm allein und sprach die folgenden Zauberworte: „Was Sie getan haben, ist mehr, als durch Kunst ein Leben erhalten. Ja. Es ist mehr. Ich verehre Robert Waldgren, aber Sie habe ich lieb."

Wie wunderlich! . . . Das Schaukelspiel! . . . Er träumte wohl wieder . . .

„Staunen Sie, daß ich es *sage*?" fragte die Dänin und hatte Tränen in den ernsten Augen. „Man muß doch ehrlich sein. Oder bin ich Ihnen gleichgültig?"

„Ich staune," flüsterte Peter. „Ich bin noch immer auf der Schaukel. Aber es ist Wahrheit — ja — hier im Norden ist die Schönheit immer Wahrheit. Laß mich bleiben."

„Laß mich bleiben!"

„Sigrid!"

* * *

Der Zauberring hatte sich geschlossen. Jetzt offenbar für lange. Peter kam es sogar in diesen leuchtenden Tagen vor: für immer. Die großen Glücksfälle hatten noch kleine in der Gefolgschaft. Von Tante Linda kam ein Brief. Das Geld, das darin lag, machte Peter nicht den leisesten Eindruck — aber die freie, liebenswürdige Auffassung der alten Schnattersheimerin für seine Abenteuer, die aus dem Begleitschreiben klang, entzückte seinen Familienstolz. Und dann — sein Koffer, sein ein-

samer Koffer vom Berliner Bahnhof war wieder da, und Mutters Siegelring natürlich auch, bei Abraham Levy pünktlich eingelöst. Kopenhagen aber wurde jetzt erst wirklich Kopenhagen. Mit seiner holden Braut am Arm, selbstsicher, ein halber Däne, schritt Peter durch die Oestergade. Schon bei der ersten Promenade vertraute er Sigrid an, welchen Schabernack Onkel Bischoff ihm in bezug auf ihre Person gespielt habe. Sigrid Pummernickel von vor 15 Jahren! Die wahre Sigrid lachte von Herzen darüber und freute sich wie ein Kind darauf, den treuen Freund des Vaters bei der Hochzeitsreise aufzusuchen. Als das Brautpaar an diesem Abend in Waldgrens Gesellschaft nach Marienlyst zurückkehrte, brachte Herr Söderberg ihnen ein Telegramm entgegen, Onkel Bischoffs Antwort auf Peters Verlobungsnachricht. Der vergnügte Alte wollte es selbst vorlesen, doch Karin, plötzlich belebter, als je, nahm es ihm ganz resolut aus der Hand und las mit zitternder, erhobener Stimme: „In Schnattersheim großes Erdbeben vor Jubel. Schnatter fließt rückwärts. Tante Linda und ich grüßen alle. Es lebe Peter, der Entdecker, und Sigrid, die ihn sehen lehrte."

Gustav Falke:
Die beiden Spieler.

Auf den Tisch schlägt Christoph Buchwald: „Es gilt!"
Hei, wie die beinernen Glücksjäger tanzen!
Detlev Brockdorffs hämmernde Stirnader schwillt,
Seine Blicke sind wie saugende Wanzen.
Acht Augen? Nicht mehr? Christoph Buchwald wird blaß:
Der Teufel warf das!
Acht Augen nur? — Detlev Brockdorffs Hand
Wägt schüttelnd die Würfel. Die rasseln so eigen.
„So werft doch!" — Schweigen. —
„Reut's Euch?" — — „Pah! — —
— — „Da!" — —
Wie ein Wetter hagelt's. „Sieben!" — Verloren!

Kalkweiß wird Detlev Brockdorff jetzt.
Christoph Buchwalds herrische Augen höhnen.
Ihr Höchstes haben sie eingesetzt:
Den Söhnen galt es, den eigenen Söhnen!
Ihr eigen Blut verspielt, verzecht!
Detlev Brockdorff warf schlecht!
Sieben Augen nur! Sein fingernder Griff
Fiebert am Dolch. Die Zähne blecken.
Detlev Brockdorff läßt das Messer stecken.
Edelmannswort! —
Mord?
Wer sagt das? Ehrliches Spiel war's! Verwürfelt!

Detlev Brockdorffs flachshaariger Knabe schreit,
Daß die Gäule im Stall schrecken und scheuen.
Detlev Brockdorffs Rock ist von Blut bespeit.
Jetzt geht Detlev Brockdorff in einem neuen.
Wer schilt Detlev Brockdorff? Die Schuld ist bezahlt.
— Christoph Buchwald prahlt
Und krümmt wie zum Würfeln die hohle Hand:
„Fortunas Nest!" — In der Totenkapelle
Brennen sieben große, helle
Kerzen am Sarg.
Karg
War das Becherglück immer dem Detlev Brockdorff.

Ernst Otto Nodnagel: Die Entwicklung des deutschen Liedes von Richard Wagner bis Hugo Wolf.

Schluß.

Der Vortritt in dieser Reihe gebührt dem Meister, der heute fast unbestritten als Führer der musikalischen Moderne gilt und auch seit einigen Jahren an der Spitze unserer wirtschaftlichen Interessenvereinigung, der „Genossenschaft deutscher Tonsetzer" steht. Ich meine natürlich Richard Strauß. Daß dieser ebenso kühne wie geniale Tondichter heute Mode ist, das darf man ihm nicht zur Last legen. Es gehört zu den unberechenbaren Kapricen des vielköpfigen Omnivoren Publikum. Und warum soll dieses respektable Ungeheuer nicht auch einmal zur Abwechslung einen Straußenmagen haben?! Soviel ist sicher: bequem gemacht hat Strauß sein Modewerden weder sich noch — seinen Hörern.

Der Schwerpunkt seines Schaffens liegt, wie männiglich bekannt, auf dem Gebiet der Sinfonik. Als Orchesterkomponist gelangte er schon in sehr jungen Jahren zur allgemeinen Anerkennung, und auf dieser seiner eigensten Domäne erwies er sich denn auch früh schon als Pfadfinder und Bahnbrecher. Jetzt hat sein Entwicklungsweg ihn zu so schwindelnden Höhen geführt, daß man in seinem und der Kunst Interesse ihm nur wünschen möchte, völlig — schwindelfrei zu bleiben. Durch das gesamte Schaffen dieses geistreichen und virtuosen Künstlers geht ein gewisser Zwiespalt, der am deutlichsten in seiner Lyrik zutage tritt. Vieles in seinen Werken erscheint allzu sehr gesucht, und dem steht anderes gegenüber, das allzu leicht gefunden scheint.

Gar manche Einzelheit in der Orchestermusik von Richard Strauß ist so gewagt, daß sie selbst radikalsten Musikern unverständlich bleibt und nur von denen für Musik ausgegeben werden kann, die vor jeder Note aus der Feder des einflußreichen Künstlers Kotau machen. Aber doch verfällt der Tondichter recht oft auch ins entgegengesetzte Extrem;

alles technische Raffinement bringt dann nur noch deutlicher zum Bewußtsein, daß es nur Maske, nur Pose ist, durch die Alltäglichkeiten sich interessant machen wollen. Allerdings glaube ich, daß Hugo Wolf das Kind mit dem Bade ausschüttete, wenn er in einem Briefe an mich Strauß als unecht und als „mediokre Erscheinung" hinzustellen suchte und mir meine Bewunderung des Straußschen Schaffens tadelnd vorhielt. Man braucht nicht blind zu sein gegen die Schattenseiten des neuesten Hofkomponisten, den Vorzügen seines eminenten Könnens und seiner gewaltigen Gestaltungskraft braucht man gleichwohl darum nicht ungerecht zu werden.

Auch in der Lyrik von Richard Strauß sind seine liebenswürdigsten und gefälligsten Gaben nicht die eigenartigsten. Wo seine Melodik am üppigsten quillt und am sanglichsten, da fließt seine Erfindungskraft oft am spärlichsten; wo er andererseits in Stimmungsausdruck und Erfindung am interessantesten charakterisiert, da ist seinen Werken oft gar nicht mehr mit dem Maßstab der musikalischen Logik beizukommen.

Sehr häufig hört man einen anderen modernen Tondichter mit Strauß in einem Atem nennen, der auch sein persönlicher Freund ist; und dennoch wird man schwer größere künstlerische Gegensätze finden, als zwischen dem eben charakterisierten Straußschen Stil und dem künstlerischen Ausdruck der Individualität Max Schillings'.

Auch in dieses Künstlers Schaffen liegt der Schwerpunkt auf anderem Gebiete, als dem lyrischen. Aber auch in seinen musikalisch reichen reifen Tondramen offenbart sich Schillings als der geborene Gesangkomponist. Wenige haben in gleichem Maße, wie er, den Sinn für die große gesangliche Linie. Er ist der geborene Pathetiker, und dazu bestimmt ihn ein Wesenszug seiner Persönlichkeit, der auch sein ganzes künstlerisches Schaffen unverkennbar beeinflußt: Max Schillings ist in jedem Wort und in jedem Takt Aristokrat. Vornehm bis zur Exklusivität ist auch seine Musik. Bei oberflächlicher Kenntnis könnte man seine Melodik für kalt halten; aber wenn man in seinen Stil sich eingelebt hat und Ohren für seine Persönlichkeit hat, dann wird man auch die Warmblütigkeit und edle Schönheit dieser Tonsprache erkennen. Freilich muß man zuvor eine gewisse Sprödigkeit der Ausdrucksweise überwunden haben.

Die Eigenart des Schillingsschen Schaffens findet ihren typischen Ausdruck in einem technischen Zug, der sich allmählich immer deutlicher herauszubilden scheint. Wenn ich dieses Detail als „absolute Wechsel-

note" oder als „enthymematische Harmonieverbindung" zu bezeichnen versuche, so sind das zunächst nur Worte. „Enthymem", so nennt die Logik einen Schluß, bei dem ein Glied unausgesprochen bleibt, also im Geist, ἐν ϑυμῷ, ergänzt wird. Tritt statt eines der Töne eines Akkords dissonierend die nächst höhere Tonstufe ein, so haben wir eine sogenannte Wechselnote. Diese strebt nun nach dem Ton, den sie verdrängt hat, und macht sein Eintreten zum logischen Bedürfnis. In der harmonischen Ausdrucksweise, die sich im allmählichen Verlauf des Schillingsschen Schaffens entwickelt hat, tritt die Erfüllung dieses Auflösungbedürfnisses nicht mehr wirklich ein, sondern der logisch notwendige Ton muß von dem Hörer hinzugedacht werden. Darin liegt ein weitgehender Verzicht auf schon oft Dagewesenes, und dieser Zwang zur Mitarbeit übt einen eigenartigen Reiz auf den Hörer aus.

Die Aufgabe meines Themas kann ich nun keinesfalls darin sehen, die Legionen der liederkomponierenden Mitmenschen vorzuführen. Nicht einmal diejenigen darunter, die sich als Moderne und Übermoderne frisieren, sollen auch nur mit annähernder Vollständigkeit aufgezählt werden. Wenn meine Definition des modernen Künstlers zutrifft, so ist unter ihm der individuell Schaffende zu verstehen, der ehrlich und naiv seiner persönlichen Eigenart gehorcht. Und nur eine Reihe in diesem ernsten ethischen Sinn Moderne sei als die typischen Vertreter der nachwagnerischen Lyrik vorgeführt.

Den beiden Großen, die ich bereits in knappen Strichen zu kennzeichnen gesucht, läßt sich ein jüngerer Tondichter anreihen, der erst in allerletzter Zeit die gebührende Anerkennung gefunden. Und doch existieren eine Anzahl bedeutender lyrischer Gaben von ihm schon etwa ein Jahrzehnt, und vor zehn Jahren bereits habe ich versucht, seinem Schaffen die Beachtung weiterer Kreise zu erwecken. Es ist Oskar Fried, der seit den letzten Jahren sogar ein maßgebender Faktor im Berliner Musikleben geworden ist.

Frieds Lyrik wohnt ein großer melodischer Zug inne und ein ausgeprägter Sinn für das Dekorative, der sich namentlich in den mächtigen Steigerungen seines Operntorsos „Die vernarrte Prinzeß" kundgibt. Das Schwärmerisch-Sinnliche seiner Kunst entfaltet sich in seiner üppigen Harmonik und in dem leuchtenden Kolorit nicht nur seines Orchestersatzes, sondern auch seiner Klavierbegleitungen.

* * *

Die bisher erwähnten Künstler sind eigentlich nur nebenher auch Lyriker. Ihre Hauptbedeutung liegt auf anderen Gebieten. Wir wenden uns jetzt zu einer Gruppe von Tondichtern, deren Schaffen hauptsächlich oder ausschließlich im Boden der Lyrik wurzelt.

Der Bedeutendste von ihnen ist zugleich am wenigsten bekannt; zum Teil erklärt sich das aus dem Umstand, daß er, obwohl schon im fünften Lebensjahrzehnt stehend, erst zwei schmächtige Liederhefte veröffentlicht hat, denen demnächst nur zwei weitere folgen sollen. Aber schon diese zehn Lieder weisen Georg Stolzenberg einen Platz in der vordersten Reihe an. Viel bekannter ist dieser Wort- und Tondichter auf literarischem Gebiet geworden, und um seine Bedeutung richtig zu erkennen, müssen wir ihm einen Augenblick auf das literarische Gebiet folgen. Georg Stolzenberg trat — lange nach seinen Studienjahren — zuerst an die Öffentlichkeit mit zwei Bändchen lyrischer Gedichte. In diesen schloß er sich mit feinstem rhythmischen Gefühl den neuen Formbestrebungen an, die Arno Holz in seinen Fantasus-Bändchen zuerst betätigt und in seiner „Revolution der Lyrik" ästhetisch begründet hat. Diese Poesien sind von vielen verständnislos verlacht worden, namentlich wegen ihrer typographischen Anordnung. Im übrigen hielt man sie für formlos, weil die Form anders war, als die gewohnte. In Wirklichkeit hat Arno Holz für die Form der lyrischen Poesie genau das nämliche getan, was Richard Wagner für die Form der Gesangmelodie getan, also gerade das, worin Wagner für die moderne Gesangmusik, wie wir sahen, befruchtend geworden ist. Auch Arno Holz hat die schematische äußerliche Form durch eine verinnerlichte ersetzt, hat den skandierten Rhythmus eines prosodischen Schemas ersetzt durch den unendlich feinergliedrigen Rhythmus der Sprache. Diese Revolution der lyrischen Form konnte nur einem Formvirtuosen, wie dem Dafnisdichter gelingen, und durch die kühne und doch so natürliche Neuerung hat er nicht nur dem Dichter, sondern auch dem Musiker Georg Stolzenberg erst die Zunge gelöst. In seiner Gesanglyrik räumt denn auch naturgemäß Stolzenberg den Poesien von Holz einen breiten Raum ein.

Ein weiteres Verdienst des Künstlers wird von ihm selbst wohl doch zu hoch bewertet: das grundsätzliche Bevorzugen der neuen Poesie. Stolzenberg hat für Hugo Wolf harte Tadelsworte, daß er nur ältere, bereits beglaubigte Dichter in Musik gesetzt habe. Und dieser Tadel ist doppelt ungerecht. Einmal ist es undankbar, zu vergessen, daß Hugo

Wolf der deutschen Nation einen ihrer größten lyrischen Dichter eigentlich erst geschenkt hat, indem er den halbvergessenen Eduard Mörike ans hellste Tageslicht zog. Und dann müssen wir uns fragen: wen fand denn Wolf vor von modernen lyrischen Dichtern? Mit Liliencron war er ja persönlich befreundet; aber die musikalische Ausbeute von dessen Schaffen hätte doch nur äußerst gering sein können. Die meisten komponierten Gedichte Liliencrons widerstreben ja geradezu der Musik. Richard Dehmel fing gerade erst an, die Beachtung künstlerischer Kreise auf sich zu ziehen. Selbst von Arno Holz existierten kaum nennenswerte Ansätze wirklicher Lyrik im „Buch der Zeit". Und seine Antipoden, die Gruppe um Stefan George, Wolfskehl und Hofmannsthal, verschmähten es damals noch, mit den feinziselierten Geschmeiden ihrer graziösen Goldschmiedekunst in den rauhen Lärm der Öffentlichkeit herabzusteigen. Aber für Wolf waren die besten und echtesten unter den großen Lyrikern gerade gut genug.

Das literarische Verdienst der Liedkompositionen von Stolzenberg besteht darin, daß er den tiefen Stimmunggehalt Holzscher Fantasus-Gedichte zum Klingen brachte. Eine seiner schönsten lyrischen Gaben hat sogar als Text eines der vor anderthalb Jahrzehnten meist belachten Gedichte „Draußen die Düne", das damals den Holzschen Bestrebungen den Spottnamen „Depeschenlyrik" eingetragen hatte.

Ich würde es für falsche Bescheidenheit halten, wenn ich in diesem Zusammenhang die Tatsache verschweigen wollte, daß auch ich mich der Veröffentlichung eines runden Hunderts von Liedern schuldig gemacht habe, die ich, wie bereits erwähnt, als lyrische Rezitative bezeichnet habe. Mein stilistisches Ziel besteht in prägnantem Stimmungausdruck und einfacher klarer Melodik, für die ich aber einwandfreie Prosodie anstrebe. Da ich aber nicht nur in der Melodik, sondern auch im Harmonischen nach Einfachheit und Klarheit strebe, so hat man mich schon manchmal reaktionärer Tendenzen geziehen, von denen ich mich frei weiß.

Ein aparter, feinsinniger Stimmungkünstler ist Max Marschalk, in dessen Liedern oft ein französisches Arom bemerkbar wird, das ihnen einen delikaten, fast pikanten Beigeschmack gibt. Am deutlichsten zeigt sich seine Eigenart in Liedern, deren Stimmung eine nervöse Sensibilität, eine dekadente Note zur Voraussetzung hat. Insbesondere sind seine Gesänge zu Girauds „Pierrot lunaire" kennzeichnend für seine Art.

Die Reihe der Lyriker im engeren Sinn will ich abschließen mit



L. Fahrenkrog:
Es ist vollbracht.

einem Künstler, der eigentlich ganz abseits steht von allen Genannten. Als Pianist ist Konrad Ansorge wohl bekannt, und man stellt ihn mit Recht in das Vordertreffen unserer großen Reproduktiven. Seine stark ausgeprägte künstlerische Individualität stempelt ihn zu einem der feinsten Stimmungkünstler unter den heutigen Klavierspielern. Während aber sein Spiel bei aller Nervosität feinsten Stimmungausdruckes immer Rückgrat behält und männliche Energie zeigt, ist sein lyrisches Schaffen fast zerfließend in Stimmungen. Diese Wirkung als abstrakte Stimmung würden seine Lieder wohl in geringerem Maße ausüben, wenn es Ansorge nicht etwas an konkreter, starker musikalischer Erfindung fehlte. Da aber Melodie und Form in der Musik nicht zu trennen sind, so wirkt vieles von Ansorges Lyrik formlos. Was ihn aber ganz besonders in technischen Gegensatz zu allen anderen Lyrikern zwischen Wagner und Wolf stellt, das ist sein konsequenter Verzicht gerade auf die technische Errungenschaft Wagners, aus der die ganze Lyrik der letzten Entwicklungperiode erst entsprossen ist. Die gesangliche Deklamation ist es, in deren Behandlung Ansorge seinen eigenen Weg anscheinend plan- und grundsatzlos geht. Und mir scheint, daß er so weder das Gedicht, noch seine Musik zu wahrhaft künstlerischer Wirkung gelangen läßt. Da er aber namentlich unter den Angehörigen anderer Kunstgebiete einen großen esoterischen Anhängerkreis besitzt, der sogar in Wien schon einen Ansorgeverein begründet hat, so durfte ich sein Schaffen nicht mit Stillschweigen übergehen.

Die Künstler, die wir bisher in ihrem lyrischen Schaffen betrachtet haben, waren in ihrer Individualität, in ihrer musikalischen Physiognomie sehr stark voneinander unterschieden; aber eines war ihnen allen gemeinsam: ihre psychologische Beziehung zum Gedicht, und wir sind uns darüber klar geworden, daß sie alle das Gedicht als Anlaß nehmen, sich selbst die eigene musikalische Stimmung zu entladen. Die Musik war das Primäre, das Gedicht wurde mehr zum zufälligen Anlaß. Dieser subjektiven Lyrik steht, wie wir bereits sahen, eine andere Art des psychologischen Verhaltens zum Gedicht gegenüber: der objektive Lyriker hat nicht das Streben, sich selbst vermittels des Gedichtes zum Ausdruck zu bringen. Vielmehr ist ihm das Gedicht künstlerischer Zweck, und sein Streben ist, dessen Stimmunggehalt zu gesteigerter Wirkung zu bringen vermittels seines musikalischen Ausdrucksvermögens. Der so schaffende Lyriker steht zu den Gebilden des Dichters in ähnlichem Verhältnis, wie der Tondramatiker zu den Personen des Dramas.

Unter den namhaften Tondichtern unserer Tage sind es nur zwei, die in der geschilderten Weise objektiv dem Dichter geben, was des Dichters ist, und so die dominierende Rolle der Poesie in der Vokalmusik respektieren, in dem Sinne, in dem Richard Wagner diese Vorherrschaft der Poesie vor der Schwesterkunst ästhetisch stabiliert hat.

Der ältere dieser beiden in ihrem Schaffen einander verwandten Künstler ist Arnold Mendelssohn, der seit kurzem bereits in die zweite Jahrhunderthälfte seines Lebens eingetreten ist. Mendelssohns Schaffen gravitiert nach der Bühne, und für seine drei bisherigen Tondramen wird sicherlich die Zeit noch kommen, bisher waren's nur widrige Nebenumstände, die ihm den Weg zur Anerkennung versperrten. Schneller ist seiner Lyrik der Erfolg in Haus und Konzertsaal erblüht, und auch seine Chorwerke erfreuen sich steigender Anerkennung. Wie bei den psychologischen Quellen seines lyrischen Schaffens zu verstehen, gewährt die lange Reihe seiner Lieder das Bild reicher Vielseitigkeit. Ungewöhnlich stark entwickelt ist in Arnold Mendelssohns Schaffen der Humor. Mit kecker Sicherheit trifft das Shakespearesche Ständchen das Stimmunggemisch aus Frivolität, Lüsternheit, Zynismus und Sentimentalität. In dem Lied vom faulen Schäfer hat der Komponist das Symbol eines ganzen schlafmützigen Philisterlebens gegeben, während der „Tanz unter der Linde" mit keck zugreifender Naivetät sich wirklich volkstümlich lustig gibt und sozusagen die Trivialität zu stilisieren weiß. Unter den vielen Seiten der Mendelssohnschen Lyrik fehlt nur eine fast vollständig, die Sentimentalität. Alles strotzt von gesunder Kraft und urwüchsiger Frische. Dabei fließt ihm der Born melodischer Erfindung in sprudelnder Fülle.

Den zweiten und größten Meister der objektiven Lyrik brauche ich kaum mehr zu nennen. Es ist Hugo Wolf, der reichste an musikalischer Erfindung und an Vielseitigkeit des Stimmungausdrucks. Über diesen größten Liedermeister, den die Kunstgeschichte seit Schubert, oder eigentlich überhaupt besessen, brauche ich mich nicht mehr weiter zu verbreiten. Wir alle haben das beschämende Schauspiel mit erlebt, wie vom Todestage dieses fast unbekannt gestorbenen Genies ab seine Kunst den Siegeszug durch die ganze Kulturwelt antrat. Den Tondichter speiste man mit Pfennigen ab für die Kunstschätze, die man nach seinem Tode mit einem Vermögen aufwog. Für dieselben Lieder, die ihm in fünf Jahren 88 Mark 35 Pfennige einbrachten, zahlte man kurz nach seinem tragischen Ende 200 000 Mark an seine Erben aus.

Sein wunderbares Schaffen ist heute so allgemein bekannt, daß ich bei seiner Charakteristik nicht zu verweilen brauche, und der Rest ist Schweigen. Denn von den Lyrikern, die nach Wolf in den letzten Jahren neu erschienen und alle als neue Heiländer ausposaunt worden sind, ist nicht einer wert, dem Meister die Schuhriemen zu lösen. Da man aber in Angst ist, wieder einmal den Messias zu verpassen, so stürzt sich jetzt Presse und Publikum auf jeden neuen Mann und ruft ihn als Genie, als Erben Wolfs und dergleichen aus. Ein näheres Eingehen auf diese Modegenies würde nur einen unerfreulichen Abschluß und Ausblick gewähren. Darum zog ich es vor, nur von der Entwicklung des Liedes bis zu Hugo Wolf eine flüchtige Skizze zu entwerfen.

Ludwig Fuld:
Staatlicher und gesellschaftlicher Rechtsschutz.

Das Verhältnis zwischen staatlichem und gesellschaftlichem Rechtsschutz ist auf den verschiedenen Entwicklungsstufen der Staaten und Völker ein verschiedenes; je weniger der Staat entwickelt ist, um so bedeutungsvoller im Allgemeinen der gesellschaftliche Rechtsschutz, je mächtiger der Staat, um so mehr tritt der gesellschaftliche Rechtsschutz hinter den staatlichen zurück. Hiermit hängt es unmittelbar zusammen, daß der Staat, sobald er zu dem machtvollen Gebilde geworden ist, auf welches der Staatsbegriff im eigentlichen Sinne hinweist, sich gegen den gesellschaftlichen Rechtsschutz durchaus ablehnend verhält. In der Überzeugung, daß die Wahrung des Rechtsschutzes und der allgemeinen Ordnung mit seine oberste und wichtigste Aufgabe bildet, und daß die Erfüllung dieser Aufgabe zugleich sein Hoheitsrecht bedeutet, kann sich der Staat mit der umfangreicheren Wahrung des Rechtsschutzes seitens der Gesellschaft nicht befreunden, er erblickt in der Gesellschaft insoweit einen Rivalen und betrachtet den gesellschaftlichen Rechtsschutz unter dem Gesichtspunkt eines Eingriffs in seine Rechte. Indessen bildet dieser Erfahrungssatz keineswegs eine ein für allemal geltende und keiner Änderung unterworfene Norm, welche bei allen Völkern gleichmäßig zur Anwendung gelangen würde, das Gegenteil ist der Fall. Die Geschichte ist gerade nicht arm an Beispielen dafür, daß auch in Zeiten, in welchen der Staat auf der Höhe der Machtfülle stand, die Tragweite und Bedeutung des gesellschaftlichen Rechtsschutzes eine keineswegs geringe war, und gerade die Gegenwart ist wohl geeignet, die Zahl dieser Beispiele zu vermehren. Es kann füglich nicht bestritten werden, daß der heutige Staat, zum mindestens bei den germanischen Völkern, eine Machtfülle besitzt, die an die Zeiten der antiken Staaten einigermaßen erinnert; bei den romanischen Völkern ist dies allerdings zum Teil anders, hier zeigt die Entwicklung

des XIX. und vielleicht in noch höherem Maße diejenige des XX. Jahrhunderts, daß der Staat mehr und mehr von seiner Machtvollkommenheit an die Gesellschaft etwas abgibt, daß er der Gesellschaft das eine und andere Gebiet überläßt, das er vormals vor dem Ein- und Übergriff der Gesellschaft in eifersüchtigster Weise hütete. Die Entwicklung des französischen Staates seit den Zeiten, in welchen der erste Napoleon gewillt schien, die römische Universalmonarchie in andern Formen zu begründen, bis zu der Gegenwart, in welcher der vormals so gefestete Staat selbst an der Stelle Risse und Sprünge zeigt, an der man dies am wenigsten hätte glauben sollen, kann in dieser Beziehung als ein besonders lehrreiches und beweiskräftiges Beispiel angesehen werden. Ob es sich hierbei um eine vorübergehende oder eine dauernde Erscheinung handelt — die letztere Annahme würde mit der vielfach verbreiteten Auffassung im Einklang stehen, daß die romanischen Staaten in die Periode des Greisenalters eingetreten seien — kann dahingestellt bleiben; jedenfalls befindet sich der Staat in Deutschland im Besitze der vollen Machtfülle, und trotzdem läßt sich die Tatsache nicht bestreiten, daß die Bedeutung des gesellschaftlichen Rechtsschutzes sich nicht vermindert, sondern eher verstärkt hat. Ein vielversprechender, der Wissenschaft zu früh entrissener junger Gelehrter, Walter Rothnagel, hat vor fast einem Jahrzehnt die Ergänzung der staatlichen Exekution durch die gesellschaftliche Exekution, welche seitens sozialer Interessengruppen ausgeführt wird, in interessanter und anziehender Weise behandelt,*) er ist dabei insbesondere auf das psychologische Moment bei der Exekution eingegangen und stellt den mechanischen Zwang, den der Staat durch seine Exekution ausübt, dem psychologischen Zwang entgegen, richtiger gesagt gegenüber, welchen die Gesellschaft durch die von ihr vermittels sozialer Interessengruppen betätigte Exekution anwendet. Die Exekution der Gesellschaft ist mit dem gesellschaftlichen Rechtsschutz natürlich nicht identisch, der Rechtsschutz ist der weitergehende, die Exekution der engere Begriff und insoweit ist zwischen dem Staat und der Gesellschaft kein Unterschied, mit andern Worten, das Verhältnis zwischen staatlichem Rechtsschutz und staatlicher Exekution ist das gleiche wie zwischen gesellschaftlichem Rechtsschutz und gesellschaftlicher Exekution. Wie der Staat vielfach den Rechtsschutz verwirklichen kann, ohne daß

*) Rothnagel, „Exekution durch soziale Interessengruppen“ (Wien, Alfred Hölder, 1899).

es der Exekution bedarf, so auch die Gesellschaft. Seit der Veröffentlichung der Arbeit Nothnagels ist der gesellschaftliche Rechtsschutz in Deutschland intensiver geworden und — dies ist von besonderer Wichtigkeit — die Anerkennung seitens der mit der Handhabung des staatlichen Rechtsschutzes beauftragten Behörden ist ihm in erweitertem Umfange zuteil geworden. In dieser Beziehung kommt insbesondere die Stellung der Rechtsprechung zu dem Boykott oder der Verrufserklärung in Betracht. Zögernd, sehr zögernd hat sich die Rechtsprechung in Deutschland das Zugeständnis abringen lassen, daß der Boykott in unseren Tagen an sich als ein durchaus erlaubtes und bis zu einem gewissen Grade auch unentbehrliches Mittel des Schutzes und der Verteidigung schutzwürdiger Interessen anzusehen sei. Die Ansicht, daß der Boykott schlechthin ein sittenwidriges Mittel darstelle, dessen Anwendung dieserhalb zu der erfolgreichen Anrufung des zivilrechtlichen Rechtsschutzes berechtige, kann heute als vollkommen überwunden bezeichnet werden. Gewiß, die Boykottierung kann eine sittenwidrige Handlung bilden und alsdann zu den Rechtsfolgen Veranlassung geben, welche die sittenwidrige Handlung stets nach sich zieht, der Pflicht, dieselbe zu unterlassen, und der Pflicht, den Schaden zu ersetzen, welcher durch sie einem anderen erwachsen ist; aber nur unter besonderen Umständen kann und darf ihr diese Qualifikation beigelegt werden, für die Regel ist dies nicht statthaft. Der gesellschaftliche Rechtsschutz hat also die staatliche Rechtsordnung dazu gebracht, die Legalität der Boykottierung als Rechtsschutzmittel — man kann auch von einem Mittel der Selbsthilfe sprechen — anzuerkennen, und es ist ohne weiteres ersichtlich, daß hierdurch die Handhabung des gesellschaftlichen Rechtsschutzes eine bedeutsame Förderung erfahren hat. Die von manchen Schriftstellern des öfteren schon konstatierte Beobachtung, daß die Anwendungshäufigkeit der Boykottierung eine erheblichere geworden ist, muß als eine unleugbare Tatsache bezeichnet werden. Der Boykott kommt keineswegs mehr ausschließlich bei den gewerblichen Arbeitskämpfen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vor, er wird vielmehr auch von sozialen Gruppen angewendet, welche hiervon wesentlich verschieden sind. Es sei in dieser Beziehung erinnert an die sehr energische Anwendung, welche die organisierte Ärzteschaft von der Boykottierung in dieser und jener Form macht, nicht nur gegenüber Krankenkassen und privaten Unternehmen, sondern auch gegenüber staatlichen und kommunalen Behörden; wir kennen heute die Boykottierung von Fabrikanten, welche an Basare, Warenhäuser oder Kon-

sumenten liefern, den Boykott von Kaufleuten, die mit den Waren schleudern, den Theaterboykott und dergleichen mehr.

Der gesellschaftliche Rechtsschutz bildet eine Ergänzung des staatlichen Rechtsschutzes; diese Ergänzung kann auf verschiedenen Ursachen beruhen. Einmal kann der gesellschaftliche Rechtsschutz notwendig werden und insoweit auch einem legitimen Bedürfnis entsprechen, weil gewisse, der Gesellschaft schutzwert erscheinende Interessen von der staatlichen Rechtsordnung nicht als schutzwürdig berücksichtigt werden; die Zahl dieser Interessen ist naturgemäß in einem Staate, der sich als Rechts- und Kulturstaat betrachtet, klein, immerhin ist sie auch hier nicht von ganz untergeordneter oder nebensächlicher Bedeutung. Es ist soeben der Fall des Schleuderns mit Waren erwähnt worden. Die staatliche Rechtsordnung in Deutschland betrachtet das Interesse, welches sowohl das Unternehmertum als auch der sein Geschäft unter Vermeidung aller zweifelhaften Mittel betreibende Zwischenhandel an der Beachtung der für den Einzelverkauf festgesetzten Verkaufspreise hat, nicht schlechthin als ein solches, das Anspruch auf staatlichen Rechtsschutz hätte, die in den letzten Jahren wiederholt gemachten Versuche, mittels der Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs der Preisschleuderei zu Leibe zu gehen, haben jedenfalls zu einem auch nur einigermaßen befriedigenden Erfolg noch nicht geführt. Ausnahmsweise, aber auch nur ausnahmsweise wird allerdings auch der Preisschleuderei der Charakter einer gegen die guten Sitten verstoßenden Handlung beigelegt. Im Gegensatz zu dieser Auffassung erblickt die gesellschaftliche Anschauung in dem erwähnten Interesse, die Preise inne zu halten, fraglos ein schutzwürdiges Interesse, und zwar ein schutzwürdiges Interesse, dessen praktische Wichtigkeit keineswegs gering zu bewerten ist, der gesellschaftliche Rechtsschutz muß sich desselben annehmen, und dies geschieht auch tatsächlich, je länger, je mehr; die Mittel, welche zum Zwecke der wirksamen Beschützung dieses Interesses angewendet werden, sind verschieden; es handelt sich hierbei keineswegs lediglich oder auch nur in erster Linie um den Boykott, sondern es kommen, ebenso wie bei dem staatlichen Rechtsschutz, verschiedene Mittel in Betracht, verschieden nach Art und verschieden nach Inhalt. Der Staat bekümmert sich auch nicht darum, ob in dem geschäftlichen Konkurrenzkampf mit Mitteln gearbeitet wird, welche den Anschauungen des loyalen Kaufmanns vollkommen entsprechen oder nicht, soweit es sich nicht um die Anwendung von Mitteln handelt, welche unter den positivrechtlichen Begriff des unlauteren Wettbewerbs fallen; die Ge-

sellschaft hat aber ein Interesse daran, daß, auch abgesehen von der Anwendung dieses Begriffs, nicht Alles als erlaubt gelte, und auch dieses Interesse muß unter den gesellschaftlichen Rechtsschutz gestellt werden, weil es sonst schutzlos wäre. Der Umstand, daß dieses wie das zuerst genannte Interesse nicht ein Interesse der ganzen Gesellschaft sondern nur gewisser Teile der Gesellschaft ist, die beruflich abgegrenzt sind, beeinträchtigt nicht die Notwendigkeit des gesellschaftlichen Rechtsschutzes. Auch unter den durch den staatlichen Rechtsschutz geschützten Interessen gibt es genug, welche nur gewisse Teile der Gesellschaft angehen; wer kein Künstler oder Verleger von Kunstwerken ist, hat kein Interesse daran, daß das Urheberrecht an Werken der hohen und der angewandten Kunst gegen unberechtigten Eingriff geschützt ist, und wer nicht Inhaber eines gewerblichen Unternehmens ist, wird der Frage, ob das Gesetz den Verrat eines Betriebs- oder Geschäftsgeheimnisses bestraft, ziemlich kühl gegenüberstehen.

Der gesellschaftliche Rechtsschutz kommt des weiteren solchen Interessen zugute, die zwar auch Gegenstände des staatlichen Rechtsschutzes sind, bezüglich welcher aber der staatliche Rechtsschutz nicht so intensiv ist, wie es den gesellschaftlichen Anschauungen entspricht. In diesen Fällen besteht zwischen der staatlichen und der gesellschaftlichen Bewertung des Grades der Schutzwürdigkeit eines Interesses eine Verschiedenheit, deren Ausgleichung Sache des gesellschaftlichen Rechtsschutzes ist. Die staatliche Rechtsordnung versagt beispielsweise nicht gegenüber demjenigen, welcher in seinem Geschäfte durch die Verbreitung von Behauptungen benachteiligt wird, die nicht auf Wahrheit beruhen, er gewährt dem Verletzten die Klage auf Unterlassung, unter Umständen auf Ersatz des entstandenen Schadens und in manchen Fällen sogar den Anspruch auf Bestrafung. Der gesellschaftlichen Anschauung wird aber hiermit nicht stets genügt sein, sie wird mitunter eine noch weitergehende Zurückweisung verlangen, welche dann Sache ihres Rechtsschutzes ist. Syndikate, welche eine Art von Monopol besitzen, können auch nach der Anschauung des staatlichen Rechtsschutzes nicht willkürlich jemand von den Lieferungen ausschließen, in Ansehung welcher er tatsächlich allein auf sie angewiesen ist; tun sie dies gleichwohl, so steht dem von der Lieferung Ausgeschlossenen Klage auf Unterlassung und Schadenersatz zu. Der Gesellschaft wird aber auch hiermit nicht immer genügt sein, sie wird verlangen, daß der Mißbrauch der monopolistischen Befugnisse schärfer und fühlbarer geahndet werde, und sie wird daher von ihrem

Rechtsschutz Gebrauch machen, wenn sie die Macht dazu besitzt, was freilich in den in Betracht kommenden Fällen dieser Art im Verhältnis nicht häufig konstatiert werden dürfte.

Es ist vorhin bemerkt worden, daß sich das jeweilige Verhältnis zwischen staatlichem und gesellschaftlichem Rechtsschutz nicht in unverrückbarer Weise unter eine ein für allemal geltende Regel stellen läßt. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß die umfassendere Anwendung des gesellschaftlichen Rechtsschutzes ein Beweismittel dafür bildet, daß der staatliche Rechtsschutz der Gesellschaft nicht durchaus genügt, sei es in Bezug auf den Umfang, sei es in Bezug auf Art und Inhalt desselben. Der gesellschaftliche Rechtsschutz ist ein Notbedarf und kann auch nur ein solcher sein, weil eben der Rechtsschutz in dem ganzen, kein jeweils vorhandenes Bedürfnis unbefriedigt lassenden Umfang, Aufgabe des Staates ist; allein dieser Notbehelf wird stets vorhanden sein, da es auf jeder Stufe staatlicher und gesellschaftlicher Entwicklung Interessen gibt und geben wird, denen der Staat seinen Schutz nicht zuwendet, obwohl sie nach der Auffassung der Gesellschaft schutzwürdig sind. Wenn nun die Gegenwart auch in den stark organisierten Staaten eine Tendenz zur Ausdehnung des Gebietes des gesellschaftlichen Rechtsschutzes erkennen läßt, so ist dies darauf zurückzuführen, daß die Zahl der Interessen, bezüglich welcher diese Differenz zwischen staatlicher und gesellschaftlicher Bewertung der Schutzwürdigkeit vorhanden ist, wächst und gewachsen ist; des weiteren kommt aber in Betracht, daß die Verfeinerung der sozialen Ethik der Gesellschaft die schärfere Mißbilligung gewisser Verletzungen dieser Ethik als notwendig erscheinen läßt, als sie der staatlichen Zurückweisung zugrunde liegt. Daß wir diese Verfeinerung, die als solche nicht mehr gut bestritten werden kann, durchaus als einen Fortschritt betrachten müssen, unterliegt keinem Zweifel, auch nicht bei demjenigen, welcher der intensiveren Entfaltung des gesellschaftlichen Rechtsschutzes abgeneigt oder doch mißtrauisch gegenübersteht. Nicht bestimmt läßt sich voraussagen, ob wir für die künftige Entwicklung mit einer Erweiterung oder einer Verengung des Gebiets des gesellschaftlichen Rechtsschutzes zu rechnen haben werden. Wenn auch zweifellos der staatliche Rechtsschutz sich in aufsteigender Linie bewegt und wenn auch die Einbeziehung mancher bislang noch nicht unter denselben fallender Interessen sicher ist, so werden doch wieder neue Interessen entstehen, welche die Gesellschaft als schutzwert ansieht, während der Staat noch nicht dieser Meinung ist. Jedenfalls wird aber der gesellschaftliche Rechts-

schutz, der lange Zeit gerade in Deutschland unterschätzt wurde, auch fernerhin eine bedeutsame Ergänzung des staatlichen Rechtsschutzes bilden. Daß derselbe nicht in einer Weise ausgeübt wird, welche mit unseren ethischen und rechtlichen Grundanschauungen in Widerspruch steht, dafür sorgt die Schranke, welche durch den staatlichen Schutz der Individualrechte gebildet wird, deren Antastung zum mindesten die zivilrechtliche, unter Umständen aber sogar die strafrechtliche Reprobation nach sich zieht.

L. Fahrenkrog: Der Typ Jesus.

Mit vier Bildern des Künstlers.

Einen Jesus hat meine Seele gestaltet und ihm eine Form gegeben nach meinem Willen. Ja, ich habe ihn gebildet ohne eurer zu gedenken. Denn, das war es ja nicht, daß ich um eine gütige Zustimmung geizig war, sondern, das war es, daß meine Seele sich über ihre Ufer ergießen und gebären mußte. Wer aber wollte mir sagen: „Was machst du?"

Habe ich es nicht Recht: zu schaffen, was mir die Seele gebietet? Oder, wäret ihr meine Auftraggeber und nicht meine Seele?

Aber ich habe ihn mitten unter euch hingestellt, und das ist mir Schuld: denn nun sprecht ihr also: „Du kannst keinen Jesus bilden — wir erkennen ihn nicht" — und ich werde nachdenksam — und sinne, während ich entgegne: „Hab' ich doch noch nie ein Bild des Herrn gesehen, das mir der Jesus wäre, wie ich ihn schaue, es sei denn der, den ich selber schuf."

Ihr aber kennt ihn nicht, wenn ihr nicht schaut wie ich. Und wenn eure Seele noch immer jene weiche, althergebrachte Larve sucht, gewiß, sie wird sie nicht finden. Elende Bildner, schlechte Baumeister schaffen von außen nach innen. Bei diesen sucht sie. Da aber ich den Menschensohn schuf, war er zuvor in mir, und seine Seele hat auch seine Form bedingt. Was aber meine Seele bedingte, liegt in der Zeit, die ihr ureigenster Ausdruck ist und ihres Wesens Symbole sucht und vielen, die in der Zeit stehen, wird dieser Jesus bekannt erscheinen wie seit lange schon.

Wenn ich Jesus den Menschensohn heiße, so wie er sich selber genannt hat, so meine ich nicht den mystischen Gottessohn, dessen die durch Dogmen gefesselte Seele bedarf, um durch den Glauben an ihn sich ihr ewiges Heil zu sichern, sondern ich meine den Menschen der Menschheit, der seine Grenze überwand, der aus dem blöden Tier ein Gott ward, der aus dem Ich ins Du, ins Reich der Gottesseele schaute und dessen Seele sprach: „Ich will den Brüdern dienen, sie sind mein!" Ich meine den Typ des genialen Menschen, der das Gute will und

um des Guten willen auch bereit zu leiden ist. Der Mensch am Marterholze ist d e r M e n s ch, der Menschensohn, den Leid in seiner reinsten Liebe trifft, und alle Gotteslust mit Schmerzen zahlt. Es ist der Mensch, der heiß und hungernd weint, wenn seine Träume auf die Erde fallen, und unter Tränen sieht, wie sie zertreten werden. Es ist der Mensch, aus dem die Weltenseele ruft nach Recht und Licht und den Materie umstarrt und Erdenschwere. Es ist der Sohn der Menschheit, welcher wissend ward und in der Kraft des Geistes Menschenseelen sucht, die ihn verstehen, deß Rede Majestät besitzt, die aus Urtiefen hallt; der Eiferer um seines Vaters Hause, der all die Krämer und Geldwucherseelen aus seines Gottes Heiligtum gebannt und dessen Hoheit selbst noch seine Henker hin zur Achtung zwingt.

J e s u s.

Es war ein Mann, der lebte, wie er lehrte, und alle Welt verwunderte sich sein. Er aber sprach: „Ihr könnt nicht zween Herren dienen, nicht göttlich und gottlos zugleich sein. Wer mir aber nachfolgen will, der verleugne sich selbst — denn, so ihr nicht von neuem geboren werdet, so könnt ihr nicht in das Reich der Himmel Einkehr halten." Und sein Wort ward Hohn und ironisch seine Rede und also begann er zu den Gelehrten der Schriften und zu allen Pharisäerseelen: „Fein habt ihr euch auf Moses Stuhl gesetzt und pfiffig verlangt ihr zu tun, so wie ihr s a g t, nicht wie ihr t u t. Dafür macht ihr eure Denkzettel und Quasten größer — um Scheines willen — und tut selbst Gutes — wenn es Menschen sehn.

Weh euch, ihr Schriftgelehrte, Pharisäer, die eilend um der Tafel erste Plätze sich bemühn und die das Reich des Geistes und der Güte vor Menschen schließen, ohne selbst in sich die Kraft zu finden, um hineinzukommen.

Ihr Höllensöhne, blinde Blindenleiter, ihr Narren alle! Sagt ihr nicht: wer bei dem Tempel schwört — nein, das ist nichts — wer aber bei dem Golde dieses Tempels eidet, der ist schuldig!? O, die ihr Mücken seihet und Kamele schluckt! Die ihr aus Bechern glänzenden Goldes unrein und unenthaltsam schlürft! Ihr übertünchten Gräber, herrlich schön zu schauen von außen, während innen Wurm und Unrat nagt! Ihr Schlangen, Otternbrut, die längst verstorbener Propheten Grabmal bauen und den lebendigen die Grube graben, wie wollt der Hölle ihr entfliehn?

Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt. Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein, und ihr habt nicht gewollt. —

Schmerz besiegte den Hohn und konnte doch der Hohe von seinen Forderungen nicht lassen: du sollst des Vaters Willen tun! Unweigerlich! Wer Geld und Ehrgeiz, Haus und Heimatland, wer Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Kind noch tiefer liebt denn mich, ist mein nicht wert. Und laß die Toten ihre Toten in die Grube graben; schau nicht zurück! Des Menschen Sohn hat auch nicht eine Ruhstatt seines Hauptes; das Herz der Welt ist seine Heimstatt, des Vaters Herz sein Vaterland." —

Und sinnend zog der harte Mann ein Kind an seine Brust, sah ihm ins Auge und begann: „So ihr nicht werdet wie ein Kind, so könnt ihr nicht ins Reich der Himmel kommen," und neigte sich voll wahrhaft großer Liebe zur gefallenen Frau, die tief zerknirscht zu seinen Füßen kniete, sprach zu ihr: „Es sei dir Schuld und Fehl verziehen!" und dem verlorenen Sohn und dem Zöllner, die bereuten, sprach er noch vom Frieden und von Freude und vom Glück.

Wie aber der Tag zur Rüste ging, rang eine einsame Seele im Garten Gethsemane mit ihrem Gott.

Und wie die Sonne nach Qual und Nacht über die Lande leuchtete, zogen mit Stricken und Stangen, mit Dornenkrone und Kreuz die Widersacher des Geistes aus: Wahrheiten zu morden.

„Vater, sie wissen nicht, was sie tun."

Ecce homo!

Um deine Stirn winden sich Dornen und um deine Seele Leiden, und auf der Stätte, da du stehst, blinken Tropfen. Es ist Blut.

Deine Augen klagen die Kläger an, die dich umheulen; sie klagen die Henker an wie das Zerstörte den Vandalen — stumm, durch ihr Dasein.

Sei mir gegrüßt, du Sohn der harten Erde, du Menschensohn! O, Schmerz und Schmach über deine Feinde!

Wärst du geblieben, wo dir das Leben sonnige Lieder sang! Was auch brannte das Herz dir: ein König zu heißen, Gericht zu halten über falsche Prediger und seichte Professoren deines Landes und die Reiche der Himmel zu verteilen — den Waisen und Unmündigen!? — Leichtlich wandelte die Welt dich, den Hammer, in einen Ambos.

Es ist, als säh ich dich zum ersten Mal und als säh ich dich immer leiden: du Haupt voll Blut und Wunden!

Entblößt eure Häupter in Ehrfurcht vor diesem Sohn der harten Erde! Ich kenne nichts Größeres als: „sich-treu-zu-sein" und nichts, das mich mehr zur Ehrfurcht zwänge als das Opfer des eigenen Ichs um des eigenen Wesens willen.

Anhang.

Wenn wir nun Jesus, genannt Christus, heute anders sehn, anders verstehn wie vor x-hundert Jahren, kann dann der gewandelte Inhalt noch immer durch dieselbe herkömmliche, dem gemodelten Inhalte aber fremde Form dargestellt werden? Oder, was hat der Jesus, wie wir ihn heute meinen, mit jenem wunderlichen, süßen, mädchenhaften Angesicht, mit jenen weichen Augen, schönen Locken, schön gepflegtem Bart und lieben Frauenhänden, dem Typ vergangener, sentimentaler Zeit zu tun?

Nachdem wir erkannt haben, daß noch nie wehleidige Güte Großes vollbracht hat, sondern daß alle Weltbeweger Männer geistig hoher Kraft, intuitiven Geistes und unbeugsamen Willens waren, entweder zum Bösen — oder zum Guten, können wir da noch eine Form bewahren wollen, die überwunden wurde wie ihr Inhalt?

Der Inhalt bedingt die Form — nun, so wandeln wir sie.

Da wir nun das Gesetz unseres Handelns in uns finden, dürfte es sich erübrigen, die Historie der äußeren Erscheinung Jesu zu unserer Rechtfertigung heranzuziehen — aber um der Gerechtigkeit willen will ich, auch zur Beruhigung des gläubigen Herzens und des historischen Gewissens, welche in Unkenntnis der Dinge etwa vermeinen, daß ein kurzhaariger, bartloser Jesus künstlerisch gut sein könnte — in bezug auf sein Äußeres aber nicht den Tatsachen entspräche, folgendes sagen.

Zunächst: Bringt mir den Nachweis, daß Jesus Bart und langes Haupthaar trug!

Könnt ihr nicht! Ich weiß.

Es existiert nicht ein Beweis hierfür — im Gegenteil — es existieren einige dawider. Also verbleibt mir die Freiheit mein Symbol zu bilden, und wenn ich nun gleich noch einige wissenschaftliche

Angaben mache, so werte ich sie nicht sonderlich, wennzwar sie echt und wahr sind. Mir genügt mein Recht aus obigen Gründen.

Also! Einige Selbstverständlichkeiten: Psychologische Bedingung bei dem Manne Jesus ist der Bart nicht, denn viele Kraft- und Geistesheroen der Weltgeschichte waren bartlos resp. trugen keinen Bart. Alexander d. Gr., Julius Cäsar, Friedrich d. Gr., Napoleon, Moltke, Luther, Zwingli, Kant, Goethe, Schiller, Bach, Beethoven, Mozart, Raffael, Holbein, Mommsen, Edison etc. Ihre Mannhaftigkeit ist unbestreitbar. Der Bart ist Symbol des Geschlechts. Was Kamm und Mähne bei Hahn und Löwe, das ist der zuchtwählerische Bart dem Menschenmanne. Die Betonung des Geschlechts erscheint bei Jesu gegenstandslos.

Die Kunsthistorie: Weiß denn nicht jeder Kunsthistoriker und Archäologe, daß Jesus bis ins 4., 5. Jahrhundert bartlos dargestellt wurde und nur die hellenistische von der alexandrinischen Auffassung abweicht? Diese zeigt kurzes, jene etwas längeres Haupthaar — bartlos sind beide. Die römischen Katakomben zeigen beide Arten gemischt, und zwar die Plastik, wohl aus technischen Gründen, zumeist die hellenistische, die Malerei in den Katakomben Roms zumeist die alexandrinische. Hierüber finden wir wertvolles Material u. a. bei Professor Dr. Strzygowski. Die gründlichste Sammlung aller Jesusbilder und Darstellungen bis ins 6. Jahrhundert hat der Archäologe de Mély zusammengetragen, und das Ergebnis seiner Untersuchungen gipfelte in dem Satz, welchen er der Pariser Akademie mitteilte: Auf Grund seiner Forschungen sei Jesus sicher bartlos und kurzhaarig gewesen. Es ist dann behauptet worden: Nicht eine der vielen Jesusdarstellungen könnte als Bildnis (sozusagen Photographie) angesprochen werden, insbesondere seien die ersten Darstellungen nur Symbole, deren Formen die Künstler des Altertums aus den vorhandenen Götterdarstellungen eines Merkur, Apollo usw. zusammentrugen ohne Rücksicht auf irgend welche mündliche Überlieferung. Bequem gesagt. Waren denn alle Götter und Heldengestalten Griechenlands bartlos? Trug nicht Zeus, von welchem andre merkwürdigerweise den bärtigen Jesustyp ableiten, einen Prachtbart? Und, wenn Griechenland einen sicheren Impuls für den Stil, für den Typ bewies, so schloß dieser gerade in formaler Beziehung eine so willkürliche Ignorierung etwa noch vorhandener Angaben aus. Auf keinen Fall aber könnte man aus einem Zweifel in bezug auf Echtsein der Christusbilder der ersten Jahrhunderte, welcher

ausgesprochen a l l e (!) trifft, den Schluß ziehen: der spätere bartige Typ sei echt. Hierfür fehlt j e d e Begründung. Nun aber werden die kunsthistorischen Daten durch die kulturhistorischen Angaben durchaus gestützt, und selbst die Bibel [illegible] sie. Nach der Kunstgeschichte wäre das Bartlose sicherer als das Kurzhaarige, denn bartlos waren a l l e bekannten Darstellungen der ersten Jahrhunderte, ausgesprochen kurzhaarig nur die alexandrinische Kunst. Das Kurzhaarige aber wird nun durch Bibel und Kulturgeschichte durchaus und zwingend bezeugt.

Unter den Juden trug nur der Nasiräer langes Haupthaar. Die Bezeichnung: „Jesus von Nazareth" gibt nicht an, daß Jesus Nasiräer war; diese Bezeichnung kann aber bei Verwechslung der Begriffe leicht zur Annahme führen — und hat geführt — daß Jesus eben als Nasiräer langes Haupthaar getragen hätte. Jesus ein Nasiräer! Das widerspricht seinem Wesen — auch den Tatsachen. Da Jesus vermutlich beim Abendmahl auch Wein trank, sicher aber zu Toten einging, so konnte er nicht Nasiräer sein, denn nach 4. Mose 6, V. 3—10 durfte der Jünger Nasirs nicht Wein trinken, noch zu den Toten eingehen. War Jesus aber kein Nasiräer, so trug er das Haar den Juden gleich k u r z, mit der Schere geschnitten, nicht rasiert. Eine unzweideutige Bestätigung unserer Ansicht finden wir weiter im ersten Korintherbrief Kap. 11 V. 14. Paulus sagt hier der Gemeinde u. a.: — oder lehret euch nicht auch die Natur, daß es dem M a n n e eine U n e h r e ist, so er l a n g e Haare zeuget. (Fürs Weib sei es hingegen eine Ehre.) Sagt mir doch, ihr Psychologen, kann Paulus so reden (der doch den Herrn sah und seiner Zeit durchaus nahe stand), wenn sein Herr und Meister lange Haare trug? Nein. Ja: er konnte sagen, es sei eine A n m a ß u n g — aber eine U n e h r e? Nun stimmt also Kunst, Kultur und Bibel zusammen. Welchen Grund haben wir ihren Angaben zu mißtrauen? Ich hätte und wüßte keinen, [illegible] ich mir sage: G e r a d e s o wie sich die späteren Jahrhunderte [illegible] aus i h r e r Überzeugung heraus schufen, ohne sich um die Tradition zu kümmern, e b e n s o k ö n n t e n die alten Christusdarsteller verfahren sein — und ebenso verfahren sein [illegible].

Wir fragen uns immerhin erstaunt: wie wurde die Wandlung im 5. Jahrhundert etwa möglich, wenn unsere Zeit sich zu einer Wandlung so schwer bequemt? Leicht mag es s. Z. auch nicht geworden sein; da [illegible] nur ein Wunder oder Wunderbericht.



L. Fahrenkrog:
Jesus predigend.

Eusebius, der Kirchenhistoriker und Bilderfeind, ward von Konstantia (Kaiser Konstantins Schwester) um ein authentisches Bild Jesu gebeten, und Eusebius erzählt, daß er von einem Weibe einst zwei Philosophenbilder erhielt, die angeblich Paulus und Christus darstellten. (?)

Wo bekam nun das Weib im 4. Jahrhundert die Bildnisse her? „Die angeblichen" — und, warum muß der Philosoph absolut bärtig sein? Diese und ähnliche Legenden, insbesondere aber Berichte von Personen, denen Jesus „erschienen" sein sollte, schufen den herkömmlichen Christustyp. (Den äußeren Abzeichen nach!) Und diese Berichte konnten das Authentische der Christusbilder in den Katakomben Roms, wenn sie etwas anderes aussagten, verdächtigen, und konnten unter Hinweis auf Roms Göttergestalten glaubhaft machen: jene 'Darstellungen seien Symbol — nicht Bildnis. Daß Petrus mit Vollbart, Paulus mit Spitzbart anstandslos daselbst gegeben sind, wurde übersehen. Trotzdem. Nun wurde gesagt, daß der in das Christentum eingedrungene Hellenismums im 4. Jahrhundert durch eine orientalische Flutwelle überholt wurde, welche dann den bärtigen Typus nicht nur, sondern auch zugleich ein wirkliches Bildnis Jesu brachte.

Wir vergegenwärtigen uns: Nachdem im 1. Jahrhundert die Stätte der frommen Überlieferung von Grund aus zerstört war, versuchte Hadrian im Jahre 130 Jerusalem als heidnische Stadt aufzubauen und in die römische Kolonie Aelia Capitolina zu verwandeln. Den Juden war bei Todesstrafe verboten, die Stadt zu betreten; an Stelle des jüdischen Heiligtums aber ward ein Jupiter-Capitolinus-Tempel errichtet. 326 bis 335 wurde Jerusalem erst offiziell christliche Stadt. Man vergegenwärtige sich nun: die Zerstreuung der Juden, die Mission der Christen, welche beide Faktoren, wenn über das Aussehen Jesu Wichtiges und Richtiges zu sagen war, dieses schon vor dem 4. Jahrhundert bewirkt haben mußten. Wenn daher der Typ Jesus vor dem 4. Jahrhundert bartlos war, so w a r er schon von Jerusalems Wissenschaft beeinflußt, und nur die Darstellungstechnik war hellenistisch oder alexandrinisch, nicht aber das rein menschlich Wissenschaftliche, was jenseits des künstlerischen Stils lag. Was aber konnten denn auch Jerusalems Christen so lange verschweigen, was zu wissen gewiß so manchen Gliedern der Gemeinde und ebenso gewiß den darstellenden Künstlern wichtig war?

Sie scheinen mir nichts verschwiegen zu haben. Trotzdem siegte die neue Zeit, das orientalische Wunder mit seiner bebarteten, die übermenschliche Würde symbolisierenden Christus-Darstellung über den sonnig-

hellen und schönen Hellenenjüngling. Der Zeit, der kirchlichen Auffassung entsprach eben die strenge Erhabenheit des Weltenrichters, wie ihr später der Renaissancetyp des Meister Dürer: „Der Gott der Liebe" entsprach. Die spätere Zeit, die sich ihren Christus schuf, ließ allerdings die äußere Hülle unberührt. Es gibt nur ein paar Ausnahmen: eine bartlose Jesusstudie Leonardo da Vinci und Michelangelos Christus auf dem Jüngsten Gericht.

Die Folgezeit verwässerte den Typ der Liebe, den die Renaissancemeister schufen, und entzogen ihm alle Kraft der Liebe. Es blieb die Maske, die Süße und die Sentimentalität. Heute hat sich in Wort und Schrift schon längst eine Wandlung vollzogen. Der von Paulus verkündete: Gott der Liebe, steht verlassen. Wir wandten uns dem göttlichen Menschen Jesus zu, dem starken Genius, dessen Liebe Kraft ist. Und wir nehmen heute für uns das Recht, den Menschensohn zu bilden nach unserm Willen. Wir lassen die geistlose Maske, das bequeme Schema fallen. Denn der lebendige Geist der Zeit fordert seinen lebendigen Ausdruck.

Bildende Kunst.

Zu den Kunstbeilagen.

Zu Leibls Bild.

Das Alter spinnt seinen Faden der Erinnerung. Die Jugend träumt abseits von beglückender Zukunft.

Die Bäuerin hat ihr Rad mitten in die Stube gestellt und läßt den Flachs durch die Finger gleiten. Harte, knochige Finger. Hände, an denen jede Sehne, jede Ader zu zählen ist, wie die Runzeln und Fältchen in dem Gesicht. Ein altes, ernstes Bauerngesicht, das die Geschichte eines langen Lebens erzählt.

Die Junge auf der Bank unterm Fenster wird einem gleichen Leben entgegengehen. Viel Arbeit, fröhliche Feiertage, Kirchgang, Kinderlast. Lachen und Weinen. Die Falten und Runzeln kommen, und sie sitzt auch am Rad und läßt den Faden der Erinnerung durch welke Hände gleiten.

Aber jede Woche hat ihren Sonntag, und jedes Leben seine Trost- und Feiertage, seine Feierabendstunden. Es ist viel Feierstimmung in dieser Stube gewesen, immer. In den Winkeln und Ecken hat sie sich eingenistet. Diese köstliche Feierstimmung stiller, wohnlicher Stuben mit altem, treuem Hausgerät, das sein Gesicht hat und seine Seele. Alle diese beseelten Dinge, der geschnitzte Schrank mit den blanken Beschlägen, der einladende Lehnstuhl, der Eichentisch und die Bank unter dem Fenster, der Spiegel an der Wand, selbst Glas und Krug — sie alle wissen um das Leben, das sich hier um sie herum abgespielt hat, dem sie Helfer und Diener waren.

Das Spinnrad schnurrt, die Stricknadeln klappern leise, und jedes hängt so seinen Gedanken nach.

* * *

Dicht ist der Meister Leibl diesen Menschen und ihrem Hausrat auf den Leib gerückt und hat sie durch und durch gesehen. Mit fester, sicherer Hand hat er sie gemalt. Fein und treu, ohne kleinlich zu werden. Ein ganzes, volles, lebendiges Bild. Er hat die Hauptarbeit selbst geleistet und nicht dem Beschauer aufgebürdet.

Milde, gedämpft fällt das Licht von draußen durch die geschlossenen Vorhänge des einen Fensters, breiter, kräftiger durch die unverhängten Scheiben des anderen. Es ist so eine schöne, stille Helle in dem Raum, die allem zärtlich zu schmeicheln scheint.

Einen so stillen, milden Glanz haben die Erinnerungen des Alters, ein etwas wehmütiges Leuchten. Und einen so weichen, träumerischen Schimmer haben die Hoffnungen

der Jugend zuweilen und ihr Ausblick in den nächsten Tag, der ja für sie ein Schritt aufwärts ins Ungewisse ist, wie er für das Alter ein Schritt abwärts ins Ungewisse ist. Doch nein, nicht ins Ungewisse. Es ist eine Frömmigkeit in dieser alten Frau, und sie meint zu wissen, wohin ihr Weg geht. Das Rad schnurrt unter dem Tritt ihrer alten Füße, der Flachs läuft durch ihre harten Finger, bis ihr Tagewerk getan, und sie ihren Spinnrocken beiseite stellt.

Und die Junge, wenn sie ihren Strickstrumpf weglegt, die soll dann ein Bursch fest in die Arme nehmen.

* * *

Dummes Geschwätz vor Bildern und über Bilder. Als ob's nicht schon genug wär', wie das Licht da durch die Gardinen leuchtet. Und wie der Schrank dasteht. Oder wie sich die Schürze der Alten fältelt. Und wie das Licht über den Fußboden spielt, und wie es von vorn, ins Bild hinein, das alte Runzelgesicht liebkost.

Als ob man's nicht genießt, wie den Duft einer Blume, worüber man doch auch keine Abhandlung schreibt, sondern nur gierig das Labsal einsaugt.

Gustav Falke.

Gerade in diesem Heft, wo Ludwig Fahrenkrog ein männlich Wort für seinen neuen Jesustyp spricht, wird es von Interesse sein, Uhdes Bild: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast," zu sehen.

Weniger als vom Malerischen soll vom Ethischen, Menschlichen der Vergleich gezogen werden. Menschlich, ganz menschlich ist dieser Sohn des heiligen Lebens. Trotz des Strahlenkranzes, der sein Haupt umflicht.

Und fein menschlich ist der ganze Kreis. Von der Frau des Hauses, deren Leben sich abspielt zwischen dem An- und Abbinden der Schürze, bis zu dem Kinde, das in scheuer Andacht die kleinen Finger ineinanderlegt.

Wir entnehmen dieses Bild dem guten gediegenen Buche, das die freie Lehrervereinigung im Verlag von Josef Scholz herausgegeben hat, und das für billiges Geld (Mk. 1.—) zu haben ist.

H.

Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Berlin, Anfang Juni.

Die diesjährige Spielzeit, die recht eigentlich nicht leben konnte, hat auch zu sterben nicht rechtzeitig vermocht. Da man glaubte, nun sei alles vorüber, kam noch ein jähes, kurzes Aufflackern und dann erst verschied sie. Noch in der zweiten Maihälfte erschienen zwei schwere Tragödien und dann noch ein Stück von Strindberg, das er sich als Komödie gedacht hatte.

Die eine Tragödie, „Ulrich Fürst von Waldeck", ist ein Werk Herbert Eulenbergs, des jetzt 32 jährigen Dichters, der mit mehreren Dramen, vor allem seinem „Ritter Blaubart" Erwartungen erweckt hatte, die seine neue Tragödie leider unerfüllt läßt. Sein „Ritter Blaubart", der bei der Aufführung im Lessingtheater mit großem Halloh abgelehnt wurde und einen kleinen Theaterskandal hervorrief, der noch größer geworden wäre, wenn nicht mitten in der Aufführung auf eine mit großer Kraft angelegte Leichenräuberszene verzichtet worden wäre, war eine Dichtung voll Sturm und Drang. Sie wollte die Psychologie des Blaubarttypus geben, sie hatte einen großen Wurf, eine ungebärdige Kraft, grandiose Einzelheiten, aber kein künstlerisches Maß — in der ganzen Faktur erwies sie noch mehr als Eulenbergs frühere Arbeiten seine Temperaments- und Geistesverwandtschaft mit den Stürmern und Drängern des achtzehnten Jahrhunderts. Eine gewisse Sprunghaftigkeit ist fast das einzige, was „Ulrich Fürst von Waldeck" mit dem Blaubartdrama gemeinsam hat. Im „Blaubart" aber schädigte diese Sprunghaftigkeit nicht, wie hier, die Kontureinheit und Logik der Entwickelung. Die Psychologie vor allem war klar und zwingend, während sie hier lückenhaft und willkürlich erscheint. Die Fürstin von Waldeck wendet all ihre Liebe dem jüngeren Sohne zu und haßt Ulrich mit einem vor keinem Mittel zurückschreckenden Fanatismus der Rachesehnsucht. Nicht etwa, weil vielleicht Ulrich der Sohn eines von ihr gehaßten, ihr aufgedrungenen Gatten, und der jüngere vielleicht der Sprößling eines von ihr heiß geliebten Mannes gewesen wäre. An eine solche oder ähnliche Motivierung ist nicht gedacht worden, beide Söhne sind Kinder eines Vaters — sie haßt Ulrich seit dem Tage, seit der Stunde seiner Geburt, denn diese Geburtsstunde hat ihr besonders große Schmerzen bereitet. Eine völlig verkehrte Mutterpsychologie — keine Mutter läßt ihr Kind die physischen Schmerzen entgelten, die sein Erscheinen ihr bereitet, eher wendet sie dem Kinde, das sie so schwer sich gewonnen hat, noch größere Liebe zu. Entbehrt nun also das Motiv, auf das die

Grundlage der Tragödie aufgebaut ist, durchaus der psychologisch richtigen Begründung, so fordern auch im Laufe der Handlung die seelischen Stimmungen, aus denen heraus Ulrich handelt, den Widerspruch heraus. Die Fürstin, eine Mutter-Megäre, hat die vom Dichter sonnig und anmutig geschilderte Gattin Ulrichs vergiften lassen, um dadurch Ulrich aufs tiefste zu erschüttern und daraus irgendwie für den jüngeren Sohn Vorteile ziehen zu können. Ulrich, vom Schmerz überwältigt, stürmt davon — nicht für einen Augenblick, sondern mit der Absicht, für immer fortzubleiben. Der übergroße Schmerz löst alle Fugen seines Wesens. Man könnte verstehen, daß er nach dem jähen Verlust der Sonne seines Lebens nun auf ein sonnenleeres Weiterleben verzichtet und sich in diesem Momente haltloser Verzweiflung den Tod gibt. Statt dessen läuft er in die Wälder und führt ein allmählich menschenunwürdiges Einsiedlerleben. Er empfindet gar nicht das Verlangen, den Mördern seiner Frau nachzuspüren, ihren Tod zu rächen. Er überläßt nicht nur das Land der Gewalt seiner Mutter und seines von ihm gering geschätzten Bruders — er hat auch keinen Gedanken an sein Kind, an dieses einzige, was ihm von der geliebten Frau, von dem Glücke seines Lebens geblieben ist. Zum Verständnis dieser seelischen Unverständlichkeiten, dieses Widersinns zeigt uns der Dichter keinen Weg. Die weitere Entwicklung bringt eigentlich nichts, was für diese starken innerer Mängel entschädigen könnte. Im 3. Akte erfährt der Waldmensch Ulrich, der jetzt vielfach an Hauptmanns „Armen Heinrich“ erinnert, wie schwer sein Land und sein Kind unter der Schreckensherrschaft seiner Mutter und seines Bruders leiden. Er verläßt seine Einsamkeit, findet großen Zulauf, erstürmt mit seinen Mannen das Schloß, tötet den Bruder und die Mutter und verlangt nun von seinen Kriegern, sie sollten ihn zur Sühne dafür erschießen. Sie weigern sich — und darauf begibt sich Ulrich wieder in die Einsamkeit der Wälder, in die Weltflucht.

Dichterisch schön ist der erste Akt, die innigen und keuschen Liebesszenen Ulrichs mit seiner Gattin. Der Ausbruch der Verzweiflung und des überströmenden Schmerzes würde gesprochen von einem größeren Sprechkünstler und stärkeren Temperament, als es in der Vorstellung des Deutschen Theaters Friedrich Kayßler war, ergreifend wirken. Mit der Gestalt des verträumten italienischen Musikmeisters, der gewißlich Wesenszüge des Dichters selbst aufweist, hätte ein mehr aufs Lyrische als, wie in dieser Vorstellung, auf das Resolute, Realistische gestimmter Darsteller feine Stimmungen erreichen können. Die Sprache Eulenbergs, besonders in den Leidenschaftsmomenten, hat vielfach Überschwang, eine grelle Vielheit der Bilder, allzu viel Lautes, das die Stimme des Herzens übertönt.

Wie Eulenberg, dessen „Ulrich“ im Gegensatz zu seinem weit besseren, kraftvolleren, eigenartigeren „Blaubart“ recht freundlich aufgenommen wurde, hat auch

der zweite noch vor Toresschluß zu Worte gekommene Tragiker Otto Borngräber bereits seine Gemeinde. Seine vor acht Jahren aufgeführte Tragödie „Giordano Bruno", sein germanisches Trauerspiel „König Friedwahn" (1905 Schauspielhaus Dresden) haben viel Beachtung gefunden. Das aber, was in diesen Arbeiten die Phantastik der Gestaltung, den Eindruck der oft wirksamen Sprache, die dramatische Steigerung schädigte, jenes Element seiner Dramatik, das ich philosophischen Ballast nennen möchte, kommt noch viel störender in seiner Tragödie „Die ersten Menschen" zur Geltung. Und das ist hier, wo es sich um Menschen handelt, die doch die Urtypen der Naivität sein müssen, besonders schlimm. Adam ist in harter Arbeit gealtert, Eva ist jung geblieben und begehrlich. Sie träumt von den Zeiten, da sie für Adam die größte Lust war. Aber Herr Adam ist ein Philosoph geworden, der allerlei Gedankenbrocken aller nachgeborenen Philosophen bis auf Nietzsche zu erzählen nicht müde wird. Eva erblickt nun in Abel den verjüngten Adam, den wiedererstandenen Geliebten ihrer Paradieseszeit. Es erwacht in ihr bebendes Begehren nach Abel, während sie den rauhen, wilden Kain, der in der Mutter plötzlich das Weib erblickt und mit elementarer Gewalt nach ihr verlangt, zurückgewiesen hat. Kain war davon geeilt, in der fremden Welt das Weib zu suchen. Er kommt heim, erschaut die Zärtlichkeiten zwischen Eva und Abel und erschlägt ihn mit einem Baumstamme. Dieser dramatische Moment wird gleich wieder in seiner Wirkung herabgedrückt durch eine der vielen Reden Adams, der uns verkündet, wie das Ideale und die Sinnlichkeit sich bei den Menschenkindern noch oft befehden würden.

Der Gedanke Borngräbers, daß der erste Mord in die Welt gekommen sei durch den Kampf um das Weib, ist eine glückliche Idee, ist das Beste an der Tragödie. Schade nur, daß diese Idee, die ein fruchtbarer dramatischer Keim ist, so überaus belastet ist durch den philosophischen Ballast. Diese ewigen Philosophierereien Adams sind gewissermaßen ein Triumph des Anachronismus, sie halten überdies die Handlung nicht nur übermäßig auf, sie wirken mitunter unfreiwillig komisch und wären ein Hindernis jedes Dramas, selbst wenn sie innerlich und für den Redenden berechtigt wären. Und überdies soll diese Tragödie, die die Bezeichnung „erotisches Mysterium" führt, nicht nur zeigen, wie das Mysterium der Erotik entstanden ist; sie will auch theosophisch zeigen, wie der Gottesglaube in die Menschheit kam. Der Träger und Schöpfer der Gottesverehrung ist der zarte Abel — seine Reden aber kommen über schwungvolle, wortreiche Hymnen nicht hinaus. Es sind gut behandelte Rhythmen, und der Lyriker und Rhetoriker Borngräber kommt da gut zur Geltung, aber all die großen Worte besagen nichts und sie entsprechen durchaus nicht der Naivität der Naturauffassung, die den ersten Menschen eigen sein muß. Diese

müssen doch alle ihre Empfindungen wirklich aus erster Hand gehabt haben — es fehlt aber immer und immer wieder die Urwüchsigkeit des Naturmenschen, der den Schauern seiner ihn überwältigenden Vision doch nicht so bloß anempfundenen Ausdruck geben kann. Es erscheint diese theistische Kundgebung Abels wie eine bloße Konstruktion Borngräbers, sie hat nichts Individuelles, nichts der Situation Entsprechendes, sie erscheint etwa wie eine der patriotischen Rückwärtsprophezeiungen Wildenbruchs. Und wenn Kain, dessen realistische, dem von Abel konstruierten Gotte abgeneigte Auffassung gewiß gegen den Willen Borngräbers viel unmittelbarer und elementarer herauskommt, nun schließlich die Leiche des erschlagenen Abel auf dem von diesem errichteten Altar als Brandopfer niederlegt, so ist doch das nur ein Schlußeffekt, kein Sieg des Glaubensmysteriums. Oder geht Abel zugrunde, weil er, der Seher und Gottesverkünder, dem Mysterium der Erotik, der Lust an Eva, dem wilden, wilden Weibe, verfallen ist und nicht seinem Vater Adam gefolgt ist, der das Weib bereits überwunden hat? Daß im übrigen die Charaktere der vier Menschen sich nicht über das Primitive, über das Skizzenhafte, Einseitige erheben, kann nicht überraschen — es entspricht eben den Verhältnissen. Die Sprache Borngräbers hat vielfach die Schönheit einer Buchdramasprache — auf der Bühne aber verpufft sie meist, weil sie nicht markig, nicht einprägsam ist und der dramatischen Färbung entbehrt — sie bleibt eben Buchsprache.

Von August Strindberg, über dessen Eigenart ich bei einer früheren Gelegenheit hier eingehend gesprochen habe, erschien im „Neuen Theater", das auch „Die ersten Menschen" herausgebracht hatte, die Komödie „Die Hemsöer". Der Dichter hatte das gleiche Thema unter dem gleichen Titel bereits 1887 in einem Romane behandelt, der wohl unter dem Eindruck von Zolas „La Terre" und von Tolstojs „Macht der Finsternis" entstanden war, zweier grandioser Dichtungen, in denen sich die Eigenart des Franzosen und die des Russen wohl am größten und bezwingendsten bekundet hat, zweier Werke, die fortleben werden. Fehlte schon der Strindbergschen Erzählung die Größe seiner beiden Vorbilder, die Unmittelbarkeit, der große Wurf, so hatte doch seine naturalistische Darstellung Erdgeruch und fesselte. Nun er das Gleiche für die Bühne umgewandelt hat, überwiegt die Langeweile. Aus seiner prachtvollen Schöpfung, dem originell gestalteten Pastor, der eine köstliche Mischung von werktätiger Gutheit, von energischem Fluchen und milder Weltklugheit, von Tüchtigkeit und Alkoholismus aufwies und gelernt hatte, in seinen verkommenen Bauern doch auch den Menschen zu finden, ist eine farblose, beinahe überflüssige Episode geworden. Vor allem aber fehlt dieser Komödie alle Fröhlichkeit, alle Herzlichkeit, alles Behagen. Nur was sich unmittelbar aus dem Stoff und aus den Charakteren ergibt, bringt noch etwas Ergötzen in diese Komödie, die zumeist von etwas Hämischem,



männer doch an ihre Empfindungen wirklich aus erster Hand gehabt haben — es fehlt aber immer und immer wieder die Urwüchsigkeit des Naturmenschen, der den Schauern seiner ihn überwältigenden Liebe doch nicht so bloß anempfundenen Ausdruck geben kann. So erscheint diese theistische Kundgebung Abels wie eine bloße Konstruktion Borngräbers, sie hat nichts Individuelles, nichts der Situation Entsprechendes, sie erscheint etwa wie eine der [illegible] Rückwärtsprophezeiungen [illegible]. Und wenn Kain, den tatsächliche, dem von Abel [illegible] Gotte abgeneigte Auf[illegible] gegen den Wilden [illegible] bekämpft hat, und schließlich die Leiche des erschlagenen Abel auf dem von diesem errichteten Altar als Brandopfer niederlegt, so ist doch das nur ein Schlußeffekt, kein Sieg des Glaubensmysteriums. Oder geht Abel zugrunde, weil er, der Seher und Gottesverkünder, dem Mysterium der Erotik, der Lust an Eva, dem wilden, wilden Weibe, verfallen ist und nicht seinem Vater Adam gefolgt ist, der das Weib bereits überwunden hat? Daß im übrigen die Charaktere der vier Menschen sich nicht über das Primitive, über das Skizzenhafte, Einseitige [illegible], kann nicht [illegible] entspricht eben der [illegible] die Sprache Borngräbers [illegible] die Schönheit einer [illegible]dramasprache — auf der Bühne aber verpufft sie meist, weil sie nicht markig, nicht einprägsam ist und der dramatischen Färbung entbehrt — sie bleibt eben Buchsprache.

Von August Strindberg, über dessen Eigenart ich bei einer früheren Gelegenheit hier eingehend gesprochen habe, erschien im „Neuen Theater", das auch „Die ersten Menschen" herausgebracht hatte, die Komödie „Die Hemsöer". Der Dichter hatte das gleiche Thema unter dem gleichen Titel bereits 1887 in einem Romane behandelt, der wohl unter dem Eindruck von Zolas „La Terre" und von Tolstois „Macht der Finsternis" entstanden war, zweier [illegible] dieser Dichtungen, in denen sich die Eigenart des Franzosen und die des Russen wohl am größten und bezwingendsten bekundet hat, zweier Werke, die fortleben werden. Fehlte schon der Strindbergschen Erzählung die Größe seiner beiden Vorbilder, die Unmittelbarkeit, der große Wurf, so hatte doch seine naturalistische Darstellung Erdgeruch und fesselte. Nun er das Gleiche für die Bühne umgewandelt hat, überwiegt die Langeweile. Aus seiner prachtvollen Schöpfung, dem originell gestalteten Pastor, der eine köstliche Mischung von werktätiger Gutheit, von energischem Fluchen und milder Weltklugheit, von Tüchtigkeit und Alkoholismus aufwies und gelernt hatte, in seinen verkommenen Bauern doch auch den Menschen zu finden, ist eine farblose, beinahe überflüssige Episode geworden. Vor allem aber fehlt dieser Komödie alle Fröhlichkeit, alle Herzlichkeit, alles Behagen. Nur was sich unmittelbar aus dem Stoff und aus den Charakteren ergibt, bringt noch etwas Ergötzen in diese Komödie, die zumeist von etwas Hämischem,



Giacomo Puccini

Galligem durchtränkt ist. Das meiste ist possenhaft derb und mancherlei Züge, die, wenn sie naiv dargestellt wären, erfreuen würden, wirken jetzt gemein. Das Stück handelt von einer verliebten Alten, einer grauhaarigen Bauerngutsbesitzerin, die ihren Knecht, in dem sie die Begehrlichkeit nach ihrem Gut und ihrer Habe und den Ehrgeiz geweckt hat, durch allerlei Verschlagenheiten dazu treibt, sie zu heiraten. Erst nach der Hochzeit, zu der der Sicherheit halber auch bereits die Wehmutter eingeladen ist, erfährt der dummschlaue, eingebildete Knecht, daß laut Testamentsbestimmung das Gut sofort an den Sohn der Besitzerin übergeht, falls diese sich verheiratet — der junge Ehemann und seine junge alte Frau müssen sich mit dem Altenteil begnügen. Ein paar Episoden, so besonders die freche Fischhändlerin und der meist betrunkene Zollaufseher, würden mehr erfreuen, wenn sie für die Ökonomie des Stückes nicht zu breit geraten wären. Kein Fünkchen Humor versöhnt mit der Derbheit der Ausführung, die sich mitunter bis zur Roheit vergißt. Wiederum wie bei fast allen Arbeiten Strindbergs ist das Weib die Quelle alles Übels und also auch dieser Komödie. Was Strindberg im Bauernleben sieht, sind immer nur die Schattenseiten, das Unerquickliche, das Rohe, Verschlagene, — das fein Analysierende, eindringlich Psychologische, was sonst auch noch den minderen Arbeiten Strindbergs einen Reiz verleiht, fehlt hier völlig.

In der jetzt begonnenen Nachsaison, die uns im „Deutschen Theater" in den Kammerspielen, im „Neuen Theater" etc. Ensemblegastspiele gebracht hat, macht sich der Zug zum Sensationellen, zum dramatisierten Hintertreppenroman erschrecklich geltend. Das Repertoire dieser Bühnen verkündet „Unter der Guillotine", die „Sensation in zwei Akten" das „Unterseeboot", „Der Selbstmörderklub", eine Bearbeitung des nervös machenden Einakters „Nächte im Hampton-Klub" von Mouezy-Eon und Armont, die uns jetzt auch, um das Gruseln zu lehren, vorgeführt worden sind. Und nun folgt im „Thalia-Theater" noch „Der Mann mit dem Monokle", die Komödie von einem geheimnisvollen Gentleman-Verbrecher, einem Begriff, den wir erst seit dem Sherlock-Holmes-Theaterunfug kennen.

Überraschend und bezeichnend für unser Theaterleben ist auch der große Aufschwung, den die Operette genommen hat. Nachdem hier Hunderte von Malen „Die lustige Witwe" gegeben war — diese Dame ist übrigens auch zu längerem Aufenthalt selbst in das „Nationaltheater" in Christiania eingezogen, vor dem die Statuen Ibsen-Biörnsons vergebens Wache halten! — ist sie bei uns von dem wohl ebenso langlebigen „Walzertraum" abgelöst worden. Zudem haben wir in dieser Saison ein vielbesuchtes ganz neues Operettentheater erhalten, und jetzt zu Beginn des Juni haben zwei weitere Operetten- und Vaudeville-Truppen mit der Eroberung des kunstliebenden Publikums Berlins begonnen.

Zeichen der Zeit.

„Hermann Eßwein."

1. **Hermann Eßwein: Die Schrittmacher** u. a. Umschlagzeichnung von A. Braun-Heilbronn. 2. Aufl. München und Leipzig, R. Piper und Co. 1908. 8°. 98 Seiten.

2. **Hermann Eßwein: Flimperpimper, das große Geldschiff.** Eine prähistorisch-moderne Kulturgroteske. Umschlag von A. Braun-Heilbronn. München und Leipzig bei Georg Müller. 1908. 8°. 347 Seiten.

Hermann Eßwein ist ein Kritiker von inzwischen schnell bekannt gewordenem Namen. Er gab vor ein paar Jahren im Verlag von R. Piper und Co. eine Serie moderner Zeichner heraus, in der er Beardsley, Th. Th. Heine, Toulouse-Lautrec, Hans Baluschek, Oberländer, Munch u. a. behandelte. Es war so ziemlich seine erste größere Veröffentlichung. Wodurch er sich auszeichnete, war eine ungewöhnlich feinsinnige und eindringliche Erfassung des in unseren Tagen so bedeutungsvollen Problems der Dekadence. Kaum einer unserer Kritiker hatte dies Problem bisher so gründlich, gerecht und vorurteilslos, vielseitig und mit so eindringlichem Verständnis und Klarblick erfaßt wie Eßwein. Wenn in gewisser Hinsicht für unsere gesamte Kultur alles darauf ankommt, daß dieses überaus wichtige und brennende Problem ins klare gebracht und gelöst wird, so hat Eßwein sich eine wahrlich nicht geringe Bedeutung im Bereich unserer Kritik erworben, und wir haben in ihm eine Kraft, auf die etwas ankommt und mit der zu rechnen ist, deren Stimme und Urteil in die Wagschale fällt. — Eßwein ist, mit immer schönerem Erfolg, auf diesem seinem Wege inzwischen vorgeschritten. Gleichfalls im Verlage von R. Piper und Co. erschien kürzlich auch ein Essay von ihm über August Strindberg, das durchaus das beste ist, was wir in Deutschland bisher über Strindberg haben. Er ist einfach vorderhand abschließend, dieser Aufsatz.

Es versteht sich, daß eine Begabung, die solch einem feinen und differenzierten und sicher auch diffizilen Gebiete so gerecht wird, auch besondere und nicht gewöhnliche Fähigkeiten als Stilist haben muß. Und derartige Fähigkeiten hat Eßwein inzwischen auch immer schöner und stetiger entwickelt.

Er ist ein vortrefflicher Stilist und zugleich, versteht sich, ein Künstler und Dichter von nicht geringer Begabung. Als solcher bewährt er sich in den zwei vorliegenden Büchern, dem Novellenbuch „Die Schrittmacher" und dem satirischen Roman „Flimperpimper". — Die sieben Novellen der „Schrittmacher" beschäftigen sich ganz mit der komplizierten modernen Psyche. Und zwar in sehr glücklicher, ja in notwendiger Weise da, wo sich ihre Äußerungen bis zum Pathologischen potenzieren; also bis zu einem Grade, wo wir sie am drastischsten und am besten verstehen und wahrnehmen können. Aus dem flirrenden, bunt nervösen Großstadtgetriebe heben sich diese Fälle hervor und werden sie mit dem glücklichsten Instinkt für ihre kulturgenetische und symptomatische Bedeutung hervorgeholt. Zuweilen mit staunenswerter Kunst zu grandios grotesken Symbolen zusammengedrängt und gesteigert. (Man vergleiche z. B. die prächtige Novellette „Die Automaten"). Geister wie Poe, Beardsley, Munch mögen hier Pate gestanden haben, ohne indessen die stilistische und dichterische Eigenart Eßweins zu beeinträchtigen. — Ein besonders schönes und tiefes, reiches und überdies spannendes Stück ist auch „Alphonse Aglophone, der Schellenkönig". Auch das Stück „Das Wunderbare" verdient besonders hervorgehoben zu werden.

„Flimperpimper", das andere Buch, steht zwar an all solchen Werten nicht gerade über den „Schrittmachern", bleibt aber sicher auch nicht besonders hinter ihnen zurück. Für das größere Lesepublikum wird das Buch sogar angenehmer und bequemer sein. Es wird, da der Roman zudem sehr kurzweilig und spannend ist, einen besonderen Beifall dieses Publikums finden. Das ist in diesem Falle kein Fehler. Weshalb dürften heute kurzweilige und spannende Bücher nicht mehr geschrieben werden und weshalb dürften sie nicht gut sein? Und dies Buch ist gut. Als satirischer Roman und als Groteske könnte es vielleicht ein Teil swiftischer sein; seine Satire könnte vielleicht auch einen schärferen und deutlicheren Bezug auf besondere Zeitzustände haben. Es dürfte vielleicht nicht so Münchnerisch gemütlich und humorvoll sein. Aber was in aller Welt könnte das auf der anderen Seite auch wieder schaden? — Zudem gibt es Kapitel in dem Roman — abgesehen von seinem Reichtum an Farben, Kolorit, Nuancen — die größer und tiefer kaum so leicht gedacht und konzipiert sein könnten. So z. B. der Aufenthalt des jungen Königs gelegentlich des Krönungsfestes mit dem Oberpriester in dem Allerheiligsten der Gottheit. Das gehört unbedingt mit zu dem Tiefsten und Eigenartigsten, was neuerdings bei uns geschrieben wurde. — Eine künstlerisch besonders hervorragende Eigenschaft des Buches sind die zahlreichen bestrickenden und hinreißenden Schilderungen. Besonders die Schilderungen von Festen und Massenbewegungen. Auch hervorragende Eigenschaften von Psychologie und Charaktergestaltung sind rühmend hervorzuheben. Ein paar bedeutende Charaktere und Macht-

naturen sind mit ungewöhnlichen Mitteln einer starken Kunst entwickelt. — Ich begnüge mich, so viel und nicht mehr von dem trefflichen Buche zu verraten. Es ist ein Buch, von dem man sich nicht erzählen lassen darf, sondern das man selbst lesen muß. Man kaufe es also. Ich habe von ihm nicht zu viel versprochen.

Weimar. Johannes Schlaf.

Redaktionelle Notizen.

Im Maihefte brachten wir ein vortreffliches Bildnis Liliencrons von John Philipp und möchten hiermit nachtragen, daß die Reproduktion nach einem Ölgemälde, (nicht nach einer Radierung) hergestellt ist, das sich in der großen Kunstausstellung in Dresden befindet.

Alla Memoria di

AMEDEO DI SAVOJA DUCA D'AOSTA

CRISANTEMI

G. PUCCINI




pp
accel. e cres.
rit. e dim.
ppp
rall.
rit.
un poco affrett.
A 54282 A


SOSTENUTO
cres. molto e allarg.
ff con forza
dim. e rall.
pp
tratt.
a tempo
rall.
Pizz.
con molta espressione
A 54282 S



pp
pp
pp
pp
poco rit
poco rit.
poco rit.
Arco
mf
mf
mf
dim.
dim.
dim.
mf
pp
poco rall:
pp
poco rall:
pp
poco rall:
pp

h 54282 h


molto espressivo
a tempo
a tempo
a tempo
a tempo
molto espressivo
senza rall.

h 54282 h


portando
portando
portando
molto rit.
molto rit.
molto rit.


poco cresc.
poco cresc.
poco cresc.
Dal 𝄋 al ✥ poi segue
pp
senza rall.
pp
senza rall.
mf
senza rall.
pp
pp
rall.
perdendosi
rall.
perdendosi
rall.
perdendosi

h 54282 h

Zu den Musikbeigaben.

Giacomo Puccini.

Es ist noch gar nicht so lange her, da kannte man selbst in recht musikalischen Kreisen Deutschlands Giacomo Puccini kaum dem Namen nach, und doch ist er mit seiner zuerst 1884 aufgeführten Erstlingsoper „Le Villi“ der Schöpfer des Verismus, jenes künstlerisch durchaus berechtigten Bestrebens der Jungitaliener, die Welt des täglichen Lebens mit allen ihren Leidenschaften dem Musikdrama zu gewinnen. Über den Erfolgen Mascagnis mit seiner „Cavalleria rusticana“ (1890) und Leoncovallos mit seinen „Pagliacci“ (1892) hatte man sogar auch in Italien rasch vergessen, daß diese beiden Komponisten nur die von Puccini angebahnte Richtung mit mehr Glück ausgebaut hatten. Heute freilich nimmt dieser im deutschen Opernrepertoire einen festen Platz ein; der Riesenerfolg, den seine „Tosca“ seit dem Januar 1907 in der Berliner „Komischen Oper“ gehabt hat, der seltene Fall, daß eine Oper im Berliner „Königlichen Opernhause“ in einer Saison 28 mal gegeben worden ist, was sich eben mit seiner „Madame Butterfly“ ereignet hat, hat natürlich diesen seinen Werken andere deutsche Bühnen erschlossen. Während seine früher so sehr bevorzugten Nebenbuhler allmählich an Teilnahme für ihre Schlager eingebüßt haben und in ihren späteren Werken nicht besonders glücklich gewesen sind, hat sich Puccinis Talent, mehr noch vielleicht das Interesse an seinen Schöpfungen, immer in aufsteigender Linie bewegt, ja man fängt an, sich auch wieder mehr um seine früheren, mehr oder minder in Vergessenheit geratenen Werke zu bekümmern.

Puccini ist im Gegensatze zum Beispiel zu Mascagni durchaus kein Vielschreiber; er produziert sogar langsam und läßt es sich keine Mühe verdrießen, immer wieder an seinen Opern Änderungen vorzunehmen, bis sie ihm völlig genügen.

Er ist der Sprößling einer Musikerfamilie, deren erstes nachweisbares Glied bereits 1712 städtischer Kapellmeister in Lucca gewesen ist. Hier ist unser Giacomo am 22. Juni 1858 geboren worden. Während seine Vorfahren ihren Ehrgeiz hauptsächlich darein setzten, durch ihre Kompositionen den Gottesdienst zu unterstützen, widmete er sich fast ausschließlich der Opernkomposition, nachdem er höhere musikalische Ausbildung sich mit staatlicher Unterstützung auf dem Mailänder Konservatorium geholt hatte. Hier veranlaßte ihn sein Lehrer Ponchielli, dessen beste Oper „Gioconda“ (1876) auch in Deutschland gegeben worden ist und sehr wohl wieder einmal aus dem Staube der Theaterarchive hervorgeholt und zu neuem Leben erweckt werden könnte, zur Komposition seiner ersten Oper „Le Villi“, deren

Stoff der bekannten Heineschen Gespenstererzählung entnommen ist und vorher schon von Adolph Adam in dem Ballett „Giselle" musikalisch verarbeitet worden war. Wie schon oben gesagt ist, wirkte diese an melodischen Einfällen sehr reiche Oper, in der neben zarten lyrischen Stellen brutale Kraftausbrüche ganz unvermittelt stehen, bahnbrechend. Auch die dankbare Behandlung der Singstimmen fiel auf, ebenso die flotte, kraftvolle und dabei doch feine Orchesterbehandlung, besonders die Vorliebe, die Melodie unisono von dem ganzen Streichorchester bringen zu lassen.

Fünf Jahre vergingen, bis Puccini mit einer neuen Oper hervortrat: es war dies „Edgar", doch infolge des unmöglichen Textbuches, das nach Alfred de Mussets „La Coupe et les Lèvres" gearbeitet ist, blieb jeder Erfolg aus. Zwar unternahm der Komponist sofort eine Umarbeitung, aber man hat von ihrer Wirkung nichts gehört; vielleicht erlebt er nun, da er auf der Höhe seines Ruhmes steht, es doch noch, daß sein Jugendwerk zu Ehren kommt. Ein Erfolg war erst wieder seiner in Deutschland ziemlich unbekannt gebliebenen „Manon Lescaut" (1893) beschieden; daß er sich die Kraft zutraute, denselben Stoff, den der Franzose Massenet bereits so glücklich (1884) vertont hatte, eigenartig von neuem zu behandeln, sprach sehr für sein künstlerisches Streben. Jedenfalls hatte er aber von Massenet auch viel gelernt. Seine ursprünglich veristische Neigung suchte er immer mehr zu verfeinern, er vertiefte sich immer mehr auch in das Studium Wagners, dessen Behandlung der Leitmotive er bis zu einem gewissen Grade adoptierte, und gewann vor allem neue Anregungen aus Verdis genialer und meisterhafter, einen ganz neuen Stil für das feine musikalische Lustspiel schaffender Oper „Falstaff".

So entstand seine nach dem bekannten Roman des Franzosen Murger gedichtete Oper „Bohème" (1896), eins der feinsinnigsten und auch pikantesten Werke neuester Zeit, voll von Esprit, melodischem Reiz und duftiger, farbenreicher Orchesterbehandlung. Bekanntlich hat auch Leoncavallo eine recht wirkungsvolle „Bohème" komponiert. Bei ihm ist aber alles gröber. Während Puccini uns gewissermaßen edelsten Champagner serviert, schenkt uns jener gewöhnlichen Schaumwein. Mögen auch die tragischen Stellen des letzten Akts ziemlich schwach ausgefallen sein, als Ganzes wirkt Puccinis „Bohème" höchst anregend.

Eine Rückkehr zum Verismus bedeutete die Oper „Tosca" (1900), deren Musik freilich gewaltig packt und den blutgetränkten Stoff des Sardouschen Sensationsstückes ungemein veredelt hat. Wunderbar hat Puccini oft mit wenigen Akkorden, wie z. B. gleich am Anfang, die jeweilige Situation getroffen. Vor der Brutalität schreckt er nicht zurück, aber man verzeiht sie ihm, weil er durchaus dramatische Musik bietet. In sehr glücklicher Weise sind auch lyrische Episoden eingestreut, auch ein feiner Humor fehlt in den Szenen des Meßners nicht. Zwei herrliche große Liebesduette und namentlich das Gebet der Tosca

werden immer wieder zündend wirken müssen.

Musikalisches Neuland gewissermaßen hat dann Puccini in seiner letzten Oper „Madame Butterfly“ angebaut. Bei ihrer Erstaufführung in Mailand 1904 hatte sie keinen rechten Erfolg, erst 1905 trat dieser in London ein, wo das Werk in einer umgearbeiteten Fassung gegeben wurde, aber auch an dieser wurden 1907 nochmals Änderungen vorgenommen. „Madame Butterfly“ führt uns wie die Operetten „Der Mikado“ von Sullivan und „Die Geishas“ von Jones nach Japan, bietet aber keine Karikatur des dortigen Lebens, sondern ist diesem wirklich abgelauscht. Zum ersten Mal sind auch in dieser Oper wirkliche japanische Melodien verwertet. Deren ursprünglicher Eintönigkeit hat Puccini ganz besondere Reize abgewonnen. Überhaupt ist die Orchesterbehandlung in dieser Oper ganz besonders schön. Mag auch die melodische Erfindung große Ähnlichkeit mit der in seiner „Bohème“ und „Tosca“ sowie auch mit Massenet haben, es liegt ein eigentümlicher Reiz über dem Werke, dem man sich schwer entziehen kann. Puccini versteht es auch hier wieder ausgezeichnet, die Stimmung zu malen, sowohl wenn er das Liebesglück der Japanerin wie ihr Liebesweh schildert. Im ersten Akt kommt man aus dem Staunen über den großen Reichtum an Erfindung und die erquisiten Orchesterfeinheiten gar nicht heraus; genial ist dann später das vergebliche Warten der Butterfly auf ihren Gemahl musikalisch ausgedrückt.

Sicherlich werden wir von Puccini, dessen neueste, in Kalifornien im Jahre 1849 spielende Oper „La fanciulla dell' occidente d'oro“ im kommenden Herbst in London zuerst aufgeführt werden soll, noch Großes erwarten dürfen. Er scheint mir berufen, das Lebenswerk Verdis gewissermaßen fortzusetzen. Gönnen wir es den Italienern, daß ein so großes Talent wieder unter ihnen lebt und speziell auf dem Gebiet der dramatischen Musik so erfolgreich wirkt.

Die hier erstmalig mitgeteilte Komposition Puccinis ist ein für eine Trauerfeierlichkeit bestimmter Streichquartettsatz, der hoffentlich noch einmal in einem vollständigen Quartett Verwendung findet. Warum sollte denn nicht Puccini, wie einst Verdi der musikalischen Welt auch ein Streichquartett schenken, zumal jetzt in seinem engeren Vaterlande der Kammermusik wieder mehr Beachtung geschenkt wird? Jedenfalls ist dieser Satz, der der Trauer nicht bloß mit der Tonart Rechnung trägt, durchaus nicht unbedeutend in der Erfindung, wie viele Gelegenheitskompositionen erster Meister, und auch sehr sorgfältig gearbeitet. Die Führung liegt bei der ersten Violine. Besonders schön, wie verklärt, und versöhnlich wirkend ist das zweite Thema (Anfang von Seite 2); der Mittelteil verleugnet den dramatischen Komponisten nicht. Eine Übertragung für Klavier hätte diesem kurzen Stück seinen intimen Klangreiz genommen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Literarische Berichte.

Bibliothek wertvoller Memoiren. Band 5. **Die Erinnerungen des Grafen Paul Philipp von Ségur**, Adjutanten Napoleons I. Bearbeitet von **Friedrich M. Kircheisen**, Genf. Hamburg, Im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze.

In die Bibliothek wertvoller Memoiren, die Dr. Ernst Schultze herausgibt, sind die Erinnerungen des Grafen von Ségur mit vollem Rechte aufgenommen worden. Der Verfasser, der zu jenen Aristokraten alten Stammes gehörte, die sich dem aufgehenden Gestirne Napoleons frühzeitig, wenn auch zunächst nicht ohne Vorbehalt, anschlossen, ist während des größten Teils der kaiserlichen Epoche in unmittelbarer Nähe des großen Mannes gewesen. Obwohl er nie im Mittelpunkte der Ereignisse stand, hatte er alle Gelegenheit, zu beobachten und zu hören, und war der Mann dazu, gut zu beobachten, zugleich fein gebildeter Schriftsteller genug, um das Beobachtete in ansprechender und fesselnder Form niederzuschreiben.

Ich möchte nicht gerade sagen, daß der erste Band seiner Memoiren Geschichte ist; manches hat er nur gehört, bei anderem ist seine Erinnerung wohl nicht immer ganz treu gewesen. Insbesondere würde man seine Schlachtbeschreibungen, die ich beurteilen kann, nur mit Vorsicht für kriegsgeschichtliche Darstellungen verwerten können. Die wenigen Karten, die in den Text verwoben sind, haben keinen Wert — er läßt z. B. die Saale bei Weimar fließen. Immer aber bereichert er unsere Kenntnis um viele Einzelzüge, die für die Beurteilung der Dinge von Wert sind; ich will beiläufig die berühmte Attacke der polnischen Reiter bei Somo-Sierra, 1808, erwähnen. Der Hauptvorzug seiner Darstellung besteht doch wohl in den zahlreichen und wertvollen Beiträgen, die er zur Beurteilung des Charakters Napoleons, seiner Regierungsweise, seiner kriegerischen Anschauungen und zur Erklärung des bestrickenden Zaubers beibringt, den der Gewaltige während der Jahre seines Aufstieges auf seine Umgebung, seine Soldaten und auf die Zeitgenossen ausübte. Dabei ist er keineswegs ein Schmeichler oder unbedingter Lobredner, sondern bei aller Bewunderung ein kühler, kritischer Kopf, der die Schwächen nicht verschweigt. Interessant sind auch die Einblicke, die man in das Leben des napoleonischen Heeres, dieses ergebenen Werkzeuges seiner Macht, erhält. Auch hier sieht man wieder einmal, daß jedes Heer eine Persönlichkeit für sich ist und niemals nach den Anschauungen anderer Heere zutreffend beurteilt werden kann.

Man muß versuchen, sich ganz in seinen Charakter zu versenken und sich der eigenen nationalen Eigenart, jedenfalls seiner nationalen Vorurteile, möglichst zu entäußern, will man es recht verstehen.

Die Übersetzung wird leider dem eigenartigen Zauber der Memoiren nicht völlig gerecht; auf militärischem Gebiete kommen sogar arge Schnitzer vor. So wird Seite 446 u. a. retour offensif durch offensive Rückkehr wiedergegeben, während es Gegenstoß bedeutet; réformer Seite 345 durch reformieren, während es im militärischen Sinne „auflösen" heißt. Auf Seite 120 übersetzt er défense durch Verteidigung, wo es durch „Verbot" übertragen werden müßte. Auch sagt er Mäßigkeit, wo von Mäßigung die Rede ist, und gebraucht das Wort Mitschuldigkeit an Stelle von Mitschuld. Ebenso wird wiederholt von einem „gebieterischen" Angriff anstatt von einem „stürmischen" Angriff gesprochen.

Bei der Herausgabe der weiteren Bände wird hierauf zugunsten des glatten Lesens und des Verständnisses größerer Wert gelegt werden müssen.

Gädke.

Sozialismus und Demokratie in der großen englischen Revolution. Von Eduard Bernstein. Zweite, durchgesehene, vermehrte und illustrierte Ausgabe. Stuttgart 1908, J. H. W. Dietz Nchf.

Der bekannte Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus, Eduard Bernstein, hat sich wiederholt als Geschichtsschreiber der sozialistischen Entwicklung bewährt. Seine im Vorjahre erschienene zweibändige „Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung" erweist das erfolgreiche Bemühen des trefflichen Verfassers, trotz offenen Bekenntnisses zu seinen sozialen Überzeugungen doch in den Grenzen der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu verbleiben, Menschen wie Dingen gegenüber. Das oben genannte Buch enthält nun die ganz neue, durch eigene Forschung sowie die freiwillige Mitwirkung hervorragender englischer Historiker ungemein erweiterte und vertiefte Umarbeitung einer früheren Veröffentlichung Bernsteins. Sie füllt eine empfindliche Lücke in den bisherigen Darstellungen der Geschichte der großen englischen Revolution von 1640 bis 1660 aus, indem sie die demokratischen und sozialistischen Bestrebungen innerhalb dieser wichtigen Umwälzung schildert: Tendenzen, die unmittelbar sich nicht durchsetzen konnten, aber für die Zukunft bedeutsame Keime dem englischen Boden einpflanzten.

Die eigentlichen Vertreter dieser Anschauungen waren in der republikanischen Partei die „Levellers", die „Gleichmacher". Sie schieden sich wieder in zwei Richtungen. Die eine, unter der Führung des unerschrockenen Vorkämpfers und Märtyrers Lilburne, strebte lediglich eine echt demokratische Gestaltung der Republik an. Die andere, die „wahren Levellers", unter Everard und Winstanley, forderte die „Wiederherstellung der alten Gemeinschaft des Genusses der Früchte der Erde", „der Zeit vor dem Sündenfalle", womit un-



Faksimile aus dem bisher unveröffentlichten Requiem, komponiert für die Totenmesse, die alljährlich in dem von Verdi zur Unterstützung armer, alter Musiker gestifteten Hause in Mailand stattfindet.

[illegible] sich ganz [illegible] seinen [illegible] akter zu versenken und [illegible] nationalen Eigen[illegible], [illegible] einer nationalen Ver[illegible] zu entä[illegible] recht verstehen.

Die Übersetzung wird leider dem eigenartigen Zauber der Memoiren nicht völlig gerecht; auf militärischem Gebiete kommen sogar arge Schnitzer vor. So wird Seite 446 u. a. retour offensif durch offensive Rückkehr wiedergegeben, während es Gegenangriff bedeutet; [illegible] mer Seite [illegible] [illegible] während [illegible] „auf[illegible] [illegible] über[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von [illegible] an[illegible] An[illegible]

Bei der Herausgabe der weiteren Bände wird hierauf zugunsten des glatten Lesens und des Verständnisses größerer Wert gelegt werden müssen.

Gädke.

S[illegible] und Demokratie in der großen englischen Revolution. Von Eduard Bernstein. Zweite, [illegible] vermehrte und [illegible] Auflage. Stuttgart [illegible] Ichf.

Der bekannte Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus, [illegible] Bernstein, hat sich [illegible] als Geschichtsschr[illegible] der [illegible]lichen Entwicklung bewährt. Seine im Vorjahre erschienene zweibändige „Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung" erweist das ergreifende Bemühen des trefflichen [illegible] trotz offenen Bekenntnisses zu seinen sozialen Überzeugungen [illegible] in den Grenzen der [illegible] und Gerechtigkeit [illegible] Menschen wie Dingen [illegible] Das oben genannte [illegible] enthält nun die ganz neu [illegible] eigene Forschung sowie die freiwillige Mitwirkung hervorragender englischer Historiker ungemein erweiterte und vertiefte Umarbeitung einer früheren Veröffentlichung Bernsteins. Sie füllt eine empfindliche Lücke in den bisherigen Darstellungen der Geschichte der großen englischen Revolution von 1640 bis 1660 aus, indem sie die demokratischen und sozialistischen Bestrebungen innerhalb dieser wichtigen Umwälzung schildert: Tendenzen, die unmittelbar sich nicht durchsetzen konnten, aber für die Zukunft [illegible] [illegible]same Keime dem englischen Boden einpflanzten.

Die eigentlichen Vertreter dieser Anschauungen waren in der republikanischen Partei die „Levellers", die „Gleichmacher". Sie schieden sich wieder in zwei Richtungen. Die eine, unter der Führung des unerschrockenen Vorkämpfers und Märtyrers Lilburne, strebte lediglich eine echt demokratische Gestaltung der Republik an. Die andere, die „wahren Levellers" [illegible] Everard und Winstanley, forderte die „Wiederherstellung der alten Gemeinschaft des Genusses der Früchte der Erde", „der Zeit vor dem Sündenfalle", womit [illegible]



Faksimile aus dem bisher unveröffentlichten Requiem, komponiert für die Totenmesse, die alljährlich in dem von Verdi zur Unterstützung armer, alter Musiker gestifteten Hause in Mailand stattfindet.

zweifelhaft der vermeintlich ursprüngliche Kommunismus gemeint war. Durch Mord und Diebstahl hätten „die Raubkreaturen, nämlich Grundbesitzer, Advokaten und Geistliche“, das Privateigentum an Stelle dieses ursprünglichen Kommunismus gesetzt. Der Sozialismus nahm auch schon eine bestimmt antikirchliche Färbung an: die „nackten schamlosen Handlungen“ der „Raubkreaturen“ versteckten sich nach der Meinung der Levellers „unter der Feigenblattbekleidung von Sabbaten, Fest- und Danksagungstagen, Dogmen, Formeln und Kulten“. An Stelle des positiven Christentums lehrten die wahren Levellers eine Art pantheistischer Religion. Sie gingen auch zur Propaganda der Tat über: die sogenannten „Diggers“ („Gräber“) bemächtigten sich wüst daliegender Ländereien, bebauten sie und errichteten dort ihre Hütten. Aber das bekam ihnen übel. Die Obrigkeiten der Republik und zumal Oliver Cromwell waren keineswegs geneigt, solche sozialistischen Taten zu gestatten. Unter Beihilfe der ansässigen Bevölkerung vertrieben Soldaten die Diggers, schleppten sie ins Gefängnis und zerstörten ihre Arbeiten. Vergebens bildete sich eine sozialdemokratische Presse; vergebens entwickelte Harrington in seinem utopistischen Werke „Ozeana“ das Ideal eines gründlich demokratisierten England. Die Arbeiter waren als Klasse damals zu unentwickelt, um eine dauernde und wirksame politische Partei herzustellen. Das Übergewicht der landbesitzenden Klassen war zu groß und erschien allzusehr als selbstverständlich, um das Aufkommen einer starken wirtschaftlichen Umsturzpartei oder auch nur Demokratie zu dulden. So arbeiteten Levellers und Diggers lediglich für eine späte Zukunft.

Diese interessanten Vorgänge werden von Bernstein mit eben so vieler Sachkenntnis wie Unparteilichkeit und echt historischem Blicke in anziehendster Weise geschildert.

M. Philippson.

Die Vorstellungen der Tiere. Philosophie und Entwicklungsgeschichte. Von **Kurt Graeser**. Berlin, Georg Reimer.

In dem Motto, das dem interessanten Buche vorangesetzt ist: „Leben heißt Vorstellen“, liegt der große psychologische Irrtum des Verfassers. Denn unter Vorstellen versteht er eine Nerventätigkeit, die zunächst mit Bewußtsein nichts zu tun hat. Der unbewußten Vorstellung der Pflanze bezw. des Tieres folgt das unbewußte Wollen und diesem das unbewußte Handeln. Was aber ein Vorstellen, von dem der Vorstellende nichts weiß, ein Wollen, von dem der Wollende keine Ahnung hat, eigentlich bedeuten soll, das verrät der Verfasser nicht. Das alles sind wohl Worte, die dem Materialismus gebräuchlich sind, aber mit denen sich irgendein Verständnis nicht verbinden läßt. Die geistigen Vorgänge werden als „unräumlich“ anerkannt, und dennoch sollen sie Erzeugnis des räumlichen Gehirns sein. Erst aus dem Unbewußten soll dann im Laufe der Entwicklungsgeschichte Bewußtsein als ein Zustand gewisser Vorstellungen

hervorgehen. — Sieht man von diesen psychologischen Undenkbarkeiten ab, so bietet das Buch des Richtigen und Wissenswerten genug. Die Handlungen der Tiere teilt Verfasser in Reiz-, Instinkt- und bewußte Handlungen. Bewußter Handlungen sind nach ihm außer den Wirbeltieren auch die Insekten und gewisse Würmer fähig. Und wenn man unter Sittlichkeit das Handeln zum Wohle eines andern versteht, so zwingt die Gerechtigkeit uns, auch bei zahlreichen Tierarten sittliche Vorstellungen und sittliches Handeln anzuerkennen.

Dr. F. Lüdtke.

Zur Erinnerung an Balthasar Anton Duncker (1746—1807). Eine Auslese aus seinen Gedichten nebst einigen seiner Vignetten. (Gedruckt bei Gustav Grunau, Bern.)

Man hat ein wenig absichtlich lebendig gemacht, da man dem braven Duncker aus Pommern in Bern ein Denkmal setzte in Form einer kleinen Auswahl seiner Gedichte und Vignetten zur Feier seines hundertsten Todestages. Duncker war durchaus Eklektiker, leicht lassen sich seine Vorbilder in Brockes, Haller, Hagedorn, Gellert und Wieland nachweisen. Daneben zeichnete und radierte er im Stile des weit bedeutenderen Geßner. Die feinsinnigen Herausgeber der Sammlung, Adolf Thürlings und Gustav Tobler, haben in richtiger Wertschätzung Dunckers nur acht Gedichte abgedruckt, die den Dichter ganz ausgezeichnet charakterisieren. In dieser Form wird das Büchlein, das der Verlag liebevoll ausgestattet hat, gewiß manchem Freunde des 18. Jahrhunderts eine Freude bereiten.

Karl Georg Wendriner.

Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, in Auswahl herausgegeben durch Hans F. Helmolt im Insel-Verlag, Leipzig.

Unser Zeitalter, das unter dem überwältigenden Eindruck der Kunst Goethes nur den Gelegenheitsdichter als Künstler anerkennen will und in jedem Kunstwerke vor allem die Konzeptionsstelle sucht, hat ihr größtes Interesse den Briefen und Tagebuchblättern großer Geister zugewandt, weil unzweifelhaft in diesen die Fähigkeit des Erlebens am stärksten zum Ausdruck kommen muß. Es ist dankbar zu begrüßen, daß der Insel-Verlag jetzt auch eine Auswahl der Briefe Liselottes herausgegeben hat, dieser pfälzischen Prinzessin, die als Schwägerin Louis XIV. an dessen sittenlosem Hofe leben mußte, die aber ihr echt deutsches Herz und ihren Frohsinn sich stets bewahrte und als Trost in ihrer seelischen Einsamkeit ihren Freunden jenseits des Rheins in unzähligen Briefen erzählte, was sie mit ihren offenen Augen am Hofe des Sonnenkönigs sah. Es ist eine Freude, diese auch kulturhistorisch so überaus interessanten Briefe zu lesen, durch deren volkstümliche Originalität des Stils sich schon Wilhelm Scherer an Goethes Mutter erinnert fühlte. — Die von Helmolt aus der Masse von 3000 erhaltenen Briefen ge-

troffene Auswahl ist in jeder Beziehung zu loben.

Karl Georg Wendriner.

Vom Theater der Seele. Von Albrecht Ringen. Stuttgart, Axel Juncker.

Ein höchst seltsames Büchlein — das Ganze hat 74 Seiten — anspruchsvoll, ohne die Ansprüche zu befriedigen, die es erweckt. Derartiges nannte man früher bescheidener: Skizzen, Fragmente, Bilderbuch ohne Bilder. Es sind Stimmungsbilder, Satiren, Grotesken. Der Verfasser hat einen guten Blick für Seltsames; der feinen und richtigen Beobachtung gesellt sich manchmal eine originelle Ausdrucksweise. Häufig jedoch tritt das allzu Gewollte aufdringlich hervor. Nicht selten bleibt der Verfasser unverständlich oder mir ist wenigstens seine An- und Absicht nicht klar geworden. Am besten hat mir die Geschichte: „Die Grobziger" gefallen, eine recht gelungene Wiederbelebung der Schildbürgergeschichten, nur verfeinert und vergeistigt.

Ludwig Geiger.

Ibsen als Norweger und Europäer. Von Albert Dresdner. Jena, Eugen Diederichs.

Entschieden eine der interessantesten Studien über Ibsen. Bedeutend dadurch, daß Ibsen als Kulturfaktor betrachtet und abgeschätzt wird. Die gesamte geistige und nationale Grundlage, welche Ibsens Charakter bildete, versucht Dresdner mit möglichst scharfen Zügen darzustellen. Drama um Drama des Dichters zerlegt er und zeigt Ibsens innigen Zusammenhang mit dem engbrüstigen Kritizismus seines Volkes auf. Gestalt um Gestalt löst er aus dem grauen Hintergrund ihres Milieus und zeichnet den engen Kreis, in welchem sich Ibsens Denken und Fühlen bewegte. Der Dichter wird als der Norweger dargestellt und in seinem schöpferischen Verhältnis zur europäischen Kulturwelt gewertet: die aufsteigende Entwicklungslinie vom Nationalisten zum Europäer ergibt sich von selbst aus sorgsam durchgeführter Kritik des Gesamtwerkes. Aber auch, was Ibsen war und nimmer wird sein können: der Analytiker, nimmer der Synthetiker; der zerstörende Erwecker, aber nicht die höchste, ewig fortzeugend wirkende Quelle. Das Buch ist um so nachhaltiger, da es von einer bedeutenden Persönlichkeit geschrieben wurde, von deren männlich starkem Geist es erfüllt ist.

Hugo Alt.

Aus des lieben Gottes Arbeitsstübchen. Dichtungen von Erich Wunsch. Zeichnungen von Hans Lindloff. — Berlin, Verlag Harmonie.

Anheimelnd wie schon der Titel, der uns etwas von echter Märchenstimmung verrät, ist das ganze Büchlein: voll Liebenswürdigkeit, Geist und schalkhaftem Humor oder feinster Satire. Aber auch zu ernster, ergreifender Erhabenheit weiß es sich zu steigern. Und was ist der Inhalt?

„Das sind ja viele, viele Menschenherzen,
Die voller Sehnsucht, voller Lust, voll Leid,
Liebend und hassend, hoffend und verzweifelnd
Auf Erden schlagen. Und der kleinste Schlag
Ist oben bei dem Liebengott zu hören.
Und wenn sich eines gar zu wild bewegt,
Und wenn eins müde ist vom vielen Schlagen,
Dann merkt's der Liebegott und denkt: Sei still!
Dann macht es: knick! Dann muß das Herz zerspringen.
Dann schellt es gleich an unsrer Himmelstür,
Und Petrus hat nicht zehn Minuten Ruhe."

Einige solcher brechenden Menschenherzen und ihren Einzug durch die Himmelspforte besingen die hübschen, glatt dahinfließenden Verse, einige der größten und gewaltigsten Menschenherzen, die je geschlagen haben: Goethe, Nietzsche, Ludwig Richter, Lessing, Friedrich d. Gr., Heine und Beethoven. Wahrhaft bewunderungswert ist es nun zu sehen, wie abwechslungsreich der Dichter diesen Gedanken zu gestalten weiß, wie er ihn jedesmal der besungenen Individualität anpaßt, so daß der Leser hier fast einen anschaulicheren, richtigeren Begriff von dem Charakter und Wesen und der Bedeutung jener Großen empfängt, als durch manche langatmige, gelehrte Biographie.

Die gleiche Mannigfaltigkeit, die gleiche Abwechslung von Scherz und Ernst gelangt in dem reichen Bilderschmuck des auch sonst sehr vornehm und modern-geschmackvoll ausgestatteten Werkchens zum Ausdruck. Wer das Buch liest, wird seine Freude daran haben und es gern immer und immer wieder zur Hand nehmen.

S. B.

Die Grundmühle. Von Emmi Elert. Berlin, Fontane und Co.

Emmi Elert, die mehrfach erprobte Romanschriftstellerin, bietet uns ein Werk, zu dem offenbar Klara Viebig als Muster gedient hat. Nicht bloß für den Dialekt — die Sprache der Eifel, — sondern auch für die Herbigkeit und Rauheit der Menschen und der Gegend. Ein versoffener, verlumpter Müller, ein hartherziger, auf den Forderungen äußerer Religiosität pochender Pfarrer. Eine Bäuerin Suß, die in der Stadt diente, wird von Peter, dem Grundmüller, als Magd gedungen und, da er sie nicht anders haben kann, zur Frau gemacht. Ihr Kind Hubert erlangt bei einer Prozession den Keim zu tödlicher Krankheit. Der protzige Bauer ruiniert durch Faulheit und Trunksucht sein ganzes Anwesen, schließlich wird er von seinem vom Militär heimkehrenden Bruder Toni entmündigt, die Ehe geschieden, Peter sinkt zum Strolch und Landstreicher herab, der sein Leben in den Gefängnissen verbringt. Das Kind stirbt. Toni und Suß, die sich lieben, können sich nicht heiraten, da der päpstliche Dispens nicht eintrifft, Suß, vom Pfarrer überredet, verläßt die Mühle, Toni, von den Bauern, seinen ehemaligen Kunden,

boykottiert, muß seinen Hausrat verkaufen und aus der Gegend fortziehen. Alles logisch, grausam, unerfreulich. Warum kann nicht das Paar, das die Glücksbedingung in sich hat, nach Amerika ziehen? Daß Suß schließlich ihre Ansprüche auf Lohn gerichtlich von Toni erlangen will, sie, die sich ihm hingegeben und in freier Ehe mit ihm gelebt hatte, mag im Charakter der Eifler Bauern richtig sein, nichtsdestoweniger bleibt es höchst widrig. Einzelne Liebesschilderungen, auch die erste Liebe der Suß zu einem Burschen Nikola, sind anmutig; recht gut durchgeführt ist die Zeichnung des alten Hannes, der fast drei Generationen auf der Mühle gedient hat, in seiner Blödheit noch immer in den Tagen seiner Kindheit zu leben meint und auf der Mühle bleibt bis zu ihrem Untergang. Was aber wird aus den drei Hauptheldena? Daß Peter im Säuferwahnsinn endet, ist klar; aber Toni und Suß sind kraftstrotzende Menschen, die mit ihrem Dasein nicht abgeschlossen haben; will die Verfasserin etwa in den Fehler verfallen, uns das zweite Leben der beiden in einem neuen Roman vorzuführen? Das wäre, angesichts ihres unleugbaren Talents, sehr zu beklagen.

Ludwig Geiger.

Friedrich Hebbels Tagebücher, herausgegeben von Hermann Krumm. Leipzig, Max Hesses Verlag.

„Das Drama soll keine neuen Geschichten bringen, sondern neue Verhältnisse." Der größte Rechenmeister des Dramas zeigt uns hier seine Technik: wie er kleine Geschichten sammelte, Geschichtchen aufspeicherte, Ideen notierte, und alles aus einem Gesichtspunkte — neue Verhältnisse, befruchtende Gedanken aus ihnen zu saugen. Die Idee zum höchsten Lustspiel ist für Hebbel ein Mensch, der nicht einmal weiß, was für ihn gut oder böse ist, die Tragikomödie der verwirrten Moral. — In diesen Tagebüchern ist ein unerschöpflicher Quell von Gedanken eines straffen Geistes, der nur deshalb nicht das Allerhöchste erreichte, weil seine rechnerische Leidenschaft ihn hinderte, ganz Leidenschaft zu sein.

A. Halbert.

Das Patenkind. Thüringer Roman v. Martha Renate Fischer. Stuttgart, Adolf Bonz und Co.

Das Buch ist in einem ganz eigenen, frischen Heimatstil geschrieben, hat einen trockenen festen Humor und einen natürlichen Ernst. Es ist nirgends überschwenglich und will überall wahr sein. Aber darin tut es des Guten zu viel. Die Verfasserin ist ohne Zweifel ein starkes Talent, aber sie hat sich noch nicht ganz gefunden. Etwas Verwirrendes haftet noch ihrer Kunst an. Sie möchte gern alles sagen, jedes Schrittchen beschreiben, jede Rockfalte schildern, jeden Gedanken ihrer Gestalten festhalten und versäumt über dem kleinen Punktieren manchmal die große Linienführung. Ihre Persönlichkeiten sind voll Leben, aber sie hüpfen vor unsern Augen. Hier eine Stilprobe: „Platt vorn auf dem Wagen, auf den Brettern saß eine Frau. Ihre Beine bau-

melten neben der Deichsel herab, barfuß in schwarzen, ausgeschnittenen Schuhen. Drohten Unebenheiten im Weg, so kippte sie die Füße hoch, damit sie nicht schleiften. Die Frau war schwarz, alt, gelb, dünn. Die Kuh war fahl" (S. 474). Das ist alles sehr anschaulich, doch ist es nicht der Zweck des Dichters, Bilder zu malen. Das Buch erinnert an einen vorzüglichen Kinematographen, der eine lange Reihe packender Szenen gibt. Das lebendige, bald schauervolle, bald übermütig-ergötzliche Leben rollt sich vor uns ab, aber über jedem Bild schwebt ein unruhvolles Zittern, das die Blicke blendet. — Der Roman spielt in einem Dorf, im Volke. Die Heldin Meta Brandt ist vortrefflich geschildert mit ihren Fehlern und Vorzügen, ihrer stachligen Art, ihrem herzlosen Witz, ihrer Grausamkeit und heimlichen Angst. Sie „probiert" die Männer mit Ohrfeigen. Wenn sie einen Burschen in Aussicht hat, „langt sie ihm eine Schalle herunter". „Steckt er die ein, — dann is gut, dann passe mir zusamme. Steckt er die nich ein, no — dann laß ich ihn laufe." (S. 76.) Meta hält sich so mutig sauber wie ihre Röcke, weil die Schmach des Vaters, der ein Dieb gewesen, auf ihr lastet. Eines Tages kehrt der Totgeglaubte zurück unter falschem Namen. Nur von der Tochter gekannt, nähert sich der Verkommene ihr immer wieder. Erschütternd sind ihre Seelenkämpfe, ihre verzweifelte Angst vor der Entdeckung. Ihr Aussehen verfällt. Ihre mühsam erworbenen Ersparnisse wandern zum Vater als Schweiggelder. In einer packend gegebenen Szene zwingt der Betrunkene Meta zum Diebstahl. Trotz allen Grauens beherrscht ein froher frischer Ton das Buch. Die Kraft der Jugend sprüht aus ihm. Die Nebenpersonen sind scharf gezeichnet, so der fromme Schuster, Baurat genannt, und sein Weib Edwine, das die Polsterjacke anzieht, wenn der Mann aus dem Wirtshaus kommt. Allen, die sich vergnügt unterhalten wollen, sei „das Patenkind" bestens empfohlen.

Maria Stona.

Das Haus zur Flamm'. Roman v. Helene Böhlau. Berlin 1908, Verlag von Egon Fleischel und Comp.

Die ureigenste Domäne dieser Dichterin ist das alte Weimar. Von dem wußte sie viel zu sagen: von großen Menschen und schönen Dingen; von kleinen Schicksalen und bedeutenden seelischen Erlebnissen. Ihre wertvollste Kunst ist, alles mit der Wärme ihres Temperaments zu erfüllen, Dinge und Menschen mit der Stärke ihres Empfindens zu beseelen. Ihr Können bewährt sich auch hier im vollsten Maße. Es ist ein echtes Frauenbuch, voller Güte, Wärme und inniger Freude am Leben. Es ist getränkt mit dem Bewußtsein der Schönheit des Daseins. Der stoffliche Inhalt ist unbedeutend und ohne Abwechslung. Nur das Wie und Was der Gestaltung ist ausschlaggebend. „Das Haus zur Flamm'" ist das Heim einer Frau, die aus der Niederung des Alltags auf den Berg geflüchtet, um ihr eigenes Leben erleben, unbeschränkt Liebe und Güte geben zu können. Sie stellt sich auf sich selbst, sie will

frei sein durch sich selbst. Ein paar Menschen gehen bei ihr oben ein und aus, die ihren im Tal erlittenen Schmerz im sänftigenden Gehege ihrer Güte verwinden wollen. Und nur einer, der sich, gleich ihr, souverän über die beengenden Grenzen der gesellschaftlichen Lügen und Lieblosigkeiten zu schwingen vermocht und zur reinen Menschlichkeit gelangt ist, findet ihre menschlich-weibliche Liebe. Und darin soll wohl der innere Sinn des Buches liegen. Es bleibt die Frage, ob dies nicht ein Irrtum ist. Jedenfalls: hier ist ein starkes, temperamentvolles Buch. Wer ein Leid zu tragen hat und schwere Stunden lebt, der wird die Wärme, schier mütterliche Liebe dieses Buches doppelt empfinden. Und dies soll für das Werk und seine Dichterin herzlichste Anerkennung bedeuten.

Hugo Alt.

Die blaue Laterne von Paul Lindau. Verlag der Cottaschen Buchhandlung, Stuttgart.

Ein Gesellschaftsroman der besten Art, den man nicht ohne Interesse liest, auch wenn man nicht in die Verwandtschaftsverhältnisse der Gestalten eindringen kann, weil der Familiensinn nicht so stark ausgeprägt ist. Lindau versteht ein Milieu zu schaffen und die Menschen darin wacker handeln zu lassen. H.

Spökenkiker. Die Geschichte einer verirrten Menschenseele. Von Hermann Welte. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.

Alle Werke Hermann Weltes haben einen eigenartigen Reiz, dem man sich nicht verschließen kann. Im „Spökenkiker" zeichnet der Autor mit so packender Kraft die Verirrung und den Kampf einer armen, gefallenen Seele, daß uns das Miterleben bis zum letzten Worte nicht losläßt. Das interessante Problem, wie ein seelisch und sinnlich äußerst fein veranlagter Mensch zum Gewohnheitstrinker wird und sich schließlich aus tiefster Gesunkenheit aus eigener Kraft wieder erlöst, ist künstlerisch vollendet durchgeführt. Es lohnt sich, dieses Buch zu lesen.

Von der Violine. Von Paul Stoeving. Berlin-Groß-Lichterfelde, Verlag von Chr. Friedrich Vieweg.

Das ursprünglich in englischer Sprache erschienene Buch liegt nunmehr auch in deutscher Übersetzung vor. Man findet darin eine auf gründlicher Quellenforschung beruhende Geschichte der Geigeninstrumente von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, die Biographien der hervorragendsten Geiger und Geigenbauer, eine Übersicht über die Violinkompositionen, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden sind, eine Charakteristik der Schriftsteller, die in ihren Werken der Violine gedacht haben, sowie Exkurse über die einzelnen Teile der Violine und die Entwickelung des Bogens, die für den Geigenbauer ebenso lehrreich und interessant sind, wie für den Spieler. — Die Verlagshandlung hat dem Buche eine seinem gediegenen Inhalt entsprechende Ausstattung zuteil werden lassen; besonders dan-

kenswerte Beigaben sind die zahlreichen Abbildungen von Instrumenten der verschiedenen Geigenbaumeister, die Porträts der bedeutendsten Virtuosen und Komponisten, und die Faksimiles ihrer Handschriften. — Stoevings Werk, das wissenschaftliche Gründlichkeit mit eleganter und anregender Darstellung vereint, ist für den Fachmann ebenso wertvoll wie für den Laien, der sich über die Geige in irgend einer Hinsicht Rats erholen will.

E. Bohn.

Das klassische Weimar. Nach Aquarellen von Peter Woltze, mit erläuterndem Text von E. Scheidemantel. Weimar, Verlag von Herm. Böhlau Nachf.

Man muß dem Verlag für dieses Kunstwerk herzlich danken. Was kann uns willkommener sein als eine Sammlung guter Bilder, die uns die denkwürdigsten Stätten des alten Weimar, in dem unser einziger Goethe fast 60 Jahre lebte, vor Augen führen! Goethes Gartenhäuschen sehen wir hier und sein Wohnhaus in der Stadt mit dem Garten, das Haus der Frau von Stein, das römische Haus, die Bastille und das Schloß, den Marktplatz, das Wittumspalais, das alte Theater und Schillers und Herders Wohnhäuser. Der in Weimar geborene Maler Peter Woltze hat diese Stätten in künstlerisch vollendeten Aquarellbildern mit geschichtlicher, auf archivalische Studien gegründeter Treue wiedererweckt. Die Wiedergabe der Bilder in Dreifarbendruck ist ausgezeichnet. Den erklärenden Text hat Prof. E. Scheidemantel lehrreich und anregend geschrieben. Wir wünschen dem Werke, das eine Zierde jeder Bibliothek ist, eine recht große Verbreitung.

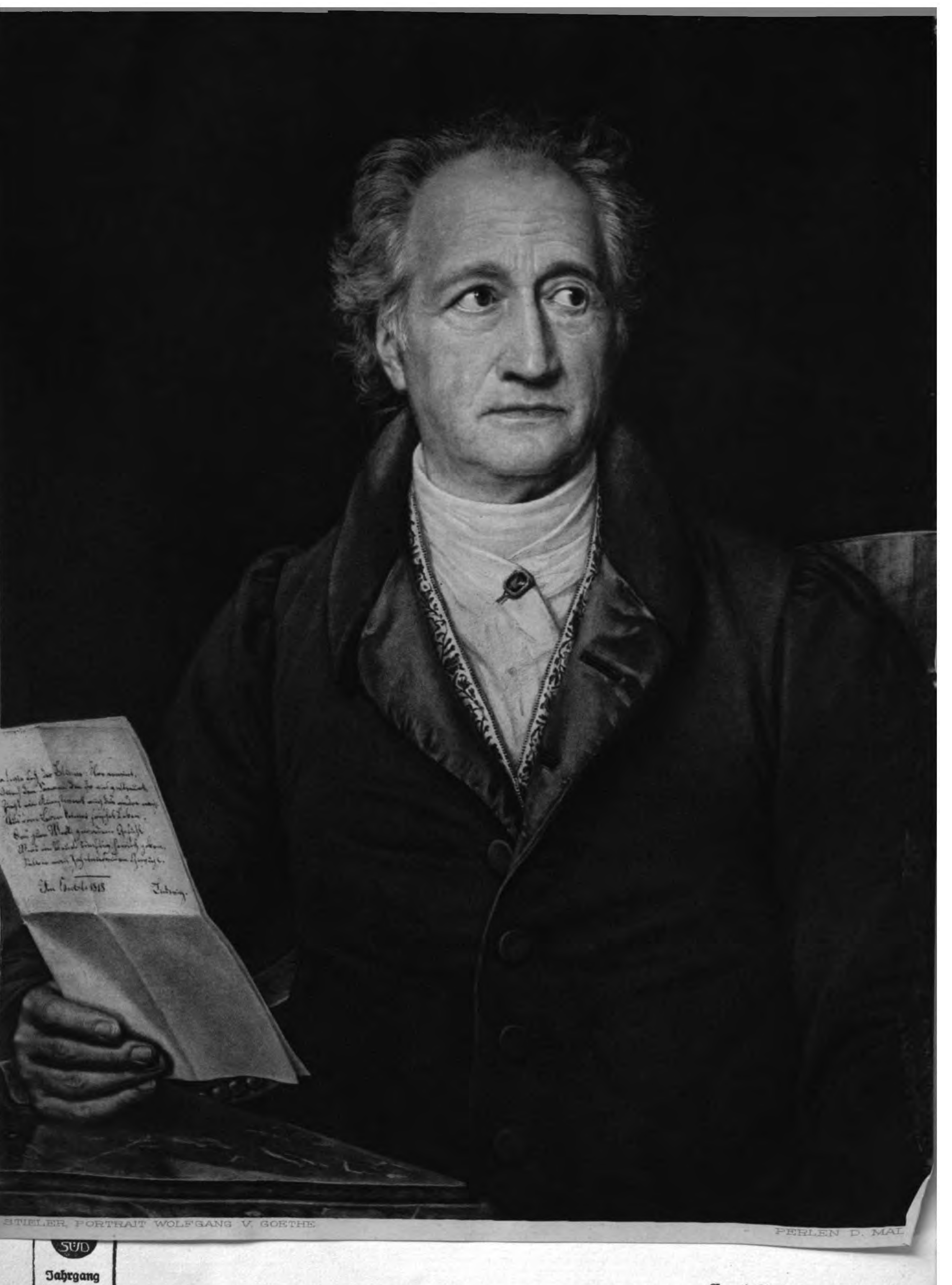
Karl Georg Wendriner.

Die Reize des Spiels. Von Prof. Dr. M. Lazarus. Berlin, Ferd. Dümmler.

Der berühmte Kulturpsychologe behandelt hier mit tiefgründigem Wissen das Thema des Spiels. Er betrachtet das Spiel im Gegensatz zur Arbeit, das Spiel in allen seinen Variationen und Abstufungen, als Genuß- und Lebensmittel. Man lernt unendlich viel aus diesem Buche. A. Halbert.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.


NORD
UND
SÜD



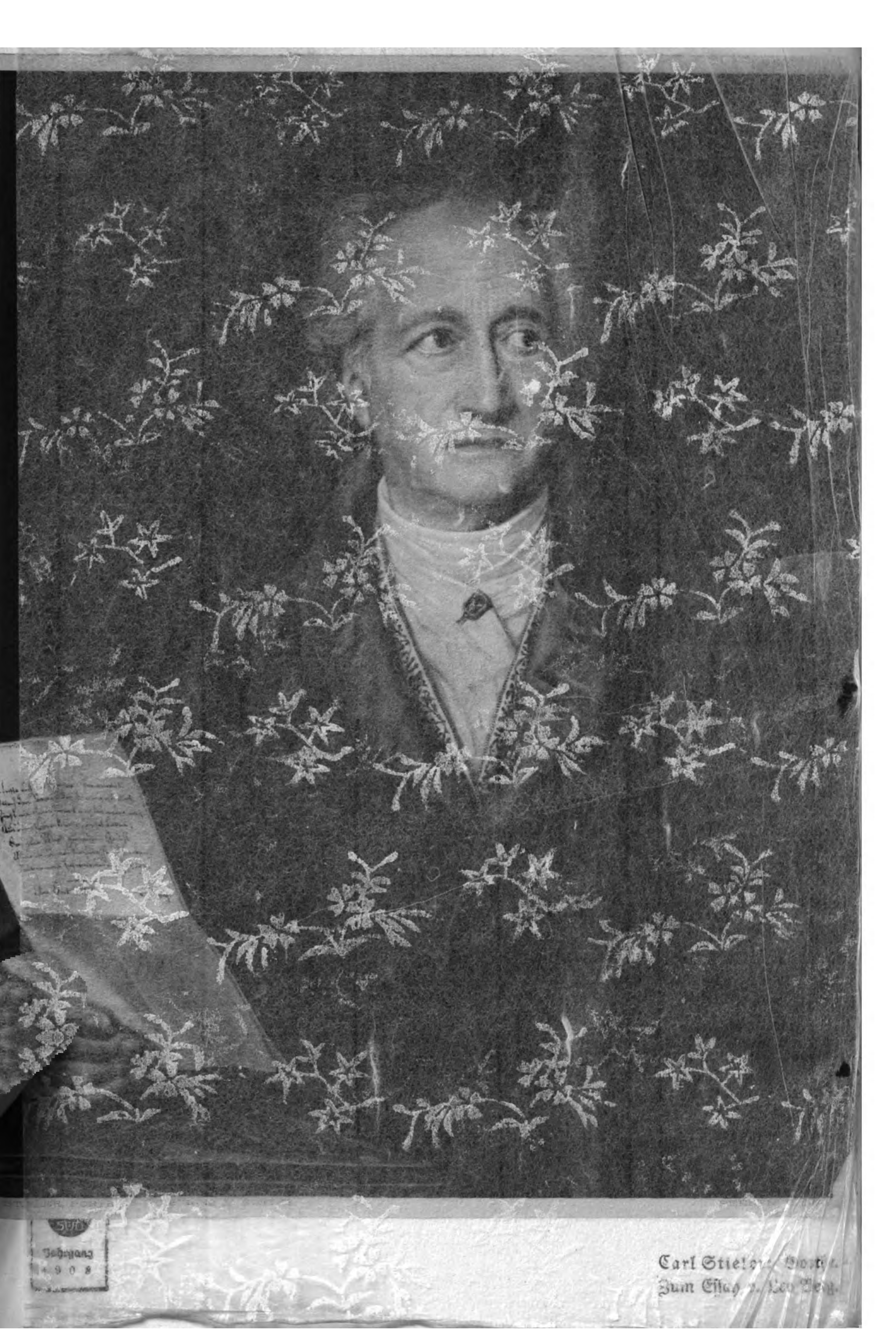
Carl Stieler: Goethe.
Zum Essay v. Leo Berg.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 126 August 1908 Heft 377



Carl Stieler: Goethe.
Zum Essay v. Leo Berg.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 126 August 1908 Heft 377

Albrecht Wirth:
Der Gang der Weltgeschichte.

Die Arche Noah landete auf einem Berge. Das neue Menschengeschlecht, die Noachiten, ging also vom Gebirge aus. Auch die neueste Keilschriftforschung scheint zu ergeben, daß ein Alpenland der Sitz der Urkultur war. Bergtiere und Bergpflanzen finden sich um, oder sogar vor 4000 in den Siegeln von Bismaya, und in den Trümmern der Stadt finden sich Bergkristalle, die in der Ebene gar nicht vorkommen. Diese Funde weisen auf das benachbarte Elam, das sich im Osten des Zweistromlandes mit Gipfeln bis zu 5000 Meter erhebt. Allerdings käme auch eine jenseits von Elam liegende Berggegend noch in Betracht.

Die Träger der elamitischen Kultur waren den heutigen Georgiern und Lesghiern verwandte Völker. Die Schöpfer der mesopotamischen Bildungswelt waren die Sumerier, deren Vetternschaft etwa zwischen Tibetern und Drawida zu suchen ist (denn an Hommels türkische Hypothese glaube ich nicht). In das Zweistromland wie auch in Elam drangen sehr früh Semiten ein. Die Nomaden der Wüste überwältigten die alteingesessene Bevölkerung, nahmen aber von ihr Hauptbestandteile der Kultur an. Sie entlehnten den Überwundenen die Schrift sowie Maße und Münzen. Kunst und Wissenschaft gingen auf die neuen Herren über, ja sogar die alten Staatsformen und zu einem wesentlichen Teile auch die alten Götter. Trotzdem kam es mehr als einmal zu einer Auflehnung des älteren Elements, das namentlich unter den Kassiten eine neue Blütezeit erlebte. Jedoch antwortete hierauf ein Wiederaufschwung der Semiten, die in den Militär- und Großstaaten von Babylon und Assur schließlich doch Alleinherrschende wurden.

Die gleichen Vorgänge spielen sich in Ägypten ab. Eingeborene Rassen, aus Negritos, Negern und Berbern zusammengesetzt, werden von Semiten überwältigt. Ein Denkmal davon ist die altägyptische Sprache, die zur guten Hälfte semitische Bestandteile aufweist.

Das erste Zeitalter der Entwicklung der Menschheit ist nun abgeschlossen. Die Weltenuhr holt zum zweiten Schlage aus. Es treten auf die Bühne jüngere Schichten der Kas-Völker, jener Verwandten der heutigen Kau-Kas-ier, der Georgier, Tscherkessen und Lesghier. Auch die Mitanni gehören zu dieser jüngeren Schicht, sowie die Chan (oder Hethiter), von denen Chnan oder Kanaan benannt ist, ferner die Philister, die Kreter, die Karer, die Pelasger, die Veneter, die Etrusker, die Räter und die Basken. Die neuen Rassen werfen sich auf die alten Kulturstaaten, auf Mesopotamien und Ägypten. Ein gewaltiges Ringen beginnt. Wiederum wird die alte Kultur entlehnt. Der Elamitergott Tarchu wird von den Chan übernommen. Die mesopotamische Hoftracht, jenes glockenförmige, entfernt an eine Krinoline erinnernde Gewand, sie taucht in Kreta wieder auf. Mit der Schrift findet wiederum auch die Wissenschaft bei den neuen Völkern Eingang. Der Kreis der Kultur weitet sich. Nunmehr dehnt er sich schon über das halbe Mittelmeer. Auch Indien und China scheinen beeinflußt. Eine alte Berührung zwischen dem Zweistromland und Ostasien wird immer glaubhafter. Doch den neuen Nordrassen erstehen Gegner. Junge Völker des Südens erheben sich und halten ihnen das Widerspiel. Arabische Horden, Phönizier, Syrer und Juden dringen ihrerseits bis in die Vorratskammern der Urkultur und verschleppen deren Vorräte bis Südarabien, bis Ost- und Nordafrika.

Die Weltenuhr holt zum dritten Schlage aus. Arier und Chinesen erscheinen. Es wiederholt sich derselbe Vorgang, der schon zweimal zu beobachten war. Mit den Waffen siegen die jungen Rassen: die Miaotze werden von den Chinesen, die Hyrkanier und Drawida von den Iraniern und Hindu, die Pelasger werden von den Griechen überwältigt. Allein der Geist der Überwundenen zeigt sich dem naiven Sinn der Eroberer überlegen. „Die Hellenen", sagt Herodot, „haben ihre Götter von den Pelasgern." Das ist eine der bedeutsamsten Wahrnehmungen der Weltgeschichte. In der Tat, wir finden den Namen des Hethitergottes Schelardis wieder, gar nicht weit vom griechischen Festland: in einem Inselnamen, Schelardeia. So gut wie sicher sind Hermes wie Demeter kasische, kleinasiatische Gottheiten, und Aphrodite steht im dringenden Verdacht, ein Echo der Astarte zu sein. So sind augenscheinlich noch viele andere Gottheiten, über deren strittige Etymologie ich mich jedoch hier nicht länger auslassen will, orientalischen Ursprungs. Wie aber bei der Religion, so geschah es auch auf andern Geistesgebieten.

Der griechische Tempelstil mag zwar, wie die Gebrüder Sarazin meinen, auf ein Pfahlbau-Urbild zurückgehen; in wesentlichen Dingen gemahnt er aber an ägyptische Muster. Die archaische griechische Bildhauerei ist ganz sicher von der ägyptischen abhängig, wie ein kurzer Blick schon, etwa in der Glyptothek, lehrt. Allgemein anerkannt ist, daß die Münzen der Griechen mit ihrer Sechzigteilung (Minen!) aus Lydien, und weiterhin aus Babylon stammen. Auch die Schrift, die erst zwischen 700 und 400 bei den Hellenen Einlaß fand, kam vom Orient. Gewiß, nicht alles hat Europa vom Nil, Mäander und Euphrat: die Griechen brachten auch viel eigenes Kulturerbe mit und schufen sich vor allem ihre eigenen Staatsformen. Ohne den Einfluß des Orients zu berücksichtigen, könnte man aber die ganze hellenische Entwicklung nicht verstehen.

Ähnlich wie den Griechen ging es den Ostariern. Dieselben hatten zwar einen eigenen unabhängigen Glauben sowohl wie eine selbständige Ständeverfassung, aber auch sie erlitten tiefgreifende Einwirkungen von Assur. Das ganze Hofzeremoniell der Achämeniden ist dem mesopotamischen nachgeahmt worden. Die Mann-Löwen von Persepolis gehören zur assyrischen Brut. Unter den drei Reichssprachen waren zur Zeit des Darius zwei alte, nämlich susisch (jung-elamisch) und babylonisch; beides Idiome der älteren, nicht-arischen Völker. Trotzdem haben es zuletzt die Perser verstanden, in ganz Iran ihre Sprache und Anschauung zur Herrschaft zu bringen. Ein Jahrtausend später zwar unterlagen sie abermals, wenn auch nur zeitweilig, der Kraft der Semiten, dem Islam. Früher hatten die Perser zwar insofern keinen allzu schweren Stand, als offenbar die Hochlande von Iran ursprünglich nicht so dicht besiedelt waren. Viel schwerer hatten es die Hindu, sich durchzusetzen. Sie standen einer äußerst zahlreichen Urbevölkerung gegenüber, und nur deshalb errichteten sie die starken Schranken der Kasten, um sich gegen die Überschwemmung von seiten der Tibeter, Kolarier und Drawida zu schützen. Nur unvollkommen erreichten sie ihr Ziel. Die hehre Hindureligion mußte es sich gefallen lassen, von den dunkelhäutigen Eingeborenen zur Fratze herabgewürdigt zu werden. Auch die Sprache zeigt drawidische Spuren: die entsetzlich langen Wortungeheuer des Sanskrit mit ihren dreißig bis vierzig Silben verraten eine bedenkliche Ähnlichkeit mit der Agglutination der Tschandalasprachen; die überaus schweren Cerebrallaute des Sanskrit sind ganz offenbar dem Arsenal der Drawidalaute entlehnt. Die Schrift der Hindu (die aber erst im 3. vorchristlichen Jahrhundert gebraucht wird), wie auch die Südindiens, entstammt ebensowohl

dem Aramäischen, wie die Schrift des um dieselbe Zeit beginnenden Mittelpersisch oder Pehlewi. Wie in Sprache und Schrift die Überwundenen ihre Kraft zeigten, so kam es auch noch zu öfteren Auflehnungen gegen die Oberherren, deren größte die unter Tschandra Gupta war. Tschandra Gupta, aus niederer Kaste hervorgegangen, errang 300 vor Christi die Herrschaft über ganz Hindostan. Bald darauf hören wir auch von bedeutenden Königreichen der Drawida am unteren Ganges und in Orissa. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert ersteht ein hyrkanisches Reich, das sich von den Osthängen des Kaukasus quer durch Iran bis zum Indischen Meere hinzieht. Ferner ist die Herrschaft der Parter wohl kaum eine rein arische zu nennen. Auch in China zeigt sich die gleiche Erscheinung einer oft erfolgten Auflehnung der Überwundenen. Die „Schwarzhaarigen" werden mehrfach von Miaotse angegriffen, die besonders im 4. Jahrhundert v. Chr. abermals eine bedeutende Machtstellung einnehmen; und dann wieder werden die Tataren mächtig. Der große Schöpfer des chinesischen Einheitsstaates, Shi-hoang-ti, war tatarischer Herkunft.

Bei den Kulturübertragungen sind zwei Erscheinungen besonders beachtenswert. Die neuen Rassen, die das alte Erbe übernehmen, bringen immer auch ein gut Teil von Eigenem mit, von selbständigen Eigenschaften und selbständigen Kulturerrungenschaften. Dadurch wird die Urkultur beständig bereichert; außerdem aber wird dieselbe geographisch immer weiter ausgebreitet. Ihre bedeutsamste Ausdehnung erfährt sie zunächst durch die Phönizier, dann durch die Arier und die Chinesen. Bereits erstreckt sie sich jetzt, am Ende unserer zweiten Periode, von den taifungepeitschten Gestaden des Stillen Meeres bis zu den Säulen des Herkules. Die Eroberungen der dritten Periode werden dann durch zwei große Militärmächte zusammengefaßt. Die Reiche der Cäsaren und die der Han bilden sozusagen große Sammelbecken für die ganze ostasiatische und für die ganze Mittelmeerkultur. Die Erwerbungen, sowohl rein geographischer als geistiger Art, werden somit zentralisiert und zu starker Stoßkraft fähig gemacht.

Im einzelnen ist bei den Römern wiederum das alte Gesetz zum Maßstab zu nehmen, das wir schon so oft in Wirksamkeit gesehen haben: Graecia capta ferum cepit victorem. Der Überwundene überwindet den Sieger auf kulturellem Gebiet. Zugleich entsteht eine äußerst fruchtbare Wechselwirkung der verschiedenen Bildungswelten. Man nennt eine solche häufig mit verächtlichem Ausdruck Synkretismus, einen

Mischmasch, einen Hexenkessel der Stile und Religionen. Warum sollte aber, was heutzutage als Fortschritt, als Weltverkehr, als Internationalität gepriesen wird, nicht auch im Zeitalter Cäsars und Trajans als Fortschritt aufgefaßt werden und gelten? In jedem Falle ist ein gewaltiges Vorwärtsschreiten der Erdkunde und eine erneute außerordentliche Ausdehnung der Weltkultur zu verzeichnen. So gehen römische Münzen bis jenseits des Sambesi, sowie bis Schensi in Nordchina. Aber auch die Mitte und der Norden von Europa und Asien werden jetzt der Weltkultur erschlossen. Turkestan und die Mongolei fallen den Chinesen anheim, Mauretanien wird römische Provinz, Inder und Araber dringen bis zur Sofala und zu den zentralafrikanischen Seen vor. Durch die chinesische Besetzung von Fergana wird ein westöstlicher Verkehr, wird eine dauernde Berührung zwischen den Welten des Ostens und des Westens eingeleitet. Chinesische Seide überschwemmt das Römerreich. Gewürze der Molukken werden durch die südlichen Gewässer nach Alexandrien und weiter nach dem Abendland gebracht. Chinesische Dschunken fahren Hira an der Mündung des Schatt-el-Arab an. Umgekehrt dringt griechische Kunst siegreich vor nach Süd- und Ostasien. Manichäer und Nestorianer gewinnen Proselyten in Hochasien und vermitteln die aramäische Schrift den Mongolen und Tungusen. Noch heutzutage ist die Schrift der Mandschu das Estrangelo der Syrer. Frühbyzantinische Münzen gelangen bis zu den Jakuten.

Die Weltenuhr holt zum vierten Schlage aus. Wiederum pochen Völker von frischer ungebrochener Kraft an die Pforten der Kulturstaaten. Die Germanen treten auf. Die Türken, die Araber und die Malaien erscheinen. Eine Zwischenbemerkung muß hier eingeschaltet werden. Auf der geschichtlichen Bühne sind die Vorgänge ähnlich, wie auf der Theaterbühne. Der Personenwechsel geht selten in der Art vor sich, daß eine ganze Gruppe von Menschen den Schauplatz verläßt und dafür eine Gruppe von ganz andren Menschen den Schauplatz betritt; sondern einzelne Spieler lösen sich, zuweilen fast unvermerkt, aus dem Gesamtbilde, und andre Spieler kommen, ebenfalls oft unvermerkt, dazu. Es ist nicht der Gang der Weltgeschichte, daß ein Volk auf einmal seine Aufgabe erfüllt hat und ganz plötzlich ein anderes Volk seinen Platz einnimmt. Im Gegenteil! Rassen und Völker, die einmal weltgeschichtlich von Bedeutung gewesen sind, treten im Grunde niemals ab, da sie selbst im Laufe von Jahrtausenden nicht ganz ausgespielt haben. Denn das Ringen zwischen alteingesessenen Herren und Eigentümern und den

frischen Eroberern entscheidet sich in keinem Falle sofort; sondern es dauert vielmehr Jahrzehnte, ja wohl Jahrhunderte lang fort. Es ist auch keine Seltenheit, daß die früheren Besitzer noch einmal mächtig werden und die Eindringlinge wiederum des Landes verjagen. Mit Leichtigkeit könnte man alle diese Beobachtungen auch in den ersten Weltperioden nachweisen; besonders auffällig aber, und zudem allen gegenwärtig ist die Länge der Übergangszeit bei dem Kampfe der Nordvölker mit Rom und China. Sofort aber ist zuzusetzen, daß dieser Kampf keineswegs unfruchtbar und ergebnislos war. Faust sagt:

„Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte,
Der öde Kampf der Elemente,"

wobei er das ewige Hin- und Wieder von Ebbe und Flut meint. Mephisto findet sich in seiner nihilistischen Weise damit ab und höhnt:

„Da ist für mich nichts Neues zu erfahren,
Das kenn' ich schon seit hunderttausend Jahren."

Genau so indessen, wie Faust den Elementen ein Beträchtliches abringt, wie er neuen Grund und Boden dem Kontinente anfügt, so hat auch der Kampf der Nordrassen mit der Südkultur befruchtend gewirkt und neue, weite Gebiete dem Reiche der Kultur angegliedert. So ist es auch ganz kurzsichtig und verkehrt, stets von dem „finstern Mittelalter" zu sprechen. Ist doch in jener Zeit die ungeheuerste Arbeit getan, ist doch darin der Grundstein zu unserer heutigen Kultur gelegt. Natürlich, auch das von Faust gewonnene Land war zunächst kahl und öde. Es mußte erst Zeit vergehen, ehe Saaten dem jungfräulichen Boden entsproßten, und das Häuschen von Philemon und Baucis mußte weichen, um neuen Städten Platz zu machen.

Die Eroberung des Nordens durch Rom, Iran und China begann rund 120 v. Chr. Die Römer besetzten Gallia Narbonensis, und Kaiser Wuti begann seine gewaltigen Kriegszüge gegen Hunnen und Juetschi. Etwas später wurde dann ganz Gallien durch Cäsar bezwungen, wurden die Sien-pi der Mandschurei den Han-Kaisern zinspflichtig, und Iran errichtete eine Mark im Nordkaukasus, deren Bewohner, die Osseten, infolgedessen noch heute eine iranische Sprache reden. Noch später fügten die Cäsaren ihrem Reiche die Ostalpenländer, Britannien, Pannonien und Dazien hinzu, sowie einen erklecklichen Teil von Germanien, während persische Bildung sich bis Merv und Samarkand verbreitete und die chinesische Kultur sich bis zum Tarimbecken ausdehnte und bis zum Balkasch-

und Aralsee Anhänger gewann. Indische Kultur aber eroberte Südostasien und die Sunda-Inseln, sowie Tibet. Dem Ausdehnungstrieb der alten Kulturreiche strebte die Beutelust der Barbaren entgegen. Wollten die jungen Nordvölker sich in den vorgelagerten Fruchtgefilden des Südens neue Wohnsitze erwählen, so stießen sie auf die ihrerseits vordringenden alten Militärmächte. Ein Widerstand wurde angestachelt, der sehr leicht in beutegierigen Angriff überging. Den Erfolg haben zuletzt die Nordvölker davongetragen.

Zunächst einige Daten über das Vordringen der Südkultur. Schon um 200 vor Chr. mögen griechische Alphabete zu den Kelten und Germanen (die daraus die Runen entwickelten) gelangt sein. Seit der Zeit Cäsars werden die tartarischen Bewohner von Tschili, Schansi und Schensi chinesiert. In die gleiche Zeit fällt die Romanisierung Galliens und Spaniens. Ulfilas, übrigens ein Halbarmenier, vermittelt den Goten Christentum und Schrift der Griechen. Die Toba und andere Nordherrscher sowie die Koreaner werden zu Buddhisten. Seit 496 bekehren sich die Franken zur römischen Kirche. Seit dem 6. Jahrhundert wirken irische Mönche in Süd- und Mitteldeutschland. Im Jahre 581 ist die erste Chinesierung Japans vollendet. Im Jahre 637 beginnt der buddhistische Einfluß in Tibet. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts zwingt Karl der Große die Sachsen zum Anschluß an den römischen Kulturkreis; für England vermittelt dies die Schlacht bei Hastings. Seit rund 1150 bekennt sich Schweden zum Christentum. Um dieselbe Zeit werden die Niutsche chinesiert. Im äußersten Osten, wie im fernsten Westen derselbe Vorgang, dieselben Umwälzungen. Nicht nur die Religion, nein, auch die Schrift, die Kunst und die Wissenschaft, nicht minder Amtstracht und Amtssprache wird der älteren Kultur entlehnt. Wie man den Mandarinenknopf heute in der Mongolei und bei den Burjaten sieht, so geht der Talar unserer Geistlichen und Richter auf die römische Amtsrobe zurück. So wie es noch heute in Japan vorkommt, daß wissenschaftliche Werke rein chinesisch geschrieben werden, so war bis vor kurzem, und ist sogar heute noch auf einigen Gebieten das Latein die Sprache der Wissenschaft für Europa. Wenn man in großen Strichen zeichnen will, so kann man kurz sagen: Die Germanen wurden romanisiert, die Slaven gräzisiert, ein Teil der Türken iranisiert, Tibeter und Malaien hindusiert und die östliche Tatarenwelt, sowie Koreaner, Japaner und Anamiten chinesiert. Es ist nur folgerichtig, daß bei diesem allgemeinen Kulturübertragungsprozesse auch Kult und Glaube von der alten Kulturwelt

auf die jungen Völker überging. Man erinnere sich nur, was Herodot sagt: „Die Griechen haben ihre Götter von den Pelasgern!" Genau so haben die Tibeter und Mongolen ihre Götter von den Indern und manche Turkmenenstämme ihre religiösen Anschauungen von den Iraniern, haben die Slaven ihre Religion von Byzanz und die Germanen die ihrige von Rom. Dieses Abhängigkeitsverhältnis zeigt sich auch durch die Sprache. So ist die katolische Liturgie des Westens noch bis zum heutigen Tage lateinisch.

Man erinnere sich nun wieder, wie Jahrhunderte lang Semiten und Kassiten, wie die Völker Mesopotamiens mit den Chan oder Chatti, wie die Hellenen mit den Kleinasiaten (Troja), den Phöniziern und Etruskern im Streite lagen. So ist es auch in der vierten Weltperiode. Jahrhunderte lang sehen wir wieder die Nordvölker im Ringen mit der Süd-kultur, und lange schwankt der Erfolg. Verfolgen wir nun die einzelnen Phasen des Kampfes! Bedeutsame Spuren beginnenden Zerfalls zeigen sich seit 150 nach Chr. im Partherreiche, 180 in Ostasien im Aufstand der „roten Turbane" und 193 in Rom in Gestalt von heftigen Thronwirren. Septimius Severus und Schapur I. stellen noch einmal die Herrschaft Roms und Irans glänzend wieder her. Aber nicht lange darauf wüten im Abendland die „dreißig Tyrannen" gegeneinander, und China wird in sechzehn größere und kleinere Herrschaften zerspalten. Der Ansturm der Nordbarbaren wird heftiger. Germanische Gefolgschaften stürzen sich auf Süd-Europa. Die Chijaona, die Vorfahren der Avaren, bedrohen Nord-Iran, die Sien-pi durchbrechen die große Mauer. Beiläufig: der Pfahlgraben ist ein genaues Gegenstück der großen Mauer und zu gleichem Zwecke errichtet.

Immer gewaltiger schwellen nun die kriegerischen Stämme des Nordens an, immer unaufhaltsamer dringen sie in die morschen Kulturstaaten ein. Hunnische, tibetische und tungusische Kaiser herrschen auf dem Boden des ohnmächtigen China; die Hunnen erobern Hindostan; Ka-Khane der Türken lassen sich huldigen in Herat und Samarkand. Odoaker und Theoderich walten als Cäsaren in Italien.

Jetzt aber erfolgt eine nachhaltige Rückwirkung des Südens. Justinian, der auch Italien und Spanien zurückgewinnt, Chosrau, Anoschirwan, der sogar Südarabien und wahrscheinlich auch Ceylon dem fast ganz Vorderasien und Sindh umspannenden Sassanidenreiche hinzufügt, bringen die Kulturstaaten zu neuer hoher Blüte. Dasselbe Ziel verfolgen und erreichen in Indien die Gupta und die Sui in China. Und alle diese

Herrscher leben und wirken im 6. Jahrhundert. Die Zeitdauer des Aufschwungs bei den einzelnen Staaten ist freilich nur kurz. Am kürzesten bei den Sassaniden, am längsten in China, wo die starke Dynastie der Sui durch die eben so tatkräftige der Tang abgelöst wird. Inzwischen kommt eine neue Völkerbewegung in Fluß, diesmal von den Tropen aus. Die Araber brechen auf. Ihre Züge gehen denen der Germanen, Slaven und Türken parallel. Auch die Araber werfen sich auf die Kulturzonen. Ihre Fahrten erstrecken sich auf ein ungeheures Gebiet. Um 710 sind arabische Heerhaufen in Spanien wie in Hocharmenien, an der Schwelle von Kaschgar wie im Pendschab. Auch die Araber lernen von den Unterjochten. Auch sie entlehnen Kunst und Wissenschaft und Verwaltungsgrundsätze. Ihre Moschee ist das Abbild des byzantinischen Gottestempels. Einige Kalifen erbauen ihre Paläste, wie das von dem Kaplan Musil erforschte Koseir beweist, nach sassanidischem Muster. Historische, mathematische und philosophische Wissenschaft der Griechen wird von den Arabern begierig aufgenommen, wie auch die Weisheit der Perser und Inder. Alles geht wie bei den Parallel-Erscheinungen im Norden vor sich. Nur in einem weicht das Erobervolk des Südens entschieden von dem bisher Gewohnten ab. Die Araber bequemen sich nicht der Religion der älteren Kultur, sondern schaffen eine eigene, die ihrerseits angriffslustig gegen die früheren Religionen vorgeht. Die Erklärung hierfür ist zum Teil in dem Rassencharakter zu suchen, zum Teil aber auch in der Tatsache, daß den Arabern in Muhammed eine starke schöpferische Persönlichkeit erstand, während bei den Völkern des Nordens außer dem Japaner Nichiren und Luther kein Religionsstifter überragender Größe aufgetreten ist.

Es erübrigt nun noch, die merkwürdige Erscheinung des Papsttums zu erklären. Auch dieses Phänomen steht keineswegs vereinzelt da. Was das rein Geistliche betrifft, so hat der Papst ein Gegenstück an dem obersten Bonzen der Taoisten, an dem Dalai Lama, an dem Geghen von Urga, an dem Oberpriester der Burjaten, ferner an dem Obmann des heiligen Synods und an den verschiedenen Patriarchen, die da in Konstantinopel, Jerusalem, Edschmiadzin und Sofia residieren. Auch die eigentümliche Stellung, die der Papst gegenüber dem Kaiser einnimmt, hat mehr als eine Parallele. Denn auch der oberste Synod hat es zuweilen gewagt, sich in die Zarenwahl einzumischen, und der türkische Scheich al Islam (z. B. im Jahre 1876) in die Sultanswahl, und der Scherif von Wasan hat mehr als einmal den Sultanen von Marokko

widerstanden und deren Absetzung zu bewirken gesucht. Der Emir von Mekka genießt fast dieselbe Verehrung, wie der Padischah am goldenen Horn, und selbst in Persien ist die hohe Geistlichkeit in der Lage, dem Schah ein Paroli zu bieten. In Nepal sind die beiden Häupter der weltlichen und der geistlichen Gewalt sogar beinahe gleichberechtigt. Am heftigsten gestaltet sich der Kampf zwischen Kaiser und Kirchenhaupt — abgesehen vom römischen Reiche deutscher Nation — in Byzanz, wo gar nicht selten der Patriarch den Monarchen gestürzt hat. Was aber ist die gemeinsame Grundlage jener seltsamen Doppelformen? Ich meine, der Gegensatz zwischen der alten Kultur und den neuen Eroberern. Die mächtigen Oberhäupter der Kirche sind die Vertreter der alten Kultur, die Vertreter der kriegerischen Eindringlinge sind die weltlichen Herrscher. Sobald die eingedrungenen Eroberer in ihrer Kraft nachlassen, steigen sofort die geistlichen Gewalten. Als die Lombarden erschlafften, tat sich Papst Nikolaus I. auf. Gleichzeitig unterlagen die sogenannten isaurischen Kaiser der griechischen Orthodoxie (im Bildersturm). Als durch das Emporkommen der lombardischen Städte die Kraft der deutschen Kaiser gebrochen wurde, erstarkte sofort das Papsttum. Nachdem gleichermaßen der chinesische wie der mongolische Einfluß beseitigt war, konnte sich die Herrschaft des Dalai Lama entfalten.

Nach Sumir und der Zeit der Kas-Völker, nach der klassischen Entwicklung von Indien, Iran und Hellas waren die Weltreiche von Rom und China emporgeblüht. In tausendjährigem Ringen sehen wir dann junge Nord- und Süd-Rassen im Kampfe mit der Mittelmeerkultur und mit der ostasiatischen. Der fünfte Abschnitt der Weltgeschichte beginnt mit dem politischen Übergewicht der Nordvölker, das zugleich deren kulturelle Selbständigkeit einleitet.

Die Vorstöße der unzivilisierten Horden nach Süden zu hatten niemals ganz aufgehört. Auf die Goten und die Toba-Vorstöße folgten die der Langobarden und der Tukiu (Türken); auf die der Franken und der Bulgaren die der Sachsen, der Russen und der Tibeter, welche bis zum Busen von Bengal vordrangen; sodann Tanguten und Katai, Seldschukken, Gasnawiden und Niutsche. Alle diese ungebändigten Horden strömten in zügellosem Laufe südwärts und suchten sich Herrschaften im Süden zu begründen. Andererseits wanderte die Weltkultur, die man einfach mit der Kunst des Schreibens definieren kann, immer weiter nordwärts und ergriff zuletzt Island und die Stämme am Amur. Den Gipfel der Nord-Süd-Wanderung bringt das 13. Jahrhundert. Als

letzte der Germanen waren die Normannen auf den Plan getreten und hatten in Frankreich, in Italien und Sizilien, in Rußland und England Reiche errichtet. Normannische Söldnerscharen kämpften überall: in Italien, der Balkanhalbinsel und Kleinasien; normannische Pilgrime besuchten Jerusalem. Ein großer Normannenzug, der von Skandinavien ausging, gelangte durch ganz Osteuropa durch bis zum Urmia-See in Persien. Der unternehmendste Teil der europäischen Ritterschaft war normannischer Abkunft, und bald sollte sogar die deutsche Kaiserkrone einem Normannensprößling, Friedrich II., zufallen. So im Zenit stehend, konnten die Normannen es wagen, vereint mit den älteren Mächten Europas, ihre Angriffspläne bis nach Vorderasien auszudehnen. Die Herrschaften der Kreuzfahrer entstanden, und zuletzt fiel das byzantinische Reich, fiel der letzte große Hort der Urkultur unter den Streichen der abendländischen Ritterschaft. Fast gleichzeitig begannen, als vorletzte der Tataren, die Mongolen ihre kriegerische Laufbahn. Auch sie strebten mit aller Macht der Kulturwelt des Südens zu. Sie überrannten Delhi, plünderten Bagdad, überwältigten Ispahan und wurden als Bogdo-Khane die Nachfolger und Erben des Himmelssohnes. So war die ganze Kulturwelt, in der alle Schätze der Zivilisation seit Babel und Assur aufgespeichert waren, waren alle Großstaaten vom Stillen Meer bis nach Nordspanien in den Händen der Mongolen und der Germanen.

Sofort erlitten die Mongolen die Einwirkung der Sitte, Sprache und Tracht, sowie der Religion der Besiegten. Die Germanen dagegen waren großenteils schon umgemodelt, waren schon romanisiert, als sie die Kreuzzüge unternahmen. Jetzt aber folgt der große Rückschlag gegen die südliche Beeinflussung, der große Aufschwung der Nordvölker in der Richtung einer selbständigen Kultur. Die alte Bildung war nun einigermaßen verdaut und verarbeitet; jetzt offenbarten sich die inneren Kräfte der neuen Rassen, jetzt erwachten die bisher schlummernden Eigenschaften und strebten nach dem Licht des Tages, jetzt zeigte sich der Wert der Mitgift, die durch die geistige Begabung der Eroberer dem Bunde mit dem Süden zugebracht war. Ein bedeutsames Merkmal liefert hier die Sprache. Jahrhundertelang war bei allen Neuankömmlingen die Sprache der älteren Kultur maßgebend gewesen. Das alte Testament z. B. benutzt assyrische Chroniken, Darius läßt seine in den Fels gemeißelten Annalen außer in persisch auch in susisch und babylonisch verfassen. Römische Geschichtsschreiber kannten in der ersten Zeit nur das Griechische als einzig mögliche Sprache. Das germanische Europa benutzt als Amts- und

Wissenschaftssprache das Latein. Im 12. Jahrhundert kam allerdings Deutsch und Angelsächsisch einigermaßen zur Geltung, jedoch fast nur für dichterische Zwecke. Erst später kamen in der germanischen wie in der romanischen Welt die Vulgärsprachen auch für Rechts- und Geschichtswerke in Aufnahme. Die Zeit aber, in der die Grundlagen zur heutigen Form so ziemlich aller wichtigen Sprachen entstanden, und zwar nicht nur der Europas, sondern auch Asiens, ist die Spanne von 1280 bis 1400. In Dante sehen wir den Schöpfer des modernen Italienisch. In derselben Zeit weicht die Langue d'oc der Langue d'oil. Von der Kanzlei Karls IV. geht das Neuhochdeutsch aus. Chaucer wirkt in England. Jetzt nehmen auch die neuzeitlichen Formen der westslavischen Sprachen ihren Anfang, ein halbes Jahrhundert später entstehen die der russischen Sprachen. Neusyrisch und Neuarmenisch läßt sich von ungefähr 1280 an datieren; ebenso Neujapanisch. Auch das Hindostani und das Mandarin geht vermutlich auf das 13. Jahrhundert zurück.

Unmittelbar nach dem Erringen sprachlicher Selbständigkeit eröffnet sich eine neue Periode der Kunst und Wissenschaft. Sofort nach Dante wirken nicht nur Boccacio und Petrarca, sondern auch die glänzend begabte Schar der Prärafaeliten. Wir im Norden hatten die van Eyck und Memling. Die Gotik, die allerdings einen langen Triumphzug schon hinter sich hat, verzeichnet neue Erfolge. Besonders neuartig gestaltet sich das staatliche Leben. Durch die Erklärung der Kurfürsten am Königsstuhl zu Rense wird Deutschland moralisch von der römischen Welt geschieden. Frankreich erwächst zum Einheitsstaate. Der Spanier verjagt die Mauren, und der Russe die Tataren. Das Hochbild des Nationalstaates dämmert am Horizont herauf. Und im Osten die Parallele: Aus den Trümmern des zerfallenen Mongolenreiches erhebt sich ein nationales China und ein selbständiges Persien. Auch Indien wird zeitweilig gereinigt vom Himalaya bis an das Kap Comorin. Nur die Araberwelt spaltet sich in verschiedene, so ziemlich nach geographischen Gesichtspunkten getrennte Emirate.

Nun naht die Renaissance. Sie ist lediglich eine Fortsetzung des Aufstieges der neuen Völker. Auf allen Gebieten des Lebens, in Staat und in Gesellschaft, in Religion und Wissenschaft sprüht das regste Leben. Die lange durch die Überlieferung gebundenen Kräfte werden frei und bewegen sich, froh bewußt der endlich erlangten Selbständigkeit. Es war im Grunde nur ein äußerer Zufall, daß das Zeitalter eifrigster Geistestätigkeit, das Zeitalter staatlicher Festigung und kirchlicher Neubildungen,



J. Pankiewicz: [illegible] des Künstlers.
Zum Essay von Victor Lederer.

dies Zeitalter der Erfindungen und der höchsten Künstlerschaft zugleich auch eine Periode überseeischer Entdeckungen wurde. Jedenfalls ist der Einfluß, den jene Entdeckungen auf die Kulturbewegungen ausgeübt haben, gleich Null. Man kann daher nur wegen der räumlichen Ausdehnung der Kultur Columbus und Vasco da Gama als Herolde einer neuen Weltperiode feiern; für die innere Entwicklung kommen sie und ihre Taten vorläufig nicht in Betracht. Erst im letzten Menschenalter, als die Vereinigten Staaten und Japan zu Großmächten erwuchsen, als die Kolonialpolitik ganz neue Fragen aufwarf, haben die neuen Welten in steigendem Maße auch auf die Kulturbewegung gewirkt.

Immerhin ist die Tat des Columbus ein Markstein, auch gerade in unserem Sinne, nach dem Prinzip, das unserer gegenwärtigen Skizze zugrunde liegt. Der Maßstab, der bis heute, allerdings auch nicht weiter, für den ganzen Werdegang der Menschheit ausreicht, ist die allmähliche Ausdehnung der Kultur. Bisher hatte man sich auf die drei Erdteile der alten Welt beschränkt. Jetzt endlich wurde die ganze bewohnte Erde in den großen Kreis einbezogen. Damit war aber zugleich ein weiteres erreicht. Nicht nur neue, unbekannte Räume wurden dem Unternehmungsgeist der Arier, und in der Folge auch der schwarzen und gelben Rasse, erschlossen, sondern es kam eine ganz frische Wechselwirkung auch der entferntesten Gegenden auf, es entwickelte sich ein Verkehr, der früher nie seinesgleichen hatte. Als vorletztes Glied in der Kette ist die Erschließung von Inner-Afrika zu betrachten, und als letztes die Besiedlung der kälteren Zone nach den beiden Polen zu. Erst seit zwei Jahrzehnten kann man von einer wirklichen Kolonisierung von Alaska, Jesso, Nordsibirien, sowie des südlicheren Neuseelands und Patagoniens sprechen. In Lappland geht seit einigen Jahren eine Eisenbahn jenseits vom Polarkreis, nach Gelliwara, und eine fast ebenso nördliche Bahn soll jetzt die Hudson-Bay mit dem Pacific verbinden. Damit ist der Ring geschlossen. Die Ausbreitung der Weltkultur ist beendet. Der ganze spätere Verlauf kann nur noch die innere Entwicklung fördern, kann nur noch die Wechselwirkungen der verschiedenen Erdteile und Rassen regeln. Wir aber liegen noch immer im Kampfe mit Rom. Die Aussöhnung des nord-südlichen Gegensatzes ist die bedeutsamste Aufgabe der Zukunft.

Richard Schaukal: Zur neuen Hoffmannausgabe.

In der seit einigen Jahren bei uns um sich greifenden Begeisterung für die romantische Schule — kaum hat es je eine minder zutreffende Bezeichnung gegeben; eher könnte man von einer klassischen „Schule" sprechen, die Romantiker waren lauter Einzelne, Individualisten — steckt ein gut Teil Snobismus. Man findet diesen schnöden Wurm jetzt wohl in allen schönen Dingen. Er ist also kein charakterisierendes Merkmal jener Renaissance der Romantik. Aber man darf darum von seiner widerlichen Existenz nicht absehen. Es ist gewiß richtig: der banale Naturalismus — die Deutschen hatten, gründlich und grob, Ibsen mißverstanden — mußte eine Gegenbewegung hervorrufen. Aber die sogenannte Neuromantik war darum noch keine Erlösung, weil sie einen Gegensatz vorstellte. Sie war etwas anderes, etwas vergleichsweise Neues und „zog". Sie ist dahin — täuschen wir uns nicht darüber —, dahin wie der Rüpelreigen der „Konsequenten". Sie mußte an ihrer Blutleere umkommen. Die Treibhausblüte einer schwülen Nacht. Nichts mehr. Man betrachte doch mit flüchtigem Blick die verspäteten Nachzügler. Wie lächerlich sie wirken. Ohne es zu ahnen, vorläufig. Nichts mehr von diesen Schatten. Nur das Organische, Erdwurzelnde lebt. Es mag jeweils verdunkelt abseits bleiben. Was schadet ihm das? Es lebt.

Danken wir dem von allerlei Spekulanten geförderten Interesse für die Vergangenheit unsrer Dichtung, daß wir einige unsrer lebendigsten Dichter in guten Ausgaben wieder in Händen halten. Ihr Schätzer sah sich bisher auf unzulängliche angewiesen, wenn er nicht so glücklich war, die unübertrefflichen ersten zu besitzen. Der Rummel kann ihm die alten Freunde nicht verleiden. Es trinkt viel Gesindel jetzt aus den öffentlichen Brunnen der dichterischen Lust. Aber wer möchte sich darum selbst um gewohnte Genüsse bringen wollen? Man tröstet sich: der Snobismus hat es eilig weiterzukommen. Jetzt freilich treibt er, im bibliophilen Gewande, die Preise der köstlichen ersten Ausgaben blindwütig in die

Höhe. Aber auch das wird abflauen. Man läßt höflich die Gecken voran. Sie werden nicht erwerben, was sie so unlauter in Besitz genommen haben. Es wird ihnen entgleiten.

Einer, dessen sardonische Züge heute die bengalischen Feuer aufzischender Begeisterung unruhig beleuchten, ist mein geliebter E. T. A. Hoffmann. Ich muß einmal — es hilft nichts — von meinem Verhältnis zu ihm, dessen Nam und Art mir Symbol geworden sind, erzählen[1]).

Seltsam hatte mich der mit dem Triolenauftakt der drei Anfangsbuchstaben anklingende Name schon in früher Kinderzeit angezogen. Die Titel der Werke lockten mich mit der Magie, die früher nur von 1001 Nacht (Zauberpferd, Sindbad) ausgegangen war. Immer wieder las ich sie in den Verzeichnissen der Reclamschen, der Meyerschen Volksbibliothek, berauschte mich an ihren Verheißungen: Der Sandmann — Die Elixiere des Teufels — Klein Zaches. Bis mir endlich verstattet wurde, ein und das andre der fieberhaft Begehrten zu erstehen. Ich glaube, es waren Klein-Zaches, zunächst dann das Majorat, die ich, ein längst in allen deutschen, dänischen, slavischen und orientalischen Märchen heimischer Knabe, als erste las. Unbeschreiblich der Eindruck, die Nachwirkung. Die „Elixiere" — Reclam, 3 Nummern à 20 Pf. — trug ich mir an einem schulfreien Nachmittag, nachdem ich sie, atemlos harrend, ob der gelassene Verkäufer sie denn auch vorrätig finden würde, in einer der schon von außen geliebten Buchhandlungen, die meinen Weg als Stationen der Weide säumten, erworben hatte, in Vorschauern erblätterter Herrlichkeiten zu meiner Tante. Noch spüre ich — es sind zwanzig Jahre her — dunkel, schwül hauchend die ungeduldige Seligkeit dieses vorwärtsdrängenden und doch wieder schlürfend verweilenden Lesens an einem Februartage. Was ist der Leser? Ein Liebender oder eine Maschine. Nichts dazwischen. Ich war ein Liebender, bin's geblieben. Ich kann immer wieder lesen und vermag nichts „auszulesen". — — Alles andre ist Technik, Blech. Nur im wahrhaftigen Leser, dem Liebenden, ersteht der Dichter zu sich selbst. Alle Meinung, alles Urteil — Technik, Blech.

Ich will hinwegeilen über die Stadien meines Hoffmannweges, der

[1]) Das einigermaßen kühne Experiment meines „imaginären" „Kapellmeister Kreisler" (München 1906 bei Georg Müller), mit dem manch ein emsig Beflissener annoch nichts Rechtes anzufangen weiß, erhält so vielleicht auch etwas warm-schwarzen Seelenhintergrund.

durch Ausgaben der einzelnen Bücher, der Werke bezeichnet ist. Wie ich beglückt, erst ein beschenktes Kind, dann ein häufender Erwerber, endlich ein stappelnder Besitzer, aufstieg über „Ausgewählte Novellen" — o die Wohllust jenes ersten Heftes einer von einem Wiener, Köystrand (wie ich später leider enttäuscht sah, sehen mußte, liebste, lang am Herzen des Herzens mitgetragene Illusionen von einst, aus Tagen der naschenden Lektüre zwischen den Schulaufgaben so zerstörend) schnöd und äußerlich bloß „illustrierten" Ausgabe! —, aufstieg zu der 1871er Gesamtausgabe in brauner, mit verblichenem Goldornament bedruckter Leinewand — ein Weihnachtsabend vom „Sandmann", vom „Fremden Kind" glühend — höher stieg zu Kürschner (ein geliebter Band, dieser köstlich wie Delikatessen „Proben" auseinanderlegende; nur durch eine unorganische Koppelung — mit Schulze! — verhunzt), zu Grisebach, zu den alten Einzeldrucken, zur 1841er „Ersten", mit den weich getönten Hosemannschen Blättern; und wie ich über die Staffeln dieser vielen Bücher (meine Hoffmannbibliothek hat heute wohl ihre 300 Bände) steigend, immer tiefer eindrang in den seltsamsten aller Wahlverwandten, den mir auch die Musik nun wieder zutrug, jene phantastischste aller Pariser Opern, die ein deutscher Jude für das second empire geschrieben hat; — merkwürdig auch dieses mein ganz persönliches, allerintimstes Verhältnis zu „Hoffmanns Erzählungen", aus grausig-kitzelnden Elementen der Furcht (mir starb oder erkrankte gefährlich immer eine nahe Person, so oft ich diese sehnsüchtige Musik eines sterbenden Musikers physisch-psychisch in mich aufnahm) und Elementen der Sinnlichkeit gemischt, eine Elixiere ganz im Geist und nach dem skurrilen Geschmack des sublimen Kammergerichtsrates: Erdgeister aus dem Zucker zischend, wirbelig niedergezogen vom lohenden Salamandertum des Araks.

O Hoffmann, an dessen Erscheinung ich, immer wieder ausgleitend, emporgeklettert bin mit ermattenden Worten[1]), Ernst Theodor, der du dich, ein dreifach gekrönter, mit dem Namen dessen verehrend schmücktest, der am Chrysostomustage der Welt geschenkt ward, gleich dir ein musikalischer Fremdling in der Region der vertrackten Geräusche und fatalen Tatsachen, o Amadeus Hoffmann, kann wohl ein Mensch je deinen seligen

[1]) Einen vorläufigen Extrakt zahlloser Studien bietet ein bescheiden-unbescheidenes Büchlein „E. T. A. Hoffmann" („Die Dichtung", Bd. 6, Schuster und Löffler, Berlin 1904).

„Goldenen Topf" inniger, schmerzlich-glücklicher erlebt haben als der submissest unter diesem unzulänglichen Artikel Gefertigte, kann einer schamhafter sein Unvermögen spüren, dich, dein einmaliges und ewiges Wesen, mit Erklärungen andern zu verdeutlichen?

Endlich, endlich hält er dich in einer deiner würdigen Ausgabe[1]) in Händen, endlich kann er die Kreisleriana, den unsterblichen „Goldenen", den majestätischen Gluck, die wie aus dem düstern Resonanzboden einer ungeheuern Geige, die ein Orchester enthielte, erlauschte Don Juan-Phantasie auf breitrandigem gutem Papier — sattem, weichem, vornehmem Bütten — aus großen Lettern lesen, hat einen köstlich dicken, prächtig in diskret altertümelndem Stil gewandeten Band auf den Knieen, einen handlichen, liebenswerten Band, der selbst wie ein Hoffmannsches wohliges Geheimnis ist, behaglich und verheißend, soigniert wie dein ironischer Backenbart, lebendig tief wie deine funkelnden Kateraugen, Magier-Dirigent, einsam durchs Land der grauen Philister reisender Enthusiast, geliebter, großer deutscher Künstler (ein Richard Wagner-Denkmal müßte sein Relief-Medaillon schmücken)! Und ein, von Verehrung und Liebe geleiteter, tüchtiger, beharrlicher, fleißiger, junger Münchener Forscher und begünstigter Hoffmannsammler — Carl Georg von Maassen — hat seine ganze Kraft in diese ehrliche Arbeit gelegt, dich nach 100 Jahren zu erlösen, klar herauszustellen ans Licht kritisch gereinigter Texte[2]) deine beweglich-geschmeidige, teufelsmäßig-attra-

---

[1]) E. T. A. Hoffmanns sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe von Carl Georg von Maassen, München und Leipzig, bei Georg Müller, 1907, 1. Band.

[2]) An diesem Punkte kann sich der aufrichtige Verkünder der neuen Hoffmann-Ausgabe ein paar sein Lob einschränkende Worte nicht verbieten. Eben die Textgestaltung, beziehungsweise ihre Prinzipien haben nicht seinen vollkommenen Beifall. Zunächst die Orthographie. Es ist unsre heutige, dieses unorganische Ergebnis eines ephemeren Kompromisses. Sicherlich war Hoffmann nichts weniger als ein sorgfältiger Wächter über seine Schreibung. Setzer und Korrektoren, Verleger und Nachdrucker haben in seinen Texten gewütet. Es ist unbedingt verdienstlich, die Schreibung zu vereinheitlichen. Schon Grisebach hat dies nach den Grundsätzen des Hesseschen Verlages unternommen. Maassen hat überall die maßgebenden Drucke zugrund gelegt und das Lautbild gewahrt. Aber er lehnt es ab, aus Hoffmann selbst die charakteristische Schreibung zu rekonstruieren. Er erklärt dies als untunlich. Das erlaube ich mir anzuzweifeln. Inkonsequenz hindert nicht den Zug. Und der Zug ist bei Hoffmann — dessen Briefe uns Hans von Müller endlich (er ver-

hierende Gestalt. Der erste Band der neuen, mit mannigfachem Illustrationsmateriale reich ausgestatteten Ausgabe[1]) enthält die „Fantasiestücke in Callots-Manier", das Werk, das den aus dem Bamberg-Dresden-Leipziger Musikantenelend endlich nach Berlin und ins bürgerliche Gleise zurückgekehrten „Musikdirektor und cidevant-Kammergerichtsrat" berühmt gemacht hat, sofern man dieses große Wort, das immer, auch bei sogenannten Dichtern der Weltliteratur, nur bedingt gilt, hier am Platze finden mag. Die „Fantasiestücke" sind der unmittelbare Hoffmann. Nur noch in den „Makulaturblättern" der im „Kater Murr" verstreuten Kreislerbiographie hat der unnahbarste — man möchte sagen „kitzlichste" aller deutschen Poeten also innig seine wahrhaftige Kinder- und Heldenseele dargebracht, und im „Kreisler" erfolgt jede flüchtigste Enthüllung unter so vielen Vorsichten und ablenkenden Sprüngen des tragischesten aller „launigen" Autoren, daß nur dem scharfen Blick des sorglichen Freundes zu erfassen gelingt, was dem blöden der gern amüsierten Menge — gottlob — entgeht. In den „Fantasiestücken" ist die Leidenschaft der lange gebändigten Gefühle, ist der Hohn, sind die Orgien des von der Kunst tief erfaßten, trunkenen Herzens. Hier ist die unwiderstehliche Kraft der aus dem Dunkel von tausend Quellen gespeister Sammlung wie ein stürmender Strahl plötzlich aufschießenden Reife, hier sind sprühend, explodierend geradezu, wie in einer Feuergarbe alle Erkenntnisse eines immer tiefer, angespannter, in sich selbst gepreßten einsamen Erlebens. Dieses einzigartige Buch, das ein dicker Weinhändler (Kunz, der geschmeichelt gönnernde „Biograph" des unähnlichsten „Freundes") aus der Taufe gehoben hat, ist an Intensität der Empfindung so reich

---

spricht die grundlegende Publikation seit Jahren) geben möge — unverkennbar. Es ist nicht bloße Neigung zum Schnörkel, — wenn ich auch gestehen muß, daß mir die Hoffmannsche Buchstabenfügung der ersten Drucke ungemein heimelig ist — die den Wunsch nach solcher Authentizität geboren hat. Die neue Orthographie verwischt und verwässert die Originalität. Das zweite, noch bedenklichere Kapitel ist die Interpunktion. Herr von Maassen hat hier den einzig richtigen Grundsatz der Sinngemäßheit adoptiert. Aber — er ist einerseits nicht konsequent vorgegangen (er beruft sich etwas zu allgemein auf besonders charakteristische Gepflogenheiten Hoffmanns), anderseits ist die Durchführung jenes Grundsatzes nicht immer so ausgefallen, wie sie mir zwingend erscheint. Zu Beispielen ist hier nicht der Ort.

[1]) Nur das Hoffmann-Porträt — die bekannte (schlechte) Zeichnung aus der zweiten Auflage der „Fantasiestücke" — ist übel geraten.

wie kein zweites der doch an Seelenbüchern überreichen Deutschen. Das macht: es ist ein ungebundener, ein „dilettantischer" Erstling eines auf der Höhe seines innern Lebens angelangten Mannes. Erstlingswerke sind sonst gärender Most unruhigen Dranges, hier ist edelgeklärter firner Wein eines prachtvoll sichern, bei aller Impetuosität des Fühlens, aller Vehemenz der Äußerung harmonischen Temperaments. Hoffmann tritt als vollendeter Künstler in Erscheinung. Stilistisch veredelt er sich wohl noch (der erste Teil der „Elixiere" gehört zur deutschen Meisterprosa, die letzten Novellen sind in ihrem spiegelnden breiten Fluß klassisch), aber auch an Ausdruckskraft sind die Fantasiestücke auf der Höhe der Meisterschaft.

Es ist merkwürdig: Hoffmanns Sprache erscheint manchem blaß, ja konventionell. Und so viel ist richtig: er, der niemals gute deutsche Meister als ein schaffend sich Prüfender auf sich wirken ließ (auch in dieser Hinsicht steht der angebliche „Romantiker" außerhalb jeder „Schule"), arbeitet technisch oft mit dem Klischee, der langen, flachen Wortfolgenstanze. Wer sich aber dadurch über den Stil dieses großen Sprachkünstlers täuschen läßt, der hat keine Ahnung vom Wesen des Stils. Man preist heute leichtlich und freigebig Autoren als Sprachkünstler, die ich geradezu als Sprachverderber anklagen möchte. Alle Worte sind im Grunde konventionell. Der persönliche Stil des geborenen Künstlers erschafft sie aber immer wieder. Nur darf man nicht den Stil im einzelnen Wort zu finden meinen. Die heute einen Equilibristen oder Gaukler der Sprache einen Wortkünstler nennen, lassen sich vom ungewohnten Ausdruck blenden. Das aber, worauf es einzig ankommt, ist die innere Gesetzmäßigkeit der Wortverbindungen. In der Kunst des Schreibens wie in der Malerei und der Musik ist es nicht die Phrase, sondern der character indelebilis der Persönlichkeit, — und er steckt „im" Werk wie ihr Duft „in" der Rose — die das Instrument der Sprache handhabt, was über Wesenhaftigkeit und Wesenlosigkeit, Einheit und Stückwerk beim Stil entscheidet. Ebenso falsch wie die voreilige Anprangerung einzelner Schönheitsfehler eines sonst markanten Stilprofils ist der fälschende Enthusiasmus für Manieren (oder Unmanieren) einer zuhöchst als gut sitzende Maske festzustellenden Autorvisage. Hoffmanns Dichterantlitz ist wie das Richard Wagners etwa auf den ersten Blick „typisch" (mir freilich ist es nie so erschienen), wer aber nur etwas genauer zublickt, sieht ein Mienenspiel, das keine jener farblosen Stellen zur stagnierenden Ruhe kommen läßt, fühlt den Feuer-

anhauch einer Künstlerpersönlichkeit, die vielleicht im Technischen manchmal mit einer abgegriffenen Wortkette vorlieb nimmt (die holdseligen wundervollen Mädchen zumal sind das Vergilbteste an Kipsakestahlstichen), im ganzen aber unüberwindlich wirksam bleibt. Hoffmanns Stil ist so unbedingt (künstlerisch) wahr, daß jene zuzugebenden Mängel des epischen Mittels dem Physiognomiker nur ehrliche Hautflecken eines schönen Gesichtsovals, einer gesunden Blutverteilung vorstellen.

In den „Fantasiestücken" ist der ganze Hoffmann. Wenn ich die (mich längst lockende) Aufgabe unternähme, einen Band „Hoffmann" zusammenzustellen, würde ich die „Fantasiestücke" ganz — vielleicht mit bloß auszugsweiser Verwertung des Magnetiseurs — die drei Kindermärchen der „Serapionsbrüder"[1], Klein Zaches, Prinzessin Brambilla, Meister Floh[2]) und die Kreislerbiographie aus dem „Murr"[3]) vereinigen; ein Nachtragsband brächte den „Meistererzähler", ein Band für Freunde die „Elixiere"[4]) und zwei Proben aus den „Nachtstücken": so ergäbe sich ein in drei Spiegeln aufgefangener irdisch-magischer Ernst Theodor Amadeus — volle Ansicht: Band I, die beiden Ergänzungsbände rechtes und linkes Profilbild —, der wesenhaft abstäche von jenem „Spätromantiker", den der alte Goethe abzulehnen befand, — auch ein Heinrich Kleist hat ja vor den „olympischen" Augen nicht Gnade gefunden (wohl aber Iffland) — den Walter Scott in einer unsäglich albernen „Charakteristik" — sie ist Loewe-Weimars französischer Ausgabe vorangestellt — Urteilsunfähigen zurechtgefälscht und den eine unholde deutsche Literaturgeschichtswerkelei blindgläubigen Banausen als abgeschmackten Gespenstergeschichtenerzähler zu schänden beliebt hat.

---

[1]) Hans von Müller hat sie in der schönen Sammlung „Hortus deliciarum" (Julius Bard, Berlin 1906) mit Geschmack und Akribie renoviert.

[2]) Soeben ist in würdigster Ausstattung bei Julius Bard in Berlin „Meister Floh" (zum ersten Mal vollständig herausgegeben von Hans von Müller) erschienen. Zehn mit salopper Verve hingekritzelte Zeichnungen von Ernst Stern sind überflüssigster Weise beigegeben: sie haben Hoffmannschen Geistes keinen Hauch verspürt.

[3]) Hans von Müllers „Kreislerbuch" (Insel-Verlag, Leipzig 1903) ist ein interessanter Versuch der Organisierung der sämtlichen Kreisler-„akten".

[4]) Georg Ettlinger hat kürzlich (Berlin bei Grote) eine — leider durch ungenügende Bildergaben des Pragers Hugo Steiner verdorbene, auch recht plump und geschmacklos ausgestattete — kritische Ausgabe der Elixiere veranstaltet.

Die „Fantasiestücke", die eine schwerfällig-kokette, im Grunde nichtssagende Vorrede Jean Pauls einleitet[1]), sind das Buch vom Künstler.

Wenn ich nach Emersons Vorbild unter den Deutschen „den" Künstler zu wählen hätte, würde ich ihn in der Stufenfolge oder den Seelenwanderungsstationen oder den Willensemanationen Hoffmann-Wagner (mit dem Auftakt Jean Paul) gefunden zu haben mich überzeugt halten („der" Dichter wäre die Verwandlung Hölderlin-Mörike; Heinrich von Kleist einer- und Josef von Eichendorff anderseits ergäben die Parallelen in andern Tonarten gleichsam; Lessing-Friedrich Schlegel hätten „den" Urteiler zu vertreten; Goethe und Keller wären als die Koryphäen ins allgemeinere Kapitel der ethischen Persönlichkeiten zu buchen).

Niemand hat jemals im allerpersönlichsten typischer den Künstler gestaltet als Hoffmann[2]), man möchte sagen: unbewußt gestaltet. Es ist aber auch die vollkommenste Selbstidentifizierung, die, im „Lehrbrief Kreislers" symbolisch wundersam vertont, bis zur Doppelgängerei des Einheitlichen führt (das Doppelgängertum ist eine Lieblings-, eine fixe Vorstellung Hoffmanns): das Werk als Verobjektivierung des Autors, der Autor als Daseinsgrund und „Kommentar" des Werks, beide sozusagen durch ein seliges Du mystisch vermählt. Das Problem Hoffmann — den Fantasiestücken als eine organische Partikel des Gesamtwerks (die Almanachbelletristik ausgenommen) immanent — ist kein Alkoholiker-, sondern ein seelisches, ein metaphysisches Problem. Die Formel lautet: der reine Künstler — der reine Mensch.[3])

[1]) Auch von Maassen apostrophiert seufzend den mutigen kommenden Mann, der diesen historischen Ballast endlich über Bord würfe.

[2]) In meinem „Kapellmeister Kreisler" habe ich's aus innerer Notwendigkeit noch einmal gewagt; wer dem Buch tiefer ins Auge schaut, dem blicken wie aus weichenden Fenstern — ein Gesicht im Gesicht — Wagner und Hoffmann-Kreisler entgegen.

[3]) Mittlerweile ist von der monumentalen Maassen-Müllerschen Ausgabe der zweite Band, die „Elixiere des Teufels" enthaltend, der Gemeinde zu hoher Freude erschienen. Ich konnte ihn noch nicht auf die verheißenen Fortschritte des sich an seinem Riesenwerk selbst zu sich selbst entwickelnden sympathischen Herausgebers prüfen; was die „Elixiere" ist, wissen wenige (bei uns glaubt man immer noch an die schnöden Fabrikanten von Literaturgeschichten, kauft in abertausend Exemplaren die seichte Mache eines Engel und seiner Genossen . . .).

Paul C. Franze:
Monismus. . . . . Eine Entgegnung.

Zu der Arbeit von E. König „Monismus"*), in der er die Auffassung von Häckel, Verworn und mir kritisiert, möchte ich folgende Bemerkungen machen, die sich nur auf den mir gewidmeten Teil der Abhandlung beziehen. Am Schlusse seiner abfälligen Kritik sagt König: „Das Beste an der Sache ist, daß Franze diesen Charakter seines Verfahrens" (nämlich die Zugrundelegung einer willkürlichen Voraussetzung) „freimütig und ausdrücklich mehrmals selbst hervorhebt." — Trotzdem aber dies dem Verfasser nicht entgangen ist, hat er dennoch nicht erkannt, was die Bedeutung davon ist, daß ich die willkürliche Natur meiner Voraussetzung „freimütig" hervorhebe. Darauf sei deswegen hingewiesen:

Am Anfang einer Untersuchung führe ich stets klar meine Voraussetzungen an. Behaupte ich für diese materiale Wahrheit, so kann, was die Voraussetzung anlangt, der Schluß, zu dem gelangt wird, auch materiale Wahrheit besitzen. In diesem Fall kann nun der Kritiker die behauptete materiale Wahrheit selbst angreifen, oder auch die Schlußfolgerung, auch beide. Behaupte ich dagegen für die Voraussetzung nicht materiale Wahrheit, sondern hebe ich deren hypothetischen Charakter selber hervor, indem ich sage, daß ich sie willkürlich zum Zwecke der vorliegenden Untersuchung als richtig annehmen will, so darf der Kritiker natürlich nicht die Ausführungen abfällig kritisieren, deswegen weil er die Voraussetzung nicht annimmt; vielmehr lehnt ein solcher Kritiker eo ipso die ganze Arbeit von vornherein in Bausch und Bogen ab; mit anderen Worten, sie kommt für ihn überhaupt nicht weiter in Betracht.

Die Annahme einer hypothetischen Voraussetzung will besagen: es soll geprüft werden, wie die Sache im übrigen sich weiter verhält, falls nun jene Voraussetzung zutrifft.

*) Juni-Heft von „Nord und Süd".

Diese Art der Voraussetzung lege ich nun in meiner angeführten Arbeit zugrunde, indem ich von vornherein eine monistische Weltanschauung überhaupt annehme und meine ganze Untersuchung der Frage widme, welche unter diesen nun die richtige ist. Wenn ich das offen sage, dann ist der Kritiker natürlich gezwungen, in meinen Voraussetzungen mit mir zu gehen. Dies tut König aber nicht, sondern er verwirft meine Voraussetzung, um dann auf dieser Grundlage nochmals die Ausführungen zu kritisieren.

Warum ich den Dualismus ablehne, das habe ich in jener Arbeit überhaupt nicht zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. Es geschieht vornehmlich aus erkenntnistheoretischen Gründen, weil nicht einzusehen ist, warum und wie bei ursprünglicher Wesensverschiedenheit von Geistigem und Materiellem eine gegenseitige Beziehung der beiden zueinander, die ja zum Erkennen notwendig ist, zustande kommen sollte. Inwiefern nach meiner philosophischen Auffassung erkenntnistheoretische Erwägungen zur Annahme des Monismus des Geistes führen, habe ich in einer größeren Arbeit in der „Philosophischen Wochenschrift", Bd. VII Nr. 10—13 und Band VIII Nr. 1, 1907, ausgeführt.

In dieser Arbeit handelt es sich um eine Verschlingung der Grundprobleme von Metaphysik und Erkenntnistheorie: die Körperwelt wird als Bewußtseinsinhalt entsprechend den neueren erkenntnistheoretischen Richtungen aufgefaßt, aber nicht nur der Menschen, sondern eines alles umfassenden höheren Bewußtseins; durch letzteres wird das metaphysische Element, das jene Richtungen doch nicht auszutreiben vermögen, anerkannt, und auch in erkenntnistheoretischer Hinsicht die unabhängige Realität der Körperwelt, was ich für einen großen Gewinn halte. Doch genug mit diesen Andeutungen.

Ferner muß ich auf ein Mißverständnis der Energetik bei König aufmerksam machen: Er schreibt in seiner Kritik des energetischen Monismus der dynamischen Elektronentheorie auf Seite 364: „Ich muß mir aber doch erlauben, gegen die Gleichsetzung von Masse und Energie zu opponieren. Denn wenn wir auch das, was wir von den Energien einer Masse aussagen, zugleich von dieser selbst aussagen, so ergibt sich daraus nicht die Gleichheit von Energie und Masse. Neben der Energie bleibt immer noch das bestehen, woran sie haftet und wovon sie ausgeht. Die Kraft muß doch einen Träger haben. Auch ist die Art unserer Wahrnehmung in bezug auf die Kraft und in bezug auf die Masse verschieden. Denn man spürt zwar die Wärme, die z. B. vom

Ofen ausstrahlt, aber wenn man gegen die Wärme reagiert, so stößt man sich nicht an ihr, wie wenn man gegen den Ofen schlägt. Ich kann also nur urteilen, daß die Kräfte von materiellen Trägern oder Körpern ausgehen, mögen diese, wie z. B. bei der Elektrizität, auch noch so verschwindend klein sein."

Nebenbei nur sei zunächst konstatiert, daß es in obigen Sätzen stets „Energie" statt „Kraft" heißen muß; sodann: ob man auf Wärme, Licht usw. oder auf die „Härte" eines festen, undurchdringlichen Gegenstandes reagiert, ändert prinzipiell nichts: in beiden, wie in allen Fällen überhaupt, sind uns bloß unsere Empfindungen gegeben: bei aller Wahrnehmung der Außenwelt sind wir stets in den Bannkreis unserer Empfindungen eingeschlossen; dies ist der erkenntnistheoretische Fundamentalsatz: über nichts in der Umgebung können wir urteilen, anders als durch unsere Empfindung von ihm. Demnach: beim Stoß gegen den harten Ofen empfinden wir den Druck oder Schmerz und schließen daraus sekundär auf die Gegenwart eines festen Körpers. Aber auch physikalisch ist ein Unterschied zwischen der Wahrnehmung von Wärme und festem Gegenstand nicht vorhanden: was in uns die Empfindung hervorruft, (das, worauf wir „reagieren") ist auch beim festen Körper ein energetisches Ereignis, nämlich der Widerstand, die Undurchdringlichkeit („Volum-Energie".) Niemals können wir Materie direkt wahrnehmen, sondern immer nur durch die Energien, die von ihr ausgehen. Dies ist der erkenntnistheoretische Fundamentalsatz in physikalisch-sinnesphysiologischer Hinsicht. Ob nun die Energie einen Träger haben muß, ist eine besondere Frage, aber kein Einwand gegen die dynamische Elektronentheorie überhaupt: denn diese besagt nur, daß etwas sowohl als Energie wie als Masse erscheinen kann; letztere wird auf erstere reduziert und diese dann als das Etwas definiert; dabei bleibt es ununtersucht, ob diese Energie freie Bewegung sei oder ob letztere ein Substrat habe; gesagt ist nur, daß das, was uns als Masse erscheint, als eine Manifestation der Energie sich auffassen läßt.

Des weiteren sagt König (Seite 365): „Seine (Franzes) angebliche Beweisführung ist zugleich das stärkste Stück von Gleichmacherei oder Nivellierung, was neuerdings vorgekommen ist." Gleichmacherei wäre es aber nur dann, wenn es nur eine Art des Monismus gäbe und ich diese aus der Voraussetzung des Monismus ableiten wollte. Das wäre eine petitio principii oder „Gleichmacherei".

Nun liegt aber die ganze Bedeutung meines Aufsatzes doch gerade in diesem: es gibt verschiedene philosophische Interpretationen des Monismus, deren drei König ja selber behandelt. Ich stelle mich auf die These Häckels darin, daß ich Monismus überhaupt und weiter Allbeseelung annehme, und zeige dann, daß durch die neuesten physikalischen Theorien aus diesen Voraussetzungen nicht der materialistische Monismus, sondern sein direktes metaphysisches Gegenteil hervorgeht: der Monismus des Geistes! Das ist doch keine petitio principii!

Es ist also nicht richtig, wenn König sagt: „Aber im übrigen stürzt sein (Franzes) Aufbau in sich selbst zusammen" (von mir gesperrt). Er stürzt vielmehr als einheitliches Gefüge dann nieder, wenn man die Voraussetzung des Monismus als solchen ablehnt. Das wird aber gar nicht von mir geleugnet, sondern durch Hervorhebung des Willkürlichen dieser allgemeinen Voraussetzung als selbstverständlich von vornherein gesetzt.

Endlich schließt König: „Aber müssen wir nun deshalb auf eine einheitliche Weltanschauung verzichten? Keineswegs! Denn Einheitlichkeit ist nicht Einerleiheit, und Harmonie ist nicht Identität. Die wahrhaft harmonische Welt- und Geschichtsbetrachtung ist längst gefunden: das Universum, in welchem die Spuren des Intellekts nicht geleugnet werden können, ist von einem Urgeist geplant und wird von seinem ersten Beweger auch im Zeitenstrom zu erhabenem Ziele geleitet." Dazu ist zu bemerken: Es gibt zwei Formen, in denen die Einheitslehre, das ist der Monismus, durchgeführt werden kann.

1. Psychisches und Materielles werden, das eine auf das andere zurückgeführt; dies geschieht: a) durch Zurückführung des Psychischen auf das Materielle = materialistischer oder naturalistischer Monismus, und b) durch Zurückführung des Materiellen auf das Psychische = Idealismus (subjektiver oder objektiver), oder Monismus des Geistes.

2. Psychisches und Materielles werden beide auf ein Drittes von beiden Verschiedenes zurückgeführt. Dieser Art ist Spinozas Monismus: Gott hat unendlich viele Attribute, zu denen Denken und Ausdehnung (d. h. Psychisches und Materielles) gehören. Auch der rein energetische Monismus läßt nur diese Interpretation zu: physikalische Energie erscheint als Psychisches sowohl, als auch als Materielles.

Erstens ist obiger Satz Königs nun entweder Dualismus, also gar keine „Einheitlichkeit", oder er muß als diese zweite Art des Monismus

gedeutet werden. Zweitens macht die Ausdrucksweise Königs: „ist längst gefunden" den Eindruck des Dogmatischen; das wäre natürlich nach philosophischen Grundsätzen a limine abzulehnen.

Zum Schluß eine Bemerkung allgemeiner Art, unabhängig von obigem: Es gibt Wissen (wenn auch im ganzen nicht absolutes) und Glauben. Ersteres wird in Urteilen, denen Evidenz, sei es der Gewißheit oder der Wahrscheinlichkeit, zukommt, ausgesprochen. Glaubenssätze werden in evidenzlosen, aber subjektiv gewissen oder wahrscheinlichen Urteilen ausgesprochen. Sie beziehen sich auf die Deutung des inneren Wesens und Zusammenhangs der Welt und bilden „Weltanschauungen". Der Philosoph, der sich mit der Aufstellung einer solchen beschäftigt, teilt seinen Mitmenschen die Gründe mit, die ihm seine Weltanschauung subjektiv gewiß oder wahrscheinlich machen. Leuten gleicher Grundrichtung der Gesinnung kann damit die Weltanschauung ebenfalls subjektiv gewiß oder wahrscheinlich werden, womit ihnen Festigung und Stärkung zuteil wird; Leute anderer Grundrichtung der Gesinnung werden natürlich andere subjektive Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit erlangen. Wer nun wirklich recht hat, dafür gibt es bei diesen Glaubenssätzen kein absolutes Kriterium der Wahrheit; denn die Evidenz mangelt ihnen.

Dies ist eben der Unterschied zwischen Wissen mit dem Kriterium der Wahrheit, nämlich Evidenz, und Glauben, ohne dieses Kriterium. Wohl gibt es aber bessere und schlechtere Gründe für den Glauben, aber eben keine strengen Beweise. Dann muß aber angenommen werden, daß die Menschen mit höherer Erkenntnisfähigkeit den besser begründeten Glauben herausmerken werden. Damit ist gegeben, daß der Glaube, obwohl subjektiv, dennoch nicht ganz und gar der Relativität preisgegeben ist.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens sind....... Roman.

Fortsetzung.

Als aber der Morgen graute, berieten sie über ihre Zukunft. Alexander war sich darüber klar, daß sie die Truppe verlassen und in die große Stadt ziehen müßten. „Denn hier," schloß er seine Rede, „verkommen wir und gehen elend zugrunde."

Sie machte ein bekümmertes Gesicht.

„Der Alte läßt uns nicht. Das heißt," sagte sie, „wir könnten uns ja heimlich davon machen."

Er schüttelte heftig den Kopf.

„So etwas tue ich nicht. Er kann uns zum Bleiben nicht zwingen. Aber darum wollen wir doch in Frieden und Anstand von ihm gehen. Der Studiosus wird schon helfen."

„Der Studiosus muß den Mund halten; sonst fährt ihm der Alte darüber. — Ach Lexi — so gescheit du bist — das Leben kennst du doch nicht. Ohne uns muß der Alte einpacken. Was für ein Stück soll er denn spielen? . . . Himmel und Hölle wird er in Bewegung setzen und uns den Abschied sauer machen — und dann, Lexi, selbst wenn wir seine Erlaubnis hätten, es nutzt ja nichts. Wo sollen wir uns in diesen Fetzen sehen lassen! Man lacht uns ja glatt ins Gesicht, wo wir auch immer anklopfen. Ach Gott," setzte sie hinzu und richtete sich in den Kissen auf, um seinen Kopf bequem zwischen ihre Hände nehmen zu können, „Lexi, ich habe keinen Ehrgeiz mehr. Ich will nur bei dir sein."

Sie lachte plötzlich auf, daß er zusammenfuhr.

„Du glaubst vielleicht, ich hätte Schätze gesammelt. Nicht einen roten Dreier besitze ich. Nicht einen Groschen habe ich von der Gage sparen können. Arm bin ich wie eine Kirchenmaus."

„Ich habe aber Geld," erwiderte er, „für den Anfang wenigstens genug."

„Du — u —? Ach, Lexi, was redest du für dummes Zeug. Woher sollst du Geld haben! Ich möchte es wissen!"

„Das wenigstens darf ich dir sagen," antwortete er in einem seltsamen Ton, der sie befremdete.

„Du hast doch nicht —"

Sie brach mitten im Satze ab. „Übrigens," setzte sie rasch hinzu, „mir wäre es ganz egal. Ich würde dich genau so lieb haben."

„Ich danke dir schönstens. Aber zu deiner Beruhigung: Bisher wenigstens habe ich niemanden bestohlen oder gar totgeschlagen, wenigstens nicht — — Nein, nein — sieh mich nicht so starr an! Aber einmal habe ich wirklich solche Gedanken gehabt — freilich ganz anders, wie du es dir vielleicht jetzt vorstellst."

„Bitte sehr," entgegnete sie beleidigt, „ich finde gar nichts dabei, wenn man stiehlt. Ich finde es gemein, geradezu gemein, daß die einen im Überfluß sind und die anderen kaum eine trockene Brotrinde haben."

„Weshalb stiehlst du dann nicht?"

„Du stellst aber dumme Fragen!"

„Gar nicht. Wenn man so denkt wie du, muß man auch den Mut haben, Ernst zu machen."

„Richtig, Leri! Da sitzt eben der Hase im Pfeffer. Ich bin zu ungeschickt und zu dumm. Außerdem hab' ich bisher es auch nicht nötig gehabt. Denn Hunger wenigstens habe ich noch nicht gelitten, wenn es auch manchmal — na, das weißt du ja selber! — knapp genug herging. Übrigens — der Clown stiehlt wie ein Rabe. Vor dem ist nichts niet- und nagelfest. — Was schwatze ich da und vergesse die Hauptsache! Von wem hast du das Geld, Leri? Und wie viel ist es?"

„Von meiner Mutter."

„Hm, lebt deine Mutter?"

„Meine Mutter ist tot."

„Ich habe auch keine Eltern mehr. Ich habe niemanden als dich."

Sie schwiegen und schmiegten sich eng aneinander, als hätte sie ihr Schicksal zusammengeschmiedet.

Nach einer Weile sagte Alexander: „Es werden über zweihundert Taler sein."

„Nein, nein," antwortete sie erschreckt, „so viel kann es unmöglich sein."

Er jedoch erwiderte bestimmt: „Es müssen über zweihundert Taler sein."

„O Gott," jauchzte sie, „dann bist du ja furchtbar reich!"



Arthur Kampf:
Madrid: Stiergefecht.
Text von H. Bang.

„Das wenigstens darf [illegible]" antwortete er in einem seltsamen Ton, der sie befremdete.

„Du hast doch nicht [illegible]"

Sie brach mitten im Satze ab [illegible]," setzte sie rasch hinzu, „mir wäre es ganz egal. Ich [illegible] genau so lieb haben."

„Ich danke dir [illegible] zu deinem [illegible]: Bisher wenigstens habe ich niemand [illegible] gar [illegible] geklagen, wenigstens nicht [illegible] — Nein, [illegible] zu starr an! Aber einmal habe ich wirklich [illegible] gehabt — [illegible] ganz anders, wie du es dir vielleicht [illegible]"

„[illegible] ihr," entgegnete sie beleidigt. „Ich [illegible] gar nichts dabei, wenn man stiehlt. [illegible] es gemein, gerade [illegible], daß die einen im Überfluß [illegible] die anderen kaum [illegible] Brotrinde haben."

„[illegible] nicht?"

„[illegible] Fragen!"

[illegible] den [illegible]

[illegible] Ich bin zu [illegible] auch nicht [illegible] Hunger wenig [illegible] nicht gelitten, [illegible] manchmal — na, das [illegible] — knapp genug [illegible] Übrigens — der Clown [illegible] Vor dem ist nichts niet- und nagelfest. — [illegible] und vergesse die Hauptsache! Von wem hast du [illegible] Und wie viel ist [illegible]

„Von meiner Mutter."

„Hm, lebt deine Mutter?"

„Meine Mutter ist [illegible]

„[illegible]

[illegible]

„[illegible] Taler sein."

„Nein, [illegible] sein."

Er jedoch [illegible] immer [illegible] nein."

„O Gott," sagte sie, „dann [illegible]



Arthur Kampf:
Madrid: Stiergefecht.
Text von H. Bang.

Auf einmal spürte er, wie ein Zucken durch ihren Körper ging.

„Wo hast du das Geld?" fragte sie.

„Unten in meiner Bettlade versteckt."

„Hm — und hast du niemals zu jemandem davon gesprochen?"

„Nein — niemals — aber weshalb fragst du — und warum erschrickst du plötzlich?"

„Ich bin dumm und einfältig."

Sie war mit einem Satze aus den Federn, beugte sich über ihn und sah ihn lange rätselhaft an. Dann küßte sie ihn leise — und ganz anders als je zuvor.

„So," sagte sie, „jetzt ist es die höchste Zeit zum Aufstehen. Mach schnell — ich bin in zehn Minuten fertig."

Lautlos schlich sie sich aus seiner Kammer.

* * *

„Angelika — Angelika — wo steckst du, Angelika?"

„Hier bin ich schon!" rief sie, sprang aus dem Wagen und eilte hastig herbei.

„Wie siehst du denn aus, Alexander? Was ist dir denn?" fragte sie. Und eine böse Ahnung blitzte in ihr auf.

„Was mir ist," antwortete er heiser, „mein Geld ist gestohlen — diese Nacht ist es gestohlen worden."

Sie wurde einen Augenblick ganz blaß und vermochte kein Wort hervorzubringen.

Dann sagte sie leise und wie abwesend: „Dachte ich mir's doch."

„Was dachtest du?"

„Pst," machte sie und legte den Finger an den Mund.

„Mir ist es nicht des Besitzes wegen," fuhr er gleichsam sich überstürzend fort. „Aber dieses Geld, diese sauer erworbenen Groschen — das hatte ich mir geschworen — sollten nur zu einem guten Zweck verwandt werden. Die Mutter sollte sie sich nicht umsonst abgedarbt und abgehungert haben."

Und in der Erinnerung an Agnes Feustel fühlte er einen stechenden Schmerz.

„Still — wir kriegen das Geld wieder. Nur klug müssen wir sein. Das Geld hat niemand anders als der Clown, der deine Abwesenheit heute nacht benutzt hat, um in deiner Lade zu kramen."

„Freilich war alles in Unordnung! — Aber die Lade war verschlossen wie immer."

„Das glaube ich schon," erwiderte sie. „Wozu ist denn der Spitzbube ehemals Schlosser gewesen! Der weiß mit dem Dietrich umzugehen. — Komm schnell zum Studiosus oder besser noch gleich zum Alten."

Der Direktor fuhr in die Höhe.

„Ahnt' ich's doch, daß so etwas wieder dahinter steckt. Die Angelika hat recht. Das Geld ist beim Clown. Er hat vorher mit mir angebunden, um weglaufen zu können — und seine Papiere verlangt. Denn bei so unsicheren Kantonisten — (Alexander dünkte es, als ob ihn plötzlich ein scharfer Seitenblick träfe) pflege ich die Papiere zurückzubehalten. Brauchst nicht zu erschrecken, mein Junge. Zu dir habe ich Vertrauen. Und was hätte es mir auch bei dir genutzt, da du keine Papiere mitgebracht hast. Also die Papiere habe ich ihm nicht gegeben. Dagegen hat mir der Wirt erzählt, daß er einen Taler gewechselt hat. Nun frage ich mich: Wie kommt der Hungerleider zu einem Taler! Ich fürchte nur, er wird auch ohne die Papiere mit dem fetten Bissen schon auf und davon sein. Also keine Zeit verloren, Kinder!"

Die Befürchtungen des Alten waren nicht grundlos gewesen. Der Spitzbäuchige hatte bereits das Weite gesucht.

Der Direktor murrte und schnauzte Alexander an.

„Was für ein leichtsinniger Schlingel bist du auch! Konntest du nicht das Geld mir oder dem Studiosus zum Aufbewahren geben? Die Welt ist voll von Spitzbuben — und wer nicht auf seiner Hut ist, dem geschieht schon recht . . . Na, Moralpauken hat jetzt keinen Zweck. Was tun wir?"

Der Studiosus wurde zum Kriegsrat befohlen.

Es wurde zunächst beschlossen, den Gendarm mobil zu machen und Sorge zu tragen, daß dem Clown der Weg zur nächsten Bahnstation abgeschnitten würde.

„Bist du einverstanden," sagte der Studiosus, „daß der Gendarm zwei Taler erhält, wenn er den Halunken faßt?"

Er schwieg auf diese Frage hartnäckig.

Aber die Angelika redete so lange in ihn hinein, bis er nachgab.

„Ich habe nicht gewußt, daß du so haushälterisch bist," meinte der Studiosus.

Er sagte das in einem Ton, als ärgerte es ihn, sich in Alexander getäuscht zu haben.

Als die Angelika mit Alexander allein war, sagte sie: „Ich verstehe dich nicht. — Bist du immer so sparsam gewesen?“

„Geizig — willst du sagen —, sprich es nur ruhig aus,“ antwortete er grimmig. „Ach, Angelika, daß du mich auch nicht begreifst! Was liegt mir am Gelde! Wenn mir jemand einen Lohn anböte, würde ich vor Scham versinken — ich, Angelika, sähe darin eine Beschimpfung.“

Sie blickte ihn verständnislos an und erwiderte kleinlaut: „Die Hauptsache — meine ich — ist, daß man das Geld wiederkriegt.“

„Nein,“ schrie er, „und hundertmal nein! Es ist nicht die Hauptsache.“

Sein Gesicht nahm einen grüblerischen Zug an.

„Wenn ich es dir nur erklären könnte, damit du mich verstehst.“

Der Studiosus trat hinzu.

Alexanders Miene verdunkelte sich. Er wollte ihm den Rücken kehren.

„Stehen geblieben!“ donnerte der Studiosus, „und jetzt frisch von der Leber herunter geredet, was du gegen mich hast. Denn daß zwischen uns etwas nicht in Ordnung ist, habe ich sofort gemerkt.“

„Das freut mich,“ entgegnete Alexander. Und langsam setzte er hinzu: „Ich bin bekümmert, daß Sie mich so falsch betrachten — schmutzigen Geiz dort sehen, wo es sich bei mir um eine Lebenssache handelt.“

Der Studiosus riß die Augen auf. „Wie redest du, Junge?“

„Studiosus, ich rede, wie mir ums Herz ist. Wenn die anderen mich schief beurteilen — gut, ich nehme es hin. Von Ihnen tut mir's weh. Wenn das ganze Geld fort ist, so kann ich mir deswegen auch kein Leid antun, obwohl ich es für ein schlimmes Zeichen nähme; denn dieses Geld ist für mich nicht bloß Geld; für mich ist es Liebe. — Ach, darüber will ich nicht reden. Es ist auch eine zu lange und traurige Geschichte. Ich meine nur, man macht die Menschen schlecht und zeigt ihnen, wie sehr man sie verachtet, wenn ihnen für das Selbstverständliche Lohn hingeworfen wird.“

„Aha — ich kapiere.“

Der Studiosus sah ihn liebreich an.

„Junge,“ sagte er, „du schleppst ein Kreuz mit dir. Sieh zu, daß sie dich nicht daran schlagen. Wie lange ist es her, daß ich auch einmal

ähnliche Gedanken gehabt habe. Das Leben macht einen mürbe — und mählich kommt man zur Spitzbubenmoral, die sich die Menschen zurecht gemacht haben. Und mählich kommt man auch dahinter, daß die Menschen im Grunde lange nicht so schlecht sind, wie man als ehrlicher Junge einmal gedacht hat. Denn siehst du — und das ist des Pudels Kern — das ganze Dasein besteht aus Kompromissen, zu deutsch: aus Vergleichen. Man ist eben dahintergekommen, daß der Mensch von Hause aus ein schwaches Lebewesen ist. Und aus dieser Erkenntnis stützt man ihn. Nimmt man ihm die Krücken, so ist es mit seiner Herrlichkeit vorbei. Das ist alles. Es menschelt überall, Alexander — und reine Helden gibt es nicht. Schließe dich selber auf und frage dich, ob du zu allem und jedem, was du in deinem Leben getan, ja sagen kannst."

Alexander seufzte.

„Nein, das kann ich nicht," antwortete er ernst, und seine Nasenflügel bewegten sich — und in seine Stirn grub sich eine scharfe Falte. „Ich werde gewiß über Ihre Worte nachdenken."

Der Studiosus reichte ihm die Hand, in die er zögernd einschlug.

„Wir wollen noch über einen anderen Punkt mit Ihnen sprechen," begann Alexander nach einer Weile.

Bei diesen Worten trat die Angelika einen Schritt vor.

„Nämlich," fuhr Alexander fort, „Sie müssen uns helfen, Studiosus."

Der Angeredete machte ein verdutztes Gesicht. Eine Ahnung dämmerte in ihm auf — „Ihr wollt — doch — nicht — nicht — —"

„Ja, es ist so," ergänzte Alexander, „wir wollen fort. Wir fühlen," setzte er rasch hinzu, „daß wir weiter kommen müssen, und daß es für uns eine Notwendigkeit ist."

Die Miene des Studiosus wurde immer länger — ein tief bekümmerter Zug trat in sein Gesicht. Und Angelika schien es, als ob sein Hals in dieser Minute noch um ein Erkleckliches gewachsen wäre, — so weit streckte er ihn vor.

„Hab' es ja gewußt, daß es eines Tages so kommen würde," brachte er schwerfällig hervor. „Ich hoffte jedoch, es hätte noch gute Weile damit. Da lebt man nun und träumt dahin, bildet sich ein, daß man selber sich noch einmal grün belaubt, während es doch die anderen sind, die wachsen und in die Höhe ragen. Ach, Kinder, man ist ein kahler, kahler Baum — ohne Trieb, Saft und Kraft — innen morsch und hohl."

Er brach ab. Ein wehes Schluchzen entrang sich ihm.

Angelika und Alexander blickten sich betroffen an.

Auf einen solchen Schmerzensausbruch waren sie nicht gefaßt gewesen.

Der Studiosus raffte sich zusammen.

„Nichts für ungut, Kinder. Die alte Gefühlsduselei steckt einem noch immer in den Knochen. Ihr müßt das verstehen, ich will euch nicht Honig um den Mund schmieren — aber ihr wart es, die Leben in die Bude gebracht haben. Und wenn ich mich nachts auf meinen Strohsack legte, so sagte ich mir vor dem Einschlafen: Was tut's, du bist dabei gewesen, wie die beiden zu blühen angefangen haben. Und ich habe immer gefunden, daß die erste Blüte das Schönste ist — beim Menschen und in der Kunst — überall das gleiche. So ein erster Duft ist etwas Köstliches — sobald erst plumpe Hände — äh, reden wir nicht darüber — seien wir vernünftig — sprechen wir über praktische Dinge, das heißt — über eure Zukunft. — Der Alte wird schönen Lärm schlagen — und mit Recht — vor allem der Angelika wegen, die in allen Stücken zu tun hat. Wo findet sich so rasch Ersatz? — Nun, was geht es euch an. Ihr braucht euch nicht seinen Kopf zu zerbrechen. Aber anstandshalber müßt ihr euch mit ihm doch auseinandersetzen und so lange aushalten, bis er sich notdürftig eingerichtet hat — das seid ihr ihm schuldig."

„Ist auch meine Überzeugung," erwiderte Alexander.

„Das Geld wäre euch nun freilich zu Paß gekommen. Ein goldenes Ruhekissen ist ein gutes Gewissen — hat schon meine Großmutter immer gesagt; und die war eine gescheite Frau und hatte Haare auf den Zähnen. Aber schließlich muß es auch so gehen. — Meiner Ansicht nach ist es das Beste, ihr fahrt direkt nach Berlin. Dort geht ihr von einer Agentur in die andere, stellt euch überall vor und laßt nicht locker, bis ihr placiert seid. Tretet nicht zimperlich auf — denn das mißdeutet die Bande — und sagt jedem, so laut er es hören will, daß ihr klotzig viel Talent habt. In Berlin kommt man nur mit Frechheit durch. Und die Hauptsache: Ihr redet die Wahrheit, denn das Talent kann euch niemand streitig machen. Die Adressen von den Agenturen geb' ich euch noch, wenn es an der Zeit ist — verstanden?"

„Merci, Studiosus, Ihr seid und bleibt ein Prachtmensch," antwortete Angelika, „und was die Dreistigkeit anbelangt, so braucht Euch nicht bange zu sein. Den Teil der Rolle nehme ich auf mich."

„Glaub's schon," entgegnete der Studiosus, „aber wenn ihr zusammen kein Engagement kriegt? Was dann?"

Die Angelika war einen Augenblick sprachlos. Daran hatte sie noch nie gedacht.

„Wir tun's nicht anders," sagte sie entschlossen. „Ich trenne mich nicht von ihm — und er sich nicht von mir. Nicht wahr, Alexander?"

Der nickte nur.

Der Studiosus ließ die Mundwinkel tief herabhängen.

„Ihr wißt gar nicht, wie gut ihr es habt. Wer an eurer Stelle sein könnte! Vor euch liegt das Geheimnis des Lebens wie ein großes Tor verschlossen — und ihr habt die Wünschelrute in Händen, damit das Tor sich weit öffnet und all der Glanz und all die Helligkeit auf euch einströmt. Kinder, seid sparsam mit euch — vertut euch nicht vor der Zeit. Schritt für Schritt müßt ihr eurem Ziele näher kommen. Es kann euch nicht fehlen. Gott ist mit denen, die Talent haben."

Die letzten Worte hatte er voll Feierlichkeit — tiefernsten Angesichts — gesprochen.

„So — für heut ist's genug."

Und mit seinen langen Beinen schlenkerte er davon — einem großen Vogel ähnlich.

Die beiden sahen ihm eine Weile stumm nach.

„Du," begann dann Alexander, „ist es wirklich dein Ernst, bei mir zu bleiben?"

Statt aller Antwort schloß sie ihm den Mund mit Küssen.

Er wehrte ihr sanft, aber entschieden.

„Nein, nein," sagte er bestimmt, „du mußt es dir sehr gründlich überlegen — — nämlich —" — er stockte und suchte nach Worten — „nämlich — ich muß dir jetzt ein Geständnis machen."

„Um Gottes willen, sprich schnell," unterbrach sie ihn. „Ich sterbe sonst vor Angst."

„Also," begann er — und seine Züge waren in dunkles Rot getaucht — „jemand ist auf der Welt, den ich lieb habe — vielleicht noch lieber als dich, Angelika."

„Nicht weiter sprechen. Ich will nichts hören," sagte sie. Und in ihr blasses schneeweißes Gesicht grub sich ein so herber Schmerz, daß es ihm weh tat.

„Es nutzt nichts, Angelika," erwiderte er leidvoll, „du mußt mich

zu Ende hören, mußt wissen, daß ich mir selber wie ein Wortbrüchiger vorkomme."

Und nun erzählte er ihr mit tonloser Stimme von Elisabeth von Sydow.

„Und das ist alles — bah, was will das heißen," sagte sie scheinbar übermütig, während es in ihren Augen seltsam glitzerte. „Alexander — was soll mir das! Du hast ein kleines Mädchen geküßt — und das kleine Mädchen war eine Baronesse — das ist alles —"

„Angelika, warum willst du mich nicht verstehen — warum weichst du mir aus?"

Sie blickte in sein vergrämtes Antlitz, und ihr Herz wurde schwer.

„Weil ich dich nicht lasse," entgegnete sie, „und wenn alle Baronessen der Welt gegen mich Sturm laufen. Ach, Alexander, weshalb machst du uns beiden das Leben so sauer, — soll ich —" Sie lachte gellend auf und warf sich an seinen Hals. „Wirf mich nicht fort," wimmerte sie, „sonst werde ich schlecht. Ich fühle es im Innersten."

Da streichelte er sie sanft und flüsterte ihr gute Worte ins Ohr, bis ihre Tränen versiegten und sie ganz ruhig wurde.

*   *   *

Es hatte sich zuletzt noch alles gut gefügt. Der Gendarm hatte den Clown aufgegriffen, und das Geld war bis auf den einen Taler, den er im Wirtshause gewechselt, vollzählig.

Die Angelika machte Luftsprünge vor Freude, während der Gendarm würdevoll die als Belohnung ausgesetzten zwei Taler in die rechte Hosentasche gleiten ließ.

Aber auch die übrigen Dinge hatten sich schneller, als man gehofft und erwartet hatte, geregelt.

Der Direktor hatte sie in Frieden ziehen lassen, sobald er sein Repertoire danach eingerichtet hatte.

Es war ein rührender Abschied gewesen, bei dem die Tränenbäche überströmten.

Der Studiosus war weich wie Wachs geworden — und nicht fähig, seine Gemütsbewegung zu verbergen.

Alexander hatte die Hände in den Taschen geballt und die Zähne zusammengebissen. Niemand sollte sehen, was in ihm vorging.

Aber Angelika stieß fortwährend ein nervöses, unruhiges Lachen aus, hinter dem sie sich verschanzte, um nicht laut mitzuheulen.

Der Studiosus hatte beim Lebewohl wie ein Pastor geredet — und der Alte hatte gleichsam segnend seine Hände über ihre Köpfe gehalten.

— — — — — — — — — —

Und nun saßen sie längst in der Eisenbahn, und in wenigen Minuten sollte der Zug einlaufen.

Sie standen am Fenster des Coupés — dicht aneinander geschmiegt — und es war ihnen, als ob sie das Brausen der Großstadt schon von weitem hörten. Die riesigen Häuser tauchten vor ihnen auf, und die Stadt funkelte in einem Meer von Licht.

Hand in Hand — mit leisem Zagen — traten sie in die mächtige Bahnhofshalle und sahen sich ängstlich in dem Strom der Menschen um.

Alexander richtete sich gerade auf. Er fühlte sich als Beschützer. In der Linken hatte er den kleinen Reisekoffer, der ihre ganze gemeinsame Habe barg — seine Rechte hielt Angelika umklammert.

„Du brauchst keine Furcht zu haben," munterte er sie auf. „Was kann uns passieren? Das Geld verliere ich nicht ein zweites Mal — darauf darfst du dich verlassen — und im übrigen, wer dich anrührt, den schlage ich tot."

Sie blickte ihn voll Stolz und Glück an.

Er aber erschrak über seine eigenen Worte. Und mit unsicherer Stimme sagte er: „Vom Tode und vom Totschlag sollte ich nicht einmal im Scherze reden."

Sie drückte zärtlich seine Hand.

Und so waren sie an den Schalter gelangt, wo ihnen die Billetts abgenommen wurden.

Keines von ihnen hatte wahrgenommen, daß die Menschen hinter ihnen hersahen und voll Mitleid und Staunen die beiden Menschenkinder betrachteten.

Und in der Tat boten sie in ihrer dürftigen Tracht und jugendlichen Eigenart einen merkwürdigen Anblick. Diese fein geschnittenen Gesichter, auf deren Stirn geschrieben stand, daß ihnen das Schicksal einen erhöhten Platz zugewiesen, hoben sich scharf von den Alltagsmenschen ab, die rings herum wimmelten.

Sie hatten den Plan gefaßt, als Bruder und Schwester zu gelten, um unnötigem Widerstand aus dem Wege zu gehen. Der Studiosus hatte ihnen dazu geraten — und wie Bruder und Schwester hielten sie sich fest.

Auf der Straße wuchs die Angst der Angelika. Das Gekreisch der Menschen, die wie Raubtiere — so wenigstens kam es ihr vor — sich auf die Wagen stürzten, betäubte sie. Und was für seltsame Wagen gab es nicht da! Große bunte, zu denen sie noch das meiste Vertrauen hatte, weil sie den Komödiantenkarren am ehesten glichen. Dann wieder elegante Equipagen mit weichen Polstern — und schließlich Karossen, die wie ein Gotteswunder sich von selbst fortbewegten. Solche hatten sie auf ihren Wanderzügen wohl vereinzelt schon getroffen. Aber daß sie in dieser Fülle existierten — das hatte sie sich niemals träumen lassen.

Alexander sagte: „Hier muß man ein geborener Seiltänzer sein, wenn man mit heilen Knochen über den Damm gelangen will."

Sie mußte hell auflachen, obwohl ihr nicht danach zumute war.

Der Studiosus hatte ihnen die Adresse der Frau gegeben, bei der er selbst gewohnt hatte — und dazu einen Schreibebrief.

Langsam und bedächtig zog Alexander die Papiere hervor.

„Ich denke," sagte er, „es wird das Beste sein, wir nehmen uns einen Wagen und fahren direkt hin. Was meinst du?"

Sie nickte zustimmend. „Allein finden wir den Weg ja doch nicht."

Er näherte sich einer Droschke, die gerade leer an ihnen vorbeifuhr.

„Heda, Kutscher, könnten Sie uns nach der Oranienstraße fahren?"

„Können kann ich — kommt nur darauf an, ob Sie die nötigen Moneten haben," antwortete der Kutscher grob und sah dabei Alexander und Angelika mißtrauisch an.

„Was wollen Sie damit sagen?" schrie Alexander zornrot.

Die Angelika fürchtete, es könnte ein Auflauf entstehen, und zupfte ihn am Rock.

„Wat ich damit sagen will? Ob Sie Draht haben. Mit sone Slovaken is man — haste nich gesehn — lackiert."

„Wir sind ehrliche Menschen — und Sie sind ein Rüpel, verstehen Sie mich?"

Ein Schutzmann trat heran. „Was ist denn hier los? Hier wird kein Skandal gemacht!" Dabei fixierte er scharfäugig Alexander.

Der hatte im Nu sein Selbstbewußtsein gefunden. „Ich will wissen, ob mich der Mann hier fahren muß oder nicht. Ich will wissen, ob er das Recht hat, mich zu beleidigen."

Der Kutscher klärte den Polizisten über seine Bedenken auf.

„Haben Sie Geld bei sich?"

Alexander zog statt aller Antwort seinen kleinen Lederbeutel hervor.

„Na, da wäre ja alles so weit in Ordnung," meinte der Schutzmann. „Sie können ruhig einsteigen."

Alexander bebte. „Ich danke bestens. Das nennen Sie Ordnung, wenn man uns wie — wie Diebe — oder sonst verdächtiges Gesindel behandelt!"

„Na, na," begütigte der Schutzmann, „so schlimm war es nicht gemeint. Und ein bißchen komisch sehen Sie beide ja aus. Beruhigen Sie sich nur!"

„Mit dem Manne fahren wir nicht," entgegnete Alexander und warf den Nacken zurück.

Der Polizist winkte einen anderen Wagen herbei, und die beiden stiegen ein.

„Ein netter Anfang. Das kann gut werden."

„Über so einen dummen Kerl wirst du dich doch nicht ärgern, Lexi."

„Das ist es auch nicht," antwortete er. „Aber ich sehe daraus, daß man nur nach den Fetzen beurteilt wird, die man am Leibe trägt."

Sie lachte leise auf. „Sie können es dir doch nicht an der Nasenspitze anmerken, was für ein Romeo du bist."

„Ach, Angelika, höre auf. Mir ist nicht danach zumute. — Und bei der Frau kann es uns geradeso ergehen. Wer bürgt dir dafür, daß sie uns nicht die Tür vor der Nase zuschlägt! Dann stehen wir da und fangen von vorn an."

„Lexi, seit wann bist du so kleinmütig?"

„Ich habe Angst um deinetwillen."

„O, Lexi, wie närrisch bist du! Was kann mir passieren, wenn ich bei dir bin?"

Er sah sie mit halb zugekniffenen Augen an und dachte: Ist es nicht merkwürdig, daß sie solches Vertrauen zu dir hat, da sie doch weiß, was für einer du bist!

Laut aber entgegnete er: „Ich merke es dir an, wie müde du bist."

„O nein," antwortete sie, „die ganze Nacht könnte ich mit dir wachen."

Während der übrigen Fahrt schwiegen sie — und so eingesponnen waren sie in ihre Träume, daß sie von der Stadt und den Menschen nichts mehr sahen und hörten.

Alexander sprang mit einem Satz aus dem Wagen, der vor einem vierstöckigen Hause mit unendlich vielen Fenstern hielt — und half Angelika.

Wenn sie nun gestorben ist — dachte er plötzlich. Und in der nächsten Sekunde sprach das Mädchen die gleiche Befürchtung aus.

In großer Beklommenheit stiegen sie die Treppen empor, auf denen zu ihrem Troste Licht brannte. Ganz oben im vierten Stock sollte es sein.

„Gelobt sei Jesus Christus!" murmelte die Angelika. Da stand auf einem kleinen weißen Porzellanschild: Lina Schlosser.

Alexander zog an der Glocke. Dann hörten sie von innen Tritte, und gleich darauf wurde die Tür von einer kleinen alten Frau geöffnet.

„Sind Sie Frau Schlosser?" fragte Alexander, und der letzte Rest von Sorge und bangem Zweifel lag in diesen wenigen Worten.

„Die bin ich," entgegnete die Frau.

„Dann ist alles gut," sagte die Angelika, und vor Freude drangen ihr Tränen aus den Augen.

„Was seid ihr für wunderliche Gesellschaft," knurrte die Alte. Doch der Ton ihrer Stimme klang den Kindern wie Musik.

„Hier ist ein Brief vom Studiosus," sagte Alexander statt aller Erklärung.

Die Alte schlug die Hände zusammen. „Vom Studiosus! O jemine — was macht er denn? Und wie geht's ihm?"

Am liebsten wäre die Angelika der Alten um den Hals gefallen. Vom Studiosus? — Das Herz ging ihnen bei dieser Frage auf, und es war ihnen, als ob sie nun alle Fährnisse weit hinter sich hätten.

„Kommt nur rasch ins warme Zimmer," drängte sie und wollte Alexander hilfreich den kleinen Koffer aus der Hand nehmen.

„Nein, nein!" antwortete der verlegen.

„So setzen Sie sich auf das Sofa und gedulden Sie sich eine Minute. Muß doch erst schnell mal sehen, was der Studiosus schreibt."

Sie setzte eine Stahlbrille auf das verrunzelte Gesicht und begann zu lesen.

Die beiden saßen still da, betrachteten das blitzsaubere Zimmerchen und ließen sich's in der behaglichen Wärme wohl sein.

Von Zeit zu Zeit sah die Alte von dem Schreiben auf und warf einen flüchtigen Blick nach ihnen.

„Hm," machte sie dann, „nun weiß ich Bescheid. Ihr wollt also bei mir einquartiert sein. Nun, es läßt sich machen, obwohl ich das Zimmervermieten längst an den Nagel gehängt habe. Legt ab und macht es euch bequem. Und vor allem: Habt ihr schon etwas im Magen? Ganz ausgehungert und verfroren schaut ihr aus."

Was war das für eine gute alte Frau! Das Herz ging den beiden auf.

Und als wenige Minuten später eine Schüssel mit Rührei, eine Kanne heißen Tees und Butter und Brot vor ihnen stand — tauten sie auf und erzählten aus ihrem Leben, vor allem aber von dem Studiosus.

Die Alte saß ihnen gegenüber — mit gefalteten Händen. Und die niedrige Petroleumlampe warf ihr gelbes, gutes Licht auf Alexander und Angelika.

„Ja, ja, der Studiosus," sagte sie nachdenklich, „das ist ein merkwürdiger Mensch! Kann niemandem ein Haar krümmen und schlägt sich so elend durch die Welt. Gott schütze ihn! Es ist ein Jammer — könnte auf der Kanzel stehen, mit seiner schönen Stimme das Herz einem erwärmen und ein anständiges Heim haben — — und statt dessen — — Nun, ich will kein böses Wort über ihn — — Gott allein mag wissen," unterbrach sie sich, „warum er dieses Hundeleben führt."

Die Angelika suchte ihr zu erklären, daß der Studiosus trotz alledem guter Dinge sei und von der Schauspielerei nun einmal nicht lassen könne.

Die Frau schüttelte ihr weißes Haupt. „Das ist ja gerade sein Unglück. Habt ihr denn eine Ahnung, wie es in seinem Innersten aussieht? Der gehört zu der Sorte, die langsam und still verbluten, bittet womöglich noch um Verzeihung, daß es um seine Lippen zuckt, wenn er vor Schmerz am liebsten aufschreien möchte. — Ich kenne ihn — ich kenne ihn," wiederholte sie noch einmal. „Und ihr müßt euch auch schon herumschlagen, so jung ihr seid. Was ist das für eine komische Welt, in der es so zugeht."

Es entstand eine lange Pause. Ganz still war es im Zimmer — ein jedes hing seinen Gedanken nach.

Dann brach Alexander das Schweigen und erzählte von seinem Abenteuer am Bahnhof.

„Hast schon recht," meinte die Alte. „Aber was nutzt es — wir werden die Menschen nicht umkrempeln. Wer nicht in Seide rauscht oder Lackstiefel trägt, wird nicht für voll genommen."

„Wie könnten wir uns einkleiden?" fragte die Angelika, „damit wir uns in den Agenturen vorstellen können. Zu teuer darf es freilich nicht werden."

Die Alte betrachtete sie forschend, so daß sich über ihre Züge ein feines Rot goß.

„So jung — so jung," murmelte sie, „und der Studiosus schreibt," setzte sie laut hinzu, „daß ihr von Gott begnadet seid. Ob er es will oder nicht — zuweilen kommt doch die Frömmigkeit aus ihm heraus. Ich hoffe, er hat recht, was euch betrifft!"

„Er ist uns gut gewesen," sagte die Angelika, „und alles, was wir gelernt, danken wir ihm."

„Behaltet's im Gedächtnis! Vergeßt es nie! Und solltet ihr mal was erreichen, erinnert euch seiner und schämt euch dann nicht, wenn ihr ihn irgendwo jämmerlich wiederfindet."

„Da sei Gott vor!" erwiderte Alexander ernst.

„Die Menschen haben ein kurzes Gedächtnis, und Dankbarkeit ist eine rare Pflanze, die immer mehr im Schwinden begriffen ist — ihr könnt es mir glauben! Ist man so alt wie ich, hat man was durchgemacht. — Nun, ich will euch mit meinem Mißtrauen nicht kränken. Und morgen zeig' ich euch ein Haus, wo ihr euch einkleidet. Wie aus dem Ei geschält kommt ihr wieder heraus. So — und nun will ich euch die Betten richten."

Ohne auf eine Antwort zu warten, ging sie hinaus.

„Nun wird alles gut, Alexander. Mir ist auf einmal ganz leicht geworden," jubelte Angelika.

„Warte es ab," antwortete er bedächtig. „So viel steht jedenfalls fest: Ohne den Studiosus säßen wir schön in der Tinte. Und was für ein Kerl er ist, merkt man am besten aus den Reden der Frau."

Er brach ab und grübelte vor sich hin. Alles erschien ihm traumhaft, und das dünkte ihm gut. Er wollte nicht erwachen und nicht klar sehen. Ein Grauen vor sich selbst schüttelte ihn. Einen Augenblick dachte er, wenn man jetzt den Schleier ein wenig lüften und einen Blick in die Zukunft tun könnte. Aber dann erschrak er vor diesem Gedanken und fühlte ein schmerzhaftes Ziehen in der Herzgegend.

„Jetzt ist alles so weit. Das Fräulein schläft bei mir, und der junge Herr hat sein eigenes Gemach."

Sie schritt voran, und die beiden folgten ihr auf dem Fuß.

„Gute Nacht, Angelika."

„Gute Nacht, Lexi."

Sie reichte ihm die Hand, warf plötzlich einen scheuen Blick auf die alte Frau — und küßte ihn dann so leidenschaftlich, daß er sich ihrer kaum zu erwehren vermochte.

„Nicht doch — nicht doch," flüsterte er, „was soll man von uns denken."

Aber die Angelika hörte nicht auf ihn.

„Jetzt ist's genug," sagte er .und befreite sich mit Gewalt.

Die Alte dachte: wie aus dem Märchen kommen sie mir vor — wie ein verzauberter Prinz und eine verzauberte Prinzessin. Wer hätte es für möglich gehalten, daß es zwischen Geschwistern solche Liebe gibt!

Sie nahm Angelika sanft beim Arm.

„Schlafen Sie wohl, junger Herr."

„Haben Sie Dank, Frau Schlosser."

Noch einmal nickte er der Angelika zu, in deren Augen große Tränen wie graue, blasse Perlen schimmerten.

Dann ging er in sein Zimmer, öffnete trotz der Kälte weit das Fenster und blickte noch lange in die Winternacht hinaus.

Am nächsten Tage sollten sie aus dem Staunen nicht herauskommen.

So hatten sie die Stadt in ihren kühnsten Träumen nicht gesehen. Solch eine Pracht und Herrlichkeit auf Schritt und Tritt! . . .

Hand in Hand gingen sie neben Frau Schlosser, die ihnen all die Wunder wies.

Angelika wurde in ihrem Fähnchen bänglich zumute. Von jedem Vorübergehenden wähnte sie, daß er sie mit höhnischen Blicken maß.

„Geduld, Geduld," mahnte Frau Schlosser, „in einer Stunde sieht die Welt anders aus."

Und nun waren sie vor einem Hause angelangt, das ihnen wie ein Glaspalast erschien. Zwischen den mächtigen Scheiben nur wenige Quadern von grauem Gestein.

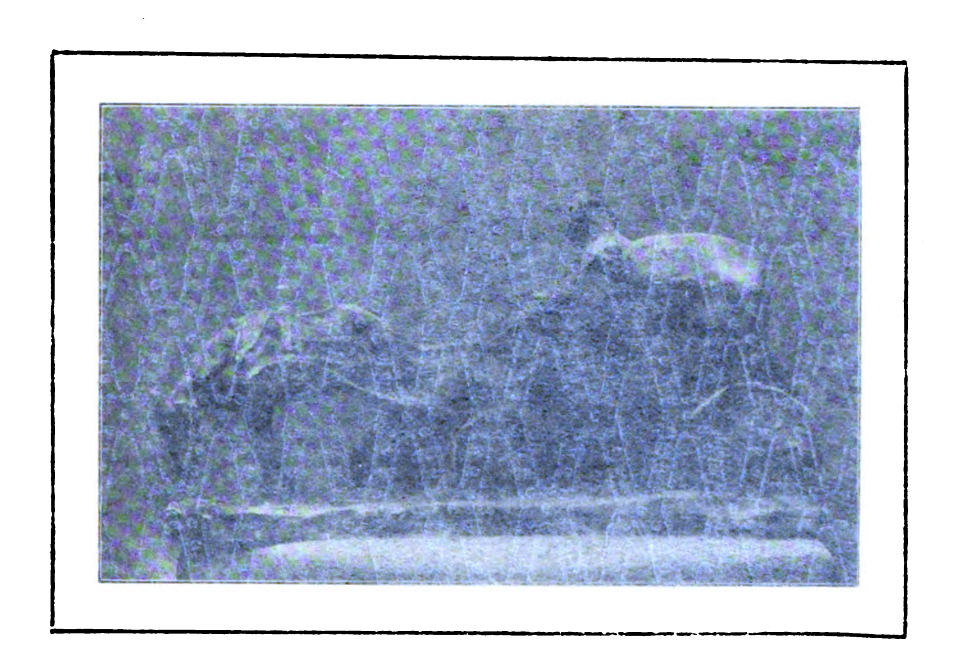
„Da sollen wir hinein?" fragte die Angelika zaghaft.

Frau Schlosser nickte und weidete sich an ihren erstaunten Mienen.

Traten sie in das Land des Märchens? Und stand da im Hintergrunde eine machtvolle Göttin, die mit eherner Ruhe auf all das Hasten und Treiben zu ihren Füßen herabschaute! Gab es Schätze der Welt, die hier nicht aufgestapelt lagen! Sammet und Seide — Spitzen und Roben und kostbarer Schmuck. Das Auge wußte nicht, wo es zuerst ruhen sollte.

Und dabei war das nur der untere Saal. Über ihnen wölbten sich noch weitere.

Und die Menschen strömten an ihnen vorbei. Und von allen Seiten öffneten sich neue Gänge und Straßen. Es war wie in einer





A. Lepla: Droschke.
Zum Essay von Victor Lederer.

„Nicht doch — nicht doch," flüsterte er, „was soll man von uns denken."

Aber die Angelika hörte nicht auf ihn.

„Jetzt ist's genug," sagte er und befreite sich mit Gewalt.

„[illegible] aus dem Märchen kommen sie mir vor — wie ein verzauberter Prinz und eine verzauberte Prinzessin. Wer hätte es [illegible] gehalten, daß es zwischen [illegible] solche Liebe gibt!

[illegible] Angelika sanft beim [illegible].

„[illegible] Sie wohl, junger Herr."

„[illegible] Sie Dank, Frau Schlosser."

[illegible] nickte er der Angelika zu, in deren Augen große Tränen [illegible] blasse Perlen schimmerten.

Dann ging er in sein Zimmer, öffnete trotz der Kälte weit das Fenster und [illegible] in die Winternacht hinaus.

Am nächsten Tag [illegible] aus dem Staunen nicht herauskommen.

[illegible] ihren kühnsten Träumen nicht gesehen. [illegible] auf Schritt und Tritt! . . .

[illegible] Frau Schlosser, die ihnen all die [illegible]

[illegible] Hühnchen bänglich zumute. Von jedem [illegible], daß er sie mit höhnischen Blicken maß.

„[illegible]," mahnte Frau Schlosser, „in einer Stunde sieht die Welt anders aus."

Und nun waren sie vor einem Hause angelangt, das ihnen wie ein Glaspalast erschien. Zwischen den mächtigen Scheiben nur wenige Quadern von grauem Gestein.

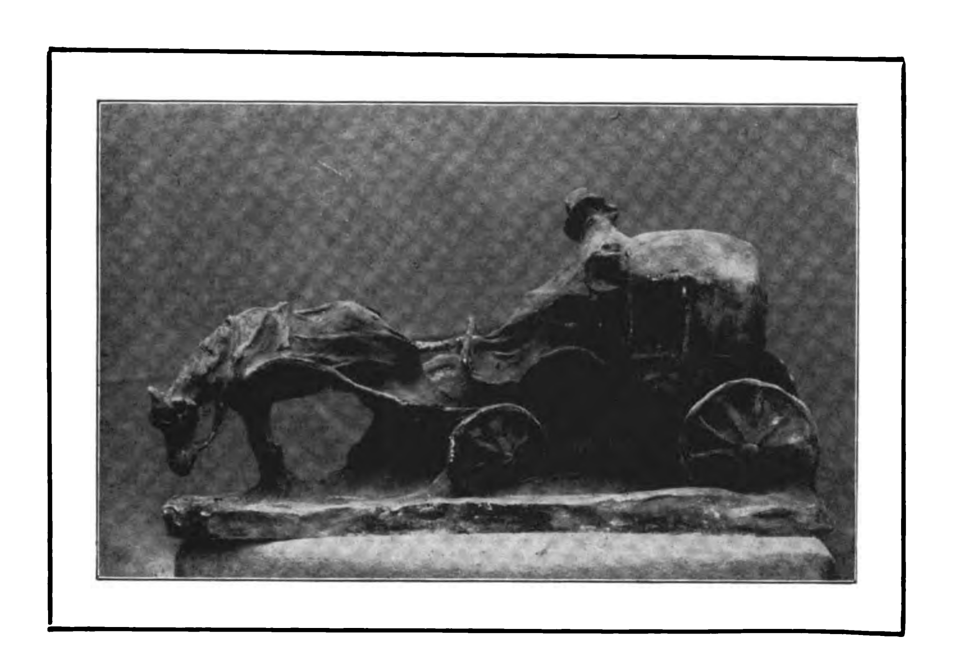
„Da [illegible]"

Frau Schl[illegible] nickte [illegible] Mienen.

[illegible] im Hintergrund [illegible] auf all das Hasten und [illegible] Schätze der Welt, [illegible] Seide — Spitzen und Roben [illegible] wußte nicht, wo es zuerst [illegible]

Und dabei [illegible] Saal. Über ihnen wölbten sich noch weitere.

Und die [illegible] an ihnen vorbei. Und von allen Seiten öffneten sich neue Gänge und Straßen. Es war wie in einer





A. Lepla: Droschke.
Zum Essay von Victor Lederer.



Wunderstadt. Und plötzlich standen sie in einem kleinen Garten, in dessen Mitte ein Springbrunnen rieselte.

„Sind wir wach, oder träumen wir?" sagte Alexander.

Die alte Frau lächelte mit leisem Spott.

„Die Menschen haben es herrlich weit gebracht," raunte sie. „Aber nun laßt uns nicht unnötig Zeit verlieren, denn es gibt viel zu tun. Stellt euch jetzt vor, ich sei eure alte Großmutter und besorgte den Einkauf. Und Sie, junger Herr, halten Sie den Beutel fest, damit er Ihnen in dieser Wunderstadt nicht abhanden kommt. Denn Spitzbuben gibt es die Menge. Und ohne bar Geld wird Ihnen hier auch nicht ein Hosenknopf verabfolgt."

Sie waren bei einem hohen, turmartigen, viereckigen Kasten angelangt. Die Frau drückte an einen Knopf. Und gleich darauf hörten sie ein seltsames Geräusch, wie wenn schwere Schiffstaue geschleift würden. Dann wurde eine schmale Tür geöffnet; ein livrierter Diener trat heraus, dem sie alle in den Kasten folgten. Die Tür wurde im Nu wieder geschlossen und auf unsichtbare Weise — wie von Geistern bewegt — fuhren sie in einigen Sekunden in die Höhe.

„Frau Schlosser, sind wir verhert?" rief die Angelika. „Denn mit rechten Dingen kann das nicht zugehen."

„Dritter Stock! Herrenabteilung!" sagte der Diener.

Sie stiegen aus und befanden sich in einem großen Magazin, das ebenfalls von Menschen belagert war.

Die alte Frau, die resolut voran schritt, winkte einem Verkäufer. Und nicht viel später wurde vor Alexander eine Menge fertiger Anzüge aufgetürmt.

Frau Schlosser hatte ihre Brille aufgesetzt, befühlte mit den Fingern den Stoff und verhandelte mit dem Verkäufer.

Außer dem Anzug wurde ein Mantel gekauft und wieder in einem anderen Abteil Schuhe — und zwei Etagen tiefer Kragen und Hemden.

„So — jetzt wollen wir eine kleine Pause machen und frühstücken."

Frau Schlosser führte sie nun vor ein Büfett, auf dem mächtige Schüsseln mit belegten Brötchen und andere Leckerbissen lockten. Daneben standen Tische mit Torten, Kuchen und Getränken.

Angelika nahm Schokolade und Kuchen, während die Alte für sich und Alexander je ein Gläschen Portwein herbeischaffte und dazu einen Teller mit Schinken-, Zungen- und Leberwurstbrötchen.

„Macht schnell! Ich brenne vor Ungeduld!" rief Angelika.

Nun wurde vereinbart, daß Alexander im Frühstücksraum warten sollte, bis der Einkauf für Angelika erledigt wäre.

Er drückte ihr das Geld in die Hand und sah ihr nach, bis sie seinen Blicken entschwunden war.

Und ganz betäubt von den vielen neuen Eindrücken versank er in tiefes Nachdenken. Er merkte nicht, daß manch ein vorübergehendes Fräulein ihm aufmunternde Blicke zuwarf und seine Teilnahme zu erregen suchte.

Auf einmal wurde ihm angst. Es dünkte ihn, als ob er eine Ewigkeit verschlafen hätte.

Er sprang hastig vom Stuhl auf, um Angelika und die Alte zu suchen. Die Menschen stießen und drängten ihn zur Seite; er achtete kaum darauf. Seine Augen irrten spähend nach allen Richtungen, und wie gehetzt lief er von einem Ende zum anderen. Und plötzlich trat ihm der Schweiß aus der Stirn, und er spürte, wie die Angst ihm die Kehle zuschnürte. Er glaubte mit einem Male die Gewißheit zu haben, daß alles Spuk und Zauber sei. Er befand sich in einem ungeheuren Labyrinth, aus dem es keinen Ausweg gab. Die Alte war eine verkleidete Hexe — und die Menschen rings um ihn waren böse Geister und Kobolde, die schadenfrohe Grimassen schnitten und ihren Schabernack mit ihm trieben.

Er blieb stehen, lehnte sich an einen Pfeiler und atmete schwer . .

Da hörte er auf einmal, wie die Angelika mit befreiter Stimme rief: „Gott sei Dank, hier ist er!" Und gleich darauf stand sie neben ihm, ein wenig blaß vor Erregung, aber voller Freude — ihn wiedergefunden zu haben.

Völlig umgewandelt war sie. Wie eine Prinzessin — dachte er.

Die Alte aber sagte: „Am Ende seid ihr Königskinder. Jetzt glaube ich wirklich, der Studiosus hat recht mit dem, was er mir geschrieben hat."

„Ich wußte nicht, daß du so schön bist!" flüsterte Alexander Angelika ins Ohr.

Und sie erwiderte: „Ich wollte das Gleiche dir sagen."

Hand in Hand schritten sie nebeneinander und sprachen über die Zukunft.

Angelika wollte sofort zu den Agenten laufen und wurde in diesem Plane durch die alte Frau bestärkt.

Alexander wehrte dagegen heftig ab. „Noch sind wir nicht Matthäi am letzten," meinte er. „Bis der Hunger beginnt, reicht es noch eine

Weile. Nicht einen Finger rühre ich, bevor wir uns nicht in allen Theatern umgeschaut haben."

„Wie du willst," meinte Angelika. „Ich sage zu allem ja." Und zu Frau Schlosser fügte sie leise hinzu: „Er hat nämlich einen harten Schädel, und man fährt am besten, wenn man ihm den Willen tut. Ein Müßiggänger ist er nicht — und die Zeit wird ihm schnell genug lang werden."

„Ist der Bruder viel älter als Sie?" fragte die Frau.

Ein jähes Rot färbte die Züge des Mädchens. „Ein knappes Jahr," erwiderte sie stockend.

„Und Vater und Mutter sind lange tot?"

Sie nickte stumm.

„War von euren Eltern eines beim Theater?"

„Nein, Frau Schlosser."

Alexander wurde bei diesem Verhör unbehaglich zumute. Und auch Angelika stand Qualen aus.

Die alte Frau merkte es nicht. Sie trippelte vergnügt neben den beiden und beobachtete verstohlen bald den hoch aufgeschossenen jungen Menschen, bald das zierliche junge Mädchen.

„Ähnlich seht ihr euch eigentlich nicht," meinte sie harmlos. „Nur daß ihr beide so etwas Besonderes an euch habt . . . ."

„Siehst du," sagte Alexander, als sie wieder zu Hause angelangt waren und Angelika ihm auf sein Zimmer folgte, „das kommt davon, wenn man sich auf Lügen einläßt. Ich traue mich kaum noch, der Frau offen ins Gesicht zu sehen — den Rat hätte sich der Studiosus sparen können."

„Ach," antwortete sie, „ich finde es schön und geheimnisvoll, obwohl ich mich anfangs auch etwas schämte. Der Studiosus wird schon seine guten Gründe gehabt haben." Und ohne Übergang setzte sie hinzu: „In welches Theater gehen wir zuerst?"

„Angelika, ich begreife dich nicht. Du gehst über alles hinweg, als ob es gar nichts wäre. Und Gedanken machst du dir überhaupt keine. Können nicht auch schreckliche Dinge hinter einem Geheimnis liegen?"

„Gewiß. Aber was tut das? Man darf sich doch nicht von lauter Sorgen auffressen lassen; sonst wird einem das Leben zuschanden."

„Weißt du, was ein Gewissen ist?"

„Nein — und ich will es auch nicht wissen."

„Liebe Angelika, sieh mich einmal an — mit ernsten Augen!"

Der Ton seiner Stimme machte sie betroffen.

„Ich tue es ja."

„Angelika — ich — ich — fühlst du denn nicht, Angelika, daß ich etwas Schändliches getan habe? Ich dachte, du würdest mich von dir stoßen — ich komme nicht darüber hinweg. Begreifst du denn das nicht?"

Ihr Gesicht verfinsterte sich.

„Ach, Leri, ein wunderlicher Mensch bist du. Was ist denn eigentlich geschehen? Es war doch nichts weiter als eine Kinderei. Ein armer Junge, den ein kleines Mädchen geküßt hat. Das Baroneßchen hat dich längst vergessen. Und selbst wenn sie zuweilen noch an dich denkt — du glaubst doch selber nicht im Ernste, daß ihr Papa . . ."

„Nein, nein," fiel er ihr in die Rede, „so ist es nicht. Was geht mich der Baron an. Ich weiß nur eins: Die Elisabeth hat an mich geglaubt; ihr war es heiliger Ernst, so klein sie damals war, und ich habe mich an ihr vergangen . . . Und weißt du, wie mir all die Zeit zumute gewesen ist? Nicht eine Stunde bin ich ganz froh geworden. Mir war, als ob ein kleines Singvögelchen in meinen Händen schluchzte und ich ihm ohne Erbarmen die Kehle zudrückte. — Angelika, hilf mir, ich habe dich lieb — aber das Bild der Elisabeth hast du nie, niemals . . ."

„Leri, hör' auf, ich will nichts weiter hören. Nun hast du mir alles gesagt — nun laß es genug sein."

„Nie mehr werde ich über die Elisabeth mit dir sprechen. Aber die Wahrheit mußtest du doch wissen."

„Die Wahrheit ist, daß du mir gehörst," antwortete sie, und ihre Augen funkelten.

„Niemandem gehört man — nur sich selbst."

„Und an dem Tage," fuhr sie unbeirrt fort, „da du mich von dir stößt — da eine andere — nein, ich kann es nicht zu Ende denken . . ."

„Sprich es nur aus."

„An dem Tage schieß' ich dir und mir eine Kugel durch den Kopf," sagte sie langsam und blickte ihn fest dabei an.

„Hättest du wirklich dazu den Mut?"

„Bah," machte sie, „nicht eine Sekunde würde ich mich besinnen."

„Hm . . . rechnest du denn mit einer solchen Möglichkeit?"

„Frage mich nicht."

„Und wenn du mich hintergehst, was dann?"

„Du dürftest es nicht merken . . . ich hätte ein Grauen davor."

Er sah starr in ihre Züge.

Da lachte sie laut auf.

„O wie dumm, wie dumm," rief sie, „über ungelegte Eier zu brüten. — Sieh doch, du wolltest mir die Bilder in der Stadt zeigen — und an den Säulen wollten wir nachsehen, was sie in den Theatern heute abend spielen!"

Er griff schweigend nach Mantel und Mütze, und stumm schritt er neben ihr auf der Straße, bis sie die Freitreppe heraufstiegen, die zu den großen, prächtigen Bildersälen führte.

Und nun stand er in tiefer Andacht vor den Gemälden — und alles traf genau so ein, wie es der Studiosus vorausgesagt hatte. Er kam aus dem Staunen nicht heraus — und alle kleinen Ängste wichen von ihm.

„Angelika, so reiß doch die Augen auf und schau hin! Was für Wunder gibt es auf dieser Welt!"

Aber die Angelika war müde und schläfrig geworden und nickte nur mit Anstrengung.

An diesem Abend und den folgenden gingen sie von einem Theater ins andere. Und die Welt der Bretter wuchs in ihrem Glanz und ihrer Herrlichkeit vor ihren jungen Seelen eigentlich zum ersten Male empor.

Alexander wurde kleinmütig.

„Was sollen wir eigentlich hier," fragte er, „nicht einmal sprechen können wir — ich wenigstens schäme mich vor mir selbst. Es wäre klüger gewesen, bei der Schmiere auszuharren, bis uns der Zufall einmal in eine kleine Stadt verschlagen hätte, wo ein Probieren am Ende möglich gewesen wäre."

Aber die Angelika ließ sich nicht einschüchtern.

„Ich schwöre auf den Studiosus," sagte sie. „Der hat alles das gekannt — der glaubt trotzdem an uns. Wenn man mit uns die Rollen so studiert, dann wirst du sehen, was dabei herausspringt. Natürlich fehlt uns noch manches. Mir ist nicht bange deswegen. Wir lernen es schneller, als du denkst."

„Meinst du?"

„Ganz gewiß!"

„Gut. Morgen gehen wir zum Agenten. Wir werden ja sehen!"

„Recht so," antwortete sie.

„Übrigens — dort sagen wir die Wahrheit," begann er von neuem. „Ich will nicht länger Versteck spielen."

„Mir ist es auch lieber."

„Und der Studiosus kann es an Frau Schlosser ebenfalls schreiben," setzte er hinzu.

„Nein, nein," wehrte sie ab. „Lieber nicht, sonst verliert sie das Vertrauen zu uns."

„Was nützt uns ein Vertrauen auf solchem Grunde?"

„O doch! Es muß nur da sein — das ist die Hauptsache."

„Und ist dir denn wohl dabei, Angelika?"

„Absolut, Lexi."

Ein schmerzliches Lächeln glitt über seine Miene.

„Nicht so reden, Angelika," sagte er sanft. „Es tut einem weh."

Er zog sie leise an sich.

„Eine Künstlerin bist du," fuhr er fort. „Eine echte Künstlerin. Und das ist etwas so Schönes, daß du mit Gott zufrieden sein darfst."

Da sah sie ihm groß in die Augen und küßte ihn. —

* * *

Am nächsten Tage sprachen sie dem Direktor eines kleinen Vorstadttheaters aus dem Osten Berlins Szenen aus „Romeo und Julia" vor und wurden auf der Stelle engagiert.

Auf dem Korridor fielen sie sich in die Arme. Sie sprachen zuerst kein Wort. Jedes fühlte die Erregung des anderen.

Dann aber war es ein Jubel ohne Ende.

Nun fing das neue Leben an, und die drückendsten Sorgen lagen hinter ihnen. Der Studiosus hatte doch recht behalten.

Sie eilten im Sturmschritt zu der alten Frau, um ihr die Neuigkeit zu künden.

Die saß in ihrem großen schwarzen Sorgenstuhl und war eingenickt — und zu ihren Füßen lag aufgeschlagen das vergilbte Gesangbuch.

Beim Eintritt Alexanders und Angelikas wachte sie auf und rieb sich verschlafen die Augen.

„Ihr seid's," sagte sie müde und richtete sich schwerfällig auf. „Nun, wie ist es euch gegangen?"

Alexander erzählte, und die Alte taute bei jedem seiner Worte mehr auf.

„Ja, ja," meinte sie, „auf Gott ist Verlaß. Ich wußte es, als ich im Gesangbuch las. — Und nun helfen Sie mir, junger Herr, daß ich in meine Küche humpele und einen guten Kaffee brauen kann."

„Und wir haben Kuchen mitgebracht!“ rief Angelika ausgelassen. Denn unser erstes Engagement muß doch gefeiert werden.“

Als sie beim Kaffeeschmause saßen, fragte die Alte, wie sie sich ihr Leben nun einzurichten gedächten, und blickte sie dabei forschend an.

„Am liebsten blieben wir bei Ihnen,“ antwortete Alexander.

Die Alte schwieg eine Weile, während die beiden gespannt auf ihre Antwort harrten.

„Nämlich,“ begann sie endlich, „ich bin eine mürbe Frau, und Gott hat es gewollt, daß mir auf meine alten Tage ein paar Groschen zufielen, die gerade reichen, solange ich es noch mache. Habe auch nicht mehr daran gedacht, neue Gesichter um mich zu sehen. Ich meinte, daß ich mich zeitlebens genug geplagt hätte. Ausruhen wollte ich und mit meinen Gedanken allein sein. Denn eine alte Frau hat nichts als ihre Erinnerungen, die sie in der Stille zusammenruft.

Aber mit euch ist es etwas anderes. Ihr kommt vom Studiosus, der mir in einer bitteren Stunde geholfen hat. Und das war so: Ich konnte die Miete nicht bezahlen, weil mir das eine Zimmer den ganzen Winter leer gestanden hatte. Was tut nun der Studiosus, als er meine Not sah? Er legte das Geld vor mich hin, ohne ein Wort zu sprechen. Wie ich nun merkte, daß ihm Uhr und Kette fehlten, da wußte ich, was die Glocke geschlagen hatte.

Um Gottes willen, Herr Studiosus — rief ich — was haben Sie getan? Da lacht er mir ins Gesicht und zieht aus der Tasche eine Stahluhr heraus. Die tut genau dieselben Dienste — sagte er — Luxusgegenstände brauche ich nicht. — Er hat auch weder Uhr noch Kette je wiedergesehen — denn ich habe ihm das Geld nicht zurückzahlen können, damals, als er noch bei mir war. Dann habe ich nichts mehr von ihm gehört, bis ihr mir seinen Brief brachtet. Um des Studiosus willen — sage ich — bleibt bei mir. Wir wollen schon sehen, wie wir zu Rande kommen . . .“

So wurde der Pakt geschlossen, durch den Alexander und Angelika ein Heim erhielten. Das Leben auf der Landstraße war endgültig vorbei. Und doch dankten sie es der Landstraße, daß zwei gute alte Augen in der nächsten Zeit über ihnen wachten.

Ein neues Dasein begann — mit neuer Lust und neuen Sorgen.

Fortsetzung in der September-Nummer.

Die kulturellen Werte des Theaters.

XXXIX: Julius Hart:

Noch sehe ich deutlich das kleine Buch vor mir, das mir zuerst eine Vorstellung von einer dramatischen Dichtung gab. Das zerrissene Exemplar eines Shakespeareschen Werkes, dem Anfang und Ende fehlten, — die Historie vom „König Johann". An ihm haftet meine Erinnerung, als an dem ersten Drama, das ich las, und so viel weiß ich noch, daß mir vor allem das Bild von dem „König ohne Land" einen wehmütig-schmerzlichen, tragischen Eindruck machte und Mitgefühle in mir erweckte. Es war dann um Weihnachten 1870 und ich saß auf der Quarta des Gymnasiums zu Münster i. W. Wir sollten in einem Schulaufsatz unsere Weihnachtswünsche niederschreiben, und ich sprach darin mein sehnliches Verlangen nach dem Besitz von Shakespeares sämtlichen Werken aus. Aber das brachte mir einen scharfen Verweis von meinem Lehrer ein, der mir das Lesen Shakespeares streng untersagte, und außerdem, diesmal nicht mit Unrecht erklärte, daß ich für dessen Verständnis durchaus noch nicht reif genug sei. Freilich, wann wird man reif für den ganzen Shakespeare, — wie viele werden je für ihn reif? Auf den verschiedenen Lebensstufen las ich ihn immer wieder neu, mit anderen Augen, und wie zum ersten Male, — und Bilder, die früher einmal eindruckslos vorübergingen, übten später die tiefsten Wirkungen aus, Teile und Szenen, in jungen Jahren als langweilig empfunden, bergen für die reifere Betrachtung gerade die eigentliche Größe des Dichters in sich. Trotz des Lehrerverbots hatte ich mit zehn und elf Jahren doch schon alle Shakespeareschen Dramen gelesen, freilich unter mancherlei Qualen, und lebendig zündeten zunächst nur die märchenhaft-phantastischen Elemente: die Makbethschen Hexenszenen, Prosperos Zauberinsel und Caliban, — dann die Possenelemente, die Fallstaffszenen und einiges von den Romeo- und Julien-Poesien.

Als ich um dieselbe Zeit, als Quartaner, in einer kleinen katholischen Schulliteraturgeschichte las, daß die „Iphigenie" Goethes voll-

kommenstes dramatisches Meisterwerk sei, während der „Faust" als verfehlt bezeichnet wurde, schrieb ich stolz „Unsinn!" daneben: „Faust ist Goethes größtes Werk", und verzierte auch sonst das Büchlein über und über mit oppositionellen kritischen Anmerkungen, was mir wiederum ernste Verweise zuzog. Das ästhetische Gefühl aber, das mich zu dem germanischen Goethe, dem Faustdichter hinzog und mich abstieß von Goethe, dem Hellenen, hat mich noch lange beherrscht und bestimmte vor allem andern mein Urteil bis in die dreißiger Jahre meines Lebens hinein.

Das erste Drama aber, das mich damals wahrhaft packte und leidenschaftlich ergriff, das ich mit fliegenden Pulsen, glühenden Wangen zu Ende las, waren natürlich Schillers „Räuber".

So habe ich dramatische Dichtungen gelesen, bevor ich noch das Theater aus eigener Anschauung kennen lernte und eine Darstellung auf der Bühne sah. Eine Preziosaaufführung auf einer Sommerbühne war in meinem zwölften Lebensjahre mein erstes theatralisches Erlebnis und ein seliger Rausch, und von meinem sechzehnten Jahre an bis auf den heutigen Tag bin ich ein ständiger Theaterbesucher gewesen und habe, seitdem ich als Primaner meine ersten Kritiken schrieb, bis heute meine theatralischen Eindrücke immer wieder kritisch verarbeiten müssen. Und vom überschwenglichen Enthusiasmus der Jugendjahre bis zur kühleren ruhigeren Betrachtung und Wertung der theatralischen Welt konnte ich alle Entwickelungen durchlaufen, und es fehlte dazwischen auch nicht an Zeiten, in denen ich mich als entschiedener Theaterfeind fühlte.

Von früh auf habe ich so viele Stunden meines Lebens im Theater verbracht, daß es gerade deshalb für mich schwer oder unmöglich zu sagen ist, wo, wann und auf welchem Wege dieses im einzelnen unmittelbar meine ethische und ästhetische Bildung beeinflußt hat. Mit zehn Jahren, ohne ein Theater kennen gelernt zu haben, nahm ich instinktiv für Faust und gegen Iphigenie Partei, und das alte Problem, was „Vererbung" und was „Erwerb" ist, was von meinen jetzigen ethischen und ästhetischen Gefühlen ursprüngliche Veranlagung und Entfaltung aus innen heraus ist, und andererseits durch äußere Beeinflussung durch Theatereindrücke zustande kam, vermag ich, ehrlich gestanden, wissenschaftlich nicht klar zu legen. Sicher verdanke ich dem Theater höchste Weihestunden, Stunden tiefster Ergriffenheiten und Erregungen, erhabener Gefühle, Anlaß zum Nachdenken über alle Welträtsel und Lebensfragen, — aber noch öfter hat es mich gewiß mit allen Triviali-

täten überschüttet, mich kalt und gleichgültig gelassen, gelangweilt, verstimmt und geärgert und Abwehrempfindungen geweckt.

Die großen hebenden Gefühle gingen jedoch für mich in erster Linie von den großen Dichtungen aus, seltener nur von einzelnen überragenden schauspielerischen Darstellungen. Und was mich selber angeht, so kann ich nur sagen, daß das bloße Lesen eines bedeutsamen dramatischen Werkes mir mehr gibt, es mich tiefer und vollkommener sehen, empfinden und verstehen läßt, als die theatralische Aufführung. Gerade die Meisterwerke der Dichtung können nie im Theater in ihren höchsten Werten total und erschöpfend dargestellt werden, verlieren und verflachen, und auch die größte schauspielerische Verkörperung versagt an ihnen und kann nicht bis dahin dringen, wohin die bloße Phantasie sich zu erheben vermag. Die Kräfte der Dichtung sind zuletzt feiner, geistiger und ätherischer, als die des Theaters, und das geistige Schauenkönnen der Dichtung, ein dichterisches Nachempfinden und Mitgestalten nur vermag zu ihrem Letzten hinzuführen. Ein Schrankenloses, Freies hat die Poesie an sich, das der Theaterkunst von allen Künsten am meisten abgeht. Keine ist wie sie von Zufällen, äußeren Bedingungen abhängig, muß so mit Wirklichkeiten und allen Tücken des Objekts rechnen, wird durch tausend Kleinlichkeiten gefesselt und beschränkt, ist dem Realen so untertan. Und im allgemeinen scheint mir das Theater als solches mehr einen sekundären Kulturwert zu besitzen. Als Diener, Verkörperer großer dichterischer Werke ist es in erster Reihe ein Träger höchsten menschheitlichen Lebens, doch was es zu erreichen vermag, ist wesentlich eine Popularisierung dieser Dichtung. Dem „Volke", den Vielen, den Schwächeren, die nicht durch bloßes Lesen und Hören schon, durch eigenes geistiges und seelisches Vermögen die große Dichtung zu erfassen, zu erfühlen und zu verstehen mögen, tritt es helfend und fördernd, als Führer und Dolmetscher zur Seite, verstärkt die sinnlichen Eindrücke, stützt die Phantasie, erregt durch eine materiell grobere Verkörperung, als die bloße Sprache es ist, auch die Gefühle eines ästhetisch noch nicht feiner durchgebildeten Menschen.

Die Frage, ob das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, bedeutet in erster Linie die Frage, ob die Dichtung eine steigernde Macht der Kultur sein kann. Daß sie es sein kann, im höchsten Maße sein kann, unterliegt für mich keinem Zweifel und wird im großen ganzen auch allgemein angenommen. Je mehr das Theater nun in den Dienst dieser Poesie sich stellt, die eine menschheitbewegende, kultur-

fördernde und kulturausbreitende Macht ist, je inniger es sich mit ihr verbindet, je vollkommener es diese mit seinen sinnfälligeren Mitteln zu verkörpern vermag, um so reichere erzieherische Werte entfaltet es. Die Dichtung ist die Seele des Theaters, die Theaterkunst im engeren Sinn, — schauspielerische Darstellung, szenarische Einrichtung, — ein anderer Ausdruck, eine besondere und eigene Verkörperung dieser Seele; vom Reichtum und Wert jener Seele aber hängt es in erster Linie ab, welcher Kulturwert dem Theater zukommt. Eine Theaterkunst, die nicht vom poetischen Genius inspiriert wird, wird zuletzt zu einem leblosen Organismus und besitzt nichts mehr, was sie zum Ausdruck bringen soll. Die Dichtung gibt ihr erst höheren Inhalt und ein großes Ziel.

Wenn wir von „dem" Theater sprechen, so ist das natürlich nur eine sprachliche Bequemlichkeit. Von „dem" Theater können wir selbstverständlich gar nichts aussagen. „Das" Theater existiert nirgendwo. Es gibt nur viele Theater, sehr verschiedene, von mannigfaltigster Art, jedes anders, und von jedem muß man anders wieder reden. Und wenn eine Dichtung höchste Kulturwerte in sich tragen kann, so gibt es doch auch genug und weitaus in der Überzahl Dramen und theatralische Darstellungen, denen man einen fördernden und hebenden Einfluß in dieser Hinsicht gewiß nicht zusprechen kann, und denen auch verzweifelt wenig daran liegt, einen solchen auszuüben. Wie keine andere Kunst abhängig von Zuständen und Bedingungen der Außenwelt, gefesselt durch materielle Verhältnisse, unfrei in tausend Beziehungen, muß die Theaterkunst gerade immer dem Durchschnittlichen, Herkömmlichen, dem trägen, unbeweglichen Geist sich auch wieder anpassen und unterwerfen, und den Bedürfnissen der Vielen dienen, die durchaus keinen Ehrgeiz darein setzen, Kulturträger, Kulturkämpfer und Kulturförderer zu sein. Das Theater unterliegt unausgesetzten Verwandelungen, und das Theater, welches kulturell erzieherische Werte und Kräfte hervorbringt, ist das Idealtheater; als Gegenpol steht ihm ein anderes gegenüber, welches entgeistigend, verdumpfend wirken kann und rohe Instinkte entfesselt. Zahllos sind die Übergänge, und im ewigen, nie stillstehenden Kampf der Geister wird unablässig darum gestritten, was uns fördert, was uns niederzieht, — und die progressiven Geister, die das kulturfördernde Theater wollen, müssen stets in Waffen stehen gegen die, welche die Kunst in ihre flachen Niederungen herabziehen und sich am wohlsten in dem Theater finden, wo es am alltäglichsten und gemeinsten zugeht.

Das moderne Theater und das Theater der Zukunft werden wohl

genau so wie das der Vergangenheit ein Schauplatz dieser ringenden Mächte sein. Ein modernes Theater im tiefern Sinn des Wortes würde eben nur das Theater sein, welches solche neuen kulturell erzieherischen Werte und Kräfte in sich birgt, d. h. dem neuen über die alte Kultur hinausführenden Geist, den tieferen Entwicklungsfaktoren, den besonderen Ideen, Gefühlen und Vorstellungen einer neuen Zeit neuen künstlerischen Ausdruck zu verleihen vermag, den Menschen in dem faßt, wodurch er sich über den der früheren Kultur emporhebt. Dieses moderne Theater aber wird auch in der Zukunft unter den anderen Theatern einsam, vereinzelt dastehen, — die große Masse der Bühnen auch dann dem trägen Alltäglichen dienen, bei dem von Kulturarbeit nicht die Rede sein kann, oder auch durch die Spekulation auf alles „Gemeine im Menschen" auf die Kosten zu kommen suchen.

Julius Hart

XL:

Alexander von Weilen:

Sie erweisen mir die Ehre, auch meine Ansicht über die von Ihnen gestellten Fragen einzuholen. Sie fordern ganz persönliche Erfahrungen heraus, und ich bin also genötigt, auch ganz Persönliches mitzuteilen.

Unter dem Zeichen des Dramas und des Theaters bin ich geboren. An der Wiege des Täuflings stand Joseph Wagner neben Franz Grillparzer, und die Jugendzeit war erfüllt von all den vielen Leiden und Freuden eines ernsthaft strebenden, mühsam mit sich und einer der Tragödie wenig geneigten Zeit ringenden Bühnendichters, wie ihn mir das Elternhaus in der unvergeßlichen Gestalt meines Vaters vor Augen stellte, den ich als siebenjähriger Knabe in seinem besten Mannesalter mit einem Gedichte begrüßte, das mit den Worten schloß: „Ein Hoch dem edlen Dichtergreis, der so viel Schönes zu schaffen weiß!" Ich war kaum sechs Jahre alt, als ich an der Hand meines Vaters zum ersten Male die geheiligte Szene des alten Burgtheaters bei einer Probe der „Iphigenie" betreten durfte: Ich fühle heute noch den süßen Schauer, der mich durchlief, wie ich da im matten Zwielicht eines Wintermorgens und der spärlichen Rampenbeleuchtung zwei Gestalten in dicke Mäntel gehüllt

mit halber, gedämpfter Stimme Reden wechseln hörte: es waren Charlotte Wolter und Fritz Krastel. Sie auch in meinem Elternhause zu sehen, war mein höchstes Glück, noch denke ich der düsteren unheimlichen Erscheinung Jos. Wagners, der den ängstlichen Knaben gerne auf sein Knie setzte und ihm stumm und fürchterlich ernst den Rauch seiner langen Zigarre ins Gesicht blies, noch höre ich das muntere Geplauder der alten Haizinger, die Villa des alten La Roche in Gmunden, wo ich einmal zu Gaste war, steht noch eben so deutlich vor mir, wie die behäbige, freundliche Gestalt des greisen Hausherrn. Im Hietzinger Heime Charlotte Wolters habe ich so manchen freien Schultag, mich in dem prächtigen Garten tummelnd, verspielt, und sie ist mir bis zu ihrem Tode eine gütige Freundin geblieben, wie auch alle die Fäden, die mich mit den Alten und den Jungen des Burgtheaters verknüpften, sich immer neu in wiederholten Begegnungen und unvergessenen Symposien in Wiener Bierkellern weiter spannen und neu knüpften. Ich lebte mit dem Burgtheater und in dem Burgtheater. Zwar sind meine Erinnerungen an jene Aufführungen, die ich als Kind mit angesehen, äußerst geringe: von der „Libussa" weiß ich nur mehr das einzige, was mich damals interessierte — denn das Stück langweilte mich fürchterlich —: wie die Wolter in die Hände klatschte und der Saal plötzlich licht wurde, auch das Pferd des 1. Aktes zieht noch im Dämmerscheine vor meinem Geiste vorüber; viel lebhafter sind schon die Eindrücke von Stücken, die meinem Verständnisse sich williger eröffneten, noch sehe ich La Roche im „Wirrwarr" behaglich einherwatscheln, Szenenbilder aus „Rosenmüller und Finke" könnte ich noch genau beschreiben. Schon mit meinem 14. Jahre durfte ich das Stehparterre besuchen, und von da ab gab es selten eine Woche, die mich nicht mehrmals in dem Gedränge des alten Einlasses gesehen hätte, stehend in furchtbarer Enge machte ich lange Abende wie den „Bruderzwist" Grillparzers oder die erste vollständige Faustaufführung durch Wilbrandt unermüdet und begeistert durch.

Ich kann nicht behaupten, daß diese frühe Vertrautheit mit dem Theater für meine Schulbildung von günstigen Folgen gewesen wäre: es gab gar viel Stunden, in denen ich heimlich ganze Burgtheater-Repertoires mir entwarf, Rollen wie die des „Macbeth", „Lear" und „Faust" unter den Schulheften verborgen abschrieb und memorierte, auch Stücke fing ich an, die ich aber nie die Geduld hatte weiter zu führen. Ich hatte viel eher den Gedanken Schauspieler als dramatischer Dichter zu werden. Meine historischen Kenntnisse bezog ich zum größten Teile aus der

Theaterliteratur, die ich auch lesend in Unmenge verschlang, und ein Auftreten der Hohenfels oder der Wessely, der eine meiner ersten Jungen-begeisterungen galt, war mir viel wichtiger als der schönste Aorist und die ausgeglichenste Gleichung. Dazu kam noch, daß mir, allzu früh körperlich entwickelt, auch die jungen Damen des Theaters, namentlich nachdem die Schauspielerschule begründet wurde, allzu nahe rückten und dem Sohne des Leiters manche Gunst nicht versagten, die seinem Alter noch gar nicht entsprach . . .

So war eigentlich die Perspektive, wie ich sie heute dem unreifen, vorlauten und altklugen Jungen stellen müßte, keine günstige: die Schule wurde, dank meiner leichten Auffassungsgabe, ohne Unfall absolviert, erst mit dem Ernste der Matura kam auch etwas Ernst in das von Kulissengeschichten überfüllte Gehirn.

Es war die Universität, die nun die segensreichsten Wirkungen übte und mich zu einem nach seinen besten Kräften strebsamen Jünger der Wissenschaft machte. Daß ich Germanistik studieren müsse, war für mich einfach selbstverständlich, und daß ich da Drama und Theater in den Mittelpunkt meiner Interessen stellen durfte, erfüllte mich mit Glück. Fast fühlte ich das Schillersche Wort an mir selbst: Das Theater war immer mein Vergnügen, und nun soll es mein Geschäft werden. Daß die uns junge Leute hinreißende Persönlichkeit Erich Schmidts ebenfalls im innigsten, immer mit Begeisterung kundgegebenen Zusammenhang mit der lebendigen Bühne stand und mich immer wieder zu Studien über das Drama anregte, vermehrte meine glühende Verehrung für ihn und meine Aufgaben. Ein Jahr Berliner Lebens und Arbeitens ließ mich in harmonischester Weise die strenge Schulung, die Wilhelm Scherer lehrte, mit dem Theater verbinden, das mir in den eigenartigen Anfängen des deutschen Theaters, im persönlichen innigen Verkehr mit seinen Größen eine neue, andere Form als die des traditionsgeweihten Burgtheaters vermittelte und manch vorgefaßte Meinungen berichtigte. August Förster, Paul Schlenther und Otto Brahm wurden mir zu theoretischen Führern, Joseph Kainz, dessen hinreißender Jugendenthusiasmus an manchem Abend und in mancher schlaflosen Nacht mich wie Feuer durchströmte, zum künstlerischen Ideale.

Was nun folgt, meine Universitäts- und Schriftstellerwirksamkeit, darf ich wohl als Produkt von Elternhaus, Wissenschaft und Theater bezeichnen. Ich habe kaum irgend eine Studie veröffentlicht, die nicht diesen Zusammenhang deutlich erkennbar machen würde. Mein höchstes

Glück war erreicht, als mir, nachdem ich die dunkle Urgeschichte des Wiener Theaters auf Grund zehnjähriger Vorstudien dargestellt, als Nachfolger O. Teubers, dem der Tod kaum nach dem Beginne der Geschichte des Burgtheaters die gewandte Feder entriß, der Auftrag wurde, das begonnene Werk zu Ende zu führen. Als Kritiker berufen in Wiener Blättern die Gegenwart des neuen Hauses von Schritt zu Schritt zu begleiten, hatte ich nunmehr die Schicksale des alten Hauses zu erzählen, an Forschungen in Zeitungen und Archiven durfte ich im letzten Teile auch jene Erinnerungen knüpfen, die ich mit inniger Liebe stets in mir lebendig gehegt. Ob ich erreicht, was ich wollte, vermag ich nicht zu beurteilen: aber das darf ich sagen, daß ich bei jeder Zeile meiner Arbeit fühlte, daß nur ein Mensch, der innig mit dem Theater zusammenhängt und der die Bühne seiner Zeit in sich aufnimmt, imstande ist, schauspielerische Erscheinungen der Vergangenheit und ihre Bedeutung durch den Wust der fragwürdigen Berichte hindurch zu erkennen. Methode der Literaturgeschichte auf ein, scheinbar so nahes und doch so verschiedenes Gebiet anzuwenden, das war mein Bestreben, und was von ihm zu gelungener Ausführung gekommen sein mag, das danke ich jenen Faktoren, die ich oben gekennzeichnet habe.

Indem ich die Geduld des Lesers für meine an und für sich gewiß nicht merkwürdige Jugendgeschichte in Anspruch nahm, ist eigentlich die eine der gestellten Fragen schon erledigt. Der Einfluß des Theaters auf meine Bildung ist ein so entscheidender gewesen, daß durch denselben auch eine Reihe von Lücken in meinem Geistesleben, die ich eben so schmerzlich fühle, als mir heute Beruf und Arbeit nicht mehr Zeit gewähren, sie auszufüllen, entstanden. Eine starke Einseitigkeit, die selbst auf meine Universitätsvorlesungen ihren Rückschlag übt, läßt sich nicht verkennen, und eine Reihe literarischer Fragen der Philosophie oder strengen Ästhetik schlägt bei mir ebenso an taube Ohren, wie Probleme der Sozialistik oder Politik. So geht es bei mir, der ich doch in der Wissenschaft immer ein starkes Gegengewicht habe. Wie soll es bei jenen jungen Leuten werden, die derartiger nötiger Hemmungen entbehren und haltlos sich von der Bühne, und was untrennbar mit ihr zusammenhängt, berauschen lassen? So halte ich das Theater in seinem erzieherischen Werte, wonach Ihre zweite Frage geht, für unzweifelhaft bedeutungsvoll, wenn seine Gaben in richtigem Maße und im richtigen Augenblicke verabreicht werden, aber für ein höchst gefährliches Gift in Händen von Pfuschern und Unmündigen. Selbst die höchste Moral, die es eindringlicher predigt

als jedes Buch, kann am falschen Orte zur Irrlehre werden. Man nehme beispielsweise Anzengrubers „Viertes Gebot". Der hohe Sinn des Werkes, daß auch die Kinder das Recht haben, dem Gebote Vater und Mutter zu ehren, unter gewissen Voraussetzungen zu widersprechen, wie mag er auf manches unreife Individuum der niederen Schichten verderblich einwirken? Heute steht die ganze Zeit unter dem nivellierenden Schlagworte der „Volksbildung", und was nur der höchst Gebildete als Kunstwerk erkennen kann, soll auch zu den unberufensten Ohren reden. Immer wieder wird der Fehler begangen, daß man strebt, ein durch Schlendrian und Raffinement verderbtes Genre einfach zu beseitigen und durch Produkte höherer Art, die für diejenigen Schichten, die an ihre Kost gewöhnt waren, unverständlich sind, zu ersetzen, statt mit aller Sorgfalt zu arbeiten, die alte Grundlage festzuhalten und sie geistig zu erheben und zu vertiefen. Ich denke dabei vornehmlich an das Volksstück, möchte aber auch die Operette durchaus nicht von der Möglichkeit einer Verbesserung ausgeschlossen wissen. Aber: eines schickt sich nicht für alle! Das gilt im Theater wie im Leben. Eine Regeneration in diesem Sinne hat in meinen Augen viel größeren Wert, als wenn man unvorbereitete Gemüter mit Iphigenien oder Tassos verwirrt.

Ein Blick auf das Repertoire der Gegenwart belehrt uns, daß von einer „Kulturarbeit", die unsere Theater verrichten, sei es für welche Kreise auch immer nicht die Rede sein kann. Die sozialen Verhältnisse unserer erwerbgierigen und kräfteverbrauchenden Zeit arbeiten sich da in die Hände. Das Theater selbst ist ein Geschäft geworden, das seinen Verdienst sucht wie jeder andere praktische Beruf, der Zuschauer, übermüdet von der Fron des Tages, begehrt nur leichte, angenehme Erholung im Schauspielhause. Selbst die Hofbühnen, die zum Schutze großer nationaler Kunst berufen erscheinen, können unmöglich ihre hohen Aufgaben erfüllen. Es ist nicht die Bühne, die sie daran hindert, es ist der Mangel an Werken großen Stils und Schauspielern großen Stils. Alle diese Faktoren unterstützen sich gegenseitig, um auch die auserwähltesten Kunstinstitute unter den einseitigen Bann der Produktion des Alltags zu stellen. Erst muß der Kampf mit Variété und Kabaret ausgefochten sein, nicht nur auf der Szene, sondern auch in der Dichtung, ehe Erwartungen für die Zukunft sich vernehmbar machen dürfen.

Prof Dr Alexander von Weilen



X. Dunikowski: [illegible]
Zum Essay von Viktor Lederer.

XLI:
Martin Greif:

„Welchen Einfluß hat das Theater auf Ihre ethische und ästhetische Bildung ausgeübt?"

Mehr als ich mit wenigen Worten zu sagen vermöchte.

„Glauben Sie, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Künste in sich birgt?"

Gewiß und sehr bedeutende.

„Ist es zu erwarten, daß unser modernes Theater diese Aufgaben erfüllt?"

Wenn es die künstlerischen mit den geschäftlichen Rücksichten zu verbinden lernt und das Publikum das wahrhaft Dramatische zu genießen weiß.

Martin Greif

XLII:
Gustav Falke:

Mich zieht nichts zum Theater. Ich kann eigentlich kaum mitsprechen. Daraus folgt schon die Antwort auf Ihre erste Frage. Das Theater hat so gut wie gar keinen Einfluß auf meine ästhetische und durchaus keinen auf meine ethische Bildung ausgeübt.

Daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, möchte ich deshalb doch nicht bestreiten. Freilich nur das Theater, wie es sein soll, nicht wie es heute durchschnittlich ist. Ob es aber je anders wird sein können? Den besten Willen sieht man ja hier und da. Aber eine Kunst, die so sehr mit dem Geschäft verquickt ist, wird in ihrem Aufstieg zum Ideal immer flügellahm bleiben.

Übrigens möchte ich als vorsichtiger Mann meiner Antwort auf Ihre erste Frage hinzufügen: Unser Werden und Wachsen wird so

mannigfach beeinflußt, von allen Seiten, daß man sich im einzelnen nicht immer Rechenschaft darüber geben kann. Und so mag doch von einer Shakespeare- oder Hebbel- oder Schilleraufführung ein Eindruck in mich gefahren sein, der an dem allgemeinen Feuer ethischer und ästhetischer Läuterung mehr Anteil hat, als ich noch zu erkennen vermag.

Gustav Falke

Redaktionelle Bemerkung.

Die Theaterumfrage, die wir veranstaltet haben, hat einen größeren Umfang genommen, als wir von vornherein dachten. In acht Heften haben wir Ausführungen von verschiedenen Künstlern veröffentlicht. Wenn auch das Interesse unserer Leser nicht erlahmt ist, glauben wir nunmehr, eine Pause eintreten lassen zu müssen. Diese ist um so mehr gerechtfertigt, weil jetzt die Saison morte kommt und das Interesse am Theater weniger wach ist. Eine ganze Menge von Material ist gesammelt, und wir gehen nicht fehl, anzunehmen, daß besonders spätere Biographen eine unschätzbare Quelle für Einflüsse und Entwicklungen finden werden. Wir schließen hiermit die Theaterumfrage, betonen aber, daß uns das Thema anziehend genug erscheint, es noch im nächsten Winter weiter zu spinnen. Wir werden dann in erster Reihe die bisher unveröffentlichten Autoren zu Worte kommen lassen. Für jetzt danken wir allen, die sich an unserer Umfrage betätigt haben.

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe.

Honny soit qui mal y pense!

„Was wollen Sie von mir, Monseigneur? Warum quälen Sie mich? Ich kann die Geschenke des Kaisers nicht annehmen." Die junge Gräfin Maria Walewska erhob sich mit kummervoller, leidender Miene. Sie war eine zarte, anmutige Schönheit, eine schmachtende Blondine von vornehmer Haltung und ernstem melancholischem Ausdruck. Ihre Züge, fein und spirituell, schienen geistige Begabung und einen ungewöhnlichen Charakter zu verraten. „Wie oft wiederholte ich Ihnen: ich bin eine verheiratete Frau. Ihre Besuche — jetzt schon der dritte — kompromittieren mich."

„Wie das?" Der stattliche Duroc, Marschall des Palastes, eine Stellung, welche die Funktion eines Hofmarschalls mit denen eines militärischen Generalquartiermeisters verschmolz, je nachdem Napoleon sich in den Tuilerien oder im Feldlager befand, lächelte ironisch. Gewöhnlich ein trockener Schweiger, der sein Vielwissen als Vertrauter und Jugendfreund des Imperators unter unbeweglicher Ruhe verbarg, hatte auch sein Lächeln etwas Finsteres, Schwermütiges. „Sollte ich so unglücklich sein, den Verdacht Ihres sogenannten Gatten erregt zu haben? Oder sollten Lästerzungen der Warschauer Gesellschaft meine Besuche mißdeuten? Das wäre mir leid . . . obschon es keine Frau entehren kann, die ritterliche Huldigung eines alten Soldaten entgegenzunehmen. Übrigens habe ich Frau und Kinder."

„Warum spotten Sie, Monseigneur? Mein Mann meint natürlich, Ihre Aufmerksamkeiten gelten seinem politischen Einfluß, an den er glaubt; man wolle ihn durch mich gewinnen." Duroc lachte beinah. „Als ob der Kaiser ihn nötig hätte! Doch so ist er nun. Und was die Welt betrifft, so fürchte ich sehr, daß man ihr keinen Sand in die Augen streut. Meine Freundinnen geben mir Winke genug, daß man Ihre Besuche und angeblichen Bewerbungen nur zu richtig deutet."

„Nun ja, Se. Majestät hat auf dem letzten Ball, wo er Ihre Bekanntschaft machte, aus seinen Gefühlen kein Hehl gemacht. Er ist nicht

gewohnt, sich Zwang anzutun. Darf ich fragen, ob Ihrem Herrn Gemahl es unangenehm auffiel?"

Sie zupfte nervös an ihrem Kleid. „Nein. Er beglückwünschte mich, daß ich gefalle und so seine Stellung stärke."

„O, der Kaiser wird sich ihm gnädig genug erweisen. Er läßt sich nichts schenken." Er lächelte vielsagend.

„Das wird nicht nötig sein, dazu wird es nicht kommen. Adieu, Herr Marschall. Unsere Unterredung ist wohl zu Ende. Sie kennen meinen Entschluß. Was wollen Sie noch?"

„Nichts als warum ich Sie bat: eine Audienz beim Kaiser."

„Das heißt ein Rendez-vous. Gehört es immer zu den Gepflogenheiten Ihres Amtes, den Postillon d'Amour zu machen? Als wir in unserem fernen Polen von berühmten Männern wie dem General Duroc hörten, ließ ich mir nicht träumen, daß ich einen so gewaltigen Mann in solcher Rolle kennen lernen würde." Sie sagte es mit einem Gemisch feiner Ironie und verletzter Bitterkeit.

„Ach, meine gnädigste Gräfin, drücken wir uns doch gewählter aus: Nennen Sie mich den Merkur des Jupiter. Denn daß der Kaiser den leibhaftigen Donnergott vorstellt, werden Sie nicht leugnen. Und daß jeder Sterblichen das Herz höher klopft, die er mit seiner Gunst beehrt, das darf ich Ihnen versichern. Sollten Sie die einzige Ausnahme Ihres Geschlechtes sein?"

„Es scheint so. Ich danke." Sie stampfte leicht mit dem Füßchen, dem sprichwörtlich kleinen Füßchen der Polinnen. „Ich fühle kein Bedürfnis, mich so vielen anderen anzureihen."

„Ach, Madame, jetzt verstehe ich." Duroc nahm eine ernste und wichtige Miene an. „Man hat Ihnen schlechte Gerüchte hinterbracht, daß der Kaiser sich vielen Zerstreuungen hingebe. Das ist alles elende Fabel. Glauben Sie, ein solcher Mann hat Zeit dafür?"

„Man sollte es nicht denken," murmelte sie nachdenklich. „Und dann die edle Kaiserin Josephine —"

Duroc stieß ein unterdrücktes Lachen aus. „Haben Sie diese edle Frau gesehn und gesprochen? Nein. Nun, dann denken Sie daran, daß die Fama in der Ferne manches Trugbild malt und erlauchte Personen in der Nähe oft anders aussehen, als man sich einbildet."

„O ja, das merkte ich schon," meinte sie vielsagend mit einem schwachen Lächeln. „Ich hatte mir einen Halbgott auch . . . weniger menschlich vorgestellt."

„Madame," erwiderte Duroc gemessen, „ein Gott bleibt nicht minder ein Gott, wenn er sich zu Erdentöchtern herabläßt. Denn darauf wollten Sie wohl anspielen? Was ich Ihnen über Ihre Majestät die Kaiserin bemerkte, geschieht natürlich in tiefstem Vertrauen. Ich bin der hohen Frau ergeben, wie ihrer Würde gebührt. Doch sehen Sie, unter uns, sie ist älter als der Kaiser, war schon recht verlebt und Witwe mit zwei Kindern, als der General sie freite; und die böse Welt raunte auch allerlei von ihrer Vergangenheit. Unter uns, sie gab sogar noch als Generalin Bonaparte lebhaften Anlaß zur Klage . . . die Familie des Kaisers war immer gegen sie, er sollte sich scheiden lassen . . ."

„Warum tat er's denn nicht? Warum krönte er sie sogar eigenhändig zur Kaiserin?" frug sie aufmerksam.

„Das will ich Ihnen sagen, das ist ein Seelengeheimnis. Die Welt kennt den großen Mann nicht, wie ich, sein Freund." Duroc sprach in vertraulichem Flüsterton und mit Wärme innerer Überzeugung. „Er ist so voll Gemüt und voll Treue. Er vergißt nie. Wo er wirklich liebt, verzeiht er alles und bleibt dankbar für jede schöne Vergangenheit. Sie ahnen nicht, wie edel er ist. Die Welt hält ihn für kalt und stolz, doch er ist so gut."

„Ist das möglich! Wer ihn bewundert, und das tut jeder, möchte es gerne glauben," hauchte sie vor sich hin. „Nun, wenn er so gut ist, dann muß er doch auch dankbar sein für die Begeisterung der Polen, nicht wahr? Doch man hat bisher wenig davon gemerkt. Er gab nicht mal ein bindendes Versprechen . . ."

„Für die Wohlfahrt dieses unglücklichen Volkes?" Duroc sah sie forschend an, als wittere er eine Fährte. „O, sie liegt ihm am Herzen, glauben Sie mir! Nur . . . Ihre führenden Männer hier sind nicht danach angetan, ihm zu imponieren. Wenn ein beredter Mund ihm vorstellt, was Polen wünscht und sehnt, dann würde sein großes Herz sicher freudig einem so edlen Werke entgegenschlagen."

„Sind Sie dessen sicher?" Sie hatte sich langsam wieder gesetzt und sah nachdenklich vor sich nieder. „Es wäre eines Versuches wert."

„Das will ich meinen. In Polen, hab' ich mir sagen lassen, regieren die Frauen. So sollte denn das schöne Geschlecht eine Vertreterin senden, um die Wünsche der Nation ihm vorzutragen. O, und daran wird es sicher nicht fehlen . . . bemerkten Sie, wie Prinzeß Jeannette Radziwill, die so für alles Französische schwärmt, und Gräfin Annette Tyszkiewicz und Fürstin Jablomonska auf dem Hofball im

Warschauer Schloß an seinen Blicken hingen? Die würden sich nicht lange bitten lassen, sich dem Kaiser im Namen der Nation zu Füßen zu werfen."

Der schlaue Fuchs spekulierte auf die weibliche Eifersucht, und er hatte sich nicht verrechnet. Sie runzelte leicht die Stirn und biß sich auf die Lippen. Dann blickte sie ihn voll und groß an: „Da Sie so in mich dringen, Monseigneur, so will ich Ihre Bemühung nicht so grausam vereiteln. Melden Sie Sr. Majestät, daß ich morgen zur Audienz erscheinen werde."

— — — — — — — — — —

Kammerdiener Constant hatte sich mit freundlichem Grinsen, Leib-Mameluk Rustan mit feierlichem Salam zurückgezogen. Sie saß allein im kaiserlichen Kabinett, hochklopfenden Herzens und halb zitternd, halb entschlossen wie ein Verurteilter, der dem Schafott entgegen geht, ins Unvermeidliche sich fügt. Blässe und Erröten wechselten auf ihrem Gesicht. Kurze heftige Schritte — Aufreißen und Schließen der Tür — sporenklirrend trat Napoleon ins Gemach. Er neigte stumm zum Gruß das Haupt, indes sie nach höfischer Etikette eine tiefe Reverenz machte. Doch in das bleiche Olivengelb des Cäsarengesichts stieg eine leichte Röte. Dieser rosige Anhauch belebte einen Augenblick die starre Schönheit der klassischen Züge, ein Alpenglühen auf Gletscherfirn. Doch wenn das Glühen weicht, wird die nackte Düsternis der Alpe noch schauriger, und die Majestät der wachsbleichen Marmorbüste erweckt wohl Bewunderung, aber sicher nicht Liebe. Die Walewska sah dies alles mit einem Blick, und die polnische Salondame sah auch die etwas eckigen Bewegungen der kurzen dicken Gestalt, die ihr, an elegante schneidige Kavaliere gewöhnt, unangenehm auffiel.

„Da sind Sie also endlich! Haben lange auf sich warten lassen. Sonst muß ich das Gegenteil abwehren, doch Abwechslung ergötzt. Die Hauptsache ist, daß Sie da sind, daß Sie geruhen, mich zu erhören." Seine Stimme klang barsch und etwas heiser, wie belegt. Die krause Strähne, die bei sonst kurzgeschorenem Haar über die gewaltige Stirne herunterhing wie die Kriegslocke eines indianischen Häuptlings, zitterte leicht. Doch sein tiefes Auge, das merkwürdigerweise gewöhnlich sanft und milde zu blicken pflegte, funkelte hart und strenge. „Sie wollen sich lange bitten lassen, scheint es. Spätes Gewähren erhöht den Preis. Haben Sie Wünsche, die ich erfüllen kann?"

Sie hüllte sich mit heftigem Unwillen in ihre Mantille. „Mit wem reden Sie, Sire? Verwechseln Sie mich mit Ihren Hofdamen, die auf Kommando parieren wie Ihre Lakaien? Ich bin eine freie Polin und nicht mal Ihre Untertanin."

Er lachte auf. „Meine Untertanen sind alle, die meinem Machtbereich verfallen. Heute also auch Polen und alle seine Bewohner. Doch fürchten Sie nichts, ich bin kein heidnischer Sultan, der Beute für seinen Harem sucht, sondern ein sehr zivilisierter Europäer, ja, der wahre Vertreter der Zivilisation. Ehre den Damen, soweit sie ihnen gebührt! Zwar, das sage ich gleich: das Los der Frauen in der Türkei scheint mir gar nicht beklagenswert, und ich hasse die sentimentale Anbetung verliebter Ekstase. Frauen sollten nie über ihren Kreis hinausgehen, die Liebe, die Familie. Da mögen sie herrschen. Und dann", seine Stimme sänftigte sich mit zärtlichem Anklang, „herrschen sie auch über unser Gemüt." Er blieb dicht vor ihr stehen. „Sie sind schön, reizend, bezaubernd. Mich haben Sie bezaubert. Ich bin der Sklave Ihrer Reize." Er wollte den Arm um sie schlagen, doch sie wich ihm aus. „Was, noch sträuben, wie eine englische Miß? So viel Prüderie ist man an Polinnen nicht gewöhnt."

„Dann gewöhnen Sie sich daran bei mir, Sire," rief sie stolz. „Eine verheiratete Frau, eine Walewska, behandelt man nicht wie eine hergelaufene Pariserin."

„Oho, so stolz! Doch, das gefällt mir. Verheiratet? Daß Gott erbarm! Ihr teurer Anastas Walewski ist ein Greis, eine Ruine, hat Sie geheiratet aus Eitelkeit eines verlebten Roués. Welches Verbrechen wider die Natur, welche Abscheulichkeit! Sie sollten jedem danken, der Sie davon befreit . . . und doppelt, wenn es Napoleon ist. Wissen Sie nicht, Madame, was das bedeutet? Sind Sie blind oder toll? Der Weltgebieter wirbt um Ihre Gunst, und Sie tun, als ob Sie etwas zu verlieren hätten!"

„Wenn nichts anderes, so meine Ehre!" sagte sie fest. „Und was würde mein Schicksal? Ihr Spielzeug sein für einen flüchtigen Augenblick?"

„Oho, daher bläst der Wind?" Seine Stimme wurde noch sanfter, sein herrischer Ausdruck wich einer verschwommenen Zärtlichkeit. „Wie wenig kennen Sie mich, Leute meinesgleichen! Von wem können Frauen brutale Ausnützung erwarten? Ich will es Ihnen sagen: Von den Kleinen, den Mittelmäßigen. Diese heuchlerischen Tölpel haben auch

die Mär erfunden, die Großen und Starken seien die Selbstsüchtigen. Pah, wissen Sie, wer das Mitleid erfunden hat? Die Starken. Denn nur die haben Überfluß von ihrer eigenen Fülle. Mißtrauen Sie deshalb allen Demagogen aus dem Volke! Das sind fast immer Streber. Wer hat je ernstlich für die Freiheit sich geopfert, für dies elende Volk? Immer die Vornehmen, entweder nach dem Geiste oder nach der Geburt. Ehre den Aristokraten, wenn sie's wirklich sind! Doch das schweift in Regionen, die eine Frau nichts angehen. Bleiben wir bei der Liebe! Wer kann denn lieben? Nur der Starke und niemand sonst. Der hat das Bedürfnis, ein anderes Wesen ans Herz zu schließen, sich gleichsam seiner drückenden Überstärke zu entledigen, indem er von sich an ein anderes Geliebtes spendet. Verstehen Sie mich?"

„Vollkommen." Ihr war, als ob ein leiser wollüstiger Schauer sie überriesele, als ob ein warmer Sirokko sie süßbetäubend mit einem Mantel innigen Behagens umwickle oder sie in ein warmes Spezereibad untertauche. Und dieser Mantel war ein Hermelinmantel. Wer war der Mann, der diese großen Dinge zu ihrem Herzen sprach? Der Stärkste der Starken, der Größte der Großen.

Napoleon ging, anscheinend ohne sie zu beachten, im Zimmer auf und ab. Sobald seinesgleichen die Liebe zum Abstrakten, zum Veranschaulichen einer Idee, überkommt, verschwinden alle irdischen Bilder. „Die geschlechtliche Liebe ist nichts Geringes, sie stammt aus dem Allerheiligsten der Natur, und wir merken nur nicht, von wannen sie kommt, wie bedeutungsvoll sie ist, und schicksalsbestimmt. Ja, oft ist die Liebe selber das leibhaftige Schicksal. Nicht nur bei gewöhnlichen Leuten. Sehen Sie, da ist Josephine ... hm, Sie kennen sie nicht ... die war mein Spielerglück. Hätt' ich sie nicht getroffen, dann hätt' ich in Italien nicht kommandiert, und was ich dort tat — hm, die Historiker werden darüber lachen, aber 's ist doch wahr, das kam zum Teil auf Rechnung meiner Verliebtheit. Im Mittelalter brachen die Ritter eine Lanze für die Huld ihrer Donna, ich brach gleich Lanzen mit allen Lanzen der Welt, denn ich bin ... nun ja, ich bin Napoleon. Und später auch mancherlei ... ich kann das nicht auseinandersetzen. Wohlan, Schöne, als ich Sie sah, bekam ich einen elektrischen Schlag: das ist auch eine vom Schicksal mir Zubestimmte. Lassen Sie sich nichts vorreden über andere, die ich mal ... die mir eine kurze träge Stunde verkürzten. Die zählen nicht, absolut nicht. Die Frauen sollten lernen, den Mann zu begreifen. Der ist von Natur polygamisch, wie die Frau das Gegen-

teil. Doch in seiner wirklichen Liebe da ist der Mann auch monogamisch, das glauben Sie nur; wirklich lieben, was den Namen verdient, kann er immer nur eine. Sie, holde Maria, haben nur eine Rivalin: Josephine, doch eine Rivalin der Vergangenheit. Ich liebe Sie, bei Gott, ich liebe Sie, und Sie sollen mir sein, was Josephine mir war. Von den Stürmen meiner Laufbahn will ich ausruhen an Ihrem Busen und den Stern meines Schicksals — ich will ihn lesen in Ihren Augen."

Derlei poetische Phrasen stellten sich bei Napoleon in bewegten Augenblicken ganz von selber ein und klangen bei ihm nicht wie Phrasen, sondern monumentale Rede altklassischen Römerstils. Der polnische Adel, von Jugend an französisch erzogen, vermißte dagegen bei ihm jene zierlichen Espritwendungen von Komplimenten oder frivolem Witz, die einer seichten Salonkultur von jeher als Merkmal gallischer Überlegenheit erschienen. Auch der Walewska mißfiel bei dem offiziellen Hofball, wo Napoleon in Warschau Cercle hielt, seine brüske ungraziöse Redeweise und verstärkte den nichts weniger als imponierenden Eindruck seiner kleinen Figur mit dem ausgeprägten Embonpoint, seiner eckigen Bewegungen und seiner schlichten, prunklosen Tracht. Die überwältigende Schönheit und Erhabenheit seines Gesichts wirkte auf die polnischen Damen gar nicht, sie bemerkten nur die gelbgrünliche Olivenfarbe seines wachsbleichen Teints. Napoleon machte an jenem Abend um so weniger eine gute Figur, als sein umwölkter und halbfinsterer, halb erzwungen heiterer Ausdruck eine innere Verlegenheit und Zerstreutheit zu verraten schien. Maria Walewska hatte das Bild in ihrer Erinnerung bewahrt, doch der Mann, der jetzt vor ihr stand, war ein anderer. Es war, als wüchse er um Haupteslänge, und sein feuriger, zärtlicher Blick kitzelte sie mit geheimer Verlockung. Ein Strom widerstreitender Gefühle wogte über sie hin. Geschmeichelte Eitelkeit, weiblicher Ehrgeiz, eine gewisse ehrfürchtige Bewunderung, aber alles eher als persönliche Zuneigung. Gleichviel, den Helden des Jahrhunderts zu zähmen, wie eine Omphale den Herkules, solchen Triumph weiblichen Zaubers zu genießen wäre wohl eines Opfers wert.

„Der Stern Napoleons ist größer als die Augen einer Frau," sagte sie gefaßt. „Ihre Herablassung, Sire, überschätzt meine arme Person. O, ich muß demütig die allzu große Ehre ablehnen. Denn was Sie unterschätzen, das sind die Grundsätze weiblicher Tugend."

„Was!" Sein Mienenspiel änderte sich, ein Zornblitz schoß aus seinen Augen. „Das muß ich schon mal gehört haben. Weibliche

Tugend, wo wohnt sie? In Ihrem schönen Herzen? Decken Sie's auf, ich sehe so was auch sehr gern. Im allgemeinen tönt diese Fanfare mir immer als Chamade vorm Waffenstrecken." Sie wollte sich heftig von ihrem Sitz erheben, hochrotflammenden Angesichts, doch er drückte sie unsanft nieder. „Ruhe in den Gliedern! Ich will Sie nicht beleidigen. Mag sein, daß Sie anders sind als andere . . . eine Frau, die Napoleon liebt, muß wohl etwas Apartes sein . . . doch gerade deshalb muß sie erhaben sein über kleinliche Schrullen. Tugend! Sind Sie eine kleine Nähmamsell, die aus Teetischromanen ihr Quantum Sentimentalität nachplärrt? Sind wir Bürgersleute? In Ihrem Stande, Gräfin, pflegt die Tugendpest sehr selten zu grassieren. Und Tugend und Ehre sind relative Begriffe, die sofort einen andern Sinn haben, wenn ein Kaiser sie deutet. Nochmals: Verlangen Sie einen Beweis meiner Liebe, einen handgreiflichen, sichtbaren, wie meine Macht ihn bieten kann? Befehlen Sie und es soll geschehen. Soll ich Ihrem Mann einen Fürstentitel anhängen, oder Ihren Bruder oder Cousin zu Botschafter oder Minister oder General machen? Meinethalben! Und Sie selbst — meine Liebe wird Sie mit Schätzen überschütten, mit allen Juwelen der Welt, um Ihr schönes Bild in blendenden Rahmen zu fassen."

„Ohne es zu wollen, verletzen Sie mich immer wieder, Sire." Ihre Haltung wurde plötzlich stolz und entschlossen, sie nahm sich zusammen. „Wenn ich mich je verkaufen sollte, so wäre es um höheren Preis."

„Was? Auch das noch? Soll ich mich etwa morganatisch mit Ihnen trauen lassen oder meine Frau verstoßen?" rief er mit laut ausbrechendem Ärger. „Solche Faxen sparen Sie sich! Das geht zu weit und beleidigt meine Würde. Solche Unterwerfungen unter Ihren Willen lasse ich mir nicht diktieren. Hüten Sie sich! Man zupft den Löwen nicht ungestraft an der Mähne."

„Wenn Sie in diesem Tone reden, so lassen Sie mich gehen!" rief sie empört. „Das alles verlange ich nicht von Ihnen. So selbstisch bin ich nicht, sondern ich will etwas Höheres. Nun denn, ja, das ist meine Bedingung, und nur um sie können Sie mich erwerben."

„Noch Höheres? Zum Teufel, was denn? Soll ich die Erdachse ändern oder sonst so eine Bagatelle?" Er betrachtete sie mit spöttischem Befremden.

„Nein, aber den politischen Anblick Europas. Sie sprachen von

Ihrem Stern. Nun wohl, Sie sind der Stern Polens, unser Stern, der uns aufging, Morgenstern der Hoffnung. Sire, o Sire!" Sie glitt von ihrem Sitz zu seinen Füßen nieder. „Retten Sie unser Vaterland, geben Sie Polen das Leben wieder!"

„Sapristi, so platzt die Bombe?" Napoleon trat vor Erstaunen einen Schritt zurück, daß der Sporn seines Stiefels klirrte. Doch seine Stimme war sanft und gerührt, als er sie mit heftigem Griff emporrichtete: „Auf, auf, Madame! Ich verbiete Ihnen, je wieder zu knieen. Mein Platz ist zu Ihren Füßen, nicht umgekehrt." Diese ritterliche Phrase in ihrer öden Konventionalität gewann ihm mehr vom Herzen der Holden, als jede stürmische Werbung. „Ich ehre Sie dafür. Man weiß ja, daß in Polen die Frauen es sind, die den Patriotismus nähren. Schön! Auch die sentimentalen Deutschen — da war die Herzogin von Weimar, eine brave Person, die mir mutig patriotische Worte ins Gesicht warf, ich habe darum ihren Gemahl geschont. Ja, ich habe es gern, wenn Frauen die Ideologie pflegen. Das ziemt sich, denn ihr Reich beruht auf den Illusionen. Aber wehe dem Land, wo die Frauen, und seien es die Besten, das große Wort führen und die Männer gängeln, wie bei euch Polen! Die rauhe Wirklichkeit erfordert rauhe Männer. Überlassen Sie Leuten wie mir, die Welt zu regieren, und begnügt euch mit der Herrschaft über unsere Herzen! Nein, mein Kind, ich zürne Ihnen nicht, ich liebe Sie noch mehr dafür. Solch hochherzige Aufwallung steht Ihnen gut, fürwahr. Doch Polens Wiederherstellung — ein frommer Traum! Reiben Sie sich den Schlaf aus den holden Augen und blicken Sie auf die schöne Wirklichkeit! Napoleon, Ihr Liebhaber, und Sie selbst — wir beide allein, uns eine Welt, alles übrige Traum und Chimäre!"

Sie brach in Tränen aus. „Dann leben Sie wohl, Sire! Ich hatte gehofft . . . wollte mich ins Unvermeidliche fügen . . . Doch ich habe geschworen, mein Geliebter kann nur der Wiederhersteller Polens sein."

„Wahnwitzige!" Seine Stimme nahm förmlich einen kreischenden Laut an, er packte sie an beiden Armen und schüttelte sie unsanft. „Wer hat Ihnen die Tollheit ins Köpfchen gesetzt? Ich lasse ihn peitschen, den Elenden, der Ihnen den Verstand verdreht hat. War es der Esel Malachowski, der pathetische Jubelgreis, der gern den alten Brutus mimen möchte? Oder der schleichende Idiot Wyliki, der mir schmeichelnd als Höfling um den Bart geht und doch den Schwärmer nicht verbergen

kann? Oder Ihr Vetter Ossolinski, der junge Geck und vorlaute Naseweis? Gab ich nicht allen diesen Narren längst den verdienten Tritt?"

„Davon ist mir nichts bekannt, Sire." Sie verzog bitter den Mund. „Im Gegenteil, Sie gaben ihnen freundliche Worte, leere Ausreden, weil Sie uns Polen noch brauchen, wie Sie alle Menschen zu Ihren Zwecken verbrauchen."

„Ich bin durchschaut, meiner Treu!" Er lachte heiser auf. „Der Politiker soll noch geboren werden, der Eseln die Wahrheit sagt. Wenn die Stunde kommt, werden sie schon den Eselstritt erhalten. Kurz, ich will nicht. Mich für immer mit Rußland verfeinden? Fällt mir nicht ein. Ich brauche den Zaren und steure auf Aussöhnung los, wenn er sich gefügig zeigt. Doch was schwatze ich da! Wenn Sie es ausplaudern, dementiere ich. Die Hauptsache bleibt, daß ihr Polen so wenig zur Selbständigkeit taugt wie die Isländer. Ihr habt euch unfähig gezeigt, ein Reich zu bilden, und das Verhängnis selber auf euch herabgebracht. Ein so großer Mann, wie Friedrich der Große, hätte nie in Polens Teilung gewilligt, wenn nicht unabänderliche Notwendigkeit es gebot."

„So nennen Sie den schändlichsten Völkermord?" rief sie zornbebend. „In drei Stücke auseinandergerissen, wie ein gebundener Leibeigener von wütenden Pferden! Ein so großes Volk, das von der Ostsee bis zum Dniepr herrschte! Der Weiße Adler mag im Käfig schmachten mit gebrochenen Schwingen, aber ein Adler war er doch und wird es bleiben."

„Sie sind beredt, Madame, und Ihr heiliger Eifer macht Sie noch schöner." Er verschlang ihr Bild mit glühenden Blicken. „Doch das sind Redensarten, Ideologie, wie verworrene deutsche Metaphysik. Polens Auferstehung — so 'ne Idee! Wenn Ideen zu bloßen Worten werden und spekulativen Begriffen, dann sind sie schon tot. Leben hat nur die Tat. Ich, ich lebe in der Idee, denn ich schaffe, reiße nieder und baue auf wie die Natur. Die hat auch Ideen, hat Gesetze und Revolutionen, doch sie spintisiert nicht darüber, sie arbeitet drauf los ohne Besinnen nach innerem Zwang. So schaffen die echten Künstler, sagt man. Nun, ich bin auch ein Künstler, mein Handwerkzeug ist die weite Welt und das Menschengewürm, das auf ihr herumwimmelt. Und ich mache auch keine blassen Pläne und spinne Systeme und ahme nach wie schlechte Afterkünstler und Doktrinäre, ich knete nicht Luft, die zwischen den Fingern zerrinnt, sondern lebendiges Material, wie sich's

mir bietet, und was bei dem Kneten herauskommt, das ist eben Kunstnatur, Notwendigkeit, Leben. Polen ist mir Luft, verstehen Sie, Luft. Ich bin kein Lüftesegler, sondern wurzle auf der Erde und stampfe über sie hin mit meinen Soldatenstiefeln. Genug! Trocknen Sie die süßen Augen und kommen Sie in meine Arme! Die Geliebte Napoleons sein, ist Ihre Notwendigkeit, Ihr Schicksal, Ihre Naturbestimmung, — und Polens Auferstehung ist so unnatürlich wie die Auferstehung der Toten."

Sie hatte ihm gelauscht mit einem Gemisch begeisterter Verehrung, sehr verschieden von der früheren kalten und sozusagen platonischen Bewunderung, und doch wieder weiblichen Trotzes, der sich nicht überzeugen lassen will. In der einfachen Großartigkeit, mit welcher dieser Ideenfeind als verkörperte Idee seine Wahrheitseinfälle eruptiv hervorstieß, lag etwas Überwältigendes, als käme jeder Satz aus dem Herzen der Natur selber. Lauter Austerlitzschlachten in jedem Wort, ganz einfach und doch so riesenhaft genial. Das alles empfand sie teils dunkel, teils blitzartig mit dem intuitiven Instinkt des Weibes. Ohne daß sie es ahnte, verriet der Blick, mit dem sie ihn anschaute, verschwimmend und matt wie im Fieber, eine sehr veränderte Seelenverfassung.

„Ist das etwa nichts Lebendiges," hob sie stockend wieder an, „die Hingebung und Sehnsucht, mit der Polen Sie als seinen Befreier grüßte? Wenn die polnischen Freiwilligenlegionen, die zu Ihnen ins Feldlager eilen, für Sie sterben, sind Sie dann nicht überzeugt, daß Polens Herz noch lebt?"

„Bei Gott, schön gesagt!" Er heftete auf sie einen durchdringenden Blick. „Ich habe mich nicht getäuscht, Sie sind ein herrliches Weib. Mein Stern schwebt über mir auch hier und spendet mir Glück. Und was Sie da andeuten —" Er versank in kurzes Nachdenken und fuhr leise fort: „Ich bin nicht unempfänglich für Treue und Zutrauen, wie Toren von mir wähnen, weil ich keine Rührszenen aufspiele. Glaubt man, daß ich kein Herz habe? Die Polen sind ein warmherziges Volk und haben gute Eigenschaften . . . sie sind auch tapfer . . . nun wohl, sie sollen es mal zeigen in meinem Dienst, und wer weiß, was noch werden kann! Aber was denken Sie denn, meine Schöne! Sie tun, als hätte ich nur zu wollen, und könnte schon jetzt mit einem Federstrich ein neues Polen aufpflanzen. So rasch geht das nicht. Das war die Art der hochseligen Jakobiner. Die wollten alles sofort unter eine Mütze bringen, die rote Freiheitsmütze, und dafür zog man ihnen selbst das Fell über die Ohren. Selbst mein Minister Talleyrand, auch nicht gerade der Dümmste, war

damals ein Einfaltspinsel und kam sich wie ein Schuljunge vor, als ein gewisser junger Mann aus Korsika, der soeben mit einigem Lärm den Weltkatheder bestieg, ihm politische Vorlesungen hielt. Nur nichts überstürzen, reifen lassen! Manchmal in vulkanischer Zeit wie heut geht jedes Jahr mit einer Reife trächtig, wozu man sonst Jahrhunderte braucht. Aber eben den rechten Augenblick abwarten können, da liegt das Geheimnis, daß ein kühner verschlagener Schöpfer die ausschweifendsten Ideen seiner Einbildungskraft in die Wirklichkeit umsetzt. Da brauche ich selbst das verhaßte Wort Ideen. Doch ich meine was anders damit als deutsche Schulfüchse. Die Natur versteht mich schon. Kurz, man soll nicht 1807 tun wollen, was man erst 1810 tun könnte. Wir werden sehen. Geben Sie nicht alle Hoffnung auf, ich möchte sie Ihnen nicht rauben. Ihre Worte sind nicht ganz unfruchtbar geblieben. Hm, ein Polen als Zwischenwand zwischen Europa und Asien — denn Rußland ist schon Asien — nicht übel! Aber vorerst stehen noch die Armeen des Zaren im Felde, meine eigene ist geschwächt, durch endlose Etappen von ihrer Basis getrennt. Vom Rhein bis zur Weichsel wehen meine Adler, aber darüber hinaus — wann ich die Russen erst über den Niemen warf, dann werden wir vielleicht weiter reden. Obschon — es kommt drauf an — ob ich mit dem Zaren gut auskomme — hm! Umsonst, schon jetzt Entschlüsse zu fassen!" Er starrte über sie hin, wie in weite Ferne.

„O, soll mir das genügen?" hauchte sie. „Geben Sie mir ein bindendes Versprechen! Im Namen meines Vaterlandes beschwöre ich Sie — und dann —"

„Und dann?!" Napoleon machte einen Satz durchs Zimmer wie ein gereizter Tiger, aus der Dschungel aufgescheucht. „Was! Man wagt mir Bedingungen zu stellen, mir Pflichten aufzuerlegen! Mir!" Und wie in sinnlos barbarischer Wut ergriff er seine kostbare Taschenuhr, die auf einem Toilettetischchen lag, und schleuderte sie zu Boden, daß sie klirrend zersprang. War das die gleiche Szene, wie er sie einst in Campo Formio dem Friedensunterhändler Cobenzl mit der Porzellanvase aufführte, als der arme Diplomat nicht blindlings unterschreiben wollte? Ganz korsischer Naturmensch, raste er wild: „Weib, ergib dich, oder ich zertrete dich! Du bist mein, mein, vom Schicksal in meinen Arm geworfen. Mir willst du widerstehen, der selber das Schicksal ist? Nichts da!" Er riß sie an sich und bedeckte sie mit Küssen gieriger Leidenschaft. „Du bist mir verfallen für alle Ewigkeit." Und da sie weinte,

nur schwach sich sträubend, sprach er mit einer gewissen feierlichen Salbung, als spende er ein Orakel: „Es beweist die Schwäche des Menschengeistes, daß man zu glauben wagt, man könne mir widerstehen."

— — — — — — — — — —

„Rettet, rettet den Kaiser!" Dumpf gellte der Ruf aus tausend bärtigen Munden durch die dicke, von Pulverqualm und Schneetreiben verfinsterte Luft am Kirchhofhügel von Eylau. Gell, lang hingezogen, schmetterten zwanzig Trompetenfanfaren über die kahle Schneefläche, als die Reisigen Murats, hier am Standort Napoleons voraus die Grenadiere und Jäger zu Pferde der Kaisergarde, sich in den Feind stürzten, dessen Geschwader in Verfolgung zersprengten Fußvolkes sich soeben dem Kirchhofgeländer nahten, wo der kleine Mann im grauen Überrock lehnte und gelassen durchs Fernrohr den Anprall beobachtete.

„Welche Keckheit!" murmelte er. Unmittelbar zu seinen Füßen wurde gleichzeitig eine Kolonne grünröckiger Hunnen mit gelben Blechmützen — russische Gardegrenadiere — von einem Bataillon Alter Garde und einigen Schwadronen niedergemacht, deren blaue Litewka, Ulanentschapkas und rosenrote Hosen von Dunkelblau und Bärenmützen der Gardeinfanterie fremdartig abstachen. „Welche Truppe geht da so beherzt vor?"

„Sire, die Polen vom 4. Regiment der Nordlegion," erwiderte der lange, stattliche Stabschef Bertier, „scheint ein taugliches Material."

„Hm, die Polen, gut." Ihr wildes „Es lebe der Kaiser!" tönte zu ihm herauf.

„Wird die Gräfin freuen," brummte Duroc vernehmlich hinter ihm. Der Kaiser schien es nicht zu hören, ins Schlachtbild versenkt. „Marbot, reiten Sie zum 14. Ligne, das sich noch immer hält. Es ist ganz umringt. Bringen Sie den Braven meinen kaiserlichen Dank und Gruß und mein Lebewohl, wenn sie nicht mehr entkommen können. Retten Sie den Adler! Sollten Sie dabei bleiben, so senden Sie, wenn möglich, noch Rapport vor Ihrem Ende!" Der Adjutant verneigte sich stumm und sprengte im Nebel davon. „Hm, Sie da, Mortemart! Laden Sie den Marschall Augereau ein, wenn er noch lebendig ist — die Divisionäre sind gefallen — er soll Division Heudelet links von Rothenen in Stellung bringen unter Deckung der 3. Dragonerdivision. Man hört ja nichts mehr von Davout. Hat denn Friant das Nest da, Kutschitten oder wie es heißt? Reiten Sie zu Morand hinüber, ob St. Hilaire

richtig an ihn anschloß und ob er endlich die Kregeberge stürmt. — Nummer elf!" Die an der Tour seiende Nummer der Adjutantenkette salutierte. „So, das sind Sie, Montesquieu! Bringen Sie mir Nachricht von Murats Attacke! — Nummer zwölf! Fragen Sie in Eylau an, ob Soults Batterien frische Munition brauchen. Sie können dem Marschall sagen, ich sei zufrieden. Er führt als versagte Linke meine Intentionen richtig aus. — Duroc, du kannst für den Tagesbefehl vormerken: die Generale Hautpoul und Grouchy machten sich bemerkbar."

Die Schlacht waberte fort mit Myriaden Flammenzungen. Schwefelgelbe Geschützblitze zuckten durch den weißen Schleier der Schneeflocken. Links von Eylau und weiter vorn dröhnten festgefrorene Teiche vom Hufschlag antrabender Geschwader. Durch den Rauchnebel blinkten manchmal Adlerfahnen mit der goldumfransten Trikolore über Schneehügel, dann verschwanden sie, wie von Schneeuntiefen verschluckt. Fern von rechts donnerte Davouts Schlachtlärm. In der Mitte klirrte und rasselte eine mächtige Reiterschlacht, ab und zu trug der Wind abgerissene Signale herüber. Die Gardevierecke standen starr und düster wie Granitblöcke um den Kirchhof, die Bärenmützen nahmen sich in der Ferne wie ein Fichtenwäldchen aus. Vor ihnen hantierten Gardekanoniere mit brennenden Lunten, der rote Kolpak ihrer kleinen runden Pelzmützen wehte bebend bei der Lufterschütterung jeder Batterieentladung. Rückwärts strömten ganze Brigaden von Verwundeten über das blutberieselte Winterfeld, dessen bleiches Leichenlaken so viele als Totenhemd umhüllte. Ab und zu schrie ein verendendes Pferd unter einer kümmerlichen Föhre, in deren Schutz es sich hingeschleppt mit herausquellendem Eingeweide. Verschneites Tannengestrüpp, wie kristallisierte Edelweißblumen in Vergrößerungsmaßstab, quoll von Blut über wie eine Silberschale. In jeder Vertiefung schichteten sich Roßkadaver, jede Eisgrube steckte voll von uniformierten Leichen, Blau- und Grünröcke durcheinander. Als schwarze Ruine streckte in der Nähe eine Windmühle die Stümpfe ihrer Flügel in die brenzlige Luft, gestern mit allen moskowitischen Verteidigern niedergebrannt. In den Straßen von Eylau, wo gestern bei der Erstürmung überall Leichen durch die Fenster auf die Straßen flogen, oben erschlagen und unten gespießt unter tierischem Mordgeheul sibirischer Regimenter, kollerten unablässig Rollkugeln übers blutige Pflaster. Denn vor der Stadt draußen arbeiteten die schweren Batterien des Oberst Yermolow durch die Winterdämmerung fort.





St. Wyspranski: **Maternitas.**
Zum Essay von Victor Lederer.

„Sire, General Hautpoul ist gefallen, General Grouchy schwer verwundet."

„Der alte Hautpoul! So hat er's wahr gemacht, als ich ihn vorgestern bei Hof umarmte: ‚Nach dieser Gunst bleibt mir nichts mehr als für Sie zu sterben!' Der Brave! Weihen wir ihm eine Träne! Doch ich habe Sie nicht nach der Totenliste ausgeschickt, Nummer elf, sondern nach Erfolg der Attacke."

„Sire," entschuldigte sich der Marquis de Montesquieu, „ich wollte dies nur vorausschicken. Fürst Murat hat alle drei russischen Linien durchbrochen, doch die Pferde sind ausgepumpt, manche schon beim Anritt aus purer Erschöpfung niedergesunken. Die Strapazen, der Futtermangel seit acht Tagen."

„Erzählen Sie mir nichts, was ich schon weiß," unterbrach ihn der Kaiser unwirsch. „So ist der Zweck erreicht, die russische Hauptmacht an den Fleck gefesselt, von Davout abgezogen. Berthier, steigen Sie auf den Kirchturm und verschaffen sich Ausblick über die Kregeberge! — Marbot kam nicht zurück, wohl gefallen, das 14. Ligne auch. Schade! — Was gibt's, Duroc?"

„Noch einen Verlust! General Dahlmann von den Kaiserjägern gefallen! Die Gardereiter litten schwer."

„Der achte General heute! Ein schlimmer Tag! Ist General Lepic gesund? — Oh, da sind Sie ja!" Der Kommandeur der Grenadiere zu Pferd, die eine selbständige Attacke unter der Anleitung des Marschalls Bessières weiter links ausführten und sich von rückwärts, hinter der letzten russischen Linie abgeschnitten, den Rückweg durch das ganze Russenheer hieben, salutierte soeben, mit seiner zerzausten Elitetruppe zum Kirchhof heimkehrend. „Ich hielt Sie schon für gefangen."

„Sire, Sie könnten nur meinen Tod erfahren, nie meine Gefangenschaft." Wohlgefällig schweifte Napoleons Auge über die Gardeiriesen zu Pferde, die, von oben bis unten mit Schneeflocken bedeckt, mit ihren jetzt weißgepuderten Bärenmützen wie nordische Märchenpopanze aussahen. „Mit solchen Männern behält man das Feld. O, ich liebe euch, ich liebe euch alle. Duroc, Häuptling von Helden zu sein, darüber gibt's nichts. Das ist die stärkste Liebe: der Feldherr und sein Heer."

Duroc lächelte düster. „Was würde die schöne Polin sagen, wenn sie dich hörte!"

Napoleon zuckte ärgerlich mit der Schulter. „Laß doch solche

Albernheiten! Ja, du — du schwärmst immer von Frau und Kind daheim. Wundert mich, daß du mir nicht schon den Dienst gekündigt hast. Meine große Liebe ist die Schlacht."

„Auch die verlorene?" murmelte der Vertraute halblaut.

„Was verloren!" murrte der Empereur zwischen den Zähnen. „Kleinmütiger! Ja, wir haben große Verluste, doch der Feind noch größere. Der ist demoralisiert, sage ich dir." Und in barschem Kommandoton schnarrte er: „Notieren! Artilleriechefs Sénarmont und Vallé machten sich bemerkbar. Ihre Kartätschen taten Wunder!"

„Sire, Sire!" Berthier kam soeben zu Fuß mit großen Schritten hergerannt, vom Kirchturm herabgestiegen. „Der Herzog von Auerstädt ist Herr der Kregeberge. Ich sah deutlich den Dampf unserer Batterien von dort nordwestlich gehen."

„Dann ist die Schlacht gewonnen!" Es wurde schon ganz finster. Ein Offizier war in schneller Gangart herangesprengt, Arm in der Binde neben ihm der Ordonnanzoffizier Herr von Mortemart in seiner hellblauen silberverschnürten Jacke. Die Tigerfellschabracken anderer heraneilender Ordonnanzoffiziere wehten im Winde. „Was bringen Sie, Mortemart?"

„Sire, hier ist ein verwundeter Stabsoffizier vom General Milhaud, der über die Lage am rechten Flügel genau berichten kann."

„Major Ornano, zu Befehl. General Morand schlug schon um 2 Uhr einen russischen Vorstoß zurück, der Marschall Herzog von Auerstädt pflanzte 40 Kanonen auf dem Kregeberg auf, Friant breitet sich auf der Flanke immer weiter aus. Es steht alles gut."

„Danke. Ich gebe Ihnen das Kreuz. Berthier, notieren! Major Orne —"

„Ornano, Sire."

„Na also, Ornano! Wenn ich jeden kleinen Offizier bei Namen kennen sollte —! Reiten wir rückwärts ins Hauptquartier!" Und finster raunte er Duroc zu: „Noch zogen die Russen nicht ab. Ich fürchte für morgen. Wird man die Schlacht erneuern?"

„Unsere Truppen sind schrecklich mitgenommen," gab Duroc sorgenvoll zurück. „Was soll das werden! — Hörst du?" Eine Masse Versprengter trottete seitwärts am Wege, außer Reih und Glied, ohne Offiziere. Durch die Dunkelheit kreischten wütende verzweifelte Stimmen: „Brot und Frieden! — Hast genug, kleiner Korporal? — Der

muß 'nen tüchtigen Sparren im Kopf haben, uns hier im Kot und Schneedreck zu ersäufen!"

Napoleons Kopf sank auf die Brust, er hing müde über den Nacken seines persischen Schimmels. „Die Disziplin ist gelockert," flüsterte er mehr traurig als verdrossen. „Glauben die Burschen denn, ich führe Krieg zum Spaß? Mir wäre auch lieber, zu ruhen ... du weißt wo ... als hier den irrenden Ritter zu spielen."

„Ob Frau Walewska wohl ahnt, welchen Gefahren du dich heut ausgesetzt?" warf Duroc hin. „Ich bin Frankreich für dich verantwortlich und kam aus der Angst nicht heraus."

„Bah, seit zehn Jahren fliegen uns die Kugeln um die Beine... und unsere Laufbahn hat kaum erst begonnen ..."

Dürftige Hütte, der Kaiser und sein Gefolge auf Strohbündeln gelagert. Ein angezündetes Fichtenscheit als einzige Lampe, ein paar Bissen Brot und Speck als einzige Nahrung der kaiserlichen Tafel. Tiefe Stille. „Mich fröstelt. Es muß schon Morgen sein. Wer kommt da?"

„Sire, Leutnant Parquin, 7. Chasseurs, Ordonnanz des Generals Durosnel. Rapport von Marschall Soult, der vor fünf Uhr die Vorposten beritt: der Feind zog bei Nacht ab, viele Trümmer zurücklassend."

„Dacht' ich's nicht! Der Stern von Lodi und den Pyramiden und Marengo strahlt überall im Norden wie im Süden, im Nebel von Austerlitz und Jena und auch durchs Schneetreiben von Eylau. Oberst d'Albe, entwerfen Sie das Bulletin! Wir haben viele Trophäen natürlich ... Kurier nach Paris! Man soll die Glocken läuten und Tedeum singen! Ich werde an die Kaiserin persönlich schreiben."

„Und an Maria Walewska?" mahnte Duroc leise. „Du versprachst es." Aber Napoleon hörte augenscheinlich nicht und deklamierte: „Diese gräßliche Schlächterei wird übermütigen Despoten wie dem Zaren und dem Preußenkönig wohl endlich Liebe zum Frieden einflößen. — d'Albe, bringen Sie im Texte an, daß die polnischen Reiter sich bemerkbar machten ... nein, halt, lassen Sie's nur, man muß die Neulinge nicht verwöhnen. Hm!" Er versank in Nachdenken. „Polen ... senden Sie Kuriere nach Warschau! Der Abbé du Pradt soll unter der Hand die polnischen Magnaten versichern, daß dieser große Sieg vielleicht für Polens Hoffnungen heilsam sei. Jetzt lange Waffenpause. Man wird mich nicht stören, bis ich alle meine Verstärkungen beisammen habe.

Dann ade, Russenmacht!" Und er ging pfeifend auf und nieder, die Hände auf dem Rücken.

— — — — — — — — — —

„Reich mir die Mappe dort! — Rolle die Karte auf! — Zünde die Kerzen an! Das Kerzenlicht steht dir so gut. Ach, und du hast große Toilette gemacht. Wie reizend!"

„Das merkst du erst jetzt, Napoleon?" schmollte sie mit Grazie. Er sah sie verliebt an, berauscht von ihrer schmachtenden ladylikeu Morbidezza. Obschon kleine Männer meist für junonische Gestalten erglühen, zeigte sich sowohl seine ästhetisch-poetische als seine heroisch-ritterliche Ader in seiner durchgängigen Vorliebe für zartere Weiblichkeit. Hier im Schloß Finkenstein hatte er sich häuslich mit der Liebsten eingerichtet, mitten im Brennpunkt seiner Weltgeschäfte, wo täglich aus Paris und Mailand wie aus den Standquartieren seiner Heereskörper dringende Depeschen einliefen und er alle Angelegenheiten seines Reiches ebenso sorgfältig leitete, wie die Einrichtung seiner Lager und Truppenmärsche. „Du hast wieder zehn Stunden hintereinander gearbeitet, Sire, und kaum gegessen. Die Sekretäre fallen vor Ermüdung um."

„Die Schwächlinge! Hier im Hauptquartier niest und hustet alles, jeder klagt über Grippe und Rheumatismus. Was mich betrifft, so habe ich mich nie wohler befunden, obschon ich drei Wochen lang nicht aus den Stiefeln herauskam und nur angekleidet schlief, auch manchmal nur Brot und Branntwein bekam, wenn ich Vorposten revidierte. Bin ich ein König Nichtstuer? Wer regieren will, soll eiserne Nerven haben. Ich lebe in meinen Plänen, das erhielt mich jung. Nun bin ich so gut wie fertig. Ich werde die Frühjahrskampagne mit genügenden Massen eröffnen und dem Russen für immer den Garaus machen, das ist voraus entschieden. Danzig fiel soeben und Königsberg fällt nach. Dann ade, preußische Monarchie. Uff! Das tut wohl, bei dir auszuruhen, Süße." Und er wollte sich in ein erotisches Delirium stürzen, das sie gutwillig, doch mehr als leidender Teil, über sich ergehen ließ, als es diskret klopfte. „Wer untersteht sich? Wer stört da wieder? Bist du's, Duroc?"

„Jawohl!" klang es gedämpft von draußen. „Ein Kurier der Kaiserin mit Briefen Ihrer Majestät und des Polizeiministers ist eingetroffen, und da dachte ich . . ."

„Was wird's sein! Her mit dem Wisch!" Duroc reichte von

draußen durch die Türspalte, die sich gleich wieder schloß, eine Briefschaftenmappe. „Entschuldige, Maria, daß ich rasch lese, was meine — was die Damen in Paris von mir wollen! — Bah, Fouchés Rapport zuerst. — Solch eine Gemeinheit! Die Pariser Börse läßt die Staatsrente um drei Prozent fallen trotz Eylau . . . als ob das ein Pyrrhussieg gewesen wäre! Die albernen Spekulanten werden große Augen machen, heut über ein paar Monate, wenn meine politische Hausse entschieden ist. All diese Gegenwartsrealisten sehen immer nur den Schein, nicht das Ding an sich. Ich, wenn ich ein Ding betrachte, sehe gleichsam das Innerste, die Idee der Natur dieses Dings."

Da fiel sie ein, als erhasche sie eine Gelegenheit, auf die sie paßte: „Siehst du auch die Idee . . . Polens?"

„Polen! Schon wieder! Quälgeist! — Laß sehen, was die andere Quälerin kritzelt." Mit verfinsterten Mienen las er den Brief Josephinens: „Eifersüchtig, was? Das wagt sie nach alledem . . . Als ich in Ägypten war . . . Es ist zum Totlachen! Dies endlose Gewinsel, als ob sie sich nicht sehr gut ohne mich in den Tuilerien amüsierte. O, ich kenne das! Das ist die Ouvertüre einer Schneidersymphonie... natürlich wieder mal eine Million Schulden wie jährlich, bis die Hofschneider mich auf offener Straße mit ihren Rechnungen anfallen. — So, Hortense führt sich unanständig auf und macht ihrer Mama Kummer, und mir schreibt sie heuchlerisch devot." Er stürzte an den Schreibtisch und kritzelte mit seiner unleserlichen Schrift hin: „„Meine Tochter! Ich habe von Deinen Streichen gehört, Du machst Deinen Ehemann lächerlich, meinen Bruder, vergiß das nicht! Wenn ich nach Hause komme, werde ich Dir den Kopf zurecht setzen. Fürchte meine Strenge!"" Und Josephine soll auch die Rute spüren: ‚Sie belästigen mich mit Ihrem leidigen Verdacht. Ich habe das Recht, auf all Ihre Vorwürfe mit einem beständigen Ich zu antworten. Ich bin anders wie die andern, und ihre Gesetze sind für mich nicht da.' So, das erleichtert." Er warf die Feder hin, daß Tintenkleре herumspritzten, und riß in zorniger Aufwallung seine Krawatte ab, an der er als zu eng nestelte. „Diese Domestiken wissen mich nicht mal anzukleiden. Soll ich etwa an meine Krawatte denken? Faules Gesindel! Bediente wie Weiber! Ich will euch! Warum siehst du mich so an?"

Ein beständiges Ich. Gesetze für ihn nicht da! Sie erstarrte in sich. Dachte er so auch über sein Verhältnis zu ihr? Zagend hob sie wieder an: „Ich fragte vorhin nach Polen. Versprachst du mir nicht —"

„Gar nichts. Ich bitt' mir's aus. Freilich, gesetzt den Fall, daß die Umstände ermöglichen ... will der Zar Preußen retten, daß ich's nicht ganz von der Landkarte streiche, dann willige er in ein Tauschobjekt. Das Haus Hohenzollern hat aufgehört zu regieren ... oder ein Herzogtum Warschau fängt an. Vielleicht mit Murat ... ich denke daran."

Sie klatschte in die Hände. „Großer Gott! So wird mein Traum verwirklicht? Du schaffst wieder ein Polen? O, Napoleon, ich liebe dich!"

Das schien ihn kalt zu lassen, er ging gar nicht darauf ein, sondern murmelnd auf und nieder: „Ja, ich muß ihn persönlich sprechen, den glatten Byzantiner, den humanliberalen Vatermörder. An der Eitelkeit werd' ich ihn packen. O ja, er soll Preußen retten ... und die Welt mit mir teilen. Finnland schenk' ich ihm ... verspreche dafür Beihilfe ... na, da kann er lange warten, das ist doch nicht der Ort, wo es was für mich zu holen gibt ... und die Türkei ... o ja, fünf Millionen Griechen lechzen nach Freiheit ... ein weites Feld der Philanthropie. Bei so schönen Aussichten wird es den Herrn aller Reußen nicht grämen, wenn ich Polen als Klientelstaat gründe ... ausgehängte Warnungstafel ... der weiße Adler schaut nach Osten bis Smolensk ..."

„O, und Krakau, Galizien?" rief sie eifrig.

„Jaja, kommt wohl alles noch. Österreich ist unzuverlässig und muß meinem System noch Opfer bringen. Doch wie kann ich heut wissen, ob ich mich mit Rußland oder Österreich künftig verbinde! Talleyrand machte neulich schon wieder eine Andeutung auf Notwendigkeit der Scheidung ... ach, die arme Josefine! Lassen wir das, ich mag nicht dran denken." Und indem er seine Geliebte mit einem kalten gleichgültigen Blick ansah, wie geistesabwesend, als sähe er durch sie hindurch und über sie weg in die Ferne, murmelte er: „Diese tapfern Polen werden ein gutes Armeekorps stellen. Hm, wie das ihre kindliche Phantasie bezaubert: Napoleon mit einer polnischen Liebsten; das fesselt sie erst recht an mich. Ja, ich werde deinen Wunsch befriedigen, mein Kind, die Hingebung deiner guten Landsleute belohnen. Es rührt mich. Glaubt man, daß ich kein Herz habe? Ich bin sogar ein ganz guter Mensch. Doch von Jugend an mußte ich diese Seite zum Schweigen bringen. Wie vortrefflich sich das fügt, daß ich mit dir — das wird jetzt ein Stein in meinem Schachbrett. Oh, mein Stern hält mir immer Wort, auch hier hat mein altes Glück mich nicht betrogen."

„Ah, diene ich Ihren Zwecken, Sire?“ frug sie scharf, wie vor einer jähen Entdeckung erbleichend. Doch er verstand nicht mal ihre Bitterkeit.

„Gewiß. Und es macht mich stolz, daß ich nun doch noch die maßlose Bitte meiner Dame gewähren kann. Sieh, ich bin der geplagteste Sklave, denn ich diene einem unerbittlichen Zwingherrn: der Natur der Dinge. Diesem muß ich gehorchen, und wenn ich von ihm abfalle und mich zu Unnatürlichem vermesse, dann kann ein Atom mich fällen. Polen und Walewska! darf jetzt meine Losung sein, denn sie liegt in der Natur der Dinge. Ob immer — nichts dauert ja. Doch wozu sich die Stunde trüben, die Stunde deines Triumphes! Genieße ihn!“

Schluß in der September-Nummer.

Josefa Metz:
Beethoven-Sonate.

Blasse Blüten, grelle Sterne
Heben sich aus sattem Grün,
Schlingen sich zu losen Ketten,
Die, vom Lauf des Bachs zerrissen,
Sich ans andre Ufer retten;
Zeigen hier ein blaues Kissen,
Dort ein weißes Kreuzgebilde
Gelbe, lila-rote Schilde,
Wie von Kinderhand gesät
In der Wiese weiten Schoß:
Leicht und bunt und regellos,
Recht ein übermütiges Blühn. —
Düfteschwerer Windhauch weht;
Und des Mittags Sonnenfunken
Sind verschwenderisch gestreut,
Wie ein feiner goldner Sand.
Ferner Glocken Festgeläut . .
Und die Weite traumversunken. —
Langsam keimt am Himmelsrand
Abendröte, brünstiger Schein.
Goldsand muß nun purpurn sprühen;
Heiße Rosenhäupter glühen.
Strauchgewirr statt Wiesenwellen . . .
Alles schläft in Gluten ein.
Aus umblühten Nestern quellen
Vogellieder, liebesschwer. —
Doch der Abend muß verblassen,

Und es geht die Nacht daher.
Weiße, schlanke Genien fassen
Sich bei schlanken, weißen Händen
Zweige reichen sie sich zu,
Lorbeerzweige, von Geländen,
Die der Seligen Fuß betreten.
Und es klingt wie leises Beten,
Wie ein leises Hymnensingen,
Wie sie bald im Wandeltanze
Leib um Leib durch Leiber schlingen,
Eng vereint zu rundem Kranze.
Heitre, sanft bewegte Ruh.
Und die Ebne braun und weit.
Fort die Rosen, wie versunken . . .
Und das Lied aus Vogelkehlen,
Das erklungen sommertrunken
Vor des Abends rotem Tor,
Tastet nach den Blütenseelen
Zagend durch die Dunkelheit.
Strenger Odem steigt empor.
Wie ein Helm aus stumpfem Stahl.
Drin Opale eingelassen,
Runden sich die Wolkenmassen.
Zitternd trifft der Sterne Strahl
Auf die weißen Hände nieder,
Die wie bleiche Orchideen
Auf des Grundes Dunkel stehen.
Langsam schwellen an die Lieder,
Bis zu hallendem Chorale
Aufgeblüht der Klänge Reigen.
Und das Licht der Mondesschale
Fängt sich in den ernsten Zweigen,
Die, gedrängt von heiligen Mächten,
Keimend, sprießend sich verflechten,
Bis zu einem einzigen Baum

Eingeengt die Duftend-Schlanken . . . . .
Und es liegt der weite Raum
Still, wie unbetretenes Land.
Um des Helmes dunklen Rand
Krause Silberlocken ranken. —
Fern verschwebt der Genien Reigen . . . . .
Wunderbares, tiefstes Schweigen
Hat den starken Sang besiegt.
Stumme Landschaft:
Baum im All.
Äste, die zum Himmel bauen,
Sterne, die zur Erde schauen,
Von der Einsamkeit gewiegt.
Nur der Tau in leisem Fall
Stört die unbefleckte Stille,
Breitet seines Segens Fülle
Über seliges Erblühen.
Ferne . . . fern . . . wie im Verglühen . . .
Schluchzend, eine Nachtigall.

• • •

Hermann Paull:
Das Meer als Kurort.

Es muß ein Augenblick wirklicher Inspiration gewesen sein, als Wilhelm II. das Wort in das deutsche Volk warf: „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser." Wenn auch anzunehmen ist, daß der Kaiser zunächst nur an die volkswirtschaftliche Zukunft Deutschlands, an seine Beteiligung am Welthandel, an seine politische Machtstellung im Völkerkonzert gedacht hat, als er seinem Volke die große Verkehrsstraße des Welthandels, den Ozean, erschließen wollte, so ist dieses Wort doch so inhaltsreich, enthält ein so gewaltiges, für ein Jahrhundert hinausreichendes Programm, daß man für seine Entstehung transzendente Ursachen suchen möchte. — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Wenn ein Arzt, der etwa vor 100 Jahren gestorben ist, heute wieder auferstehen könnte, um einer modernen Großstadt einen Besuch abzustatten, dann würde er bezüglich der Gesundheitsverhältnisse des Volkes merkwürdige Dinge wahrnehmen. Ihm müßte, wenn er die Stadt zuerst aus einiger Entfernung von einem Hügel betrachtete, vor allen Dingen die dicke Dunstschicht auffallen, in welche das ganze Stadtbild gehüllt ist. Die unzählbare Menge rauchender Schlote löst ihren giftigen Hauch in diese Dunstschicht auf, dieselbe immer dichter, immer undurchdringlicher gestaltend.

Wenn der Arzt sich dann bei einem modernen Hygieniker erkundigen könnte, woraus diese Dunstschicht bestehe und was für Einflüsse auf die Gesundheit der Stadtbewohner sie habe, die darin atmen müssen, dann würde er erfahren, daß dieser merkwürdige Nebel zum größten Teile aus getrocknetem Pferdemist, aus Ruß-, Staub-, Erd- und Steinpartikeln und aus Resten von vertrockneten Tier- und Pflanzenteilen besteht, in welchen ein unzähliges Heer von allen möglichen Krankheitskeimen wimmelt. Der moderne Hygieniker würde ihm dann ferner berichten, daß die heutigen Großstadtbewohner, welche gezwungen sind, ihren Luftbedarf den größten Teil des Jahres aus dieser giftigen

Dunstschicht zu entnehmen, keine gesunden Atmungs- und Riechorgane mehr besitzen.

Insbesondere sind es die Erkrankungen unseres Filters für die Einatmungsluft, von welchen der moderne Großstädter heimgesucht wird. Dieser natürliche Luftfilter, die Schleimhäute der Nase, des Rachens und Kehlkopfes, ist bei dem Großstädter des 20. Jahrhunderts defekt geworden. Chronische Nasen-, Rachen-, Kehlkopfkatarrhe sind in einer Großstadt jedermanns Krankheit. Diejenigen Beimischungen der Atmungsluft, welche durch jenen Luftfilter zurückgehalten, am Eintritt in die Lunge gehindert werden sollen, gelangen nun mit in die Lungen, Lungenkatarrhe aller Art, Tuberkulose hervorrufend.

Wenn nun unser medicus redivivus von seinem Berge herabsteigen und in die Stadt selbst hineingehen wollte, um das Leben und Treiben dieser modernen, in Dunst gehüllten Großstädter zu studieren, dann würde er schon beim Annähern an die ersten Häuser empfinden, wie sich dieser Gifthauch bleiern auf seine, an diese Belastung nicht gewöhnten Atemwerkzeuge legt, der Atem würde ihm stocken.

Wenn er dann an einer der belebteren Straßen angelangt sein würde, dann würde ihn das zweite hervorstechende Merkmal der Großstadtpathologie des 20. Jahrhunderts zum Bewußtsein gekommen sein: das Hasten, Treiben, Jagen des modernen Erwerbslebens.

Das Bild, welches Goethe in Hermann und Dorothea von Hermanns Eltern malt, wie sie in behaglicher Ruhe unterm Torweg sitzend das Wunder des Tages ansehen, den Zug der Emigranten, klingt dem modernen Großstädter wie ein Märchen aus längst entschwundener, grauer Vorzeit.

Heute rast die elektrische Straßenbahn durch die Straßen, mit scharfem Tone die Gefahr verkündend, in der Fuhrwerke und Fußgänger sich befinden, die ihr zu nahe kommen. Das Auto verbreitet mit seinem dumpfschrillen Tone Furcht und Schrecken um sich her, und der Radler bahnt sich mit dem scharfen Tone seiner Glocke einen Weg durch das Gewirre der Wagen und Menschen. Personen- und Lastfuhrwerke durchfahren in eiligem Schritt staubaufwirbelnd die Straßen. Auf den Trottoirs, dem einzigen Teile der Straße, wo der Aufenthalt nicht lebensgefährlich ist, flutet ein dichter Menschenstrom hin und her. Sinneseindrücke in sinnloser, unaufhörlicher Folge, körperliche und seelische Unruhe, Hasten, Treiben, Jagen überall.

Das Wohnhaus, früher meistens nur eine Familie beherbergend, hat sich zur modernen Mietskaserne herausgebildet, in denen die Menschen zu Hunderten, in ganz großen Städten sogar bis zu Tausenden eng über- und nebeneinander geschachtelt, untergebracht sind.

Von wirklicher Ruhe kann in einem solchen Menschenstall natürlich keine Rede sein. Der eine hört und sieht den andern, ja oft ist er gezwungen, die Gerüche des andern mit zu genießen.

Das ganze Erwerbsleben steht unter dem Zeichen: Zeit ist Geld. Der Arbeiter rast in der Frühe zu seiner Arbeitsstätte, um seine ungeduldige Maschine zu bedienen, und mittags eilt er ebenso hastig wieder in seine Wohnung, um die kurz bemessene Mittagszeit voll auszunützen.

Der Handwerker berechnet den Wert seiner Arbeit nach Stunden und Minuten, der Kaufmann steht nach dem offiziellen Schluß seines Ladens noch bis spät in die Nacht hinein an seinem Arbeitspult, die wichtigsten schriftlichen Arbeiten erledigend, für die er im Laufe der Tagesgeschäfte keine Zeit fand. Der Beamte seufzt unter der Last der Aktenfaszikel, die sich an jedem Morgen von neuem auf seinem Arbeitstische auftürmen, und zu deren Erledigung die Dienststunden nicht mehr genügen, und der Gelehrte findet kaum noch Zeit, die Unmenge von Literatur zu bewältigen, die sein Fach ihm täglich aufnötigt.

Die Ruhe, die behagliche, nervenstärkende Ruhe ist aus dem Erwerbsleben des 20. Jahrhunderts ganz geschwunden. Die natürliche Folge dieser unaufhörlichen Hast ist das zerrüttete Nervensystem des modernen Großstädters, sind die Krankheiten Nervosität und Neurasthenie, die mit unheimlicher Schnelligkeit um sich greifen.

Unser doctor redivivus würde nach diesen Wahrnehmungen wohl keine Lust mehr verspüren, das moderne Großstadtleben näher kennen zu lernen, er würde sich bald hinaus begeben, vor die Stadt, in die Landstraße, auf welcher er, wie zu seinen Zeiten, nach Feierabend oder am Sonntag die friedlichen Bürger spazierend in behaglicher Ruhe anzutreffen hofft.

Aber auch hier ein ganz verändertes Bild. Die Landstraße hat keinen Raum mehr für den frischelufthungrigen Spaziergänger. Das verhindert schon das Auto. Ist der Wanderer der Gefahr, von ihm überfahren zu werden, glücklich entronnen, dann sieht er sich in eine benzinrauchende Wolke von dichtem Staube gehüllt. Kaum hat er sich

von seinem Unwillen erholt, so kommt ein zweites Auto mit dem nämlichen Schrecken, oder knarrende Lastfuhrwerke ächzen an ihm vorbei.

Ein Landstraßenleben, wie am Ostersonntage im Faust, würde heute die Errichtung besonderer Unfallstationen notwendig machen. Unser Doktor flüchtet ins Gebirge. Aber auch hier Autos überall, bis in die tiefsten Täler hinein Schrecken verbreitend, die Luft staub- und benzinvergiftend. Auf jeden Berg, durch jedes Tal fährt eine Eisenbahn, der die Ausflügler in nervöser Hast zueilen. Und in jedem Tale Fabrikschlote in großer Zahl, einer an den andern sich reihend, alle die Herrlichkeit des Menschengeistes preisend und den Aufschwung unserer Industrie und die Zunahme unseres Nationalreichtums verkündend, aber alle auch Giftquellen für unsere Gesundheit. Und an den Hängen der Gebirge überall Luftkurhotels und Sanatorien und Naturheilanstalten, die dem nervösen Großstädter die Wiederherstellung seines defekten Nervensystems in vier Wochen in Aussicht stellen.

Wo soll das hinaus? Wenn unsere Bevölkerung sich weiterhin jährlich um eine Million Köpfe vermehrt, wenn die Fabrikschlote und Automobile, die Berg- und Talbahnen in den nächsten 20 Jahren in derselben Progression wie in den verflossenen wachsen, wenn die Luftkurhotels weiterhin wie Pilze aus der Erde schießen werden, und wenn erst die Luftschiffahrt in den Dienst der Personenbeförderung gestellt sein wird, dann wird bald kein Plätzchen mehr in unserm großen schönen Deutschland zu finden sein, in dem der gehetzte Großstädter sein ramponiertes Nervensystem, seine defekt gewordenen Atemwerkzeuge wieder herstellen kann. — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser! Sollte in diesen Worten nicht auch eine tiefe hygienische Wahrheit, ein gewaltiges, sozialhygienisches Programm liegen?

Wenn das Reichsgesundheitsamt oder eine medizinische Fakultät einen Preis ausschreiben würde für das beste Heilmittel gegen die Volkskrankheiten Nervosität, Neurasthenie und die Katarrhe der Luftwege, so müßte derjenige preisgekrönt werden, welcher Mittel und Wege angeben könnte, die Heilkräfte des Meeres dem Volke zu erschließen.

Die Heilkräfte des Meeres! Sie sind so alt wie die Welt und immer noch unausgenutzt! Hippokrates, Plinius, Celsus haben sie schon gekannt; die Römer haben schon

richtige therapeutische Seereisen ausgeführt zur Heilung der Schwindsucht. Auch bei uns beginnt das Verständnis für das Wort Platos „Das Meer wäscht alles Übel weg" immer mehr zu wachsen.

Denn zweimal im Jahre schon ergießt sich ein mächtiger intereuropäischer Strom von überarbeiteten, nervenkranken, großstadtluftvergifteten Menschen an die Gestade des Meeres, an die beiden Rivieren im Winter, an die deutschen, holländischen, belgischen Nordsee- und die französischen Kanal- und Biscayabäder im Sommer, die Heilkräfte des Meeres suchend.

Aber des Meeres Heilschatz liegt nur zum geringsten Teile an den Küsten. Auf dem hohen Meere, weit von den Ufern des Festlandes entfernt, mitten in der Unendlichkeit des Luft- und Wellenmeeres, dort liegen die eigentlichen, die wirklichen Heilkräfte des Meeres.

Denn nur in den Worten Meerluft und Meerklima sind sie enthalten. Schon die eine Tatsache, daß die Meerluft frei von jenem Dunst ist, der heute alle Städte umgibt, daß sie Staub überhaupt nur ganz selten und Krankheitskeime niemals enthält, würde das Meer zu einem Luftkurorte ersten Ranges machen. Die absolute Keimfreiheit der Meerluft ist mit Hilfe des Mikroskopes oft genug erwiesen. Zuletzt hat der Kieler Professor Dr. Bernhard Fischer als Teilnehmer der Planktonexpedition festgestellt, daß auf hohem Meere nirgends Krankheitskeime gefunden werden können. Das kann kein Landort von sich sagen, weder Arosa in den Firnen Graubündens noch irgend ein Punkt im Gebirge oder in der Ebene oder am Festlandsufer.

Wer einmal auf dem hohen Meere gewesen ist, der weiß es, wie leicht die Atmung hier vor sich geht.

Der Gehalt der Meerluft an Kochsalz, ihre fast immer gleichmäßige relative Feuchtigkeit macht das Meer zudem zu einer großartigen, unendlichen Saline, wie sie auf dem Lande niemals hergestellt werden kann.

Aeolus braucht nur ganz leichte Register zu ziehen. Wenn nur die Wellen des Meeres sich leicht kräuseln, mit ganz zarten silbernen Kämmen sich schmückend, kann man schon den Salzgehalt der Luft mit der Zunge schmecken.

Die Lebensbringer Sauerstoff und Ozon, die in der Großstadtluft immer spärlicher werden, umfluten uns auf dem Meere in unendlicher Fülle, Tag und Nacht.

Dagegen wird die Kohlensäure, jenes giftige Gas, dessen sich alle Menschen und Tiere zu entledigen suchen, das aus jedem Schornstein mit Macht hervorquillt, das überall bei der Verwesung von Pflanzen und Tieren entsteht, auf dem Meere in geringerer Menge angetroffen als auf dem Festlande, als besonders in den Großstädten, in den Fabrikzentren.

Die Lehrbücher der Meteorologie berichten uns ferner, daß die Meerluft in geringer Menge auch Brom- und Jodsalze enthält. Die Brom- und Jodsalze aber sind als Heilmittel seit langen Zeiten bei den Ärzten in Gebrauch. Bromnatrium, Bromammonium, Bromkalium besonders als nervenberuhigende Mittel.

Mag der Gehalt der Luft an diesen Salzen noch so gering sein, er kann bei längerem Aufenthalte auf dem Meere nicht ohne Einfluß auf unsere Gesundheit bleiben. Denn die Aufnahme in unsern Körper geht durch die Lungen, also ganz automatisch, aber unaufhörlich von statten, Tag und Nacht.

Der Mensch atmet in der Minute zirka 16 bis 18 mal. Bei jedem Atemzuge gelangt 0,65 Liter Luft in die Lungen. Im Laufe eines Tages gehen also rund 15 000 Liter Luft durch unsere Lungen, im Laufe des Jahres 5 475 000 Liter. Wir erkennen aus diesen Zahlen nicht allein die gesundheitliche Bedeutung der Atmungsluft überhaupt, denn die Atmung ist gleichbedeutend mit Bluterneuerung, sondern wir können auch die Wohltat für unsere Atmungswerkzeuge, für unsere Bluterneuerung ermessen, wenn wir uns jährlich aus der stark verunreinigten Großstadtluft längere Zeit aufs Meer flüchten, in die reinste Luft, die es auf unserem Erdball überhaupt gibt. Bei dem ungeheuren, unaufhörlichen Luftkonsum unserer Lungen kann aber auch die Beimengung noch so kleiner Dosen der heilkräftigen Jod- und Bromsalze nicht gleichgültig sein. Es ist meine feste Überzeugung, daß die bei längerer Seefahrt regelmäßig in die Erscheinung tretende Beruhigung des Nervensystems und das bekannte Schlafbedürfnis der Seereisenden mit darauf zurückzuführen ist.

Als neuestes Ergebnis der Radiumforschung ist sodann noch der höhere Gehalt der Meerluft an radioaktiven Substanzen zu erwähnen.



X. Dunikowski: Frauengestalt
Zum Essay von Victor Lederer

Die [illegible] Sauerstoff und Ozon, die in der Großstadtluft immer spärlicher werden, umfluten uns auf dem Meere in unendlicher Fülle, Tag und Nacht.

Dagegen wird die Kohlensäure, jenes giftige Gas, dessen sich alle Menschen und Tiere zu entledigen suchen, das aus jedem Schornstein mit Macht hervorquillt, das überall bei der Verwesung von Pflanzen und Tieren entsteht, auf dem Meere in geringerer Menge angetroffen als auf dem Festlande, als besonders in den Großstädten, in den Fabrikzentren.

Die Lehrbücher der Meteorologie berichten uns ferner, daß die Meerluft in geringer Menge auch Brom- und Jodsalze enthält. Die Brom- und Jodsalze aber sind als **Heilmittel** seit langen Zeiten bei den Ärzten in Gebrauch. Bromnatrium, Bromammonium, Bromkalium [illegible] als nervenberuhigende Mittel.

Mag der Gehalt der Luft an diesen Salzen noch so gering sein, er kann bei längerem Aufenthalt [illegible] dem Meere nicht ohne Einfluß auf unsere Gesundheit bleiben. Denn die Aufnahme in unseren Körper geht durch die Lungen, [illegible] automatisch, aber unaufhörlich von statten, Tag und Nacht.

Der Mensch atmet in der Minute zirka 16 bis 18 mal. Bei jedem Atemzuge gelangt 0,65 Liter Luft in die Lungen. Im Laufe eines Tages gehen also rund 15 000 Liter Luft durch unsere Lungen, im Laufe des Jahres 5 475 000 Liter. Wir erkennen aus diesen Zahlen nicht allein die gesundheitliche Bedeutung der Atmungsluft überhaupt, denn die Atmung ist gleichbedeutend mit Bluterneuerung, sondern wir können auch die Wohltat für unsere Atmungswerkzeuge, für unsere Bluterneuerung ermessen, wenn wir uns jährlich aus der stark verunreinigten Großstadtluft [illegible] Zeit aufs Meer flüchten, in die reinste Luft, die es auf [illegible] Erdball überhaupt gibt. Bei dem ungeheuren, unaufhörlichen [illegible] unserer Lungen kann aber auch die Beimengung noch so kleiner Teile der heilkräftigen Jod- und Bromsalze nicht gleichgültig sein. Es ist meine feste Überzeugung, daß die bei längerer Seefahrt regelmäßig [illegible] Erscheinung [illegible] Beruhigung des Nervensystems und das [illegible] Schlafbedürfnis der Seereisenden mit darauf zurückzuführen ist.

Als neuestes Ergebnis der Radiumforschung ist sodann noch der [illegible] Gehalt der Meerluft an radioaktiven Substanzen zu erwähnen.



X. Dunikowski: Frauengestalt.
Zum Essay von Victor Lederer.



Wenn auch die Radioaktivität in ihrem Einflusse auf die Gesundheit noch nicht genügend studiert ist, so wird sie als ein Heilfaktor doch jetzt allgemein anerkannt.

Es muß schließlich auf eine Eigenschaft der Meerluft hingewiesen werden, durch welche ihre therapeutische Bedeutung noch wesentlich vermehrt wird: ihre erhöhte Bewegung.

Stagnierende Luft ist für den Menschen, dessen Kleider immer mit ausgedünsteten Auswurfstoffen, insbesondere mit Kohlensäure und Harnstoff imprägniert sind, vom Übel. Zudem wird die Haut durch die Stagnation der sie umgebenden Luft zu sehr verwöhnt, verweichlicht. Mäßig bewegte Luft wird von dem Berliner Hygieniker Prof. Rubner geradezu als ein Heilmittel gefordert. Nicht allein der Durchlüftung und Entgasung unserer Kleider wegen, sondern auch wegen des erfrischenden Reizes auf die Haut und wegen der Anregung, welche die Wärmeökonomie unseres Körpers durch die kontinuierlichen Wärmeentziehungen erfährt.

Die Meerluft ist immer in Bewegung. Gebirge, Häuser, Bäume, welche ihren Lauf hindern könnten, gibt es auf dem Meere nicht. Mit sanfter Intensität durchlüftet sie unsere Kleider, erfrischt sie unsere Haut, regt sie unsern Stoffwechsel an. Dadurch wird der Reisende gegen Erkältungen gefeit. Und wenn der Wind einmal mit vollen Backen blasen sollte, dann braucht er nicht sogleich Erkältungen zu befürchten.

Wenn es hiernach nicht zweifelhaft sein kann, daß die Luft des hohen Meeres Heilkräfte enthält, die in keinem Landkurorte der Ebene oder des Gebirges anzutreffen sind oder in ähnlichem Umfange hergestellt werden können, so müssen die äußeren Verhältnisse, unter welchen sich der Meerluftgenuß vollzieht, als besonders günstig, als dem Menschen ganz hervorragend zuträglich bezeichnet werden. — — — — —

— — — — — — — — — —

„Meerklima"! Seine hygienische Bedeutung besteht im Gegensatze zum kontinentalen Klima bekanntlich darin, daß durch die wärmeausgleichende Kraft der gewaltigen Wassermassen Temperaturstürze der Meerluft verhindert werden. Die täglichen, monatlichen, jahreszeitlichen und jährlichen Schwankungen der Lufttemperatur vollziehen sich auf dem Meere so milde und sanft, daß von Temperaturstürzen, die auf dem Festlande so oft den Grund zu Erkrankungen geben, auf dem Meere überhaupt nicht die Rede sein kann. Das ist eine Tat-

sache von fundamentaler Bedeutung für den hygienischen Wert des hohen Meeres. In Funchal auf Madeira z. B., das ganz unter dem Einflusse des Klimas des Atlantischen Ozeans steht, beträgt die Temperaturdifferenz der extremen Monate nur 6,8, auf gleicher Breite in dem kontinentalen Mesopotamien 26,0 Grad.

Dieser wärmeausgleichenden Kraft der ozeanischen Wassermassen ist auch der Umstand zuzuschreiben, daß die Lufttemperatur auf dem Meere im Sommer immer niedriger, im Winter immer höher ist, als auf den gleichen Festlandsbreiten.

Durch diese spezifischen Eigenschaften des Meerklimas, die mit dem Ausdrucke „Ozeanität" bezeichnet werden, erhält die Luftkur auf dem Meere eine ganz besonders günstige Beleuchtung. Die Luftkur ist vor allen Dingen auf dem Meere eine viel intensivere, weil der milde Wärmeausgleich eine viel größere Zeit des Tages den Aufenthalt im Freien gestattet, als in irgend einem Landkurorte.

Solchergestalt sind die Heilkräfte des Meeres! Daß sie in ihrem vollen Werte nur auf der Höhe des Meeres zu finden sind, ergibt sich nach dem Gesagten von selbst.

Denn Küstenluft ist keine Meerluft! Bei vom Lande kommendem Winde hat die Küstenluft vor der eines beliebigen Festlandspunktes überhaupt nichts voraus, bei Meerwind ist sie durch konträre Oberströmungen immer verunreinigt. Die Thalassotherapie der Küstenbadeorte kann also niemals der des hohen Meeres gleichwertig sein. Denn über die Bedeutung der Seebäder und des „Wellenschlages" sind die Akten längst geschlossen. Die thermische und mechanische Reizwirkung der Seebäder kann mit jeder guten Dusche auch erreicht werden. Die in den Seebadeorten in Wannen genommenen warmen Seebäder sind einfache Solbäder, die an Salzgehalt vielen Festlandssolbädern nachstehen. Und der „Wellenschlag" hat nur darin seine Bedeutung, daß er durch Zerstäuben des Meerwassers die Küstenluft der Meerluft ähnlicher macht.

Bei dieser Summe und der Spezifität der Heilkräfte des Meeres dürfen ganz außerordentliche Wirkungen auf unsern Organismus erwartet werden. Das meiste, was wir darüber wissen, verdanken wir Küstenbeobachtungen in Seebadeorten und Seesanatorien. Schwimmende Sanatorien, die uns Heilberichte liefern könnten, gibt es leider noch nicht. Aber schon das, was die Seebadeorte und die Küstensanatorien an Heil-

erfolgen erzielen, obwohl sie über die vollwertige Meerluft nicht verfügen, ist so gewaltig, daß das „schwimmende Sanatorium", das die Heilkräfte des Meeres in vollem Umfange in Anspruch nehmen kann, als ein Problem von ganz eminenter Bedeutung erscheint.

Die Heilwirkungen der Meerluft lassen sich in drei Gruppen zusammenfassen:

I. Die Wirkung auf das Nervensystem, bestehend in einer eminenten Beruhigung und Schlafbeförderung. Diese Erscheinung wird auf Schiffen fast ausnahmslos festgestellt und tritt meistens schon nach einigen Tagen ein.

II. Die Wirkung auf die Atemwerkzeuge. Anregung der schleimabsondernden Drüsen, Lösung und Beförderung des Auswurfs. Heilung erkrankter Atemwerkzeuge.

III. Die Wirkung auf den Verbrennungsprozeß. Anregung des Appetits und der Ausscheidungen. (Der Hunger an und auf dem Meere ist sprichwörtlich.) Bildung von Blut und Blutkörperchen.

Die in diesen drei Gruppen zusammengefaßten Einwirkungen beziehen sich auf die vitalsten Vorgänge in unserm Organismus, auf den Lebensprozeß selbst. Es gibt keinen Landkurort, der sich dieser Heilkräfte in solchem Umfange rühmen könnte!

Das schwimmende Sanatorium würde diese Wirkungen, das kann keinem Zweifel unterliegen, in noch viel höherem Maße hervorbringen, als die Seebadeorte der Küste. Der Behandlung der Lungentuberkulose insbesondere würden durch das schwimmende Sanatorium ganz neue Bahnen gewiesen werden. Denn es kann seinen Standort ändern, es kann sich in jeder Jahreszeit die entsprechende Klimate aussuchen. Es ist nicht, wie der Seebadeort an sein Klima, an seinen Breitengrad gebunden.

Daß aber auch die Katarrhe der Nase, des Rachens und Kehlkopfes, daß viele Nervenkrankheiten, insbesondere Nervosität und Neurasthenie, ferner die Stoffwechselkrankheiten Gicht, Diabetes, Fettsucht, Rheumatismus, Blutarmut, Bleichsucht, ferner Magen- und Darmkrankheiten auf dem Meere eine aussichtsreichere Behandlung erfahren würden, als auf dem Festlande, ist zweifellos. Die Ausnützung der Meeresheilkräfte für die Volksgesundheit ist deswegen ein Problem, des

Schweißes der Edlen wert. Das zwanzigste Jahrhundert wird es nicht ungelöst lassen.

Seine Lösung sollte deutscherseits auf der Insel Madeira durch Errichtung großer Lungensanatorien vor einigen Jahren schon einmal in Angriff genommen werden. Die englische Regierung, welche eine deutsche Kohlenstation befürchtete, hat den Plan vereitelt.

Das schwimmende Sanatorium bedarf der englischen Konzession nicht.

Wie kein großes kulturgeschichtliches Ereignis ohne vorbereitende Taten in die Erscheinung tritt, so hat auch die Ausnutzung der Heilkräfte des Meeres sein Vorläuferstadium. Jetzt schon eilen jährlich Tausende von Menschen auf das hohe Meer, um des Heilschatzes des Meeres teilhaftig zu werden. Ohne Zutun vonseiten der wissenschaftlichen Medizin ist das Meer jetzt schon ein Wallfahrtsort für überarbeitete, erholungsbedürftige, nervöse, blutarme Menschen in großer Zahl geworden. Wer sich unter den Passagieren der Vergnügungsdampfer der Hamburg-Amerika-Linie etwas genauer umsieht, bemerkt zu seinem großen Erstaunen, daß die Reisenden keineswegs alle des Vergnügens wegen auf das Meer gegangen sind. Ein großer Teil von ihnen macht Gesundheitsreisen im besten Sinne des Wortes.

Instinktiv hat das Volk die Heilkräfte des Meeres schon gefunden.

Daß gerade diese Vergnügungsfahrten (im Winter Mittelmeer, im Sommer Nordland) von den Gesundheitsreisenden so besonders frequentiert werden im Gegensatze zu den regelmäßigen Schiffsverbindungen der Handelslinien, hat seinen Grund in zwei, im Wesen der Vergnügungsfahrt liegenden Merkmalen:

1. in der Auswahl passender Klimate,

2. in dem häufigen Anlandgehen.

Die Schiffe der regelmäßigen Handelslinien durcheilen in schneller Folge oft mehrere Klimazonen und heben dadurch die Vorteile der Ozeanität wieder auf.

Die Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie vollziehen sich dagegen in klimatisch abgeschlossenen Meeresgebieten, deren Auswahl eine geradezu mustergültige zu nennen ist.

Das Mittelmeerbecken, das von Januar bis Mai der Tummelplatz der Vergnügungsschiffe ist, ist wegen seines blauen

Himmels und der freigebigen Mittelmeersonne ja längst bekannt. Zudem bietet es an Sturmseltenheit, Windstillenhäufigkeit und Regenarmut so günstige Verhältnisse, daß es für therapeutische Seereisen um diese Zeit als besonders geeignet erscheint.

Die Nordlandsfahrten vollziehen sich zum größten Teile in den Monaten Juli und August und bewegen sich zwischen der deutschen Nordseeküste, der englischen Ostseeküste, den Orkneys, Faröern, Island, Spitzbergen und der norwegischen und dänischen Westküste. Sie stehen unter dem Zeichen der Hitzeflucht und dienen gerade dieser Indikation auf das trefflichste. Denn die Lufttemperaturen in den Großstädten Mitteleuropas sind ja in dieser Zeit so hoch, daß der Aufenthalt in ihnen zu einer Qual wird. Die Wind- und Regenverhältnisse sind in den befahrenen Meeresgebieten zudem im Juli und August so günstige, daß der Gesundheitsreisende kaum eine hohe See oder einen Sturm zu erwarten hat.

Das häufige Anlandgehen aber stellt gerade in den genannten Meeresgebieten einen Faktor psychischer Anregung dar, wie er nicht glücklicher gedacht werden kann.

Im Mittelmeer, das, fast immer in goldigem Sonnenschein glänzend, nach allen Richtungen hin durchkreuzt wird, werden die Kulturstätten der alten Welt aufgesucht. Die schönsten Erinnerungen unserer Gymnasial- und Studienzeit werden dadurch wachgerufen. Um die Eindrücke und Anregungen einer Mittelmeerfahrt zu schildern, müßte man ein ganzes Buch schreiben. Genova la Superba, Nizza, Monte Carlo, Ajaccio, Oran, Algier, Tunis, Malta, Neapel, Palermo, Athen, Konstantinopel, Smyrna, Jaffa, Alexandrien, Korfu, Venedig rufen tausendfältige Erinnerungen freudigster Art in uns wach und stimmen das Gemüt des Reisenden fröhlich und heiter.

Im Nordlande ist es besonders die norwegische Küste, die in märchenhafter Vereinigung von Meer und Hochgebirge das Schönste an Naturschönheiten darstellt, was uns Europäern zugänglich ist.

Und zwischen diese Landeindrücke immer wieder das große, gewaltige Meer eingeschaltet! Der Anblick der Unendlichkeit gießt jedesmal von neuem die ganze Fülle seines beruhigenden, beseeligenden Reizes auf unser Nervensystem aus.

Wie anders dagegen die psychischen Anregungen der Seebadeorte! Konzerte, Bälle, Dünenspaziergänge, Réunions, Wohltätigkeitsbazars!

Ist es ein Wunder, wenn die Unendlichkeit des Meeresanblickes bei solchen Zerstreuungen statt zur beruhigenden Wohltat, zur quälenden Monotonie wird?

Wenn nicht alles täuscht, werden sich aus den Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie mit der Zeit die vollwertigen Schiffssanatoriumsfahrten unter ärztlicher Leitung entwickeln.

Aber die Seekrankheit! Das einzige, aber unüberwindliche Hindernis für das Sanatoriumsschiff und für therapeutische Seereisen überhaupt!

Die Seekrankheit tritt in dreierlei Gestalt auf:

1. als suggestive,

2. als essentielle,

3. als konstitutionelle Seekrankheit.

An der suggestiven Seekrankheit erkranken viele Menschen, besonders nervös leicht erregbare Frauen, die zum ersten Male eine Seefahrt machen. Ob das Schiff in Bewegung ist, oder noch fest vor Anker liegt, spielt dabei keine Rolle, wenn nur die Illusion der Bewegung vorhanden ist. Der Reiz des Neuen, noch nicht Erlebten, der Eindruck der Unendlichkeit des Meeres, das Gefühl der eigenen Winzigkeit gegenüber der Gewalt der Wassermassen löst Magensymptome aus, die einer wirklichen Seekrankheit gleichen. Es kommt dabei nicht einmal immer zu förmlichen Eruptionen, oft bleibt es bei einfacher Übelkeit. Nach einigen Tagen, oft schon nach einigen Stunden Seefahrt hat die Angewöhnung ans Meer den Reiz der Neuheit überwunden; und wenn dann wirklich einmal hoher Seegang eintritt mit bedeutenden Gleichgewichtsstörungen, dann bleiben solche Reisende oft merkwürdig lange von der essentiellen Seekrankheit verschont. *Die suggestive Seekrankheit ist eine Kinderkrankheit jedes Volkes, das sich zu einem seefahrenden entwickelt.* Sie wird mit der Angewöhnung der Menschen ans Meer immer seltener. In England, wo es zum guten Ton gehört, schon einmal eine längere Seefahrt gemacht zu haben, ist die suggestive Form der Seekrankheit längst überwunden. Wir werden auch in Deutschland dazu kommen.

Die essentielle Seekrankheit wird durch die Gleichgewichtsstörungen in unserem Säftesystem hervorgerufen, die als Folgen scharfer Schiffsbewegungen bei hohem Wellengange eintreten. Besonders das „Rollen" und „Schlingern", Bewegungen des Schiffes um *mehrere* Achsen,

erzeugen die essentielle Seekrankheit. Das „Stampfen" des Schiffes, der einfache Anstieg gegen die Wogen, wird meistens noch ganz gut ertragen.

Diese Form der Seekrankheit ist auf den großen Schiffen ein seltener Gast. Je größer der Schiffskoloß selbst ist, je wuchtiger das Schiff die Wellen durchbricht, je weniger es selbst deren Spielball ist, desto seltener ist diese Form der Seekrankheit. Mit Nachlassen des Sturmes, bei sich glättender See weicht die Übelkeit sogleich wieder und macht einem ausgiebigem Wohlbefinden Platz. Auf größeren Schiffen beobachtet man die essentielle Seekrankheit bei den Windstärken, die in der Meteorologie noch als „Winde" bezeichnet werden, fast niemals. Erst wenn der Kapitän die Windstärken 8 und darüber, wenn er „Sturm" registriert, sieht man manche Gesichter erbleichen und schnellstens verschwinden.

Auf den Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie, die in relativ sturmfreien Meeresgebieten und Jahreszeiten sich abspielen, ist diese Form der Seekrankheit niemals ein Schrecken gewesen.

Das Gemeinsame der beiden genannten Formen der Seekrankheit besteht darin, daß sie immer nur von sehr kurzer Dauer sind und daß sie niemals ernste Störungen der Gesundheit zurücklassen. Wer die Heilkräfte des Meeres genießen will, wird sich durch diese Formen der Seekrankheit nicht abschrecken lassen. Die Aussicht, schlimmsten Falles einige Stunden leichteren oder schwereren Unwohlseins mit in Kauf nehmen zu müssen, kann die hohe gesundheitliche Bedeutung einer Meerfahrt nicht im entferntesten aufwiegen.

Die dritte Form, die konstitutionelle Seekrankheit, macht für den damit Behafteten jegliche Meerfahrt unmöglich. Bei solchen Menschen liegt es in der Konstitution, daß sie bei den geringsten Gleichgewichtsstörungen, ja oft schon bei der Vorstellung von solchen mit Magensymptomen reagieren. Sie werden übel, wenn sie auf einer Brücke stehend in den Strom schauen, wenn sie auf dem Rhein oder Bodensee fahren oder mit der Eisenbahn eine kurvenreiche Strecke passieren müssen. Auf einer Meerfahrt fühlen sie sich die ganze Zeit unwohl und klagen stets über die Unvernunft, aufs Meer zu gehen. Sie verderben dadurch sich und den Mitreisenden die Stimmung. Solche Menschen können gesundheitliche Wirkungen auf dem Meere nicht erzielen. Sie sollten sich, da sie ihren Zustand auf Flüssen und Binnenseen ja zur Genüge feststellen können, von der Meerfahrt prinzipiell ausschließen.

Kann nach diesen Beobachtungen, die einer reichen persönlichen Erfahrung entsprungen sind, die Seekrankheit ernstlich noch als ein Hindernis für gesundheitliche Seereisen, für die Erschließung des Meeres für die Therapie angesehen werden? Ich glaube nicht. Das Sanatoriumsschiff könnte zudem jedem Sturm durch Anlaufen eines Hafens aus dem Wege gehen. Mit Hilfe der Funkentelegraphie könnte der Kapitän sich das Herannahen einer Depression so gut und so frühzeitig mitteilen lassen, wie es jetzt auf dem Festland geschieht. Unter Zuhilfenahme seines Schiffsbarometers würde er genügend Zeit finden, vor dem Ausbrechen des Sturmes einen Hafen anzulaufen, wo dann bessere Witterung abzuwarten wäre.

Das nur therapeutischen Zwecken dienende Schiff würde in noch vollkommenerer Weise, als es die Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie jetzt schon tun, nur solche Gebiete des Meeres aufsuchen, die wegen ihres hohen Luftdrucks besondere Garantieen für Sturmseltenheit geben. Die Meteorologie kennt die Europa bespülenden Meere hinsichtlich ihrer meteorologischen und besonders ihrer Luftdruckverhältnisse ja sehr genau. So gibt die deutsche Seewarte für den atlantischen Ozean besondere Monatskarten heraus, die dem Seemanne ganz genaue Auskunft über alle einschlägigen meteorologischen Verhältnisse geben.

Vom Standpunkt der Technik darf übrigens die Frage der Ausnützung der Meeresheilkräfte schon lange als spruchreif bezeichnet werden. Daß die moderne Schiffsbautechnik, die den Ozean mit einer großen Anzahl schwimmender Paläste beschickt, den ihr von der Hygiene zu stellenden Aufgaben gewachsen sein würde, davon muß sich jeder überzeugen, der einmal ein Vergnügungsschiff der Hamburg-Amerika-Linie bestiegen hat. Auf dem Schiffe ist jeder Komfort so gut zu etablieren, wie auf irgend einem Festlandspunkte. Hydro-, Mechano-, Elektro-, Phototherapie würden zur Unterstützung der Meerluftkur mit Leichtigkeit auf den ärztlichen Schiffen einzurichten sein. Der Balneotherapie käme die stetige Anwesenheit des Meerwassers, welches eine mittelkräftige Sole darstellt, gut zu Diensten. Trink- und Diätkuren jeder Art wären ermöglicht.

Daß die Erschließung der Heilkräfte des Meeres von der medizinischen Wissenschaft in absehbarer Zeit in Angriff genommen werden muß, ist keinem Zweifel unterworfen. Die Basis dafür ist schon geschaffen. Der vor zehn Jahren schon von der Hamburg-Amerika-

Linie eingerichtete Typus der Vergnügungsreisen führt ja jährlich schon eine große Schar von erholungsbedürftigen Menschen aufs Meer und vergrößert dadurch stetig die Zahl der Meerfreunde und der Meerenthusiasten.

Unser Volk beginnt das Meer kennen zu lernen und lieb zu gewinnen. Und wenn dann der große Strom von gesundheit- und erholungsuchenden Menschen, statt sich in den unglaublichsten sogenannten Kurorten, Sanatorien und Naturheilanstalten zu zersplittern, sich auf das Meer ergießen wird, dann wird das große, weite Meer ein Jungbrunnen für unser Volk werden, mit welchem alles Übel der Großstädte weggewaschen werden wird.

Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser!

Ricarda Huch: Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento.

II.
Federico Confalonieri.

„Was für ein Mensch! Was für ein Mensch!" sagte Gabrio Casati von seinem Schwager Federico Confalonieri. „Unter seinem Blick fühlt man sich von ihm gefesselt, aus der Ferne beneidet man ihn, ja liebt man ihn vielleicht nicht einmal!" So, schwankend zwischen Liebe und Abneigung, stand mancher dieser rätselhaften Erscheinung gegenüber, und tut man es noch jetzt, bald zweifelnd, bald wieder angezogen, obwohl der Zauber seines Anblicks, seiner Rede, seines Umgangs nicht mehr wirksam ist.

Wenn es immer schwer ist, das Leben von Menschen, die etwa hundert Jahre vor uns wirkten, in seinen Einzelheiten und inneren Gründen zu erforschen, so ist es das des Grafen Federico Confalonieri ganz besonders, über den schon seine Zeitgenossen ein unsicheres Urteil hatten, da es zuweilen in seiner Absicht, zuweilen nur in seiner Natur lag, vertrautem Einblick sich zu entziehen. Seine Wirksamkeit dauerte kaum ein Jahrzehnt lang und war den Verhältnissen entsprechend größtenteils verborgen, dann ging er in der Dunkelheit des Kerkers unter, um noch ein letztes Jahrzehnt verbannt, ein unsteter Schatten, an Menschen und Dingen vorüberzuflüchten. So entzog ihn oft das Geschick, oft er selbst sich der Beobachtung. Was die Umstände offenbaren wollen, verhüllt er mit eigensinniger Verschlossenheit, so daß wir oft an den Ausspruch eines Priesters denken müssen, der ihn im Kerker besuchte: es gelinge niemandem in seinem Herzen zu lesen.

Ein Jugendbildnis, das von ihm erhalten ist, zeigt uns ein schönes, insofern nicht regelmäßiges Profil, als das sehr anmutig geformte Kinn

im Verhältnis zu Stirn und Nase zu klein ist. Mehr verrät das Bild, das aus der Zeit nach seiner Gefangenschaft stammt, wo er dem Beschauer das Gesicht zuwendet. Da sehen wir die auffallend breiten Lider, die das Auge wie ein Visier verhüllen zu sollen scheinen, unter denen der Blick hochmütig hervorgleitet, und die ungewöhnlich lange Oberlippe, wie sie Menschen zu haben pflegen, die schweigen können und beharrlich sind. Was vor allem diesem Bilde den Charakter verleiht, ist der Stolz, der wie eine vornehme Gebärde der Abwehr in jedem Gesichtszuge und der Haltung des Kopfes ausgeprägt ist.

Seine Gestalt war groß und majestätisch und machte den Eindruck des Kraftvollen; wie denn der kleine zarte Silvio Pellico die unbesiegbar robuste Anlage des Freundes oft neidlos bewundernd hervorhob. Indessen täuschte das Aussehen, sei es auch nur, indem in einem ursprünglich vielleicht kräftig angelegten Organismus ein krankes Nervensystem arbeitete. In seinem 36. Jahre befiel Confalonieri eine schwere Herzkrankheit, der er fast erlegen wäre. Vieles deutete darauf, daß dieselbe nervöser Natur war, besonders der Umstand, daß in ihrem Gefolge epileptische Krämpfe auftraten. Doch fing er im Kerker an Rheumatismus zu leiden an, und seinen Tod führte Wassersucht herbei; er starb in seinem 61. Jahre, wurde also gerade so alt wie Silvio Pellico. Man kann vielleicht sagen: wie sein Körper eine unerschütterte Gesundheit vortäuschte, die er nicht besaß, so ließ sein Auftreten und Wesen, seine ganze Persönlichkeit ihn tatkräftiger, zielbewußter, sagen wir heldenhafter erscheinen, als er war. Was von einem süditalienischen Aristokraten gesagt wurde, der auch Jahre im Kerker zubrachte, er sei wie ein eiserner Stab mit Watte umwickelt, ließe sich dann auf Confalonieri umgekehrt anwenden, indem man ihn etwa einer ausgestopften Rüstung vergliche. Damit soll nicht gesagt sein, daß er schwach gewesen sei, nur weniger kraftvoll, als seine Erscheinung vermuten ließ.

Die Eigenschaften, die den Zeitgenossen zunächst an ihm auffielen, waren Willenskraft und Ausdauer, diejenigen, deren Mangel Gino Capponi gelegentlich als verhängnisvoll für die Italiener hervorhebt, ferner Stolz und Verschlossenheit. Was die Willenskraft anbelangt, so erreichte er zwar mancherlei rühmlich, wenn er sich mäßige Aufgaben setzte; darüber hinaus aber ging ein leidenschaftliches, ruheloses Wollen, das seine eigentliche Seele war, dem aber die Sicherheit des Gelingens nicht innewohnte. Sein ganzes Wesen verlangte nach Tätigkeit, doch wäre es verkehrt, ihn für einen Mann der Tat zu halten; wenigstens war

er es nur in den geringeren Angelegenheiten, die ihn nicht völlig befriedigten. In den wichtigsten Dingen wurde sein Wollen nicht von Entschlußfähigkeit unterstützt, zum Teil weil er sich nicht ganz klar über seine Ziele war. Es ist allerdings so, daß die schnell Handelnden selten ausdauernd sind, und daß ein gewisses Zögern, ein langsamer Gang, mit Willenskraft notwendig zusammenhängt; allein bei Confalonieri hatten die zurückhaltenden Hemmungen ein solches Übergewicht, daß sie ihn in Augenblicken, wo gehandelt werden mußte, lähmten und ohnmächtig machten. Mit den Jahren und durch den Einfluß der langen Gefangenschaft nahm die Scheu vor dem Sichentscheiden so zu, daß er sich selbst eines Zuviel des Erwägens anklagte. Indes bestand sie in hohem Grade immer und beruhte auch mit auf seinem Stolz, der in der Tat das Bindende fürchtete, das ihr anhaftet, indem sie den Freien, der noch wählen kann, zum Unterworfenen macht, der die Folgen des Getanen annehmen muß. Überhaupt war Stolz eine wesentliche Linie seines Charakters, Stolz, der nicht durchaus mit Kraft verbunden war, dafür aber oft die Stelle der Kraft vertrat.

Es gibt Menschen, die zu stolz sind, um sich zu verbergen; Confalonieris Stolz verwehrte ihm, sich zu zeigen. Er konnte es nicht leiden, daß andere ihn durchschauten, wollte auch nicht zu einem Teil von anderen in Besitz genommen sein. Hatte die Natur ihn gleichsam gerüstet geschaffen, um eine gewisse Schwäche zu decken, so benützte er das, um sich überhaupt zu verbergen, das Visier nur vertrauten Freunden gegenüber vom Gesichte zurückzuschlagen, ja auch dann vergaß oder unterließ er es wohl. Der Priester Paulovich, dem die Seelsorge der Gefangenen auf dem Spielberge anvertraut war, warnte seinen Nachfolger vor ihm: er sei diplomatisch, versteckt, maskiert, sehr gefährlich und mehr als alle andern zu fürchten. Was er sage, ziele dahin, etwas aus dem andern herauszuziehen und niemals etwas vom seinigen zu geben, seine Worte hätten immer einen doppelten Zweck. Es scheint, daß ein unbewußtes Bestreben, sich unkenntlich zu machen, auch in seiner Schrift sich ausgedrückt habe; wenigstens kehrt in seinen Briefen häufig die Bitte wieder, seine undeutliche Schrift zu entschuldigen, die dem Empfänger das Lesen erschwere oder unmöglich mache. Er bildet den vollkommenen Gegensatz zu einem unter seinen Landsleuten häufigen Typus, die, gesellig mitteilsam, das sprudelnde Wort nicht von der Lippe zurückhalten können und sich bei erster flüchtiger Begegnung ganz geben; er sprach viel und sehr gut, ohne aber sein Innerstes auszusprechen.

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Im Jahre 1814 lernte Confalonieri in Paris den Florentiner Filippo Buonarotti kennen, der als Emigrant dort lebte, ein Mann von antiker Denkweise, wie man es damals ausdrückte, eigentlich ein idealistischer Schwärmer, strenger Republikaner, der Federico liebgewann, während der ihn mit Neugier und Achtung betrachtete. Buonarotti, der Mitglied geheimer Gesellschaften war, die die Regeneration der Völker und den Sturz des Despotismus zum Zwecke hatten, suchte Federico zum Eintritt in dieselben zu bewegen. Diesen zogen der Widerstand gegen den Despotismus und die liberalen Ideen, der internationale Charakter und der brüderliche Geist gegenseitiger Hilfe, wie er es selbst nennt, zu den Gesellschaften hin; aber die kindischen Formen, mit denen sie sich umgaben, waren ihm lächerlich und verächtlich, an den Carbonari mißfiel ihm das Irreligiöse und Demagogische, er tadelte die Neigung, das Altertum mit seinen Republiken in die Gegenwart versetzen zu wollen, und den Umstand, daß die Gesellschaften entweder nur wenig Mitglieder haben müßten, und dann machtlos wären, oder viele, und dann zum großen Teil aus schlechten, törichten, abenteuerlichen, unbedeutenden Menschen beständen. Da er aus diesen Gründen nicht Mitglied einer Gesellschaft werden wollte, lehrte Buonarotti ihn insgeheim die verschiedenen Grade verschiedener Gesellschaften mit ihren Geheimnissen kennen, ohne ihn zu verpflichten, so daß er mit den Eingeweihten Fühlung gewinnen konnte, wovon er auch auf seinen Reisen durch Italien Gebrauch machte.

In dieser seltsamen Geschichte zeigt sich Confalonieri ganz: die Macht, die er über die Menschen hatte, so daß er einen Mann von strengem, unbestechlichem Charakter wie Filippo Buonarotti dazu bewegen konnte, ihm eine so außergewöhnliche, eigentlich unerhörte Ausnahmestellung zu gewähren; seine Abneigung sich zu binden und in Verhältnisse einzutreten, wo er nur ein Glied in einer festgefügten Kette, zu Gehorsam oder doch zum Anschluß an von andern festgesetzte Grundsätze verpflichtet gewesen wäre; zugleich sein Drang, seinerseits diese Verhältnisse zu durchschauen und in sie eingreifen zu können, wie er denn wirklich, indem er die ihm bekannten Zeichen gab, Fremde veranlaßte, ihn für einen Genossen, z. B. einen Carbonaro zu halten und ihm ihr Vertrauen zu schenken, das er zwar nie mißbrauchte, aber keineswegs erwiderte.

Eine solche Stellung nahm er bis zu einem gewissen Grade auch seinen Freunden gegenüber ein, die sich ihm mitteilten, während sie sich über ihn täuschen konnten. Da er mit seiner Gabe, schön und überzeugend zu sprechen, die Fähigkeit vereinigte, sich in andere hineinzuversetzen und also

mit ihnen zu denken und zu fühlen, so konnten sie leicht zu der Einbildung kommen, daß zwischen seinen und ihren Ansichten kein Unterschied sei. Übte er diese Kunst im Verkehr mit Freunden kaum mit Bewußtsein aus, jedenfalls nicht um sich einzuschmeicheln oder sie auszuholen, vielmehr um ihnen wohlzutun, so erreichte er doch damit, was in seiner Natur lag wollen zu müssen: daß er sie kannte und beherrschte, ohne sich selbst ganz hinzugeben. Er hatte aber die fürstliche Eigenschaft, diejenigen, die er beherrschte und die sich ihm ergeben hatten, ganz in seinen Schutz aufzunehmen und sich für sie verantwortlich zu fühlen. Er war der geliebteste, wie der hilfsbereiteste der Freunde. Seine auserlesene Fähigkeit sich in die Lage anderer zu versetzen und ihre unausgesprochenen Schmerzen, der Bitte zuvorkommend, zu erleichtern, wird häufig hervorgehoben; liebevoll, stark und treu nennt ihn Silvio Pellico. Wenn er durch Geld unterstützen konnte, tat er es mit der Selbstverständlichkeit, die das Annehmen selbstverständlich macht. Auch durch seine bloße Nähe, ohne es zu beabsichtigen, vermöge der Kraft, die von seiner Persönlichkeit ausging, war er ein Spendender: „Deine Gegenwart in Mailand," schrieb ihm im Jahre 1812 einer seiner Freunde, „war also der Stützpunkt vieler Existenzen, wenn Du nicht da bist, fehlt es Jungen und Alten, Eheleuten und Junggesellen, kurz, Leuten jeder Klasse und Art an Leben." Von ihm hat man den Eindruck, daß er die meisten seiner Freunde hauptsächlich liebte, weil sie seiner bedurften, und daß sie ihm gerade so viel waren, wie sie ihm Gelegenheit gaben, ihnen etwas zu sein; manche vielleicht auch, namentlich die jüngeren, weil sie sein Gefolge bildeten; an wenigen, wie zum Beispiel an dem Florentiner Gino Capponi, scheint ihm auch um seinetwillen etwas gelegen gewesen zu sein.

Sein angeborener Hang, Menschen und Verhältnissen gegenüber der Beherrschende zu sein, ließ ihn diejenigen mit Kälte und Feindseligkeit zurückstoßen, die ihn beherrschen wollten. Mehr darin lag der natürliche Grund seiner revolutionären Stellung als im Temperament, das gelassen war; er ging so weit, die Begeisterung, so liebenswürdig und verehrungswürdig sie auch sei, als eine Störung im Gleichgewichte der Vernunft anzusehen. Für einen Jakobiner gehalten zu werden, wie man damals Umstürzler zu nennen pflegte, war ihm unleidlich: er war ein Aristokrat mit liberalen Ideen und einem leidenschaftlichen Drang nach Größe. Seine politische und soziale Richtung glich der, die vor der Revolution unter den französischen Denkern vorherrschend war: im Staate wünschte er die Macht der Regierenden nach englischem Muster durch eine an-

gemessene Vertretung der Gebildeten beschränkt, die Freiheit durch vernünftige Gesetze gewährleistet zu sehen, die besitzende Klasse sollte sich verpflichtet fühlen das Volk zu bilden und seine Lage zu verbessern; im allgemeinen war er für Fortschritt auf allen Gebieten. Von den sehr partikularistischen Mailändern unterschied er sich dadurch, daß er als Italiener fühlte, für eine ideelle Vereinigung von ganz Italien arbeitete und auf eine faktische in der Zukunft hoffte. Toskana nannte er sein süßes Lieblingsland.

Übrigens hatte er nicht gerade eigene Ideen und Auffassungen. Man rühmte seine Klugheit, seinen Scharfblick, sein klares Urteil; einer seiner Bekannten fühlte sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, durch sein allseitiges Umfassen der Verhältnisse, seine tiefen Einsichten in die Bedürfnisse der Zeit an die besten Seiten Mirabeaus erinnert; indessen wenn auch sein praktischer Verstand das durchschnittliche Maß überstiegen haben mag, so war er doch nicht durch seinen Geist hervorragend und wirksam. Der große Zauber, den er ausübte, insbesondere auf Frauen und Jünglinge, lag namentlich in der Intensität seiner Persönlichkeit und seines Lebensgefühls, wie auch in seinem Drange zu herrschen; denn die Menschen neigen sich im allgemeinen gern dahin, wo sie denselben spüren.

Federico Confalonieri ist am 6. Oktober 1785 geboren. Die Familie wurde erst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in den Grafenstand erhoben; im achtzehnten Jahrhundert nahm sie einen sehr angesehenen Platz in der mailändischen Aristokratie ein. Sein Vater hing Österreich an und gehörte überhaupt zu jenen „veralteten Personen", die das abgezirkelte, schläfrige Dasein, aus dem die napoleonischen Stürme Italien aufgerüttelt hatten, für das rechtmäßige und wünschenswerte hielt. Das Verhältnis zwischen beiden war gespannt. Federico war weder österreichisch noch französisch; er haßte Napoleon und soll mit dessen Stiefsohn, Eugène Beauharnais, dem Vizekönige von Italien, aus einem persönlichen Grunde, nämlich weil derselbe seiner Frau den Hof gemacht habe, verfeindet gewesen sein.

Im Jahre 1806, also sehr jung noch, hatte Federico sich mit einer um wenige Jahre jüngeren Frau verheiratet, Teresa aus dem gräflichen Hause Casati, deren Schönheit und Güte gerühmt wurde. Nach einem Profilbilde aus ihrer Jugend zu urteilen, waren ihre Züge regelmäßig; auffallend sind auf jenem Bilde ihre Augen, aus denen ein Triumph von Liebe und Wahrheit strahlte. Man verglich sie einmal mit einer römi-

schen Matrone, deren Würde durch die Demut des christlichen Glaubens lieblich gemacht sei. Ihre Güte beweist am besten die Tatsache, daß sie von ihrer Dienerschaft angebetet wurde. Wenn es sich um Dinge handelte, die ihrem Herzen wichtig waren, konnte sie eine außerordentliche zielbewußte Tatkraft entfalten, aber nicht ohne sich dabei aufzuzehren. Es scheint, daß die Ehe, wenn sie überhaupt jemals glücklich war, sehr bald aufhörte es zu sein, was der Klatsch von Mailand dem herrischen und eifersüchtigen Wesen Federicos zuschrieb. Auch wurde behauptet, da ihr erstes und einziges Kind im zarten Alter starb, es sei das infolge seiner Rücksichtslosigkeit und Unvorsichtigkeit geschehen: er habe es nämlich gern in die Luft geworfen und wieder aufgefangen, wobei es gefallen sei und sich die Todesursache zugezogen habe, was ihm dann Teresa gänzlich entfremdet habe. Doch ist dies ebenso unverbürgt und noch unwahrscheinlicher als die Geschichte von der Neigung des Prinzen Beauharnais, die einen gewissen Eindruck auf Teresa gemacht habe. Gewiß ist, daß Teresa ohne Verschulden durch irgend eine Handlung war, er dagegen sich manches, hauptsächlich wohl Härte und Untreue, vorzuwerfen hatte. Ihr Charakter war edel und groß angelegt, vielleicht für seinen Geschmack zu vernünftig, zu klar, zu kühl und steif nach außen. Das Leidenschaftliche, Gefallsüchtige, Geheimnisvolle, Unnennbare, was oft mehr als Schönheit und Seelengröße zur Liebe reizt, scheint ihr gefehlt zu haben. Von dem Grade ihrer Liebe zu ihm mochte er keine richtige Vorstellung haben, oder es war die Art ihrer Liebe, die ihn nicht befriedigte. In die Bewunderung und ritterliche Verehrung, die die Freunde ihres Mannes ihr darbrachten, klingt zuweilen eine gewisse Parteinahme für sie und ein vorsichtiger Vorwurf gegen ihn an. Wenn er weite Reisen ohne sie unternahm, suchte sie vergeblich ihre Schwermut vor ihren Bekannten zu verbergen: er füllte ihr ganzes Herz aus.

In ihrem Buche über Italien, das sie im Jahre 1820 verfaßte, sagt die damals viel gelesene englische Schriftstellerin Lady Morgan, nachdem sie die geistlose Lebensführung der alten Generation in Mailand geschildert hat: „Es ist aber leicht möglich, daß in einem anderen Flügel des nämlichen Hauses der junge und regsame Erbe seinen Tag ganz auf englische Weise verlebt. Der Mann schreibt in seiner Bibliothek oder Kabinett an Vorsteher der Lancasterschulen, antwortet englischen Manufakturisten und Mechanikern, verschreibt ein Modell eines Dampfschiffs oder Einrichtung zur Gasbeleuchtung; dann besucht er seine (häufig englischen) Pferde, reitet spazieren, hütet sich, das Mittagsmahl im anderen



J. Stanislawski:
Windmühlen.
Zum Essay
von Victor Lederer.

Teile des Hauses nicht zu versäumen, wenn er nicht etwa um 5 Uhr bei einem Freunde zu Mittag ißt, der des väterlichen Zwangs und alten Herkommens ledig wurde. Die Dame hat in der nächstgelegenen Kirche ihre Andacht verrichtet; dann übt sie im französischen Boudoir die Künste, welche sie in der Pension der Frau von Lor erlernte, besucht Freunde, die ihr empfohlen wurden. Nach dem Mittagessen macht sie einige Familienbesuche; nun kommt die Zeit zur Fahrt auf den Korso, dann die Oper, ihr eigentliches Reich, wo sie ihre Macht ausüben kann."

Es wäre nicht unmöglich, daß diese Schilderung auf das Haus Confalonieri ginge, auf welches der altmodische Vater einen Druck ausübte. Auch stimmt es insofern, daß Teresa in der Anhänglichkeit an die kirchlichen Gebräuche durchaus der alten Schule angehörte; aber, sei es aus Liebe zu Federico oder aus eigener Überzeugung, sie teilte seine politischen und sozialen Interessen und war in alle seine und seiner Freunde Pläne eingeweiht. Vielleicht war ihr Geist nicht glänzend, und jedenfalls drängte sie sich nicht vor; Verstand und Einsicht indessen fehlten ihr nicht. Aus ihres Mannes an sie gerichteten Briefen sieht man, daß, wenn kein leidenschaftliches, doch ein sehr gutes kameradschaftliches Verhältnis zwischen ihnen bestand; er wußte, daß sie Verständnis für alle seine Bestrebungen hatte, und daß seine Geschäfte von ihr mit derselben Umsicht und Zuverlässigkeit besorgt wurden, wie von ihm oder einem treuen Verwalter.

Der Sturz Napoleons eröffnete Confalonieri zum ersten Male eine öffentliche Wirksamkeit, die er nach seiner durchaus männlichen, auf Tätigkeit gerichteten Veranlagung suchen mußte, in der er aber nicht vom Glücke begleitet war; es zeigte sich, daß er auffiel, daß die öffentliche Meinung sofort ein anführendes, maßgebendes Haupt in ihm sah, weswegen man ihm am Schlimmen wie am Guten, was geschah, leicht einen bedeutenden Anteil zuschrieb, und daß er mehr Feinde als Freunde hatte. Er gehörte zu den Führern derjenigen Partei, die, sowohl der französischen wie der österreichischen entgegen, ein unabhängiges oberitalienisches Reich unter einem womöglich italienischen Fürsten wollte, ein Programm, das löblich klingt, aber den Fehler hatte, daß ein fürstlicher Kandidat zunächst nicht vorhanden war, daß dagegen der Vizekönig Eugène Beauharnais eine gewisse militärische Macht zur Verfügung hatte, die einzig die Lombardei in den Stand gesetzt hätte, den verbündeten Mächten gegenüber mit dem Anspruch auf Unabhängigkeit aufzutreten. Demnach konnte man dieser Partei Mangel an Logik vorwerfen, und sie zog sich vollends

bitteren Tadel dadurch zu, daß in ihrem Namen ein wüster Racheakt geschah: es wurde nämlich durch eine zusammengerottete Volksmenge der bisherige Finanzminister Prina auf unmenschliche Weise ums Leben gebracht. Confalonieri nun wurde für den Anstifter dieses Mordes gehalten, so daß sein Name mit dem Makel wenn auch nicht einer erwiesenen Untat, so doch eines häßlichen Verdachtes behaftet blieb. Allerdings sprachen ihn Männer von Gewicht und Ehre von der Anklage frei, und er selbst verteidigte sich in einer Schrift, der man Glauben schenken muß, wenn man ihn nicht für einen abgefeimten Heuchler halten will; möglich wäre nur immerhin, daß er, ohne es zu beabsichtigen, durch sein Verhalten zu dem schrecklichen Akt anregte, dann, daß er ihn hätte verhindern können, wenn er gewollt hätte. Charakteristisch für ihn ist hauptsächlich, daß gleich sein erstes Auftreten unklar war, weil er Neider und Feinde hatte, besonders aber weil er nicht ganz zielbewußt handelte, schließlich auch weil man ihm mehr Wichtigkeit beimaß, als ihm zukam.

Die Uneinigkeit der Mailänder ließ den Verbündeten freie Hand, die Geschicke Italiens nach ihrem Sinne zu ordnen. Von einer provisorischen Regierung mit mehreren andern nach Paris geschickt, um den dort versammelten und vertretenen Souveränen gegenüber die Sache seines Landes zu führen, tat Confalonieri, was in seiner Macht stand, um der Lombardei Unabhängigkeit und eine Verfassung zu sichern; aber Franz I. hatte im Geiste schon von Oberitalien Besitz ergriffen und behandelte die Gesandten, denen er mehrfach Audienz erteilte, ohne weiteres als seine Untertanen. Er hörte ihren Vortrag über verschiedene Maßregeln, die sie zugunsten ihres Vaterlandes von der neuen Regierung ergriffen wissen wollten, gnädig an, ohne etwas zu versprechen, wodurch er seiner Majestät etwas zu vergeben geglaubt hätte, außer daß er wie ein Vater für seine italienischen Untertanen sorgen wolle. Die Rolle, die Confalonieri in Paris gespielt, und vermutlich auch der Eindruck, den seine Persönlichkeit hervorgerufen hatte, machte ihn dem neuen Herrn sofort verdächtig.

Was er in Paris erlebt hatte, die Einsicht, daß von keiner fremden Macht etwas zu erhoffen war, daß nur selbständiges Handeln hätte helfen können, hatte Confalonieris Ansichten in mancher Hinsicht erschüttert, vielleicht seine ehemalige Haltung ihm in ungünstigem Lichte erscheinen lassen. Damals hätte er sich auch einen österreichischen Prinzen gefallen lassen, falls nur Mailand nicht abhängige Provinz eines außeritalienischen

Reiches würde; erst jetzt fing er an, die Einmischung der Fremden überhaupt abzulehnen. Man kann sich denken, daß der stolze Aristokrat widerwillig war, sich vor einem Kaiser Franz zu beugen, dessen kleinliche Persönlichkeit seine maßlose Selbstgefälligkeit und Herrschsucht als empörende Anmaßung erscheinen ließ.

In diesem Falle gab sich der Graf nicht die Mühe, seine Gesinnungen zu verhehlen, und seine Abneigung gegen das aufgedrungene Regiment wurde bald bekannt. In dem schon erwähnten offenen Briefe, den er drucken ließ, um sich gegen die von der französischen Partei erhobene Anklage zu verteidigen, als habe er den Mord des Ministers Prina veranlaßt, kam ein Satz vor, der lautete: „Ich war und werde niemals der Mann sein, der von Umständen oder von Regierungen abhängt;" diesen nahm der Kaiser zum Anlaß, ihn für eine gewisse Zeit auf eines seiner Güter zu verbannen. Von der wegen ihres unwürdigen Spionierens verachteten Regierung gefürchtet zu werden, mag ihn weniger geschmerzt, als sein Selbstbewußtsein gesteigert haben; er ging seinen Weg, wie es ihm beliebte, ohne sich um die lauernde Feindseligkeit zu bekümmern, die ihm nichts anhaben konnte.

Schluß in der September-Nummer.

Rudolf M. Breithaupt: Conrad Ansorge.

Schönheit wird wie Glück empfangen:
Freude krönt dein bang Genießen
Und die Freude ein Verlangen,
Sich als Liebe zu erschließen.
Denn der Schöpfung schöne Hülle
Hält ihr Wesen wohl verwahrt,
Ist von Reiz so spröd wie zart
Und erschließt des Glückes Fülle
Dem nur, dessen eigne Art
Die Art des Schöpfers offenbart.

(Richard Dehmel.)

Es gibt Persönlichkeiten im künstlerischen und sozialen Leben, denen man begegnet sein muß. Es geht ein Etwas von ihnen aus, ein Licht, ein leuchtendes, eine Kraft, eine zwingende, der wir uns hingeben müssen. Wer in ihren Bannkreis trat, empfing eine Wohltat, oder fühlte ein Wunder. Und wer ihrem Innersten nahe war, wer auf den Goldgrund ihres Wesens blicken durfte, spürte je nach Art der Wirkung bald eine Erschütterung, bald ein Gefühl tiefen Glückes, — und sein Leben erhielt nach Inhalt und Form eine sichtbarliche Veränderung und Bereicherung. Solcher Wesenheiten von radioaktiver Wunderkraft sind nicht gar viele. Ein Dutzend kann man in jeglichem Jahrhundert aufzählen. Erkannt werden sie selten zur Zeit, obwohl sie auf die besten Geister und Denker eine nachhaltige Wirkung ausübten. Sie werden geliebt, sie werden gehaßt. Denn alle Gleichartigen oder ihrem Wesen Verwandten werden angezogen, alle Ungleichartigen abgestoßen.

Wenn ich an derlei Persönlichkeitsmächte oder -Kräfte innerhalb des musikalisch-künstlerischen Bereiches denke, werde ich traurig gestimmt. Wir haben recht eigentlich niemanden, an den man sein Herz hängen, dem man seine Ideale zuwenden könnte. Wir sind arm geworden an wirklich großen Individualitäten. Der letzte Große war wohl Liszt. Er war gewiß der letzte „Mensch". Und von all seinen Jüngern und Aposteln ist's allein Conrad Ansorge, der uns fesselt, der uns

innerlich, nicht nur künstlerisch, sondern auch menschlich näher steht als der gesamte Durchschnitt unserer Zeitmusikanten.

Es ist müßig zu untersuchen, was in Ansorges künstlerischer Persönlichkeit mehr hervorzuheben oder gar höher zu bewerten ist: das reproduktive oder das produktive Element oder die menschlichen Lebensquellen. Er ist eine geschlossene Einheit, eine kraftvolle Eigennatur, in der Licht- und Schattenseiten gleich stark vorhanden sind.

Über den Pianisten ist der Urteilspruch längst gesprochen. Er ist der Ersten einer, ein wirklich Großer im Reich der Töne und Klänge. Seine Spielweise ist einesteils der letzte Ausläufer der Lisztschen Periode, anderenteils eine unmittelbare Fortsetzung Bülowscher Kunstauffassung. Von Weimar her hat er den großen Wurf, das Kolossive michelangelesker Formbehandlung. Von Bülow dagegen, dem letzten „Kritiker", den die Musik besessen, die Strenge und Herbheit in der Durchführung einmal erfaßter und für richtig erkannter Mittel. Sein Spiel hat Stil, Charakter und jene höchste Einfalt eines schlichten Sinnes, wie sie nur bei solchen auftritt, die in der Entwicklung zur künstlerischen Kultur jene höchste und letzte Stufe erklommen haben, auf der alles Unnatürliche, Erlernte, Erarbeitete wie von selbst plötzlich abfällt und die Natur wie der bloßgelegte Strahlenkern einer schimmernden Frucht uns entgegenleuchtet. Sein Stil weist allein noch jenen heroisch-pathetischen Zug auf, der von Schiller an, über Wagner bis zu Liszt auf alle Edlen nachhaltig gewirkt hat und nun mählich zu verschwinden droht. Wir sind unendlich nüchtern, wir sind praktischer und klüger geworden. Ob aber auch zärtlicher, leidenschaftlicher und weiser? Ich bezweifle es. Lauscht man Ansorges Klängen, so spürt man jedenfalls noch etwas von der rhetorischen Macht, von dem Ethos der Schillerschen Kampfeszeit, das uns aus dem Zustand träger Zerarbeitung und müder Erschlaffung aufrafft und uns mit Drommetengewalt aufruft zum Zuge gen Mekka und Medina, zu den heiligen Tempeln der Freiheit, Schönheit und Erhabenheit. „Bei allem Pathos muß also der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessiert sein. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bei aller sinnlichen Kraft nie pathetisch sein und wird unausbleiblich unsre Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemütes muß immer der leidende Mensch, aus allen Leiden der Menschheit muß

immer der selbständige oder der Selbständigkeit fähige Geist durchscheinen." (Schiller: „Über das Pathetische".) Hierher sind die großen Darstellungen von Beethovens „Appassionata" Op. 57 und der heroischen Op. 111, sowie Liszts H-Moll- und Chopins B-Moll-Sonate zu setzen.

Ich sagte ferner, das Spiel hat Charakter. Ich verstehe darunter den „Logos" der Griechen, die innere Geschlossenheit der geistigen Idee in ihrer sinnlichen Form, das individuelle Gepräge, wie es sich in der vollendeten Harmonie der dynamischen Kräfte zu erkennen gibt. „Das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Notwendigkeit; nur muß diese Bestimmtheit sich eher finden lassen, als gewaltsam hervordrängen. Die höchste Gesetzmäßigkeit muß da sein, aber sie muß als Natur erscheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstand vollkommen Genüge tun, sobald es studiert wird, aber eben weil es wahrhaft schön ist, so dringt es seine Gesetzmäßigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den Verstand insbesondere, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmonischen Ganzen des Menschen, als Natur zu Natur." (Schiller: „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen".)

Wer je an Ansorges vollendeten Tagen Op. 109 von Beethoven gehört hat, wird etwas von der Kraft der „inneren Notwendigkeit" empfunden haben. Wie Ansorge diesen Triptychon in feiner Gliederung aufbaut, in Farbe und Stimmung harmonisch einheitlich gestaltet und den Schluß mit jener übermenschlichen Kraft äußerster Ekstase ausstattet, indem er unter Streichung einiger unwesentlicher und störender Beethovenschen Pianissimi über jene große Trillerkulmination hinweg zur himmlischen Seligkeit des Themas zurückkehrt, — dies gehört zu den wundervollsten Eindrücken unserer Zeit. Ich konnte dem geheimen Zauber der Sonate lange Zeit nicht beikommen. Ansorge hat mir ihre geistige Leuchtkraft erschlossen. Seit dieser Stunde sehe ich den „Edelsteinschimmer" der raphaelischen „Disputa" in der Camera della Segnatura (Vatikan) im Geiste vor mir.

Die tiefste Wirkung geht von dem menschlichen Kerne seiner Kunst aus. Wenn er in jenen Höhepunkten alles Materielle von den Werken abstreift, wenn er uns über Ton und Klang, Satz und Form hinweg und hinauf führt zu ihrem immateriellen Gehalt, zur reinen Idee, dorthin, wo die Kunst als Natur erscheint, als Tal oder Hain, als kristallklarer Höhenzug oder leuchtende Meerestiefe, oder als goldener Abglanz einer reinen Kinderseele, dann ist vollbracht, was die Reproduktive überhaupt

zu vollbringen vermag. In solchen Augenblicken wird der Nachschaffer zum Schöpfer, zum Enträtseler heiliger Schriftworte, zum Verkünder neuer Lichtklänge. Schubert, der strahlende, heitere, — er steht auf vom Tode und wandelt unter uns mit all seiner göttlichen Kindlichkeit, mit der ganzen Liebe und Rührung, dessen sein Herz fähig. Der Schubert von Ansorge löst einen vollkommenen Zustand aus. Gesundes Wohlbehagen und Frohsinn, Übermut und Spiellust stimmen uns heiter, scheuchen allen Griesgram von uns hinweg. In perlmutterschimmernder Schale schaukelt unsere Seele über dunkelblaue Meeresfluten weit weit fort zu glücklichen Gefilden. Das Leben selber wird zu einem holden Spiel, zu Traum und Glück. Und das Kunstwerk wirkt als Offenbarung, als ein neuer Glaube, als Religion. „Selig sind, die reines Herzens sind." Dies steht auch bei Schubert in Klängen geschrieben. Von dieser Seite Ansorges gilt Schillers Satz: „Die Musik in ihrer höchsten Vollendung muß Gestalt werden und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken."

Ein Wort noch über seine Technik. Sie ist wie der ganze Mensch ins Große entwickelt, von robuster Kraft und massiver Wucht, dabei des zartesten Timbres, der weichsten Tönungen und Schattierungen fähig. Kleine Geister und hämische Kritikaster mäkeln an ihr herum und finden hier ein Haar und dort ein Haar. Das sind die Leute, die mit den Begriffen „Ausdruckskunst" und „Technik" in der Öffentlichkeit immer jonglieren, — heut so, morgen so, wie's dem Börsenjobber just zu seinen Zwecken paßt. Freilich, die Klaviertechnik ist über die Lisztsche, etwas rohe Kraftperiode hinausgegangen. Ihre Formen sind feiner, flüssiger, abgerundeter, die Anschlagsfarben reicher, differenzierter, toniger geworden. Aber darauf kommt es ja in der gestaltenden Kunst nicht an. Wir müssen unterscheiden lernen zwischen: persönlicher und allgemeiner, sagen wir absoluter Technik oder klarer zwischen: Technik als Kunstmittel und Technik als virtuosisches Vergnügen und Selbstzweck. Es kommt in der Kunst weniger darauf an, daß ich eine enorme Technik habe, sondern einzig allein darauf, was ich mit dieser meiner Technik machen, was ich mit ihr schöpferisch gestalten kann. Ton und Technik an sich sind billige Werte. Erst das Formungsgefühl, die Klang- und ideale Bildvorstellung sind das Entscheidende. Wie die Liszt- und Wagnertrabanten an Brahms Technik herumnörgelten, seine Palette „grau in grau" nannten und die Mär von schlechter Instrumentation erfanden, oder wie eine gewisse Sorte von Literaten und schön-

geistiger Flachköpfe sich vor der knorrigen, rauhen Sprache Hebbels, des Dichters, baß entsetzten, — einen Dehmel oder Liliencron für verrückte Sprachverderber erklärten, so hecheln einige Schädlinge auch hier die Ansorgesche Technik durch, dieweil sie nichts anderes vorzubringen wissen. Armer Mensch! Hast du eine schiefe Nase oder auch nur einen Leberfleck zwischen den Schulterblättern und seiest du auch noch so vollkommen, ich sage dir: Packe dich, du bist nichts wert! So war's immer und es wird wohl auch immer so bleiben, solange Bosheit über Güte triumphiert und die Schadenfreude als die reinste Freude gilt. Die Wahrheit ist die: Auch Ansorge besitzt just d i e Technik, die er für seinen eigenen Ausdruck, für Form und Farbe, Aufbau und Dynamik gerade benötigt. Das genügt. Der Rest ist Geschmacksache. Jedoch, man stelle sich einmal vor: Ansorge in Busoni-Manier, oder Ansorge mit Godowskyscher Läufertechnik Beethoven spielend! Fallen einem dabei nicht komische Bilder ein, wie: Hering und Schlagsahne, Apfelmus und grüne Seife, saure Gurken und Limonade?? Überdies — Scherz beiseite —: ein Stimmungskünstler und Impressionist unterliegt anderen Bedingungen als ein dressierter Papageivirtuose. Es geht Ansorge wie allen wahrhaft Großen — man denke an Liszt, Rubinstein, Bülow —, er hat vollkommene und schlechte Tage. Das ist ein Glück. Denn alles Unkünstlerische, Mittelmäßige und Maschinelle ist gerade um der ewigen Gleichförmigkeit mittelmäßig, maschinell und unkünstlerisch. Echte Kunst wandelt nur auf Höhen. Die mittleren, warmen und gemäßigten Zonen seien den Philistern, den Musikanten, Technikern und Unterhaltungskünstlern schönstens angewiesen. —

Ich komme zu dem Schaffenden, zu dem Rätsel, dem „Problem" Ansorge. Über diese seine produktive Seite läßt sich nur andeutungs-, nur ahnungsweise sprechen, kein sicheres oder gar abschließendes Werturteil abgeben. Gewiß ist eins: Ansorge ist auch hier ein Selbsteigner, eine geschlossene Ganzheit, ein von der Tagesmode völlig Abweichender, Abseitsstehender. In jeder Note, jedem Takte steht geschrieben: So und nicht anders! C'est le styl d'un homme! Diese Sprache ist ebenso neu und originell wie kühn und tief. Ihr Zauber liegt jenseits aller doktrinären Erörterungen. Es geht eine stille seltsame Schönheit von ihr aus, — eine Schönheit tiefster Ergriffenheit, heiliger Rührung, die uns schweigen macht. Wer tiefer lauschen kann, vernimmt oft Töne höchster Resignation, Klänge eines wundersamen Mysteriums. Hier spricht sich das Urwesen seiner Persönlichkeit aus: Ansorge der Schwärmer,



Conrad Ansorge: Zum Essay
von R. M. Breithaupt.

geistiger Flachköpfe sich vor der knorrigen, rauhen Sprache Hebbels, des Dichters, [illegible] entsetzten, — einen Dehmel oder Liliencron für verrückte Sprachverderber erklärten, so hecheln einige Schädlinge auch hier die Ansorgesche Technik durch, dieweil sie nichts anderes vorzubringen wissen. Armer Mensch! Hast du eine schiefe Nase oder auch nur einen Leberfleck zwischen den Schulterblättern und seiest du [illegible] so vollkommen, ich sage dir: Packe dich, du bist nichts wert. [illegible] war's immer und es wird wohl auch immer so bleiben, solange [illegible] über Güte triumphiert und die Schadenfreude als die reinste Freude gilt. Die Wahrheit ist die: Auch Ansorge besitzt just d i e Technik, die er für seinen eigenen Ausdruck, für Form und Farbe, Aufbau und Dynamik gerade benötigt. Das genügt. Der Rest ist Geschmacksache. Jedoch, man stelle sich einmal vor: Ansorge in Busoni-Manier, oder Ansorge mit Godowskyscher Läufertechnik Beethoven spielend! Fallen einem dabei nicht komische Bilder ein, wie: Hering und Schlagsahne, Apfelmus und grüne Seife, saure Gurken und [illegible] — Scherz beiseite —: ein Stimmungskünstler und [illegible]künstler unterliegt anderen Bedingungen als ein dressierter [illegible]. Es geht Ansorge wie allen wahrhaft [illegible] Liszt, Rubinstein, Bülow —, er hat vollkommene und [illegible] Tage. Das ist ein Glück. Denn alles Unkünstlerische, Mittelmäßige und Maschinelle ist gerade um der ewigen Gleichförmigkeit mittelmäßig, maschinell und unkünstlerisch. Echte Kunst wandelt nur auf Höhen. Die mittleren, warmen und gemäßigten Zonen seien den Philistern, den Musikanten, Technikern und Unterhaltungskünstlern schönstens angewiesen. —

Ich komme zu dem Schaffenden, zu dem Rätsel, dem „Problem" Ansorge. Über diese seine produktive Seite läßt sich nur andeutungs-, nur [illegible], kein sicheres oder gar abschließendes Werturteil abgeben. [illegible] eins: Ansorge ist auch hier ein Selbsteigner, eine geschlossene [illegible], ein von der Tagesmode völlig Abweichender, Abseitsstehender. In jeder Note, jedem Takte steht geschrieben: So und nicht anders! [illegible] le style [illegible] homme! Diese Sprache ist ebenso neu und [illegible] wie klar und tief. Ihr Zauber liegt jenseits aller doktrinären Erörterungen. Es geht eine stille seltsame Schönheit von ihr aus, — eine [illegible] tiefster Ergriffenheit, heiliger Rührung, die uns schweigen macht. Wer tiefer lauschen kann, vernimmt oft Töne höchster Resignation, Klänge eines wundersamen Mysteriums. Hier spricht sich das Urwesen seiner Persönlichkeit aus: Ansorge der Schwärmer,



Conrad Ansorge: Zum Essay
von R. M. Breithaupt.

der Symbolist, der Mystiker. Die Musik ist ihm nicht Thema, tote Formel, Motiv oder dergleichen, sondern Auslösung, Bejahung, Erfüllung tiefsten persönlichen Denkens und Fühlens. Dieser Unterton, der schon durch die letzten Sonaten und Quartette Beethovens hindurchklingt, der sich auch bei Liszt aus den Partien höchster Ekstase heraushören läßt, und der im „Parsifal" Richard Wagners zu höchster Verklärung geformt ward, er findet sich auch bei Ansorge. Auch hier: Auflösung der Form, ein Streben nach dem letzten, höchsten Ausdruck, ein Ein- und Aufgehen in dem metaphysischen Selbst. „Die höchste Aufgabe der Bildung ist sich seines Transzendentalen Selbst zu bemächtigen. Dieses Selbst gewahren wir zuweilen in den Worten Gottes, der Dichter und Weisen, auf dem Grunde einiger Freuden und Leiden, im Schlaf, in der Liebe, in den Krankheiten und in unerwarteten Verkettungen, wo es uns von ferne winkt und mit dem Finger auf unsere Beziehungen zum Weltall hinweist. Einige Weise befleißigten sich nur dieses Suchens und schrieben jene Bücher, wo nur das Außerordentliche herrscht." (Novalis.)

Auch Ansorge hat sich nur dieses Suchens befleißigt und eine Musik geschrieben, „wo nur das Außerordentliche herrscht". Daß er vielen fremd erscheint, liegt nicht an ihm, sondern an den Menschen. Er ist zarter und feiner, stiller und tiefer als sie alle. Der Wellenklang seiner goldenen Seelenharfe ist nicht für grobsinnliche Ohren. Die Musik der Ausrufe, der Interjektionen, das blaue Leuchten acherontischer Klänge ist anders zu bewerten, als der landläufige Singsang der Modekomponisten im $^4/_4$ bezw. $^6/_8$ Takt.

Einem Ansorge ist nicht so leicht beizukommen. Man muß sich schon in ihn versenken, man muß ihn lieben, um ihn zu verstehen. Mit Begriffen ist diese Kunst überhaupt nicht zu erläutern. Nur ein feines, tiefes Kunstgefühl hilft uns über die letzten Schwierigkeiten hinweg. Für Ansorge ist der Ton Licht, das Licht Klang. Ein kosmisches Gefühl beherrscht ihn. Nicht eine Formenkunst spricht zu uns, sondern die Rührung eines ergriffenen Herzens. Dies muß man festhalten, wenn man die runenhaften Motive, die sphinxartigen harmonischen Gebilde betrachtet.

Von den 24 Werken, die ich hier nur flüchtig skizzieren kann, nehmen die „Lieder" den weitaus größten Raum ein. Genau die Hälfte entfallen auf sie (Werk 2, 10, 11, 12, 14—19 und 22). Daneben haben wir: Zwei Quartette (Werk 13 und 20), ein Sextett für Streichinstrumente (Werk 9), eine Sinfonie „Orpheus" (Werk 5, ungedruckt), eine

Sonate für Cello und Klavier (Werk 24, ungedr.), drei Sonaten für Klavier allein (Werk 1, 21 und 23, letzteres ungedr.) und einige Klaviersachen („Traumbilder", Werk 3, „Ballade", Werk 4, „Valse Impromptu", Werk 6, „Traumbilder", Werk 8).

Was unter diesen Kompositionen am höchsten zu bewerten ist, läßt sich nicht ohne weiteres bestimmen. Sie enthalten alle mehr oder minder seltene Blumen der Schönheit. Meines persönlichen Dafürhaltens hat er sein Bestes gegeben: in der ersten und dritten Sonate für Klavier, den beiden Quartetten und den Liederzyklen von Dehmel und Goethe. Zunächst die „Lieder". Sie gehören zum Schönsten mit, was wir seit Hugo Wolf bekommen haben. Allein wenn man den Musiker nach dem Text beurteilen darf, so ist Ansorge als einer der ernstesten, vornehmsten Geistesköpfe zu nennen. Was die moderne Poesie Bedeutendes geschaffen, er hat es mit dem zarten Stab seiner Muse berührt. Nach der inhaltlich geistigen (nicht äußerlich formalen) Seite ist nicht Richard Strauß, sondern Conrad Ansorge als der beste Vertoner neuerer Lyrik hinzustellen. Dies hat mir jüngst Richard Dehmel persönlich in seiner stillen und ruhigen Weise bestätigt. „Ich verstehe von Musik und ihrer Technik nichts," sagte er mir. „Ich bin vollkommen Laie. Aber nach meinem innersten Gefühl kommt Conrad Ansorge meiner Poesie am nächsten." — Die Lyrik scheidet sich teils in „Gesänge", teils in einfach schlichte Liedformen, teils in psalmodische Sinnsprüche, Deklamationen und dergleichen. Den tiefsten Kern seiner Wesenheit sprechen nach Ansorges eigenem Urteile aus: „Der Weidenwald", Gedicht nach Dante Gabriel Rosetti, Op. 16, „Stimmen des Abends" — Dehmel Op. 15 Nr. 1, „Letzte Bitte" — Dehmel Op. 17 Nr. 5 u. a. m.

Im „Weidenwald" ist ein visionäres Traumgesicht mit unheimlicher Kraft zu klingendem Leben erweckt. Ebenso rührt: „Letzte Bitte" an die letzten Möglichkeiten musikalischen Schauens. Dies ist Stimmungskunst in reinster Form und als solche kein Alltagswerk, sondern eine Musik für Erwählte und innerlich Berufene. Kritisch läßt sich dawider nichts sagen. Wie bei Dehmel oder, um einen anderen seiner Freunde zu nennen, bei Melchior Lechter, muß man bejahen oder verneinen, je nach Veranlagung, Temperament und Geschmack. Ansorges Feinkunst liegt unterhalb der Schwelle des Halbtones. Nur eines fragt sich, ob diese Welt der viertel und achtel Töne darstellbar, das heißt ohne Gefahr für die Formenharmonie der Musik günstig ist. Gewiß ist die Musik diejenige Kunst, die am tiefsten von allen Künsten reicht und die feinsten Empfin-

dungen zu verkörpern weiß. Ob auch das Letzte? Das Aufleuchten unseres tiefsten Lebens, die purpurne Welle der Sehnsucht selbst? Ich wage nicht, die Frage zu beantworten. Aber ich glaube: auch die Musik kann nur annähern und angenäherte Werte wiedergeben. Auch hier bleibt ein unauflöslicher Rest. Das Letzte gibt nicht die Musik der diatonischen, chromatischen und enharmonischen Tonkombinationen, sondern die Musik des „Silent and Secrety“, der stummen Gebärde, die Musik zweier schwingender Seelen, die Musik eines holden Augenblicks, einer zitternden Hand, das Erhabenste: die Musik von Sonne, Meer und Sternen. Und diese ist entweder nicht oder doch nur unvollkommen zu verkörpern. Die tiefsten Regungen unseres Unterbewußtseins sind wie dunkle Quellen oder heiße Ströme. Sie nähren und stärken das Blut unserer Phantasie, befruchten und bestimmen unsere Gedanken und Empfindungen. Diese Sphäre des künstlerischen Unterbewußtseins kann von keiner Kunst geformt werden, auch von der Musik nicht, deren äußerstes Mittel: der Halbtonschritt schon zu materiell, zu grobsinnlich wirkt. Die Musik Gottes läßt sich nur ahnen, nicht formen. Formen läßt sich nur das, was die Schwelle unseres wallenden, wogenden Transzustandes überschritten, von den unterirdischen Bächen, Flüssen oder Vulkanen der Seele an die Oberfläche, in das Licht der Erkenntnis gehoben bezw. geschleudert wurde, d. h. nur das, was vom Kunstgefühl als Formempfindung ahnend und tastend aus dem dämmerigen Vorraum unserer Traumgefühle in die hellere Kamera des Kunstverstandes zu weiterer Entwicklung überführt wird. Gewiß: alles Große ist aus Ekstase geboren, nicht vom kühl abwägenden Verstand. Aber die Ekstase darf sich nie in völliger Aufgelöstheit hingeben, wenn anders sie künstlerisch brauchbar sein soll, sonst wird sie leicht zum hilflosen Lallen und formlosen Stammeln. Künstlerische Formeinheiten kommen nur zustande, wenn Kunstgefühl und Kunstverstand eine harmonische Paarung eingehen. Die Symbolik wie die Stimmung „an sich“ sollten auch die Musiker endlich beiseite lassen, eingedenk des Goetheschen Wortes: „Laßt uns das Faßliche darstellen, das Unfaßliche gläubig verehren.“ Ich möchte noch hinzufügen, daß bei der Verbindung von Poesie und Musik es der letzteren gar nicht möglich ist, die Stimmung zu verkörpern, weil ja ihr Produkt im Augenblick, wo es Form wird, schon etwas ganz anderes, von dem poetischen Verstand durchaus Verschiedenes und ein völliges Novum ist. Alles das sei im allgemeinen gesagt. Es gilt nicht für den Einzelfall. Zu allen Zeiten gab es mystische, ekstatische, religiöse Kunst neben formvollendeter Wirklichkeits-

kunst. Der Künstler hat das Recht so zu schaffen, wie er muß. Wir aber sollten nicht in den Zwiespalt geraten, der seiner Zeit die Lisztianer und Wagnerianer von den Schumannianern und Brahminen trennte. Wir sollen beide Stilgattungen lieben, soweit wir dessen fähig sind.

Von allen Ansorgeliedern sind mir persönlich: „Helle Nacht", Op. 10 Nr. 1, „Gib mir", Op. 10 Nr. 6 und „Dann", Op. 10 Nr. 7 am sympathischsten. Auch Op. 15 mit dem holden: „Schöne Junitage" („Mitternacht, die Gärten lauschen" . . .) sei allen Sängern und Sängerinnen von Geschmack empfohlen, — das köstliche: „Schneefall" von Mombert, Op. 11 Nr. 5 nicht zu vergessen.

Einfachen Liederseelen seien dann die schönen, vielgesungenen „Erntelieder" von Franz Ewers nahegelegt. Daß Ansorge die beste Lösung für das Goethesche: „Über allen Gipfeln ist Ruh" gefunden und „Der du vom Himmel bist" weitaus am tiefsten gefaßt hat, sei nur beiläufig erwähnt. In technischer Beziehung interessieren: die Strenge und die Konsequenz der Formmittel, die Gediegenheit der Deklamation einerseits, die Zartheit der chromatisch wirkenden Melismen andererseits, die lapidare Wucht stolzer Bässe, besonders aber die originelle Harmonik, die Mischung der Farben, die in gleich tiefen und dunklen Tönungen bei keinem anderen Musiker zu finden.

Das erste „Quattuor" ist ein banges, tiefes Werk. Aufgebaut auf einem früheren Liede (aus der Sammlung „Vigilien, Dichtung von Stanislaus Przybyzewski") und nach Art der letzten Beethovenschen Quartette, vielfach durchbrochen von Rätselfragen, Schicksalsmahnungen und süßen Wehelauten ist's von dunkler Tragik. „Du schmerzhafte Schönheit, die du über aller Schönheit thronst, o Sehnsucht du!" — 's ist das Motto dieses Werkes. Der Frieden, in dem das Ganze nach dem trotzigen, leidenschaftlichen Aufstieg und dem Zusammenbrechen im zweiten Satze ausklingt, besonders das Schlußadagio mit den silbernen Arpeggienwellen in der ersten Violine ist von zauberischer Schönheit. Ganz anders das zweite Quartett, das sich vom Heiteren zum Schmerzlichen oder Heroisch-Tragischen entwickelt. Anfangs ein Frühlingssatz voll pastoraler Innigkeit und Träumerei, dann ein sammetnes, schwarzschattiges Adagio, dessen dunkel-blaues Eis-dur wie die erste tonale Verkörperung der Böcklinschen „Toteninsel" erscheint, — zu dritt die güldene Heiterkeit eines freundlich-sonnigen Allegretto und zum Schluß ein Maëstoso mit einem 56 taktigen breiten Oktaventhema von bachischer Holzschnittfaktur. Das Ende ist

hart. Wie in Granit stehen die Noten da, als wollten sie sagen: „Des Lebens Ernst findet mich bereit." — Über die Cello-Sonate läßt sich erst sprechen, wenn sie vollendet. Zwei Sätze davon, die wir jüngst genossen, zeigen jedoch gewaltige Dimensionen. Dem Cello sind neue Ausdrucksmittel abgerungen. Die chaotisch-wirbelnde Thematik greift mit starker Faust an das letzte Schicksalsproblem. Trotzige Rezitative, bange Fragen bringen keine Lösung. — Bleiben die Klaviersachen: die herrliche erste Sonate, die mich anmutet wie ein blanker Silberschild, darauf ein Cellini erregte Kampfszenen eingebosselt hat. Das fast klassische Adagio wie das heftige Schlußfugato erheben die Arbeit turmhoch über alle ähnlichen Erzeugnisse der Zeit. Prachtvoll ist auch die „Ballade", zeugend von hartem Stolz und wilder Naturkraft, — in den rollenden Baßfiguren oft an den „Heiligen Franziskus" von Liszt gemahnend. Die zweite Sonate will mir vorläufig nicht eingehen. Sie zeigt ein kühn geschnittenes Profil, ein titanisches Ringen und Kämpfen, ist aber formell, besonders instrumentell derart schwierig und vertrakt gesetzt, daß man vor Dornen und Disteln keinen freieren Ausblick hat. Zum mindesten bedarf's öfteren Hörens in vollendeter Wiedergabe. Dagegen habe ich die dritte Sonate, eine venezianisch-schlanke Schöne von elfenbeinernem Timbre und mit einem schmerzlichen Lächeln in den dunklen Augen, in mein Herz geschlossen. Von ihr und von dem, was noch nicht in Klang umgesetzt, erwarte ich gar mancherlei für die heutige und kommende Kunstmusik.

Das der Schaffer, der Fröhliche, Einsame! Ich komme zum Letzten, zum Persönlichen: Ansorge der Mensch, Ansorge das Kind. Wer diesem je begegnet, wird die Erinnerung daran als etwas Köstliches aufbewahren. Frohsinn und drolliger Humor, höchste Schlichtheit und Einfachheit des Sprechens und Handelns, — sie haben mehr als einen feinen Geist angezogen und für ihn gewonnen. Ist's nicht sonderbar: Ansorge, der Musiker, der einsam und abseits seines Weges einhergeht, dieser Selbsteigene, der sich in der Musik mit niemandem, in der Poesie nur mit Hölderlin, von den Modernen vielleicht nur mit Dehmel vergleichen läßt, — hat als Mensch die Besten seiner Zeit zu Freunden! Dehmel, Liliencron, Evers, Przybyzewski, Stephan George, Melchior Lechter und andere sind ihm nahe getreten. Das, meine ich, bedeutet etwas. Andere Große: Nietzsche, Dauthendey, Mombert, Verlaine haben ihn im Geiste gegrüßt. Flache Menschen, schiefe Texte sind seinem Leben fern geblieben. Wer die fröhliche Ausgelassenheit dieses

Menschenkindes im Kreise der Seinen je erlebt, wer sein goldenes Lachen gehört und den Ernst verspürt hat, mit dem er über die Dinge der Kunst und des Lebens zu denken und zu reden pflegt, der hat einen dauernden Gewinn mit sich fortgetragen. Einst sah ich ihn, wie er in seinem kleinen Garten umherging und auf den Frühling lauschte. Er sah nach den Knospen und Knöspchen an Baum und Strauch und freute sich, wie grün es über Nacht geworden. Und wie liebkosend strich seine Hand über die jungen Blätter. Seit dieser Stunde verehre ich ihn. Und diese Liebe soll mich immer grüßen wie der Sonne erster Strahl. — — —

Leo Berg †:
Der junge Goethe und der alte Goethe.

Unsere Väter haben einst den jungen Goethe mehr geliebt, aber der alte ist's, zu dem wir immer wieder zurückkommen: „wir" die einzelnen, und „wir" die Gesamtheit.

Woran liegt das? Nur daran, daß „wir" selber älter geworden oder gar verspießert sind? Fehlt uns nur die Leidenschaft, die Glut, der Rausch und der Leichtsinn, um uns in die Welt des jungen Goethe noch so recht hineinleben zu können?

Ich rede nicht vom Goethe der Wertherschen Sentimentalität, die eine Zeitkrankheit war, in die wir nicht zurückzufallen brauchen, umsoweniger zurückzufallen brauchen, als wir gerade genug mit unseren eigenen Zeitkrankheiten zu tun haben; man muß ja, wenn man von den einzelnen Epochen Goethes redet, die einzelnen Stimmungen und Richtungen überhaupt ausscheiden, weil man sonst nicht einmal zu einem Begriff oder zu einer Vorstellung des „jungen Goethe" oder des „alten Goethe" käme. Bei keinem anderen Dichter übrigens abstrahieren wir, wenn wir seinen Namen hören, so sehr von seinen Werken wie bei ihm: beim Namen Goethe denken wir heute zunächst immer an den Menschen, dessen Dichtungen uns nur noch Äußerungen, Konfessionen seiner Persönlichkeit sind; im Gegensatz zu anderen, die uns als Menschen nur interessieren, weil sie die und die uns wertvollen Werke verfaßt haben. Selbst die subjektivsten Dichter wie Kleist und Ibsen verschwinden uns nach und nach hinter ihren Werken. Und warum? Weil der Mensch in ihnen zerstückelt worder und von ihnen nur übrig geblieben ist, was sich in ihren Dichtungen erhalten hat; der Dichter hat den Menschen in ihnen aufgezehrt: sie haben ihre Gestalten mit ihrem Herzblut genährt und sind daran verblutet. Oder das Leben hat sie gebrochen, noch ehe sie zu ihrer vollen Manneshöhe hinaufgewachsen waren. Oder die erste Schlacht hat sie verkrüppelt. Und sie waren dann nur noch die „Dichter" — die meisten wenigstens; namentlich die der neueren Zeit. Und das liegt, abgesehen von besonderen Schicksalen, zum Teil an der

Zeit und ihrer Berufszersplitterung, zum Teil auch an der Entwicklung der Kunst, die den Menschen im Künstler immer vollständiger verbraucht; man kann schon nicht mehr sagen: sie üben oder beherrschen eine Kunst — die Kunst übt und beherrscht sie: sie sind Sklaven ihrer Kunst, Besessene, sie geben sich hin und aus an sie, sie lassen sich aufzehren von ihr. Der Rest, der übrig bleibt, ist oft nicht mehr viel wert, nicht einmal immer interessant. Sie sind, was in ihren Werken steht, für sich selbst nichts. Oder doch so wenig, daß die persönliche Bekanntschaft mit Künstlern oft eine beschämende Enttäuschung wird: ein Spießer oder ein Lump ist nicht selten das, was vom Menschen im Künstler noch übrig bleibt.

Unter den Dichtern und Geistern Deutschlands steht Goethe nicht so einzig da: in nicht wenigen Punkten sind ihm selbst solche zweiten Ranges überlegen oder mindestens gleichwertig. Wäre er jung gestorben, so würde er seine Altersgenossen, die Stürmer und Dränger durchaus nicht so mächtig überragen, von denen namentlich Lenz sehr günstig neben ihm bestehen könnte, und als Dramatiker übertrifft ihn Klinger, als Balladendichter Bürger, als Lyriker ist Claudius kein ungefährlicher Nebenbuhler, im realistischen Stil und in der Menschengestaltung Wagner sogar ein gefährlicher. Heute aber können wir sagen, was ihm über alle diese und spätere Dichter die große Überlegenheit gibt: nicht der Dichter, der Mensch Goethe hat über sie gesiegt.

In jedem Stadium seiner langen Entwicklung ist der Mensch, die Persönlichkeit Sieger geworden über eine Welt von Nebenbuhlern und Mitstrebenden, von Widersachern und Freunden, von Hemmungen und Förderungen, von Not und Glück, von Sorge und Hoffnung, von Lust und Leid, von Liebe und Haß, von Fragen und Antworten, von Schrecknissen und Tröstungen, von Mangel und Überfluß — von Kunst und Wissenschaft, von Politik und Gesellschaft: er ist immer wieder Herr geworden und Herr geblieben, er ist immer wieder ans Licht des Tages gelangt, so tief er auch in unterirdische Reiche hinabgestiegen war, Herr selbst über das Leben.

Eine erschöpfende und genügende Geschichte von Goethes Überwindungen, seine eigentliche Biographie ist bisher noch nicht geschrieben worden und kann vielleicht auch nicht geschrieben werden. Sie konnte nicht einmal von ihm selbst geschrieben werden; auch seine eigenen Memorabilien, Tagebücher, Autobiographien, Briefe usw. geben darüber keinen genügenden Aufschluß, sie konnten, ja sie wollten



K. Laszczka: Sohn des Künstlers.
Zum Essay von Victor Lederer.

das nicht einmal. Denn sie selbst waren ja auch wieder nur Mittel der Überwindung: abstoßen, etwas hinter sich bringen, fertig werden mit etwas, das war ihre Aufgabe. Und seine Dichtungen waren Emotionen. Der Begriff der Emotion als Erklärung der Kunst ist so recht von ihm abgeleitet worden. Sie waren Heilprozesse, namentlich der Werther, der Tasso, die Iphigenie, der Faust; seine Gedichte waren gelegentlich auch nur Experimente und Spielereien. Jedenfalls: er hatte überwunden, wenn die Dichtung fertig war, was er zu überwinden gehabt hatte, das starrt uns aber in ihnen, oft an ganz unscheinbaren Stellen, noch mit medusenhaften, schrecklichen Augen an. Er jedoch nahm sich sofort historisch, wenn er überwunden hatte, er entrückte sich, er schrieb in tiefstem Frieden über die Kriege und Revolutionen in sich: wie ein Geolog die Entwicklung der Erde beschreibt, die er doch nicht erlebt hat. Solche Beschreibung konnte wieder sehr poetisch und bedeutsam sein, aber die Krater waren längst erloschen.

Deshalb: der Mensch in Goethe war größer noch als der Dichter, der Dichter Goethe war nur Diener des Menschen Goethe (darin das gerade Gegenteil Ibsens) und deshalb übt der alte Goethe auf alle, die das große Erlebnis in ihm auch nur ahnen, einen immer größer und größer werdenden Reiz aus. Der junge Goethe, so glänzend, so hinreißend, so liebenswürdig, so bezaubernd — ist ein wundervolles Versprechen, deren es aber auch schon andere gegeben hat, ein Versprechen, wie es eigentlich mehr oder weniger jedes junge Genie ist, ein Versprechen, das die Götter fast nie halten, selbst wenn sie das Genie zur vollen Reife gelangen lassen — denn das Genie gelangt zur vollen Reife fast nur unter Aufopferung des Menschen — denn die Kunst heischt Menschenopfer und nährt sich am liebsten von jungen Genies. Auf allen seinen Entwicklungsstufen droht dem jungen Goethe immer wieder die Gefahr, von den Dämonen, mit denen er kämpft, verschlungen zu werden. Der alte Goethe aber ist die Erfüllung. Der ist Herr geworden. Nicht durch das Alter, das auch andere erreicht haben, nicht durch die Leistungen, die es auch bei anderen gibt, nicht durch Erfolge und äußere Triumphe, die andere in noch höherem Maße erlebt haben. — Der „glückliche Goethe" ist eine Fabel, nur möglich in einem Lande und einer Zeit, die die Künstler zur unanständigsten Bescheidenheit erzogen hat, zu einer Bescheidenheit, für die der Größenwahn nur eine andere Ausdrucksform oder gegen die er eine Art Notwehr ist. — Nein, der alte Goethe ist der Herr gewordene Mensch, der mit Werther geweint, mit

Faust gezweifelt, mit Tasso die Pein gekränkten Ehrgeizes erlitten hat, mit Orest durch die Hölle des Wahns geschritten ist, der geschaut und gesucht, sich allen Erscheinungen hingegeben hat, der in sich die ganze Entwicklung seiner Zeit mit erlebt und durchgekämpft und der sich doch immer wieder gefunden hat, der in die letzten Abgründe steigen, der sich an einen Freund, an eine Geliebte völlig wegschenken konnte, der alles mitgenoß und mitlitt, und der doch nie geschwächt und geschlagen, sondern immer nur siegreicher und kräftiger aus alledem hervorging, der immer er selbst blieb, nur genährt und gestärkt durch eben die, denen er sich freiwillig selbst vorgeworfen hatte.

Der alte Goethe ist deshalb die Gewähr für sich selbst. Dieses ganz Einzige hätten wir nicht ohne ihn, diesen menschlichen und geistigen Triumph ohnegleichen. Aber es ist ein Triumph, der weit über den Einzelwert, der Goethe heißt, hinausgeht. Was wir sonst an großen menschlichen Überwindern in der Geschichte haben, war von ganz anderer, gewöhnlich negativer Art. Die Helden und Märtyrer der Religionen, die Heiligen der Legende das waren die Selbstüberwinder, die Selbstabtöter, die großen Leidenden, die sich ihrem Gotte, ihrem Werke oder der Menschheit als Opfer, notfalls Glied für Glied, darbrachten: die Selbstverneiner und Selbstvernichter. Goethe aber ist der große Selbstbejaher, der Mensch, der „wieder Ja zum Leben sagt", in keinem Jenseits und Überirdischen den Sinn des Daseins sieht, der große Diesseitige, der selbst den Ewigkeitsgedanken und die Gottheit irdisch und diesseitig auffaßt, der an die Seelenwanderung glaubte, weil die Entwicklung und das Streben keine Grenze haben könne, der mit Spinoza Gott in die Welt und Natur hinein oder, was dasselbe ist, Welt und Natur in Gott hinaufzog, der das eine und das andere hinüber und herüber verwandelte, kurz, der auch diesen großen Gegensatz überwunden hat, und zwar nicht bloß als Philosoph rein geistig, sondern mit seiner ganzen Persönlichkeit, die Gegensätze nicht durchdenkend nur, sondern durchlebend, indem er sie in sich vereinigte, indem er sich durch sie in eine höhere Einheit, indem er in sich selbst das Göttlich-Menschliche, das Geistig-Natürliche zum Ausdruck und zur Darstellung brachte.

Die größte Dichtung, die Goethe schuf, war er selbst, und diese Schöpfung seinerselbst sehen wir eben erst im alten Goethe vollendet vor uns.

Goethe ist der erste volle moderne Mensch, der entchristlichte, der entnationalisierte, der freigewordene, wenn auch tief im Christentum

und im deutschen Volkstum wurzelnde, ja so tief im nationalen und religiösen Deutschtum wurzelnde Mensch, daß er fast der unmittelbarste dichterische Ausdruck für beide geworden ist und sogar sowohl das lutherische wie das katholische Deutschtum verklärend ausgedrückt hat, und dennoch oder vielleicht deshalb so weit und so hoch über den mütterlichen Boden hinausgewachsen, daß unter seinem Schatten alles, was ihn bedingt hat, zur Geschichte, zur Vergangenheit geworden, überwunden ist. Den ganzen Begriff dessen, was wir im Gegensatz zum Mittelalter und zur Reformation „modern" nennen, können wir von ihm ableiten. Er ist so sehr eine Scheide der Zeiten, daß man später vielleicht von einer vorgoethischen und einer nachgoethischen Epoche reden wird. Die „Schwächen", das was immer ihn noch mit seiner Zeit, mit Christentum, mit Deutschland verbindet, braucht man nicht zu übersehen: man kann Goethe gar nicht ungoethischer betrachten, als wenn man sich unkritisch mit Haut und Haar ihm hingibt; Goethe goethisch sehen heißt, auch ihn als Durchgang betrachten: wer durch Goethe derart gebannt wird, daß er sich durch ihn an eigener Entwicklung hindern läßt, daß er nicht mehr durch Goethe hindurch er selbst werden kann, für den ist Goethe eigentlich noch gar nicht erschienen, der lebt trotz aller Goetheverehrung noch in einer vorgoethischen Epoche — wie die fanatischen Christen meist noch Heiden sind.

Goethe selbst hat das große Beispiel gegeben: er zeigt uns am wunderbarsten, wie man als Verehrer überwinden kann. Wer hätte verehrungsvoller als Goethe die Antike, Shakespeare, Molière, Dichter und Denker aller Zeiten und Völker betrachtet und sie doch besser überwunden, wer sich freier im Anschauen der Anderen gemacht als er, wer sich pietätvoller noch in die kleinsten Individualitäten versenkt, ohne sich je auch nur an die größten zu verlieren?

Er ist gewiß kein Haltezeichen, sondern ein Wegweiser, aber da, wo er steht, beginnt ein neues Reich des Menschentums. Lerne wandern! ist das große Leitmotiv seines Wilhelm Meisters.

Vielleicht kommst du nicht weit, wenn du diesen Weg gehst, vielleicht befindest du dich am Ende deines Lebens noch immer im Schatten dieses mächtigen Zeichens, aber wandern mußt du, auch fort von diesem Zeichen, wo der Weg sich wendet. Er ist kein Kruzifix, vor ihm darfst du nicht nur in die Knie sinken, vor ihm darfst du vor allen Dingen nicht liegen bleiben. Er weist dich empor: wandere! Gehe weiter, entwickle, bemühe auch du dich immer strebend, verweile nur, um zu rasten, um

dich zu erquicken, um dich mit neuen Bildern zu erfüllen, um dich zu bereichern, aber sonst: weiter — und mag der Augenblick auch noch so schön sein.

Es ist deshalb auch keine unkritische Betrachtung und keine sklavische Beweihräucherung eines Großen, wenn ich Goethen die Bedeutung eines Weltenwendepunkts in der Geschichte der Menschheit gebe; Befreite hat es auch vor ihm schon gegeben, er aber ist der erste freie Freigeborene, der Freigebliebene, immer freier Werdende, frei nicht nur im Geiste (da hat er viele Vorgänger), sondern frei als Mensch, als Natur, als Künstler, als Persönlichkeit.

Eine Persönlichkeit, in deren Dienst die Geister der Vergangenheit freiwillig traten, eine Persönlichkeit, die nur werden konnte, was sie von Hause aus war, die es aber immer besser und besser wurde, die gleich Napoleon, nur in anderem Tempo, durch die geistigen Reiche Europas und des Orients zog, als hätten die Jahrtausende nur gelebt, ihm zu dienen.

Und so wurde die reichste und die geschlossenste Individualität, die wir kennen, der alte Goethe.

Redaktionelle Notizen.

Leo Berg.

Er war noch am Todestage in unserer Redaktion, sprach ausführlich über Schriften und Arbeiten, die ihn beschäftigen, sagte kluge Worte über Theater und Leben; und wir hatten die Freude, daß er uns einige Arbeiten in Aussicht stellte, insbesondere einen Essay: Der junge und der alte Goethe.

Am selben Tage ist Leo Berg verschieden.

Am selben Tage aber wurden noch zwei Arbeiten gestaltet, (deren eine über Goethe wir in diesem Hefte veröffentlichen) als ob er geahnt hätte, daß hinter ihm der Tod lauert. —

Wir verlieren in Leo Berg einen unserer tüchtigsten Mitarbeiter, wie die gesamte Literatur den Verlust eines großzügigen, durch und durch modernen, kulturell tiefen Essayisten beklagt. Wir werden noch auf das Schaffen und Wirken Leo Bergs zurückkommen, heute wollen wir nur den Ausdruck der Trauer über diesen jung Verstorbenen kundgeben.

A. Halbert.

Philipp Stein: Theodor Döring.

Zwei Döring-Briefe.

Am 17. August sind es dreißig Jahre, daß Theodor Döring gestorben, nachdem er, der Fünfundsiebzigjährige, am 15. Juni 1878 als Attinghausen von der Berliner Hofbühne, deren Stolz, Ruhm und Freude er mehr als dreißig Jahre gewesen, Abschied genommen hatte.

Zwei uns vorliegende Briefe des Meisters erneuern die Erinnerung an den eigenartigen, wertvollen Menschen, an die Meisterleistungen des für seine Kunst begeisterten, in ihr völlig lebenden Künstlers, an jene Meisterleistungen, die seinen Nachfolgern oft genug im Wege gestanden haben. Theodor Fontane hat es einmal, 1872, vorausgesagt: „Es ist Herrn Döring ein langes Fortleben über seine Lebenstage hinaus gesichert, und wenn wir alle nicht mehr sind, wird es noch dankbar von ihm heißen: ja, das waren Zeiten; davon können Sie sich gar keine Vorstellung machen.“

Der Freundschaftsbrief an den Herrn Polizeipräsidenten könnte heute geschrieben sein. In unserer Kunstwelt, wie sehr sich auch mancherlei verändert hat, geht es mutatis mutandis noch immer ähnlich zu. Die Börsenmänner sind immer noch so zitternd empfindlich wie zur Zeit des damaligen Papa Nikolaus. Und wenn wir auch in sozialpolitischer Weisheit es ziemlich weit gebracht, so wird doch auch jetzt noch die Tatsache der geschlossenen Läden an Sonntagen unter Umständen schmerzlich empfunden.

Von theatergeschichtlichem Interesse ist der andere Brief, gerichtet an Franz Dingelstedt, den damaligen Intendanten des Münchener Hoftheaters. In Bayerns Hauptstadt war 1854 eine große „Allgemeine Münchener Ausstellung“ geplant, zu der auch Deutschlands Künste wetteifernd sich einstellen sollten. Der Münchener Intendant wollte auch die dramatische Kunst in diesen Wettbewerb mit einbeziehen — er wagte, wie es Dingelstedt nach Verlauf des Gesamtgastspiel-Unternehmens bezeichnete, „den ersten Versuch, die bedeutendsten Kräfte der Schauspielkunst in einer einheitlichen Darstellung der größten deutschen Schauspiele zur Anschauung zu bringen, um dadurch der Nation ein möglichst vollkommenes Gesamtbild der gegenwärtigen Zustände ihrer dramatischen Kunst zu geben“.

Ein Gedanke war's, dem prinzipiell alle großen Künstler geneigt

sein mußten und deren Ausführung ja auch Seydelmann mit Döring zusammen schon geplant hatte. Aber von der prinzipiellen Zustimmung bis zur wirklichen Ausführung ist's ein weiter Schritt. Und als nun Dingelstedt mit der Bitte um Beteiligung an seinem Unternehmen sich an dreißig Künstler wendete, da erklärten sich nur zwölf bereit. Dörings Schreiben zeigt, wie freudig bereitwillig er die Idee aufgriff, wie er im Interesse des Ganzen sich unterzuordnen und auch an zweiter Stelle stehen wollte. Und doch war er damals bereits ein Erster. Er gehörte schon seit 1845 dem Berliner Königl. Schauspielhaus als Nachfolger Seydelmanns an und beherrschte als ein unbestritten ruhmvoll Anerkannter das ganze, weite Gebiet der tragischen Charakterrollen. Er besaß auch schon damals erstaunliche und unermüdliche Vielseitigkeit, wie die von ihm für sein Münchener Gastspiel vorgeschlagenen Partieen erkennen lassen.

Von den Rollen, die er in diesem Künstlerwettstreit so gern gespielt hätte, wurden ihm der Mephisto, der Dorfrichter Adam, der Carlos in „Clavigo", der Vansen im „Egmont" überwiesen. Außerdem aber konnte er den Wirt in der „Minna von Barnhelm", den Banditen Angelo in der „Emilia Galotti", den Wurm in „Kabale und Liebe", den Burleigh in „Maria Stuart" spielen. Er konnte mit diesem Ergebnis vollauf zufrieden sein; in diesen Rollen konnte er seine bezwingende Eigenart in den verschiedensten Aufgaben seines Faches zeigen. Die anderen Partieen, die er für sich vorgeschlagen hatte, konnte er nicht erhalten, da die betreffenden Stücke nicht gegeben wurden, mit Ausnahme des „Nathan". Den weisen Nathan aber mußte er Meister Anschütz überlassen — gewiß schweren Herzens, denn es war eine Meisterschöpfung und sichtlich auch eine Lieblingsschöpfung Dörings. In seiner Darstellung schied alles Lehrhafte und Tendenziöse völlig aus, das Liebenswürdige, Liebevolle, Herzliche, Grundgütige und in jedem Moment natürlich Schlichte, das sich hier in dem Spiel des Künstlers kundgab, hat diesen Nathan, den man lieben mußte, zu einer unvergeßlichen Gestalt gemacht. Noch jetzt müssen jedem, der diesen Nathan gesehen, köstliche Einzeldinge in der Erinnerung leben, so sein bezwingendes Spiel mit dem verbrannten Mantel des Tempelherrn.

Döring stand bei den Münchener Mustervorstellungen neben Emil Devrient, mit dessen Idealstil die Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit seiner realistischen Spielweise kontrastierte, im Vordergrund. Er erfüllte alle Darstellungen mit seinem Temperament, seiner warmherzigen Persönlichkeit. Vor allem aber siegreich war seine Kunst und Natürlichkeit der humoristischen Darstellung, die damals Theophil Gauthier begeistert gepriesen hat. Die Schülerszene seines Mephisto, später noch immer und immer wieder bewundert, wird schon damals als unerreichbar bezeichnet, sein Vansen wurde vorbildlich, und sein „Dorfrichter Adam" gewann erst recht eigentlich den „Zerbrochenen Krug" für die Bühne.

Waren nun aber die großen Erwartungen, mit denen Dingelstedt und Döring an diese „Mustervorstellungen" herangetreten waren, in Erfüllung gegangen? Dingelstedt selbst erklärte sich für befriedigt; es schien ihm, „daß einmal unwiderleglich und schlagend der Beweis geführt worden, es sei möglich, aus den vornehmsten deutschen Bühnen eine allgemeine deutsche Musterbühne zusammenzustellen". Aber der Geschichtsschreiber deutscher Schauspielkunst, Eduard Devrient, sah in dem Ganzen nur eine Virtuosenausstellung, bei der niemand daran denken konnte, sich unterzuordnen, in Ton, Haltung, Rhythmus der Gesamtwirkung aufzugehen. Immerhin hat Franz Dingelstedt Großes gewollt und vor Allem durch künstlerische Regietaten Verdienstvolles geleistet.

Bildende Kunst.

Zu den Kunstbeilagen.

Zehn Jahre polnischer Kunst.

Die nationalen Kunstschulen der Slawen sind ein Ergebnis der jüngsten Zeit. Speziell auf dem Gebiete der bildenden Künste. Die Kontinuität der Entwicklung (wie sie für Dichtkunst und Musik wenigstens durch die Folklore lebendig bleibt) fehlt ja hier vollkommen. Nicht die nachahmende Kunst — nur die nachgeahmte Natur trägt nationale Züge. Die heimatliche Landschaft, ihr Gesichtstypus, ihre Trachten — das ist alles, was der bildende slawische Künstler seinem Volkstum entlehnen konnte. Traditionen des künstlerisch schaffenden Geistes existierten für ihn in der Heimat nicht. Von Traditionen künstlerischer Technik nicht erst zu reden. So ergibt sich der große Unterschied: Die Grundlagen slawischer Musik sind autochthon. Die Grundlagen der bildenden Künste bei den Slawen sind importiert. Dort ein Auflösen nationaler Elemente in der internationalen Flut, hier das Herauskristallisieren nationaler Schulen aus der kosmopolitischen Strömung.

Trotzdem würde man zu weit gehen, wenn man in den heutigen slawischen Verbänden bildender Künstler nur wirtschaftliche Vereinigungen sehen wollte. Sowohl der „Manes", die führende tschechische Vereinigung, als auch die „Sztuka", der bedeutendste polnische Künstlerbund, gewinnen von Jahr zu Jahr eine deutlicher ausgeprägte nationale Note: Es sind nicht so die künstlerischen Formen (Linien, Farben etc.), nicht so die Technik und Artistik, die nationales Gepräge erhalten, — es sind die Ideen, die geistigen Triebkräfte, die Gefühlswelten der Nation, die in der Kunst nach Gestaltung, nach einem Schein der Unsterblichkeit ringen. Sie sind es, die den Bildwerken der einzelnen Völker den Stempel des Volkstums, des nationalen Empfindens, des Ringens, Kämpfens, Jubelns und Trauerns der Nation aufdrücken. Der Geist des Volkes dringt in die Materie ein — darin liegt die Nationalisierung der bildenden Künste. Sie ist gleichbedeutend mit durchgeistigterer Weltanschauung. Sie ist — wo sie restlos zum Durchbruch kommt — der Sieg des Geistes über die Materie.

Darin liegt der künstlerische Wert nationaler Kunst. Darin beruht auch die erziehliche Bedeutung slawischer Kunst für uns Deutsche.

Hochverehr

Endlich b
Bruder mir al
den Auftrag
auszusprechen
welche Sie -
würdige Frau
in Gratz an
einem aus-
gebildeten S
ich, Stelle g
von Ihnen
zu finden,
auszusprechen,
mir schon
mit einer
freundl Ha
verpflichtet,
Kenntschaft

Sr. Hochwohlgeboren

dem Herrn Baron von Päumann

k. k. Polizei Director

in

v. G. Gratz.

Hochge

Sie

geehrtes Schr

eine Post von

contractliche

von Hannov

lassen die

wurde mir

Beschäftigung

ich bin,

beantworten,

Genüge zu

Unternehmen

gesst, worauf

mir nicht

Zweifel heg

einigung d

insofern jed

Notabilität

Kunst, auch

in dieser od

auch der



Man hatte in Wien Gelegenheit, die genannte Entwicklung besonders bei den Polen zu beobachten. Vor Jahren lernte man von polnischen Malern Grottger kennen, Siemiradzki u. a., dann Brand, Kowalski — lauter Polen, die sich nicht nur die französische und deutsche Pinselführung, sondern auch die Weltbetrachtung dieser Völker aneigneten. Glatte Kosmopoliten.. Aus Polen gebürtige Maler, keine polnische Malerei . . . Matejko begann dann schon etwas anders zu arten. Nicht sezessionistisch gerade, aber „anders" . . . Bald bunt und lebensfroh, bald matt und melancholisch . . . „Breit", sagten die „Kenner". . . Und taten Matejko als Lehrer in Verruf. (Obwohl die Zukunft lehrte, daß gerade aus seiner Schule die genialsten polnischen Maler — Wyspianski z. B. — hervorgehen konnten!) Aber auch Matejko war noch keine scharf ausgeprägte künstlerische Individualität. Mehr lavierend als intendierend . . .

Erst in den neunziger Jahren zogen zwei Polen die Blicke der Kunstwelt auf sich, die ein scharf umrissenes Ziel vor Augen, sich selbst und ihren Landsleuten eine stolzere Devise gaben: Zwischen Pinsel und Welt sich selbst zu stellen, nicht nur die Außenwelt der Erscheinungen nachzubilden, sondern auch die Welt der Ideen, der Gedanken, der Gefühle . . .

Jan Stanislawski und Stanislaw Wyspianski waren die Väter dieser polnischen Sezession. Sie waren es, die zuerst nationalpolnischen Geist in die bildenden Künste trugen. Wyspianski war ein Original, dessen Phantasie ganz in der nationalen Vergangenheit lebte. Stanislawski hingegen ein Mann, der voll und ganz für die Zukunft wirkte. So ergänzten sie einander. Wyspianski dichtete und malte polnische Vergangenheit, Stanislawski aber war es, der im Jahre 1897 — also vor zehn Jahren — die „Sztuka" als einen nationalen Verband ins Leben rief, Malertalente unter seinen Landsleuten entdeckte, heranbildete und immer von neuem anspornte. Die neu errichtete Akademie zu Krakau, an der er zum Professor bestellt wurde, war binnen kurzem die Kunstzentrale, nicht nur für Österreichisch-, sondern auch für Russisch-Polen (Stanislawski selbst war ja in Kiew zu Hause). Krakau wurde das polnische München.

Die bedeutendsten Vertreter dieser jungpolnischen Künstlerkolonie lernte man auch bald in Wien kennen. So vor allem Stanislawskis Kollegen im Lehramt Axentowicz und Falat und auch andere. Der Hagenbund war es, der in Wien der Sztuka Gastfreundschaft gewährte und uns ihre Ausstellungen vermittelte. Und von einem Mal zum andern waren ersichtliche Fortschritte zu verzeichnen.

* * *

Vor einem Jahre nun ist dieser Stanislawski gestorben. Auch sein bedeutendster Mitstreiter Wyspianski, der phantasiebegabteste Romantiker unter den jungpolnischen Künstlern, ist ihm wenige Monate später nachgefolgt. Die Liebe der Jünger aber hat die Werke der Meister zusammengetragen, um alsbald nach dem Tode der beiden

Großen der Welt ein Bild ihres Wirkens zu entrollen.

Wien war auch diesmal ihre erste Station. Und der umfassende Rückblick auf das gesammelt vor uns liegende Lebenswerk der beiden Großmeister der jungen polnischen Kunst verlieh der diesjährigen Ausstellung der „Sztuka" (wiederum in den Räumen des Hagenbundes) eine höhere Weihe. Zugleich auch erhöhtes Interesse in allen Kunstkreisen. Halb Erinnerungsausstellung Dahingegangener, halb Probebühne der Kommenden, zwischen drin die Werke der anerkannten lebenden Meister — die Hallen des Hagenbundes glichen diesmal einem Janustempel, mit dem einen Gesichte des Gottes die Vergangenheit messend, das andere sinnvoll der Zukunft zugekehrt . . .

Zehn Jahre polnischer Kunst! . . . Es sind im Grunde nicht mehr, von denen man reden kann. Und welch' respektable, ja vielfach bewundernswerte Höhe ist in so kurzer Zeit erreicht worden! Gestehen wir es offen: Wir haben in Wien in letzter Zeit wenig Ausstellungen gesehen, bei denen das Durchschnittsniveau demjenigen dieser polnischen Heerschau gleichkam.

Stanislawski und Wyspianski nehmen begreiflicherweise den weitesten Raum ein. Ihr Lebenswerk liegt vor uns ausgebreitet, und es bietet sich Gelegenheit, den im Leben oft Verkannten oder unrichtig Beurteilten von höherer Warte gerecht zu werden.

Welch ein Gegensatz diese zwei! Stanislawski als Mensch ein Riese, groß und kräftig (Mehoffer hat ihn gemalt), Wyspianski sein Leben lang kränkelnd, siech . . . Stanislawski eine große Kunst auf kleine und ganz kleine Bilder verwendend, Stanislawski mit oft nicht so reifer als kühner Kunst ins Große strebend, ins Ideenreiche . . . Stanislawski ein Landschaftsmaler von höchster Naturtreue, immer bestrebt, die Eigenart der heimischen Landschaft herauszuarbeiten, sozusagen ein Realimpressionist, der vor allem das Erdreich der Heimat liebte . . . Wyspianski das Gegenteil: ein Romantiker durch und durch, nicht (wie Stanislawski) den Schönheiten der Natur, sondern denen seiner Ideen nachhängend, nicht das polnische Land, sondern den polnischen Geist malend, phantasievoll bis zum Phantastischen . . .

Er war auch Dichter, dieser Wyspianski . . . Hat Dramen geschrieben, die an Maeterlinck erinnern und nationale Sagenelemente in phantastische Beleuchtung rücken . . . Hat auch eine eigene Bühne für diese Stücke zurechtgezimmert . . . Von höchster, packender Einfachheit . . . Packend, weil man über das Eckige der Formen hinwegsieht und sich unwillkürlich im Banne der Idee fühlt, über der auch der Betrachter den Stoff vergißt . . . Ebenso suggestiv wirken seine dekorativen Panneaus. Oder seine phantastischen, die Unsterblichkeit verherrlichenden Zeichnungen zur Ilias. Oder das Bild „Maternitas" . . . . Schon der Name sagt, daß die Idee gemalt sein soll . . . Oder gar seine Bilder von nationalem Hintergrund! Bilder von Schauspielern in den Kostümen seiner nationalen Dramen. Oder seine historischen Land-

schaften ... Hinter Farben und Linien steht jubelnd bald und bald trauernd der melancholisch-sehnsüchtige Nationalpole, der sein Vaterland noch immer nicht verloren gibt und (just wie der Tscheche!) vielleicht nur deshalb von dem nationalen Königreiche schwärmt, weil er es nicht hat ... Stanislaw Wyspianski ist Stimmungskünstler bis zum Extrem: seine Kunst ist nicht Darstellung, sondern Ausdruck; Musik in Tönen. Fast möchte ich sagen, er sei die stärkere, urwüchsigere Natur, wenn nicht bei Stanislawski wieder jener rastlose Fleiß, der das Genie ausmacht, die hohe und vornehme Kunst der technischen Arbeit sowie — last, not least — die Fruchtbarkeit seiner Lehrtätigkeit in die Wagschale zu werfen wären. Stanislawskis mit Meisterschaft gesehene Bilder aus der Tatra z. B., aus Kiew, aus Kleinrußland oder sein prächtiger „Abend" etc. etc. sind Studienobjekte allerersten Ranges. An ihnen kann man lernen, während Wyspianski eben nur anregen kann.

Merkwürdig aber: wir finden trotzdem unter den jungen Polen mehr Verwandte Wyspianskis als Stanislawskis; mehr „Originale" als „Schüler" ... Kein schlechtes Zeichen! Mag auch bisweilen unter dem allzustarken Charakterisierungsbestreben die formale Schönheit leiden.

Man sehe z. B. diesen Bildhauer Xavery Dunikowski! In seiner Technik vielfach von Klinger beeinflußt, ist er als Ausdruckskünstler vollkommener Revolutionär. Ein Revolutionär — in Symbolen. In Symbolen von erschütternder, gegebenenfalls auch rücksichtslos häßlicher Charakteristik. Bildet er eine Büste seiner Mutter — so sehen wir in den Zügen nur Sorge, Liebe und Not ... Und seine „Frauengestalten", im Stadium der keimenden Mutterschaft dargestellt, sind keine lebensfrohen Geschöpfe, sondern unglückliche, die Weltordnung anklagende Schreckgestalten. Diese Wasserköpfe! Und diese geisterhaft verblödeten Augen! Das sind Figuren aus dem Nachtasyl und als solche Kulturdokumente der dekadenten Menschheit. Und mitten unter diesen Gestalten steht das „Fatum" ... Ein Koloß, der mit dem Nicken seines riesenhaften Schädels einen Menschen erschlägt. „Nach meinem Kopfe geht es und nicht nach deinem!" ... So schreit uns das Schicksal aus Dunikowskis Bildwerken entgegen ... Und wir erinnern uns, daß dieser Kopf des Fatums auch auf das ganze polnische Volk geschlagen und es als Nation zertrümmert hat ... Und denken an Revolutionen in Warschau ... Und an Richard Wagners „Polonia" ... Und an Heinesche Gedichte ... Die Ideen, die in der Wirklichkeit keinen Raum haben, flüchten in das Reich der Kunst ...

Ein weiterer Revolutionär ist L e p l a, wohl der tiefgründigste Plastiker unter den Polen, der wie selten einer (außer Rodin) meisterhafte Technik und Formschönheit mit bewußter Charakteristik zu vereinigen weiß. Man sehe nur sein Selbstporträt (Büste)! Das ist der leibhaftige polnische Nationalgeist: halb energisch und halb träumerisch, halb resigniert und halb revolutionär ... Im Auge aber ein

Trotz, der in die Welt sprüht: Mich werdet ihr nicht beugen! . . . Oder den „Denker"! Ja — selbst dieser „obdachlose Hund" da ist weniger hilflos als trotzig im Ausdruck. Ein „obdachloser Hund"? . . . Man denkt unwillkürlich an den landesflüchtigen Polen (Lepla lebt in Paris) und erkennt selbst in solchen Figuren den symbolisierenden nationalen Einschlag. Ein wahres Meisterstück stimmungsvoller Plastik ist auch die „Droschke".

Die Plastik hat überhaupt einige glänzende Vertreter unter den Polen: Ich nenne Ludwig Puget, der auch gern Hunde darstellt (bei ihm ist es allerdings das treue Haustier, der Freund seiner Herrin!), ferner Szczepkowski, Ostrowski und Laszczka, die Porträtbüsten von minutiös-feiner, französierender Arbeit bevorzugen und hinter den besten französischen Mustern nicht zurückbleiben. Dann wäre auch noch Edw. Wittigs zu gedenken, von dem zwei bemerkenswerte Werke zu sehen sind: Eine prächtige Bronze „Herausforderung" und ein feines Damenporträt in Marmor, in der ganzen Haltung (eine Dame in langem Kleid, sitzend langhingestreckt) an das Elisabethdenkmal Wilferts in Franzensbad erinnernd.

Unter den polnischen Malern steht uns Axentowicz am nächsten. Man kennt ihn längst als den Maler schöner Frauen, als einen ganz Großen in der Kunst der Pinselführung. Bei ihm ist alles formvollendete Schönheit, französische Grazie mit einigen Tropfen polnischer Melancholie. Sozusagen ein polnischer Reznicek. Nur aus dem Erotischen ins Schwärmerische übersetzt.

Von ihm und Stanislawski gleichermaßen beeinflußt erscheinen Chelmonski (stellte eine prächtige „Fahrt im Winter" aus), Czajkowski, Neumann, Sichulski, Zak u. a. Besonders Czaikowski scheint den Duft von Axentowicz' Bildern überkommen zu haben. Eine selbständigere Stellung nimmt Ruszczyc ein, der gerne auf eine spezifische Illusion hinarbeitet.

Das Umflorte, Geheimnisvolle in der Landschaft wird von Falat bevorzugt, während Weiß wieder die helle Tönung übertreibt. Ein vornehm selbständiger Künstler, der die alten Meister (vor allem Rembrandt) gut studiert hat, ist Pankiewicz. Das Bild seiner Mutter mit dem dunklen Hintergrunde gehört zu den hervorragendsten Leistungen polnischer Malerei. Es könnte auch „Mutter Sorge" überschrieben sein. Ein sorgenvoll durchfurchtes Frauengesicht, die Hand an den Augen, wie um in die Zukunft auszuspähen — es ist ein unmittelbar packendes Gemälde. Ähnlich wirksame Farbengegensätze wie Pankiewicz hat auch Wyczolkowski, nur verwendet sie dieser besonders zu Blumenstücken. Hervorragendes leistet dieser Wyczolkowski auch als Graphiker. Als Darsteller charakteristischer Nationaltrachten und -Typen zeigen Hochmann, Jarocki, Sichulski u. a. ein sehr beachtenswertes Talent. Der hervorragendste unter den Malern dieser Richtung, überhaupt derjenige, der unter den Lebenden die am schärfsten ausgesprochene nationale Malweise zur Schau



T. Axentowicz: Bäuerinnen.
Zum Essay von Victor Lederer.

trägt, scheint allerdings Mehoffer zu sein, ein in seiner Heimat sehr angesehener Künstler, der manche Berührungspunkte mit dem Tschechen Brožik aufweist.

Natürlich ist mit den hier genannten Namen die Liste polnischer Künstler noch lange nicht erschöpft. Es war bei weitem nicht möglich, alle Mitglieder der „Sztuka" zu berücksichtigen. Und auch diese ist ja nur ein polnischer Künstlerverein, zwar der hervorragendste, dem von den großen Künstlern fast alle angehören, aber keineswegs der einzige.

Zehn Jahre polnischer Kunst! Das erste Jubiläum der „Sztuka"! . . . Man muß anerkennen, daß die polnische Kunst in diesen 10 Jahren sich zu einer staunenswerten Höhe erhoben und — ohne die Fühlung mit den Nachbarn zu verlieren — eine Selbständigkeit gewonnen hat, die nur aus der großen Zahl vorhandener Talente erklärbar ist.

Dr. Viktor Lederer (Wien).

— — — — — —

Ein Händedruck.

(Text zum Stierfechter.)

Ich hatte einmal einen Freund. Er zähmte Löwen.

Ich sehe ihn noch vor mir, schlank und blaß, mit seinem stillen Antlitz. Wir fuhren mit einem Dampfschiff aus der Stadt und in einem leeren Garten saßen wir zusammen unter grünen Bäumen am Flussesrand.

Stunde auf Stunde starrte er schweigend in den Rauch seiner Zigaretten gehüllt auf das fließende Wasser hinab.

„Woran denken Sie?" fragte ich.

Er antwortete nicht.

„Woran denken Sie?" wiederholte ich.

Er verblieb still.

Die Zigaretten, die er hatte fallen lassen, lagen um ihn wie ein weißer Kreis.

Als ich mich aber erhob, um einen Augenblick zu gehen, nur die Füße zu rühren während dieser unbeweglichen Stille, die meine Kehle fast zusammenschnürte, wandte er seinen Kopf mit einem Aufflackern von Unruhe oder Angst in seinen Augen kurz um.

„Gehen Sie?" sagte er schnell.

Ich antwortete:

„Batty, wohin sollte ich gehen?"

Und ich setzte mich von neuem, und wieder saßen wir schweigend unter den stillen Bäumen da, während der Fluß rann.

Es konnte sich aber auch bisweilen ereignen, daß Batty, während er auf das Wasser starrte, zu reden begann:

„Es gibt keinen Fluß," sagte er mit seiner leisen Stimme, die gleichsam nur einen Ton kannte: „Es gibt keinen Fluß, der so schön ist als die Moldau."

„Ja," antwortete ich, „die Moldau ist schön."

Batty saß mit den Händen um seine Knie gefaltet.

„Zu Hause hatten wir gleich hinter der Kirche eine Furt, — dort wateten wir, alle wir Knaben. Ich konnte aber schwimmen, und wenn die großen Holzflöße kamen — ah, die Wälder sind in

Böhmen so herrlich — dann schwamm ich hinaus und schwang mich auf die Planken und stand mitten auf dem Floß auf dem Kopf . . . während sie riefen, alle Knaben am Ufer — — und die Mutter kam herbeigelaufen, und sie schrie vor Angst . . . sie war so schön, meine Mutter — —"

Batty schwieg eine Weile.

Dann sagte er:

„Wie klar sie ist, die Moldau."

Und Batty fuhr fort von seinen Kindheitstagen dort zu Hause und der Hobelbank des Vaters zu erzählen, wo die Späne flogen:

„Ich glaubte immer, daß die Späne lebten," sagte er.

Und von der Mutter, die abends auf einem Stein am Giebel saß.

„Denn die Mutter war aus der Stadt," sagte er.

„Aber alle wir Kinder spielten vor der Kirche."

Batty schwieg.

Und leise sagte ich:

„Aber, wie kam denn alles dies, Batty?

Sein schmales Antlitz bewegte sich nicht, während er sagte:

„Wir wurden so arm."

Das war alles. Und er sprach nicht mehr.

Aber die meisten Tage saß er schweigend da, mit den schweren Augen auf das Wasser gerichtet, unbeweglich.

Ich wandte Blätter eines Buches auf meinen Knien, und Stunde verging auf Stunde.

„Batty," sagte ich, „worauf starren Sie?"

„Ich sehe Hektors Augen vor mir," sagte er langsam und rührte sich nicht.

Ich fühlte, wie kalter Schauer mir den Rücken niederlief . . .

Am Abend während der Vorstellung im Zirkus wartete ich in meiner Loge auf die Löwennummer. Trommelwirbel ertönte. Das war das Signal, und langsam wurde der Löwenkäfig in die Manege gerollt. Hinter den blutroten Wänden brummten die Bestien leise.

Ich ging nieder.

Batty stand hinter dem Vorhang der Manege, schlank und so weiß, daß das Weiß seines Gesichts leuchtete.

Der Trommelwirbel ertönte immer noch:

— Jetzt.

„Leben Sie wohl!" und Batty ergriff meine Hand — mit einem Händedruck, der so fest und schnell, plötzlich wie ein Schmerz war — und ließ sie von neuem los.

„Leben Sie wohl!"

Und er war gegangen — — — dort hinein.

— — — — — —

Er lebt nicht mehr. Sein Leben war kurz. Hektor zerriß ihn eines Abends in Blois, auf einem Markt.

Aber an seinen Händedruck dachte ich, während ich den Stierfechter betrachtete, dessen Lanze ihm, jetzt, in einer Sekunde den Sieg oder — den Tod gebracht hat.

Hermann Bang.

Stimme des Abends.

(Richard Dehmel.)

Conrad Ansorge, Op. 15. № 1.



E. 1083 R.

Mit gütiger Erlaubnis des Verlages „Drei Lilien", Berlin-Halensee.


Hal - - - - men, Zwei - gen ein lei - ses
Nei - - gen.
Dir ist als
Hörst Du die Ne - bel stei - gen,
Du horchst und nun:
cresc.
E. 1083. R.


p zart
Dir wird
als störst Du
quasi religioso
mit Dei-nen Schuh'n ihr
Schwei - - - - gen.
p
Ped. sempre
sempre decresc.
ppp
Ped. sempre

E. 1083 R.

Faksimile aus der einaktigen komischen Oper „Fischer und Chalif“ von Felix Draeseke.



Eigentum des Komponisten Geh. Hofrat Prof. **Felix Draeseke**, Dresden.

Zu den Musikbeigaben.

Felix Draeseke.

Als einer der Letzten aus großen Zeiten, als einer der wenigen unter den Mitlebenden, welche noch persönlich den gewaltigen Musikgenien des vorigen Jahrhunderts, Wagner und Liszt in die Augen schauen durften und von ihnen Freunde genannt wurden, ist Felix Draeseke uns geblieben. Man könnte ihn, dem Alter nach, als Verbindungsglied zwischen zwei Generationen, als Mittelsperson zwischen der älteren, rein idealistischen, und der jüngeren, etwas materialistischer gefärbten Richtung innerhalb der neudeutschen Schule bezeichnen — wenn er nicht selbst vor kurzem jede Gemeinschaft mit den Größen der Gegenwart abgestritten und ihre Ziele als schädigend und verwerflich dargestellt hätte. Aus jahrelanger, bescheidener Zurückhaltung plötzlich hervortretend, hat er mit seinen Bußpredigten über die angebliche „Konfusion in der Musik" das Signal zu einem heftigen Kampf gegen den Modernismus in der Tonkunst gegeben und sich zu den entschiedensten Gegnern der Hauptströmungen unserer heutigen Produktion bekannt.

Es war ein eigentümliches Bild, denjenigen Mann gegen den natürlichen Erneuerungsprozeß kämpfen zu sehen, welcher einst mit Worten und Taten sich als einer der begeistertsten Anhänger und Verfechter des Fortschrittes ausgewiesen hatte. Mögen die Gründe, welche den stillen, einsamen Draeseke neuerdings auf den Kampfplatz getrieben haben, sein, welcher Art sie wollen — an der Ehrlichkeit und Überzeugungstreue seiner Ansichten dürfen wir nicht zweifeln. Eigennützige Motive können seinem Vorgehen nicht zugrunde gelegen haben. War jener Schritt doch politisch sicher so unklug wie nur möglich. Durch die Verfeindung mit den musikalischen Machthabern der Gegenwart zog Draeseke den Kreis seiner Anhänger noch enger, als er je zuvor gewesen. Hatte er sich durch sein Bekenntnis zu Wagner und Liszt mit Zünftlern und Akademikern überworfen, so entfremdete er sich auch noch die geistig regsame Gegenpartei und stand jetzt ganz allein — eine selbstbewußte, unbeugsame Erscheinung, bereit, jedem Sturme zu trotzen.

Dieses sichere Gefühl des eigenen Wertes, diese entschlossene Charakterstärke, welche unbekümmert um persönlich schädigende Folgen der vermeintlich oberflächlichen Mode frei und rückhaltlos entgegentritt, mag bei Draeseke nicht wenig durch das Gefühl unverdien-

ter Zurücksetzung verstärkt worden sein. Er ist eine jener typisch mitteldeutschen Persönlichkeiten, die nie nach Beifall haschen, nie auf Vorteile blicken, nie günstige Situationen geschäftlich gut auszunutzen wissen, nie ihren eigenen Wert aus sich heraus zur Geltung bringen wollen. Die im Gegenteil alle Anerkennung von der Einsicht und dem Verständnis ihrer Mitmenschen erwarten. Deren puritanische Gesinnung so weit geht, daß sie eher Schaden leiden, als den Anschein der Koketterie mit dem Publikum auf sich laden wollen. Ihre Hände sollen rein bleiben vom Schmutze des Alltags, ihr Stolz empört sich bei dem Gedanken, den geringsten Vorteil eigenem Bemühen zu verdanken. Hart und streng gegen sich selbst, messen sie ihre Kunstgenossen mit gleichem Maße. Und wo sie einer Unkorrektheit, einer Unehrlichkeit, einem Schädling zu begegnen vermeinen, da erheben sie laut ihre Stimme. Sie, die für sich selbst nie einen Finger zu rühren wagen, werden von einer Berserkerwut gepackt, wenn sie die Heiligkeit ihrer Sache bedroht glauben. Ob ihre Wahrnehmung der Wirklichkeit entspricht oder nicht, gilt gleichviel. Der Anschein allein genügt ihnen, um außer sich zu geraten und rücksichtslos um sich zu schlagen. —

Wie nennt man solche Leute? Lebenspraktiker?

Das scheue Zurückweichen vor der Öffentlichkeit, die peinliche Furcht vor jeder persönlichen Aufdringlichkeit, die Neigung zur Absonderung vom großen Haufen ist bei Draeseke schon von Jugend auf vorhanden gewesen. Zunehmendes Alter hat die Einsiedlertriebe nur verstärkt. Das Weltfremde bildet ein Grundelement seiner Natur. Sein persönliches Leben steht unter dem Einfluß dieses Charakterzuges, und in der Ausübung seiner Kunst, in der Art seines Schaffens spiegelt er sich gleichfalls wider.

Sein äußerer Entwickelungsgang weist die denkbar einfachsten Linien auf. Am 7. Oktober 1835 zu Coburg geboren, widmete er sich zunächst am Leipziger Konservatorium Klavier- und Kompositionsstudien. Doch nie betätigte er sich öffentlich als Ausübender. Nervosität und Mangel an Selbstvertrauen mögen es kaum gewesen sein, welche diese starke und gesunde Natur vom Podium fernhielten. Eher wohl die Furcht davor, die geheimsten Empfindungen, die zartesten Regungen der eigenen Seele selbst öffentlich auszustellen, Dinge, welche der Mensch nur in Augenblicken der Erhebung erlebt, persönlich auf den Markt zu tragen.

Und doch drängt es den Künstler, das, was er in solchen Momenten innerlich erschaut, darzustellen und mitzuteilen. Der Keuschheit und Verschlossenheit seines Wesens stellt sich der Wunsch entgegen, andere teilnehmen zu lassen an dem, was ihn bewegt, durch ihr Interesse sich selbst wieder zu steigern und zu höheren Gipfeln emporzuschwingen. Fühlte eine Natur wie Draeseke schöpferische Kräfte in sich, so konnte er sie nur den strengsten, idealsten Aufgaben zuführen, welche seine Zeit ihm bot. Wenig

vermochten ihn die Ziele zu befriedigen, welche ihm die spießbürgerlichen Pädagogen des Konservatoriums zeigten — so dankbar er auch seinen Lehrern für die Kenntnis der technischen Hilfsmittel war. Seine Fähigkeiten zu erproben, seine reichen Gaben in Fluß zu bringen, stellte er sich andere Aufgaben, als die ängstlichen Hüter der damaligen offiziellen Kunst erlaubten. Jung und begeisterungsfähig für alles, was ihm rein und echt erschien, wandte er sich mit Entschiedenheit den Verkündern eines neuen Kunstevangeliums zu. Wagner war auf den Plan getreten, Liszt ebnete ihm die Wege. Mutig schloß Draeseke sich ihnen und ihren Gesinnungsgenossen an. Der Freundeskreis, welcher sich in Weimar um Liszt gruppierte, und dem als vornehmste Mitglieder Peter Cornelius, Hans von Bülow, Joachim Raff angehörten, empfing durch sein Dazutreten eine der wertvollsten Bereicherungen. Die geistigen Bande, welche sich damals knüpften, hielten für das ganze Leben. Auch als im Wechsel der Jahre die Bundesgenossen räumlich getrennt wurden, als äußere Veranlassungen sie auseinandertrieben, blieb der innige Kontakt gewahrt. Stets waren sie geistig verbunden. Den „nächsten und treuesten meiner musikalischen Freunde" nennt Peter Cornelius seinen Felix.

Von Cornelius stammt auch eine humoristisch feinsinnige Bemerkung über Draesekes Kunst. „Ich möchte ihn," schreibt er an Alexander Ritter, „zu den nachsintflutlichen Geistern rechnen, im Gegensatz zu den vorsintflutlichen Tieren. Man könnte den Vergleich ausführen, vielleicht in eine Sackgasse damit rennen — aber eine Sackgasse ist doch immer auch eine Gasse. Du weißt, ich schimpfte ihn einmal Partiturlümmel; er lachte sehr darüber, aber es ist im Ernste auch wahr. Er schreibt reingeistig, nicht für Aufführungen. Die Quinten seiner künstlerischen Konsequenzen sind zu gesättigt rein gestimmt, zu richtig — deshalb bringen sie nachher im Ganzen den Mißklang hervor."

Leise rührt Cornelius hier an den Punkt, wo Draesekes Eigenart bedenklich und für die Verbreitung seiner Kunst verhängnisvoll wird. Die Sehnsucht nach weltfernen Idealen, das Schweben in abstrakten Regionen, die kühle, hohe Reinheit und Vergeistigung alles Stofflichen — das war es, was Draeseke etwas abseits stellte und die Blicke der Zeitgenossen von ihm ablenkte. Es ist eine Art Scheu vor der herben, rücksichtslos fordernden Energie des Alten, welche eine ungerechte Vernachlässigung seines Schaffens verursacht hat.

Die Zahl seiner Werke ist nicht allzu erheblich. Drei Sinfonien, unter ihnen die imposante Tragica, ein Requiem, eine Messe, das dreiteilige Mysterium „Christus" hat er der Konzertliteratur gegeben. Von seinen Opern sind „König Sigurd", „Gudrun" und „Herrat" fast nur dem Namen nach bekannt geworden. Dagegen begegnete der komische Einakter „Fischer und Kalif" bei der Uraufführung in Prag einem herzlichen Willkommen — ohne daß sich eine zweite Bühne bis jetzt, trotz der herrschenden No-

vitätenkalamität, veranlaßt gesehen hätte, das Werk in ihr Repertoire aufzunehmen.

Draesekes Neigung zu kunstvoller Arbeit, seine Sonderbegabung für eine feinverschlungene polyphone Satzweise hat ihm von mancher Seite den Vorwurf einseitig kontrapunktischer Künstelei eingetragen. Wer sich in seine Werke hineinzusenken, wer die Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes nach ihren eigenen Gesetzen zu ergründen und zu begreifen vermag, wird unter der scheinbaren Kühle marmorner Architektonik bald unterirdische Ströme tiefer Empfindung brausen hören, und den Pulsschlag des aus inneren Trieben schaffenden Musikers fühlen.

Ein stiller Zuschauer des Lebens, durch ein schweres Gehörleiden noch mehr als durch sein zurückhaltendes Wesen vom Außenverkehr abgeschlossen, hat Draeseke seit 1876 Dresden zu seinem ständigen Wohnsitz gewählt. Eine kurze Wanderzeit führte ihn nach der französischen Schweiz, wo er als Klavierlehrer tätig war. Die Tagesmode hat ihn zeitweise in den Schatten gestellt. Und doch wird er und seine vornehme Kunst den Besten der Lebenden immer nahe bleiben. Mag er auch gelegentlich etwas poltern — wir werden uns die Freude an seiner prächtigen Künstlererscheinung dadurch nicht schmälern lassen und stets mit inniger Verehrung zu ihm aufblicken.

Berlin. Paul Bekker.

Literarische Berichte.

Aus der Gedankenwelt großer Geister. Eine Sammlung von Auswahlbänden herausgegeben von L. Brieger-Wasservogel. 1. Band: Voltaire, bearbeitet von Dr. Käthe Schirmacher. 2. Band: Lessing, bearbeitet von Th. Kapstein. Preis brosch. 2,50; geb. 3,00. Stuttgart, Verlag von R. Lutz.

Es läßt sich darüber streiten, ob eine Wiederbelebung allgemeinsten Interesses an früherer Literatur nur möglich ist, wenn man, wie der Herausgeber meint, dem Publikum die Endresultate und die Schönheiten darbietet, ohne daß es sich selbst mühsam den Weg dazu suchen muß. Eher kann man der Meinung beistimmen, daß mancher Leser der vorliegenden und noch in Aussicht gestellten Auswahlbände sich angeregt fühlt, einem der darin aufgenommenen Denker und Dichter näher zu treten und sich eingehend mit ihm zu beschäftigen. Darin sieht Referent den größten Nutzen, den eine solche Auswahl etwa bringen kann. Die Büchlein sind aber auch noch aus einem andern Grunde zu empfehlen: Auch dem Belesensten begegnet es wohl, daß er nicht sofort weiß, wie einer der „großen Geister" über diesen oder jenen Gegenstand gedacht oder in welchem Wortlaute er sich darüber geäußert hat. Für solche Fälle sind die Bücher mit einem sehr brauchbaren Register ausgestattet, das sofort auffinden läßt, in welcher seiner Schriften und was Voltaire z. B. über Intoleranz, über Strafrecht, über Selbstmord u. a. m. geäußert hat. Dies Register macht die Büchlein zu einem durchaus brauchbaren Nachschlagewerke.

H. Schaar.

Über die philosophischen Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung, als Beitrag zu einer Methodenpolitik. Von **Walter Pollack.** 154 Seiten Oktav. Mark 2,50, geb. Mark 3,50. Berlin 1907, F. Dümmler.

Schon immer wußten die Einsichtigen, daß die Wissenschaft mit ihrem Gewinne von festen Überzeugungen weit, aber doch nicht so weit kommen kann, wie es außerhalb der Wissenschaft möglich ist — von schlichtesten Dingen der täglichen Lebenspraxis an bis hinauf zu dem religiösen Glauben an einen bestimmten Zusammenhang der Welt. In dem Maß, als diese Einsicht zurückgegangen war, erhöht sich das Verdienst des vorliegenden Buches, das auf jene Einsicht zurückgreift, allerdings mit dem Gedanken, daß es sich erst um eine moderne Errungenschaft handele. Mit

Recht wünscht der Verfasser einen Zusammenschluß Gleichgesinnter (Seite 13 und 20), und Referent tut dafür gerne das Seinige. Der Verfasser erkennt die Wissenschaft als allenthalben abhängig von „Gesichtspunkten". Einen solchen definiert er (Seite 41 f.) als eine „bestimmte Anschauungsform", was vielleicht gar nicht anders als so unvollkommen geschehen kann, und wobei allerdings die Entgegensetzung gegenüber dem „Begriff" noch geklärt werden müßte. Nur der Gesichtspunkt vermöge der Intimität wissenschaftlicher Arbeit gerecht zu werden (Seite 14); Wissenschaft sei Kombination von Gesichtspunkten (Seite 19 und § 6); und besonders handele es sich um die letzten Gesichtspunkte (§ 7). Auch die sog. Richtigkeit verlange zur Entscheidung über sie einen Gesichtspunkt. Weiterhin werden in gleicher Weise die Naturwissenschaften als Kombination und System von Gesichtspunkten, die Geisteswissenschaften als Produktion und Kombination von Gesichtspunkten dargelegt (§§ 10, 12, 16). Die philosophischen Verdienste von Nietzsche werden hier „als Versuche, die Welt von den verschiedensten Gesichtspunkten zu formen," zutreffender als bisher, wenn auch vielleicht mit Überschätzung, gekennzeichnet (Seite 152 f.); daß seine Bedeutung gerade in der Geschichte des philosophischen Skeptizismus zu suchen ist, konnte man allerdings schon bisher wissen. Der Verfasser selbst hat recht mit der Aufdeckung des Scheines, „als gründe sich unser Forschen auf immer festere Fundamente", und als könnten wir wirklich wahre Resultate finden (Seite 16 und 18), dürfte aber doch mit dem Ablösen von Wahrheit durch Aufrichtigkeit nur zum Teile recht haben.

Gemäß seinen „Gesichtspunkten" handelt es sich ihm zunächst um einen „hypothetischen Perspektivismus" (§ 3); er wendet ihn auch auf die Rechtsprobleme usw. an (Seite 151). So lernen wir mit ihm die verschiedenen Auffassungsweisen der verschiedenen Fachgebiete, zumal in den Geisteswissenschaften, kennen und sehen eine eigentümliche Weltanschauung, die hier möglicherweise etwas als Wirklichkeit auffassen läßt, „was in der natürlichen Welt der Dinge als Abstraktion sich darstellt" (Seite 131, 139). Die jeweilige Weltanschauung lehrt die Gedankenrichtungen usw. der Forscher und Fächer verstehen (S. 12) und läßt bei einem jeden Menschen die ihm zukommende Weltanschauung etwa eine Philosophie des täglichen Lebens nennen (Seite 127).

Zu alldem gehört nicht bloß Verstand, sondern auch Wille, nicht bloß Nachbildung, sondern auch Produktion. Als eine solche müsse die Erkenntnis angesehen werden, selbst wenn es sich z. B. um das Berichtigen der Erfahrung handelt (Seite 27, 109, 123). Auch wenn man dem zustimmt, ja selbst wenn man die „letzten Sätze, auf denen wir fußen, als Sätze reiner Willkür" hinstellen möchte, darf man doch des Verfassers Darlegung, jede Wissenschaft sei Wille des Menschen, mindestens als zu kurz bezeichnen. Die Freiheitsfrage beantwortet er damit, daß der Men-

schenwille höchstens scheinbar durch äußere Ursachen begrenzt sei: „Indeterminist bin ich im Augenblick des Handelns, Determinist bei rückschauender Betrachtung" (Seite 52 bis 54); und über die Bedeutung des Willens im Rechtsleben kommen ebenfalls brauchbare Bemerkungen (z. B. über das Erscheinen vieler Willen als ein Wille, Seite 129). Nur dürften dies Anläufe auf richtigem Wege sein, nicht aber mehr.

Die „Methodenpolitik" fragt, „auf welchem Wege ein möglichst vorteilhaftes wissenschaftliches Arbeiten stattfindet", und macht mit der eigentlichen Methodenlehre, auf der sie sich aufbaut, zusammen die Methodenwissenschaft aus (S. 8 f.). Eine dankenswerte Klärung! und das neue Werk von L. Fonck, „Wissenschaftliches Arbeiten" (Innsbruck 1908), wird unserem Autor gewiß hocherwünscht sein. Er verwertet weiterhin die Methodenpolitik des Physikers Hertz, der ganz besonders auf die Voraussetzungen der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise hingewiesen habe (§ 11). Das energische Unterscheiden zwischen Voraussetzung und Durchführung in der Wissenschaft ist ein besonderes Verdienst von Pollack; und Referent begrüßt mit Freude geradezu einen Beitrag zur akademischen Pädagogik in den Worten (Seite 108): „Die scharfe Trennung zwischen Voraussetzung und Durchführung sowie die Scheidung eines Gesichtspunktes von seiner Anwendung bilden einen erzieherischen Faktor."

Dr. Hans Schmidkunz.

Worte Carlyles, ediert von Georg Jacob Wolf. Worte Tolstois, ediert von Edgar Alfred Regener.. Beides in J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W.

Aus der Gedankenwelt großer Geister: Emerson, ediert von Egon Friedell; Hegel, ediert von Georg Lasson. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz.

Gedanken über Geschlechtsprobleme. Von Otto Weininger, ed. von Robert Saudek. Berlin, Concordia, Herm. Ehbock.

Das Brevier ist die charakteristischste Erscheinung unserer nervösen Zeit. Ich habe gegen die ersten Auswahlbände bei ihrem Erscheinen die heftigsten Vorwürfe erhoben: sie verwässern und bringen nur Halbbildung. Ich habe mich damals geirrt und war ein schlechter Prophet. Ich kann heute mit aufrichtiger Freude feststellen, daß die unendlich breite und tiefe Kluft, welche die wirklich Gebildeten von dem großen „Publikum" trennt, durch solche Bemühungen unserer Verleger endlich anfängt überbrückt zu werden. Bruns und Lutz haben sich den Weckruf „Weltliteratur", in den Goethe die Sehnsucht seines Alters faßte, als Parole genommen. Die Wahl eines Carlyle und Tolstoj, eines Emerson und Hegel, eines Otto Weininger bürgt mir dafür, daß die Verleger genau wissen, aus welchen Werken überhaupt eine Auswahl getroffen werden kann. Denn Hans Landbergs „Ibsenbuch" dagegen mit den herausgerissenen Szenen aus Ibsens Dramen und

den kurzen Briefstellen war eine unkünstlerische Roheit. Hier aber soll das aus dem Gesamtwerk herausgelöste Resultat des Denkerlebens, die Quintessenz seines Schaffens, geboten werden. Kein wissenschaftlicher Dilettantismus soll erzogen werden, sondern es soll angeregt werden zum Studium der Gesamtwerke. Die Einleitungen sind durchweg, wenn auch alle stark subjektiv überschätzend, erklärend und anregend geschrieben.

Ich habe mich nicht gescheut, Weininger neben Carlyle und Hegel zu nennen. Denn sein Werk „Geschlecht und Charakter" bleibt eins der geistreichsten Bücher des letzten Jahrhunderts, wenn auch einst alle seine Gedanken als wissenschaftlich falsch nachgewiesen sein werden.

Karl Georg Wendriner.

Opernabende. Max Kalbeck. Berlin, Verlag Harmonie. 8,—.

Der Verfasser, welcher seit einigen Dezennien das verantwortungsvolle Amt eines musikalischen Kritikers an der Wiener Hofoper versieht und sich als Mann von Geist und Urteil neben dem gefürchteten Hanslick in Ehren behauptete, bietet mit dem vorliegenden Werke einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Oper. Das Werk selbst verdankt seine Entstehung vornehmlich den Anregungen, die Kalbeck als Kritiker an der Hofoper empfangen, und ist in seinen ausführlichen Darlegungen deutscher und ausländischer Opern der Ausdruck einer durch Praxis und Theorie gewonnenen künstlerischen Überzeugung. Die einzelnen Abhandlungen sind nicht musikalische Analysen, die nur für den Fachmann Bedeutung haben, sondern gemeinverständliche Besprechungen, welche jeden Musik- und Opernfreund nicht uninteressiert lassen und außerdem durch die gewandte formschöne Darstellung einen besondern Reiz bieten. K. bewegt sich beim Kapitel Wagner auf demselben Geleise wie sein Kollege Hanslick, und doch wird es keinem von beiden gelingen, auch nur einen von der großen Zahl der Wagnerfreunde umzustimmen. Immerhin fühlt man sich auch hier trotz gegenteiliger Meinung von dem literarisch hochgebildeten und ästhetisch-feinsinnigen Autor angezogen und wird bei längerem Verweilen mit den uns bekannten Opern zu der Überzeugung gebracht, daß auf jeder Seite des umfangreichen Werkes ein gediegener Fachmann und geistvoller Kritiker zu uns redet. — Kalbecks Opernabende seien somit aufs wärmste empfohlen.

Der Hüter des Tals, Roman von **Bernhard v. Burgdorf**. Dresden, Minden.

Viele Romantik und viel Gerede, denn nicht nur die Personen des Romans sprechen — leider nicht immer, wenn sie sollen — sondern auch allegorische Figuren, wie Kummer, Sonnenschein, Mond, Rosenhecken; auch Engel, selbst Tote treten als Redende auf oder Ebenbilder, ja sogar manche nicht vorhandene Nachkommen der auftretenden Menschen. Wenn man indessen von diesem etwas seltsamen Umstande absieht, der, obwohl die angedeuteten Partien bald voll von duftiger Poesie, bald voll

ergreifenden Ernstes sind, wenn auch nicht unbedingt als Vorzug, so doch keineswegs nur als Tadel zu gelten hat, so muß man die Erzählung selbst bedeutsam nennen. Die Geschichte, um die es sich handelt, ist ziemlich einfach. Asta von Prowehren wird von ihrem Nachbar Hans von Wölkau begehrt, weist ihn aus Liebe zu ihrem Vater ab, obgleich sie den jungen Laffen liebt, der eigentlich nur ein Mitgiftjäger ist und des schönen leidenschaftlichen und sinnigen Mädchens gar nicht wert ist, läßt sich aber von ihm, der unterdessen eine Vernunftehe geschlossen hat, betören, so daß sie von ihm ein Kind bekommt. Trotzdem wird sie von einem anderen Nachbar Joachim, der als „Sonderling" durch das ganze Buch hindurchgeht, heimgeführt und findet in dieser späten Ehe ihr Glück. Nicht recht psychologisch begründet ist der Übergang Astas von einer halb kindlichen Verehrung für ihren späteren Gatten zu echter Liebe. Denn aus bloßem Mitleid oder reiner Fügsamkeit heiratet ein Charakter wie Asta nicht. Auch Herrn Joachim möchte man raten, weniger zu grübeln, nicht so schrecklich viel mit allen möglichen stummen und doch so redefertigen Personen zu sprechen, und dafür lieber energischer seine Liebe zu betreiben. Trotzdem gönnt man dem guten stillen Hern, dessen ewige Erinnerungen an eine verstorbene Braut freilich etwas ermüdend wirken, sein spätes Glück. Vortrefflich geschildert sind die Nebenpersonen: der Vater Prowehren, der Tugend und Adel, Tätigkeit und Familienaufopferung immer im Munde führt und dabei ein leichtsinniger, törichter, fauler Sinnenmensch ist, der sein Gut ruiniert, seine Tochter elend behandelt und sich selbst mit einem Fräulein Nelly einläßt, die ihn verläßt, nachdem sie ihn genugsam ausgebeutet hat; ferner drei alte, arme adelsstolze Tanten, höchst widerwärtige Frauenzimmer, und ein weibliches Hausfaktotum, das mit besonderer Laune gezeichnet wird. Der Verfasser, der selbst dem Adelsstande angehört, besitzt gewiß das Zeug dazu, gerade diese Kreise wahrheitsgetreu zu schildern, er versteht zu schreiben, hat Humor und dabei die ernste Erkenntnis der Mängel und Fehler seiner Standesgenossen. Nur sollte er sich vor den allzu vielen Arabesken hüten und bedenken, daß diese doch nur zur Zier da sind, nicht aber das Hauptgewebe überwuchern dürfen. Der Titel ist völlig unverständlich, selbst wenn man wie Referent weiß, daß er einem Gemälde von Thoma entnommen ist.

Ludwig Geiger.

Ludwigshöhe. Roman von Hermann Bang. Berlin, Verlag von S. Fischer.

Ein Stück Natur gesehen durch kein Temperament. Scheinbar! Nichts als Beobachtungen, kühl, klar nebeneinandergestellt; die Menschen aufgelöst in Laute, Mienenspiel, Bewegungen. Scheinbar! Nichts scheint hinter diesem Buch zu stehen als ein unsäglich feines Ohr, ein unbeschreiblich feines Auge. Aber ein Augenblick kommt, wo die verschiedenartigen, vorüberhuschen-

den Einzelzüge zusammenschießen zum Ganzen des Gesichts, wo der Schwarm der Einzelbewegungen sich vereint zur Gestalt, wo aus den verblitzenden Strahlen der aufgefangenen Worte das Zentrum der Seele dunkelt und glänzt — Menschen umgeben uns, erstaunlich wirkliche und körperhafte Menschen. Und nun sind wir in ihrem Kreis nicht mehr nur spähende und aufhorchende Zuschauer, sondern der mitfühlende Chorus. Je steinerner und stummer der Dichter sich verhält, desto leidenschaftlicher, erregter sind wir, seine Leser. Es ist ein Buch so ergreifend wie quälend. Quälend eben durch dies nichts als Leben: wie glücklich wären wir, wenn einmal der Schmerz sich ganz entladen könnte, gewissermaßen einen Anhalt fände an einem zornigen, empörten Schrei, einem Ausdruck der Teilnahme wenigstens. Aber nichts davon! Weiter Beobachtungen an Beobachtungen. Und doch ganz in der Tiefe fühlen wir unter den steinkühlen, steinharten Zügen das weiche Herz und die wunderbare Güte dieses Mannes, der ein großer Dichter bleibt, während er sich abmüht, nichts als Artist zu sein ... Was die Fabel angeht, so ist es eine Geschichte — ach, eigentlich die Geschichte, die man schon kannte, ehe man zu lesen begann, und die einen seitdem bis zum Überdruß verfolgt hat: von dem Mädchen, das ihrem Geliebten alles hingibt und dann von ihm fortgestoßen wird wie vom rohen Zecher ein leeres Glas. Aber daß dieses Schicksal sich einem in die Seele brennt als ein neues, nie erfahrenes und unvergeßliches Erlebnis, liegt einzig an der schlichten Größe der Menschengestaltung. Die rührende Hilflosigkeit des Weibes, das ganz Herz und nicht ein bißchen Berechnung ist, die Wehrlosigkeit des armen Vögelchens, das von dem stärkeren Getier einfach zerdrückt wird, die anima candida mit ihren dennoch dunklen Tiefen, aus der unmenschlicher Frevel schließlich die schuldlos Schuldige zu machen imstande ist, hat in diesem Buch den klassischen Ausdruck gefunden, und trotz seines allzu absichtsvollen Stils wird man es in die Reihe der Bücher stellen, die einem ein bleibendes Besitztum bedeuten.

Wilhelm Hegeler.

Was mir die Tage brachten. Ein Skizzenbuch. Von **Clotilde Brettauer.** Berlin W 35, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Vor einiger Zeit war ein reizendes Büchlein: „Ehe Bubi Student wird" erschienen, das sogleich und allenthalben mit wärmster Anerkennung entgegengenommen, mit aufrichtiger Freude begrüßt wurde. „Eine Mutter" hatte es geschrieben. Nun ist der Schleier der Anonymität gelüftet; denn es ist — wie wir verraten dürfen und wie der Leser beider Schriften auch alsbald erkennen wird — niemand anderes als die Verfasserin der vorliegenden Skizzensammlung, Clotilde Brettauer. Und da können wir zunächst mit Genugtuung konstatieren, daß sich ihre schöne Begabung nicht nur wieder aufs trefflichste bewährt, sondern auch in beachtenswerter

Weise weiter entwickelt, sich innerlich vertieft hat. Hatten sich schon die Bubi-Geschichten dadurch ausgezeichnet, daß die lustigen, humorvollen Darstellungen eigentlich auf einem ernsten, von reicher und reifer Lebenserfahrung erfüllten Untergrunde beruhten, der das Buch weit emporhob über das Niveau einfacher, lediglich unterhaltsamer Humoresken, so tritt in dem neuen Werke der ernsthafte Charakter, der sich bisweilen sogar zu einer schmerzlich-wehmütigen Lebenserkenntnis und Lebensauffassung steigert, noch eindrucksvoller in Erscheinung. Solche Seelenstimmung atmen Stücke wie „Der alte Kalender", „Vom Altwerden", „Die Uhr", „Altes Gerümpel" u. a. Ein kleines Kabinettstück von ergreifender Wirkung ist „Hoffnung". Das Gebiet der sozialen Satire streift die „Probiermamsell", während anderes, wie „Perpetuum mobile", „Graue Haare", sich mehr dem Genre der Bubi-Geschichten nähert oder direkt aus ihnen herausgenommen ist. Schon dieser knappe Überblick läßt ersehen, wie viel inhaltliche Mannigfaltigkeit und Abwechslung hier geboten wird. Daß manchmal auch ein bereits älterer Gedanke ohne besondere Eigenart wieder behandelt ist, kann bei der großen Anzahl der in der Sammlung vereinten Skizzen billigerweise nicht wunder nehmen; oft genug aber überrascht eine originelle Erfindungskraft, verbunden mit geistvollster Ausführung. Da zudem die ganze Ausstattung des Buches eine ebenso vornehme wie gediegene ist, dürfte es sich speziell für Geschenkzweck vorzüglich eignen.

S. B.

Das Ärgernis. Von **Wilhelm Hegeler.** Berlin, Verlag von S. Fischer.

Etwas Leises ist in diesem Buch, fein Seelisches und dann wieder etwas Monumentales, stark Plastisches. „Das Ärgernis" ist ein Brunnen, den der reiche Brooch seiner Vaterstadt geschenkt hat. Ein Mädchen ziert den Brunnen. Hegeler schildert sie, „wie sie da mit sorglosem von innerem Glück wie durchschimmertem Antlitz herunterblickt" in reiner zarter Nacktheit. Dieser Brunnen erregt Ärgernis, zuerst bei der alten Jungfer, die den Pastor ansteckt und so immer weiter die Gemeinde aufruft gegen die sittlichen Greuel. Was ein Dichter aus diesem, im Grunde nicht mehr neuen Thema gemacht hat, ist erstaunlich und bewundernswert. Mit quellender Gestaltungskraft und stilreiner Psychologie werden hier die Menschen geschildert und charakterisiert. Ein behaglicher, halb lachender, halb wehmütiger Humor erhellt und überschattet das Buch zu gleicher Zeit, das man mit Interesse und Freude liest.

A. Halbert.

Untersuchungen zur Sinnespsychologie. Von **Franz Brentano.** X und 161 Seiten. Preis Mk. 4,20. Leipzig 1907, Duncker und Humblot.

Am 16. Januar 1908 feierte die Fachwelt das 70 er Jubiläum Franz Brentanos, der nach einer langen, doch noch allzu früh abgebrochenen philosophischen Lehrtätigkeit nur mehr durch spärliche Veröffentlichungen seine einstige

Wirksamkeit für eine sowohl traditionelle wie auch auf dem neuesten Forschungsstande stehende Philosophie fortsetzte. Im Anhange des vorliegenden Buches sind seine bisherigen Schriften verzeichnet. Das Buch selber beschränkt sich scheinbar auf kleinste psychologische Spezialitäten, führt aber so, wie wir es von dem Verfasser gewöhnt sind, zu den weitesten Ausblicken und darf daher auch ein wenig mehr Aufmerksamkeit des Lesers beanspruchen. Dies umsomehr, als der Berichterstatter die hohe Verehrung, die er seinem eigenen Meister im Fache zollt, keineswegs durch die ihm hier nötigen kritischen Bemerkungen verringert fühlt. Ein Brentano ist ihm, wenn er irrt, lieber als so viele Andere, wenn sie das Richtige treffen; seine Beweisführungen sind auch hier aufs äußerste instruktiv, selbst wo ihnen die Zustimmung nicht sicher ist. Leider verbietet unser Rahmen eine genügende Begründung der mehr nur dogmatisch vorzubringenden Widersprüche.

Der eine Hauptgedanke der vorliegenden Sammlung von Vorträgen ist der, daß Grün eine zusammengesetzte Farbe sei. Damit schließt sich der Autor wieder der älteren Auffassung von den drei Grundfarben Rot, Gelb und Blau oder Violett an, stellt sich der anderen von Rot und Grün, Gelb und Blau entgegen, doch mit der Übereinstimmung, daß auch Weiß und Schwarz Grundfarben seien, und bestreitet die allerdings seltenste Auffassung, daß es für den seelischen Eindruck überhaupt keine zusammengesetzten, sondern nur ungezählt viele einfache Farben gebe. Seine hauptsächliche Beweisführung (Seite 16 f.) stützt sich, soweit Referent sieht, lediglich auf das „offenbar", mit welchem der Verfasser die Ähnlichkeit einer Mischfarbe zu ihren Bestandteilen der Ähnlichkeit vergleicht, welche bei den Tönen ein Zweiklang mit seinen Bestandteilen zeigt, nicht aber der Ähnlichkeit, welche ein Ton mit einem höheren und einem tieferen Nachbartone zeigt. Wer dieses „offenbar", wie der Referent, beim besten Willen nicht zugestehen kann, vermag auch die übrigen so lehrreichen Argumentierungen nicht anzunehmen. Da hören wir (S. 109), das aus Blau und Rot zusammengesetzte Violett entspreche der wehmütigen Mollterz, das aus Gelb und Blau zusammengesetzte Grün entspreche der freudigen Durterz; und leider unterscheidet der Autor auch weiterhin (Seite 113) diese „Verschmelzung" nicht genug von der anderen Erscheinung, daß ein Ton oder auch eine Farbe „zwischen" zwei anderen liegt. — Zahlreiche scharfsinnigste Versuche des Verfassers zeigten ihm bei Mischung von Gelb und Blau einen „grünen Stich" in dem sich zunächst ergebenden Grau; es scheint, daß in all diesen Fällen die beiden Bestandteile nicht so weit voneinander verschieden waren, wie die Lehre von den Gegenfarben verlangt, die hier eine Aufhebung der Farbigkeit zu Grau nur bei einem genügend violetten Blau oder einem genügend orangenen Gelb feststellt. Dabei scheint auch Brentanos Behauptung (S. 25—34), daß Rot und Grün, Blau und Gelb für unseren Ein-

druck keine Gegensätze seien, sich bei näherem Zusehen nicht mehr zu halten. Zufälligkeiten, wie daß die Maler Schwarz und Gelb zu Grün mischen, erklären sich einfach dadurch, daß ein solches Schwarz nicht schwarz, sondern blau ist. Hält der Maler Grün für derart zusammengesetzt, weil er es aus diesen Farben mischt, so folgert auch er zu viel und müßte ebenso bei anderen Mischungen sprechen (Seite 141). Mehrmals verweist der Autor auf die Sprache, welche uns die meisten Farben und Windrichtungen zusammengesetzt benennen läßt (Seite 15, 17); geht man dem näher nach, so merkt man, wie wenig sich aus diesen kümmerlichen Hilfen des Wortes folgern läßt. Brentano selbst gibt (Seite 81 und sonst) genügende Analogien an die Hand, daß wir die Behauptung wagen dürfen: jegliche Ortsrichtung, jegliche Zeitbestimmung, jegliche Tonhöhe, jeglicher eigens bestimmte Geschmack und schließlich auch jegliche solche Farbe ist für den Eindruck auf die Seele einfach. — Anders als mit diesem Eindrucke verhält es sich mit den ihn vermittelnden Erregungen im Leib und mit den ihnen zugrunde liegenden Reizen in der physikalischen oder chemischen Außenwelt. Wir dürfen den unbefangenen Leser fragen: siehst du wirklich in Grün ein Blau und Gelb, in Violett ein Rot und Blau, in Grau ein Schwarz und Weiß, in Weißblau ein Blau und Weiß? Oder erkennst du nur eine Ähnlichkeit, eine Verwandtschaft mit Farben, die dir aus irgend welchen Gründen sozusagen geläufiger sind? Wir haben ja für unseren Eindruck gar kein feststehendes Blau und Gelb und Rot und Schwarz und Weiß, das wirklich Grundfarbe und nicht schon eine Nuancierung dieser sein würde. Es ist analog (aber nicht dasselbe) wie beim Physiker, der genau genommen ebenfalls nur einfache Farben kennt und selbst das Weiß aus den Regenbogenfarben anscheinend nicht als eigentliche Mischung, sondern „als eine Verdrängung durch Weiß" (wenigstens nach Brentano Seite 151) gewinnt. Wesentlich anders steht es in der Chemie und in der Physiologie: da ist die Lehre von den Grundfarben heimisch, und diesen Fachleuten haben auch wir unseren Streit zu überlassen. Die strenge Scheidung zwischen dem Psychologischen, dem Physiologischen, dem Physikalischen und dem Chemischen oder Technischen ist hier entscheidend; mit bündiger Klarheit hat dies J. Cl. Kreibig dargelegt in seinen „Fünf Sinnen des Menschen" (2. Aufl., Leipzig 1907, Seite 101 f.).

Der andere Hauptgedanke der vorliegenden Schrift ist folgender. Was wir an unseren Empfindungen Intensität nennen, gehe darauf zurück, daß in dem äußeren Reiz die Bestandteile mehr oder minder dicht beisammen stehen; folglich sei Intensität „das Maß der Dichtigkeit der sinnlichen Erscheinung" und somit eine Größe, keineswegs aber eine besondere Eigentümlichkeit unserer seelischen Eindrücke (Seite 61 und 71). Das alte Gesetz von der Undurchdringlichkeit der Körper gelte demnach auch für alle sinnlichen Erschei-

nungen und bestätige sich eben durch Brentanos neue Untersuchungen darüber (Seite 18 und 60). Er anerkennt keine eigentlichen Mehrfarbigkeiten, Mehrklänge usw. (keine „multiplen Sinnesqualitäten"), sondern nur eine Nebeneinanderstellung („Juxtaposition") des verschiedenen Einfachen; und die Gesamtintensität des scheinbar Multiplen setze sich aus den Einzelintensitäten zusammen, die sich aber dabei verringern (Seite 64). So sei die Intensität des Empfindens gleich der des Empfundenen, stets abhängig von der Ausfüllung des Sinnenraumes, und kein Sondergut des Seelenlebens (Seite 65, 68, 73). Dabei aber bleibe die Empfindung „die Grundlage des geistigen Lebens" (Seite 53), was sogar für Brentanos eigene Psychologie nicht ganz zutreffend gesagt sein dürfte; andererseits scheinen mehrfache neuere Forschungen doch Lust und Schmerz der Sinne den Empfindungen selbst, nicht wie bisher den Gefühlen zuzuweisen (Seite 121, wo eben neue Berichtigungen angesetzt werden könnten). Uns aber interessiert ganz besonders die Konsequenz von Brentanos neuer Intensitätslehre. Darf nämlich „eine intensive Größe nichts weniger als universell den psychischen Tätigkeiten eigen genannt werden", gehört sie vielmehr den physischen Erscheinungen selbst an, dann können wir nicht mehr mit zahlreichen Philosophen die Annahme einer physischen Welt wie ein bisher unvermeidliches Gerüst fallen lassen und die Welt auf ein rein psychisches Bild beschränken (Seite 78). „Den Glauben an den wahren Bestand einer Körperwelt werden wir uns also nicht nehmen lassen, und er wird für die Naturwissenschaft immer die Hypothese aller Hypothesen bleiben." Damit mag freudig übereinstimmen, auch wer den seelischen Erscheinungen doch noch in weiterer Weise, als es Brentano tut, eine Intensität zugestehen möchte.

Dr. Hans Schmidkunz.

Lustige Geschichten. Von Gustav Wied. Stuttgart, Axel Juncker.

Ein tolles, übermütiges, geistreiches Buch voller Funken und Blitze, voller Humor und Satire: das ist wohl genug von einem Buche gesagt; aber man trifft selten Bücher, die einem Freude machen, darum sei der Überschwang verziehen.

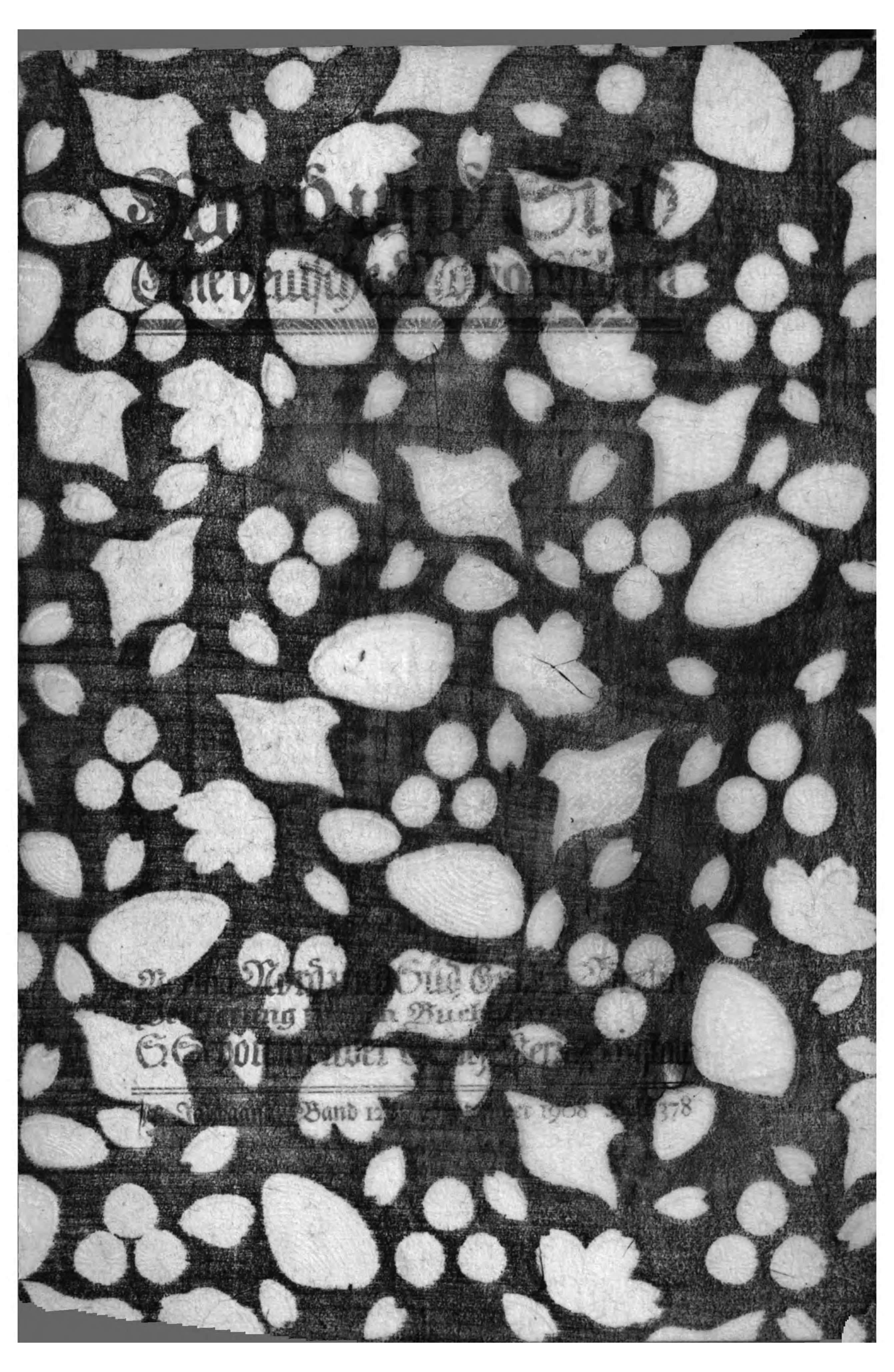
A. Halbert.

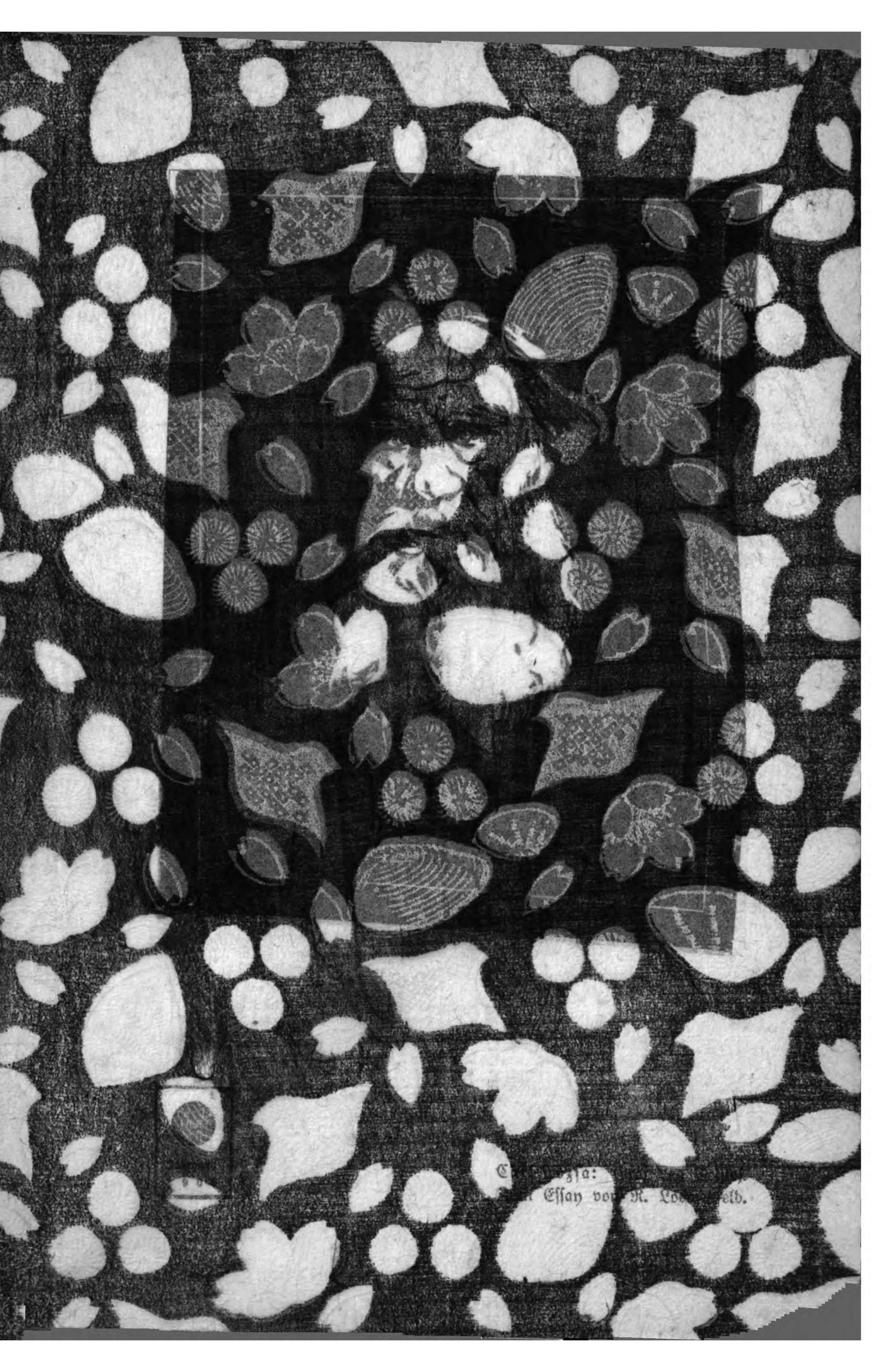
Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.


NORD
UND
SÜD

Carl Jozsa: Graf Leo Tolstoj.
Zum Essay von R. Loewenfeld.




Süd
Band 12
1908
378



Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 126 September 1908 Heft 378

Friedrich Brie:
Bernard Shaw.

Wieder einmal stehen wir in Deutschland der Tatsache gegenüber, daß die englische Literatur der französischen in der Gunst des Publikums den Rang abgelaufen hat. Der Grund ist nicht in einer einzelnen, führenden Persönlichkeit Englands, auch in keiner bestimmten von dort ausgehenden Schule oder Richtung zu suchen, sondern in einer Reihe einzelner moderner Geister, die untereinander keinen engeren Zusammenhang zu haben scheinen. Eine Hochflut von Übersetzungen der Werke von Ruskin, Swinburne, Meredith, Pater, Wilde, Shaw, Yeats, Kipling und George Moore ist über Deutschland hereingebrochen, auch die viel ältere Generation von Blake, Maturin und Rossetti fängt an bei uns eine Art Auferstehung zu feiern. Was aber unter den angeführten Namen sofort auffällt, ist der Prozentsatz, den Irland stellt: Maturin, Wilde, Shaw, Yeats und George Moore. So sehr sie alle Iren sind, so wenig einer von ihnen mit einem Engländer verwechselt werden möchte, Shaw ist doch bei weitem der irischste unter ihnen. Wilde, der durch die Schule der Franzosen gegangen, ist nie ganz über sie hinausgekommen. Moore fühlt sich trotz aller seiner irischen Heimatsromane und Novellen und seiner Abneigung gegen England doch im Grunde als Pariser, Yeats endlich, der Wiederbeleber der alten irischen Sage und Volkskunde, schreibt im Grunde wie ein Engländer. Nur Shaw, obwohl er in London lebt, ist völlig Ire geblieben.

Wie so mancher englische Dichter ist auch Shaw auf dem Kontinente bekannter wie in der Heimat. Wenigstens galt das noch bis in die jüngste Zeit. Was ihn im Ausland so früh populär machte, war vor

---

Im Oktoberheft veröffentlichen wir eine Komödie in 5 Akten von Bernhard Shaw: „Der Arzt am Scheidewege". Diese Arbeit des berühmten britischen Autors wird in diesem Winter in Reinhardts Deutschem Theater aufgeführt, und wir freuen uns, sie unseren Lesern im Erstabdruck bieten zu können. Die Redaktion.

allem sein Gegensatz zum literarischen und politischen England. Daran ist nichts Auffallendes, verdanken doch auch Geister wie Byron, Heine, Stendhal und Nietzsche einen großen Teil ihres Erfolges im Auslande dem Umstand, daß sie böse Dinge über ihr Vaterland gesagt haben. Im angegriffenen Lande selbst, in England, versuchte man zunächst aus dem Instinkt der Selbsterhaltung heraus die Politik des Totschweigens. Man wußte wohl, daß man nur dem schadenfrohen Ausland in die Hände arbeitete, wenn man laut gegen ihn eiferte. Als es nach Shaws Erfolgen im Ausland mit dieser Politik nicht weiter ging, erfanden die praktischen Engländer ein neues Mittel: sie gewährten ihm Narrenfreiheit. Noch heute geben sie Shaw für einen Clown aus, der sich selbst nicht einmal ernst nimmt. Zum guten Teil ist der Vorgang natürlich unbewußt. Daß jemand voll Phantasie und Witz sein kann und zu gleicher Zeit ein tiefer Denker, ist einem angelsächsischen Verstand schier unfaßbar. Nimmt man ihn aber als bloßen Clown, so kann man ihn in Ruhe goutieren und sogar loben, ohne irgend welche Verantwortung auf sich zu nehmen. So hat es Shaw doch allmählich zu einer stattlichen Leserschaft auch im eigenen Lande gebracht. Mit Hilfe einer eigentümlichen Methode erweitert er diese mit jedem neuen Werke. In seiner selbstherrlichen Willkür schlägt er jeden, selbst seine Anhänger vor den Kopf; aber da sich jeder über die Hiebe freut, die der andere bekommt, und den Splitter im fremden Auge immer noch deutlicher sieht als den Balken im eigenen, so haben alle ein Interesse daran, daß er gelesen wird.

Nur eine kleine Gemeinde war ihm von Anfang an sicher, die kleine Schar der Gebildeten in England, die in der kontinentalen Literatur Bescheid weiß. Aus ihrem Kreise ist jetzt auch die erste Shawbiographie hervorgegangen[1]). Ihr Verfasser Jackson ist Mitherausgeber einer der radikalsten und interessantesten englischen Zeitschriften „The New Age", der auch Shaw selbst und eine andere literarische Berühmtheit, der Deutsch-Engländer Oscar Levy, ihre Feder leihen. Leider ist sie ebenso wie die Zeitschrift des Nietzscheaners Thomas Common „The Good European Point of View", bei uns völlig unbekannt und doch als Dokument einer nach dem Licht drängenden Bewegung des jungen Englands von großem Interesse. Bei der außerordentlich schwer zu fassenden Persönlichkeit Shaws, der sich als hauptsächlichen Mittels der Mitteilung des Paradoxons bedient und der seine tiefsten Gedanken oft in obskuren

[1]) Bernard Shaw by Holbrook Jackson, London, E. Grant Richards 1907.

Zeitungsartikeln niedergelegt hat, war Jacksons Aufgabe keine leichte. Wie Shaw selbst einmal ausgeführt hat, befindet er sich in fortwährendem Wandel, und da der Mensch sich alle acht Jahre physisch völlig erneuere, so betrachte er sich vor acht Jahren etwa wie seinen Vater und sich vor sechzehn Jahren etwa wie seinen Großvater. Unter solchen Verhältnissen kann man es Jackson kaum verübeln, wenn er, wie noch jeder Shawbiograph bis heute, sich eng an des Verfassers eigene Worte hält, der in den Vorreden zu seinen Werken nicht mit interessanten Nachrichten über die eigene Person kargt.

Da man bei uns Shaw eigentlich nur aus seiner letzten Phase, der dramatischen, kennt, sei hier der Versuch gemacht, seine Entwicklung bis zum heutigen Tage darzulegen. Wie ungezählte andere englische Schriftsteller — nur sein Antipode Kipling sei erwähnt — nahm auch Shaw den Weg zum Dichterruhm durch den Journalismus. Der Grund dafür lag im Honorar, das in England weit glänzender ist als auf dem Kontinent und somit die besten Kräfte an sich zieht. Schon vor seiner journalistischen Periode hatte Shaw sich indessen anderweitig literarisch betätigt. Sechs Jahre lang, von 1879—1885, hatte er ohne jeden Beruf gelebt und vergebliche Anstrengungen gemacht, fünf große Romane bei Verlegern unterzubringen. Entscheidend für sein Leben wurde, daß um 1879 sein Interesse für Sozialismus und Politik zu erwachen begann. Es war die Zeit, wo England gerade wieder einmal vom Kontinent aus mit sozialistischen Ideen befruchtet wurde. Unter denen, die hier die neue Richtung mit Begeisterung aufnahmen, waren die ersten politischen Köpfe des heutigen Englands wie Henry Hyndman, John Burns, Sidney Webb und Künstlernaturen wie William Morris. Unter dem Einfluß von Karl Marx' Kapital trat Shaw dieser Gruppe Sozialisten bei, aber sein Sozialismus war von Anfang an nicht der bourgeoisfeindliche im Sinne Marx', sondern wie heute noch erstrebte er schon damals nur eine Erhebung des Proletariats zur Bourgeoisie. Unendlich ist die Anzahl der politischen Reden seit dem Tage, wo er zum erstenmal von einem Karren herab sich im Hydepark unter dem Geschmetter eines Orchesters von Blechinstrumenten vernehmen ließ. Wirkliche nationale Bedeutung erlangte die neue Richtung erst im Jahre 1884 mit der Gründung der Fabian-Society. Ihr Name, den sie von Fabius Cunctator ableitet, drückt schon ihre abwartende Haltung aus. Revolution auf rein konstitutioneller Basis mit Wegfall aller kontinentalen Utopien wurde ihr Programm. Auch ihre Entstehung ver-

bürgte diese gemäßigte Richtung, sie erwuchs aus einer Gemeinschaft von Geistern, die ethische Philosophie im Sinne des italienischen Philosophen Rosmini trieb. Nicht auf die Gründung einer eigenen politischen Partei wollten sie ihre Bemühungen richten, sondern darauf, die bereits vorhandenen, besonders die liberale, mit ihren sozialistischen Ideen zu durchdringen. Für die deutsche Sozialdemokratie mit ihrem bornierten Kastengeist hat Shaw nur Spott und Zorn, und sie hat es ihm reichlich vergolten. Kein Wunder! Von deutschen politischen Verhältnissen aus beurteilt, scheint es uns unbegreiflich, wie ein derartiger Bund, der von Anfang an Praktiker und Theoretiker der verschiedensten Schattierungen vereinigte, sich bis auf den heutigen Tag hat halten und derartige Erfolge erzielen können. Auch in England hätten von vornherein so verschiedenartige Köpfe nicht nebeneinander existieren und wirken können, wenn nicht alle über einen gewissen Humor und über ein gewisses Maß von Selbstironie verfügt hätten; Züge, die uns Deutschen mit dem Ernst solcher Dinge schlechterdings unvereinbar zu sein scheinen, und die auch in England von vornherein alle fanatischen Enthusiasten der Sache entfremdeten. Wie dehnbar die Organisation der Fabian-Society ist, mag noch der Umstand illustrieren, daß sich neuerdings auch eine Fabian Arts Group konstituiert hat mit dem Ziel die Beziehungen von Kunst und Philosophie zum Sozialismus zu studieren, als deren markanteste Persönlichkeiten Shaw und der hochbegabte sozialistische Romanschriftsteller Wells hervorragen. Shaw trat dem Bunde schon im Jahre seiner Entstehung bei und wirkt bis zum heutigen Tage ununterbrochen in seinem Sinne. Eine ganze Anzahl seiner Schriften beschäftigt sich nur mit dem Fabianism und seiner Stellung zu politischen Tagesfragen. Er hat der Sache unendlich genützt, indem er in amüsantester Weise die sozialistischen Ideen dem gesunden Menschenverstande der Menge nahe brachte. Kaum eines seiner Werke ist von diesen Tendenzen frei geblieben. Selbst von seinen Dramen predigt eines Wohnhausreform, ein anderes Besserung des Lohnes für Frauenarbeit. Seine wichtigsten Beiträge zum Fabianism sind indessen zwei Prosaschriften Socialism for Millionairs (1896) und Common Sense of Municipal Trading (1904). Das erste von diesen scheint uns für Shaws sozialistisch-humoristische Schriftstellerei das charakteristischste. Hier wird in amüsantester Weise entwickelt, wie jedermann wohl den Armen bemitleide und ihm zu helfen suche, sich für den Reichen aber keine Hand rege, außer um zu betteln, und wie dem Millionär geholfen werden könne,

daß er in methodischer, die Allgemeinheit fördernder Weise seinen Überfluß loswerde. Das kann nicht geschehen, indem er den Staat oder ein Individuum unterstützt, die dazu da sind sich selber zu helfen. Die großen Stiftungen Cecil Rhodes' und Carnegies verfehlen ihren Zweck. Diese müßte ein vernünftiges Staatswesen von selbst übernehmen, um seinen eigenen Staatsmechanismus richtig weiter auszubauen. Der Millionär soll nur neuen Ideen und deren Vertretern zu Hilfe kommen, Gesellschaften und Vereinen, die den vorhandenen Ideen wirkliche neue hinzufügen. Kurz, sie sollten den Leuten nicht das geben, was sie wünschen, sondern etwas, das sie wünschen sollten, aber nicht wünschen. Um vorhandene Wünsche zu erfüllen, ist der Staat da.

Shaws politisches Interesse vermochte sein literarisches nie ganz zurückzudrängen. In engere Berührung mit dem literarischen Publikum brachte ihn aber erst seine Redakteurstelle im Jahre 1885. Von 1888 ab, wo er regelmäßige Kritiken über Musik zu schreiben begann, das einzige Erbteil, das er aus dem Vaterhause mitbekommen hatte, beginnt eine zehnjährige Periode des Journalismus. 1895 begann seine Serie von Kritiken über das Drama in der Saturday Review, die ihn zur Produktion selbst überleiten sollten. Die beiden bedeutendsten Erzeugnisse dieser Epoche sind zwei literarische Werke mit starkem politischen Einschlag: The Quintessence of Ibsenism (1891) und The Perfect Wagnerite (1898). Es sind keine ästhetischen Erklärungsschriften, die ein neues Kunstevangelium predigen, es sind satirisch-humoristische Schriften mit scharfer Polemik gegen das Publikum, das sich gegen Ibsen und Wagner verschließt, und gegen die sozialen und gesellschaftlichen Zustände, die ein solches Verschließen gut heißen und bedingen. Nicht umsonst steht der Ire bei dem Engländer im Rufe eines Krakehlers. Man hat die Eigenart dieser Schriften gut mit den Worten erklärt, daß Shaw weniger Güte für den Enterbten als Groll wider den Bevorzugten und weniger ein Herz für Wagner und Ibsen als eine Galle wider ihre Bekämpfer habe. Wir können noch Nietzsche hinzufügen, den Shaw in unbegreiflicher Verblendung für einen der ihm am meisten verwandten Geister hält. Was hat der Sozialist Shaw, der Agitator der Unterdrückten, der Verächter der Heroen, der Anhänger der Prärafaeliten, mit Nietzsche zu tun? Wieder ist es weniger Nietzsche selbst als die Borniertheit des englischen Publikums, die Shaw zum Vorkämpfer für den deutschen Philosophen hat werden lassen. Hat sich doch bis heute noch kein englischer Verleger gefunden, der Nietzsche auf eigene Kosten druckt.

Shaws Schriften über Ibsen und Wagner stehen schon in engster Beziehung zu dem Dramatiker Shaw. Seinen ersten Versuch auf dieser neuen Bahn unternahm er bereits 1885 in Gemeinschaft mit einem anderen bedeutenden Theaterkritiker, William Archer. Erst 1892 kam das Stück in einer Bearbeitung, die so gut wie gänzlich von Shaw herrührt, als Widowers Houses zur Aufführung und erregte mit seiner Tendenz, daß jeder Besitzer ein Schurke werden müsse, ob er wolle oder nicht, die Begeisterung aller unabhängigen, sozialistisch interessierten Geister. Seitdem ist Shaw bis zum heutigen Tage dem Drama ununterbrochen treu geblieben. Durch seine Dramen ist Shaw Künstler geworden, ohne künstlerisch zu sein. Die Kunst an sich ist ihm gar nichts, sie ist ihm nur ein wertvolles Mittel, und er würde sich gar nicht mit ihr beschäftigen, wenn sie ihm nicht bei seinem sozialistischen Predigerberufe hülfe. Seine Stücke sind kritische Satiren, die seine berühmten dramatischen Besprechungen der Saturday Review in die Tat umsetzen. Trat bei diesen mehr das Destruktive in den Vordergrund, so verbindet er mit dem Drama zugleich belehrende, moralische Absichten. Wahre Kunst muß nach ihm mit der Besserung und Hebung des Menschen in moralischer oder physischer Hinsicht verbunden sein. Kunst muß die Privilegien der Religion genießen. So kann man in gewissem Sinne Shaws Drama als das einzige religiöse heutzutage bezeichnen.

Shaws größtes Verdienst, das sich etwas unverdient bei seinen Tendenzen einstellte, ist die Einführung des Realismus auf der englischen Bühne. Bis heute herrscht dort eine süßliche, sentimentale Romantik, das sex-play, das sich um die Beziehungen der beiden Geschlechter dreht, und das Salonstück. In dem letzteren existierte zwar schon vor Shaw der Realismus, aber es war ein Realismus etwa im Sinne der Dumasschen Kameliendame, der sich innerhalb gewisser Traditionen von gutem Benehmen und guter Kleidung bewegt. Mit Shaw kommt der alle Tradition beiseite schiebende Realismus, der aber nicht an und für sich wirken soll, sondern nur im Dienste einer Tendenz.

Sehen wir von Shaws Humor ab, so sind wir damit bei Ibsen angelangt. Den lachenden Ibsen hat man ihn nicht mit Unrecht genannt. Aber wenn er auch einen ihm ähnlichen Weg eingeschlagen, seine Art ist so originell und seinem innersten Wesen entsprechend, daß er ihn auch wohl ohne Ibsen gefunden hätte. Nur eines verdankt er sicher Ibsen: die Möglichkeit seines Bühnenerfolges in England. Er hat ihm Bahn gebrochen, an ihm hatte sich der Groll des englischen

Publikums bereits erschöpft. Von der Schwierigkeit, ernste, moderne Dramen, Problemstücke, auf die englische Bühne zu bringen, kann man sich keinen übertriebenen Begriff machen. Einmal ist die Zensur da, die z. B. eines der tiefsten Stücke von Shaw, Mrs. Warren's Profession, in England und Amerika mit dem Verbote der Aufführung auszeichnete, dann aber als weit schlimmeres Übel der englische Theaterbesucher selbst. Jackson hat mit einer bei einem Engländer verblüffenden Objektivität den Grund für den letzten Punkt ganz richtig erkannt: Bei den dominierenden Klassen der Bevölkerung Englands hat die Gewohnheit des Geldmachens einfach die Anlage zum philosophischen Denken vernichtet, und in dem Komfort und der Bequemlichkeit, die sie durch ihr Geld genießen, vertragen sie absolut keine Kritik an ihren einmal festliegenden, bequemen Gewohnheiten und Ansichten. Leider ist nun der Geschmack dieser wohlhabenden Kaste in Kunst, Literatur und Kritik maßgebend. Wehe dem, der es wagt, auf der Bühne vor diesen von Problemen im Eheleben zu reden! Mit der Phrase von der Heiligkeit des Familienlebens bedecken sie das, was Nietzsche ein erbärmliches Behagen zu zweien genannt hat, und beschönigen damit ihre Indifferenz in allen diesbezüglichen Fragen. Und ebenso wehe dem, der es wagen sollte, am hergebrachten Erziehungssystem zu rütteln!

Mit dieser sozialen Krankheit aufzuräumen, war von Anfang an Shaws Ziel. Behandelten seine ersten Stücke die Gebrechen der Gesellschaft in einer geradezu soziologisch-wissenschaftlichen Weise, die viel zu lehrhaft war, um starke Wirkungen hervorbringen zu können, so ist er allmählich immer philosophischer und unpersönlicher geworden, wenn auch noch nicht entfernt so wie Ibsen und Tolstoi. Er lernte bald nicht mehr direkt zu predigen, sondern nur noch durch eine typische, symbolische Handlung wie in you never can tell und Candida. Zeigten seine früheren Figuren nur die Vertretung einer bestimmten Persönlichkeit gegenüber ihrer Umgebung, so hat er sie später ähnlich den Figuren Ibsens ins Allegorische gesteigert, ohne daß sich das Karikaturenhafte dabei verlor. Das gilt vor allem für Man and Superman, wo in der Gestalt von Ann Whitefield das Weib als eine Macht verkörpert erscheint, welcher der Mann sich beugen muß, ob er will oder nicht.

Wenn sich Shaw in England mit mehr Erfolg als Ibsen in die von diesem geschlagene Bresche warf, so verdankt er das allein seinem Humor. Er trägt seine alle Konvention durchbrechende Philosophie in der denkbar angenehmsten Weise vor. Er verwirrt den Hörer angenehm, indem

er die althergebrachten und verbrauchten Wahrheiten ein wenig auf dem Seil tanzen läßt, und bringt ihn so, ohne ihn zu ermüden, zum Nachdenken über das unbewußt Komische in der modernen Gesellschaft. Ein solches Verfahren kann natürlich nur bei einem Drama wie dem seinen, das sich vor allem an den Intellekt wendet, Wirkung erzielen.

Shaws schwächste Seite ist die Technik seiner Dramen. Hier zeigt sich sein Abstand von Ibsen, dem großen Techniker, am deutlichsten. Da Shaw Drama wie Essay und Roman nur als Mittel zur Propaganda gilt, hat ihm die Komposition seiner Werke nie Sorge gemacht. Er hat einfach die Technik seiner Romane übernommen. Der Dialog, den er dort schon vor allem gepflegt, bleibt im Drama als Hauptbestandteil. Handlung gibt es für seine Figuren kaum mehr. Das Dramatische in den Stücken ist nicht mehr der Konflikt der Menschen, sondern der Ideen, und damit ist es überhaupt verschwunden. Was im Roman die beschreibenden Teile waren, ist in den gedruckten Dramen ein sorgfältig ausgeführtes, oft mit geistreichen Bemerkungen und Abschweifungen versehenes Szenarium geworden, und was im Roman an tendenziöser Erörterung geboten wurde, das findet sich jetzt in den großartigen Vorworten und Nachworten zu den Dramen, in denen Shaw sich so ziemlich über jeden Gegenstand, der ihm am Herzen liegt, Luft macht.

Der dramatischen Kunst hat Shaw also keine neuen Wege gewiesen. Seine Werke stehen und fallen mit seiner Persönlichkeit. Er hat sich auch gar nicht geniert, die ältesten Bühnenkniffe zu gebrauchen. Sein Verdienst auf dem Gebiete des Dramas ist, daß er ebenso wie Ibsen, Tolstoi, Strindberg, Hauptmann und Brieux moderne Probleme mit einer unerbittlichen Logik angefaßt hat. In allen seinen Werken kommt es ihm darauf an, den Kampf zwischen dem Willen des Menschen und seiner Umgebung zu zeigen, die für ihn aus den beschränkten Idealen und Einrichtungen einer überlebten Gesellschaft besteht. Das Unromantische des Lebens soll dem Zuhörer endlich einmal in den Kopf hineingehämmert werden. Liebesszenen sind romantische Sentimentalitäten, sie werden sorgfältig vermieden. Sein Wahlspruch ist das Wort Keegans in John Bulls Other Island: My way of joking is to tell the truth; it is the funniest joke in the world. Kein Wunder, daß Shaw so mehr der Vorkämpfer für ein neues Drama als dessen Bringer geworden ist.

Auf diesem Weg zum neuen Drama stieß Shaw auf Shakespeare als das nach seiner Ansicht gefährlichste Hindernis. Zunächst machte er in Theaterkritiken, die viel vom Geiste des Nochnichtgespieltseins an

sich hatten, seinem Groll gegen die Dichter des Elisabethzeitalters Luft. Erst im Mai 1905 gab er dann seiner Ansicht über Shakespeare einen zusammenfassenden Ausdruck in einem öffentlichen Vortrag in London, der seitdem unzählige Federn in Bewegung gesetzt hat. Leider haben sie viel Verkehrtes über Shaw verbreiten helfen. Wohl ist ihm an Shakespeare der Reaktionär und Volksfeind unsympathisch, trotzdem gelten seine Zornesworte wieder einmal weniger Shakespeare, als dessen kritiklosen Bewunderern. Nur der Zorn über die lächerliche, konventionelle „bardolatry" des englischen Volkes hat ihn hier auch zu einigen ungerechten Worten hingerissen. Endlich solle man doch auch mit Shakespeare abschließen. Wo es keine Gräber gibt, da gibt es auch keine Auferstehung; wird er weiter als der Gipfel betrachtet, so gibt es auch keine neue Kunst. Der Blankvers ist eine lächerliche Einrichtung, seine Romantik, besonders seine Darstellung von Liebeshändeln, überlebt. Sie mochte für das Elisabethzeitalter passen, wir leben in keiner romantischen Zeit, bei uns gibt es keine derartig unnatürlichen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern. Aus dem vollen Bewußtsein dieses Gegensatzes heraus entstand schon lange vorher sein Drama Cäsar und Cleopatra. Man kann es verstehen, wenn er sein Drama dem Shakespeareschen Julius Cäsar für überlegen hält. Wenn, wie gewöhnlich, auch Shaw selbst aus allen Figuren spricht, so sind sie mit ihrer Entkleidung alles Pomphaften und Heldenhaften den historischen vielleicht doch näher als die seines großen Nebenbuhlers. Cäsar, der liebenswürdige Egoist und Realpolitiker, der die Moral für das beste Geschäft hält, ist immer noch wahrscheinlicher als die starre, von Größenwahnsinn erfüllte Figur bei Shakespeare. Aber Shaw will auch gar nicht, daß wir seine Auffassung als historisch einwandsfrei ansehen, er will das Problem nur in einem neuen Lichte zeigen, dem man anmerken soll, daß Jahrhunderte seit Shakespeare verstrichen sind. Was Shaw dabei übersieht, ist, daß er immer mehr fesselt als seine Gegenstände.

Eines der größten Verdienste Shaws, das uns Ausländer besonders interessiert und das wir bei den englischen Stimmen über ihn naturgemäß vergeblich suchen, ist seine Aufrichtigkeit gegen England, das so selten die volle Wahrheit in eigener Zunge zu hören bekommt. So harte Dinge, wie Shaw den Engländern in seinen Werken, vor allem in den glänzenden Vorreden zu den Plays, Pleasant and Unpleasant (1898), zu hören gibt, haben selbst Byron, Heine, Stendhal, Taine und Nietzsche nicht über sie gesagt. Dabei schreibt er nicht allzu parteiisch

vom irischen Standpunkt, auch Irland erhält sein Teil zugemessen. Aber was soll das fleischessende England zu einem Manne sagen, der den Vegetarismus auf den Schild hebt, der Leute, die nicht ins Theater gehen, für Idioten erklärt und den allein seligmachenden Sport als eine den Menschen verdummende Einrichtung verfolgt? Mag er damit schon dem Durchschnittsengländer ins Gesicht schlagen, tiefer sind die Wunden, die er dem Nationalgefühl schlägt, wenn er mit bitterer Schärfe ihnen rücksichtslos die englische Geschäftsmoral, das Benehmen der englischen Truppen und Offiziere im Kampfe gegen den Mahdi und im Boerenkriege, ihre politische Heuchelei, ihre Behandlung Irlands, ihre streitsüchtige, rachgierige und grausame Kolonialpolitik vorhält. Die ganze Roheit des Mittelalters sieht er noch heute in dem christlichen England vorhanden.

Shaw hat sich selbst den modernsten aller Menschen genannt. Was von neuen Ideen im In- und Auslande auftaucht, findet in seinem Geist eine originelle Widerspiegelung. So läßt sich von ihm, der erst die Fünfzig überschritten, noch vieles Interessante erwarten; aber die Richtlinie, in der er sich fortbewegen wird, steht fest, erbitterter Kampf gegen jede Art von ererbtem und anerzogenem Vorurteil.

Johannes Schlaf: Monismus und Erkenntnistheorie.

„Aber müssen wir nun deshalb auf eine einheitliche Weltanschauung verzichten? Keineswegs! Denn Einheitlichkeit ist nicht Einerleiheit, und Harmonie ist nicht Identität. Die wahrhaft harmonische Welt- und Geschichtsbetrachtung ist längst gefunden: Das Universum, in welchem die Spuren des Intellekts nicht geleugnet werden können, ist von einem Urgeist geplant und wird von seinem ersten Beweger auch im Zeitenstrom zu einem erhabenen Ziele geleitet." So schließt ein Aufsatz von Eduard König über „Monismus", der das Juniheft von „Nord und Süd" einleitete und der sich gegen den „Psychomonismus" von Verworn, gegen den „materialistischen Monismus" von Häckel und den „Energie-Monismus" (von Ostwald, Dr. Franze u. A.) wendete, um diese drei Arten von Monismus mit guten und stichhaltigen Gründen abzulehnen.

Hätte die Leitung von „Nord und Süd" mit diesem Aufsatz eine Diskussion über das Thema „Monismus" eröffnet, so würde das sicherlich reichlich so fruchtbar sein, wie die jüngst von ihr eingeleitete Enquete über den Kulturwert des Theaters, wenn nicht gar noch ungleich fruchtbarer! Denn es würde die Diskussion über Kultur sofort auf den wahrhaften und eigentlichsten, den umfassendsten Begriff von Kultur hingelenkt haben: auf den der religiösen Kultur. Dieser Begriff aber, ungeheuer dringlich geworden und von Tag zu Tag dringlicher und bis zum Unausweichlichen dringlich werdend, spielt sich heute gerade auf dem Gebiet der monistischen Bewegung aus und sucht sich von hier aus zu einer für Zukunft und Bestand von ganz Europa überaus wichtigen, ja ausschlaggebenden Klärung und Fixierung zu bringen.

Den vorhin von mir zitierten Satz E. Königs nun möchte ich sehr gern unterschreiben. Denn er birgt besonders in seinen Schlußzeilen allem neuerlichen vagen „Monismus" gegenüber ein religiöses Positivum von hohem Wert, wenngleich seine altmodisch-theistisch anmutende Formulierung preiszugeben ist. Aber das sehr

Wertvolle dieses Zitats bleibt die Betonung der Notwendigkeit einer einheitlichen Weltanschauung und irgend ein guter Instinkt dafür, daß oberster Inhalt einer solchen Weltanschauung nicht ein vages und sekundäres Ding wie „Kraft", „Stoff", „Psyche" oder „Energie" sein kann, sondern eine lebendige und im umfassendsten Sinne persönliche Wesenheit, ein höchster und lebendigster Begriff von Individualität!

Wie bedenklich selten wird gerade in unserer jüngsten Gegenwart das Postulat eines solchen durchaus religiösen Instinkts ausgesprochen, und wie sehr kommt doch aber auch geradezu alles für das Schicksal unser Aller und ganz Europas auf ein solches Postulat an! —

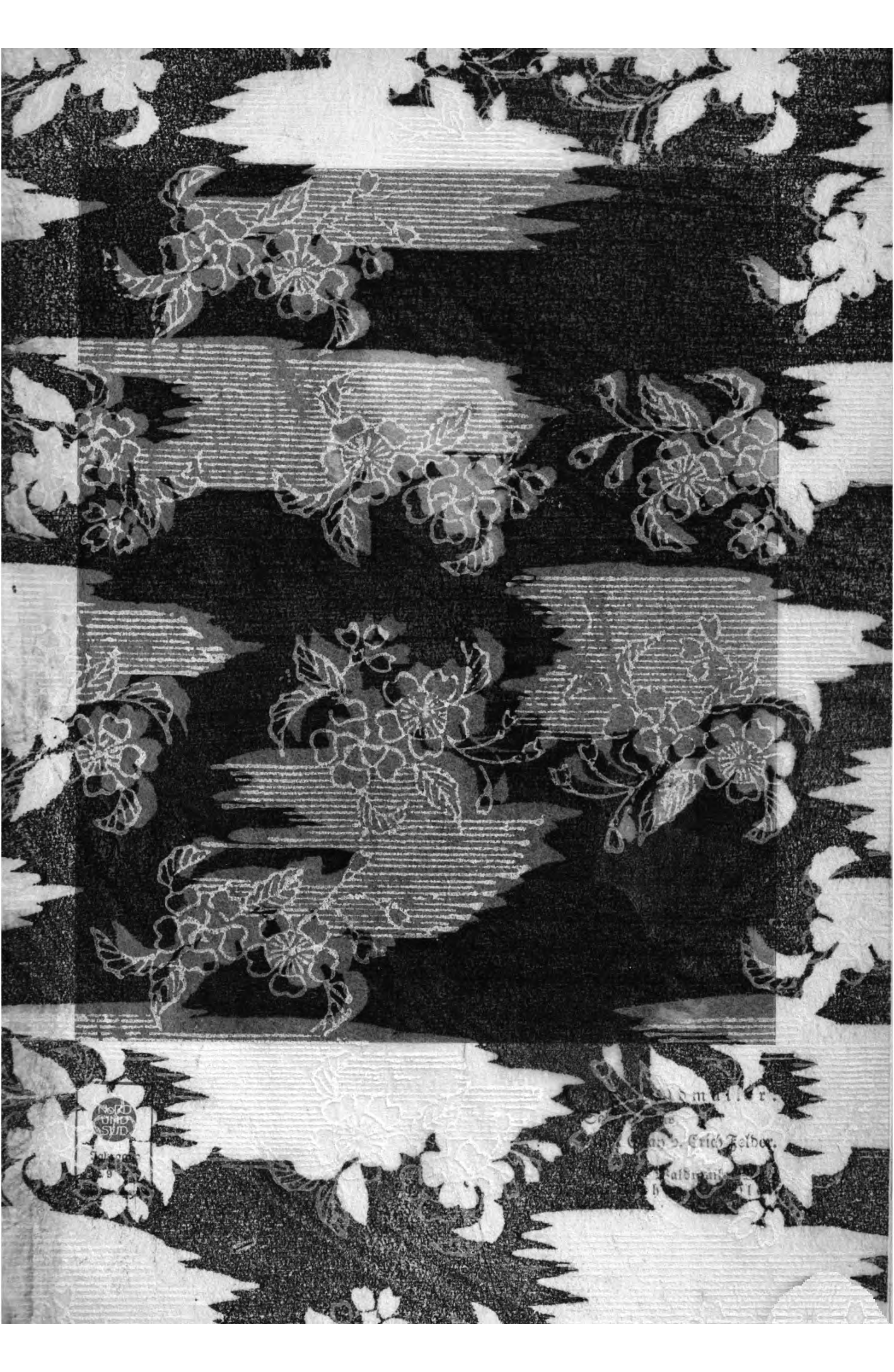
Nur eins freilich übersieht König. Nämlich, daß die ganze so lebhaft und wichtig gewordene religiöse Diskussion der Gegenwart sich durchaus nicht von ungefähr um den Begriff des Monismus zu gruppieren begonnen hat, der im übrigen wirklich ein neuer Begriff insofern ist, als er im Prinzip auf exakt empirischer Basis jeden Rest eines früheren Dualismus ausschließt und somit auf eine höchste und intensivste Konzentration des religiösen und erkenntnistheoretischen Prinzips hinaus ist. Wir möchten also Königs Worte dahin umwandeln, daß wir sagen: Keine Einheitlichkeit ohne irgend eine ganz gewisse und fest bestimmte „Einerleiheit" und keine Harmonie ohne irgend eine gewisse und fest bestimmte letzte und höchste Identität, die sich in einer solchen Harmonie befindet und dieselbe ist. —

Diese „Einerleiheit" und diese Identität aber zu finden und festzustellen wird höchste Aufgabe alles erkenntnistheoretischen Strebens und letzte, umfassendste und freudigste Klärung, Vollendung und Festigung von Religion sein.

Wie sehr, nur zu sehr! — also König auch recht hat, wenn er die drei hauptsächlichsten Gruppen des heutigen Monismus verwirft, er hätte nicht vergessen dürfen, daß wir um den Monismus als solchen in wichtigster erkenntnistheoretischer Hinsicht durchaus nicht mehr herum können! Er ist vielmehr mitten in die lebhafteste philosophische und religiöse Diskussion gesetzt und kann aus deren Bezirk nie und nimmermehr wieder ausgeschaltet werden! —

* * *

Aber es ist durchaus nicht Absicht dieser Zeilen, den Aufsatz von König zu kritisieren: er bedeutete für mich nur eine gute Gelegenheit,


NORD UND SÜD

[illegible] Zitats bleibt die Betonung der Notwendig[illegible] ein guter Instinkt da[illegible] [illegible]ung nicht [illegible]weges [illegible] [illegible] von [illegible] von Individua[illegible]

[illegible] selten wird gerade in unserer jüngsten Gegen[illegible] solchen durchaus religiösen Instinkts ausge[illegible] [illegible]mmt doch aber auch geradezu alles für das [illegible] [illegible] auf ein solches Postulat an! —

[illegible] übersieh[illegible] König. Nämlich, daß die ganze [illegible] [illegible] eine religiöse [illegible]sion der [illegible] den [illegible] des [illegible]

es im Prinzip [illegible] Dualismus [illegible] [illegible] Prinzips hinaus ist. Wir [illegible], daß wir sagen: Keine Einheit [illegible] ganz [illegible] bestimmte „Materieidee" und [illegible] Harmonie [illegible] und fest bestimmte [illegible] Idealen, die [illegible] Harmonie besteht und [illegible]

[illegible] diese Identität aber zu [illegible] [illegible]gabe alles erkenntnistheoretisch[illegible] [illegible] freudigste Klärung, Vollendung [illegible] [illegible] sein.

[illegible] nur zu sehr! — also König [illegible] [illegible]chsten Gruppen des heutigen [illegible] dürfen, daß wir um den Monismus [illegible] [illegible]theoretischer Hinsicht [illegible]aus nich[illegible] [illegible] die [illegible]teste philosophische [illegible] aus dem D[illegible] und [illegible]

*　　　　　　*

[illegible] nicht Absicht dieser Zeilen, den Aufsatz von [illegible] [illegible]ieren; er bedeutete für mich nur eine gute Ge[illegible]



F. G. Waldmüller:
Selbstbildnis.
Zum Essay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Roessler.

einige weitere Ausführungen über Monismus, insbesondere in erkenntnistheoretischer Hinsicht, in vielleicht nicht unfruchtbarer, vielleicht gar zu einer weiteren Diskussion Anlaß gebender Weise an ihn anzuknüpfen.

Die Lösung des erkenntnistheoretischen Problems steht zur Zeit noch offen. Ist sie aber darum oder sonst aus stichhaltigen Gründen unmöglich und sind weitere Anstrengungen, sie zu erreichen, als fruchtlos aufzugeben? Dies letztere war wenigstens und ist wohl sogar noch immer der Standpunkt der exakten Wissenschaft.

Die exakte Wissenschaft hat, insoweit sie von vornherein auch ihrerseits ein erkenntnistheoretisches Streben bedeutete, mit dem „Ignorabimus" eines vollständigen Agnostizismus abgeschlossen. Das würde ein höchst verhängnisvoller Abschluß sein, wenn es nicht zugleich ein gänzlich unmöglicher wäre.

Worauf er wohl beruht? Auf einem Sehfehler der exakten Wissenschaft, der so unmonistisch wie möglich ist! — Er besteht darin, daß die exakte Wissenschaft durchaus die Bedeutung mißkennt und ihrer sich unbewußt ist, die ihr selbst in der Entwicklungslinie der mit Kant so besonders lebhaft und eigenartig erwachten erkenntnistheoretischen Bestrebungen unweigerlich zukommt und eignet. *Die exakte Wissenschaft hat nämlich mit ihrer Arbeitsleistung das letzte halbe Jahrhundert hindurch die erkenntnistheoretischen Ergebnisse der voraufgehenden deutschen Metaphysik keineswegs aufgehoben, sondern sie lediglich in einer durchaus organischen Weise nach einer höchst wichtigen und ausschlaggebenden Richtung hin ergänzt und vervollkommnet!*

Denn, wäre etwa die exakte Wissenschaft wirklich eine der voraufgehenden deutschen Metaphysik seit Kant so völlig disparate und heterogene Erscheinung, daß sie mit dem erkenntnistheoretischen Streben dieser Metaphysik wirklich nicht den leisesten organischen Zusammenhang besäße? Vielmehr: sie besitzt ihn sicher und gewiß und durchaus unverkennbar. *Insofern nämlich die voraufgehende metaphysische Erkenntnistheorie mit Hegel bis zu der für eine endliche Lösung des erkenntnistheoretischen Problems so überaus wichtigen Entwicklungsidee vorgedrungen war, und insofern die exakte Wissenschaft ihrerseits durch ihre Empirie*

der letzten fünfzig Jahre diese Entwicklungsidee in eine Entwicklungstatsache umgewandelt hat! — Mit Hegel und durch Hegel ist die exakte Wissenschaft erkenntnistheoretisch ein für allemal mit der früheren Metaphysik in einen unlösbaren organischen Zusammenhang gebracht. Hegel bedeutete einen großen, wichtigsten Wendepunkt aller bisherigen Erkenntnistheorie seit Kant, die von jetzt ab in Gestalt und Funktion der exakten Wissenschaft durch exakte Empirie ihres Objektes so intim und exakt wie nur möglich habhaft zu werden und es solchermaßen zu fixieren begann.

Was wir soeben dargetan haben, ist nicht allein durchaus monistisch, sondern es ist sogar, wenn die gegenwärtige religiöse Krise Europas endlich zu einem gedeihlichen Abschluß gelangen soll, völlig unerläßlich! Die exakte Wissenschaft und das, in was sie sich etwa in nächster Zukunft verwandeln könnte — nämlich in eine positive religiöse Funktion und Disziplin! — wird so lange heillos in die Irre gehen und sich von ihrem „Ignorabimus" gehemmt sehen, als sie sich nicht als eine organische Fortsetzung der voraufgehenden metaphysischen Erkenntnistheorie erkennt und weiß! An dem Tage aber, an dem sie sich in solchem Zusammenhange klar und deutlich erkannt hat, wird ganz Europa ein unermeßliches Heil erfahren! —

* * *

Es steht ja nun allerdings sicher und gewiß vorderhand rein erkenntnistheoretisch noch die Frage offen: Was entwickelt sich? Wenn nun aber das mit Kant so intensiv erwachte erkenntnistheoretische Streben der Moderne also ein durchaus einheitlicher und organischer und durchaus notwendiger, durch alle Gesamtentwicklung der europäischen Rassen bedingter geistiger Prozeß innerhalb der europäischen Gesamtkultur ist, so wird so viel sicher sein, daß wir eine Antwort auf jene erste und wichtigste Frage der Erkenntnistheorie in der bisherigen Metaphysik bereits angedeutet finden werden. Sicherlich aber wird es durchaus undenkbar sein, daß ein solcher einheitlicher, organischer und notwendiger Prozeß anstatt zu einem positiven Abschluß zu einem so völlig negativen gelangen sollte, wie er sich in dem bisherigen Agnostizismus der exakten Wissenschaft darstellt.

Es fehlt also der deutschen Metaphysik durchaus nicht an einer solchen vorläufigen Antwort auf jene Hauptfrage der Erkenntnistheorie. Nur war jene Antwort bisher noch viel zu abstrakt und vag. Aber mit

Hegels Entwicklungsidee drängte die Metaphysik selbst zu den historisch exakten Disziplinen hin.

In welcher Bestrebung wohl? In keiner anderen, als die bereits vorhandene Antwort der Metaphysik auf die erkenntnistheoretische Hauptfrage aus ihrer amorph vagen Abstraktheit zu lebendigster, unausweichlich exaktester Konkretheit zu erlösen. Sicher aber nicht, um die im wesentlichsten bereits vorhandene Antwort durch die neuen exakt historischen Disziplinen und ihre Empirie aufzuheben!

Welches aber ist jene Antwort? Nun, schon Kant hatte seinerzeit die Möglichkeit und höchste Wahrscheinlichkeit zugegeben, daß sein abstraktes und gänzlich inhaltbares „Ding an sich" mit dem „Ich" gefüllt werden könnte; daß es also, mit anderen Worten, einheitliche, lebendige Individualität und ein solches Individuum sein könnte. Die auf Kant folgende Metaphysik aber hatte aus zwingenden Gründen gerade auf diese Möglichkeit und höchste Wahrscheinlichkeit, die Kant anheimgegeben hatte, näher eingehen müssen. Zunächst in Gestalt von Fichtes „transzendentalem Idealismus", der die ganze Welt zum „Ich" machte. Kam es nun im weiteren Verlauf darauf an, dieses „Ich" zu präzisieren, so fügte ihm Schelling und seine Identitätsphilosophie die beiden Eigenschaften des Willens und der Idee hinzu. Auch der Entwicklungs- und Bewegungsprozeß ist bei Schelling bereits deutlich vorhanden. Was nun aber Hegel anbetrifft, so ist also ungleich wichtiger als seine einseitige Reduktion der Wesenheit des „Ich" auf die abstrakte Idee seine Ausführung der Entwicklungsidee und seine Überleitung zu den exakten historischen Disziplinen.

Also: die Antwort der deutschen Metaphysik auf die Hauptfrage der Erkenntnistheorie: Was sich bewegt und entwickelt? — lautet: Ich. — Was nun aber hat die exakte Wissenschaft und ihre Empirie erreicht? In Wahrheit das, was sie bisher erkenntnistheoretisch noch nicht einen Augenblick zugegeben hat: nämlich den monistisch-identischen Zustand und die einheitliche Wesenheit einer in sich fest beschlossenen, konkreten, lebendigen, absoluten Individualität und eines konkreten, lebendigen, absoluten Individuums!

Inwiefern die exakte Wissenschaft, ihrer selbst unbewußt, dies erreicht hat und damit zugleich die endgültige Lösung und Erledigung des erkenntnistheoretischen Problems: das mit ein paar Worten darzutun, geht hier natürlich nicht an. Ich bin im Begriff, es in einem zwei-

bändigen philosophischen Werk: „Das absolute Individuum oder die Vollendung der Religion“, zu entwickeln, das im Laufe des nächsten Jahres an die Öffentlichkeit gelangen wird.

Es muß mir hier genügen, darauf hinzuweisen, daß die exakte Wissenschaft alles empirische Material zu dem eben von mir fixierten erkenntnistheoretischen Endresultat in einer Weise selbst herbeigeschafft hat, daß ihr irgend eine wesentliche Beanstandung schlechterdings unmöglich sein muß. —

* * *

Daß ihr „Ignorabismus“ jedenfalls unhaltbar und unmöglich ist: die exakte Wissenschaft hat das neuerdings selbst zu fühlen angefangen. Alle diese „Psychomonismen“, „materialistischen Monismen“ und „Energiemonismen“ sind ja nichts als Versuche der Wissenschaft, über den höchst gefährlichen toten Punkt ihres Agnostizismus wegzukommen. Aber dies alles ist andrerseits auch wieder nichts als eine, übrigens noch dazu beständig sich selbst durch endlos skeptische „Relativitäten“ hemmende und beanstandende, neuerdings schon unheimlich in die Breite gehende, gänzlich rückfällige, vage und dilettantische philosophische Reaktion, mit der die exakte Wissenschaft von heute „spottet ihrer selbst und weiß nicht wie“? Sie prätendiert, „Monismus“ zu sein: und nennt sich neuerdings in einem Atem damit „Idealismus“ oder „Neu-Idealismus“; gänzlich außer acht lassend, daß ein erkenntnistheoretisch reiner Monismus all solche Bezeichnungen einer Gott sei Dank ja gerade durch die exakte Wissenschaft ein für allemal überwundenen dualistischen philosophischen Dekadenz nicht einen Augenblick mehr zuläßt! . . .

Felix Hollaender:
Die reines Herzens sind. . . . . . Roman.

Fortsetzung.

Seltsam wurde ihnen in der Folgezeit zumute. Das Theater enthüllte ihnen immer neue Rätsel und Geheimnisse. Sie lernten allmählich von den Kollegen die Kunst des Schminkens und nahmen zu ihrem Staunen wahr, wie viel Mühe und Sorgfalt jeder einzelne darauf verwandte, seine Züge unkenntlich zu machen. Während des ganzen Vormittags wurde auf der großen Bühne geprobt. Dann waren alle Türen des Theaters geschlossen, und der weite Zuschauerraum war gleichsam in dämmerige Dunkelheit untergetaucht; nur durch irgend eine schmale Ritze drang eine Spur von Helligkeit hinein, und für das scharfe Auge entstanden in dem Zwielicht gleichsam dicke Nebelschichten, die wie luftige, bläuliche Brücken von einem Ende zum anderen führten. Und in den dunkelen Raum sprach man seine Worte hinein, die seltsam zum eigenen Ohr zurück tönten, und die Leere starrte einem unheimlich entgegen. Aber wehe, wenn man sich in seine Träume einspinnen wollte! Unsanft wurde man durch die rauhe Stimme des Spielleiters geweckt, der mit großen, aufgeregten Schritten die Bühne durchmaß und jeden laut und kreischend anfuhr, der nicht unbedingt seinen Weisungen folgte. Der Mann hatte einen kurzen Atem und wurde krebsrot, wenn die Wut ihn packte; rückte er dann fuchtelnd einem auf den Leib, als wollte er sich im nächsten Augenblick an ihm vergreifen, so wurde es unter den Komödianten ganz still, denn man wußte, daß jedes Wort des Einspruchs ihn bis zur Besinnungslosigkeit reizte. Alexander litt unter diesem Gebaren und setzte ihm einen stummen, trotzigen Widerstand entgegen. Von der ersten Stunde an war es klar, daß es zwischen ihnen keine Verständigung gab. Und alle Versuche der Angelika, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, lehnte er kurz und entschieden ab. Wenn sie ihm vorhielt, daß man aus Klugheit und um vorwärts zu kommen, seinen Grimm herunterschlucken müßte, so riß er die hellen Augen weit auf und maß sie mit einem dunkelen Blick, der ihr Furcht einflößte.

„Ich lehne diesen Menschen ab," sagte er, und sein blasses Gesicht leuchtete auf, während seine feinen Nasenflügel zuckten. „Ich lehne ihn ab," fuhr er fort, „weil seine sinnlosen Ausbrüche etwas Ruchloses haben und mir lächerlich vorkommen."

Sie sah ihn ohne Verständnis an, und über sein Leidensgesicht huschte ein jammervolles Lächeln. „Begreifst du mich denn nicht," sagte er müde, „ich verstehe es, wenn einer im Zorn seinen Mitmenschen totschlägt. Aber um jeder Stecknadel willen die Galle ausspucken — pfui Teufel!"

Die Angelika nickte und wandte sich ab. Aber nach einer Weile ergriff sie seine Hand. „Du könntest einen Menschen totschlagen," sagte sie, „ich glaube es bestimmt."

Er schloß die Lippen fest aufeinander und rührte sich nicht. Sie hätte zu gern wissen mögen, was hinter seiner hohen Stirn arbeitete. Aber kein Laut kam aus seinem Munde. Da schwieg sie. Sie kannte ihn zu gut und wußte, daß keine Frage ihn aus seiner Verschlossenheit herauszuziehen vermochte.

Freilich, der Studiosus hatte es auf den Schmierenproben besser verstanden, mit ihm umzugehen. Er brauchte nur den langen Hals vorzustrecken, ihn mit melancholischen Augen anzusehen — und Alexanders Widerstand war gebrochen. Wie ein gefügiges Kind war er dann jedem Worte zugänglich gewesen. Hier aber wappnete er sich mit Härte und zähem Eigensinn. Und wenn der Mann wie ein Stößer auf ihn losschoß, so stand er unbeweglich und kerzengerade da. Nur ein kaum merkliches, gefährliches Lächeln schien zu sagen: Wage dich nicht zu nahe heran, sonst zerbreche ich dir die Knochen im Leibe.

Die Angelika blickte Alexanders wegen sorgenvoll in die Zukunft. Mit gutem Grund. Der Regisseur mied den unbequemen Menschen, und auch der Direktor, ein untersetzter Mann mit einem kurz geschnittenen Bart und stechenden Augen, ging ihm aus dem Wege. Man hielt ihn für einen Sonderling und war übereingekommen, daß er aufsässig und störrisch sei. Am liebsten hätte man ihm sogleich den Laufpaß gegeben; aber um der Angelika willen scheute man davor zurück. Denn ihre in die Augen springende Begabung, die jede Aufgabe mühelos und wie durch einen höheren Instinkt auf eine ungewöhnliche Art meisterte, rückte sie bald in die vorderste Reihe. Der Direktor fühlte es heraus, daß er hier den großen Treffer gemacht hatte. Und allein ihretwegen wurde Alexander mit einiger Rücksicht behandelt.

Ihretwegen. Alexander erkannte dies, und ein freudloser Zug be-

herrschte von nun an sein Gesicht, das ehedem — in guten Augenblicken wenigstens — reizvoll aufgeleuchtet und trotz seines tiefen Ernstes eine große Schönheit ausgestrahlt hatte. Es tat sich zwischen ihm und der Angelika eine Schranke auf.

Das Mädchen dachte: Warum ist er mir gram? Kann ich dafür, daß es mir besser geht als ihm? — Im Innersten fühlte sie aber, daß es nicht kleine Mißgunst sei, die sich kaum merklich zwischen ihn und sie schob. Und dennoch vermochte sie nicht in ihm zu lesen und hatte Furcht, ihm mit Fragen wehe zu tun. Deutlich empfand sie es, daß schon die leiseste Berührung ihm schmerzhaft war. Bin ich strafbar, weil ich rascher wachse als er, dachte sie. Und zum ersten Male dünkte sie sich ihm überlegen. Jedermann sagte ihr gute Dinge und sprach von ihrer Zukunft wie von einer sicheren und großen Angelegenheit. Nur er war wortkarg und schwieg. Beneidete er sie um ihren jungen Ruhm? Litt er darunter, daß er abseits im Dunkeln stand und nur zu unbedeutenden Rollen herangezogen wurde, während sie mit Windeseile in die Höhe getragen wurde, den Sternen entgegen? Sie wußte es nicht. Dennoch begriff sie, daß ihr Mitleid ihn erniedrigte. Dies wollte ihre Liebe nicht, die in ihrem Jubel wie eine weiße Flamme leuchtete. Er sollte ihr Glück teilen, und er sollte leicht und mühelos wie sie emporsteigen. Denn sie glaubte an ihn und an sein Können. Ja, sie fühlte, daß in ihm eine Kraft wuchs, die viel mächtiger war als die ihrige, wenngleich sie noch im Dunklen lag und nur schüchtern und ganz leise sich regte. Aber wenn es ihr gelang, aus diesem Dunkel hervorzubrechen, so würde sie alles neben sich in den Schatten stellen, und niemand würde ihr widerstehen können. Wie eine Schuld, die sie auf sich geladen, empfand sie es, daß man ihn wie einen Handlanger verwandte, ihm Aufgaben zuerteilte, die der Geringste bewältigen konnte, während sie eine Kollegin nach der anderen verdrängte.

Hatte der Direktor nicht die Augen aufgerissen, als Alexander in der Agentur ihm den Romeo vorgesprochen? . . . Und konnte sie selber bezeugen, wie jede Rolle ihm zum Erlebnis wurde, ganz anders wie bei ihr, die selbst im stärksten Affekt des Spiels sich ihrer selbst immer bewußt blieb.

In dieser Zeit wurde die Freiheit ihres Verkehrs auf eine schlechte und gemeine Art beeinträchtigt. Sie wagte sich nicht an ihn heran, und er wurde wortkarger denn je, mied sie und suchte die Einsamkeit. Und da sie die ganzen Vormittage auf den Proben beschäftigt war und am

Abend die großen Rollen spielte, so sahen sie sich oft am Tage nur flüchtige Augenblicke. Sie bekam plötzlich die Angst, er könnte ihr entgleiten, und suchte scheu und vorsichtig sich ihm zu nähern. Er wies sie jedoch mit solcher Entschiedenheit und Kälte von sich, daß sie erschrak. Und wenn sie es unternahm, ihn zu einer Aussprache zu bringen, so schnitt er ihr das Wort ab und kehrte ihr stumm den Rücken. Das war ein unerträglicher Zustand, in dem ihre Liebe bitter wurde und ihr Herz zu trotzen begann. Sie kam sich mißhandelt vor und ließ im Theater ihre Umgebung seine Härte entgelten. Sie wurde launisch und lernte mit einer unheimlichen Schnelligkeit all die kleinen Tricks, mit denen die Komödianten dem Direktor das Leben sauer machen. Und als man sich gegen sie zur Wehr setzen wollte, lachte sie höhnisch in sich hinein und stellte sich krank.

Alexander schien mit Blindheit geschlagen; er gab sich wenigstens den Anschein, als ob er von alledem nichts sah und hörte. Ging man ihn im Theater um seine Vermittelung an, so wies er das mit eisiger Kälte zurück. Schließlich kehrte sich der ganze Zorn gegen ihn, und Direktor und Regisseur führten alle Schikanen der Angelika auf ihn zurück. Er war es, der sie aufhetzte und störrisch machte und dem Theater all die Ungelegenheiten bereitete. Man zog gegen sie mildere Saiten auf und redete ihr gütlich zu, um sie willfähriger zu machen.

Es war im Theater ruchbar geworden, daß die beiden nicht mehr so gut wie früher miteinander standen. Und nach einer anstrengenden Probe ließ der Direktor sie zu sich ins Bureau kommen.

Er bat sie in der höflichsten Weise Platz zu nehmen, und betrachtete sie eine Weile mit seinen stechenden grauen Augen, bevor er das Gespräch begann.

Diese Augen beunruhigten sie. Es lag in ihnen etwas Unstetes, Flackerndes, als jagten sie an den Menschen und Gegenständen vorbei. Dann aber schienen sie sich plötzlich mit solcher Gewalt in einen zu bohren, daß man deutlich einen körperlichen Schmerz empfand und ihrer Gewalt sich nicht entziehen konnte. Dieser Mensch — sie fühlte es dunkel — besaß eine infame, geheimnisvolle Macht, vor der ihr bangte.

„Was wollen Sie denn von mir?“ fragte sie endlich, da das lange Schweigen ihr drückend wurde.

Er gab aber keine Antwort, sondern durchmaß mehrere Male den Raum.

Endlich blieb er dicht vor ihr stehen.

„Wissen Sie," sagte er unvermittelt und ohne jeden Übergang, „daß ich mit Ihnen einen neuen Kontrakt auf eine Reihe von Jahren machen möchte, und zwar in der Form, daß Sie sofort eine bedeutend größere Gage erhielten."

Sie rührte sich nicht.

Sie hatte es beim Theater gelernt, daß man mit der Kunst des Schweigens und Wartens am schnellsten zum Ziel kam. Sie lachte unhörbar in sich hinein und war so mißtrauisch, daß sie ihm nicht durch ein Augenzwinkern verriet, was in ihr vorging.

„Nämlich," fuhr der Direktor fort und strich über sein Haar, das stumpf und schwarz wie Pech war, „ein Mensch wie Sie darf nicht in der Enge kleiner Verhältnisse verkümmern. Sie müssen sich frei bewegen können, sonst geht Ihr Talent ein."

„Sehr schön," antwortete sie zögernd, „aber darauf kommt es mir im Augenblick nicht so sehr an. Ich werde schon zu großen Gagen kommen . . . Ich weiß, was ich will . . . Wozu soll man darüber reden," unterbrach sie sich kurz.

„Reden Sie nur, meine Liebe."

„Es hat keinen Zweck."

Der Direktor blinzelte mit halb geschlossenen Augen. Das ist eine durchtriebene, kleine Person, dachte er; mit der wird man nicht so leicht fertig. Und er überlegte im stillen, wie man ihr am besten beikommen könnte, ohne sich selber etwas zu vergeben.

„Ich will mich Ihnen natürlich nicht aufdrängen," meinte er zurückhaltend, „es ist nicht nur ein künstlerisches, sondern auch ein rein menschliches Interesse, das ich an Ihnen nehme," setzte er langsam hinzu.

In diesem Augenblick ließ sie das kleine Taschentuch fallen, das sie in den Händen zerknüllt hatte.

Er bückte sich.

„Bitte sehr, gnädiges Fräulein," sagte er plötzlich in einem ganz anderen Ton und behandelte sie wie eine große Dame.

Sie lächelte einfältig. Es kam ihr auf einmal alles so verändert vor. Der Direktor stand ihr nicht mehr als Direktor gegenüber, sondern als ein verhältnismäßig junger Mann, der sich vor ihr beugte. Und sie hatte alle Trümpfe in der Hand. Das war gewiß.

„Ich muß aber jetzt nach Hause," sagte sie, um ihre Verlegenheit zu maskieren.

„Bleiben Sie doch noch ein wenig," bat er, „es ist vielleicht noch dieses oder jenes zu besprechen." Und unversehens legte er seine warme, breite Hand auf die ihrige.

„Bitte, bitte," sagte sie kurz und entzog sich ihm rasch. Aber ein beklemmendes Gefühl blieb zurück, das ihr die Sicherheit nahm.

Der Direktor kehrte ihr den Rücken und trat an das Fenster, durch das er eine verhältnismäßig lange Zeit blickte.

In dieser beklemmenden Stille hörte sie den Schlag ihres Herzens.

Er drehte sich plötzlich unvermittelt wieder zu ihr um und trat dicht vor sie hin. Bevor er sprach, lächelte er ganz leise und listig.

„Nämlich," sagte er langsam, während er beständig an seinem Schnurrbart kaute, „es gibt in dem Leben eines jeden Menschen eine Stunde, in der er sein Glück in den Händen hat. Die einen packen zu und halten es fest, die andern sind Narren und lassen es sich entgleiten . . . So viel steht fest," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „es kehrt nie mehr zu ihnen zurück. Die Partie des Lebens ist verloren."

Er lachte kurz auf.

„Wissen Sie, was es heißt, zeitlebens ein armer Tropf zu bleiben und sein Glück wie eine Seifenblase zerplatzen zu sehen? — Nein, Sie wissen es nicht. Man muß wie ich im Dreck gelegen haben, um vor so einem elenden Dasein ein Grauen zu haben."

Sie hörte ihn verständnislos und verängstet an. „Was wollen Sie denn von mir," fragte sie, und ein nervöses Zittern ging durch ihren geschmeidigen Körper.

„Ich will Ihre Freude wecken," erwiderte er „Sie sollen nicht wie ein armes Mauerpflänzchen am Wege sterben. In die Lüfte sollen Sie sich schwingen, und das Leben in starken Zügen trinken. Ich sage Ihnen, alles andere lohnt nicht der Mühe. Und Sie sind der Mensch, mich zu begreifen. Ich fühle es deutlich, Sie gehören nicht zu denjenigen, die verkommen wollen. In Ihnen ist Leidenschaft und Sehnsucht."

Wieder war er ganz dicht an sie herangetreten und maß sie mit funkelnden Augen.

Sie spürte seinen heißen Atem und die Gewalt, die von ihm ausging. Sehr bleich erhob sie sich von ihrem Sitz, und mit einem trostlosen Lächeln, hinter dem sie ihre Mutlosigkeit verbarg, sagte sie: „Dieses war eine Szene, die Sie auf dem Theater hätten spielen müssen."

Er starrte sie eine kleine Weile stumm an.

„Sie imponieren mir," erwiderte er in überzeugtem Tone. „Ich habe mit sehr durchtriebenen Damen zu tun gehabt; aber Sie besitzen eine Art, die einen perplex machen kann. Was für unergründliche Augen haben Sie übrigens, und was für infame Dinge hecken sie in diesem Momente aus!? Wollen Sie es mir verraten, wenn ich Sie darum bitte?"

Der weltmännische Ton, in dem er zu ihr sprach, und der Trick, sie wie eine große Dame zu behandeln, verwirrten sie vollends. Aber ihr weiblicher Instinkt ließ sie nicht im Stich. Statt jeder Antwort setzte sie eine höhnische Miene auf und gab ein tiefes Lachen von sich.

Der Direktor verschränkte die Arme.

„Sie irren sich völlig in mir," brachte er heiser hervor. „Ich bin nicht der Mann, Scherze zu machen. Bei mir heißt es entweder — oder. Mit einem Wort, Sie beziehen heute eine Gage von hundert Mark — wenn Sie den neuen Vertrag mit mir abschließen, erhalten Sie vom nächsten Monat an das Dreifache."

Eine Sekunde stutzte sie. „Charmant! Charmant!" sagte sie, ohne sich bei dem Worte auch nur das Mindeste zu denken. „Nun aber muß ich nach Hause; mein Liebster wartet." Und ohne ihn zu einer Entgegnung kommen zu lassen, war sie mit einem Satz aus der Tür.

Zuerst wollte er ihr nacheilen. Dann aber gab er es auf.

„Das ist ja ein nettes Aas," sagte er leise vor sich hin, und sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen.

Viertes Kapitel:

Hinter den Sinn des Lebens wollte Alexander kommen, und das Theater sollte ihm dazu verhelfen. Das Geheimnis des Daseins erfüllte ihn mit Qualen und Schauer, und die Unruhe, die von ihm Besitz genommen, hatte ihre Wurzel darin, daß er mit dem Leben nicht fertig wurde. In ihrem unsteten Hasten und Treiben erschienen ihm die Menschen wie Tiere, denen der Erkenntnissinn verloren gegangen war. Sie stießen und drängten sich, wurden bewegt von ihren erbärmlichen kleinen Interessen und gingen am Leben vorbei. Wenn einer seine Taschen füllte, so glaubte er seinem Ziele nahe zu sein. Ihm dagegen erschien es so schal und abgeschmackt, dem Positiven, dem Er-

reichbaren nachzujagen. Materieller und geistiger Besitz lag auf allen Gassen. Jeder Schuster und Oberkellner brauchte sich nur zu bücken, um ihn aufzuheben. Aber an den Wänden der Seele zu pochen und zu hämmern, bis es vielleicht gelang, durch einen Spalt zu blicken und die letzten Geheimnisse zu ergründen — dieses war seine Sehnsucht... Was ahnte davon die Angelika, die nach Rollen gierte und mit ihrem Spieltalent die Menschen entzückte, ohne jemals ihr eigenes kleines Ich darüber zu vergessen. Das Spiel der Bretter konnte ihm nur dazu dienen, hinter das Spiel des Lebens zu gelangen. Und dieses war die von ihm gefundene Formel, die in das Dunkel seiner Seele ein flüchtiges Licht warf: Das Theater ist ein Spiegel des Lebens und das Leben ein Spiegel des Theaters.

In dieser Wechselbeziehung allein lag der unheimliche Reiz, der ihn an die bretterne Welt kettete. Man war auch im Leben ein Schauspieler seiner selbst. Das gemeine Dasein zwang einen, sich über seine innersten Empfindungen hinwegzulügen und beständig niederträchtige Vergleiche zu schließen. Aber wenn der Vorhang in die Höhe ging, dann konnte man Mensch und Tier sein, Sklave und König, und die vergewaltigten Instinkte und Sinne durften sich frei entfalten. Darum allein wollte er spielen, und er fühlte es deutlich, daß sein Spiel von anderer Art sein würde, als das der Angelika, weil er voller Schmerzen und Lust in gierigen Zügen die eigene Seele trinken, sich selbst finden und dabei sich selbst in der Nüchternheit des Alltags vergessen würde — das allein hieß hinter den Sinn des Daseins kommen.

Oder lag auch darin eine elende Täuschung? War auch dies nur eine Ausflucht und Lüge, mit der man sich zu betäuben suchte? War auch diese Wahrheit nur ein trauriger Schein der Dinge? An welche Abgründe und über welche Klüfte führte ihn sein Grübeln! Wo gab es auf dieser Erde einen Halt! Wo war die Handbreit festen Bodens, auf die man sich stellen konnte, ohne zu versinken! ...

Von solchen Gedanken zerrissen und gequält, eilte er in den freien Stunden, die ihm der Tag ließ, durch die Straßen dieser großen Stadt. Und sein Blick irrte angstvoll über die Menschen hinweg, die ihn stießen und drängten und geschäftig an ihm vorbeiliefen. Niemand hörte sein wehes Lachen. Niemand vernahm sein irres Weinen.

Und hinter all den Zweifeln und Sorgen tauchte wie von Nebeln umsponnen ganz plötzlich das Bild der Elisabeth auf. Und immer

sah er sie im schwarzen Gewand, mit bleichen und verhärmten Leidenszügen, die Augen groß, traurig und in stummer Qual auf ihn gerichtet.

Ein dunkles Ahnen von dem, was in Alexander vorging, beschlich die Angelika. Warum konnte sie nicht von seiner Seele den Kummer nehmen und mit weicher, linder Hand die Sorgenfalten glätten, die der Gram in sein Gesicht gezeichnet hatte.

— Alexander, liebster Alexander, warum hörst du nicht meine Stimme? Warum siehst du nicht, wie ich mich in Angst um dich verzehre! —

Wo gab es eine Rettung, wo einen Weg, der aus dieser Dunkelheit zum Lichte führte.

Nur die notwendigsten Worte wurden noch zwischen ihnen gewechselt. Er wich ihr aus und entzog sich jeder Berührung. Dabei war sie selbst von einer ewigen Unruhe ergriffen. Es lag auf ihr wie ein Alp. Ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß das Unglück vor ihrer Tür kauerte und Einlaß begehrte. Es glich einem großen schwarzen Vogel, der unheilkündend die Fittiche zusammenschlug . . .

Wie konnte man seinem Schicksal entgehen! Was vermochte man zu tun, um sich gegen den heimlichen Feind zu wehren! Alexander — das stand für sie fest — mußte aus seinen gefährlichen Träumen herausgerissen werden! Er mußte in der Arbeit Trost und Ruhe finden. Nur durch eine große Aufgabe, die ihn erfüllte, konnte er seiner Ängste und Zweifel Herr werden.

Als diese Erkenntnis klar vor ihr lag, faßte sie sich ein Herz und ging eines Tages zum Direktor. Sie ließ sich melden und wurde alsbald vorgelassen.

„Womit kann ich Ihnen dienen?" fragte der Direktor verbindlich.

Sie zögerte einige Sekunden. Dann sagte sie resolut: „Ich will hier nicht länger bleiben, wenn Alexander Oblomoff nicht anders beschäftigt wird. Diesen Zustand ertrage ich nicht."

Der Mann hörte sie mit zusammengekniffenen Lippen an. Er lächelte und blieb stumm. Aber als sie in leidenschaftlicher Heftigkeit erklärte, das Theater nicht mehr zu betreten, wenn nicht ein Wandel geschafft würde, antwortete er kalt und abweisend, daß er den Dingen mit voller Ruhe entgegensehe.

„Gut," erwiderte sie, „so nimmt es ein böses Ende, und Sie haben es zu verantworten, wenn wir gewaltsam uns befreien."

Sie wandte sich mit einer raschen Bewegung ab und wollte hinaus.

Der Direktor trat ihr in den Weg. „Nicht so hitzig, liebes Kind," sagte er, „man kommt schneller auf den Berg, wenn man hübsch bedächtig steigt."

„Ich danke für Ihre Ratschläge. Ich werde meinen Weg schon finden."

Er änderte plötzlich seinen Ton.

„Seien Sie doch vernünftig und werden Sie gut Freund mit mir. Ich will ja nichts von Ihnen, und wenn der neue Kontrakt Ihnen durchaus contre coeur geht, so lassen wir es eben. Nur so ein finsteres Gesicht dürfen Sie nicht aufsetzen. Brr, man bekommt ja Angst."

Das alles brachte er in einem lässigen, liebenswürdigen Ton hervor, der sie bestach und ihr die Sicherheit nahm. Sie schwankte und überlegte einen Moment, ob sie nicht einen letzten Versuch zugunsten Alexanders machen sollte. Und als der Direktor jetzt behutsam ihre Rechte ergriff, duldete sie es willenlos. Ganz leise streichelte er ihre Hand. Sie rührte sich nicht.

„Sie sollen sehen," sagte er, „daß ich kein Unmensch bin. Sagen Sie mir, welche Rolle Ihr Liebster spielen will, und ich teile das Stück aus."

Sie wurde plötzlich blaß — und aus ihrer Kehle kam ein sonderbar gurgelnder Laut, als wäre sie dem Ersticken nahe.

„Was ist Ihnen denn?" fragte er und ließ ihre Hand locker.

Sie gab keine Antwort. Nur um ihre Mundwinkel zuckte es beständig. Hinter ihr — sie fühlte es deutlich — stand der Studiosus und beugte seinen langen Hals zu ihr, bis sein Mund ihr Ohr traf. „Mach dich hurtig davon, Angelika," flüsterte er, „so schnell du kannst. Der Teufel will deine Seele einfangen."

Wie gelähmt stand sie da. Sie wollte sich umdrehen und nach der Hand des Studiosus greifen. Aber der Körper versagte ihrem Willen. Nicht zu rühren und zu regen vermochte sie sich.

„Herr Studiosus," flüsterte sie kaum hörbar, „Sie haben dreimal recht. Glauben Sie vielleicht, ich sehe die Schlinge nicht, mit der er mir die Kehle zusammenschnüren wird? Ich sehe sie ganz deutlich."

Der Studiosus ließ traurig den Kopf hängen, und eine Sekunde später hatte sich die Erscheinung davon gemacht. Sie selbst aber war aus ihrer Starrheit erwacht und strich sich mit der schmalen Hand, die kalt und feucht war, über die Stirn.

„Gut," sagte sie, während aus ihren Augen ein finsterer Trotz leuchtete, „lassen Sie ihn den Hamlet spielen und mich die Ophelia."

„Abgemacht. Sela. Übermorgen findet die Arrangierprobe statt. Und nun gehen Sie. Ich habe noch dringende Geschäfte."

Er tat auf einmal ganz eilig, und seine Stimme hatte den Ton einer trockenen Sachlichkeit.

Sie blickte betroffen zu ihm empor. Was war denn das? fragte sie sich. Was ging hier vor? — Aber seine Miene war rätselhaft und von einer Undurchsichtigkeit, die sie nicht ergründen konnte. Sie wollte ein Wort des Dankes hervorbringen. Doch das Wort kam nicht über ihre Lippen. Sie nickte ihm kurz zu, und ihre Züge hatten wieder jenen hochmütigen Ausdruck, der den Direktor jedesmal faszinierte.

Auf der Straße blieb sie eine Weile stehen und atmete tief auf. „Alexander wird also den Hamlet spielen," murmelte sie vor sich hin. „Er wird den Hamlet spielen . . . Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen eure Schulweisheit sich nichts träumen läßt," rezitierte sie . . . Wer sagt das? Lauteten die Worte so? Kamen sie nicht im Hamlet vor? . . . Und wie wird Alexander die Augen aufreißen, wenn er die Nachricht hört. Aus ihrem Munde durfte er es nicht erfahren. Er durfte nicht ahnen, daß sie dahinter steckte. Er wäre imstande, ihr ein Leids deswegen anzutun . . . Dieser stolze Mensch und bitten! . . . Sie stieß ein herrisches Lachen aus. Und dieses Lachen kam aus einem gequälten Herzen und tat ihrem eigenen Ohre weh. —

Geh in ein Kloster, Ophelia. — Ah, wie wäre das . . . Fort aus der Welt, in die sie hineingeschneit war, sie wußte selbst nicht wie. Woher kam sie denn? Wer war sie, und welche dunklen Mächte spielten Fangball mit ihr und trieben und hetzten sie ihrem Verhängnis entgegen . . . Ritz, ratz, wenn plötzlich ihr schweres Haar unter der Schere einer der Schwestern fiel. Einverstanden unter der Bedingung, daß sie es als letzten Gruß aus ihrer Einsamkeit an Alexander senden durfte . . . Ein grausames Behagen erfüllte sie bei dem Gedanken. Dann aber überrieselten sie kalte Schauer, und Weihrauchdüfte stiegen ihr in die Nase, und Glockengeläute traf ihr Ohr.

„Pfui Teufel," sagte sie und spuckte aus. „Ich werde mich hüten."

Als sie nach Hause kam, blickte sie Alexander tückisch und hinterlistig an; eine große Schadenfreude erfüllte sie. Sie hatte ihm gegen-

über plötzlich ein Gefühl der Überlegenheit und pfiff leise vor sich hin. Da er keine Notiz davon nahm, begann sie zu singen.

Er sah sie groß und ruhig an.

Vor diesem Ernste schlug sie die Augen nieder und ging stumm aus dem Zimmer. „Dieser Mensch begreift mich nicht mehr," wimmerte sie in sich hinein. „Gott schlägt ihn mit Blindheit."

Sie lachte auf. Aber gleich darauf grub sich in ihr vom Lachen entstelltes Gesicht ein erbärmlicher Leidenszug.

Am Abend fand sie in ihrer Garderobe einen großen Strauß von Maréchal-Niel-Rosen und Veilchen.

„Von wem sind diese Blumen?" fragte sie mit schneidender Stimme die Garderobiere.

Die Frau zuckte mit einem unterwürfigen, diskreten Lächeln die Achseln.

„Wollen Sie mir Antwort geben," sagte sie, und ihre Stimme klang drohend.

„Der Herr Direktor hat es streng verboten."

„Hat er das?"

Die Angelika riß das Fenster auf und mit einer jähen Bewegung schleuderte sie die Blumen auf den Hof.

„Um des Himmels willen, was tun Sie?" rief die Garderobiere. „Der Strauß ist ja . . ."

Die Angelika schnitt ihr das Wort ab. „Lassen Sie das," sagte sie kurz, „und ziehen Sie mich jetzt an. Ich habe keine Lust, mich zu unterhalten."

Die Garderobiere duckte sich wie ein begossener Pudel und half ihr langsam beim Ankleiden.

* * *

Die Proben zum Hamlet begannen.

Alexander ging mit schwerblütigem Ernst an seine Aufgabe. Er versenkte sich in die problematische Gestalt des Dänenfürsten, die ihm neue Aufschlüsse über das Leben gab. Der Tiefsinn des Wortes, das er bewältigen sollte, erfüllte ihn ganz.

Der Studiosus, der durch die Angelika davon erfahren haben mochte, schrieb an ihn, er solle nachlesen, was Goethe über den Hamlet gesagt. Und er fügte hinzu, daß nur die Auserwählten, die ganz Großen dieser Figur gegenüber standhielten, denn die tiefen Abgründe



... Gefühl ...

... begann ...

... Leiden ...

... Garben ... großen ...

... sen und ... chen.

... fragte sie mit ...

... unterwürfig ...

... verboten.

... und mit ...

... Sie?" rief der ...

... Wort ab. „ ... Ich habe ...

Die ... ein ... und ...

... kleiden.

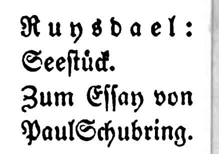
... Tiefsinn ... das

... erfüllte ...

... den ...

... und er ... zur ... die ganz

Größe dieser Figur ... denn die tiefen ...


Ruysdael:
Seestück.
Zum Essay von
PaulSchubring.

RUYSDAEL, SEESTÜCK





Hamlets würden den meisten zum Verhängnis. So sei der Hamlet ein Prüfstein für das schauspielerische Genie. Und der Brief schloß mit den Worten: Sein oder Nichtsein — das ist die Frage.

In der zerrissenen Stimmung, die von Alexander Besitz genommen hatte, traf ihn dies Schreiben. Und alle Zweifel, die an seinem Herzen nagten, wurden stärker denn je.

Der Hamlet rührte das Grundproblem des tragischen Menschen auf, des vom Schicksal Gezeichneten, der eine Schuld zu rächen hat und vom verwegenen Wollen bis zur Kraftlosigkeit alle Leiden der Seele durchmacht, um schließlich am Wege zusammenzubrechen.

Dieses ist auch mein Schicksal, dachte Alexander. Mit wem ich in Berührung komme, dem bringe ich Unheil. Für mich hat sich die Mutter zu Tode gearbeitet. Der Elisabeth habe ich die Jugend vergiftet und den Glauben genommen. Und die Angelika schleppt mich wie eine Bürde, ohne den Mut zu haben, sich frei zu machen. Zu alledem gesellte sich eine quälende Angst. Er fühlte das Mißtrauen der Kollegen, die mit spöttischer Miene und gelangweilt ihm bei den Proben zuhörten. Und er selbst fragte sich immer wieder, ob er wirklich ein inneres Recht und einen Anspruch auf diese Kunst habe, oder nur von eitlem Selbstbetrug ergriffen sei.

Jeder Satz, den die Angelika sprach, war aus einer Unbewußtheit geschöpft; und mochte sie ihn grundfalsch bringen, er spürte es, wie aus jedem Worte Leben blühte. Und er sinnierte und grübelte über jedem Komma und versagte, sobald es galt, dem toten Buchstaben lebendigen Odem einzuhauchen. Das Mißtrauen, dem er im Theater auf Schritt und Tritt begegnete, reizte ihn auf. Er fühlte, daß er vor einer Entscheidung stand, die sein ganzes Leben von Grund aus umwerfen konnte. Denn darüber mußte er sich klar werden, daß er auf diesem Wege nicht weiter gehen durfte, wenn sein Können versagte. Die Vorstellung, daß er gleich ungezählten Anderen fähig war, sich selber zu belügen, rieb ihn bis zur Bewußtlosigkeit auf. Er fand keine Ruhe mehr. Er mied die Menschen, und er schrak zusammen, wenn die Angelika das Wort an ihn richtete.

Bei den Proben kam es zu heftigen Zusammenstößen zwischen ihm und dem Regisseur. Und diese Szenen wurden von Tag zu Tag unangenehmer. Er fühlte seine geistige Überlegenheit und empfand die Einwände, die gegen ihn gemacht wurden, als läppisch. Er wies sie in herrischem Tone zurück, obwohl er seine eigene Unsicherheit schmerzhaft

fühlte. Vielleicht würde ich weiterkommen, dachte er, wenn hier jemand stände, der mir wirkliche Aufschlüsse geben könnte. Aber was wußte dieser belanglose Mensch, der die Proben leitete, vom Hamlet.

Am meisten hatte die Angelika auszustehen. Jede Stunde konnte ein Ende mit Schrecken bringen. Sie suchte auszugleichen und hinter Alexanders Rücken zu vermitteln. Denn nur, wenn ihm der Hamlet gelang — das war ihre Überzeugung — würde er gerettet werden. Nur dann hatte er wieder festen Boden unter seinen Füßen. Und auch ihr Schicksal hing davon allein ab. So war es ein Kampf, nicht nur um die Rolle, sondern um sein und ihr Lebensglück. Und weil sie in ihrer Liebe stark war, hatte sie auch den unerschütterlichen Glauben, daß das Wagnis gelingen müßte. Und wenn er gegen sie hart und grausam war, so biß sie die Zähne aufeinander und rührte sich nicht. Der Tag konnte ja nicht fern sein, an dem sich alles zum guten wenden würde.

Auf diesen Proben zeigte sie einen Eifer wie nie zuvor. Sie fühlte, wie sie in den Szenen mit ihm das Letzte und Beste, was in ihr war, hergab, und wie er sich der Wirkung ihres Spiels nicht zu entziehen vermochte. Ihr Gesicht tauchte sich in dunkles Rot, wenn sein Blick betroffen an ihr hängen blieb. Sie brachte die Worte wie ein Erlebnis ihrer Seele, und jeder lauschte ihr atemlos. Sie wuchs über ihre eigenen Kräfte. Alle ihre Gedanken hatten nur ein Ziel: ihn mit sich fortzureißen, den Verzauberten zu erlösen — ihm den Glauben an sich und das Leben wieder zu schaffen. Und wenn zum Erstaunen der Mitspielenden plötzlich Alexander aus seiner Starrheit zu erwachen schien, und sein Können — wenigstens in flüchtigen Momenten überwältigend hervorbrach — so weitete ein heimliches Entzücken ihre Brust. Folgten dann Tage, an denen zersetzende Zweifel ihn überfielen und seine Kräfte unterbanden, so daß er auf den Proben wie verloschen die Worte mechanisch und gedankenlos, zerfahren und wie abwesend hervorstammelte — und die Mitspielenden, die er fast schon für sich gewonnen hatte, höhnisch hinter ihm her tuschelten — so glaubte sie sich dem Ende nahe. Sie spürte, wie es vor ihren Augen dunkel wurde und der Boden unter ihren Füßen nachgab. Raffte sie sich dann mit dem letzten Willen zusammen und nahte sich ihm leise, so maß er sie mit grausamen Blicken.

Was an Lebensfreude in ihr emporgeflammt war, begann kläglich zu verglimmen, und mit Ophelia betete sie: „Himmlische Mächte, stellt ihn wieder her!" Und mit Ophelia schrie sie auf:

„O, welch ein edler Geist ist hier zerstört!
Und ich, der Frauen Elendste und Ärmste,
Die seiner Schwüre Honig sog, ich sehe
Die edle, hochgebietende Vernunft
Austönend, wie verstimmte Glocken jetzt, dies hohe Bild,
Die Züge blüh'nder Jugend,
Durch Schwärmerei zerrüttet. Weh mir, wehe,
Daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe."

Und als sie diese Worte wieder einmal zu sprechen hatte, verschränkte sie plötzlich die Arme, als müßte sie so einen Halt gewinnen. Sie sah ihn mit blassen Leidenszügen an, während ihre Pupillen sich zu weiten schienen. Sie sah, wie er ihr mit abweisender Kälte auswich. Und ohne einen Laut von sich zu geben, brach sie stumm zusammen. Man mühte sich um sie — niemand ahnte, was in ihr vorging — und brachte sie langsam wieder zum Bewußtsein. Man redete mit gütigen Worten wie zu einem kranken Kinde auf sie ein, und sie stieß ein irres, rätselhaftes Lachen aus und bestand darauf, daß die Probe nicht unterbrochen würde.

Fünftes Kapitel:

Die alte Frau, bei der sie immer noch wohnten, schüttelte den Kopf. Sie verstand die beiden nicht mehr. Wohl ahnte sie in ihrer Einfalt, daß dies und jenes nicht geheuer war, aber niemals stellte sie Fragen. Auch dachte sie nicht daran, ihnen das Quartier zu kündigen. Sie hatten einen Freipaß — sie waren vom Studiosus empfohlen, er hatte sich für sie eingesetzt — damit war diese Sache für sie im reinen, mochte sie noch so unklar und verworren sein. Nur zuweilen streichelte sie behutsam die Angelika und sah sie durch die Gläser ihrer Hornbrille versorgt und gleichsam prüfend an.

Die Angelika hätte unter diesen Blicken laut aufheulen mögen. Am liebsten wäre sie ihr um den Hals gefallen und hätte ihr das ganze Leid gestanden. Aber scheu und gedrückt entwand sie sich ihr und flüchtete in ihre Kammer. Sie wartete auf Alexander, der von den Proben in der jüngsten Zeit nicht mehr nach Hause kam. Gott mochte wissen, wo er steckte. Vielleicht trieb er sich mit irgend einer herum, und sein verstörtes Wesen erklärte sich aus seinem Schuldbewußtsein. Er war ihrer überdrüssig und mied sie. Er hatte mit einer anderen angebandelt und

suchte sich nun von ihr zu befreien. Ein jähes Rot färbte fleckig ihr Gesicht bis zu den Haarwurzeln. Ihr wurde schlecht zumute. Sie schämte sich ihrer eigenen Gedanken. Seine Art war anders. Solcherlei Heimlichkeiten lagen nicht in seinem Wesen. Ohne mit der Wimper zu zucken, wäre er vor sie hingetreten, und leise und ernst — mochte es ihm noch so sauer werden, — hätte er zu ihr gesagt: Laß mich ziehen — ich bin mit meinem Körper und meiner Seele bei einer anderen. Aber wo steckte er — wo trieb er sich herum, während sie auf ihn wartete und bei jedem Schritt, der auf dem Treppenflur hörbar wurde, zusammenfuhr und atemlos lauschte, ob er im nächsten Augenblicke die Entreetür schließen würde. Eine Bitterkeit, die ihr wehe tat, erfüllte sie. Ahnte denn dieser Mensch nicht, was in ihr vorging, daß er ihre Jugend zertrat und ihre Liebe mißhandelte? . . . Arme, kleine Angelika, die du ihn nicht begreifen konntest . . . Wohl fühltest du seine Leiden — doch du wußtest nicht, daß er an der Grenze seiner Möglichkeiten stand, daß das Erdreich ihm abgetragen war und er in seinem Zwiespalt nur einen Ausweg sah: Sterben — die Bürde des Lebens von sich werfen — der ganzen Drangsal ein Ende machen, wenn er nicht um den Rest seines Verstandes kommen wollte. Zu den Unfruchtbaren mit dem verwegenen Wollen und dem erbärmlichen Können zählte er, die mit ihren schmalen, weißen, durchsichtigen Händen die Welt umspannen möchten und nicht einen Fuß breit Erde sich erobern — zu denen, die im Mutterleibe schon verdorben sind. Wie ein Gehetzter eilte er durch die Straßen dieser großen Stadt, in denen vor vielen Jahren Agnes Feustel gleich ihm umhergeirrt war, von derselben Trostlosigkeit und Verzweiflung ausgefüllt wie ihr armer Junge, bis sie demütig hoffnungslos und ausgebrannt heimgekehrt war, um in der Mühle des Lebens ihre mürben Knochen zu zermahlen.

Alles Leid kehrt wieder — und die Feinsten haben am schwersten zu tragen — und jeder wähnt, auf ihn allein habe es das Schicksal abgesehen.

* * *

Mit gesenktem Kopf trat Alexander in das Kaffeehaus ein. Eine Schale „Schwarz" bestellte er kaum hörbar. Der Kellner warf ihm einen verdächtigen Blick zu. Dieser Gast erschien ihm nicht vertrauenswürdig. Er ließ sich die Abendblätter geben und überflog die Theatergeschichten. Sein Blick fiel auf eine klein gedruckte, unscheinbare Notiz,

die die Worte enthielt: Im Luisentheater wird der „Hamlet" mit Herrn Alexander Oblomoff in der Titelrolle vorbereitet. Zum Lachen, sagte er und schob die Zeitung beiseite. Wenn ich jetzt ein anständiger Kerl wäre, so gäbe es für mich nur zwei Wege: Entweder ich machte überhaupt Schluß, oder ich ginge in den Wald und hackte Holz. Auch ein Holzhacker ist etwas wert — am Abend weiß er, warum ihm die Knochen wehe tun. Vor allem aber müßte ich der Angelika reinen Wein einschenken: Wirf mich von dir — und schleppe nicht eine Last mit dir, die dich auf Schritt und Tritt hemmt — zu nichts bin ich nütze — ich bin bestimmt, elend zugrunde zu gehen.

Er richtete sich aus seiner gebückten Haltung kerzengerade auf. Sein blasses Gesicht wurde auf einmal ganz straff. Ich will nicht verkommen, flüsterte er, während der Angstschweiß aus seiner Stirn brach. Ich will den Hamlet spielen — ich will und werde.

Ihm wurde unbehaglich zumute. Er spürte, daß jemand ihn unaufhörlich anstarrte — aha, da am Nebentisch saß einer, der ihn nicht aus den Augen ließ, der ihn beständig fixierte. Es war ein Mann, der in der Mitte der Fünfzig sein mochte. Er hatte ein glatt rasiertes Gesicht, kurz geschnittenes Haupthaar und trug im linken Auge ein Monokel. Ein schwarzseidener Schal war unter dem Kragen lässig als Schleife befestigt. Mit der Rechten trommelte er nervös auf der Marmorplatte des kleinen Tischchens.

Was will dieser Mensch von dir — am Ende ein Komödiant, der aus Langerweile eine Kaffeehausbekanntschaft anknüpfen möchte? . . . Er sah nicht danach aus. Aber mit welchem Rechte . . . Der Fremde ließ ihn nicht aus dem Auge. Was war denn das? . . . Der schien ihn gar abzukonterfeien — hatte Bleistift und Block in der Hand, eine grenzenlose Unverschämtheit.

Alexander erhob sich.

„Zahlen!" rief er laut und vernehmlich.

„Zahlen!" rief auch der Fremde.

Alexander eilte ins Freie. Ohne sich umzusehen, sprang er in einen vorüberfahrenden Omnibus. In diesem Augenblick stieg der Fremde in einen Taxameter. — Den wäre ich los. — Er atmete auf und versenkte sich wieder in seine Gedanken. Wie stellte er es nur an, um die Gestalt des Hamlet aus seinem Innern zu schöpfen, daß sie wie aus einem Gusse vor dem Zuschauer erstand, daß sie vor allem in ihm selbst lebendig wurde. Warum entglitt ihm immer wieder, was er schon fest

in den Händen zu halten wähnte. Warum verlor er die Spannkraft, sobald er dicht am Ziel zu sein glaubte. Als ob sich dann mit einem Schlage zwischen ihn und das Bild, das er noch eine Sekunde vorher klar und greifbar gesehen, eine Nebelwand geschoben hätte. In den Hamlet konnte er sein Innerstes gießen — seine eigenen Wesenszüge brauchte er nur zusammenzufassen, um des Dänenprinzen habhaft zu werden — wo waren die Hemmungen, an denen er scheiterte?

Das Endziel war erreicht. Als letzter verließ er den Wagen, um langsam die Richtung nach dem Theater einzuschlagen. Vor dem Bühneneingang, in dem er gerade verschwinden wollte, stutzte er einen Moment. Stand da nicht der Unbekannte aus dem Café und fixierte ihn von neuem. Blickten ihn nicht zwei große, graue Augen durchdringend an, als wollten sie in sein Innerstes tauchen? . . . Was für ein Spuk narrte ihn — er sah bereits Erscheinungen — so weit war es schon mit ihm gekommen.

„Alexander, lieber Alexander! Schönen guten Abend!" Die Angelika zupfte ihn vorsichtig am Ärmel.

„Guten Abend", erwiderte er und wurde blutrot wie ein Schuljunge. Dann streckte er ihr linkisch die Hand entgegen, die sie heftig ergriff und nur langsam wieder fahren ließ.

Er sah sie demütig an — und ihre Augen weiteten sich und schimmerten. „Stoß mich nicht von dir, Alexander," sagte sie leise.

Er senkte den Kopf.

„Warum meidest du mich — was habe ich getan — sprich ein einziges Wort, damit ich in mich gehen kann. Mach mich nicht schlecht," fuhr sie fort, und ihre Stimme zitterte.

Sie wartete auf eine Antwort — aber er schwieg beharrlich.

„Du, ich stehe vor einem Abgrund — halte mich, hörst du."

Die Kollegen traten durch den Bühneneingang und warfen neugierige Blicke auf sie. Die beiden schienen hier unten eine kleine häusliche Szene abzumachen.

„Angelika," er ergriff ihre Hand, die er sanft in der seinigen hielt, „ich bin im Unrecht. Wirf mich von dir; ich hemme dich nur."

Sie riß die Augen in namenloser Angst weit auf, und in ihr Gesicht trat ein so verzerrter Ausdruck, daß er unwillkürlich zurücktaumelte.

„Nicht doch, nicht doch," sagte er schmerzhaft, und seine Hand

fuhr gleichsam beruhigend über ihr Haar. „Laß den Hamlet erst vorüber sein — vielleicht wird dann alles wieder gut."

„Ja," entgegnete sie, während die Furcht langsam aus ihren Zügen schwand, „dann wird alles wieder gut."

Der Inspizient kam in den Korridor gestürzt. „Wo stecken Sie denn? Es ist die höchste Zeit. In zehn Minuten soll der Vorhang in die Höhe. Der Regisseur wütet."

Sie trennten sich und jedes eilte in seine Garderobe. Die Kleider wurden in fliegender Hast abgeworfen, die bunten Lappen umgetan, die Gesichter geschminkt und die Perücken aufgesetzt. Das Klingelzeichen zum Auftritt tönte zum dritten Male schrill in ihre Garderoben, gerade als sie notdürftig fertig waren. Während des Spiels nahm die Angelika jede Gelegenheit wahr, um sich eng an ihn zu schmiegen — und wenn er den Druck ihrer Hand noch so leise erwiderte, so jubelte sie in ihrem Innern auf, denn Glaube und Hoffnung nahmen wieder von ihr Besitz.

Sie sah auf einmal, wie er unter der Schminke fahl wurde. „Was hast du denn?" flüsterte sie ihm inmitten der Szene zu. „Ist dir schlecht? Soll der Vorhang fallen?"

Er schüttelte energisch den Kopf und starrte auf die erste Reihe, in der der Fremde saß und ruhig zeichnete.

„Sieh dir einmal genau den Menschen an," raunte er ihr zu, „der vorn auf dem dritten Fauteuil sitzt."

Die Angelika nickte.

Auf der Bühne entstand jetzt eine tödliche Pause. Die Angelika hatte in der Erregung ihrer Partnerin das Stichwort nicht gebracht. Und nun erhob sich der Fremde, der auf der ersten Parkettreihe saß, und verließ während des Spiels das Theater.

Alexander wäre am liebsten über die Rampe gesprungen und ihm nachgeeilt. Wie gelähmt spielte er weiter. Er deklamierte seinen Part herunter, ohne selbst die Worte zu verstehen, die er zu sprechen hatte. Was wollte dieser Mensch von ihm? Weshalb verfolgte er ihn bis in das Theater? An wen erinnerte er ihn? Hatte er ihn schon einmal im Leben gesehen? . . . Er zerbrach sich den Kopf, ohne auf diese Fragen eine Antwort zu finden. Als die Vorstellung zu Ende war, wartete er auf die Angelika — seit vielen Wochen wieder zum ersten Male. Er erzählte ihr seine Begegnung. Sie hörte ihm gespannt zu und fand ebensowenig wie er eine Erklärung für das seltsame Gebaren. Auch im

Theater kannte niemand den Fremden. Irgend ein Maler, der offenbar ein Modell suchte und ihn für seine Zwecke verwendbar fand. Gut denn — er hätte ihm das harmlose Vergnügen nicht stören sollen. Aber wie kam es, daß er die Erinnerung an diesen Fremden nicht los wurde und fest davon überzeugt war, ihm wieder zu begegnen.

Die Proben nahmen ihren Fortgang — man stand nur noch wenige Tage vor der Premiere des Hamlet. Alexander verglich sich mit einem kranken, flügellahmen Vogel, der traurig auf der Erde hockt und sich mühsam fortschleppt. Seine ganze Leistung schien ihm hohl und ohne innere Notwendigkeit — und je mehr sie sich nach außen rundete, desto deutlicher empfand er ihre innere Leere. Wenn der Hamlet mißlang, war das Theater für ihn erledigt. Er mußte dann den Mut haben, ihm den Rücken zu kehren, und sehen, auf irgend eine anständige Weise sich fortzuhelfen. Nur sich selber keinen Dunst vormachen — nur nicht in die Kategorie verkannter Genies sich einreihen, die das ganze Leben hindurch sich selbst belügen. Davor graute ihm. Besser ein ganzer Schuster als ein halber Künstler. Gott mochte wissen, ob er nicht eines schönen Tages wieder in seiner Heimat sein, geräuschlos in die niedrige Stube der Großeltern treten und sich still an das Fenster setzen würde, da wo die große Glaskugel hing, um demütig nach Pech und Pfriemen zu greifen! Die Großeltern mochten ihn wie eine Erscheinung anstarren und die Menschen der kleinen Stadt die Köpfe über ihn schütteln — ihn sollte es nicht irre machen. Kein überflüssiges Wort reden — das Handwerk ruhig erlernen — arbeiten und still in sich hineinträumen.

Die Angelika lachte, als er einmal zu ihr davon sprach, während es sie doch kalt überlief. „Man kann den Hamlet miserabel spielen," sagte sie zornig, „und doch ein Schauspielergenie sein. Wie viele Künstler haben Jahre gebraucht, ehe man ihr Talent und ihre Eigenart entdeckte."

„Du mißverstehst mich völlig," erwiderte er mit großem Ernst. „Ich könnte als Hamlet glatt durchfallen und würde nicht einen Augenblick an mir zweifeln, wenn ich innerlich mein Wachstum spürte und das Bewußtsein des künstlerischen Erlebnisses hätte. Darauf allein käme es für mich an. Dann könnten Hinz und Kunz über mich reden und schreiben, wie es in ihren Kram paßt — ich würde mir kein graues Haar darüber wachsen lassen. Ich bin mir ja so klar," fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, und um seine Mundwinkel zuckte es beständig,

„daß ich heute die Rolle nicht auszuschöpfen vermag, daß es mir dazu an Reife fehlt und an geistigem Besitz — selbstverständlich — und doch hat der Studiosus völlig recht: Sein oder nicht sein — das ist hier die Frage. Man kann als Hamlet total versagen — man kann für diese Aufgabe so ungeeignet wie nur möglich sein — und muß doch an gewissen Stellen sein schauspielerisches Alibi nachweisen können — sonst ist man ein plumper Schwindler und Betrüger. Und ich spreche bis heute nur leere Vokabeln — vom Wesen des Hamlet bringe ich auch nicht einen Schatten. Das klingt hart — ist aber die Wahrheit. Meinst du, ich fühle es nicht? . . ."

„Ganz falsch," entgegnete sie, und ihre Wangen brannten und ihre Augen funkelten. „Verstehe ich auch nicht alles, was du redest, so merke ich doch, wohin du zielst. Und da sage ich: Blanker Unsinn ist, was du sprichst. Du hast als Romeo dein Talent bewiesen, und alle Kollegen spüren so deutlich wie ich, daß auch dein Hamlet voll Blut und Leben ist. Warum quälst du dich und grübelst so viel? Kann man denn bei den öden Proben in Stimmung kommen? Versteht denn einer von uns das Stück? Weder der Direktor noch der Regisseur haben eine Ahnung. Warte ab, bis du im Kostüm steckst — laß die Generalprobe vorüber sein — und du pfeifst aus einem anderen Loch!"

„K a n n sein — b r a u c h t aber nicht zu sein. Im übrigen halte ich die Flinte noch mit beiden Händen fest — fällt mir nicht im Traume ein, sie vor der Schlacht ins Korn zu werfen. Aber kann ich nicht Viktoria rufen, so will ich stark genug sein, um den Lauf gegen mich selbst zu richten."

„Hm," machte sie und blinzelte ein wenig mit den Augen, die voller Tränen standen. Er sah es nicht — und beide schwiegen.

Sechstes Kapitel:

Auf einer der nächsten Proben kam ein Zwischenfall vor, der alle Berechnungen über den Haufen zu werfen schien. In der kurzen Szene, die Hamlet mit den Schauspielern hat, verlangte der Regisseur von Alexander, daß er einen herrischeren Ton als bisher anschlage. Alexander lehnte höflich, jedoch bestimmt die Weisung ab, mit dem Bemerken, daß sie seiner Auffassung zuwiderlaufe. Die Schauspieler spitzten die Ohren. Der Regisseur trat dicht auf Alexander zu.

„Was soll denn das bedeuten?" fragte er. Die Stimme schlug ihm bereits über, und auf sein bartloses Komödiantengesicht traten kreidige Flecken.

„Ich hab' Ihnen meine Antwort gegeben — ich kann es nicht so machen," erwiderte er kurz. „Quälen Sie mich also nicht."

Er strich sich nervös das Haar zurück und hielt nur mühsam an sich. Die Angelika stand plötzlich an seiner Seite. Sie wollte den Mund auftun — aber ein gebieterischer Blick Alexanders machte sie verstummen. Sie begriff im Nu, daß er diese Sache allein ausfechten wollte.

„Werden Sie auf der Stelle so probieren, wie ich es verlange?" Er nahm bei diesen Worten eine drohende Haltung an und rückte ihm so nahe an den Leib, als wollte er sich an ihm vergreifen.

„Ich will nicht," antwortete Alexander. „Und nun belästigen Sie mich nicht länger." Und mit einer raschen Bewegung schob er den erregten Mann beiseite.

Was nun vor sich ging, geschah mit einer solchen Geschwindigkeit, daß keiner der Augenzeugen nachträglich imstande war, die Szene zu schildern. Der Regisseur hob beide Fäuste zum Schlage gegen Alexander — die Angelika schrie laut auf — Alexander aber packte beide Handgelenke seines Angreifers, die er fest umklammert hielt, als wären sie in einem Schraubstock.

„Loslassen!" schrie der Regisseur mit kreischender Stimme. Alexander schüttelte nur stumm den Kopf. Der Mann versuchte mit allen Mitteln, sich zu befreien — aber gegen diese junge Bärenkraft war er wehrlos. Die Schauspieler wollten dazwischen treten und die beiden trennen. Doch jeder wich vor den drohenden Blicken Alexanders zurück, der alle Ruhe und Selbstbeherrschung verloren zu haben schien. Nun trat eine Totenstille ein. Einer stürzte von der Bühne, um den Direktor herbeizuholen. Aber der war nicht im Hause. Was halfen der Angelika ihre flehenden Blicke — er bemerkte sie kaum — er sah nicht, daß jeder Blutstropfen aus ihrem Gesicht gewichen war; er hörte nicht, wie sie leise in sich hineinwimmerte. Er weidete sich ein paar Minuten an seinem Opfer, und diese kurze Spanne Zeit dünkte allen eine Ewigkeit. Dann sagte er plötzlich mit schneidender Stimme: „Ich werde Sie jetzt loslassen. Aber wenn Sie mich noch einmal wie ein Vieh behandeln sollten, prügele ich Sie, wie Sie noch nie geprügelt worden sind."

Hierauf gab er ihn frei und eilte in seine Garderobe. Die An-

gelika schlich wie ein Hund hinter ihm her. Sie sprach kein Wort. Sie kauerte lautlos zu seinen Füßen, sie hörte, wie sein Atem unruhig ging, sie sah, wie er finster vor sich hinstarrte und seine Umgebung vergessen zu haben schien.

Die Probe war inzwischen aufgehoben worden, und der Regisseur war zum Direktor geeilt, um den Vorgang zu melden.

„Sie sind ein Esel," brüllte ihn der Direktor an. „Kurz vor der Premiere eine solche Szene zu provozieren, dazu gehört eine Theaterfremdheit ohnegleichen. Machen Sie auf den ersten Proben so viel Skandal, wie sie wollen, aber schmeißen Sie mir nicht in letzter Stunde die Vorstellung!"

„Mit einem telephonischen Anruf habe ich zehn Hamlets — in den Agenturen wimmelt es von Heldendarstellern."

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Ratschlag, mit dem Sie mir auch die Ophelia glücklich aus dem Hause treiben werden. Oder bilden Sie sich etwa ein, daß die mit einem anderen spielt? Was soll ich denn jetzt tun?" schrie er wütend. „Die Bude schließen? Werden Sie für mich die Gagen zahlen, mein Verehrter? Na also. Warum bringen Sie mich denn in solche Verlegenheit. Sie benehmen sich, als wenn Sie seit gestern beim Theater wären."

„Ich kann ja sofort gehen," antwortete der Regisseur. „In keinem Falle bleibe ich, wenn dieser Bursche bei uns den Hamlet spielt. Im übrigen halte ich es für ein Glück. Es wäre zu einem Skandal gekommen. Der Mensch hat keine Ahnung vom Hamlet. Wie ein Schwein spielt er."

„Erzählen Sie mir keine Geschichten. Der hat Talent. Das wissen Sie so gut wie ich. Es ist eine Sache für sich, daß er daneben ein unausstehlicher Patron ist. Und nun lassen Sie mich allein. Ich werde mir den Fall überlegen und Sie dann verständigen, zu welchem Resultate ich gelangt bin."

Als der Direktor allein war, durchmaß er mit aufgeregten Schritten sein Zimmer. Es war eine vermaledeite Geschichte. Er sah keinen Ausweg. Entweder er verlor Alexander und Angelika — oder der Regisseur ging auf und davon. Er wollte weder das eine noch das andere. Der Regisseur war ein brauchbarer Mensch — ein sogenanntes Arbeitstier, das sich von ihm treten und ausnutzen ließ, dabei ihm stets nach dem Munde redete und absolut zu ihm hielt. Und Angelika war ein Treffer, wie ihn ein Theater alle Jubeljahre nur einmal machte.

Aus der ließ sich Kapital schlagen. Aber davon ganz abgesehen, erfüllten ihn heimliche Wünsche, an deren Verwirklichung er seit der letzten Unterredung nicht mehr zweifelte. Ein niederträchtiges Lächeln glitt über sein Gesicht. Man mußte das Netz nur richtig zu legen wissen, damit einem der Vogel ins Garn ging. Man durfte nichts übereilen und überstürzen — man mußte in Liebesdingen Geduld haben und warten können, bis einem die reife Frucht zufiel. O, er kannte all die kleinen Kniffe und sauberen Praktiken, mit denen man langsam aber sicher zum Ziel gelangte. Seine Miene hellte sich plötzlich auf. Ein durchtriebener Einfall kam ihm. Vielleicht würde ihn diese ärgerliche Affäre ein gutes Stück Weges weiter bringen.

Fortsetzung in der Oktober-Nummer.

Leutnant Rottmann:
Rußland und das Slaventum.

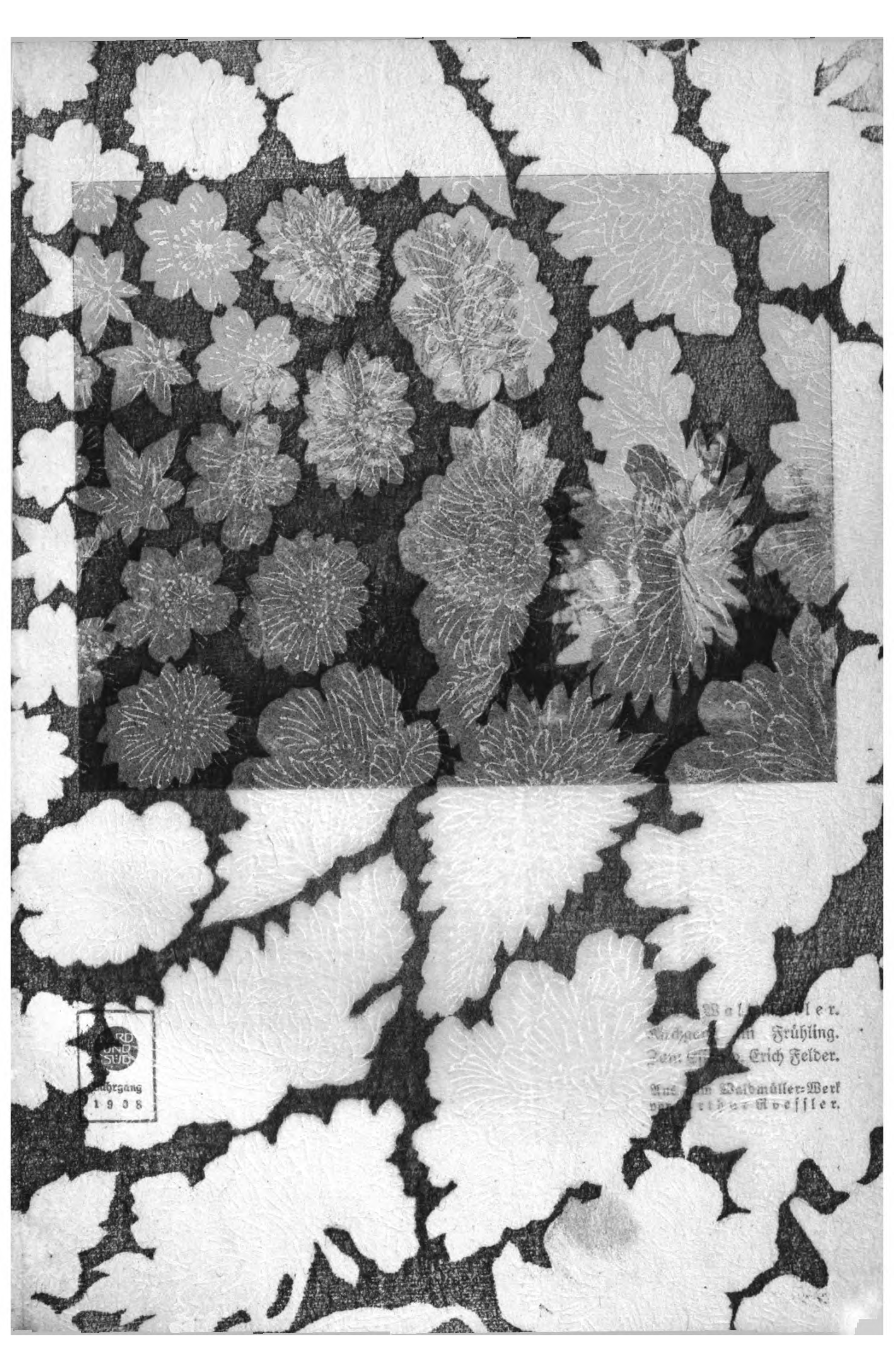
Mehr denn je haben sich in der letzten Zeit unsere Blicke, ja die Augen der ganzen Welt auf den Osten unseres deutschen Vaterlandes gerichtet, auf jene preußischen Provinzen, in denen bereits seit Jahrzehnten der Deutsche in schwerem Kampfe gegen das rücksichtslos vordrängende, alles Deutsche hassende und nur auf Wiederherstellung seiner früheren Macht und Selbständigkeit bedachte Polentum steht. War es endlich nach jahrelangem mühevollen Ringen gelungen, dem weiteren Vordringen dieses Gegners Einhalt zu gebieten, so schien es doch eine Zeitlang fast, als sollten alle die Früchte langer, emsiger Arbeit im Dienste des Vaterlandes in ihrem weiteren Gedeihen behindert werden. Zum Heile für das gesamte Deutschtum gelang es dann in letzter Stunde doch noch, das Gesetz durchzubringen, durch das dem schwer kämpfenden Deutschtum in der Ostmark die Wege zum Siege geebnet werden sollen.

Wenn die polnische Frage damit auch vorläufig zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, so dürfte es doch gerade jetzt von besonderem Interesse sein, auch einmal eine aus der Feder eines Slaven stammende Betrachtung über die Macht und Bedeutung nicht nur des Polentums, sondern überhaupt des gesamten Slaventums kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke soll in nachstehendem ein Auszug wiedergegeben werden, den eine der führenden militärischen Zeitschriften Rußlands jüngst von einem vor kurzer Zeit erschienenen Werke „Das Slaventum" von Professor Florinski veröffentlicht hat. In diesem sind die wichtigsten Angaben des Werkes kurz und anschaulich zusammengestellt, so daß man ein nicht nur interessantes, sondern gleichzeitig auch lehrreiches Bild von der Entwicklung, Ausdehnung und Bedeutung der gesamten slavischen Welt erhält. Mit Recht betont der Verfasser des Auszugs, daß das Werk dadurch von besonderem Werte ist, daß es nicht nur eine statistisch-ethnographische Zusammenstellung enthält, sondern sich im zweiten Teile auch mit der politischen Rolle und kulturellen Bedeutung eines jeden der neun slavischen Völker auseinandersetzt.

Machen wir uns nun an der Hand des Auszugs zunächst mit dem ersten Teil des Florinskischen Werkes, der geschichtlichen Entwicklung und jetzigen Ausbreitung des Slaventums näher bekannt!

Die Slaven werden zum ersten Male bei den Geschichtsschreibern des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. unter dem Namen Veneder oder Wenden erwähnt; erst nach dem 2. Jahrhundert erhalten sie ihren jetzigen Namen. Gleich den anderen Ariern wanderten sie aus Mittelasien nach Europa ein und setzten sich anfangs in dem Gebiet zwischen den Karpathen und dem Baltischen Meere, zwischen der Weichsel und dem mittleren Dnjepr fest. Von hier aus wendeten sie sich im Laufe der Jahrhunderte teilweise nach Westen, teils nach Süden und teils nach Osten und bewohnen heute in Europa und Asien eine Fläche von der gewaltigen Größe von 400 000 geographischen Quadratmeilen. Die äußersten Grenzen des von den Slaven bevölkerten Gebiets sind etwa folgende: im Norden das Eismeer und die Ostsee, im Süden das Adriatische, Ägäische und Schwarze Meer, der Hindukusch und die große chinesische Mauer, im Osten der Stille Ozean und im Westen die mittlere Elbe, der Böhmer Wald und die Norischen Alpen. Auch außerhalb dieses weiten Gebiets finden sich noch slavische Ansiedelungen, die bedeutendsten davon in Amerika. Die Nachbarn der Slaven gehören den verschiedensten Volksstämmen an; die größte Bedeutung für das Slaventum haben die drei großen im Westen angrenzenden Gruppen: die Deutschen, die Magyaren und die Rumänen. Diese haben allmählich zwischen den Slaven festen Fuß gefaßt und den westlichen Teil ihres Gebiets in zwei Hälften, eine nordwestliche und eine südwestliche, geteilt. Am meisten ist das Slaventum vom Deutschtum verdrängt worden, das ihm gegenüber auch heute noch die Stellung des Angreifers einnimmt und nach und nach in das slavische Land vorzudringen sucht. Neben den Deutschen und den Magyaren sind auch die Juden besonders gefährliche Gegner des westslavischen Besitzstandes, vor allem in Polen, Westrußland und in dem von den Slovaken bewohnten Teile Nord-Ungarns. Infolge dieser Verhältnisse erstarkt und vermehrt sich der slavische Volksstamm nicht im Westen, sondern im Osten, wo er auf keinen so starken Widerstand seitens der benachbarten fremden Stämme stößt.

Der slavische Stamm besteht aus neun Einzelvölkern, die man gewöhnlich in die folgenden 3 Gruppen einteilt: 1. die östliche oder russische, die sich wieder aus 3 einzelnen Zweigen zu-



RD
UND
SÜD
ahrgang
1 9 0 8
W a l
l e r.
Frühling.
Erich Felder.
Waldmüller=Werk
A v e s s l e r.

Machen [illegible] nun an de[illegible]nd des Auszug[illegible]chst mit d[illegible] ersten Te[illegible] des Florinskischen Werkes, der geschichtli[illegible] Entwi[illegible]g und jetzigen [illegible]usbreitun[illegible] des Slav[illegible]tums [illegible] bekannt!

[illegible]ven werden zum erst[illegible] Geschi[illegible] des 1. u[illegible] Jahrhunderts n. [illegible] em Namen [illegible] Wenden e[illegible]nt; erst nach dem [illegible] Jahrhun[illegible] erhalten sie i[illegible]n jetzigen Namen. [illegible] den anderen [illegible]ern wanderte[illegible] sie aus Mit[illegible]sien nac[illegible] Europa ei[illegible]ten [illegible]gs in dem Geb[illegible] zwischen [illegible] und dem [illegible]tischen Meer[illegible] zwischen der Wei[illegible]sel und d[illegible] Dnjep[illegible] Von hier aus [illegible]ten sie sich i[illegible] Laufe der Ja[illegible]hunderte teilweise [illegible] Westen, teils [illegible] Süden [illegible] teils nach [illegible] und bewohnen [illegible] in Europa un[illegible] eine Fläche von der [illegible]altigen Größe vo[illegible]00 000 geographi[illegible] Quadrat[illegible]eilen. Di[illegible] äußersten Grenzen de[illegible] von den Slaven bev[illegible]ten Gebiete[illegible] sind etwa [illegible] im Norden das Eismeer und [illegible] Ostsee, im Süd[illegible] das Adriati[illegible] Ägäische un[illegible] Schwarze Meer, der [illegible]indukusch und [illegible] große Chinesi[illegible] Mauer, im [illegible]n der Stille [illegible] und im Westen die mittlere Elb[illegible] der Böhm[illegible] und die [illegible] Alpen. Auch [illegible]rhalb diese[illegible] weiten [illegible] sich n[illegible] Ansiedelungen[illegible] die bedeut[illegible] davon i[illegible] Die Nachb[illegible] der Slav[illegible] vers[illegible] Volksstämmen an; di[illegible] größte [illegible]deutung für das [illegible]entum haben [illegible] drei großen im Westen [illegible]grenzenden Gruppen: [illegible] Deutschen, die Magyaren und die Ru[illegible]en. Diese haben all[illegible] zwischen den Slaven festen Fuß gefaßt und den westlichen Teil [illegible] Gebiets [illegible] zwei Hälften, eine nordwestli[illegible]e und eine südwestlich[illegible] [illegible]isten ist das Slaventum vo[illegible] Deutschtum verdräng[illegible]en, das ihm gegenüber auch heute noch [illegible]llung des Angreifer[illegible] einnimmt und nac[illegible]d nach in das slavis[illegible] Land [illegible]rzudringen suc[illegible] Neben den De[illegible] und den Magyaren [illegible]d auch [illegible]uden besonders gefährliche [illegible]estslavischen [illegible]andes, vor alle[illegible] Polen[illegible] Westrußland und in d[illegible]en Slovaken bewohnten Teile No[illegible]. Infolge dieser Be[illegible]stärkt u[illegible]vermehrt sich der slav[illegible]stamm nicht im Westen, so[illegible]ern im [illegible] wo er auf keinen so starken [illegible]stand seitens der be[illegible]barten fremd[illegible]n Stämme stößt.

Der slavi[illegible] S[illegible] besteht aus neun Einzelvölkern, die man gewöh[illegible] die folgenden 3 Gruppen einte[illegible] 1. die östliche oder russische, [illegible] wieder aus 3 einzelnen Zweigen zu[illegible]



F. G. Waldmüller.
Kirchgang im Frühling.
Zum Essay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Roessler.

sammensetzt, den Groß-Russen, den Klein-Russen und den Weiß-Russen; 2. die südliche oder südwestliche, zu der die Bulgaren, die Serben mit den Kroaten (Chorwaten) und die Slovenen gehören; 3. die westliche oder nordwestliche, die von den übrigen Völkern gebildet wird: den Tschechen, Slovaken, Sorben-Wenden, Polen und Kaschuben.

In früherer Zeit (im 9. und 10. Jahrhundert) waren die slavischen Ansiedelungen bedeutend umfangreicher und reichten weit über die jetzigen Grenzen hinaus. An der Elbe und der baltischen Küste saßen die polabischen und die pomorjanischen Slaven, die wieder in mehrere kleinere Stämme zerfielen. Das ganze heutige Pommern bewohnten die Pomeraner, deren heutige Nachkommen die Kaschuben in der Provinz Westpreußen sind. Das ganze Land zwischen Saale, Böhmerwald und der Oder und deren Nebenflüssen war von den Stämmen der Sorben, Miltschanen und Luschitschanen besiedelt; ein Überrest davon ist der kleine, am Oberlauf der Spree in der Ober- und Niederlausitz wohnende Stamm der Sorben-Wenden.

Der größte Teil dieser westlichen Stämme ist infolge des Vordringens des Deutschtums zugrunde gegangen.

Westlich der Pomeraner und nördlich der Sorben, sowie westlich der unteren Elbe und auf den Inseln Rügen und Wollin wohnten im Mittelalter zahlreiche slavische Völkerschaften, die zusammen 2 große Stämme, Bodritzen und Lutitzen genannt, bildeten. Die ersteren saßen etwa im heutigen Mecklenburg und Holstein, die letzteren östlich und südlich davon. In zahlreiche Geschlechter gespalten, die in ewigem Streit untereinander lebten, vermochten die polabischen Slaven dem Vordringen der romanisch-germanischen Welt nicht zu widerstehen. Nachdem sich ihr Ringen mit den Normannen, Dänen und Deutschen mehrere Jahrhunderte hingezogen hatte, endete es schließlich mit ihrem völligen Untergang. Die Germanisierung der Besiegten vollzog sich so rasch, daß sie bereits im 15. Jahrhundert beendet war. In der Mitte dieses Jahrhunderts war das slavische Element zwischen Elbe und Oder schon fast verschwunden; einige Zeit länger hielt es sich nur noch in dem südwestlichen Teil von Mecklenburg. Westlich der Elbe dagegen, im Lüneburgischen, erhielt sich die polabische Sprache wie durch ein Wunder noch bis in das 18. Jahrhundert hinein. Hier soll es sogar im ersten Viertel des verflossenen Jahrhunderts noch slavisch sprechende Leute gegeben haben. Später ist die slavische Sprache jedoch auch hier ausgestorben: heute gibt es kein Polabisch bezw. Elbslavisch mehr.

In gleicher Weise erstreckten sich die slavischen Ansiedelungen auf der Balkan-Halbinsel vom 7. bis 9. Jahrhundert und auch später noch wesentlich weiter nach Süden als heute. Jetzt reichen sie südlich nicht über Mazedonien hinaus, während in früherer Zeit sogar die südlichsten Teile der Halbinsel, Epirus, Thessalien, Attika, Böotien und der Peloponnes von den Slaven überschwemmt waren. Ihre Spuren finden sich noch in zahlreichen Ortsbezeichnungen des alten Hellas und in einer großen Zahl slavischer Worte in der griechischen und albanesischen Sprache. Die Geschichte hat uns auch die Namen einiger dieser slavischen Geschlechter, die weiter südlich angesessen waren, überliefert, so saßen die Welesitschen in Thessalien und die Woinitschen in Epirus. Später mußten alle diese Völkerschaften den Griechen und Albanesen weichen. Auf dem Peloponnes ist bis zum 15. Jahrhundert von ihnen die Rede.

In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts waren auch sämtliche Donauländer von den Ostkarpathen bis an die Grenzen des heutigen Tirol und Salzburg von Slaven besiedelt. Auch bildeten sie im heutigen Rumänien und Siebenbürgen, im südlichen und westlichen Ungarn, in Ober- und Nieder-Österreich, in Steiermark und im nördlichen Kärnten den Hauptbestandteil der Bevölkerung. Ihr allmähliches Verschwinden beginnt hier noch im 9. Jahrhundert; ihre Gebiete wurden von den Deutschen, Magyaren und Rumänen in Besitz genommen, die einen Teil der Sitten und Gebräuche sowie der Sprache der früheren Bewohner mit annahmen. Dies zeigt sich besonders deutlich in der magyarischen und in der rumänischen Sprache.

Außerdem bestanden in alter Zeit noch in Kleinasien, Syrien, Nordafrika, Spanien, Sizilien und Arabien slavische Kolonien, von denen allerdings jetzt keinerlei Spuren mehr zu finden sind.

Dafür war das Slaventum früher nach Osten nicht so weit ausgebreitet wie jetzt. Die Ansiedelungen reichten nicht über den Ladogasee und die Quellgebiete der Wolga, der Oka, des Don, und des Donez hinaus. Die Verluste, die das Slaventum im Laufe der Jahrhunderte dadurch erlitt, daß es seine Besitzungen im Westen und z. T. auch im Süden aufgeben mußte, wurden durch die Möglichkeit der Ausbreitung des russischen Volksstammes im Osten wieder wett gemacht. Der hauptsächlichste Gegner des Slaventums ist, wie früher, so auch heute noch das Deutschtum, das mit der größten Energie nach Osten vorzudringen

sucht. Dem Beispiel ihrer deutschen Nachbarn folgen die Magyaren, die ebenfalls auf Kosten der Slaven ihr Volkstum auszubreiten suchen.

Nach den neuesten Feststellungen beträgt die Stärke des slavischen Stammes im ganzen etwa 148$^1/_2$ Millionen. Hiervon entfallen, in runden Zahlen ausgedrückt, auf die Russen 103 Millionen, auf die Bulgaren 5$^1/_2$, die Serben und Kroaten 9, die Slovenen 1$^1/_2$, die Tschechen 7$^1/_2$, die Slovaken 2$^1/_2$ und die Polen 19 Millionen, auf die Sorben-Wenden 160 000 und auf die Kaschuben 370 000. Das jährliche Wachstum des slavischen Stammes kann auf etwa 2$^1/_2$ Millionen angenommen werden.

Stellt man der für den slavischen Stamm angeführten Zahl von 148$^1/_2$ Millionen die Stärkezahlen der Nachbarstämme gegenüber, so erhält man folgendes Bild von den Stärkeverhältnissen (sämtliche Ziffern geben die runde Zahl der Millionen an): Deutsche 90 (hiervon in Europa 77$^1/_2$, im Deutschen Reiche selbst 52), Italiener 30, Rumänen 9, Magyaren 9, Griechen 5, Albanesen 1$^3/_4$ und Türken-Osmanen 12 (davon in Europa 1).

Nicht alle slavischen Stämme waren imstande, selbständige Reiche zu bilden. Nur den Russen und einem Teil der Bulgaren und Serben ist dies gelungen. Die Tschechen, Polen und Kroaten waren einst selbständig, haben ihre Selbständigkeit jedoch schon längst wieder verloren; die kleineren Stämme, wie die Slovaken, Slovenen usw. haben sich niemals der Unabhängigkeit erfreuen können. Nur das russische Volk hat ein großes Reich zu gründen vermocht, in dem die Hauptmasse desselben, etwa 100 Millionen, lebt. Bloß ein kleiner Teil des russischen Stammes ist einer fremden Monarchie, Österreich-Ungarn, untertan: das sogenannte karpathische Rußland mit 4$^1/_2$ Millionen Seelen. Der größte Teil der Bulgaren hat sich mit Rußlands Hilfe befreit und ein selbständiges Fürstentum gegründet; die übrigen Bulgaren befinden sich unter der Herrschaft der Türkei. Von den Serben sind die Bewohner des Königreichs Serbien und des Fürstentums Montenegro unabhängig, der Rest ist von Österreich-Ungarn bezw. der Türkei abhängig. Von den anderen slavischen Völkern gehören die Polen zu Deutschland, Österreich und Rußland, die Tschechen und Slovenen zu Österreich, die Slovaken zu Ungarn, die Wenden zu Preußen und Sachsen, die Kaschuben zu Westpreußen. Außerdem ist eine ziemlich große Zahl Slaven nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Brasilien ausgewandert.

Auf die einzelnen Staaten verteilen sich die $148^1/_2$ Millionen Slaven in runden Zahlen wie folgt: in Rußland leben $107^1/_2$, in Bulgarien 3, in Serbien $2^1/_2$ Millionen, in Montenegro 235 000, in Österreich 25 Millionen, in der Türkei $2^1/_2$, in Deutschland 4, in Amerika 3 Millionen, in Rumänien 100 000, in Italien 45 000, in den übrigen Staaten Europas und einigen asiatischen Reichen (Chiwa, Buchara, Persien, China, Japan) 300 000. Die Hauptmasse der Slaven wohnt also mit 72 % in Rußland, dann in Österreich-Ungarn ungefähr 17 %, in Deutschland 3 %, in Bulgarien und Amerika je 2 %, in Serbien und der Türkei je $1^1/_2$ %, in Montenegro und den übrigen Staaten zusammen $^3/_4$ %.

Über die Zugehörigkeit der Slaven zu den verschiedenen Glaubensbekenntnissen sind nur ungefähre Unterlagen vorhanden. Danach gehören der griechisch-orthodoxen Kirche etwa 70 %, dem römisch-katholischen Glauben 23 %, besonderen Sekten 2,3 % an. Zu den Unierten zählen 2,7 %, zu den Protestanten und den Mohammedanern je 1 %.

Trotz der Ähnlichkeit der verschiedenen slavischen Sprachen ist es den Slaven nicht gelungen, sich eine gemeinsame Literatursprache zu schaffen, in der sich, wie in der deutschen, französischen und italienischen, die verwandten Dialekte zusammenfinden könnten. Bei den drei genannten Völkern ist die gemeinsame Literatursprache ein wichtiges Bindeglied der nationalen und kulturellen Einheit. Dabei wird jedoch der heimatliche Dialekt im Verkehr untereinander und in der volkstümlichen Literatur bewahrt. Anders bei den Slaven: Hier hat sich fast jedes von den 9 slavischen Völkern eine besondere Literatursprache geschaffen, während die gemeinschaftliche Sprache, das sogenannte Kirchenslavische, heute nur noch im Gottesdienst der Griechisch-Orthodoxen im Gebrauch ist. Infolge der Armut ihrer eigenen Literatur waren mehrere von den kleineren slavischen Völkern sogar gezwungen, die Literatur größerer und kultivierterer Stämme aufzunehmen. Bei diesen bedienen sich die gebildeten Stände nicht nur in der Literatur, sondern auch im gesellschaftlichen Leben fremder Sprachen, insbesondere der deutschen, magyarischen und italienischen.

Von den verschiedenen slavischen Sprachen hat die russische die größte Bedeutung, weil sie nicht nur für die sämtlichen im russischen Reiche wohnenden Angehörigen des slavischen Stammes, sondern auch für 50 Millionen in Rußland angesessener Nicht-Slaven als Staats-

sprache von der größten Wichtigkeit ist. Außerdem verbreitet sie sich jetzt immer mehr auch unter der Bevölkerung der übrigen slavischen Länder.

Das Bewußtsein der gegenseitigen Verwandtschaft ist schon von alters her den meisten slavischen Völkerschaften in hohem Maße eigen gewesen. Es kommt nicht nur in den Denkmälern der slavischen Literatur zum Ausdruck, sondern auch im Leben der slavischen Völker selbst, insbesondere in dem Interesse an dem Geschick derjenigen Teile des slavischen Stammes, die sich politisch in bedrängter Lage befinden. Am deutlichsten hat sich dieses Gefühl in der neueren Zeit in der tätigen Anteilnahme des russischen Volkes an der Befreiung der Serben und Bulgaren von dem türkischen Joch gezeigt.

Gehen wir nun zum zweiten Teil des Werkes, der Charakteristik der einzelnen Völkerschaften, über.

Der zahlreichste und mächtigste Zweig des slavischen Stammes, die Russen, bewohnen die weiten Gefilde des östlichen Europa und des nördlichen Asien. Die Grenzen des eigentlichen russischen Volksgebietes zu bestimmen, ist ziemlich schwierig, da die russische Bevölkerung innerhalb des russischen Reiches mit mehr als 100 anderen Völkerschaften vermischt ist. Im weitesten Sinne des Wortes muß man als solches das ganze Land von Polen bis Wladiwostok und Samarkand bezeichnen. Versteht man dagegen unter russischem Gebiet nur diejenigen Landstriche, in denen die Russen mehr als 50 % der gesamten Bevölkerung ausmachen, so kann man nur Groß-, Klein- und Weiß-Rußland dazu rechnen; in den unermeßlichen Gefilden des russischen Asien lebt nur ein kleiner Teil des russischen Stammes (ungefähr $6^1/_2$ Millionen). In 52 Gouvernements bezw. Kreisen bildet das russische Element die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung. Im ganzen waren nach den Ergebnissen der Zählung im Jahre 1897 66,79 % der Bevölkerung des Reiches Russen (ohne Finnland, wo das russische Element nur sehr schwach, mit 0,2 % vertreten ist). In Anbetracht des stärkeren Anwachsens der russischen Bevölkerung im Verhältnis zu den fremden Volksstämmen ist anzunehmen, daß die Russen jetzt mindestens 68 % der Gesamtbevölkerung bilden.

Der andere, kleinere Teil des von den Russen bevölkerten Gebietes gehört zu Österreich-Ungarn. Hier bewohnen dieselben den östlichen Teil Galiziens, den westlichen Teil der Bukowina und die Nordostecke Ungarns. Dies ist das sogenannte galizische, bukowinische und ugorsche oder überhaupt das karpathische Rußland. Von diesen Landstrichen bildet das ugorsche Rußland schon seit

alter Zeit einen Teil des Königreichs Ungarn. Galizien ist nach der Teilung Polens im Jahre 1772 an Österreich gefallen, während die Bukowina auf Grund des Vertrags vom Jahre 1776 von der Türkei an Österreich überging. Außer in Rußland und Österreich leben zahlreiche Russen noch in vielen Großstädten West-Europas und in verschiedenen asiatischen Reichen, auch finden sich bedeutende Ansiedelungen in Amerika.

Im eigentlichen russischen Reich besteht, wie gesagt, die Bevölkerung zu ²/₃ aus Russen, das andere Drittel gehört den verschiedensten Rassen und Stämmen mit den verschiedensten Sprachen und Dialekten an. Von diesen letzteren Volksstämmen bilden nur die Polen mit 6 % und die Juden mit 4 % der Zahl nach stärkere Gruppen. Betrachtet man die Verteilung aller dieser fremden Stämme auf einer Völkerkarte, so findet man, daß sie in der Hauptsache nur an den Rändern des russischen Gebietes angesessen sind, und daß sie in das Innere desselben nur als ganz kleine Inselchen vorgedrungen sind. Im Westen werden diese in der Überzahl von den Juden, Polen, Finnen, Deutschen, Rumänen und Magyaren gebildet, im Osten von den Völkern des uralaltaischen Zweiges. Im russischen Reiche ordnet sich der größte Teil der Fremdvölker, insbesondere der östlichen, willig der kulturellen Einwirkung des Russentums unter, dafür hat der russische Volksstamm in dem karpathischen Rußland infolge seiner geringen Zahl und seiner untergeordneten Stellung Bedrückungen von seiten der Polen, Juden, Rumänen und Magyaren zu erdulden.

Der russische Volksstamm besteht aus drei Gruppen: den Groß-, Klein- und Weißrussen. Die Entstehungsgeschichte dieser drei verschiedenen Zweige ist wissenschaftlich noch nicht genügend geklärt, doch ist es unzweifelhaft, daß sie sich im 14. und 15. Jahrhundert unter dem Einfluß der durch das Tatarenjoch geschaffenen Verhältnisse gebildet haben. Der großrussische Zweig ist unter dem Einfluß der Herrschaft des Großfürstentums Moskau entstanden, der weißrussische unter der Einwirkung Litauens und der kleinrussische unter derjenigen von Litauen und Polen zusammen.

Heutzutage stehen die Großrussen ihrer Sprache nach den Weißrussen am nächsten, die in der Mitte zwischen den Groß- und Kleinrussen wohnen. Eine genaue Grenze zwischen den Siedelungen der drei Gruppen läßt sich nur schwer ziehen. Die Großrussen überwiegen in 35 zentralen und nördlichen Gouvernements des europäischen Rußland, die Kleinrussen

in acht südlichen und die Weißrussen in den vier nordwestlichen: Mohilew, Minsk, Wilna und Witebsk.

Wie schon erwähnt, dürfte die Zahl des gesamten russischen Volkes Ende 1906 etwa 103 Millionen betragen haben. Diese verteilen sich auf die drei Stammesgruppen wie folgt: Großrussen etwa 65 Millionen, davon $64^3/_4$ in Rußland selbst; Kleinrussen gegen 31 Millionen, hiervon im russischen Reiche $26^1/_2$ Millionen; Weißrussen etwa 7 Millionen, diese fast sämtlich in Rußland selbst. Innerhalb Österreich-Ungarns wohnen in Galizien $3^1/_2$ Millionen, in der Bukowina 350 000 und in Ungarn 650 000 Kleinrussen. In den andern europäischen Staaten zählt man zusammen 65 000, in Amerika 325 000 und in den verschiedenen asiatischen Reichen 95 000 Russen.

In religiöser Beziehung gehört die große Masse der Russen (93 Millionen) zu den Griechisch-Orthodoxen. Die in Galizien und Ungarn wohnenden 4 Millionen Kleinrussen sind Unierte, während die Kleinrussen in der Bukowina wieder zu den Griechisch-Orthodoxen zählen. Etwa $1^1/_2$ Millionen Russen sind römisch-katholischen Glaubens, 1 Million gehört religiösen Sekten an.

Die in politischer, religiöser und kultureller Hinsicht bestehende Einigkeit der Hauptmasse des russischen Volkes bietet die Gewähr für sein weiteres nationales Wachstum und die Ausbreitung und Festigung seiner Stellung innerhalb des Slaventums. Als einheitliche Literatursprache wird das großrussische Sprachidiom angewendet; die daneben bestehende Literatur in kleinrussischer Mundart hat lediglich provinziale Bedeutung.

Wesentlich anders als die Lage des unter des Zaren Oberhoheit lebenden Teiles des russischen Stammes ist die der Russen in Österreich-Ungarn. In Galizien sind die Polen in allem das tonangebende Element, wenn sie auch nur in der westlichen Hälfte des Landes angesessen sind. Bis in die jüngste Zeit hinein nehmen sie die herrschende Stellung in dem galizischen Lande und in seiner Hauptstadt, dem alten, von den Deutschen in Lemberg umgetauften Lwow ein. Sie bildeten die erdrückende Mehrheit im Landtag, in ihrer Hand lag die gesamte Verwaltung, in ihrem Besitz befand sich der Großgrundbesitz. Dagegen nahm das russische Volk überall eine untergeordnete Stellung ein und konnte sich nur mit Mühe seine nationalen und politischen Rechte wahren. Die russische (kleinrussische) Sprache ist nur in der Lokalverwaltung, vor Gericht und in der Volksschule geduldet, dagegen wird sie bei den höheren Regierungsbehörden, an den höheren Schulen

und an der Universität Lemberg unterdrückt. Diese Verhältnisse werden sich indessen nun mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts zum österreichischen Reichsrat ändern müssen.

Auch in der Bukowina befindet sich das russische Element in sehr bedrückter Lage. Hier herrscht die deutsche Sprache in der Verwaltung, an der Universität Czernowitz und an den höheren Schulen. Außerdem suchen die Rumänen, die den größten Teil der Bevölkerung bilden, ihre Sprache und ihr Volkstum auszubreiten, und schließlich verfolgen dasselbe Ziel auch die Polen, trotz ihrer geringen Zahl (nur etwa 7 % der Gesamtbevölkerung).

Am allerschlechtesten ist jedoch die Lage der Russen in Ungarn, wo die Magyaren trotz der liberalen Verfassung, durch die die Gleichberechtigung aller Volksstämme bestimmt ist, weder die russische Sprache noch überhaupt das russische Volkstum anerkennen wollen. Zudem gibt es in dem ugorschen Rußland keine gebildete russische Klasse, da sich die Geistlichkeit und die Lehrerschaft mit wenigen Ausnahmen selbst an den Magyarisierungsbestrebungen beteiligt. Auch die beiden unbedeutenden Zeitungen, die in russischer Sprache erscheinen, dienen nur der Magyarisierung des Volkes. Nicht nur in den Schulen, sondern sogar in der Kirche bekommt das russische Volk nur die ungarische Sprache zu hören. Infolgedessen schreitet die Magyarisierung dieses Gebietes trotz der Schwierigkeiten der Erlernung der ungarischen Sprache rasch vorwärts.

Für die geistige Einigung des österreichischen Teils des russischen Volksstammes mit dem im russischen Reiche wohnenden bildet das in Galizien verbreitete sogenannte Ukrainophilentum ein wichtiges Hindernis. Es ist dies eine separatistische Bewegung, die sich in Lemberg entwickelt hat und zum Ziele hat, die kleinrussische Literatur von der großrussischen abzusondern und die Kleinrussen überhaupt als ein besonderes slavisches Volk mit dem Rechte auf die Bildung eines besonderen Staates zur Anerkennung zu bringen. Die Anhänger der Bewegung haben für die kleinrussische Sprache eine besondere Rechtschreibung eingeführt, ferner verfügen sie über eine Anzahl Lehranstalten, mehrere Lehrstühle an der Universität Lemberg und schließlich geben sie mehrere Zeitungen und Zeitschriften heraus. Sie finden sogar in den Wiener Regierungskreisen und bei den polnischen gebildeten Ständen des Landes Unterstützung. Dagegen teilt ein Teil der gebildeten Russen und vor allem die Masse des niederen Volkes die Ansichten dieser Partei keineswegs,

sondern hält treu an der Stammesverwandtschaft mit der Bevölkerung des russischen Reiches fest. Neben der Partei der Ukrainophilen besteht in Galizien und der Bukowina noch eine andere, die sich die altrussische nennt und offen erklärt, daß sie „auf Grund der Wissenschaft, des realen Lebens und innerster Überzeugung die nationale und kulturelle Einheit des ganzen russischen Volkes predigt." Sie verfügt ebenfalls über eine Anzahl Unterrichtsanstalten, Zeitungen und Zeitschriften, die in allgemein-russischer Sprache erscheinen. Da ihr jedoch von seiten der Behörde große Schwierigkeiten bereitet werden, so kann sie im karpathischen Rußland nicht recht vorwärts kommen.

Die Bulgaren sind hauptsächlich in der östlichen Hälfte der Balkanhalbinsel angesessen, und zwar im Fürstentum Bulgarien und in den drei türkischen Wilajets Adrianopel, Saloniki und Bitolia. Außerdem befinden sich mehr oder weniger bedeutende bulgarische Ansiedelungen in Rumänien (vor allem in der Dobrudscha), im südlichen Teil des russischen Gouvernements Bessarabien, in den Gouvernements Cherson und Taurien, im Banat und in Siebenbürgen. Die Niederlassungen in Rußland haben sich infolge der bulgarischen Auswanderung aus der Türkei in der zweiten Hälfte des 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gebildet. Die bedeutendsten liegen im südlichen Bessarabien.

Innerhalb des heutigen ethnographischen Bulgarien wohnt eine ziemlich große Zahl anderer Volksstämme, besonders Griechen, Türken, Albanesen und Süd-Rumänen (Wlachen), dann aber auch Tataren, Zigeuner, Armenier, Serben, Russen und Deutsche. Die Zahl der Russen beträgt im ganzen etwa 2000, die der Türken gegen 1 Million. Die deutschen Kolonien, etwa 5000 Köpfe stark, sind erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden; sie befinden sich in Sofia, Rustschuk, Burgas, Saloniki sowie in der Dobrudscha.

Eine Völkerkarte von Bulgarien zu entwerfen, ist infolge der durch wissenschaftliche Forschungen noch nicht genügend festgestellten Grenzen zwischen dem serbischen und bulgarischen Volksstamm ziemlich schwierig. Im Fürstentum Bulgarien kann man als Grenze mit ziemlicher Sicherheit die politische Grenze zwischen Serbien und Bulgarien annehmen, d. h. entlang dem Timok und etwa dem Oberlauf der Bulgarischen Morawa. Wesentlich größere Schwierigkeiten bereitet aber die Abgrenzung innerhalb Macedoniens. Einmal erheben auf Macedonien die Griechen Anspruch, die behaupten, daß die Bevölkerung dieses Landes aus Landsleuten von ihnen besteht, die nur gewisse Eigen-

tümlichkeiten des slavischen Stammes angenommen haben, andererseits nehmen aber auch die Serben das ganze westliche Macedonien vom Wardar bis an die albanische Grenze für sich und ihren Stamm in Anspruch. Die bulgarischen Ethnographen schließlich erklären Macedonien für ein vorzugsweise bulgarisches Land. Im Lande selbst treten auch politische Führer mit der Behauptung auf, die Macedonier seien ein selbständiger Volksstamm. Professor Florinski schließt sich der Meinung derjenigen Forscher an, die sagen, daß der größte Teil der Bewohner Macedoniens dem bulgarischen Stamm angehört, und daß nur die Bewohner des nördlichen Teiles des Landes ihrem Dialekt und anderen ethnographischen Eigentümlichkeiten nach den Serben näher stehen als den Bulgaren.

Die Stärke des bulgarischen Stammes kann infolge des Mangels an statistischen Unterlagen nur ungefähr bestimmt werden. Nach der Berechnung des Verfassers betrug sie Ende 1906 etwa $5^1/_2$ Millionen. Diese Zahl verteilt sich auf die einzelnen Länder folgendermaßen: Im Fürstentum Bulgarien wohnen reichlich 3 Millionen, in den verschiedenen Teilen der europäischen Türkei nicht ganz 700 000, in Macedonien über 1 Million, in Rumänien 100 000, in Serbien 85 000 und in Rußland 220 000. Der Rest kommt auf Österreich-Ungarn, Kleinasien, Griechenland, Deutschland usw.

Der größte Teil der Bulgaren (gegen 5 Millionen) gehört, wie die Russen, dem griechisch-orthodoxen Glauben an. Im übrigen haben gegenüber einer verschwindend kleinen Zahl römischer Katholiken und Protestanten etwa 400 000 den Islam angenommen.

In politischer Beziehung hat das bulgarische Volk die Einigung noch nicht erzielt, die man ihm durch den Vertrag von San Stephano zu geben beabsichtigte, denn ein großer Teil desselben befindet sich noch unter türkischer Herrschaft, unter der er, politisch rechtlos, dem wirtschaftlichen und kulturellen Stillstand verfallen ist. Den in Macedonien wohnenden Bulgaren droht außerdem noch die Gefahr, die Beute einer der europäischen Großmächte zu werden. Die Hauptkulturzentren sind die Hauptstadt Sofia mit 50 000 Einwohnern, Philippopel, die Hauptstadt des südlichen Bulgarien (Ost-Rumelien), Varna, Rustschuk und Tirnovo.

Im westlichen Teil der Balkanhalbinsel, zwischen der Donau und dem Adriatischen Meere, wohnen die Serbokroaten oder die Serben und die Kroaten. Unter diesen beiden Stämmen versteht man

ein Volk, das dieselbe Sprache spricht, aber verschiedenen Konfessionen angehört (der griechisch-orthodoxen bezw. der römisch-katholischen) und sich in der Literatur einer verschiedenen Schreibweise (des cyrillischen bezw. des lateinischen Alphabets) bedient. Auf zwei Seiten haben die Serben slavische Stämme als Nachbarn, im Osten die Bulgaren und im Westen die Slovenen; in den Grenzstrichen wird ein aus den betreffenden beiden Sprachen gemischter Dialekt gesprochen.

Politisch sind die Serben und Kroaten 4 verschiedenen Staaten untertan: Serbien, Montenegro, Österreich-Ungarn und der Türkei. Zu letzterer gehören die Wilajets Novibazar, Prisrend, Skutari und Skopia, ferner die früher türkischen Gebietsteile Bosnien und die Herzegowina, deren Besetzung auf Grund der Bestimmungen des Berliner Kongresses Österreich gestattet worden ist. Zu Österreich gehören Istrien und Dalmatien mit zahlreichen Inseln im Adriatischen Meere, sowie Kroatien, Slavonien und das Banat. Außerdem wird die serbokroatische Sprache noch an einzelnen Stellen in Ungarn, Nieder-Österreich (an der Leitha), in Mähren, Italien, Rumänien, West-Mazedonien, Rußland und Amerika gesprochen.

Die Stärke des serbischen und kroatischen Volksstammes schätzt Florinski auf über 9 Millionen, davon im Königreich Serbien $2^1/_2$ Millionen, in Montenegro 240 000, in Bosnien und der Herzegowina gegen 2 Millionen, in Österreich-Ungarn über $3^1/_2$ Millionen usw. Unter türkischer Herrschaft befinden sich demnach im ganzen etwa 5 %, unter österreichischer 64 % des serbokroatischen Volkes.

In religiöser Beziehung zählen 55 % zu den Griechisch-Orthodoxen, 36 % zu den Katholiken und 9 % zu den Mohammedanern. Die Bewohner des Königreichs Serbien und des Fürstentums Montenegro sind fast ausschließlich Rechtgläubige, in Bosnien und der Herzegowina überwiegen diese mit 43 % ebenfalls über die Katholiken (22 %) und die Mohammedaner (35 %), während in Ungarn, Istrien und Dalmatien die Mehrzahl der Bevölkerung katholisch ist.

Keins von den slavischen Völkern zeigt uns ein Bild derartiger innerer Zerrissenheit wie das der Serben und Kroaten. Die in der Vergangenheit begründete Verschiedenheit der Konfession hindert nicht nur ihre nationale Einigung, sondern begünstigt sogar beständige Feindschaft zwischen ihnen. Außer dem Einfluß der Religion macht sich auch noch die Einwirkung der verschiedenen politischen und Kulturwelten

geltend, einerseits der westlichen, romanisch-germanischen, andrerseits der östlichen, der byzantinischen. Die Serben und die Kroaten sind in der Geschichte völlig verschiedene Wege gegangen, die sich erst in der letzten Zeit einander etwas genähert haben. Das einzige feste Band, das die beiden Hälften verbindet, ist ihre gemeinsame Literatursprache, obschon die Schreibweise, wie schon erwähnt, nicht die gleiche ist. In Anbetracht der politischen Zerstückelung ist in der nächsten Zukunft kaum auf einen Zusammenschluß oder auf eine Einigung zwischen Serben und Kroaten zu hoffen.

Nordwestlich der Kroaten wohnt der kleine slavische Stamm der Slovenen in dem gebirgigen Gebiet der steirischen und Krainer Alpen, des Triglav und des Karstplateaus. Die slovenischen Ansiedelungen befinden sich also hauptsächlich in den cisleithanischen Provinzen Österreichs und z. T. in Ungarn und in Italien. Außer den Kroaten, mit denen die Slovenen in der Sprache nahe verwandt sind, wohnen in ihrem Gebiet noch Italiener, Deutsche und Magyaren. Die Deutschen, die schon in früherer Zeit weite Strecken, die ursprünglich den Slovenen gehörten, in Besitz genommen haben, entfalten auch heute noch eine lebhafte Germanisierungstätigkeit. Besonders zahlreich sind ihre Kolonien in Steiermark. Das am meisten von Slovenen besiedelte Land ist Krain (95 %), aber auch hier spielt die deutsche Sprache als Organ der gebildeten Stände und der Verwaltungsbehörden die Hauptrolle. In Laibach, der slovenischen Hauptstadt, kommen auf 83½ % Slovenen 15½ % Deutsche, im Westen dagegen, in Görz, Triest und an der Meeresküste überwiegt die italienische Sprache.

Die Stärke des slovenischen Stammes kann man auf etwa 1½ Millionen annehmen, von denen 1¼ Million in Österreich und 100 000 in Ungarn und Kroatien wohnen. Der Rest verteilt sich in der Hauptsache auf Italien und Amerika. Die Vergangenheit des slovenischen Volkes bietet, ebenso wie seine jetzige Lage, wenig Erfreuliches. Außerstande, einen selbständigen Staat zu bilden, mußte es sich unter zahlreichen Gebietsverlusten anderen Staaten unterordnen. Immerhin ermöglichte es ihm die bergige Natur seines Landes, seine Nationalität gegenüber dem Ansturm der Deutschen und Italiener zu erhalten. Dagegen vermochte das Volk sich keine besonderen Rechte zur Sicherung seiner Nationalität zu erkämpfen. Seine hauptsächlichsten Bildungsanstalten und seine besten Schulen mit Unterricht in der slovenischen Sprache befinden sich in Laibach, wo auch seine wichtigsten politischen

Zeitungen und literarischen Erzeugnisse erscheinen. Die allerdings nicht besonders umfangreiche slovenische Literatur hat mehrere hervorragende Namen zu verzeichnen. Sie ist ein wichtiges Hilfsmittel zur Erhaltung der slovenischen Nationalität.

Das politische Ideal der Slovenen ist die Autonomie sämtlicher slovenischen Gebietsteile in Österreich. Freilich dürfte die Verwirklichung desselben in absehbarer Zeit kaum zu erwarten sein.

Die Tschechen bewohnen in Österreich Böhmen, Mähren und einen kleinen Teil Schlesiens und Nieder-Österreichs. Der größte Teil dieses Gebietes liegt in einem Viereck, das von dem Böhmerwald, dem Erzgebirge, den Sudeten und den kleinen Karpathen begrenzt und von der Elbe mit der Moldau sowie von der March durchflossen wird. Ein Teil tschechischen Landes liegt noch jenseits der Sudeten, am Oberlauf der Oder.

In den genannten Provinzen Österreichs wohnen die Tschechen gemeinsam mit den Deutschen, deren Niederlassungen nicht nur am Rande des tschechischen Vierecks, sondern auch mitten darin gelegen sind. In Böhmen und Mähren herrscht das tschechische Volkstum in den tiefer gelegenen Landesteilen vor, dagegen sind die Abhänge der Gebirge von den Deutschen bevölkert. Letztere sind jedoch auch in Gestalt teils größerer, teils kleinerer Sprachinseln in das tschechische Gebiet eingedrungen; umgekehrt finden sich aber auch tschechische Kolonien mitten im dichtesten deutschen Besitz. Im Durchschnitt ist das deutsche Element in Böhmen mit 37, in Mähren mit 28 % vertreten. In der tschechischen Hauptstadt Prag beträgt die Zahl der Deutschen nur reichlich 10 %, in Brünn, der Hauptstadt Mährens, dagegen 64 %. Auch in einigen anderen Städten Mährens überwiegt die deutsche Bevölkerung, vor allem in Iglau, Olmütz und Znaim. Außerhalb des früheren Königreichs Böhmen sind die Tschechen in ziemlich großer Zahl noch in sämtlichen anderen Provinzen Österreichs angesessen, außerhalb Österreichs vor allem in Rußland und in Amerika, wo als Hauptpunkte der tschechischen Auswanderer die Städte Chicago, New York, Cleveland und Omaha und der Staat Nebraska zu nennen sind. Ziemlich viel Tschechen wohnen auch in Deutschland, insbesondere im preußischen Teile Schlesiens. Nicht gering ist ferner die Zahl der Tschechen, die sich als Arbeiter auf der Suche nach Verdienst über die ganze Erde verstreuen, ohne dabei jemals ihre Nationalität zu verleugnen. Außer den Deutschen sind in Schlesien die Polen Nachbarn der Tschechen und im Osten die Slovaken,

welch' letztere ihnen unter den slavischen Stämmen am nächsten verwandt sind.

Das tschechische Volk zählt etwa 7 1/2 Millionen Köpfe. Davon wohnen über 6 1/2 Millionen in Cisleithanien, 125 000 in Deutschland.

Die Geschichte des tschechischen Volksstammes ist mit der des deutschen Volkes eng verknüpft. Das Verhalten der Deutschen den Tschechen gegenüber ist stets ein aggressives gewesen; auch heute noch streben sie danach, das tschechische Land in ihren Besitz zu bringen und die daselbst wohnenden Slaven zu zwingen, sich dem Deutschtum unterzuordnen. Diese verteidigen demgegenüber ihr Land und ihr Volkstum aufs hartnäckigste. Hieraus ist das jahrhundertelange Ringen zwischen den Tschechen und Deutschen, das ja auch heute noch andauert, entsprungen. Nachdem nach der Schlacht am weißen Berge im Jahre 1620 die tschechische Nation im 17. und 18. Jahrhundert aufs schwerste bedrückt worden war, begann im 19. Jahrhundert das tschechische Nationalbewußtsein wieder zu erwachen, und ist das tschechische Volk seit dieser Zeit aufs eifrigste bemüht, die von der Bedrückung durch die Deutschen noch übrig gebliebenen Reste seines Volkstums zu erhalten. Am meisten sind diese Bemühungen in Mähren von Erfolg gewesen, während in Böhmen die Masse der Bevölkerung sich nur wenig von dem deutschen Nachbar unterscheidet. Der wichtigste Grundzug ihrer Nationalität indessen, ihre Sprache, erhält sich, besonders dank der Volksschule und der sich ständig vermehrenden Nationalliteratur, in dem ganzen tschechischen Gebiet bestimmt. Die tschechische Sprache dient als Unterrichtssprache in den Volksschulen, höheren Lehranstalten und auf den Hochschulen und genießt die Rechte der Landessprache im Landtag, vor Gericht und in der Landesverwaltung. Die tschechischen Abgeordneten spielen auch im Wiener Parlament eine bedeutende Rolle.

Nichtsdestoweniger sind die Tschechen mit ihrer politischen Lage nicht zufrieden: Die Länder der böhmischen Krone, Böhmen, Mähren und Schlesien, stellen kein politisches Ganze dar, sondern bilden drei Provinzen der österreichischen Monarchie, jede mit einem eigenen Statthalter und einer eigenen Volksvertretung. Außerdem genießen die Deutschen in diesen Provinzen zu sehr die Unterstützung der Reichsregierung, so daß die Tschechen nicht unumschränkte Herren in ihrem angestammten Lande sein können. Indessen dürfte sich der Traum der

tschechischen Patrioten von einer Wiederherstellung des früheren Königreichs Böhmen kaum in der nächsten Zeit verwirklichen, wenn es ihnen auch im Laufe des vergangenen Jahrhunderts gelungen ist, zahlreiche politische Rechte zu erhalten.

Das tschechische Volk besitzt allerdings sehr viel von den Eigenschaften, die für eine politische und nationale Selbständigkeit erforderlich sind. Der stark ausgeprägte Patriotismus der Volksmassen, der hohe Grad der Volksbildung, die ausgezeichneten Mittel- und Hochschulen, die weitverbreiteten Turnerschaften der Sokoln, die reiche Literatur, der ungewöhnliche Arbeits- und Wissensdrang, besonders auf technischem Gebiet, alles dies räumt den Tschechen einen hervorragenden Platz unter den slavischen Stämmen ein. Der Mittelpunkt des nationalen und geistigen Lebens ist die Hauptstadt des Königreichs Böhmen, Prag, mit einer tschechischen Akademie, Universität und Polytechnikum, mit einem tschechischen Theater, Museum und zahlreichen tschechischen Klubs. Von den übrigen Städten sind als wichtigere Zentren tschechischer Kultur in Böhmen Pilsen, Tabor, Pisek und Kolin, in Mähren Brünn und Prerau zu nennen.

Östlich der Tschechen wohnen im nördlichen Ungarn und südöstlichen Mähren die Slovaken. Ihre Ansiedelungen erstrecken sich auch über einen kleinen Teil der Nordostecke von Niederösterreich. Innerhalb dieses Gebietes sind die Slovaken in mehr oder weniger dichter Masse mit Deutschen, Magyaren, Polen und Kleinrussen angesessen. Einzelne slovakische Siedelungen findet man auch in anderen Teilen des Königreichs Ungarn, ferner in Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien; auch hier wohnt das slovakische Volk vermischt mit anderen Stämmen. Schließlich befinden sich slovakische Kolonien noch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Slovakische Straßenhändler trifft man in der ganzen Welt.

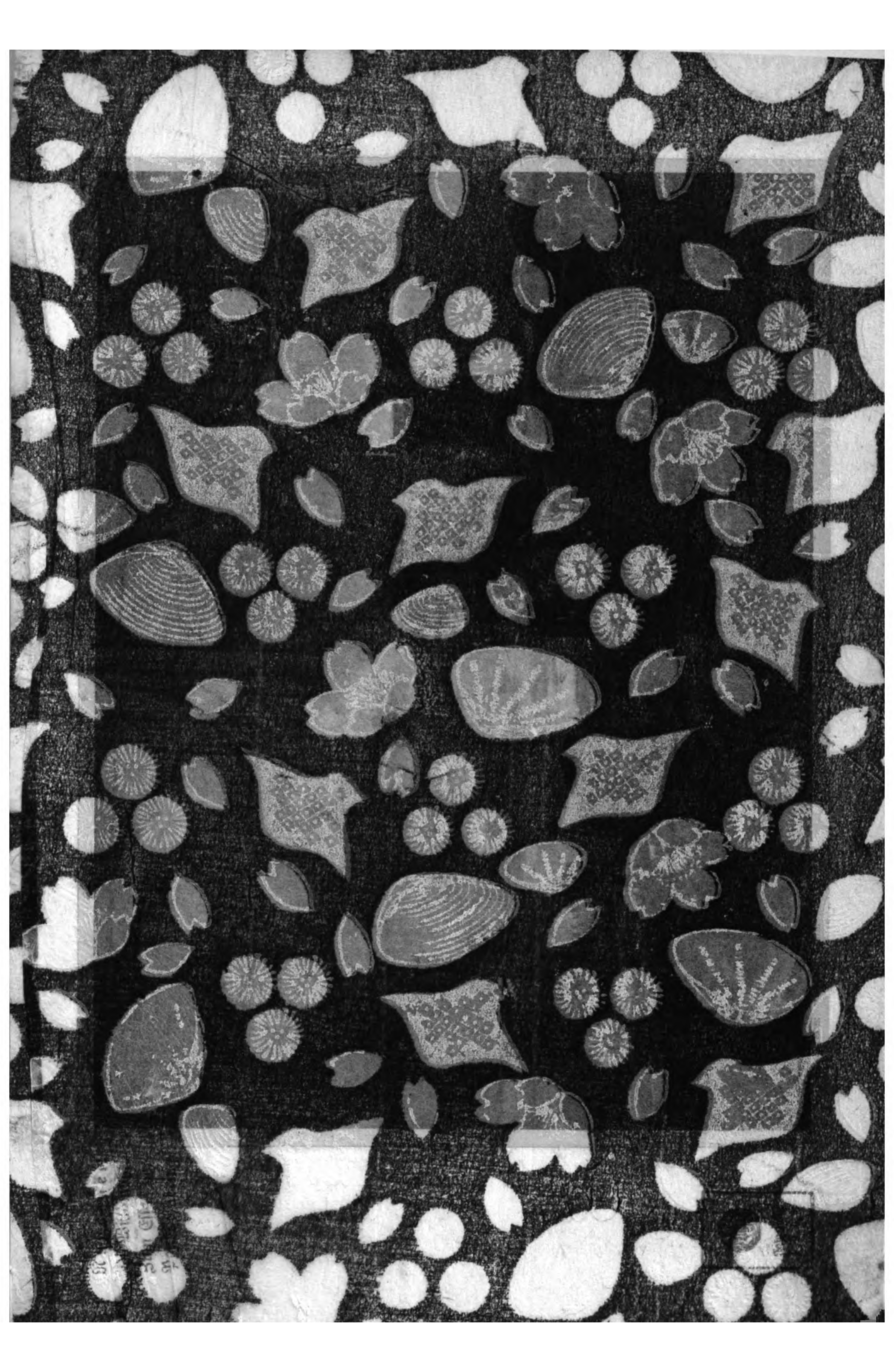
Die Stärke des slovakischen Volkes wird auf $2^1/_2$ bis 3 Millionen angegeben; davon wohnen über 2 Millionen im Königreich Ungarn. In religiöser Beziehung gehören etwa 2 Millionen dem römisch-katholischen, der Rest dem evangelischen Glauben an.

Die Slovaken sind politisch nur sehr kurze Zeit, im 9. Jahrhundert, selbständig gewesen; nach dieser Zeit sind sie in Abhängigkeit von ihren Eroberern, den Magyaren, gekommen. Ungeachtet der überaus drückenden politischen Verhältnisse, unter denen sie leben müssen, haben sie doch bis auf den heutigen Tag ihre Nationalität zu wahren

verstanden. Zwar haben die obersten Volksklassen das Magyarentum angenommen, allein die Masse des Volkes hat ihre nationalen Eigentümlichkeiten bewahrt. So begegnet man in dem slovakischen Gebiet auch heute noch einem auffallenden Reichtum und einer großen Reichhaltigkeit an einheimischen Volksgesängen, ferner einer besonderen Volkstracht, althergebrachten Sitten und Gebräuchen, einer auffallend reinen Sprache und einem stark ausgeprägten slavischen Selbstbewußtsein. Ohne sich mit großen politischen Plänen zu tragen, nimmt der Slovake doch lebhaften Anteil an dem Leben der anderen slavischen Stämme. So sind aus dem slovakischen Volke begeisterte Vorkämpfer der panslavistischen Idee wie Schafarik, Kollar und Schtur hervorgegangen.

Die politische Lage der Slovaken ist, wie bereits erwähnt, sehr traurig. Obgleich durch die liberale Verfassung Ungarns sämtlichen Sprachen und Nationalitäten des Königreichs Gleichberechtigung und im weitesten Maße persönliche und Pressefreiheit gewährt wird, so bestehen in Wirklichkeit diese Rechte und Freiheiten doch nur für die Magyaren, während die anderen Stämme allen möglichen Bedrückungen ausgesetzt sind. So ist die slovakische Sprache in den höheren Lehranstalten nicht zugelassen; drei slovakische Gymnasien, die aus Privatmitteln errichtet worden waren, wurden sogar von der Regierung geschlossen. Auch in den von der Regierung gegründeten Volksschulen wird die slovakische Sprache nicht geduldet, und nur in einigen wenigen kirchlichen Schulen erfolgt der Unterricht in slovakischer Sprache.

Vor Gericht, bei den Behörden, überhaupt im ganzen öffentlichen Leben wird nur die magyarische Sprache gesprochen. Ja sie wird sogar allmählich im Gottesdienst selbst in rein slovakischen Gegenden eingeführt. Alle Regierungsämter befinden sich in der Hand von Magyaren. Bei den öffentlichen Wahlen werden unter dem Druck der Regierung alle möglichen Ungesetzlichkeiten vollbracht. Die slovakischen Schriftsteller und politischen Führer werden verfolgt. Mit einem Wort, das herrschende magyarische Volk schreckt vor keinem Mittel zurück, um die Slovaken zu magyarisieren. Unter solchen Verhältnissen muß man nur die Lebensfähigkeit dieses slavischen Stammes und die Widerstandskraft seines Nationalbewußtseins bewundern. Eine Hauptstütze ist ihm hierbei seine Literatur, die trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens schon eine ganze Reihe hervorragender Talente gezeitigt hat. Der Mittelpunkt des politischen und literarischen Lebens ist das kleine Städtchen St. Martin. Hier befindet sich das „Volkshaus" mit einer Bibliothek, einem



...land und ... H. ...

...rsten Volks... das ...
... Volkes hat ...
...hrt. ... net ... dem ... ischen ... vier ...
heute noch ... llende Reich ... haltig...
... einheimisch... ner ... Volk...cht,
...hergebrachten Sitten ... Gebr...chen, einer au... inen Sprache
einem st... ... en Selbstben...
mit ... zu ... nimmt ... och
...bha... ...il ... der ... schen Stämm...
...kämpfer der ...
... hervorgegang...
... age der Slo... ist, wi... eits ...
... hale... durch die ... ungarischen
... täten ...
im ... sten ... eiheit gewähr... wird, je be...
... Frei...iten ... für die Magy...
... Stämm... ...chen ...rückungen au...
... Lehran...
...en; drei sind ... Gymnasien ...
... rden weren, ward... gar von den ... geschr...
... von der Regierun... ... ndeten Volke ... die ...
... geduldet ...
... Vor ... Behörden ... im ... en öffentlichen
...eben wird ... gesprochen. ... sie
... slovakis... ... nden ...
ge... ... sich in ...
aren ... den öffe...
gier... ... Ungesetzlich... ... bracht ... slo...chen
Schr...iller ... ... tischen Führer ... eine... ort,
... Volk schickt ...
... muß
für ... ... mmes und ...
...raft ... bewußtseins ... ...ütze ist
... die trotz d... ... res ... is schon ein...
... ... ragender ... hat ... Mittelpunkt
... ens ... ädtchen St.
Ma... ...er befindet ...s ... ... elten

Ruysdael:
Die Windmühle
Zum Essay von
Paul Schubring

RUYSDAEL, DIE WINDMÜHLE





Museum und einem Theater, sowie verschiedene literarische und wirtschaftliche Unternehmungen.

Die Lausitzer Wenden, das kleinste von den slavischen Völkern, bewohnen einen schmalen Landstrich am oberen Lauf der Spree in der sächsischen und preußischen Lausitz. Sie sind ein Überrest des einst bedeutenden Stammes der polabischen Slaven. Ihr Land ist auf allen Seiten von den Deutschen umschlossen; der größere Teil desselben gehört zu Preußen, der kleinere zu Sachsen. Das Volk der Wenden besteht aus zwei Zweigen: die Oberlausitzer wohnen sowohl in Sachsen wie in Preußen, die Niederlausitzer nur in Preußen. Sie haben auch zweierlei Mundart; die der Oberlausitzer ähnelt mehr dem Tschechischen, die der Niederlausitzer mehr dem Polnischen. Die Zahl der Wenden beträgt etwa 157 000, davon in Sachsen 56 000, in Preußen 90 000 und im übrigen Deutschland, in Amerika und in Australien 11 000. Die Mehrzahl der Lausitzer sind Protestanten, nur 15 000 Oberlausitzer sind Katholiken.

Es verdient besonders erwähnt zu werden, daß die Wenden, auf allen Seiten von den Deutschen umringt, es trotzdem verstanden haben, nicht nur ihr Volkstum zu bewahren, sondern sogar einige Rechte für ihre Sprache in Kirche und Schule zu erlangen und sich eine eigene Literatur zu schaffen. Der Mittelpunkt des politischen und geistigen Lebens der Oberlausitzer ist die Stadt Bautzen, der der Niederlausitzer die preußische Stadt Kottbus.

Das von den Polen bewohnte Land (das Gebiet der Weichsel und ihrer Nebenflüsse, ein Teil des Flußgebiets der Oder und der nördliche Abhang der Karpathen) gehört zu drei verschiedenen Staaten: Rußland, Preußen und Österreich-Ungarn. In Rußland bewohnen die Polen das Königreich Polen (oder Weichselland) und die daran angrenzenden Kreise des Gouvernements Grodno, in Preußen die Provinz Posen (mit den Städten Posen und Gnesen), einen Teil Westpreußens (mit Graudenz), den südlichen Teil von Ostpreußen und den östlichen Teil von Schlesien bis an die Neiße; in Österreich sind sie im östlichen Teil von Schlesien und im westlichen Teil von Galizien (mit Krakau) angesessen. Außerdem finden sie sich in ziemlich großer Zahl im ganzen nord- und südwestlichen Rußland, sowie in der östlichen oder russischen Hälfte Galiziens. Kleinere polnische Niederlassungen trifft man auch in Pommern und im westlichen Teile Schlesiens; es sind dies die armseligen Reste der polnischen Bevölkerung, die einst das ganze Land west-

lich bis zur mittleren Oder und den Sudeten bewohnte. Auch in Nordungarn befinden sich polnische Kolonien mitten unter den Slovaken.

Im Westen und Norden sind die Polen den unausgesetzten und planmäßigen Kolonisierungsbestrebungen der Deutschen ausgesetzt, die ihnen schon viel Land entrissen haben und sogar mitten in ihr Gebiet vorgedrungen sind. Die bedeutendsten deutschen Inseln im polnischen Land sind: Thorn in Westpreußen, Ortelsburg in Ostpreußen, Oppeln in Schlesien, Lodz und Piotrkow (deutsch: Petrikau) in Russisch-Polen.

Im Königreich Polen besteht die deutsche Bevölkerung an verschiedenen Stellen in 18 bis 24 % der Gesamtbevölkerung. Verhältnismäßig gering ist ihre Zahl jedoch im Süden dieses Gebietes und in Westgalizien.

Bedeutende polnische Ansiedelungen befinden sich in Nordamerika und Brasilien. Außerdem ist eine beträchtliche Anzahl Polen über ganz Rußland, Österreich, Deutschland, Frankreich und England verstreut.

Die ungefähre Stärke des polnischen Volks betrug Ende 1906 in Rußland über 9 Millionen, in Österreich-Ungarn über 4 1/2, in Deutschland reichlich 3 1/2 Millionen usw., im ganzen mehr als 19 Millionen. In religiöser Beziehung gehört fast das ganze polnische Volk der römisch-katholischen Kirche an, nur 1/2 Million sind Protestanten (vorzugsweise sind dies die preußischen Masuren).

Politisch bilden die Polen schon seit mehr als 100 Jahren keinen selbständigen Staat mehr. Die bedeutendsten politischen Rechte genießen sie in Österreich-Ungarn, wo sie sowohl im Parlament als auch in der Zentralverwaltung eine große Rolle spielen. In Galizien sind sie das herrschende, bevorzugte Volk, das seine Sprache der russischen Bevölkerung der östlichen Hälfte aufzudrängen sucht. Ihre wichtigste Stadt ist hier die alte Stadt Krakau, die mit ihrer Akademie der Wissenschaften und ihrer Universität nicht nur für die österreichischen Polen, sondern überhaupt für den größten Teil des ganzen polnischen Volkes den politischen und kulturellen Mittelpunkt bildet.

In Rußland genossen die Polen früher ebenfalls große Selbständigkeit, sie hatten ihre eigene Regierung und sogar ihr eigenes Heer, mußten jedoch dies alles nach den Aufständen der Jahre 1831 und 1863 hergeben. Seit dieser Zeit sind sie gezwungen, den russischen Regierungsbehörden zu gehorchen und sich der russischen Staatssprache zu bedienen. Übrigens sind ihnen erst in der letzten Zeit wieder einige Erleichterungen

hierin gewährt worden. Auch hat der Mangel an politischer Freiheit die russischen Polen nicht gehindert, große Fortschritte auf den Gebieten der Kultur und des Wirtschaftslebens zu machen. Der Mittelpunkt ihres geistigen und nationalen Lebens ist Warschau.

Am schwierigsten gestaltet sich das Leben für die Polen in Deutschland, wo sie sowohl von der Regierung als auch von weiten Kreisen der Bevölkerung bedrückt und zur Annahme der deutschen Sprache und Bildung gezwungen werden. Die polnische Sprache wird nicht nur bei den Behörden und im öffentlichen Leben nicht geduldet, sondern ist auch aus sämtlichen Schulen und zum Teil sogar aus der Kirche verbannt. Um das polnische Land möglichst rasch zu germanisieren, werden von der Regierung allerhand Maßnahmen für eine systematische Kolonisierung getroffen. Die Germanisierung wird besonders von der sogenannten Ansiedlungskommission betrieben, die zu diesem Zwecke über bedeutende staatliche Mittel verfügt. Und zwar werden die deutschen Kolonien vorzugsweise in der Nähe der russischen Grenze gegründet, um die deutschen Polen von ihren russischen Landsleuten zu trennen. Schließlich hat in der letzten Zeit die Regierung sogar einen Gesetzentwurf eingebracht, durch den ihr das Recht zur zwangsweisen Enteignung des gesamten polnischen Besitzes in Deutschland zuerkannt werden soll. Im ganzen polnischen Volke ist dadurch schwere Beunruhigung hervorgerufen worden.

Der den Polen verwandte kleine slavische Stamm der Kaschuben wohnt an der Südküste der Ostsee, westlich der Weichselniederung, in den Provinzen Westpreußen und Pommern. Die Kaschuben sind ein Überrest des alten slavischen Stammes der Pomorjaner, die, wie im ersten Teile besprochen, früher in ganz Pommern und einem großen Teil Westpreußens angesessen waren. Sie wurden im Mittelalter von den Deutschen unterworfen, die einen großen Teil des Volkes vernichteten und ihr Land zu ihrem Eigentum machten. Der heutige Rest ist ein armes Fischer- und Bauernvolk mit nur noch schwachem Nationalbewußtsein. Da ihre Sprache der polnischen ähnelt, sind sie von manchen Gelehrten überhaupt zu den Polen gerechnet worden.

Das Volk zählt heute nur noch 365 000 Köpfe, davon 220 000 in Deutschland und 145 000 in Amerika, fast sämtlich katholischen Glaubens.

Die Nationalsprache der Kaschuben verschwindet allmählich immer mehr vor der deutschen, da sie weder in der Schule noch in der Kirche angewendet werden darf. Am besten hat sich das Volkstum der Ka-

schuben noch in den Bauerndörfern erhalten, die zwischen den Mooren und Sümpfen liegen; die Bewohner der Städte dagegen sind schon zur Hälfte germanisiert und bedienen sich ihrer Muttersprache nur noch im häuslichen Kreise.

Dies ist in kurzem die heutige Lage des Slaventums! Während die einen von den slavischen Völkern alle Vorteile der Unabhängigkeit genießen, ringen die anderen verzweifelt, um ihr Volkstum zu erhalten, während wieder andere, von dem eisernen Ring fremden Volkstums umklammert, immer mehr dem völligen Untergang entgegengehen. Dessenungeachtet lebt jedoch in fast allen slavischen Stämmen eine überaus große Liebe zu ihrer Nationalität, ein stark ausgeprägtes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den slavischen Stammesgenossen und das lebhafte Bestreben, einander in der Not beizustehen, alles Eigenschaften, die die Hoffnung des Slaventums auf eine bessere Zukunft berechtigt erscheinen lassen.

Paul Wertheimer:
Das Winzerfest.

Die Reben zogen Berg entlang.
Das Feld lag wie ein Fürstensaal,
So teppichbunt. Der Bogengang
Stand breitgewölbt, ein Schloßportal.
Der Saldner hielt gewichtig Wacht.
Die Mädchen wiegten sich im Reihn.
„Stiehl keine Frucht! Nimm dich in acht!
Wen er ertappt, den sperrt er ein —

In dieser Lauben Heimlichkeit.
Stiehl keine Traube, blondes Kind.
Durch Küsse wirst du nur befreit,
Du weißt, wie ernst Gesetze sind . . ."
Ein Lachen. „Hüt' dich selbst, Gesell!"
Die Pöller fielen lachend ein.
Da ward die Seele mir so hell,
Wie dieser heut gezog'ne Wein.

Den Becher schwenkt' ich hoch im Schwung.
Da sah ich jäh, ein Traumgespinst,
Ein Männlein in der Dämmerung;
Es hat mich spöttisch angegrinst.
„Daß dir vor diesem Spuk nicht graut!
Zerbrich das Spiel! Genug! Genug!
Ist alles Leben, froh erschaut,
Doch nichts als deiner Sinne Trug!"

„Und hinter diesem Lustgesang,
Allüberall, wo Leben rollt,
Hörst du nicht einen Echoklang?
Wir wollen nur das Gold, das Gold!
Und Lieb und Treu' und die Worte viel —
Siehst du die Lüge, siehst du den Trug?
Ist alles träumender Sinne Spiel!
Zerbrich den Becher! Tu keinen Zug . . . !"

Und wie er flink in den Nebel lief,
Sank um den Becher grau ein Flor.
Die Sonne verblüht! Aus dem Becher tief
Hob sich ein Weib im Duft empor:
„Und ist dies alles farbiger Tanz,
So freu dich, Glücklicher, am Schein!
Und tauch' hinunter in den Glanz
Und trink die Welt wie diesen Wein!

Und ist die Seele angefüllt
Mit Tanz, Gesang und holden Frauen,
Soll einst Vergessen auf dies Bild
Der Fülle segnend niedertauen . . ."
Den Becher trank ich fröhlich aus,
Darin die Welt gespiegelt lag,
Und warf ihn in des Festes Braus,
Mit roten Fahnen schied der Tag.

• • •

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe.

Schluß.

„Herr Rittmeister, da draußen ist eine Dame mit einem Kind. Die will unsere Kaserne und die Festungswerke besichtigen," meldete ein Wachtmeister, dekoriert und mit drei Chevrons auf dem Ärmel, dem wachthabenden Offizier du Jour am Tor von Vincennes, der damaligen kleinen Festung im Weichbild von Paris. Es war im Frühjahr 1813.

„Sind Sie toll? Was für ein Unsinn ist das? Damen mit Kindern — ist die Kaserne der Kaiserjäger-zu-Pferd dazu da? Arretieren Sie die Person, wenn sie ihre Frechheit wiederholt!"

„Zu Befehl, mein Kapitän. Aber das scheint eine sehr vornehme Dame. Sie sagt, sie habe Vollmacht und freien Einlaß für alle Festungen, Garnisonen und Staatsgebäude."

„Das haben höchstens kaiserliche Prinzessinnen von Geblüt. Aber Königin Hortense oder Karolina oder Paulina wird's wohl nicht sein, die kennst du doch. Also ist's Schwindel."

„Sie sagt aber, sie will den Gouverneur sprechen oder einen General, wenn einer hier sei. Im Vertrauen, mein Kapitän, man brockt sich vielleicht eine zu heiße Suppe ein, wenn man ihr nicht den Willen tut und sie wenigstens anmeldet. Man kann nie wissen . . . vielleicht eine distinguierte Fremde, etwa Cousine der Kaiserin . . ."

„Welcher?" fragte der Rittmeister trocken. „Der geschiedenen weiland Ihrer Majestät Josephine, oder der aktiven, Ihrer Majestät Marie-Louise? Na, gleichviel! Herr Divisionsgeneral Ornano sind zur Inspektion in der Festung eingetroffen . . . dem melden Sie nur die geheimnisvolle Fremde!" . . .

„Madame?" Der schneidige Kavalleriegeneral grüßte militärisch, als eine sehr elegante Dame von zarter Schönheit, nicht mehr ganz jung,

ihm vorgeführt wurde, die ein vornehm herausgeputztes Kind an der Hand hielt. „Ich habe die Ehre mit —? Es muß wohl ein Irrtum obwalten. Rittmeister Parquin meldet mir, Sie wünschten die Kaserne der Kaiserjäger-zu-Pferd zu inspizieren, und gar die Festung Vincennes selber. Das ist unmöglich, geradezu phantastisch."

„Vielleicht doch nicht so ganz," lächelte die Dame. „Stehe ich vor dem Herrn Gouverneur?"

„Nein, Divisionsgeneral Reichsgraf Ornano. Als Kommandeur der II. Division der leichten Garde-Kavallerie untersteht mir das hiesige Garnison-Depot, und da ich zufällig zur Besichtigung hier bin, habe ich als Rangältester momentan hier das Kommando. Aber, mein Gott, Madame, womit kann ich dienen? Ihr Begehren ist so seltsam, daß es, ehrlich gestanden, Verdacht erregt. Was interessiert denn eine Dame die Kaserne der vornehmsten Truppe des Kaiserreichs, der unmittelbaren Leibwache Sr. Majestät des Kaisers und Königs?"

„Eben deshalb wünsche ich, daß mein Sohn frühzeitig ein Bild der Truppe erhalte, in die er später einzutreten bestimmt sein dürfte. Eine Mutter hat schon früh die Laufbahn ihres Kindes im Auge."

„So, das begreife ich, aber weniger, wie Sie, meine Schöne, den verbotenen Zutritt zu solchen militärischen Plätzen verlangen."

Ornano nahm schon einen familiären Ton an und drehte seinen Schnurrbart, als wittere er ein angenehmes Abenteuer, une belle fortune, wie die Franzosen es nennen. Wollte dies reizende Mädchen aus der Fremde, das kein Mädchen mehr war, vielleicht auf so originelle Weise mit hochgestellten Militärs anbändeln? „Sie scheinen nicht zu wissen, daß eine solche Bewilligung höchstens kaiserlichen Prinzessinnen eingeräumt werden könnte."

„Genug, mein Herr!" Die Dame errötete vor Unwillen und reichte ihm ein Blatt in Form eines Passes. „Hier ist die Erlaubnis. Sie kennen die kaiserliche Unterschrift."

Ornano las bestürzt: „Wir Napoleon usw. verordnen, daß die Inhaberin dieser Vollmacht ungehindert zugelassen werde, wenn sie, die Gräfin Walewska, wünscht . . . Oh, die Gräfin Walewska!" Der General verneigte sich fast bis auf den Boden. „Ich bin untröstlich, Madame . . Mein Diensteifer, die strenge militärische Etikette, mag mich entschuldigen. Selbstverständlich gereicht es mir zur besonderen Ehre, den jungen Herrn Grafen Walewski," er verbeugte sich tief vor dem Kinde, „persönlich in die Geheimnisse der Kaserne einweihen zu dürfen.

Unsere alten Grognards der Kaiserjäger werden sich glücklich schätzen, das erlauchte Abbild Sr. Majestät liebevoll betrachten zu dürfen."

Die Gräfin errötete wieder, diesmal aus einem Gemisch von Stolz und peinlicher Scham über so deutliche Anspielung. „Komm, Liebling," ermunterte sie das Kind, das mit verdutzten Augen dabei stand und trotzig maulte. „Der Herr General wird dir die schönen Reiter zeigen und die Pferde und die Schabracken und die vielen Kanonen und die Wälle, wie ein kleiner Soldat sie kennen muß." — — —

„Frau Gräfin haben nun alles gesehen, und der junge Herr Graf ist hoffentlich mit uns zufrieden. Hm, die Kaiserjäger werden nun bald wieder ins Feld rücken, der Kaiser begibt sich nach Mainz, zum Beginn der neuen Kampagne. Es gilt, Madame, die Kosaken in ihre Steppen zurückzuschleudern, überhaupt all die nordischen Barbaren, diese Russen und Preußen. Es gilt die Zivilisation, die Freiheit der gesitteten Menschheit," deklamierte der Gardegeneral treu gehorsamst die üblichen Phrasen. „Doch . . natürlich haben wir alle unbedingtes Vertrauen zum Stern und Genie des größten Mannes, aber . . unsere Angelegenheiten stehen augenblicklich nicht so glänzend wie früher. Sie, Frau Gräfin, sind ja in jener höchsten Sphäre mehr zu Hause als ein schlichter General, wie ich, obschon von der Garde, . . Sie werden das am besten beurteilen können."

„Sie täuschen sich, mein General," versetzte die Walewska mit leicht gerunzelten Brauen, „und überschätzen mein Eingeweihtsein in so bedeutende Dinge. Seit letzter Zeit, besonders seit . . seit der zweiten Heirat des Kaisers, bin ich wenig vertraut mit . . mit . . wie soll ich sagen? Kurz, ich genieße das Vertrauen der allerhöchsten Person nur in beschränktem Grade . . jedenfalls in geringerem, als Sie denken."

„Ah, ist das wirklich so?" Was war es, was in Ornano aufwallte, was in seinen kühnen Augen aufblitzte, die sich mit verhaltener Glut auf die schöne Frau richteten? „In der Tat, Se. Majestät leben so sehr als glücklicher Hausvater . . zumal seit der Geburt des Königs von Rom . . fast möchte man sagen: wie ein behäbiger Bürgersmann, mit Respekt zu melden, falls die schuldige Ehrerbietung solches Gleichnis gestatten würde. Dann freilich, wenn so neue Bande ihn fesseln . . doch pardon, ich werde indiskret."

„Durchaus nicht, mein Herr," die schöne Polin spielte mit ihrem Fächer, ihn auf und zu klappend. „Ich mache kein Hehl daraus, daß ich den Kaiser schon seit lange nicht in der Intimität kenne. Ich

sehe ihn selten." Dabei streifte ihn ein rascher Seitenblick. Daß sie wie jede Frau den Eindruck bemerkte, den sie auf das entzündliche Herz des stattlichen Kriegers machte, war nicht verwunderlich. Doch es kam ihm beinahe vor, als lege sie Wert darauf, ihm zu verstehen zu geben, daß sie nicht länger intim mit dem Gebieter verkehre, daß die Zeit der Minne vorüber sei.

„Das beglückt mich zu hören," murmelte er vernehmlich und warf ihr einen feurigen Blick zu. Sie erwiderte nichts, neigte den Kopf mit stummem Gruß und wandte sich zum Gehen. „Darf ich hoffen, Gräfin, daß ich nicht zum letzten Mal das unaussprechliche Glück genoß, Ihnen meine persönliche Huldigung zu Füßen zu legen? Darf ich mich der Reihe Ihrer Bewunderer anschließen und die Hoffnung wagen, dereinst zu Ihren Freunden zu zählen? Diese Aspiration ist zwar kühn . ."

„Den Frauen mißfällt Kühnheit nicht," lächelte sie vielsagend. „Ich habe nicht so viele Freunde, daß ich Ihr Anerbieten verschmähen sollte. Ihr Besuch wird mir willkommen sein."

— — — — — — — — — —

„Das ist schön, das ist lieb von Ihnen, Marie, daß Sie mich hier in meinem Exil besuchen." Napoleon lehnte an einer Balustrade vor seiner Hausterrasse in Porto Ferrajo, vor sich das blaue Mittelmeer, neben sich seine alte polnische Liebe, die einen kleinen, hübschen Jungen an der Hand führte. „Und da bringen Sie mir auch den Sohn. ‚Wie geht es dir, mein kleiner Mann?'" Er zupfte ihn nach seiner seltsamen Gewohnheit am Ohrläppchen, wie er so oft der Mutter getan.

„Bemerken Sie, Sire, wie sehr er Ihnen ähnlich sieht, wie aus dem Gesicht geschnitten."

Der Imperator prüfte die Züge. „Äußerlich, ja. Aber die Stirn — und die Augen scheinen auch nicht gerade von Intelligenz zu leuchten," murmelte er halblaut. „Gleichviel, für seine Zukunft ist ja gesorgt."

„Mit Geld," versetzte die Mutter bitter. „Geh spielen, Kind! Sieh', wie die Schiffer dort das Boot ins Meer ziehen!" Als der Kleine fortsprang, fuhr sie hastig fort: „Doch was wird sonst aus ihm? Man wird ihn Graf Walewski nennen, aber der Makel seiner Geburt —"

„Makel, was?!" Der Kaiser blickte sie stolz mit zornigen Augen an. „Ein Sohn Napoleons hat immer die höchste Geburt, ein Erbteil sondergleichen, adeliger als tausend Ahnen."

„So meinte ich's nicht, das weiß ich wohl," hauchte die Polin

demütig. „Aber wo soll er Dienste nehmen, was sind seine Chancen, wie soll er Karriere machen? Bei jetzigen Zeitläufen wird seine Abkunft ihm nur schädlich sein.“

„Wohl möglich,“ erwiderte der Imperator gelassen. „Ein Sohn Napoleons soll überhaupt nicht Dienste nehmen bei anderen minderen Souveränen. Ziehe er sich in die Stille des Privatlebens zurück, bis die Stunde ihn ruft!“

„Welche Stunde? Welche Aussicht öffnet sich denn? Das ist doch wohl alles vorüber.“

„Wirklich, Madame?“ Napoleon runzelte die Stirne. „So wenig Hoffnung auf meinen alten Stern, allen Glauben verloren? Schämen Sie sich, meine Liebe! Ihre Landsleute, die braven Polen meiner Garde, sind nicht so kleinmütig. Die hoffen und harren auf bessere Zukunft daheim in Frankreich, wie all' meine Franzosen, und die Treu'sten ließen sich's nicht nehmen, mich hier nach Elba zu begleiten.“

„Ehre ihnen! Doch das sagen Sie mir, Sire? Bin ich nicht auch gekommen, Ihre Verbannung zu teilen?“

Er antwortete nicht gleich, auf seinem undurchdringlichen Gesicht war nicht zu lesen, ob ihn dies Zeichen von Hingebung beglücke oder belästige. Dann lächelte er mit jenem bezaubernden Lächeln seines schönen Mundes, das ihm so viele Herzen gewann. Er streckte die Hand aus: „Dank von Herzen! Es rührt mich. Sie sind eine brave Frau, hatten ja stets ein edles Herz. Man soll guten Erinnerungen treu bleiben, dankbar der Zeiten gedenken, wo man zusammen glücklich war. Indessen . . . man muß vor allem vernünftig sein, nicht zu hartnäckig an Vergangenem kleben. Das Leben schreitet weiter, das Schicksal ändert sich und wir mit ihm.“

„Soll das heißen, daß Sie meiner überdrüssig sind?“ rief sie erregt. „Ich dächte doch, Sie hätten allen Grund, nicht die Wenigen von sich zu weisen, die noch an Sie gekettet sind.“

„Die Wenigen?!“ Napoleon reckte sich auf mit gebieterischer Gebärde. „Sie werden etwas vorlaut, meine gute Marie, und vergessen, was Sie meiner Würde schulden. Was ewig an mich gekettet ist, das ist nichts Weniges: Ruhm und Größe der großen Nation. Und die ‚Wenigen‘ sind ungezählte Millionen.“

Der alte Ehrgeizige! dachte sie. Noch jetzt in seinem tiefen Fall der alte Größenwahn, die alte Selbstsucht. Laut antwortete sie gelassen: „Nicht an diese Millionen dachte ich, sondern an die Wenigen unter

Ihren Intimen, die Ihnen noch geblieben sind. Und die Frauen — nun, Kaiserin Josephine ist tot, Kaiserin Marie-Louise ist schlimmer als tot, Ihnen abtrünnig . . ."

„Ich verbiete Ihnen, in diesem Ton von meiner erlauchten Gattin, der Tochter Seiner Majestät des Kaisers Franz, zu reden," unterbrach er sie scharf und bestimmt. „Worauf Sie hindeuten, das sind Fabeln, Geschwätz des Pöbels, das zu vernehmen unter Unserer Würde ist. Die Mutter des Königs von Rom steht zu hoch für Majestätsbeleidigungen, merken Sie sich das, Madame!"

„Aha! Die Mutter des Grafen Napoleon Walewski muß sich das gefallen lassen, nicht wahr?" Ihre Stimme bebte vor verhaltenem Schluchzen. „Haben Sie in Ihrer jetzigen Einsamkeit, wo Sie endlich einmal über sich nachdenken können, wohl jemals an Ihren Sohn gedacht?"

„An meinen Erben, den König von Rom?" Seine Stimme klang kalt, eisig, gemessen. „Jede Stunde des Tages. An Ihren Sohn, meine Liebe? Nein, dazu habe ich keine Zeit." Und er schaute aufs Meer hinaus, so fremd und weltentrückt, als sei das Meer das einzige ihm vertraute und verwandte Gesicht.

„Oh, Sie sind herzlos!" schluchzte sie auf, „nach allen Opfern, die ich Ihnen gebracht —"

„Das alte Lied der Weiber, als ob sie wunders was zu verschenken hätten, und als ob sie das nicht gern genug verschenkten, und als ob sie es überhaupt je verschenkten, sondern es nicht klug an den Meistbietenden losschlügen — sei der Meistbietende nun der erotisch Verlockendste oder der materiell Günstigste! Welches Opfer brachten Sie denn? Daß ich Sie von einem verlebten Greis losriß und mit Reichtümern überhäufte, mit den Rechten, wenn nicht mit dem Rang, einer Prinzessin bekleidete? Wie viel Prinzessinnen von Geblüt, glauben Sie wohl, hätten mit Ihnen getauscht, wie viel Frauen ihr Leben dafür eingesetzt, von meiner Gunst und Gnade überschüttet zu werden? — — Seien Sie nicht töricht, Maria!" fuhr er milder fort, als er ihr Erblassen mitleidig bemerkte. „Es ist nicht so bös gemeint. Sie wiegen sich noch in romantischen Träumen, malen sich eine Welt, die nicht ist. Nun ja, wir haben uns geliebt . . . das ist so ein Bedürfnis der Jugend, und wir waren damals, als wir uns trafen, beide jünger als heut. Parbleu! Seither sind schwere Schicksale über mich hinweggegangen. Ich glaubte die Welt aus den Angeln zu heben, und zuletzt hat die Welt, die ich wie

Atlas tragen wollte, mich erdrückt. Glauben Sie, daß ich da noch Gelegenheit hatte, mich unserer Küsse zu erinnern? Was wollen Sie? Habe ich den Kaufpreis nicht bezahlt, nicht für Polen getan, was ich konnte? Fürwahr, meine Verleumder mögen schwatzen ... in der Politik ist Worthalten meist Dummheit ... doch privatim brach ich nie ein Versprechen, vergaß nie eine Wohltat, blieb dankbar den Undankbaren . . und so auch dir, meine Holde. Übrigens, du bist noch immer schön, und wozu vergeuden wir schöne Stunden mit eitlen Klagen?" Er umarmte sie mit begehrlichen Sinnen.

— — — — — — — — — —

„Sie waren nicht in Malmaison, Madame, will ich hoffen?" General Ornano, soeben aus seinem Versteck, wo er sich während der Hundert Tage dem Dienst des Vaterlandes entzog, zum Hotel der Gräfin Walewska geeilt, beugte sich hastig und gespannt zu ihr hinüber.

„Nein," erwiderte sie kalt. „Wie sollte ich? Ich habe ihn seit seiner Landung bis heute nicht gesprochen, noch gesehen."

„Oh, mir fällt ein Stein vom Herzen. Er ist schon in Rochefort, wird an Bord einer britischen Fregatte nach den Antipoden verschifft werden. Der Feind des Menschengeschlechtes wird Europa nicht mehr stören. In Malmaison hat er noch eine sentimentale Komödie aufgeführt . . . am Grabmal und im Totengemach der verstoßenen Josephine."

„Wissen Sie, ob es Komödie war?" erwiderte sie ruhig. „Meines Wissens hat er wohl keine Frau je wirklich geliebt, als diese unbedeutende Kokette. Ich finde es ganz natürlich, daß er am Ende seiner Größe noch einmal die Stätte besuchte, wo er die Flitterwochen seiner ersten Macht mit seiner Frau verlebte. Ich glaube, er muß bitter gelitten haben, wenn er dort durch die alten Laubengänge schritt und an seine Tote dachte, die einst all' den Glanz mit ihm geteilt. Ich erinnere mich, daß der Kaiser öfters von den Glocken Malmaisons schwärmte, die seiner Unrast wohlgetan." Sie sprach würdig und schön in wohlgesetzten Worten, doch ihren Verehrer täuschte diese Würdigung nicht über die Kälte der Empfindung. Erfreut rief er:

„Nun ja, es hat sich ausgekaisert. Ich fürchtete nur, Sie würden sich dem tyrannischen Korsen nochmals an den Hals werfen — Pardon! Man hat mir zugeraunt, gerüchtweise, damals bei seinem ersten Sturz in Fontainebleau hätten Sie ihm die Einsamkeit versüßen, seine Verlassenheit trösten wollen. Ist das wahr?"

Sie schwieg und sah träumerisch in die Ferne. Dann sagte sie gelassen: „Wozu im Vergangenen wühlen! Damals . . . man schlug sich um Paris, auch Sie . . ."

„Bah, ich tat meine Pflicht als Soldat. Eine Wunde an der Schulter blieb mir als Denkzeichen. Und indes wir bluteten, feierte der große Mann wohl Schäferstunden? Nochmals Verzeihung . . . doch Sie ahnen, was ich dabei fühle."

„Sie irren," versetzte sie ernst. „Das sind Verleumdungen, wie so manches, was man über Gefallene ausheckt. Der Kaiser hatte mit dem Leben abgeschlossen, nahm Gift . . ."

„Oh, das sind Märchen!"

„Durchaus nicht, ich kann es bezeugen. Sein Körper überwand das Gift, das ist die Wahrheit. Sie fragen, ob ich in Fontainebleau war? Allerdings. Versetzen Sie sich in meine Lage! Meines Sohnes willen . . . der keinen Vater hat . . . mußte ich mich nicht an den Vater meines Sohnes klammern in seinem Schiffbruch? Denn auch ich gehe ja mit unter. Was wird aus mir? Welche Stellung behaupte ich hier in der Fremde, von meiner Heimat für immer getrennt?"

„Also nur des Sohnes willen, nicht seinetwillen?"

„Ja, ich bekenne es. Doch beruhigen Sie sich, er hat mich nicht empfangen. Seine Tür blieb verschlossen, wo er in Krämpfen rang, umsonst flehte ich auf der Schwelle um Einlaß. Oh, ich schmecke noch heut meine bitteren Tränen, meine Demütigung! Was ließ er mir sagen? Oh, es ist zum Weinen oder Totlachen! „„In dieser letzten Stunde gehören meine Gedanken nur noch der Kaiserin."" Welche er meinte, Josephine oder Marie-Louise, wußte er wohl selber nicht. Aber natürlich, die legitime Gattin, das ist die Hauptsache! Und sein echtgeborener Erbe! Wo mein Sohn bleibt, ist ihm ohne Bedeutung. Wir niederen Sterblichen müssen bescheiden sein wie Semele, die Jupiter beglückt."

„Bravo, so fassen Sie ihn richtig auf, den großen Ausbeuter! Großer Mann? Bah! Wo blieb seine Größe? — Jetzt aber, wo alles vorüber, blüht meine Hoffnung. Welche, das wissen Sie, angebetete Frau."

„Ist wirklich alles vorüber? Wohin wird man ihn bringen?" frug sie hastig.

„Ich höre, nach St. Helena. Von dort kommt keiner lebendig wieder," schmunzelte er brutal. „Wenn endgültig über sein Schicksal entschieden, darf ich dann fragen —?"



Sie schw[illegible] sich träumerisch in [illegible]ne. [illegible]
ge[illegible] Wozu im Vergangenen wühlen[illegible] man [illegible]
um Paris auch Sie . . .“

[illegible] meine Pflicht [illegible]
[illegible] als [illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible] Mädchen!“

[illegible] mann es [illegible] Körper [illegible]
[illegible] Sie [illegible]
[illegible] meine [illegible] Meiner [illegible]
[illegible] Vater [illegible] den Vater
[illegible] Schönbrunn? [illegible] auch ich geh[illegible]
[illegible] mir? Welche Stellung behaupte ich hier
[illegible] immer getrennt?“

„A[illegible] seinetwillen?“

[illegible] Sie sich [illegible]
empfangen. Seine [illegible] Krämpfen [illegible]
[illegible] der Schwelle [illegible]
[illegible] meine [illegible], meine [illegible]
D[illegible] oder Tuilerien [illegible] dieser letzten Stunde
[illegible] meine Gedanken nur noch der Kaiserin.“ Welche er meinte
[illegible] oder Marie-Louise, wußte er wohl selbst nicht. Aber natür-
lich die legitime Gattin, das ist die Hauptsache! Und sein rechtmäßiger
Erbe. Wo mein Sohn bleibt, ist ihm ohne Bedeutung. [illegible]
Schwächen müssen [illegible] sein wie [illegible] die [illegible] Beglück.“

„Bravo, [illegible] Sie ihm richtig [illegible] den großen [illegible]
Großer Mann? [illegible] Wo blieb seine [illegible] — Jetzt aber [illegible]
vorüber, blüht meine Hoffnung. Welche, das wissen Sie, angebetete
Frau.“

„Ist wirklich alles vorüber? Wohin wird man ihn [illegible]
[illegible] sie [illegible]

„Ich höre nach St. Helena. [illegible] kommt keiner [illegible]
[illegible] schmunzelte er [illegible]
[illegible] darf ich [illegible]



F. G. Waldmüller:
Frauenbildnis.
Zum Essay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Roessler.

„Das Fragen ist nie verboten," lächelte sie kühl, indem sie sich rasch erhob und ihm die Hand zum Abschied reichte. — — —
— — — — — — — — — —

„Und so, Madame . . . Sie wissen, wie lange mein Herz Ihnen huldigt. Jetzt sind Sie frei . . . machen Sie mich zum Glücklichsten der Sterblichen!" General Ornano rückte den goldgeränderten Empire-Sessel näher an das kleine Sofa heran, in dem die schöne Polin lehnte. Es war in Paris, und der imperiale Märchentraum für immer zerronnen.

„Bin ich wirklich frei?" kam es leise von ihren Lippen, ohne daß sie schon zuvor seine stürmische Bewerbung mit einem Worte ablehnte.

„Das versteht sich doch von selber. Sie sind frei, da e r . . . nie mehr frei wird. Die Mächte sind fest entschlossen, Bonaparte auf der fernen Insel bis zum Tode festzuhalten . . . und sein Tod wird wohl nicht ferne sein. Leibarzt Corvisart hat mir selbst gesagt, er leidet an Magenkrebs. Lange kann's nicht dauern."

„Oh, wie traurig!" hauchte die Walewska, und es blieb ungewiß, ob bloß konventionelle Teilnahme oder wirkliches Leid aus ihrer umdüsterten Miene sprach.

„Traurig, gewiß, doch vergessen wir nicht, wie viel Unglück er über die Völker brachte. Bonaparte hat sein Los verdient. Besonders sein letztes hochverräterisches Attentat, wo er das treue französische Volk gegen den besten der Könige aufwiegelte." Er hielt inne, errötete und hüstelte. Beide senken unwillkürlich den Blick zu Boden, denn wer wußte nicht, daß das treue französische Volk einstimmig mit Jubelgeschrei seinen einzigen legitimen Erwählten, den ‚Kaiser der Franzosen durch den Willen der Nation', auf seinen Thron zurückgeleitet hatte, als ob dieser korsische Parvenu niemals Millionen zur Schlachtbank geführt hätte!

„Es ist aber doch ein schreckliches Los," hauchte die Polin leise, „und Sie begreifen, daß ich . . . daß es mir nahe geht." Eine etwas kühle Phrase für die Mutter eines Napoleonskindes! dachte Ornano halbbewußt, empfand aber klar bewußt nur die Freude, daß seine Angebetete offenbar recht wenig Anhänglichkeit für das gestürzte Weltidol bewahrte. Eigentümlich, seltsam, wenn man bedenkt, daß Millionen heut noch bereit wären, sich für den kleinen Mann im großen Hut in Stücke hauen zu lassen, Millionen, die ihn nur einmal sahen und keinerlei Wohltat von ihm erhielten! Ein unerklärlich unheimliches, fast schauriges Gefühl beschlich den einstigen Gardegeneral, wenn er

auf seine Schöne schaute und bedachte, daß diese — es läßt sich nicht deutlich sagen, fühlen, ausdenken — nun, daß diese den Ungeheuren doch wohl intimer gekannt haben mußte, als seine Getreusten. Intimer? Wirklich? Wer will das ermessen? Stand am Ende nicht ein Duroc dem Kaiser viel näher als dies schöne Weib, das in seinen Armen geruht?

„Sie, Ihrerseits, begreifen, Gräfin," hub er wieder an, „daß es mich bitter schmerzt, eine gewisse Vergangenheit wachzurufen, wo Sie .. doch Sie standen dem —" er wollte stottern „Usurpator", doch bezwang sich mit einem Rest von Scham und murmelte: „dem Kaiser seit langen Jahren ganz fern. Ich glaube, Sie sahen ihn nur ein paar mal im Jahre, und da begreife ich nicht, wie Sie überhaupt noch sein Bild lebendig erhalten."

„Sie irren, General." Die Polin erhob sich halb mit einem Anflug von vornehmem Stolz. „Ich habe Napoleon auf Elba gesehen, später allerdings nicht mehr."

„Auf Elba! Mein Gott!" Ornano sah finster vor sich hin. „Also doch noch?!"

Sie verstand ihn und beeilte sich Argwohn und Vorwürfen ihres Zukünftigen zuvorzukommen. „Das mußte ich . . . meines Sohnes wegen. Er sollte seinen Vater kennen lernen, und dann ... ich wollte ihn der Gnade des Kaisers empfehlen, Arrangements treffen für sein Los, man konnte nicht wissen . . ."

„Also nur als Mutter!" Ornano atmete erleichtert auf. „Aber sonst . . . Eine Dame von uraltem Adel, wie Sie, geborene Legitimistin, gut royalistisch . . . nur jene betrübenden Umstände konnten Sie mit dem Parvenu in Verbindung bringen."

„Parvenu ist wohl etwas viel gesagt." Die Gräfin runzelte die Stirne. „Sie sollten nicht vergessen, General, daß Sie sein Diener und Anhänger waren."

„Anhänger wohl nicht! Ich bin eben Soldat und gehorche dem Vorgesetzten. Natürlich leugne ich nicht, daß ich ihn bewunderte . . . als Soldat, nur als Soldat."

„Verlieh er Ihnen nicht das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion? Das zeugt doch von seinem Wohlwollen."

„Nun ja, er war gerecht, und ich tat meine Pflicht. Sonst hätte er mich wohl kaum zum Chef seiner Gardereiterdivision erhoben. Doch andere hat er viel mehr ausgezeichnet. Ich habe keinen besonderen

Grund zur Dankbarkeit. Der große Tag meiner Laufbahn, wo ich mir einen Namen erwarb, fiel auch gar nicht unter sein Kommando . . . das war bei Fuentes Onoro in Spanien unterm alten Massena."

„Ach, erzählen Sie mir das!" bat ihn die schöne Polin mit liebevollem Aufblick. Jede Frau liebt ja Ruhmestaten zu hören dessen, den sie liebt. Ornanos Augen blitzten bei so untrüglichem Zeichen der Neigung. Als er seine Erzählung beendete, warf die Walewska hin: „Die Spanier haben ja ihre Unabhängigkeit zurückgewonnen . . . mit Hilfe der Engländer . . . wir Polen nicht . . . mit Hilfe der Franzosen. Freilich, Napolon hatte es gut gemeint, aber die legitimen Monarchen haben alles wieder weggewischt mit einem Federstrich. Armes Polen!"

„Ah, nun denken Sie mit Bitterkeit an unsre angestammten Souveräne, die in ihrer Weisheit schon wissen werden, was nottut. Napoleons Polengründung war auch so eine seiner Chimären. Und wie hat Polen sich dafür opfern müssen! Der tat nichts umsonst."

„Die Polen blieben ihm aber treu." Die Walewska lächelte nachdenklich. „Noch auf Elba hielten seine Polenreiter bei ihm aus . . . und jeder Pole schwärmt immer noch vom großen Kaiser."

„Die Toren! Ich hoffe doch, Gräfin, Sie kleben nicht mehr an solchen Phantasmen."

Sie gähnte leicht. „Wie sollte ich! Bin so lange von der Heimat fort und kann nicht zurückkehren. Mir ist Polen ganz fremd geworden. Ich sagte nur so . . . aber glauben Sie nur nicht etwa, daß ich mich länger für solche Dinge interessiere. Das liegt weit hinter mir."

„Bravo! So verknüpft Sie nichts mehr mit jener leidigen Vergangenheit, die wir beide vergessen wollen." Insgeheim dachte er freilich: Das Interesse der Frauen für unpersönliche Dinge wie Volk und Vaterland hält nicht lange vor, und das persönliche Interesse für große Männer . . . na, Gott sei Dank, daß es so ist, sonst würde sie mich nicht nehmen. „Und, sagen Sie doch, Madame, auf Elba hatte Sie der Tyrann wohl in seine verwegenen Pläne eingeweiht? Sie ahnten das Abenteuer der Hundert Tage?"

Sie errötete vor Zorn bei der Erinnerung. „Nichts hat er mir gesagt, nichts, nichts. Oh, das empörte mich mehr als alles andere. Die abscheuliche Schwester Pauline hat davon gewußt und die alte Bäuerin, die Madame Mutter, sogar die sogenannte Königin Hortense in Paris . . . aber i ch war nicht genug dafür. Er hat mich mit ein paar Phrasen abgespeist."

„Sehen Sie wohl," rief er triumphierend, „wie der Usurpator auch Sie gemißbraucht hat wie alle. Ein Skandal! So behandelt er die Mutter seines Kindes, eine Frau, die sich ihm hingab aus so hochherzigen Beweggründen."

„Ja, das letztere ist wahr," betonte sie eifrig. „Ich war geblendet, fasziniert, die Retterin Polens zu werden, durch meinen Einfluß meinem Volke zu nützen. Deshalb . . ."

„Nur deshalb? Und hat nicht er selbst Sie fasziniert?"

Sie zuckte ungeduldig die Schultern. „Wer weiß! Mag sein. Frauen sind schwach." Und eitel! ergänzte ihr Bewerber für sich, doch ohne sich klar zu werden, ob ihm dies Geständnis mißbehage. Für den Verliebten kommt nur eins in Betracht: ob sie ihren Ehemaligen liebte. Und das verneinte sie offen genug, denn nach einer Pause beteuerte sie ernsthaft: „Ich weiß, was Sie fragen wollen. Nein, ich glaube, ich habe Napoleon nie geliebt."

„Der Fluch großer Männer!" lachte er erfreut. „Das entschädigt uns Durchschnittsleute. Hat unsere Aussprache nicht beiden wohlgetan? Welche Bedenken hätten Sie noch gegen meine Werbung?"

„Ja, aber . . ." flüsterte sie halblaut, „trotzdem sollt' ich mich doch sozusagen als seine . . .Witwe fühlen. Wird die Welt nicht medisieren, es unanständig finden, wenn ich schon jetzt . . . es wäre mir leid, wenn der Gefangene in seiner Trübsal . . ."

Ornano lachte. „Was Sie sich einbilden, Teuerste! Der! Ein solcher Egoist hat doch überhaupt kein Recht, auf Treue zu hoffen. Welche Verpflichtung haben Sie? Keine. Und wenn schon! Wenn es ihm das Herz bräche, sollen Sie etwa Ihre schönsten Jahre vertrauern, weil er einmal geruhte, Sie zu seiner . . . Zerstreuung zu machen?"

Zu seiner Maitresse wollte er sagen. Sie runzelte die Stirn. In diesem Augenblick haßte sie den Mann, der so fern auf einer Insel im Weltmeer saß. „Sie haben recht, Ornano. Ich bin die Ihre."

— — — — — — — — — —

„Hören Sie, meine Damen, den fernen Lärm des Meeres! Das erinnert mich an — es klingt wie ferner Kanonendonner." Der Gefangene von St. Helena schritt langsam im Garten seines Longwood-Häuschens auf und nieder, wo die Damen Bertrand und Montholon seinen Spaziergang begleiteten. Deren Gatten folgten von einem Fenster aus diesem Lustwandeln mit neidischen und eifersüchtigen Blicken,

je nachdem der kleine dicke Mann in Bourgeois-Frack und rundem Hut die eine oder die andere Gesellschafterin durch herablassende Gunst auszuzeichnen schien.

„Seine Majestät sind heute sehr aufgeräumt," bemerkte Graf Montholon giftig. „Frau Generalin Bertrand scheint ihn gar nicht mehr mit Kindergeschichten zu langweilen . . . pardon, ich meinte, scheint ihn zu amüsieren. Sie ist so naiv, und der Kaiser liebt das Naive."

„Finden Sie?" versetzte Bertrand kühl. „Ist mir nicht aufgefallen. Wenn man bedenkt, mit welcher rührenden Naivität Frau Gräfin Montholon bei jeder Gelegenheit ihre holden Augen schmachten läßt... das sollte Sr. Majestät doch gefallen. Der Kaiser liebt, wenn man ihm Avancen macht."

„Herr General, ich muß sehr bitten —"

„Herr Graf, ich untersage Ihnen verletzende Bemerkungen. Vergessen Sie nicht, daß ich der Palastmarschall des kaiserlichen Hauses bin und über Disziplinarverhältnisse darin zu wachen habe. Sollte mir belieben, vorlauter Aufdringlichkeit eine Rüge zu erteilen —"

„Mein Herr! Doch wozu mich ereifern!" Montholon lachte unangenehm. „Der Kaiser hat jede Herausforderung und jeden Waffengang verboten, und er würde Ihnen hübsch den Kopf waschen, wenn er Ihre Unartigkeit erführe. Sie sind bloß eifersüchtig, Herr Palastmarschall, auf die Gnade Sr. Majestät, die er meiner Gemahlin zu erweisen geruht."

„Was! Das bilden Sie sich ein?" schnob der treue Bertrand wütend. „Der Kaiser-und-König weiß besser, was er der Rangetikette schuldet. Die Frau Generalin, meine Gattin, erfreut sich seiner besonderen Hochachtung." . . . Während dieser homerische Zank eigenartiger ehemännlicher Eifersucht tobte, welcher Amphitryo die Auszeichnung Jupiters bezüglich seiner Ehehälfte genießen sollte, schäkerten die Rivalinnen sich mit gleicher harmloser Bosheit an.

„Ach, schon wieder Kanonendonner?" seufzte die Bertrand, eine geborene Engländerin. „Majestät sollten in Gegenwart von Damen solche Erinnerungen verbannen. Doch die Gräfin denkt militärischer, glaube ich. Bei Kanonendonner denkt sie . . . nun, z. B. an Kapitulieren. Vor Ihnen, Sire, kapituliert man immer."

„Wie witzig!" parierte die graziöse Montholon. „Die Frau Generalin ist mehr fürs Viktoria-Schießen . . . bei Geburt eines neuen Baby. Home, sweet home!" Dieser Nadelstich saß, denn das Fa-

milienidyll der Bertrands fing an den kaiserlichen Paten zu langweilen. „Doch es gibt ja Damen, die selber den großen Napoleon sogar als Donnerer im Feldlager kannten . . . und von solch einer sprachen wir gerade heut."

„Was meinen Sie," fragte der Kaiser gleichgültig. „Sie meinen wohl die selige Josephine? Was plauderten Sie denn über diese? Ach ja, Italien . . . Feldzug von Mantua . . . Meine Jugend . . . Da war sie ja mit dabei. Man kehrt immer zurück zu seiner ersten Liebe. Meine arme Josephine hat man mir auch sterben lassen . . . Fern von mir . . . seit lange getrennt. Sie hatte Fehler und Schwächen, ohne Zweifel, doch sie war die Liebenswürdigste der Frauen." Die beiden Hofdamen rümpften die Nase. Der Engländerin Bertrand fiel der lockere Lebenswandel der weiland Kaiserin auf die Nerven, die Französin mokierte sich über Unwissenheit und Beschränktheit der eleganten Kreolin, und beide begriffen natürlich nicht, was der Imperator an dieser verblühten Kokette gefunden habe. „Und sehen Sie, meine Damen, die Kaiserin Josephine hatte Herz, parbleu, voll Anhänglichkeit an meine Person, voll Treue. Sie wollte mit vier Pferden lang durch Frankreich nach Elba fahren, und ihre letzten Worte sind gewesen . . . Doch, das wissen Sie ja." Er versank in düsteres Nachdenken, die weiblichen Höflinge schwiegen. Die letzten Worte der geschiedenen Gattin ‚Marie-Louise . . . Elba . . . Napoleon' sagten so viel, umfaßten eine so lange Geschichte weiblichen Herzeleids, weiblicher Eifersucht. „Ja ja, Corvisart hat's gesagt," hob Napoleon wieder an, „sie starb an Kummer . . . um meinen und Frankreichs Fall."

Die Montholon verzog den Mund, die Bertrand zuckte die Achsel. Natürlich eine Fable convenue! Der Leibarzt wußte als Höfling, was man gern von ihm hörte. „Ach, wirklich, Sire?" fragte die Montholon mit harmloser Miene. „Ich dachte, die hohe Frau wäre an Krebs gestorben . . . oder an Rippenfellentzündung, war's nicht so?"

„Wer glaubt denn an die Fabel vom gebrochenen Herzen!" fiel die nüchterne Britin verächtlich ein. „Das ist wie die Gespenster: jeder hat davon gehört, und niemand hat's gesehen. Es geht alles mit natürlichen Dingen zu. Übrigens . . . Madame Josephine befand sich ja in so angenehmer Gesellschaft, der Zar aller Russen machte ihr den Hof, als wäre sie zwanzig Jahre jünger gewesen."

„Schweigen Sie!" unterbrach sie Napoleon mit harter Stimme. „Diese weibliche Medisance ist ein Hauptgebrechen Ihres Geschlechts.

Rauben Sie mir nicht meine Illusionen. Doch die Weiber möchten uns nur eine Illusion lassen: die über ihre eigene werte Person!" Er ging mit heftigen Schritten voraus, die Damen als Zeichen seiner Ungnade hinter sich lassend. Dann wandte er sich plötzlich um: „Was wollten Sie vorhin erzählen? Welche Frau, die mir nahe stand, meinten Sie denn, wenn sie's nicht war? Ich hoffe doch, Sie haben keine ungünstigen Nachrichten über Ihre Majestät die Kaiserin-Königin Marie-Louise? Doch sie war ja nie bei mir im Feldlager. Ach, das war eine Musterfrau . . . zu häuslich dafür, zu gut bürgerlich, eine echte Deutsche. Ach, jede Stunde brennt die Wunde neu. Daß Sie auch wieder daran rühren mußten! Von Weib und Kind getrennt, wie soll ein armer Gefangener sich vor Verzweiflung bewahren!"

Die Damen warfen sich vielsagende Blicke zu. Ist dies Komödie oder kindliche Selbsttäuschung bei einem solchen Manne? Diese elende Tochter der Cäsaren, für die jede anständige Frau tiefe Verachtung empfinden muß, ein albernes, ordinäres, plumpes Geschöpf mit all' ihren hundert Ahnen, eine Person ohne jedes Ehrgefühl, die sich einen einäugigen Kammerherrn als erotischen Nachfolger Napoleons erkiest! Und da sollte man ruhig mit anhören, wie ihr unglücklicher Gatte immer mit Zärtlichkeit und Achtung von dieser Verräterin, dieser vulgären Dirne schwatzt, als sei sie ihm unzertrennlich ans Herz gewachsen! Die Männer sind doch alle Gimpel und Narren, selbst die Napoleone und die Kaiser. Die Montholon fühlte etwas wie Haß, die Bertrand etwas wie Verachtung gegen diesen Menschen, der von zwei so edlen Zierden des schönen Geschlechts für solche Unzierden wie Josephine und Marie-Louise womöglich noch Devotion verlangte.

„Sire, wir würden sicher nicht wagen, so hohe Frauen obenhin zu erwähnen," bemerkte die Bertrand trocken. „Es handelt sich nur um eine gewöhnliche Sterbliche, die Ew. Majestät sehr wohl bekannt war."

„Nachricht durch die Post: Sie hat geheiratet," fiel die Montholon ein, „raten Sie: wer und wen!"

„Meine Liebe, ich war nie groß im Raten. Das Heiraten steht jedenfalls Weibern besser an." Napoleon lehnte am Gartenzaun und blickte hinaus, wo ein Anblick ihn zu fesseln schien. Ein Ton von Trommeln und Flöten klang herüber, in der Nähe exerzierte eine englische Kompagnie.

„Auch wenn frühere nahe . . . Freundinnen eine unwürdige Wahl treffen?"

„Wie das? Unter ihrem Stande? Das kommt auf den Stand an." Der Kaiser warf es zerstreut hin, indem er über den Zaun an eine Adresse draußen murmelte: „Welche Dummheit!"

„Nicht so!" rief die Bertrand eifrig. „Unwürdig nennen wir es, wenn eine Angehörige des kaiserlichen Hauses einen Bourbonisten heiratet . . . einen Abtrünnigen, der in den Hundert Tagen zu den Bourbonen hielt, obschon einst General der Kaisergarde."

„Also ein Mann von Distinktion," brummte Napoleon gleichmütig. „Ja, wenn man alle, die nicht mehr mittun wollten, ächten wollte, da käme man weit. Garde — hm, wird wohl Ornano sein."

„Getroffen, Sire!" klatschten die Damen in die Hände, doch er hörte nicht hin, sondern betrachtete nach außen und stieß einen Laut des Mißfallens aus. „Und den heiratet keine Geringere als . . . Maria Walewska."

„Maria? Walewska?" wiederholte der Kaiser mechanisch. Dann stieß er zwischen den Zähnen hervor, indem er zornig, Hände auf dem Rücken, am Gartenzaun hin- und herschritt: „Diese englische Infanterie ist zum Lachen. So etwas Altmodisches, Veraltetes von Taktik! Evolutionen wie zur Großvaterszeit! und das hat uns bei Waterloo widerstanden! Man sollt' es nicht für möglich halten. Schicksal, nur Schicksal, und dagegen ließ sich nichts machen."

Die beiden Damen sahen sich unwillkürlich an, mit gemeinsamem, ärgerlichem Erstaunen. „Haben Ew. Majestät verstanden? Die ... berühmte Gräfin Walewska heißt heute Frau Generalin Ornano."

„Hm, soso!" Napoleon nahm eine Prise und ließ nicht den Blick von den Exerzierenden draußen. „Sehr interessant. Freut mich sehr. Warum hat man mir keine Anzeige geschickt? Oder ist mein Palast-Marschall offiziell verständigt worden?"

„Nein." Die Bertrand warf unwillig ihr Köpfchen zurück. „Das hielt man wohl nicht für anständig. Ich finde die Unterlassung sehr begreiflich."

„Nur ich erhielt privatim die Kunde mit der letzten Mail." Die Montholon richtete einen forschenden Blick auf die unbewegliche Marmorbüste des feisten Cäsarengesichtes. „Da die edle Polin doch ein Kind in die Ehe bringt, so dachte ich, es interessiere Ew. Majestät . . . des Kindes wegen."

„Oh ja, ein natürlicher Sohn! Für dessen pekuniäre Zukunft ist entsprechend gesorgt," murmelte Napoleon, den Blick stets nach außen

gerichtet. „Sehr vernünftig von der Mutter, sie konnte nichts Besseres tun." Den Damen kam es vor, als ob ihnen fröstele. Sie hatten mit solcher Entrüstung die Kunde vernommen und diskutiert. Auch die! Marie-Louise in anderer Auflage! Mit den Marien hatte der Imperator offenbar kein Glück, weibliche Marmonts, die ihn im Unglück verrieten. Man sollte doch erwarten, der große Mann würde tief verwundet ausrufen wie einst bei Lannes' Tod: „So endet also alles!" So endet die romantische Liebe! Und nun diese ungeheure Gleichgültigkeit? —

„Schwachheit, dein Name ist Weib," hatte die Bertrand zitieren wollen, aber nun schwieg sie, und ein seltsamer Schauer überlief sie, als Napoleon nachdenklich fortfuhr: „Trotzdem hat diese englische Infanterie unbezahlbare Qualitäten . . . sie liegen wohl im britischen Nationalcharakter. In gewissen Lagen ist sie die beste der Welt, glücklicherweise gibt's ja nur so wenig davon. Nur ihre numerische Schwäche schützt uns vor englischen Eroberungskriegen. Man sagt, die Briten seien ein Krämervolk. Welcher Unsinn! So pflanzen sich Legenden fort. Niemand scheint die englische Geschichte und den Nationalgeist zu kennen, ich weiß es besser, obschon ich nie in England war. Diese Bulldoggenrasse ist kriegerisch, eroberungssüchtig, nur ihre kalte Vernunft bringt sie zum Handeltreiben, darin suchen sie eine praktischere Art von Eroberung. Welch ein Unterschied von rückständig-romantischen Völkern wie z. B. den Polen! Die Franzosen und Deutschen haben noch viel von diesem Inselvolk zu lernen. Oh, ich höre noch künftigen Kampflärm . . . nicht wahr, meine Damen?" Napoleon wandte sich um und lauschte wie geistesabwesend, „klingt diese unruhige Brandung nicht wirklich herüber wie ferne Kanonade? Nun, ich werde das alles nicht mehr erleben, doch Europa wird einst lernen, warum ich im wohlverstandenen Interesse des Kontinents mich bis aufs Messer mit England schlug. Ich habe falliert, die große Handelsfirma des Britenreiches spielt auf Hausse, aber wenn mal ihre Aktien fallen, dann wird man meiner gedenken." — —

Ricarda Huch: Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento.

II.

Federico Confalonieri.

Fortsetzung.

Federico war damals 30 Jahre alt: das Bedürfnis zu handeln, zu wirken, sein Leben mächtig, weithin sichtbar zu steigern war auf seinem Höhepunkte und fügte einen durch seinen natürlichen Zustand bedingten Grund der Unzufriedenheit mit dem neuen Regimente zu dem im Bewußtsein liegenden. Den angenehmsten Ersatz der Tätigkeit verschaffte ihm das Reisen, wo es doch Bewegung, Geschehen, Erleben gab, und er zugleich den unwillig ertragenen Verhältnissen der Heimat entrückt war. Ähnlich wie ein unbestimmtes hohes Streben über dem, was er Naheliegendes unternahm, hinging, so waren seine Reisen in Italien, nach Frankreich und England für ihn gewissermaßen etwas Vorläufiges; denn er träumte von einer wundervollen Reise nach dem äußersten Indien. Indessen brachte ihm ein Aufenthalt in Neapel, wohin er Teresa mitgenommen hatte, ein Erlebnis, das seine gespannte Seele für eine Weile beschäftigte. Das Ehepaar trat dort in freundschaftlichen Umgang mit dem österreichischen Gesandten Jablonowsky und seiner Frau Carolina Woyna, einer Polin, die sich ihrerseits in ihrer Ehe nicht befriedigt fühlte und die zärtlichen Gefühle, die sie bald in Federico erregte, zu erwidern begann. Der Verkehr zwischen den beiden erinnert an die sentimentalen deutschen Liebesverhältnisse des 18. Jahrhunderts: sie schrieben einander lange Briefe, in denen sie sich ihrer Zuneigung, er schwärmerischer, sie zurückhaltender, und des edlen Charakters derselben versicherten, sie mahnte ihn an die Vorzüge seiner Frau, er sie an die ihres Mannes. Seine Eigenart zeigte Federico darin, wie er ihr in Gesprächen und

Briefen andeutete, daß er ihr umfassende Erklärungen über sich, seinen Charakter und sein Schicksal machen wolle, dadurch veranlaßte, daß sie ihm Einblick in ihr Inneres gewährte, ihr aber das versprochene Vertrauen schuldig blieb, so daß sie ihm eindringliche Vorstellungen deswegen machte. Gewiß war es nicht seine Absicht, sie, die er liebte, auszuholen; es kam ihm wohl der Antrieb, sich einmal ganz mitzuteilen, und schließlich konnte er den Widerstand, der in seinem Inneren dagegen war, doch nicht überwinden. Freilich muß man zweifeln, ob er die letzten Beweggründe seines Handelns, den tiefsten Grund seines Wesens überhaupt in Worte hätte fassen können. Was er wollte und was ihn quälte, das Ziel, das in der Ferne schwebend ihm keine Ruhe ließ, war nicht mit Namen zu bezeichnen, war das Unerreichbare an sich, wovon ihm vielleicht nur so viel zum Bewußtsein kam, daß er zögerte sich darüber klar zu werden und vollends auszusprechen.

Indessen als Mann, der auch in einem von der Wirklichkeit umgrenzten Kreise lebte, verband Confalonieri einen praktischen Zweck mit seinen Reisen; war er in Italien, so suchte er die Liberalen untereinander in Verbindung zu setzen und die politischen Zustände und Möglichkeiten kennen zu lernen, im Auslande machte er Beobachtungen über den Kulturzustand und das Staatswesen der anderen Nationen, um sie irgendwie auf die heimischen Verhältnisse anzuwenden. Insbesondere erwärmte er sich für England. Wenn er den kriechenden Gang der Tage im restaurierten Italien mit der Regsamkeit verglich, die dort herrschte, so kam ihm sein Vaterland wie ein stehendes Wasser vor, morastig träge, in dem der Geist erstickt und untergeht. Dort hatte er intellektuelle Produktion, Handel und Gewerbe in Blüte gefunden, weltliche Schulen, gute Zeitschriften, philanthropische Einrichtungen und Erfindungen kennen gelernt, die das städtische wie das häusliche Leben bereicherten und verschönerten. Der Gedanke kam ihm, daß man die Errungenschaften einer modernen Kultur, von denen Italien nichts wußte, in Mailand einführen und auf diese Weise neuem Leben überhaupt und universalen Ideen den Boden bereiten könnte. Dabei stand er nicht allein: von den Freunden, die seine Absichten teilten, war der tätigste Graf Luigi Porro Lambertenghi, in dessen Hause sich versammelte, was es an modernem Geist in Mailand gab. Die Einführung eines Dampfbootverkehrs auf dem Po wurde geplant und ins Werk gesetzt, öffentliche Gasbeleuchtung, die Einrichtung von Volksschulen, auf dem System des gegenseitigen Unterrichts beruhend, die Herausgabe einer Zeitschrift, die Gründung einer Sparkasse

und eines Nationaltheaters ins Auge gefaßt und zum Teil verwirklicht, und schließlich träumte Confalonieri von einem großartigen Basar, der einen großen öffentlichen Garten als Spiel- und Erholungsplatz für Mütter und Kinder umfassen und gedeckte Verkaufsläden, Fremdenzimmer, Lesezimmer, Restaurationen, Cafés, Bäder, kurz alle erdenklichen Einrichtungen enthalten sollte, die ihn zu einem Mittelpunkte des Verkehrs machen könnten.

Confalonieris Gebiet waren besonders die Schulen, wofür er die vornehme und gebildete Welt Mailands zu interessieren wußte. In den wichtigsten Städten der Lombardei wurden ebensolche gegründet, die von Mantova stand unter der Leitung des Grafen Arrivabene. Es begann für die an diesen Unternehmungen beteiligten jungen Männer eine froh erregte Zeit; das Bewußtsein, sich im Gegensatze zum herrschenden System zu befinden, etwas zu wagen, während man doch auf dem Boden des Rechtes blieb, ja etwas Gutes, dem Vaterlande und Volke Dienliches anstrebte, war zunächst nur eine Anregung und ein Sporn sich enger aneinanderzuschließen.

Die Schulen von Pestalozzi und Fellenberg in der Schweiz wurden besucht, das englische und französische Schulwesen wurde studiert, man suchte geeignete Lehrer und bekümmerte sich um Papier, Bleistifte und Federn, die verwendet werden sollten. Der rasche Erfolg, die wachsende Zahl und die dankbare Anhänglichkeit der Schüler vermehrte die Lust der Stifter an ihrem menschenfreundlichen Werke. In der Eröffnungsrede hob Confalonieri hervor, daß auch die Mädchen eine bessere Bildung erhalten müßten, da gerade sie, auf die Enge und Eintönigkeit des Hauses angewiesen, in den Stand gesetzt werden sollten, dieselbe durch einen einigermaßen entwickelten Geist heller und schöner zu machen.

Für die Zeitschrift, den berühmten Conciliatore, der in der Literatur die romantische Richtung gegen den alten Klassizismus vertrat, stellte er unter anderen die Regel auf, er solle möglichst frische und genaue Nachrichten bringen über alles, was in allen Teilen Italiens vorgehe, damit die, welche dasselbe Land bewohnten und dieselbe Sprache sprächen, bekannter miteinander würden; für den guten Italiener sei von gleicher Wichtigkeit, was in Turin, Mailand, Brescia, Florenz, Bologna, Pesaro, Neapel und Reggio geschehe. Doch sollten die Leser auch von dem Guten und Vorbildlichen anderer Länder unterhalten werden; denn es galt, die Italiener nicht nur italienisch, sondern europäisch zu machen. Beiträge zu dem Blatte lieferte Confalonieri nur wenige und unbedeu-

tende; denn er hatte weder Neigung noch Begabung sich schriftlich mitzuteilen.

Der persönliche Verkehr zwischen den hohen österreichischen Beamten und der mailändischen Gesellschaft gestaltete sich leidlich, dank der versöhnenden Kultur, den gewinnenden Umgangsformen der Italiener und der Gutartigkeit und Vernunft der meisten Österreicher. Mit dem Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen in der Lombardei, dem Feldmarschall Bubna, einem Manne von vornehmer Gesinnung, war Confalonieri persönlich befreundet. Indessen nach dem österreichischen Systeme konnten die Neuerungen, die ganze freudige Beweglichkeit, auch wenn sie den oppositionellen Charakter nicht gehabt hätte, nicht geduldet werden. Zwar erteilte die Regierung vorderhand die Erlaubnis zur Dampfschiffahrt, zu den Schulen und zur Zeitschrift, sich immerhin die Überwachung vorbehaltend; aber es ist anzunehmen, daß der Kaiser nur eine Gelegenheit abwartete, dem anmaßenden Betriebe ein Ende zu machen, ja vielleicht deswegen ihn eine Weile spielen ließ, damit sich die gefährlichen Geister dabei offenbarten.

Die ersten Schritte tat die Regierung gegen den Conciliatore, der, nachdem die Zensur zunehmend schärfer geworden war, im Oktober des Jahres 1819 ganz unterdrückt wurde. Die Freunde begannen für ihre Schule zu fürchten, und in der Tat wurde eine nach der anderen aufgehoben, einzig die von Mailand fristete ihr Dasein noch. Das Aufhören dieser Zeit, die Arrivabene die glücklichste seines Lebens nannte, ließ in den jungen Leuten eine Leere und ein verhängnisvolles Übermaß angespannter Kräfte zurück. „Da eine wohltätige Wirksamkeit hatte aufhören müssen," schrieb derselbe Arrivabene viele Jahre später, „nahmen die politischen Ideen wieder die Herrschaft über meine Seele ein." In Confalonieri vollends empörte sich wieder der Stolz des Aristokraten und des Italieners und regte sich leidenschaftlicher der Drang ins Große.

Den bestimmten Wunsch, Mailand von der österreichischen Herrschaft befreit zu sehen, hatte Confalonieri, einen Plan konnte man es kaum noch nennen. Das Ergebnis seiner italienischen Reise war im ganzen recht niederschlagend gewesen, wie denn wirklich die Grundlage der patriotischen Bestrebungen sehr schmal und schwankend und auf Teilnahme der andern italienischen Staaten nicht zu rechnen war. Auch in Mailand muß man sich die Zahl derer, auf die die Patrioten sich verlassen konnten, recht gering denken: der größere Teil der Aristokratie war Österreich zugetan, viele schimpften und witzelten zwar gern über

die Regierung, betrachteten sie aber doch als das Tatsächliche, das man sich gefallen lassen muß. Das Volk kam nicht in Betracht, es liebte den einheimischen Adel nicht und hatte wohl kaum Ursache dazu. Selbst die Brauchbarkeit derer, die es ernst meinten, war durch die Gewöhnung an ein weichliches, genußreiches Leben erheblich eingeschränkt. Confalonieri, der zu gerecht und vornehm war, um sich wegwerfend über einzelne zu äußern, dachte doch von der Kraft und Seelengröße seiner Landsleute im allgemeinen nicht hoch. „Du weißt," schrieb er an Gino Capponi, „daß die Menschen bald beschäftigt, bald träge, bald verliebt sind. Dann ist es leichter im Menschen Begeisterung als eine andauernde und ruhige Willenskraft zu finden, und man kann wenig oder gar nicht auf die Mitwirkung oder Beihilfe unserer viel redenden, wenig leistenden und sich nie anstrengenden Landsleute zählen." Die in Italien herrschende Oberflächlichkeit machte, daß er, wie viele bedeutende Männer aus der Zeit des Risorgimento, sich zu England und auch zu Deutschland hingezogen fühlte, Deutschland, „jenem Lande rechtlicher Geister, gütiger Herzen und tiefer Studien." Er selbst war nicht so allgemein beliebt, daß er einen entscheidenden Einfluß hätte ausüben können; im Gegenteil, sein Stolz, seine Überlegenheit, der er sich bewußt war, stieß seine Standesgenossen zurück, wenn sie es auch zunächst nicht merken ließen, und die niederen Klassen sahen in ihm hauptsächlich den reichen, übermütigen, vom Glücke getragenen Aristokraten. Er nahm durch seine Eigenart eine Ausnahmestellung ein, die man ihm nur so lange verzieh, bis ein Fehltritt, den er tat, oder ein Unglück, das ihn traf, ihn leicht verwundbar machte.

Vernünftigerweise mußte also Confalonieri die vorhandenen Mittel für viel zu gering halten, als daß man auf sie gestützt etwas Gewaltsames gegen Österreich hätte wagen können. Das einzig Greifbare, woran man sich etwa halten konnte, war dies: man wußte, daß der junge Erbe des piemontesischen Thrones, Karl Albert von Carignan, sich gern mit liberalen und italienisch gesinnten Männern umgab, und es lag nahe die Hoffnung auf ihn zu richten, wenn es sich darum handelte, dem Vaterlande einen König aus einheimischer Dynastie zu geben. Strebte Karl Albert wirklich nach der italienischen Krone, so bekam, was sonst ein Hirngespinst gewesen wäre, eine Art von Wirklichkeit und Rechtmäßigkeit, und was den Mailändern, man muß es sagen, das liebste, in ihrer Lage aber auch notwendig war, das eigentliche Handeln und Wagen wurde den Piemontesen überlassen.

Der Ausbruch der Revolution in Neapel, wo es den Liberalen

gelang, dem Könige eine Verfassung aufzuzwingen, machte die Patrioten kühner, den Kaiser von Österreich doppelt mißtrauisch; er erließ Dekrete gegen die Carbonari, worauf die Einsetzung einer Kommission in Venedig zur Aburteilung der Schuldigen und eine Reihe von Verhaftungen folgte: im Oktober 1820 wurden Piero Maroncelli und bald darauf Silvio Pellico, einer der eifrigsten Mitarbeiter am Conciliatore, gefangen genommen und in Anklage versetzt. „Meine beiden Hände habe ich vor Wut gebissen," schrieb Confalonieri im Januar 1821 an Gino Capponi, als die von ihm gegründete Schule des gegenseitigen Unterrichts in Mailand geschlossen wurde.

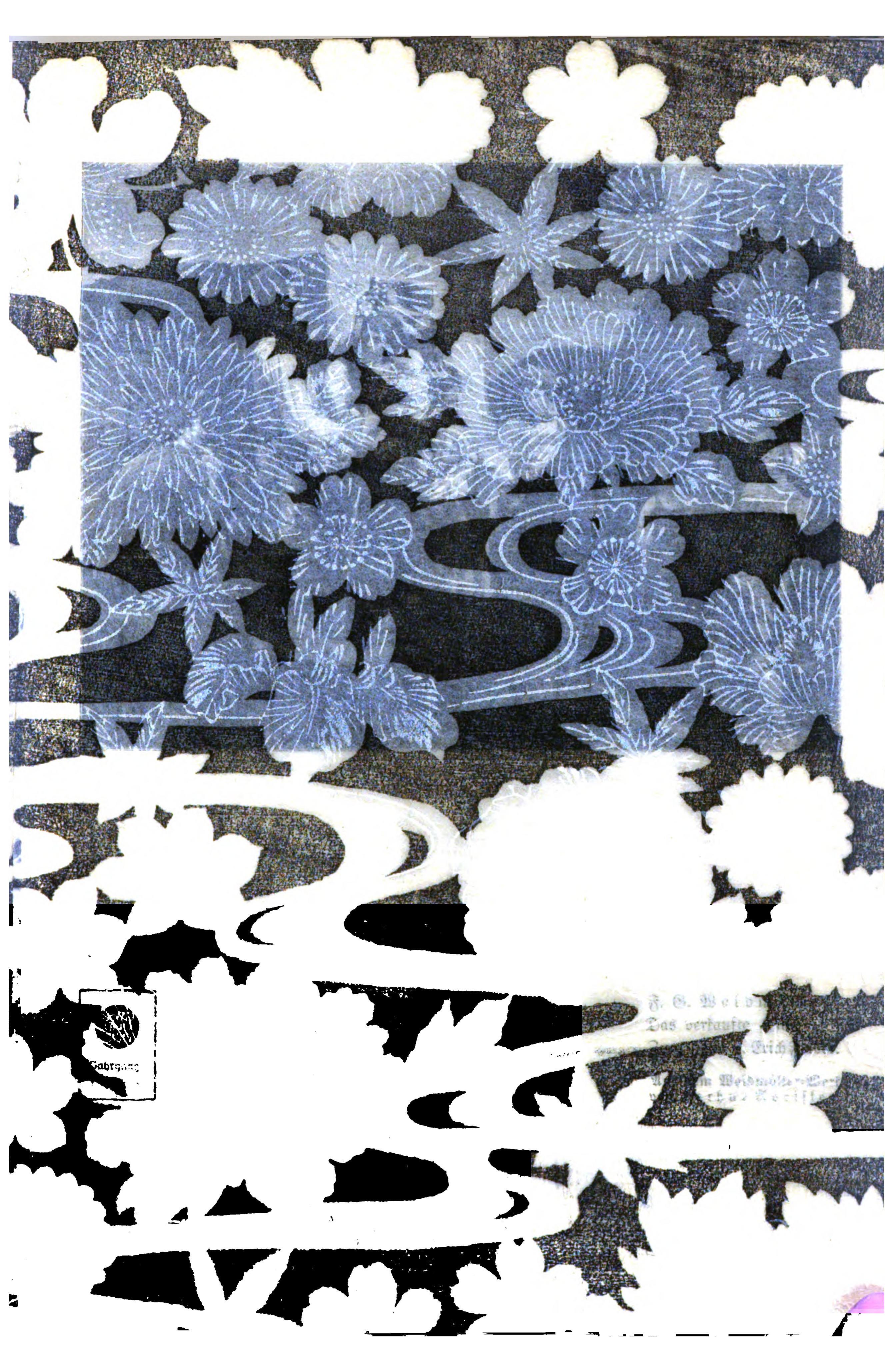
Gerade in dieser Zeit bereitete die liberale Partei in Piemont eine Revolution vor, die auf eine Verfassung und Unabhängigkeit von Österreich zielte, wodurch den Lombarden sich eine Gelegenheit zu bieten schien, die verhaßte Fremdherrschaft loszuwerden. Von den Lombarden, die, meist unter Confalonieris Leitung, sich mit revolutionären Ideen abgegeben hatten, waren viele sehr jung, unerfahren und unbedacht und zogen mehr ihre Hoffnungen als die Tatsachen zu Rate. Confalonieri war vorsichtig; immerhin hatte er von dem unberechenbaren Charakter Karl Alberts und von dem Stande der Parteien in Piemont keine richtige Vorstellung, und bei der polizeilichen Überwachung war es schwer, sich eine zu bilden. Was bisher in undeutlicher Ferne gelegen und Kräfte und Hoffnungen angespornt hatte, rückte plötzlich verhängnisvoll, ebenso drohend wie verheißend nahe. Lud man eine Verantwortung auf sich, wenn man unter so wenig günstigen Umständen eine Revolution guthieß, so konnte es andererseits geboten erscheinen, den guten Willen des Prinzen, den die Geschichte zum Könige von Italien bestimmte, zu benützen. Weder Piemontesen noch Lombarden konnten sich denken, daß ohne den Grafen Confalonieri etwas unternommen werden könne. Die Zeit drängte: Zusammenkünfte fanden statt und allerlei Vereinbarungen wurden getroffen, um den Piemontesen, wenn sie die Grenze überschritten, hilfreiche Hand zu bieten. Confalonieri fürchtete das Ereignis mehr fast, als er es wünschte, und riet einem der piemontesischen Anführer, die Erhebung auf spätere Zeit zu verschieben, jedenfalls aber nur dann die Waffen zu ergreifen, wenn Karl Albert sich selbst an die Spitze des Heeres stelle; allein für den Fall, daß sie dennoch stattfände, glaubte er dafür sorgen zu müssen, daß die Patrioten in der Lombardei zum Handeln gefaßt und geeinigt wären. Es war die Zeit, wo Manzoni das erst viel später veröffentlichte hinreißende Lied dichtete, in dem er für immer un-

glücklich denjenigen nannte, der am Tage der Befreiung dem heiligen Banner nicht gefolgt wäre und einst sagen müsse: ich war nicht dabei!

Die übermäßige Aufregung und Belastung der Seele mag zum Ausbruch der Herzkrankheit beigetragen haben, die Confalonieri um diese Zeit befiel. Der nervöse Charakter, den die Krankheit augenscheinlich hatte, könnte auf die Vermutung bringen, er habe sich selbst unbewußterweise vor der Notwendigkeit, eine Entscheidung zu treffen, schützen wollen. Es fanden noch Besprechungen der Freunde an seinem Krankenbette statt, obwohl er dem Tode nahe war. Die erzwungene Ohnmacht Confalonieris wurde als ein schwerer Schaden für die Sache, die er vertrat, betrachtet; doch hätte er den raschen Abfall Karl Alberts und den kläglichen Zusammenbruch der Revolution in Piemont sicherlich nicht verhindern können. Es zeigte sich, daß die vorhandenen Kräfte bei weitem nicht reichten, um den Kampf gegen Österreich aufzunehmen: nunmehr waren die patriotischen Hoffnungen auch in der Lombardei und Venetien auf lange Zeit hinaus niedergeschlagen.

Während seiner Krankheit hatte Teresa ihren Mann unermüdlich gepflegt und zugleich, wenn es nötig war, den Gefährten gegenüber vertreten. Die freundschaftlich-verliebten Beziehungen zwischen Federico und Carolina Woyna hatten zwar noch eine Weile fortbestanden, aber die Zeit hatte ihren leidenschaftlichen Charakter vermindert und den Grafen seine mannigfache Tätigkeit abgelenkt. Es war Teresa bekannt geworden, wie wenig das Herz ihres Mannes ihr gehörte; sie litt darunter, ließ es aber ihn nicht entgelten. Einen ganz klaren Einblick in das Verhältnis der beiden Gatten gewähren die wenigen Briefe, die vorliegen, nicht; fast hat es den Anschein, als hätten sie freundschaftliche an Stelle der ehelichen Beziehungen gesetzt, sei es infolge der Gleichgültigkeit Federicos oder aus anderen Gründen. Aus ihren Briefen an ihn spricht tiefes, ergebungsvolles Leiden und unerschütterliche Liebe, die sie mit der Zurückhaltung einer nichtgeliebten Frau äußert, andererseits so ernstlich betont, daß man schließen muß, er habe nicht daran glauben wollen. Vielleicht redete er sich ein, Grund zu Vorwürfen und Zweifeln zu haben, um vor sich selbst entschuldigen zu können, daß er sie vernachlässigte.

Schwere, sorgenvolle Zeiten machen oft die Menschen wieder teuer, deren man in der Alltäglichkeit nicht mehr achtete; so mag die Gefahr der bevorstehenden Revolution, dann die schwere Krankheit Federicos, während der Teresa ihn mit Hingebung pflegte, sie einander näher gebracht haben. Ahnten sie auch nicht, daß die Sommermonate, die sie


Jahrgang
F. G. Weid
Das verkaufte

glücklich [illegible]nigen nannte, [illegible] Tage der Befreiung dem heiligen Banne [illegible]icht gefolgt w[illegible] und einst sagen müsse: ich war nicht [illegible]

Die übermäßig[illegible] Au[illegible]ung und Belastung der Seele mag [illegible] Ausbruch der Herzkra[illegible]heit [illegible]tragen haben, die [illegible] um diese Zeit befiel. Der nervö[illegible]akter, den die [illegible] augenscheinlich hatte, könnte auf die Vermutung bringen, [illegible] sich selbst unbewußterweise vor der Notwendigkeit, eine Ent[illegible]dung zu treffen, schützen wollen. Es fanden noch Besprechungen de[illegible]eunde an seinem Krankenbette statt, obwohl er dem Tode na[illegible] Die erzwungene Ohnmacht Confalonieris wurde als ein schwere[illegible]den für die Sache, die er vertrat, betrachtet; doch hätte er den raschen [illegible] Karl Alberts und den kläglichen Zusammenbruch der Revol[illegible]n Piem[illegible] sicherlich nicht verhindern können. Es zeig[illegible] sich, daß die vorhandenen Kräfte bei weitem nicht reichten, [illegible]en [illegible]egen Österreich au[illegible]nehmen; [illegible] waren die p[illegible]schen [illegible]ungen auch in der [illegible] und Ver[illegible] auf lange Zeit hinaus niedergeschlagen.

Während [illegible] [illegible]ahre [illegible]ann unermüdlich gepflegt und z[illegible] den Ge[illegible] gegen[illegible] vertreten. [illegible] Beziehun[illegible]n zwischen [illegible] und Carolina Woyna hatten zwar noch eine Weile fortbestan[illegible] Zei[illegible] leidenschaftlichen Charakter vermindert [illegible] Grafen seine [illegible] Tätigkeit abgelenkt. Es war Teresa bekannt geworden [illegible] ihres Mannes ihr gehö[illegible] ließ es aber [illegible] klar[illegible] in das Verhältnis der beiden Ga[illegible] die wenigen Briefe, die vorliegen, nicht; fast hat es den An[illegible]in, als hätten sie [illegible]he an Stelle der ehelichen Beziehungen gese[illegible] sei es in[illegible] Gleichgültigkeit Federicos oder aus anderen Grün[illegible] Aus [illegible]fen an ihn spricht tiefes, ergebungsvolles Leid [illegible]nd unerschütterlich[illegible], die sie mit der Zurückhaltung einer nicht[illegible] äußert, andererseits so ernstlich betont, daß man schließen [illegible] nicht daran glau[illegible] wollen. Vielleicht redete er sich ein, Grund zu Vorwürfen und Zweifel[illegible] um vor sich selbst entschuldigen zu können, daß er sie vernachlässigte.

[illegible] oft die Menschen wieder teuer, deren [illegible]ltäglichkeit [illegible] mehr achtete; so mag die Gefahr [illegible]bevorstehenden Revolution, [illegible] die schwere Krankheit Federicos, [illegible] Teresa ihn mit Hingebung pflegte, sie einander näher gebracht haben [illegible]ten sie [illegible] nicht, daß die Sommermonate, die [illegible]



F. G. Waldmüller:
Das verkaufte Kalb.
Zum Essay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Roessler.

zu seiner völligen Genesung am Lago Maggiore verbrachten, auf immer die letzten ihres Zusammenlebens sein sollten, so stellt man sich doch gern vor, daß eine neu belebte Herzlichkeit diese Frist verschönt habe.

Nachdem in kürzester Zeit mit österreichischer Hilfe der piemontesische Aufstand gänzlich niedergeworfen war, wurde in Turin eine Kommission eingesetzt, um die Schuldigen zu bestrafen, und bald wurden Todesurteile gefällt, von denen die meisten nicht ausgeführt werden konnten, weil die Betroffenen sich ins Ausland geflüchtet hatten. Auch Kaiser Franz schuf in Mailand ein Gericht mit besonderen Befugnissen, um zu untersuchen, inwieweit seine Untertanen bei der Revolution beteiligt gewesen waren. Schon in den ersten Tagen des April 1821 entfloh Graf Porro Lambertenghi, bald darauf Guido Pecchio, die stark kompromittiert waren. Dem jungen Marchese Pallavicino, der Briefe und Botschaften von ihm nach Turin gebracht hatte, riet Confalonieri die Lombardei zu verlassen; daß er selbst nicht daran dachte, die Flucht zu ergreifen, war schon seinen Zeitgenossen ein Rätsel, das sie bald durch seinen Stolz und Übermut, bald durch seine Hochherzigkeit erklärten, schließlich sogar durch seine Besorgnis, man könne ihn für eine Kreatur Österreichs ansehen.

Zunächst gab ihm das Bewußtsein Sicherheit, daß Dokumente gegen ihn nicht vorlagen. Die Haussuchungen, die die Polizei im Mai und Juli, während er auf dem Lande war, bei ihm vornahm, lieferten kein Ergebnis und beruhigten ihn mehr, als sie ihn warnten. „Es wird Dir nicht unbekannt sein," schrieb er am 20. Juni an Gino Capponi, „wie die heißhungrige Polizei mich umlauert; aber ich verachte dies elende Tribunal; solange man nicht Aussichten und abstrakte Theorien unter die Verbrechen zählt, vermögen seine Bemühungen nichts gegen mich!" Confalonieris Briefe waren alle zugleich mit für die Polizei berechnet, von der anzunehmen war, daß sie sie erbrach; doch deutet alles darauf, daß er sich wirklich für rechtlich unantastbar hielt. Am 4. August gaben die Ärzte, die ihn behandelten, ein Gutachten ab, daß er seiner immer noch angegriffenen Gesundheit wegen die Bäder in Baden bei Zürich benützen müsse, womit ein einleuchtender Vorwand die Heimat zu verlassen gegeben war; jedoch er bediente sich desselben nicht. Im Herbst kehrte das Ehepaar in die Stadt zurück, wo die Stimmung immer beklemmender wurde. Teresa, die ihn von Anfang an zur Flucht zu bewegen gesucht hatte, drängte angstvoller; über die Absicht der Regierung ihn zu stürzen konnte er sich nicht täuschen. Doch widerstand er noch: er konnte sich

nicht denken, daß man ihn anzutasten wagen würde ohne einen Beweis seiner Schuld; darauf, daß Freunde ihn verraten könnten, kam er nicht, auch hier seine Macht im Gemüt anderer überschätzend. Es wird erzählt, der Feldmarschall Bubna habe dem Grafen, als er ihm in Mailand begegnet sei, in nachdrücklich bedeutendem Tone gesagt: „Graf Confalonieri, mir hat geträumt, Ihr wäret in der Schweiz." Andere wollen wissen, er habe Teresa empfohlen, ihren Gemahl zu bewegen, daß er Mailand verlasse, wo die Luft ihm nicht zuträglich sei.

Am 4. Dezember wurde Giorgio Pallavicino und einer seiner Freunde, der mit ihm in Turin gewesen war, verhaftet. Obwohl Federico nicht ahnte, daß die unbedachten Aussagen seines jungen Freundes der Kommission den erwünschten Grund lieferten, zu seiner Verhaftung zu schreiten, machte ihn doch das Ereignis bedenklich und den Bitten seiner Frau geneigter. „Wenn ich meine Heimat verlasse," schrieb er am 8. an Gino Capponi, „tue ich es nicht freiwillig; ich werde es nur im letzten Augenblicke tun, wo mir zweifellos die Wahl zwischen Verbannung und Gefängnis bleibt." Er gab dem Gedanken Raum, konnte aber den Entschluß nicht fassen; indem er floh, bekannte er sich schuldig, und das widerstrebte ihm; überhaupt stand ihm die Gebärde der Flucht nicht an, und schließlich mochte er es für seine Pflicht halten, auf dem Posten zu bleiben, wie der Kapitän das untergehende Schiff nicht verläßt, bevor die Mitfahrenden sich alle gerettet haben.

Am Abend des 12. fuhr die Frau des Feldmarschalls Bubna beim Hause Confalonieri vor und bat den Grafen — ob sie knieend ihn anflehte, mag dahingestellt bleiben — in ihren Wagen zu steigen und sich über die Grenze bringen zu lassen. Man ist versucht, an jenes Wort zu denken, daß die Götter den zuvor blind machen, den sie verderben wollen. Er ließ sich nicht überreden und wurde am folgenden Tage verhaftet, um erst nach 14 Jahren dem Leben wiedergegeben zu werden.

Als die Polizisten kamen, glaubte Confalonieri, es handle sich um eine neue Haussuchung, dann, als es klar wurde, daß es seiner Person galt, warf ihm Teresa einen schnellen Blick zu, der Flucht bedeutete. Der Augenblick, wo ihm zweifellos nur die Wahl zwischen Verbannung und Gefängnis blieb, war gekommen. Unter dem Vorwande, sich umkleiden zu wollen, begab er sich in sein Schlafzimmer und eilte von dort durch verschiedene Gänge und Treppen zu einer Hintertür, die auf das Dach des Palastes führte, und die er früher etwa zu diesem Zweck ins Auge gefaßt hatte. Einen Polizisten, der ihm folgte, stieß er so heftig von sich,

daß er zurücktaumelte und das Bewußtsein verlor, und er hätte vielleicht das Freie gewinnen können, wenn der Ausgang nicht kurz vorher ohne sein Wissen verschlossen worden wäre. Die so spät versuchte Flucht wäre doch wohl kaum gelungen.

Die Behörden, die die Schritte des Grafen seit lange verfolgten, waren hocherfreut durch die Geständnisse des jungen Pallavicino endlich eine Handhabe gegen ihn bekommen zu haben. Metternich stimmte in das Frohlocken des befriedigten Amtseifers nicht ein: er fürchtete, schrieb er dem Gouverneur Strassoldo, daß das Ergebnis des Prozesses nicht so vollständig werde, wie jener sich einbilde. Er tadelte das übereilte Verhaften bekannter Persönlichkeiten, die man hernach wegen Mangels an eigentlichen Schuldbeweisen wieder entlassen müsse, was schon mehrmals vorgekommen war, da das allemal einen Triumph für die revolutionäre Partei bedeute. „Derselbe würde noch auffallender sein, wenn die Indizien, die, wie Sie mich wissen ließen, gegen Mr. de Confalonieri vorliegen, nicht zu so überzeugenden juristischen Beweisen führten, daß man seine Verurteilung damit begründen könnte; denn es genügt nicht, daß seine Schuld nur moralisch augenscheinlich vorliegt — darüber konnten wir ja seit lange keine Zweifel hegen —, sondern es ist für die öffentliche Meinung von höchster Wichtigkeit, sowohl in Italien wie in ganz Europa, daß diese Koryphäe der liberalen Partei nicht eines Tages als Opfer der Willkürherrschaft wieder auf dem Schauplatz erscheinen kann." Damit wurde der Kommission, an deren Spitze im Juni 1822 jener Salvotti trat, den die zeitgenössischen Patrioten ihren Märtyrern wie einen Geist der Hölle gegenüberstellten, der nachdrückliche Auftrag erteilt, Confalonieri, nun er einmal verhaftet war, auch als Hochverräter zu verurteilen, und der berühmte Inquirent, der den verstocktesten Angeklagten die Geständnisse wie durch Zauber aus der Brust zu ziehen wußte, wendete seinen ganzen Scharfsinn auf, entweder den Grafen bekennen zu machen, oder ihn durch überwältigende Schuldbeweise zu überführen.

Die Festigkeit, mit der Confalonieri anfangs sich jedes Zugeständnisses enthielt, machte die Richter besorgt; sie suchten sich zunächst mit dem Anklagematerial zu trösten, das verschiedene andere Gefangene lieferten, die teils um sich selbst zu entlasten, teils aus Unbedacht oder Mißverständnis gegen den Grafen aussagten. Später trat er aus seiner Zurückhaltung heraus und erklärte, zwar keine Namen nennen zu wollen, soweit die Betreffenden nicht schon gefangen wären oder sich durch Flucht in Sicherheit gebracht hätten, aber die Revolution und seinen Anteil an

ihr getreu darstellen zu wollen. Die größere Geschicklichkeit Salvottis, der im Laufe der Verhandlungen zum Inquirenten ernannt wurde und ihn mit Zeugenaussagen so in die Enge trieb, daß längeres Schweigen nur Gestehen bedeuten konnte, mag zu diesem Entschlusse beigetragen haben.

Es ist Confalonieri ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er nicht beim starren Leugnen oder ruhigen Verweigern jedes Zugeständnisses blieb; denn die Menschen sind töricht und anmaßend genug, um von andern eine schematische Erhabenheit zu verlangen, an der sie sich, vom sicheren Zuschauerplatze aus, weiden können. Confalonieri wollte sein Leben retten und sich vor dem Tode am Galgen bewahren, nicht nur um seiner selbst, sondern auch um seiner Frau willen, deren verzweifelte Bitten ihm das Herz um so mehr zerrissen haben müssen, weil er sich reuig bewußt war, sie nicht genug und nicht so, wie sie es verdiente, geliebt zu haben. In diesem Kampfe waren ihm alle Umstände ungünstig. Zwar konnten sich die Gefangenen während der Untersuchungshaft bis zu einem gewissen Grade die Bequemlichkeiten, an die sie gewöhnt waren, verschaffen: sie konnten essen, was ihre Gesundheit erforderte und ihre Mittel erlaubten, lesen und in erträglichen Betten schlafen; aber sie waren von jedem Verkehr mit Menschen abgeschnitten, allein mit düsteren Gedanken, in ihrer Gesundheit durch den Mangel an Bewegung in frischer Luft angegriffen, durch die Verhöre, die oft acht bis zehn Stunden hintereinander dauerten, in beständiger Aufregung erhalten. Die Krankheit, die Confalonieri eben überwunden hatte, trat von neuem und heftiger als vorher auf. Ein großer Nachteil für die Angeklagten war es, daß sie die österreichischen Gesetze nicht kannten und ihnen auch nicht gestattet wurde, sich die Kenntnis derselben zu erwerben. Da nach österreichischem Gesetze das Todesurteil nicht gefällt werden konnte, wenn der Angeklagte nicht geständig war, so wäre die einfachste Art der Verteidigung Verweigern der Antwort oder beharrliches Leugnen gewesen, welche einzig der Hauptmann Silvio Moretti von Brescia wählte, ein unbeugsamer Mann, dessen würdevolle Greisenschönheit Andryane in seinen Denkwürdigkeiten rühmt. Confalonieri faßte den Entschluß sich zu verteidigen, nach seiner eigenen Aussage mit der Absicht, wenigstens die Anklagen, die übertrieben und schändliche Verleumdung waren, wie daß er an einem Mordplan gegen den Feldmarschall Bubna beteiligt gewesen sei, zu entkräften. Er verfuhr dabei mit einem Scharfsinn und einer Geistesgegenwart, die das Staunen der Richter erregten: immer nur so viel zu-

gebend, wie bereits feststand, suchte er dies als rechtlich unanfechtbar hinzustellen, und indem er fortwährend behauptete, was er wisse, sagen zu wollen, und auch wirklich Seite auf Seite mit Mitteilungen über die Beschaffenheit der liberalen Partei ausfüllte, offenbarte er doch nichts Wesentliches, so daß die Richter sich schließlich von ihm irregeführt fühlten. Es kam ihm darauf an, sie hinzuhalten, Zeit zu gewinnen. Sowohl er selbst wie sein Gegner, Salvotti, wurden erbitterter und hartnäckiger, je länger der Kampf dauerte, der allmählich den Charakter eines Zweikampfes annahm.

Was in Confalonieris Verteidigung Lüge und was Wahrheit war, wird wohl niemals genau geschieden werden können, vielleicht weil der Grund des Widerspruchs tief in ihm selbst lag. Von Hause aus ein konservativer Aristokrat, wurde er durch den Haß gegen Österreich und die Sehnsucht nach einem unabhängigen Vaterland zum Gegner der bestehenden Ordnung und zum Haupt einer Verschwörung, so daß er nunmehr zwiespältig empfinden, zwiespältig handeln und erscheinen mußte. Es ist wahr, daß er den Sturz der österreichischen Herrschaft hoffte und daran mitzuwirken wünschte, es ist auch wahr, daß er kein Revolutionär war und das Gewaltsame verabscheute. Augenscheinlich war er davon überzeugt, mit seinem „wirklichen Betragen" (condotta reale) den Boden des Rechtes nicht verlassen zu haben, worin unleugbar ein gewisser Sophismus liegt. Es kam ihm nicht nur darauf an, sein Leben zu retten, sondern auch Recht zu behalten; liest man die Denkwürdigkeiten, die er auf dem Spielberg schrieb, so hat man den Eindruck, daß ihn die Qualen des Kerkers und die Sorge um die Zukunft nicht so sehr schmerzten und beunruhigten, wie die Niederlage, die er im Prozeß erlitten hatte. Übrigens hielt er sich für berechtigt, seine Handlungsweise juristisch so günstig wie möglich darzustellen. Arrivabene und Silvio Pellico litten darunter, daß sie auf die an sie gerichteten Fragen nicht schlechtweg die Wahrheit sagen konnten; Confalonieri, von Natur verschlossen, wird diese Neigung kaum haben bekämpfen müssen; auch wußte er zu gut, daß er, indem er in den geheimen Kampf gegen die Regierung eingetreten war, die Verpflichtung zu schweigen und zu leugnen auf sich genommen hatte. Auf dem Spielberg, wo ihn die Bemühungen des Geistlichen, sein Amt zum Spionieren zu mißbrauchen, anwiderten, erzählte er, während der Untersuchungshaft in Mailand hätten ihm zwei italienische Pfarrer gesagt, die Pflicht der Selbsterhaltung entbinde vor dem Kriminalgericht von der Pflicht die Wahrheit zu sagen; wenn das Nennen von Mitschul-

digen zu ihrem Schaden nicht durchaus notwendig sei, um andere zu retten, sei es nicht nur keine Pflicht, sondern widerspreche sogar der ersten aller Pflichten, der Nächstenliebe.

Noch fehlte es Salvotti an einem Dokument, das den Beweis des Hochverrats lieferte, als Confalonieri, um das System seiner Verteidigung zu vollenden, aus dem Gedächtnis einen Brief mitteilte, den er kurz vor dem Ausbruch der piemontesischen Revolution an den General San Marzano geschrieben hatte, der die aufständischen Truppen in die Lombardei führen sollte, um ihm davon abzuraten. Stände Karl Albert selbst an der Spitze der Armee, so solle er willkommen sein; im anderen Falle würde das Unternehmen nur ein allgemeines Unglück herbeiführen, da auf die Bürgerschaft von Mailand nicht zu rechnen sei. Dieser Brief sollte dartun, daß Confalonieri die Revolution nicht nur nicht befördert, vielmehr hintertrieben habe, ja er ging, in seiner Auffassung sich steigernd, so weit, sich eine Art Verdienst um Österreich zuzuschreiben, da seine Abmahnung San Marzano beeinflußt habe. Diese Bewegung des verzweifelten Fechters war allzu kühn und allzu fein gewesen: er gab sich dabei eine Blöße, die der geschickte Gegner benützte, um ihn zu Tode zu treffen. Eben dieser Brief wurde, als Beweis verräterischer Korrespondenz mit dem Feinde, das gewünschte Dokument, das mit den Aussagen der Mitgefangenen und seinen eigenen das Todesurteil begründete.

Confalonieris Haltung während des Prozesses, das teilweise Zugestehen und Sichentschuldigen ist ihm von vielen als ein Beweis von Schwäche und Zweideutigkeit zürnend vorgeworfen. Vergebens wäre es, ihn so darstellen zu wollen, als habe er fest und unerschüttert das selbst herausgeforderte Schicksal auf sich genommen. Um sich wie jener Moretti von Brescia zu betragen, war er zu nervös, zu weich beanlagt und man möchte sagen zu kultiviert. Er litt und kämpfte wie einer, der die ganze Süßigkeit des Lebens kennt, der die ganze Schwere der Verantwortung eines Handelnden ermißt und sich über sein eigenes Streben erheben kann. Ihm graute vor dem häßlichen Tode, der ihm bevorstand, und nach seiner Begnadigung beschäftigten ihn in Fieberanfällen quälende Vorstellungen von der Hinrichtung; er hätte leben mögen, die Frau, die um ihn litt und kämpfte, glücklich machen, das Dasein genießen, wie es seiner kraftvollen Anlage entsprach; und er wollte nicht unterliegen, nicht denen, die ihn bisher gefürchtet und beneidet hatten, ein Gegenstand des Hohnes sein. Es war ihm wichtig, den Richtern gegenüber und namentlich wenn er sich als Gefangener und

Verurteilter in der Öffentlichkeit zeigen mußte, so stolz und sicher zu erscheinen, wie man es an ihm gewohnt war. Er war nicht frei von Eitelkeit auf sein Äußeres und liebte es, sich gewählt und vorteilhaft zu kleiden; er wußte, daß seine Erscheinung schön war und imponierte, und mochte das nicht entbehren, gehörte es doch zu seiner stolzen Person, die herrschen mußte, wenn er noch er selbst sein wollte.

Indessen erschwerte es ihm die zurückkehrende und immer zunehmende Krankheit sich so gefaßt zu zeigen, wie er es sich schuldig zu sein glaubte; denn er wurde nun häufig von Krämpfen befallen, die ihn für längere Zeit bewußtlos machten und so schwach zurückließen, daß er ohne fremde Hilfe nicht aufrecht stehen und gehen konnte. Der Verlauf dieser Krämpfe war so, daß man sie als epileptische bezeichnen muß: sie kündigten sich plötzlich durch Klagetöne und Seufzen des Kranken an, der gleich darauf das Bewußtsein verlor und so gewaltsam an allen Gliedern geschüttelt und hin- und hergeworfen wurde, daß man ihn halten mußte, damit er sich nicht verletzte. Stets war er in Sorge, daß gerade in Augenblicken, wo alle Blicke auf ihn gerichtet sein würden, das Übel ihn übermannte und niederwürfe.

Nach vielen vielen Jahren noch erinnerte sich Salvotti, wie Confalonieri bei der Nachricht von seiner Verurteilung im Gedanken an seine Frau zusammengebrochen war. Es war nämlich während seiner Haft ein eigentümliches Ereignis in Federico vorgegangen: er hatte Liebe zu seiner Frau gefaßt. Dies mochte zum Teil dadurch veranlaßt sein, daß die heldenmütigen Anstrengungen, die sie zu seiner Rettung und Befreiung machte, ihm die Größe ihres Charakters und ihrer Liebe enthüllten, mehr aber dadurch, daß sie ihm nun, als er anfing den Tod oder den Kerker vor sich zu sehen, das Unerreichbare geworden war, das wundervolle äußerste Indien, das ihm jenseit der Möglichkeit lag und darum so unsäglich lockte. Das Gefühl wuchs in ihm rasch zu der Leidenschaftlichkeit, die seine Neigungen erreichten. Teresa wurde der Mittelpunkt seines Lebens, so daß es wohl scheinen konnte, als wäre diese Liebe immer ein Teil seines Wesens gewesen. Sie war ihm nun die Frau der Frauen, die edelste, vollkommenste, die einzig liebevolle und liebenswerte, eine Heilige. Er benützte die Frist, die er noch zu haben glaubte, um ihr sein Vermögen zu vermachen, worin er von Salvotti bekämpft wurde, wie es heißt, im Auftrage des alten Grafen, der sich dadurch gekränkt gefühlt habe. Federico, der das Vermögen von der Mutter ererbt hatte, soll in bezug darauf geäußert haben, er habe von seinem Vater

nichts als das Leben, und sein Wunsch im Sterben sei, daß seine Frau, wenn sie sich wieder verheirate, mit dem andern Gatten den Frieden genösse, den sie an seiner Seite nicht gefunden habe. Trotz des Eifers, mit dem man seine Absicht zu vereiteln suchte, setzte er durch, was man, solange das Todesurteil noch nicht vom Kaiser bestätigt war, ihm nicht verwehren konnte. Ferner suchte er beim Kaiser darum nach, statt durch den Strang durch das Schwert gerichtet zu werden, wobei er sich auf seine Abstammung mütterlicherseits von ungarischem Adel berief, der das Recht hatte, keine andere Todesstrafe anzunehmen; aber er wurde abschlägig beschieden.

Auf die Nachricht von Confalonieris Verurteilung begab sich Teresa in Begleitung ihres Schwiegervaters und ihres Bruders, des Grafen Gabrio Casati, nach Wien, um beim Kaiser die Begnadigung zu erwirken. Der Kaiser, entschlossen das Todesurteil zu unterschreiben, empfing die Gemahlin des Rebellen nicht, dagegen vertröstete die warmherzige Kaiserin sie auf die Wirkung ihrer Fürbitte. Auch diese jedoch verfing nicht, und die unglückliche Frau eilte über das verschneite Gebirge zurück — es war mitten im Winter — ungewiß, ob sie ihren Mann noch lebend finden würde. Noch klammerte sie sich an die Hoffnung, den Kaiser durch eine Petition, vom Erzbischof von Mailand und vielen erlauchten Namen unterzeichnet, zu beeinflussen. Manzoni, der mit Federico und Teresa befreundet war, soll der Überlieferung nach die Bittschrift verfaßt haben, unter der mit vielen anderen sein Name steht; er hatte kurz vorher sein berühmtes Werk, die Promessi sposi, vollendet. Übrigens soll den Kaiser nicht die Bittschrift bewogen haben, das Todesurteil in die Strafe lebenslänglichen Kerkers umzuwandeln, sondern ein Bedenken wegen eines im Prozeß vorgekommenen Formfehlers, das die gutherzige Kaiserin in ihm angeregt habe.

Alexandre Andryane, ein junger Franzose, der in den Prozeß verwickelt, zum Tode verurteilt und mit Confalonieri begnadigt worden war, da man an dem minder Schuldigen nicht gut die Strafe vollziehen konnte, die jenem erlassen war, gibt in seinen Denkwürdigkeiten eine merkwürdige Schilderung von der Urteilsverkündigung. Nach Mitternacht wurden die Angeklagten geweckt und, nachdem sie sich angekleidet hatten, zu Wagen durch die totenstille Nacht in den Justizpalast geführt. Von vielen Gendarmen begleitet, die in der einen Hand eine Fackel, in der andern ein Gewehr trugen, durchschritten sie Zimmer und Gänge, bis sie zu einem hohen länglichen Saale kamen, der einer Kapelle glich

und in dem ein Kaminfeuer brannte, an dem mehrere Gendarmen sich wärmten. Einer nach dem anderen, in langen Pausen, betraten sie den düstern Raum, zuletzt Confalonieri, in einen Mantel gehüllt, eine hohe, imponierende Erscheinung, der gleich darauf einen seiner Anfälle bekam und längere Zeit bewußtlos blieb. Als er wieder zu sich gekommen war, umdrängten die andern, alle jünger als er, das Bett, auf dem er lag, warfen sich schluchzend in seine Arme, und diejenigen, deren Aussagen ihm geschadet hatten, erflehten seine Verzeihung, die er von Herzen gab; sie sahen in ihm einen dem Tode Geweihten. Nachdem ihnen das Urteil verkündet war, blieben die Verurteilten noch eine Weile zusammen, um bei Tagesanbruch, mit Ketten beladen, der öffentlichen Verlesung des Urteils beizuwohnen, auf einem Pranger der Schaulust der Menge preisgegeben. Confalonieri strengte sich an, um keine Schwäche merken zu lassen, die seine Feinde als Schuldbewußtsein oder Zerknirschung hätten auslegen können. Er war auch bei dieser Gelegenheit derjenige, auf den sich alle Augen richteten, die seiner Gefährten wie die des Publikums, in Neugier, Schadenfreude, Haß, Mitleid, Bewunderung und Liebe.

Schluß in der Oktober-Nummer.

Ludwig Geiger: Goethe im Verkehr.

In der fast unübersehbaren Literatur über Goethe wird der M e n s ch am wenigsten berücksichtigt. Der Dichter und Naturforscher, der Historiker und Philosoph werden in zahllosen Büchern und Aufsätzen behandelt, der Mensch geht leer aus. Oder wenn man ihn betrachtet, so bleibt es entweder bei landläufigen Anklagen gegen seinen Hochmut, seine Fürstenknechtschaft, seine Steifheit, seine widrige Ehe, oder es kommt höchstens zu enthusiastischen Lobpreisungen seiner Erfüllung der gern von ihm gebrauchten Worte: der Mensch sei edel, hilfreich und gut.

Bei dieser Sachlage lohnt es sich wohl einmal von Goethe, dem Menschen, von ihm im Verkehr mit anderen zu sprechen. Und auch hierbei muß eine Beschränkung eintreten. Denn was alle Goethebiographien melden, soll hier nicht wiederholt werden. Sie aber geben, da sie es nicht anders können, lange Kapitel über den Knaben im väterlichen Hause, wenn sie sich auch damit begnügen müssen, das zu variieren, was der Meister selbst in „Dichtung und Wahrheit" so unvergleichlich dargestellt hat. Sie widmen auch der Freundschaft mit Schiller gewissenhaft einen längeren Abschnitt, und sie stellen endlich die einzigartige Intimität des Dichters mit seinem Fürsten Karl August von Weimar dar.

Aber wenn man von „Goethe im Verkehr", von „Goethe und den Seinen" spricht, dann ist eigentlich die Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu lenken. Das, was nämlich den meisten so wenig bekannt ist und doch im hohen Grade verdient bekannt zu werden, das ist die Art, wie Goethe sich in der Familie „der freien Wahl" bewegte, wie er in seinem Hause in Weimar schaltete.

Hier verdient Christiane Vulpius die erste Stelle. Goethe verband sich mit ihr im Sommer 1788 und beklagte aufs bitterste ihren 1816 eingetretenen Tod. Sie war keine übermäßig gebildete, aber keine bildungsunfähige Frau. Sie hat wegen ihres Wesens, wegen ihrer angeblichen Laster, wegen der schnellen Hingabe an den Geliebten die schlimmsten Vorwürfe erfahren. Und doch muß der ungeheure Klatsch auf das gebührende Maß beschränkt werden. Für Goethe war sie eine

passende Frau: schön und der Sinnlichkeit geneigt, aufmerksam und unterwürfig, tätig und klug. Sie drängte sich nicht vor, duldete eine Zeitlang schweigend, dann grollend, daß man sie zurückstieß, oder ihr nicht den Platz einräumte, den sie schließlich mit Willen ihres Gatten beanspruchte. Diesem aber hat sie durch ihre Liebe bis zu dem Tage der wirklichen Vermählung 1806 und seitdem bis an ihr Ende das Leben verschönt und ihm die intimen Freuden des Hauses in reichem Maße verschafft. Es ist herzerquickend, den Gatten zu und von seiner Frau reden zu hören, nicht nur in der berühmten, oft angeführten Totenklage, sondern in den zahllosen Episteln, die er von seinen Reisen an sie schrieb. In den wundervollen Gedichten von den „römischen Elegien" an, bis zu dem „Frühling übers Jahr" 1816, den herrlichen Gesängen, in denen nicht nur die Sinne sprechen, sondern auch das tiefst empfindende Herz. Ihr unvergänglicher Reiz tat es ihm stets von neuem an, das Verlangen ist immer rege, die Sehnsucht wach.

Ebenso liebenswürdig wie als Gatte erscheint Goethe als Vater. Viele seiner Kinder starben ganz jung, sie hatten keine Lebenskraft, weil, wie ein Meister der psychiatrischen Wissenschaft auseinandergesetzt hat, in dem Dichter die physische Zeugungskraft nicht stark genug war, nicht etwa infolge der Trunksucht der Mutter, die sich jedenfalls erst in der letzten Zeit ihres Lebens in ihrer ganzen Unmäßigkeit entwickelte. Nur ein Sohn blieb länger leben, August, er starb 1830, 2 Jahre vor dem Vater. Aber so sehr er von dem Erzeuger geliebt wurde, er machte ihm keine große Freude und bereitete sich kein glückliches Los. Der Vater ist von Schuld nicht frei zu sprechen. Er verwöhnte und unterdrückte den Knaben, er verschaffte ihm nicht die regelmäßige Erziehung, ohne die der gewöhnliche Mensch nicht auskommen kann. Er ließ ihm keine ordnungsmäßige Schulbildung zuteil werden, beschränkte seine Universitätszeit, brachte ihn zu früh in Gesellschaft, erwirkte durch seinen mächtigen Einfluß, daß er ohne rechte Vorbereitung in die Amtstätigkeit kam, und ließ ihn in dieser nicht zur rechten Entfaltung kommen, da er ihn in seinen eigenen Diensten zu stark beschäftigte. Ist dies des Vaters Schuld, so lag ein anderes Verhängnis in den Umständen. August war eine wilde Natur. Er schwankte zwischen Hypochondrie und Ausschweifung, zwischen unheimlichem Ernst und unbändigem Schmerz. Er war sinnlich und trunksüchtig. Er wollte etwas leisten und erkannte, daß er dem Vater nicht ähnlich werden könnte. Er starb in Rom, wo er sterben wollte, weil er sein verfehltes Leben nicht weiter zu führen imstande war.

Augusts Gattin Ottilie, geborene von Pogwisch hat von 1817—32 dem Alten das Haus verschönt. Nicht geführt, denn sie war eine unfähige, dazu leichtsinnige Haushälterin, so ungeeignet zu einem der wesentlichsten Teile des Frauenberufs, daß der Alte die Bücher führen, die Schlüssel zum Holzstall ihr fortnehmen, die Dienstboten anstellen und sich um die kleinsten Einzelheiten der Wirtschaft kümmern mußte. Und doch erscheint sie als die Sonne, die dem Hause am Frauenplan leuchtete. Eine Sonne, die freilich mehr versengt, als erwärmt. Dem Alten eine liebe Gefährtin durch ihre Anmut, ihr geistreiches Plaudern, ihre Beweglichkeit und Frische. Der Schwiegervater vergalt dem Töchterchen die Liebe. Seine Briefe und kleinen Gedichte an die geliebte Tochter sind von einer ritterlichen Zierlichkeit und zierlichen Ritterlichkeit, von einem liebenswürdigen Humor und einer anmutigen Galanterie, daß man sie als das Muster graziöser Unterhaltung ansprechen kann. Was Ottilie nach Goethes Tode tat, ihre leider gar zu folgenreichen Abenteuer, ihre sinnlose Verschwendung, ihre gänzlich verfehlte Erziehung der Söhne, das ist freilich nur anzudeuten, weil es glücklicherweise den Alten nicht mehr beunruhigen konnte. Goethes Enkel, von denen Alma bei des Großvaters Tode erst sieben Jahre alt war (sie starb im 18.), waren die Freude und Seligkeit des Alten. Freilich, wenn man so gern von Goethe, dem Pädagogen und Erzieher spricht, so darf man sein Verfahren den Enkeln gegenüber nicht als Muster anführen. Er ließ sie bei sich spielen oder behandelte sie, da sie noch im kindlichsten Alter standen, fast wie Erwachsene. Er verwöhnte sie auf unerhörteste Weise. Aber er sah in ihnen ein neues Leben: die Blumen seines Gartens blühten nur für sie, die Früchte sollten für sie reifen, seine geistigen Schätze, die er ihnen eifrigst spendete, sollten sie erquicken. Aber auch hier trat das entgegengesetzte Resultat ein von dem, was der Erzieher wünschte. Diesen Goethe-Enkeln Walther und Wolfgang, denen eine lachendste Kindheit beschert war, ward ein trauriges Los zuteil. Ihr Vermögen war durch die Mutter verschwendet, ihr sonstiges Hab und Gut von ungetreuen Ratgebern und Dienern dezimiert, sie selbst wurden durch Kränklichkeit geplagt, durch eine trübe Weltanschauung von den Freuden der Erde geschieden. Wenn Wolfgang mit einem schlechten Witz von sich sagte: „Mein Großvater war ein Hüne, ich aber bin ein Hühnchen", so zeichnete er den Gegensatz sehr treffend: sie waren Wichte dem Riesen gegenüber, arme Gesellen, die in krankhafter Empfindlichkeit die Erinnerung an den Großvater pflegten und gar nicht auf den Gedanken

kamen, daß Goethe nicht seiner Familie allein, sondern der Nation und der Welt gehörte. Aber ihr Testament — denn Walthers, des später Gestorbenen, letztwillige Verfügung war gewiß mit dem jüngeren, früher dahingegangenen Wolfgang vereinbart — dieses Testament, wodurch die geistige Hinterlassenschaft des Großvaters der Großherzogin Sophie, das Haus und die Kunstwerke dem Weimarer Staat überlassen wurden, verklärt das Andenken dieser Unglücklichen, die zum Glück geboren schienen.

Das Haus am Frauenplan in Weimar war eine Stätte der Lust und der Freude. Freunde gingen aus und ein, Hausgenossen belebten es. Vier Männer sind es besonders, die man als „Hausverwandte" Goethes bezeichnen kann: Kanzler Müller, Riemer, Eckermann, Soret. Nur der letztere, ein vortrefflicher Mensch, scheint wirklich goethereif gewesen zu sein: Fr. Soret, ein Genfer, der Erzieher des späteren Großherzogs Karl Alexander. Er erwarb sich reelle Verdienste um den Meister, dadurch, daß er seine Metamorphosenlehre ins Französische übersetzte. Aber er scheint auch, wie aus den erst kürzlich veröffentlichten authentischen Unterhaltungen mit Goethe hervorgeht, der einzige kongeniale Zuhörer des Alten gewesen zu sein, schlicht, einfach, verständnisvoll, ohne sich irgendwie vorzudrängen, vielseitig gebildet und fähig dem Meister zu folgen.

Tiefes Bedauern aber beschleicht den Nachgeborenen, wenn er die betrachtet, die außer dem Genannten beständig um Goethe weilten. Der Kanzler Müller war gewiß ein tüchtiger Staatsbeamter, aber ein kleiner Mensch: empfindlich, ruhmsüchtig, eingebildet. Was er später tat, als Verwalter des Goetheschen Nachlasses, seine Tyrannei gegen die Untergebenen, die Kriecherei gegen Höherstehende, die Unzuverlässigkeit in der Bewahrung der großartigen Schätze, die seiner Hut anvertraut waren, hat ihn in den Augen der Nachwelt geschändet; wie wenig er Goethe wirklich verstand, wie er durch seine unangenehmen Eigenschaften ihm, der jenen doch nicht entbehren konnte, häufig widrig, ja fast unerträglich war, das kann man, wenn auch nicht durch seine, in ihren tatsächlichen Mitteilungen wertvollen Aufzeichnungen, aber aus manchen vertraulichen Äußerungen Goethes und der Zeitgenossen erkennen.

Den zwei anderen ständigen Helfern: Riemer und Eckermann sind gewisse Verdienste nicht abzusprechen. Beide haben die Worte Goethes treulich aufbewahrt und der Nachwelt übermittelt, obgleich sie, namentlich Eckermann, bei ihren Aufzeichnungen ihr liebes Ich gar zu sehr hervor-

drängten und weder zuverlässig noch treu genug mit ihren Berichten waren. Sie haben fleißig gearbeitet, um bei Lebzeiten Goethes seine Werke der Nachwelt zu überliefern und nach seinem Tode die geistige Hinterlassenschaft der Nation mitzuteilen. Aber sie waren zu einem solchen Amt nicht völlig geeignet. Es fehlte ihnen an Genauigkeit und Kritik, an jener Geistesverwandtschaft, die dem Herausgeber nötiger ist, als die Masse annimmt. Und endlich: sie waren unedle Naturen. Man wird es freilich nicht ausschließlich auf das Konto Eckermanns schreiben dürfen, daß sein Hannchen, seine ewige Braut, auf Goethe und das pauvre Weimar immerwährend schalt, man wird vielleicht auch zugestehen müssen, daß er von dem alten Herrn etwas ausgenutzt, sicherlich nicht in die materielle Lage gebracht wurde, die er nach seinen Leistungen verdiente. Aber wie inferior sind beide, wenn man sie mit dem Gewaltigen vergleicht. Wie sehr überschätzen sie ihre winzigen Leistungen und wie verlieren sie gerade durch den täglichen Verkehr den rechten Maßstab für das, was sie jeden Augenblick vor sich sahen. Zu dieser geistigen Niedrigkeit kommt bei Riemer eine sittliche. Nicht daß er, wie so manche, die im Goethehause zu tun hatten, gestohlen oder sich bereichert hätte, aber es war und blieb etwas Kammerdienermäßiges in ihm, das mit den Jahren eher wuchs, als daß es abgenommen hätte. Unwürdige Ausdrücke brauchte er dem gegenüber, der seine Lebenssonne war, ihm, der durch seine Intimität ihn aus der Dunkelheit gerissen und auf einen beneidenswerten Platz gebracht hatte.

Neben den Hausverwandten stehen die Freunde. Schiller, mit dessen Abscheiden Goethe die Hälfte seines Daseins verloren zu haben klagte, war nicht der einzige. Es ist vielmehr eine große Freundesschar, die Goethe umgibt. Männer allerersten Ranges: man braucht nur die Brüder Humboldt, den Philologen Wolf, den Philosophen Hegel zu nennen, um das geistige Niveau dieser Freunde zu bezeugen. Diplomaten und Historiker, Forscher aller Art, besonders auf naturwissenschaftlichem Gebiete, Dichter und Künstler. Ihnen allen gibt der Altmeister, wenn er auch manches von ihnen empfängt. Und doch erkennt man leicht, er spendet geistig, aber vollkommen gemütlich erschließt er sich nicht. Nur zweien gegenüber tat er dies wirklich: H. Meyer und Karl Friedrich Zelter.

Jener, „der wackere Schweizer", dessen erstaunliche Kenntnis und Vertrautheit mit den römischen Kunstschätzen der in Italien Weilende erprobt hatte, den er zu sich nach Weimar kommen ließ, ihn jahrelang

in seinem Hause beherbergte und zu seinem Kunstorakel machte. Meyer war kein großer Künstler, auch kein epochemachender Gelehrter. Vielleicht hat er durch sein mangelhaftes Können, durch sein nicht einwandfreies Wissen, durch eine gewisse geistige Beschränktheit und durch seine mit den Jahren zunehmende Halsstarrigkeit in manchen Beziehungen einen ungünstigen Einfluß auf Goethe geübt, aber seine Kunstbegeisterung, die ihm des Lebens Nöte verklärt, seine edle Selbstlosigkeit und seine durch alle Zeiten erprobte Anhänglichkeit sind rührend und erhebend. Ihm erschließt sich der Alte mit seinem Herzen.

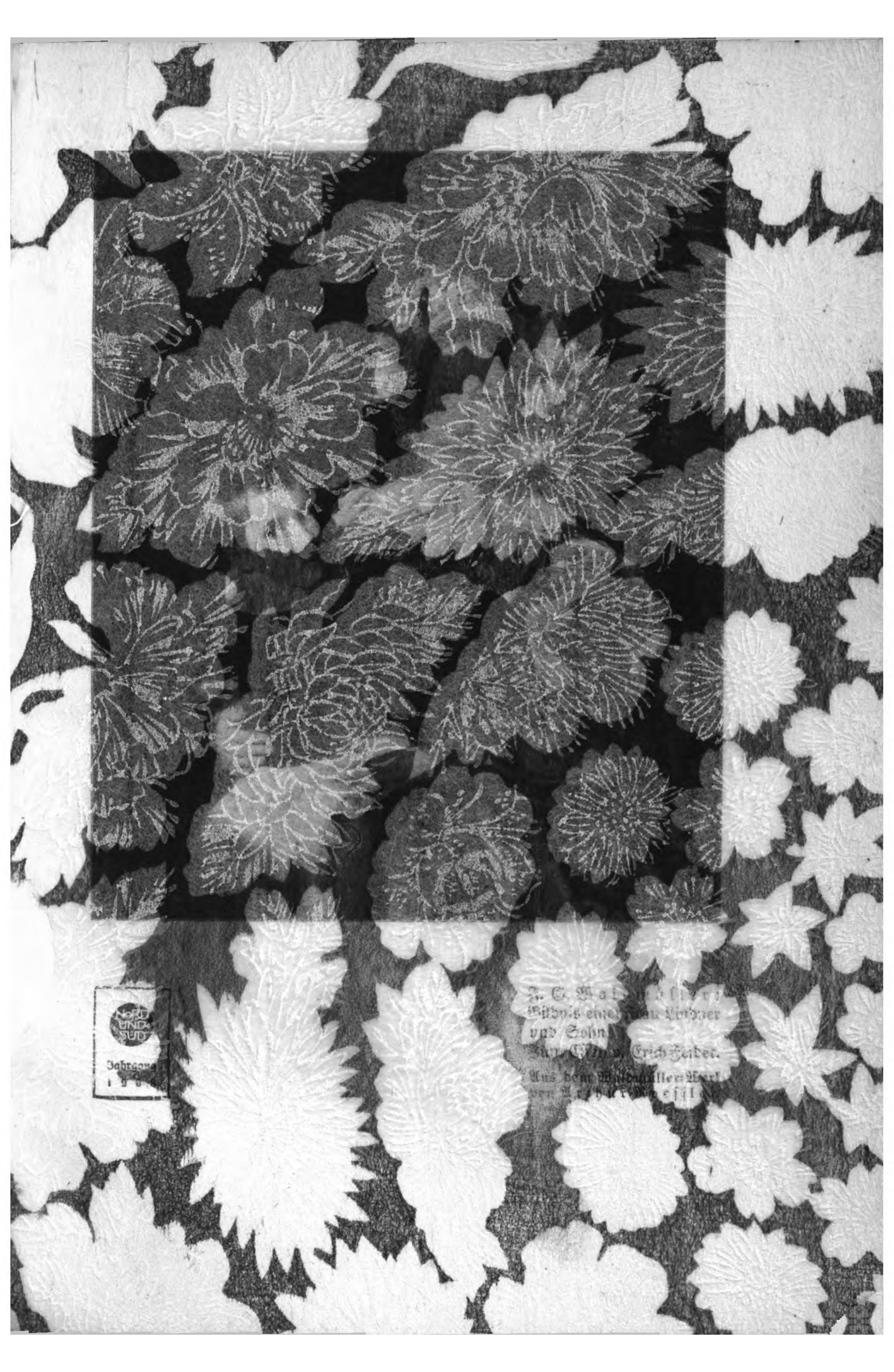
Vielleicht noch mehr dem herrlichen Zelter gegenüber, dem ehemaligen Maurermeister, dem späteren Universitätsprofessor und Leiter der Berliner Singakademie. Zelter ist der Einzige, dem Goethe in späteren Jahren das brüderliche Du anbietet, der Einzige, dessen Korrespondenz er für den Druck bestimmt und vorbereitet. Selbst seine kleinen Angewohnheiten, die ihm bei anderen peinlich, ja unerträglich waren, duldete er, wie das Brillentragen, oder unterstützte er geradezu, wie das Schnupfen. Eine Brunnenkur nannte eine vertraute Freundin jeden Besuch des Musikers im Hause zu Weimar. War Goethe krank, so brachte ihm Zelter Erquickung, wenn auch nicht Heilung; war er verstimmt, so konnte jener durch seine Schnurren und Erzählungen ihn aufheitern. Auch Zelter war als Musiker schon zu seiner Zeit von anderen überholt, sein Urteil mag beschränkt, sein Können mäßig gewesen sein, vielleicht hat er durch solche Mängel Goethes musikalischem Wissen und Empfinden mehr Schaden bereitet als Nutzen gebracht. Aber der Mensch in seiner Biederkeit, seiner Festigkeit, in seinem Aufsichgestelltsein, in seiner Kraft den Schicksalsschlägen gegenüber, in seiner harmonischen Ausbildung und in seiner liebenswürdigen Einfachheit erquickte dem Alten das Herz.

Will man aber eine volle Vorstellung von Goethe im Verkehr mit anderen erhalten, so muß man ihn als Vorleser, als Gesellschafter und Plauderer betrachten. Wer das Glück hatte, die Vorlesungen zu hören, vergaß den Eindruck zeitlebens nicht. Lyrik und Drama, Prosa unterhaltenden und belehrenden Inhalts floß aus seinem Munde wie die köstlichste Musik. Er war spendensfroh aus der Fülle seines Wissens und der Schätze, die er besaß. Er fühlte sich ebenso heimisch in gelehrten Zirkeln, wie in Vereinigungen Kunst- und Wissenschaft liebender Frauen. Ihnen war und blieb er der Meister, der nicht aufgebläht durch seine Gelehrsamkeit, nicht im rechthaberischen Tone des Einge-

weihten, sondern mit der vollen Liebenswürdigkeit des wahrhaft Weisen belehrte, indem er nur zu unterhalten schien, Gewichtiges im Plauderton verkündigte und selbst den Unwissenden die Meinung erregte, sie würden an längst Bekanntes erinnert.

In seinen Unterhaltungen mit den unzähligen Besuchern seines Hauses zog er alle Register. Er konnte steif und zugeknöpft sein, im allgemeinen wurde er erst allmählich wärmer und zutunlicher, aber er verstand es auch, ernst und streng Zudringliche abzuweisen. Namentlich Selbstgefälligen trat er mit einer oft verletzenden Rauheit entgegen. Wie er mit G. A. Bürger fertig war, als dieser ihm durch die Nennung seines bloßen Namens zu imponieren glaubte, so ließ er den guten Timotheus Hermes ganz verblüfft stehen, als er ihm auf seine Vorstellung: „Ich bin der Verfasser von Sophiens Reise von Memel nach Sachsen", die Frage tat: „Und der ist?" Nicht minder energisch wurde er dem anrüchigen Politiker Wit genannt Döring gegenüber, dem er mit erschreckender Deutlichkeit seine Meinung zu erkennen gab, indem er ihm sagte: „Sie rühmen sich in Ihrem Buche, mein Bester, wie Sie das Talent hätten, jeden bei der ersten Zusammenkunft für sich einzunehmen. Damit mir nun das nicht widerfährt, leben Sie wohl", und verschwand ins andere Zimmer. Recht deutlich war die Abfertigung — wenn sie wirklich so erfolgte, dann ist nicht sicher genug bezeugt — die Heinrich Heine erfuhr. Denn als dieser auf die Frage: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt, Herr Heine?" antwortete: „Mit einem Fürst," empfing er als Entgegnung die einer Entlassung gleichkommende Frage: „Und weiter haben Sie in Weimar nichts zu tun?"

Selbst Nahestehende erfuhren manchmal eine Abweisung, aber diese war nicht eine Folge üblen Humors, sondern der Notwendigkeit, sich zu konzentrieren, der Unlust, sich in seinem Tun stören zu lassen. Das mußte z. B. Caroline von Humboldt erfahren, die bei dem Meister sonst in besonderer Gunst stand. Als sie ihn bei Boisserées überfiel, fand sie, wie Bertram, der Zeuge der Unterredung war, berichtet, keinen guten Empfang. Denn er fragte sie: „Wissen Sie, wie man Salmen fängt?" „„Nein!"" erwiderte ganz verwundert über solchen Empfang Frau Humboldt. „Mit einem Wehr fängt man sie! Sehen Sie, solch ein Wehr haben diese Herren mir gestellt und sie haben mich gefangen. Ich bitte Sie: machen Sie sich schnell auf und davon, daß es Ihnen nicht geht wie mir. Ich bin nun einmal gefangen, muß hier sitzen bleiben und ant-



[illegible]weihten, sondern mit der vollen Liebenswürdigk[illegible] des wahrh[illegible] Weisen [illegible], indem er nur zu unterhalten [illegible] Gewic[illegible]ges im [illegible]auderton [illegible]te und selbst den Un[illegible]issende[illegible] Meinung er[illegible]e würden an [illegible]s erinnert.

[illegible] seinen [illegible] mit den unzähligen Besuchern [illegible]es Hauses zog er [illegible] Register. Er konnte steif un[illegible] zu-[illegible]knöpft sein, im allgemein[illegible] er erst allmählich wärme[illegible] und [illegible]tunlicher, aber er verstand es [illegible] ernst und streng Zudringliche a[illegible]weisen. Namentlich Selbstgefä[illegible]n trat er mit einer oft verletzende[illegible] [illegible]heit entgegen. Wie er mit G. [illegible] Bürger fertig war, als dieser ihm dur[illegible] die Nennung seines bloßen Name[illegible] zu imponieren glaubte, so ließ er den [illegible]ten Timotheus Hermes ganz ve[illegible]blüfft stehen, als er ihm auf seine [illegible]: „Ich bin der Verfasser von [illegible]ophiens [illegible]eise von [illegible] nach Sachsen" [illegible] „Und [illegible]" Nicht [illegible] wurde er dem [illegible]gen Politiker [illegible] Oring gegenüber, dem er mit erschrecken[illegible] Deutlichkeit sei[illegible] Me[illegible] zu erkennen gab, indem er ihm sagte: „S[illegible] rühmen sich in Ihrem Buch[illegible] mein Bester, wie Sie das Talent hätten, je[illegible] bei der ersten Zusamme[illegible]st für sich ein-[illegible]nehmen. Damit mir nun [illegible]s nicht widerfährt, leben Sie wohl", und [illegible]schwand ins andere Zimme[illegible] Recht deutlich war die [illegible]fertigung — [illegible]irklich so erfolgte, d[illegible] ist nicht sicher genug b[illegible]zeugt — die [illegible]. Denn [illegible] dieser auf die Frage: [illegible] Womit beschäftigen [illegible] Herr [illegible]" antwortete: „Mit [illegible] Fürst," empfing er al[illegible]gegnung die [illegible] Entlassung gleichkom[illegible] Frage: „Und weiter ha[illegible]en Sie in Weimar [illegible]zu tun?"

Selbst Na[illegible]stehende erfuhren ma[illegible] eine Abweisung, [illegible] [illegible] Folge üblen Humors, [illegible] Notwendigk[illegible] sich zu konz[illegible], [illegible], sich in seinem [illegible] stören zu l[illegible]. [illegible] mußte z. [illegible] Caroline [illegible] Humboldt erfah[illegible] die bei dem [illegible] in besonderer Gunst [illegible]. Als sie i[illegible] bei Boisserées [illegible] sie, [illegible] Bertram, der [illegible] Unterredung war, bericht[illegible] [illegible] Em[illegible]fang. Denn er [illegible] sie: „Wissen Sie, wie man [illegible] fängt?" „„[illegible]in!"" erwiderte ganz verwundert über solchen Empfang [illegible] Humboldt. „Mit einem Wehr fängt man [illegible]. Sehen Sie, sol[illegible] Wehr [illegible]ben [illegible] mir gestellt und [illegible]aben mich gefangen. [illegible] bitte [illegible] machen Sie sich schnell auf und davon, daß es Ihnen [illegible] geht wie mir. Ich bin nun einmal gefangen, muß hier sitzen bleiben und ant-



F. G. Waldmüller:
Bildnis einer Frau Lindner
und Sohn.
Zum Essay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Roessler.

worten, aber das wäre nichts für Sie. Machen Sie, daß Sie fortkommen."

Denen, die durch eitles Hervordrängen ein Löbchen für sich erraffen wollten, tat er den Gefallen nicht. Als Jean Paul einmal ein Urteil, natürlich ein günstiges, über sich von ihm herauszulocken gedachte und von allen möglichen Humoristen zu reden anfing, um den Unterredner zu nötigen, von ihm zu sprechen, wußte Goethe so geschickt auszuweichen, und mit dem Gaste zu spielen, daß der Arme ganz schachmatt nach Hause gehen mußte. War Goethe auch häufig ein liebenswürdiger Wirt, so konnte er doch äußerst grob werden. Bei einer Gesellschaft im Jahre 1808, bei der außer der Frau Riemer, Meyer, Frommann und Steffens mit ihren Frauen anwesend waren, las Werner auf des Wirtes Aufforderung Sonette vor, darunter eines, in dem er den Mond mit einer Hostie verglich. Darüber fuhr Goethe entsetzlich auf und polterte wild gegen diese schiefe Religiosität.

Und derselbe Mann, der wegen seines Hochmuts verschrieen war, konnte namentlich strebenden Jünglingen gegenüber von bezaubernder Liebenswürdigkeit sein. Es ist durchaus kein alleinstehendes Beispiel in der Geschichte seines Verkehrs, daß er sich von einem Studenten der Medizin — noch dazu einem Juden — David Veit, nicht bloß Einwendungen gegen seine Urteile und kritische Bemerkungen über seine Werke gefallen ließ, sondern daß er den Jüngling auf einem Spaziergange sichtlich auszeichnete, ja sich im Weimarer Theater hinter ihn setzte und ihn angesichts des ganzen Publikums in ein längeres Gespräch verwickelte.

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß der vornehme Mann kaum einen Unterschied des Standes und des Alters beachtete. Wie Kinder und Greise, junge und ältere Frauen in gleicher Weise von ihm ins Gespräch gezogen wurden, so erfreuten sich Fürsten und — Scharfrichter seines Umganges, denn ein wirklicher Scharfrichter Huß in Eger durfte sich seiner freundlichen Beachtung rühmen.

Zu diesem seltenen und seltsamen Manne wurde Goethe durch einen Polizeibeamten, späteren Magistratsrat Grüner, geführt, der durch den Umgang mit dem Reisenden in der Tat auf eine höhere Stufe gehoben wurde. Grüner war vorher diensteifriger Beamter gewesen, der mit dem mächtigen Manne durch das Visieren eines Passes bekannt wurde. Da Goethe öfter durch Eger kam, machte sich die Bekanntschaft leicht. Grüner war vorher schon Sammler mancher Kunstgegenstände

gewesen und hatte mit Eifer Sitten und Sprache seiner Heimatsgenossen betrachtet. Nun wurde er durch Goethes universales Interesse aus seinem kleinen Kreise in größere geführt. Gleich ihm wurde er nun ein eifriger Naturbeobachter. Und nachdem es ihm ursprünglich seltsam, fast lächerlich erschienen war, daß der Minister und Dichter Spaziergänge oder Lustfahrten unterbrach, um Steine aufzuheben und zu klopfen, wurde nun auch er zum Mißfallen seiner Frau ein eifriger Steinsammler, der Säcke von Gesteinen mit nach Hause schleppte und ein genauer Kenner der Mineralien seiner Heimat.

Manche Besucher haben sich über das Knurren und Brummen des Weisen am Frauenplan, über seine „Hms" und ähnliches ausgelassen. Nicht selten waren solche Elementarlaute Zeugnisse der Verlegenheit, mitunter freilich auch der Ausdruck des Ingrimms und der Langweile. Neugierige Besucher, solche, die in ihren Erinnerungsblättern registrieren wollten, daß sie den großen Mann gesehen hätten, ließen sich durch einen derartigen Empfang verstimmen und verstummten auch ihrerseits; andere nahmen davon Anlaß, sich in ihrer Dreistigkeit zu verhärten, und verdarben ihre Sache vollends. Nur wenige, die weder neugierig noch zudringlich, noch von ihrer Bedeutung aufgebläht, sondern von dem heiligen Eifer erfüllt waren, ihrer Sache, nicht ihrer Person zum Siege verhelfen wollten, wie der edle Sulpiz Boisserée, verharrten in ihren Anstrengungen und erlangten schließlich den Lohn ihres Strebens, der darin bestand, den Widerwilligen zum Hören und zur Anerkennung ihrer mit Begeisterung verfochtenen Angelegenheit zu bestimmen. Der Besuch hatte das schönste Resultat, den schweren Sieg des früheren Gegners über sich selbst, so daß Goethe in die Worte ausbrach: „Ja, was Teufel, man weiß da, woran man sich zu halten hat: die Gründlichkeit und Beharrlichkeit, womit die Sache bis ins kleinste verfolgt ist, zeigt, daß es lediglich nur um die reine Wahrheit und nicht darum zu tun, zu wirken, um Aufsehen zu erregen."

Mit unnachahmlicher Grazie wußte Goethe Unschicklichkeiten zu rügen. Als einmal im Kügelgenschen Hause in Dresden eine enthusiastische Bewunderin hereinstürzte, auf den Fremden loseilte und ihm in hochtrabenden Worten ihr Entzücken ausdrückte, ihn endlich zu sehen, wies er auf die Hausfrau, die der Eindringling zu begrüßen vergessen hatte, mit den Worten: „Da ist auch Frau von Kügelgen." Und entfernte sich einfach, als der weibliche Störenfried trotzdem seine Unart gutzumachen unterließ.

Oft genug mußte er Vorlesungen männlicher und weiblicher Schriftsteller über sich ergehen lassen. Noch öfter wurden ihm Gedichte überreicht oder zugesteckt. Mit letzteren machte er nicht selten kurzen Prozeß, indem er sie mit einer beliebigen Entschuldigung zurücksandte. Sehr häufig dagegen gab er sich die Mühe, die Einsendungen zu lesen, und gab dem Dichter guten Rat, der freilich in gar manchem Fall unter höflichen Worten eine recht bittere Pille überzuckerte. Konnte er solcher Qual entgehen, so tat er es mit Wonne. Ein solcher Fall ist ganz lustig. Er war zu Heidelberg bei dem alten Voß eingeladen. Außer ihm ein Dichter Kunz aus einem kleinen Staate, der von Voß neben den großen Kollegen gesetzt worden war. Goethe ergriff das Wort und sagte: „Nun, Ihr Fürst ist ein strenger Herr: es soll schwer halten, dort einen Paß zu bekommen. Könnten Sie mir wohl einen solchen zeigen?" „„O, ja wohl! Sehr gern!"" Und damit holte Kunz aus der Seitentasche seines Rockes den Paß. „Bitte, leihen Sie mir ihn bis morgen," sprach Goethe; „es ist doch ein merkwürdiges Stück; das muß ich ein wenig sorgfältiger mir anschauen." Wer war glücklicher, als der junge Dichter? Er sah sich schon bei Goethe eingeladen von ihm und seines Schutzes teilhaftig. „Wissen Sie," sagte Goethe später zu einigen seiner Gäste, die sich über diese Paßliebhaberei wunderten, „warum ich mir das Papier geben ließ? Ich sah aus Kunz' anderer Rocktasche ein Paket Gedichte gucken, und lieber wollte ich den Paß lesen, als die."

Manche Besucher, wie Jean Paul und Karl Freiherr von Lang, konnten ihre Enttäuschung nicht verbergen, daß er ihnen nicht wie ein olympischer Gott, sondern wie ein gewöhnlicher, gelangweilter oder vielleicht gar langweiliger Sterblicher entgegentrat, — als wenn nicht auch der Größte der gewöhnlichen Menschlichkeit seinen Tribut zollen müßte. Andere waren geradezu empört. Freilich passierte es, daß einer, der morgens enttäuscht war durch die Steifheit und Zugeknöpftheit des Besuchten, abends von seiner Liebenswürdigkeit bezaubert war. Dieser Wechsel der Stimmung entsprang nicht etwa einer Laune, sondern war manchmal die Wirkung einer gewissen Methodik der Unterhaltung. Vielleicht mischte sich auch ein bißchen Eigensinn hinein, denn Goethe liebte es nicht, sich in der Unterhaltung leiten zu lassen, und wurde um so unwilliger, je deutlicher ihm die Absicht entgegentrat, ihn von dem angeschlagenen Thema abzubringen und nach der Laune des Besuchers zu gängeln. Abends im festlichen Kreise war er dann, mochte er in seinen Salons empfangen oder in den Zimmern seiner Schwiegertochter

erscheinen, der liebenswürdige Wirt, der jeden Gast gern zufrieden stellte. Daher kamen nur wenige, wenn sie sich nicht mit einer bloßen formellen Vormittagsaudienz zu begnügen hatten, nicht auf ihre Rechnung. Zu diesen wenigen gehörte die gute Charlotte Kestner geb. Buff, die 44 Jahre nach dem Wetzlarer Erlebnis ins Goethehaus kam. Die treffliche Frau, eine wackere Mutter und Großmutter, die eben nur dieses eine Abenteuer mit dem jungen Genius erlebt hatte, wiegte sich vielleicht, trotz ihrer Ehrbarkeit und ihres Alters, in der Hoffnung, ihren stürmischen Jugendfreund wiederzufinden, der die Wetzlarer Lotte als Himmelskönigin empfangen würde, und war arg enttäuscht, ja entrüstet, als sie einen alten Herrn antraf, der recht verbindlich war, aber von der Vergangenheit nichts mehr zu wissen schien und der ihr, da sie in Jugenderinnerungen schwelgte, wegen dieser bloßen steifen Höflichkeit ziemlich unangenehm erschien.

Es wäre nun ein leichtes, eine Anzahl enthusiastischer Ausdrücke der Gäste im Goethehause mitzuteilen. Wie viele Jünglinge und gereifte Männer kamen schüchtern, auch die Bedeutenden voll scheuer Ehrerbietung mit dem Wunsche, den großen Dichter und gewaltigen Denker zu sehen, und schieden voll begeisterter Liebe im Herzen für den großen und guten Menschen. Wie wußte dieser alte Herzenskündiger junge Mädchen zu fesseln und ihre Schwärmerei auflodern zu lassen, aber wie verstand er es auch, Jünglinge, die etwas kritischer angelegt und geneigt und bereit waren, in dem Alten Schwächen zu entdecken, in seinen Bann zu ziehen. Mit welcher Herzlichkeit empfing er z. B. seinen Großneffen Nicolovius, so daß dieser sich gleich wie ein Mitglied der Familie fühlte; mit welch väterlicher Huld begrüßte er den jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy, der freilich ein Herzensdieb war, und verschaffte diesem von allen verwöhnten und verhätschelten Kinde die reinsten, himmlischsten Tage. Aber Mädchen und Jünglinge, reife Männer und Matronen sind einig in dem Gefühl, das manche von ihnen in geradezu religiöser Weihe so ausdrückten, daß sich ein Gott ihnen offenbart hätte: Hier erkannten sie Leutseligkeit und Milde, Weisheit und Erhabenheit, aber nicht die eines höheren Wesens, das hoch oben in den Wolken thront und gleichmütig auf Schmerzen und Freuden der Menschheit hinabsieht, sondern als die eines milden, gütigen Trösters und Helfers, als eines Segenspenders und Lichtbringers.

Endlich muß Goethe als Hausherr, im Verkehr mit seinen Untergebenen betrachtet werden. Nicht der ordnungsliebende pedantische

Meister, der selbst, wenn er Bestellungen und Anfragen wegen einer Wohnung oder wegen einer seltenen Pflanze machte, wenn er sich einen Eimer Wein kommen ließ und dergleichen, seine Briefe sorgfältig konzipierte, diktierte, mundierte, sondern der Mann im Verkehr mit den Angestellten seines Hauses, namentlich mit den Schauspielern, die er gern seine Kinder nannte, und den Dienstboten.

Den Schauspielern gegenüber war er bald der dräuende Jupiter, bald der lieblich strahlende Apollo. Er konnte wettern und fluchen, die Schauspieler bis zur Unerträglichkeit ihre Rollen wiederholen lassen, die Widerspenstigen mit Gagenabzügen bestrafen und ins Gefängnis stecken, aber er konnte sie streicheln wie ein Vater, unterrichten wie ein geborener Lehrmeister, fördern wie ein guter Mensch und verklären als machtvoller Dichter.

Seinen Dienern war er ein gütiger Herr, aber selbst der mildeste wird durch Unbotmäßigkeit männlicher und weiblicher Hausangehörigen aus seiner Güte vertrieben. Wenn daher Goethe auch gar manchmal Briefe schrieb, um die, welche seinen Dienst verlassen mußten, anderweitig zu empfehlen oder in bessere Stellen zu bringen — wobei er einmal nicht anzumerken vergaß, daß dies erst am Anfang der nächsten Woche geschehen könnte, weil bis dahin noch die Wäsche zu besorgen und in Schränke einzuordnen wäre — wenn er selbst diese Sorgfalt solchen zuteil werden ließ, die sich vergangen hatten, so kehrte er doch manchmal den Gestrengen heraus.

Denn nicht immer herrschte Friede z. B. im Küchendepartement. Besonders schlimm trieb es die ehrsame Jungfrau Charlotte Hoyer, die nicht ihrer Tugenden, sondern ihrer Untugenden wegen eine gewisse Unsterblichkeit erlangt hat. Zwei Jahre war sie im Goetheschen Hause gewesen, dann mußte sie entlassen werden und erhielt folgendes Zeugnis, das man gewiß nicht als Ehrendenkmal ansprechen darf:

„Charlotte Hoyer hat zwei Jahre in meinem Hause gedient. Für eine Köchin kann sie gelten, und ist zu Zeiten folgsam, höflich, sogar einschmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr, nur nach eigenem Willen zu handeln und zu kochen; sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob, und sucht diejenigen, die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden. Unruhig und tückisch, verhetzt sie ihre Mitdienenden und macht ihnen, wenn sie nicht mit ihr halten, das Leben sauer. Außer anderen verwandten Untugenden hat sie noch die, daß sie

an den Türen horcht. Welches alles man, nach der erneuten Polizeiverordnung, hiermit ohne Rücksicht bezeugen wollen."

Dieses Zeugnis übersandte der Aussteller dem Polizeikollegium und vergaß nicht dabei zu melden, daß die Köchin das Blatt, worauf das Zeugnis der vorigen Herrschaft gestanden, zerrissen und die Fetzen im Hause herumgestreut habe. Bei der Gelegenheit charakterisierte er das Mädchen „als eine der boshaftesten und incorrigibelsten Personen, die mir je vorgekommen".

Männliche Dienstboten trieben es oft noch schlimmer als weibliche. Sie sündigten durch Schroffheit, Trunksucht und Unsittlichkeit. Oft genug mußten sie Knall und Fall entfernt werden. Gegen einen besonders störrischen, einen gewissen Gensler wandte sich Goethe an die Behörde. Denn jener hatte auf einer Reise, während er auf dem Bocke saß, sich mit dem Kutscher gezankt, ja geprügelt. Er war durch herrschaftliche Ermahnungen nicht zur Raison zu bringen und wenn auch gegen Goethe selbst nicht geradezu gewaltsam, so doch gegen seine Begleiter und Gefährten widerwärtig und grob. Da ließ ihn Goethe, nachdem er in Jena einpassiert war, einfach auf die Wache bringen, verlangte von der Behörde, zu vermitteln, die Sachen des Unzuverlässigen abholen zu lassen und den Herrn in seiner Ruhe zu beschützen.

Diese Behörden rief er auch an, wenn er in seinem Hause durch Lärm der Nachbarn, z. B. die Kegelbahn einer naheliegenden Wirtschaft, oder durch den Bau eines Nebengrundstücks, dessen Fenster auf das seinige gingen, gestört wurde.

Wie sein Haus, so suchte der Dichter auch dessen Umgebung zu schützen. Die sächsische Landesdirektion hatte im Weimarischen Wochenblatte eine Verfügung gegen die im Park verübten Frevel veröffentlicht. An dies Edikt anknüpfend, wandte sich Goethe an die genannte Behörde mit folgender Beschwerde: „In der Ackerwand steht eine Reihe Kastanienbäume; sobald nun die Früchte einigermaßen zu reifen anfangen, werfen die Knaben mit Steinen darnach, ohne sich im mindesten um die Vorübergehenden zu bekümmern.

Ferner wird man nicht nur auf gedachter Straße, sondern auch in den Gärten belästigt; nach Obstbäumen, die an der Mauer her stehen, werfen unbändige Knaben, bei noch völlig unreifen Früchten, Steine ja Knittel, und der Besitzer, in Gefahr auf eignem Grund und Boden verletzt zu werden, sieht sich in der Hoffnung getäuscht, seine Früchte zu genießen.

Ja, was ganz seltsam scheinen muß, dasselbe geschieht mitten im Winter an unbelaubten Bäumen, auf denen nicht etwa ein Nest oder sonst etwas zu bemerken ist, welches Aufmerksamkeit oder Begierde erregen könnte. Wie denn der Gensdarmes Lenger, dem ich die bis in die Mitte meines Gartens geflogenen Steine vorgewiesen habe, bezeugen kann."

Dieses Schreiben ließ der Bittsteller einige Zeit liegen und fügte dann (15. August 1817) folgendes hinzu: „Wobei ich zugleich bewähren kann, daß es eine öffentliche Sache sei: denn indem ich, aus meiner Gartentüre heraustretend, dergleichen frevelnde Knaben zur Zucht verwies, stimmten mehrere von ihren Krautländern zurückkehrende Menschen in meine Rede mit ein, versichernd, daß sie auf diesem so gangbaren und unvermeidlichen Wege durch solchen beschwerlichen Unfug getroffen und verletzt zu werden, öfters in Gefahr gerieten."

Sollte es nötig sein, diesen Ausführungen eine Entschuldigung oder Rechtfertigung anzuhängen? Hyperästheten und empfindsame Frauen lieben es — früher allerdings mehr als in den gegenwärtigen realistischen Zeiten — sich den Dichter in den Wolken thronend, in olympischer Ruhe verharrend zu denken; sie riefen wohl klagend aus, man trübe ihnen das Bild eines Dichters, wenn man ihn nicht als einen der Erdenwelt entrückten Göttersohn darstellte. Wir, die Kinder der neuen Zeit halten selbst bei dem Größten den Erdenrest nicht für peinlich. Wir empfinden es nicht als entweihend, wenn auch der Größte als Irdischer unter seinesgleichen umherwandelt. Sein Bild wird nicht verdunkelt, sondern durch eine neue Glorie umstrahlt, wenn wir ihn auch in diesen Beziehungen als einen Vollmenschen erkennen. Nicht etwa als einen solchen, der fast die Besinnung verliert, wenn die Köchin die Suppe versalzt oder ein paar Töpfe zerschlägt, der sich schier die Haare ausrauft, wenn seine häusliche Bequemlichkeit die geringste Störung erleidet, oder der fürchtet, der Erdball müsse versinken, wenn Nachbarn Lärm vollführen. Sondern als einen Menschen, der böse werden konnte, wie andere Erdenkinder, sich beklagte, sobald er meinte, es werde ihm ein Unrecht zugefügt, oder der wetterte, wenn er erkannte, daß die Untergebenen ihre Pflicht versäumten. Hinwiederum als einen solchen, der seine Tage eifrig nutzend, Anerkennung zollte für treue Arbeitsleistung und jahrelange Anhänglichkeit, Duldsamkeit übte dem guten Willen gegenüber, mochten auch die Erfolge den Anstrengungen nicht entsprechen. Und der, nicht zufrieden damit, seine Dienstleute zu entlohnen, die sich für ihn abgemüht hatten,

auch weit über das Bestehen dieses persönlichen Verhältnisses hinaus, Zuspruch und Förderung den Getreuen angedeihen ließ.

Durch solche kleine Züge gewinnt der große Mann nur, verliert aber in den Augen Verständiger nichts. Der Himmelspose entkleidet und zur Erdennähe gerückt, erscheint der Große doppelt sympathisch und liebenswert. Wir, die wir mit dem Genius jubeln, den Weisen anstaunen, von dem Dichter uns erheben und erschüttern lassen, begrüßen ihn nun traulich auch in rein menschlichen Lagen als unseren Genossen.

Dieser Aufsatz ist geschrieben mit Anlehnung und teilweise unter Benutzung meines Buches „Goethe und die Seinen", das im Oktober dieses Jahres bei R. Voigtländer erscheinen wird.

Philipp zu Eulenburg:
Aus der Art . . . Eine märkische Geschichte.

Der Junge war am Nachmittag von der Stadt gekommen. Er hatte immer noch sein blasses, mageres Gesicht mit den schmalen Lippen und den glänzenden Augen.

Die Tante behauptete, daß das Leben in der Stadt nichts für ihn tauge, aber der Vater sagte „dummes Zeug" und „das verwächst sich".

Vor acht Tagen hatte der Junge, siebenzehn Jahre alt, das Maturitätsexamen bestanden und sollte nun studieren, aber der Vater ließ ihn plötzlich kommen, um ihm Landwirtschaft „beizubringen" — nicht etwa aus Gesundheitsrücksichten. Warum sollte der Junge auch schwächlich sein? Er selbst war mit seinen fünfzig Jahren wie ein Dreißiger und die Mutter eine starke Frau gewesen. Daß sie an der Geburt des Jungen starb: „Mein Himmel, die Ärzte sind eben Schafsköpfe!"

In dem schmalen, gelb getünchten Hause mit dem hohen roten Ziegeldach und der knarrenden weißen Haustür wohnte im Erdgeschoß der Vater. Er war königlicher Domänenpächter.

Oben hauste die Tante, seiner verstorbenen Frau älteste Schwester, eine kinderlose Witwe, die der Wirtschaft vorstand. Sie wurde Frau Doktor genannt, denn ihr seliger Mann war Tierarzt gewesen.

In der Milchwirtschaft war sie tüchtig und im Hause pünktlich — aus Angst vor dem Schwager. Im Grunde säße sie lieber in ihrer Stube unter allen den gestickten Sofakissen und kleinen Porzellanvasen und nähte an ihrer Wäsche herum!

Sie litt viel an Zahnschmerzen, ging stets mit verbundener Backe umher und war sonst eine gutmütige magere Frau, etwas dumm, ohne jeden eigenen Willen und wehmutsvoll gottesfürchtig.

Obige Novelle ist vor einem Menschenalter (unter anderen Arbeiten aus der Feder Eulenburgs) in „Nord und Süd" veröffentlicht worden. Wenn wir sie hier nochmals abdrucken, bezwecken wir nichts Anderes, als unseren Lesern eine Probe der psychologischen und artistischen Darstellungsweise des Mannes zu geben, der nach einem einflußreichen Leben der Mittelpunkt einer unerquicklichen und häßlichen Affaire wurde. Wir glauben, bei unseren Lesern Interesse voraussetzen zu dürfen. Die Redaktion.

Lange hatte der Pächter die Domäne noch nicht in Pacht — etwa sieben Jahre — aber es ging gut damit. Er hatte in den letzten Jahren, durch Lieferung von Kartoffeln an ein Hamburger Haus, durch gute Wollpreise und allerhand glückliche Spekulationen im kleinen, ein paar tausend Taler erübrigt und der Gedanke des einstmaligen Erwerbes eines eigenen Landgutes war ihm so nahe getreten, daß er es aufgab, den Jungen studieren zu lassen.

„Ein Stadtberuf ist nichts für uns," sagte er, „denn es scheint sich ja hier zu machen."

So äußerte er sich allerdings nur, wenn er guter Laune war, und solche seltene Anwandlungen von guter Laune übten auf die Tante eine gewisse „weltliche" Wirkung. Sie kramte eifriger als sonst in ihrer Wäsche herum, nahm sich auch das Tuch von der Backe und war weniger wehmutsvoll als gewöhnlich.

Der Junge hieß Karl nach seinem Vater. Der wollte es so, denn die arme sterbende Mutter hatte nicht Zeit gehabt, an den Namen des Kindes zu denken. Den Knaben aber ihr zur Erinnerung Emil zu nennen — darauf war der Vater nicht gekommen, trotz des Schmerzes, den er kurz und heftig empfand.

Karl gehörte zu jenen Naturen, deren geistige Entwicklung in keinem rechten Verhältnis zu der körperlichen Anlage steht. Seine große Leichtigkeit der Auffassung trug den Stempel einer Loslösung von jedem körperlichen Zusammenhange. Auch war seine Gedankenwelt eigenartig rein. Der materielle Einfluß seiner Schulkameraden brachte ihn wohl in eine gewisse Abhängigkeit, trotz seiner geistigen Fähigkeiten, denn er unterlag der Gewalt physischer Kraft, aber es glitt der materielle Gedanke an ihm ab, keine Spur hinterlassend. Andererseits fand und suchte er auf dem geistigen Gebiete keine Befriedigung. Er arbeitete traumhaft und faßte traumhaft auf, ohne Wärme und Lebhaftigkeit. Nur dichterische Erzeugnisse griffen tiefer in ihn hinein und gewisse Ausdrücke seelischen Leidens trieben ihm Tränen in die Augen. Dann war es, als nähme jener traumhafte Zustand eine Art berechtigter Form an und es lebte der Knabe ein Dichterleben ohne Verse und Ausdruck, voller Scheu vor Verrat.

Über das, was er werden sollte, war er sich trotz des bestandenen Maturitätsexamens nicht klar.

Weite Schlußfolgerungen sind nicht die Sache der Jugend; darum ist dieselbe auch den Wünschen der Eltern gegenüber so eindrucksfähig.

Am wenigsten aber war eine Natur wie Karl imstande, über sich klar zu werden. Das Faktum des Scheidens aus der Schule und von den Kameraden war das einzige, was er empfand. Zugleich aber war der Reiz einer Veränderung, in die er willenlos gezogen wurde, mächtiger als das Wehgefühl dieses Lebewohls.

Er empfand dies Wehgefühl immerhin so stark, daß er Tränen vergoß, als sich der schwerfällige gelbe Postwagen in Bewegung setzte und die lustig grüßenden Stimmen der Kameraden von dem gepreßten Tone des Posthorns übertönt wurden.

Mit einem Stoß fuhr der Wagen von dem Steinpflaster zwischen den letzten Scheunen der Stadt auf die Chaussee, und bei den Stämmen der alten Pappeln, deren Laub sich gelb zu färben begann, blickte der Junge auf die flachen grauen Äcker und Brachfelder hin. Es versiegten die Tränen, denn das neue hatte begonnen.

Als er aber auf der zweiten Poststation den heimatlichen Wagen stehen sah, da war vollends die Stadt vergessen.

So war es, wenn er zu den Ferien fuhr, und jetzt sollten es ewige Ferien sein!

„Guten Tag, Weber," sagte er, an den Wagen tretend, freundlich zu dem alten mürrischen Knecht, der in seinem blauen Sonntagsrock mit hohem Kragen den Kutscher spielte. „Wie geht es?"

„Na, wie soll es gehen?" antwortete Weber, „es ist ja immer beim alten."

Und dann hob er den Koffer zu sich auf den Bock, sah sich um, ob Karl fertig war, und Hü! ging es fort.

Karl fragte den Alten nichts mehr. Schon in seiner Haltung lag etwas unliebenswürdig Abwehrendes, denn Weber war kein Freund vom Reden.

Deshalb verfiel Karl bald in Träumereien und es zogen in seinen Gedanken vorüber der Garten am Haus mit der alten Tanne, die Pferdekoppeln und das weite Moorland mit den Schilfteichen, wo die wilden Enten aufschwirrten, wenn er kam. Er ertappte sich auf sonderbaren märchenhaften Träumen, frei herumschweifend, singend und jagend, in einer Art Kleidung von Fellen. Als aber plötzlich, unvermittelt, die Gedanken den Weg zu dem Vater nahmen, schreckte er auf.

Persönlich sollte der Vater fortan seine Tätigkeit überwachen.

Seine Tätigkeit!

Ein Gefühl der Schwäche überkam ihn. Ein Gefühl der Ohnmacht

und Angst vor dem Vater mit seiner sich rötenden Stirn und der Unruhe in den Händen, wenn er zornig wurde. Er floh in fliegender Hast zu der Tante hinauf, wie damals als kleiner Knabe. Die Stimme des Vaters schallte hinter ihm her und die Tante fragte ihn, am Wäscheschrank stehend, mit ihrer halb gleichgültigen, halb klagenden Stimme:

„Was ist denn wieder geschehen?"

Karl hatte Herzklopfen bekommen, so lebhaft war die aufregende Phantasie gewesen!

Jetzt aber sah er nach rechts hinaus, da tauchte in der Ferne das Gut auf. Eine dichte Baumgruppe im flachen Felde mit einigen weißen Häusern, die daraus hervorleuchteten.

Dort aber schaute das hohe rote Dach des Vaterhauses über die Bäume hinaus, und das Herzklopfen des Unbehagens wich der Erregung des nahen Wiedersehens.

Der Vater begrüßte ihn stets freundlich, wenn er zu den Ferien kam, und die Tante stand dabei und gab ihm einen ganz trocknen Kuß, den er halb abwehrend empfing.

So war es auch dieses Mal.

Aber da stand noch ein Dritter in der Tür, wie dazu gehörig. Ein junger Mann, einige Jahre älter als er, kräftig gebaut, mit lebhaften Farben und starkem gekräuselten blonden Haar. Die hellen Augenbrauen waren kaum zu sehen, und deshalb nahmen die ziemlich ausdruckslosen aber großen blaugrauen Augen eine gewisse Bedeutung an. Er trug Stiefel bis an die Kniee und enge graue Hosen. Den Rock zugeknöpft und einen schmutzigen kleinen schwarzen Filzhut in der Hand.

Der Vater unterbrach plötzlich seine Begrüßungen.

„Sehen Sie einmal zu, Wilhelm," sagte er zum Hofe spähend, „ich glaube, der Schafskopf, der Schulz, ladet wieder die Lupinen an der Ecke der Brennerei ab." Und der junge Mann sprang die Stufen hinab, während seine Stimme laut tönend zum Hofe hinaus schallte: „He da! Schulz! He!"

„Wer ist das?" fragte Karl ihm nachsehend.

„Der neue Eleve," sagte der Vater zerstreut, „aber komme jetzt, der Kaffee wird kalt, ihr habt euch verspätet," und er sah ärgerlich auf seine Uhr.

Der Vater hatte den Jungen oben in dem ersten Stock mit Wilhelm in einem Zimmer untergebracht.

Es war das alte Zimmer, das Karl während der Ferien bewohnte.

Die graue schadhafte Tapete mit den weißen Mustern und der intensiv blauen Bordüre war nicht erneuert. Der weiße Waschtisch, der braun angestrichene Kleiderschrank, das Bild, die Erstürmung von Sebastopol darstellend, alles war geblieben. Nur ein zweites Bett stand darin.

Das Zimmer lag nach dem Garten hinaus, der in früheren Zeiten ein Ziergarten gewesen war. Darum stand hier und dort noch der Rest einer Buchenhecke, buschartig emporgewachsen. Aber auch die Obstbäume der späteren Küchengartenperiode waren nicht ordentlich ergänzt. Kartoffeln und Mohrrüben wuchsen darin und mitten durch den Garten führte ein gerader Weg bis zu einer alten himmelhohen Tanne, die allein von der früheren Herrlichkeit übrig geblieben war.

Wenn der Baum von dem Winde bewegt hin- und herwiegte, konnte der Junge eine ganze Stunde lang hinüberschauen. Die Tanne war dann so merkwürdig lebendig, und es war, als nickte sie ihm zu und spräche mit ihm.

Früher war er bisweilen hoch in die Äste hinaufgestiegen, und da kam er sich vor wie in einem fernen weiten Waldlande, wo nur glückliche Menschen lebten, ohne Abhängigkeit und ohne Arbeit.

Jetzt stieg er nicht mehr hinauf, denn er machte sich die Finger und Sachen harzig und schmutzig.

Es wäre auch lächerlich gewesen in seinem Alter!

Wilhelm fand nichts Besonderes an der Tanne.

Am zweiten Abend nach seiner Rückkehr sagte Karl ganz in ihren Anblick verloren:

„Wie sie schwankt!"

„Wer?" fragte Wilhelm mit seiner zum Basse neigenden Stimme.

„Die Taune."

„Ach so, die Tanne!" stieß Wilhelm halb ärgerlich, halb verächtlich hervor und spitzte an dem Bleistift weiter, dem er bereits dreimal die Spitze abgebrochen hatte.

Wilhelm war eine energische Natur. Er faßte draußen in der Wirtschaft an, wo es not tat, und half jedem zerbrochenen Wagen selbst wieder auf. Auch war es seine Leidenschaft, Tieren die ausgerenkten Glieder wieder einzurenken.

Natürlich wurde ihm jede zierliche Arbeit schwer, und er hielt die Feder fast wie eine Reitpeitsche in der Hand.

Es lag eben in seiner Natur, daß ihm die zarten Beschäftigungen nicht recht glücken wollten.

Darum konnte er auch in dem Gefühl der Schwäche, das starke Menschen besonders empfindlich berührt, über den Tintenkler auf dem seltenen Brief an seinen Vater in eine Wut geraten, die Karl geradezu in Schrecken versetzte.

Jener Ausdruck physischer Kraft aber war es wiederum, der Karl beherrschte und anzog.

Es war die alte Geschichte von der Ergänzung.

Die jungen Leute lebten sich gut miteinander ein und schlossen Freundschaft mit jener Leichtigkeit, die eines der glücklichen Attribute der Jugend ist.

Streit gab es nie, da Karl zu weich war, um den Härten Wilhelms in gleicher Weise begegnen zu können.

Für Karls neuen Beruf aber war der neue Freund von unschätzbarem Werte. Jenes unbewußte Nachahmen, das allen abhängigen Naturen eigen ist, trieb ihn wenigstens äußerlich in Formen, die dem Vater behagten. Als Erstes hatte sich Karl ein Paar Kniestiefel, wie sie Wilhelm trug, machen lassen. In ihnen schritt der schmächtige Junge, einen Stock in der Hand, fast energisch über die Felder. Er hatte sich auch in seiner schmiegsamen Art den Ton und die Weise angeeignet, in welchen Wilhelm mit den Leuten verkehrte. Nur wagte er, zu seinem eigenen Verdruß, niemals in Gegenwart des Vaters in dieser Art zu sprechen und zu befehlen.

Dennoch war der Vater mit ihm zufrieden und die Tante hatte, Karl mit geheimnisvoller Miene in ihr Zimmer ziehend, leise erzählt: „Der Vater sagt, du läßt dich gut an."

Diese Mitteilung aber machte Karl so viel Mut, daß er es wagte, einmal sogar in Gegenwart des Vaters einem ackernden Arbeitsmann zuzurufen:

„So tief braucht die Wasserfurche nicht zu sein!"

Aber er glaubte nach dieser Bemerkung ein unmerkliches Lächeln auf den Zügen des Vaters gesehen zu haben, das nahm ihm für alle Zeiten den Mut, noch ein zweites Mal so viel zu wagen.

Jede Stimmung aber, die nicht der notwendige Ausdruck natürlicher Grundlage ist, erleidet Schwankungen, die zur Erschlaffung führen, und Charakterzüge von so heterogener Art wie Wilhelms Energie und Karls

Idealismus vereinigen sich niemals für die Dauer in einem und demselben Menschen.

Die erste Veranlassung eines Zurückweichens Karls in seine Traumwelt war ein Besuch Sonntags nachmittags bei dem Pfarrer.

Ein solcher Besuch fand äußerst selten statt, denn er erforderte einen Aufwand von Sonntagsstaat, der weit über die Bequemlichkeit des Vaters hinausging. Das saubere Hemd mit der vorgesteckten goldenen Nadel, der schwarze Tuchrock, die blank gebürsteten Stiefel und das glatt gestriegelte Haar machten dem unruhigen Mann viel zu viel Ärger! Immer im Begriff loszuplatzen, verbreitete er unter den ebenso sonntäglich geplätteten und gebügelten Insassen des Wagens, der Tante, Wilhelm und Karl, eine schwüle Atmosphäre des Unbehagens, welcher der dreiste Wilhelm durch geheuchelten Gleichmut zu entgehen suchte.

Nur der bei so außergewöhnlichen Fahrten besonders mißmutige, steif auf dem Bock sitzende Weber fühlte jenes Unbehagen nicht, weil er zu sehr mit eigener Verdrießlichkeit beschäftigt war.

Der Pfarrhof lag bei der Kirche, die mit ihrem spitzen grauen Turme weithin über die Felder schaute.

In dem Gärtchen, wo Georginen in allen Farben als Einfassung der Gemüsebeete herbstliche Pracht entfalteten, stand eine Laube, von wildem Wein umrankt, der bereits gelbe und rote Blätter verlor.

Es war ein warmer Oktobernachmittag, der Himmel wolkenlos und die Sonne wärmend, ohne zu brennen.

Die Pastorin hatte den Kaffee in die Laube gestellt und Fräulein Emilie, die Tochter, ging geschäftig zwischen dem Hause und der Laube hin und her, bisweilen ein gelbes Weinblatt entfernend, das auf das weiße Tischtuch gefallen war.

Sie war etwa 22 Jahr alt und hatte die unbestimmten Züge des Vaters. Es war alles rundlich an ihr, doch gossen die lebhaften Farben, das schöne blonde Haar, über sie ein gutes Stück Jugendzauber aus.

Wunderbar verschieden von ihr war die Mutter. Alles war eckig und spitz und nur die großen, etwas dummen braunen Augen waren freundlich und weich.

Sie war eine Frau von der Art der Tante.

Stets wehmutsvoll, unterdrückt von Mann und Tochter, und ohne jeden eigenen Willen.

Sie stellte gut eine Frau Pastorin dar und würde sogar in ihrer Milde besser einen Herrn Pastor dargestellt haben, als ihr Gemahl, der

voller Lebhaftigkeit stets sehr geschäftig war und die Interessen des Pfarrhofes gegen die Bauernschaft mit „Schwert und Feuer“ vertrat.

Der Pfarrer hatte auch sofort nach der Ankunft der Gäste den Herrn Domänenpächter in eine Grenzstreitigkeitsfrage zwischen dem Dorfschulzen und der Pfarre verwickelt, und die Männer gingen gestikulierend zwischen den Georginen auf dem schmalen Wege hin und her.

Die Tante saß neben der Pastorin bei dem Kaffee in der Laube.

Die beiden Frauen waren dazu geschaffen, Freundinnen zu werden, aber es kam nicht dazu. Mit wehmutsvoller Stimme sprachen sie über elsässische Hühner, die der Ökonomierat in Schwandorf angeschafft hatte, und schwiegen stets still, wenn die Herren in ihrer lebhaften Unterhaltung in die Nähe der Laube kamen.

Den jungen Männern fiel die Unterhaltung von Fräulein Emilie zu.

Damit ging es dürftig zu Anfang, denn Wilhelm hatte das Mädchen eben erst kennen gelernt und besaß wenig Grazie der Unterhaltung.

Karl hätte wohl tausend Anknüpfungspunkte gehabt, aber er litt unter Wilhelms Verlegenheit, dessen nach Atem ringende Äußerungen er als eigenes Elend empfand.

Erst als Fräulein Emilie von einem Unfall sprach, der sie kürzlich bei der Fahrt nach der Stadt betroffen hatte, brach das Eis.

Wilhelm schilderte plötzlich losbrechend in lebhaften Farben vier bis fünf ähnliche Unfälle, die ihm zugestoßen waren.

Besonders glückte ihm, nach seinem Dafürhalten, die Schilderung von einem „durchgehenden Gaul“, der „auf die Kandare gebissen hatte“ und mit ihm „abzog“.

Die Worte: „Es war ganz schauderhaft, ganz schauderhaft,“ gebrauchte er dabei so häufig, daß sich die Tante und die Frau Pastorin, durch die scharfe Betonung des „schauderhaft“ aus ihrer Hühnerunterhaltung gerissen, mit leise erschreckten Mienen Wilhelm zugewendet hatten.

Karl litt bis zum Erröten unter diesem Eindruck, doch schien glücklicherweise Fräulein Emilie nicht berührt davon.

Sie folgte mit Interesse der Erzählung, dazwischen bald den Kuchen herumreichend, bald mit auffordernder Gebärde zur Kaffeekanne greifend.

Sie hatte im hohen Maße das Talent einer liebenswürdigen, umsichtigen Hausfrau, anregend dem Gespräche zu folgen und durch ihre Haltung eine gewisse Autorität auszustrahlen.

Die beiden jungen Männer standen vollständig unter ihrem Eindruck.





voller Lebhaftigkeit stets sehr
hofes gegen die Bauern
Der Pfarrer hat … sofort na
Herrn Domänenpäch… ein Grenzstreitigkeitsfrag
…lzen und der … …elt, und die Männer
…schen den … dem schmalen Wege
Die … der Pastorin bei dem
Die … …ren dazu geschaffen, Fre
…ehmutsvoller Stim
…onomierat
…n die H

von ei… „… …gebissen hatte"
und mit ihm „a
Die Worte: … …underhaft," ge-
brauchte er dabei … …au Pastorin,
durch die schar… …rer Hühnerunter-
haltung gerissen … …ilhelm zugewendet
hatten.
Karl litt bis zum Erröten u
licherweise Fräulein Emilie nich
Sie folgte mit Interesse der
…eichend, bald mit aufforder
…ie hatte im hohen Maße d
…gen Hausfrau, anregend den
…tung eine gewisse Autorität
Die beiden jungen Männer s



F. G. Waldmüller.
Ziegen zum Geschenk gebracht.
Zum Essay von Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Roessler.

Wilhelm befand sich bei der Heimfahrt, die mit dem unruhigen Vater bereits nach zwei Stunden angetreten werden mußte, in einem Zustande verliebten Heldentums und Karl empfand instinktiv diese Stimmung des Freundes mit ihm. In seine Bewunderung Wilhelms mischte sich wohl ein leiser Zug von Überlegenheit bei der Erinnerung an jene „schauderhafte" Erzählung — aber diese Empfindung ging in dem Liebeszauber, der den Freund bewegte, allmählich unter.

Am Abend, beim Auskleiden, begann Wilhelm sein Bekenntnis.

Er war verliebt — und noch mehr: er glaubte, daß er Fräulein Emilie nicht gleichgültig geblieben sei.

„Bei der letzten Geschichte — du weißt, Karl, mit dem durchgehenden Gaul — sah s i e mich von der Seite an, und dann sah i c h sie an — und weiß der Himmel: mir schien etwas nicht richtig!"

„So? Mir ist nichts aufgefallen," äußerte Karl zögernd.

„Du siehst auch rein gar nichts!" sagte Wilhelm, sich ärgerlich wegwendend.

Im Bett aber, nachdem das Licht verlöscht war, begann er von den Reizen Emiliens zu schwärmen:

„Das Mädchen hat ein Paar Augen — weiß der Henker! Da kann sich Louischen Otto verkriechen."

Louischen Otto war seine Jugendflamme gewesen.

Karl stimmte in Wilhelms Bewunderung ein.

Er pries Emiliens Herzenseigenschaften und meinte, sie gliche einer guten Fee. Wenn sie das Haar aufgelöst trüge und ein langes weißes Gewand dazu, wäre sie gewiß weit schöner. Man sollte einmal Bilder stellen. Emilie müßte als Edelfräulein auftreten und Wilhelm als Ritter.

„Eine blanke Rüstung und ein roter Mantel würden dich gut kleiden. Nicht wahr, Wilhelm?"

Wilhelm gab keine Antwort. Er war über Karls Plänen eingeschlafen.

Karl richtete sich in seinem Bette auf und lauschte.

Er vernahm die regelmäßigen Atemzüge Wilhelms, dann versuchte auch er zu schlafen, aber die Liebesgeschichte, die Bilder, der Ritter und das Edelfräulein — das alles ließ ihm keine Ruhe. Erst nach Stunden senkte sich der Schlaf auf den erregten Jungen, der nur halb ausgeruht und noch bleicher wie sonst am nächsten Morgen zu der Arbeit auf das Feld ging.

Diese Liebesgeschichte hatte die Wendung hervorgerufen, welche Karl in seine alte Träumerei zurückführte.

Wilhelm liebte! — das war freilich ein Ereignis von so großer Bedeutung, daß alles andere daneben verblassen mußte. Fast glaubte Karl selbst Emilie zu lieben, und er hatte die Rolle eines „edel entsagenden Freundes" während eines ganzen Tages mit herumgetragen. Diese Empfindung wich jedoch einer neuen, als Wilhelm ihm des Abends im Bett sagte:

„Karl, du könntest mir ein Gedicht für Emilie machen! — Ich habe zu viel zu tun."

Karl faßte, wenn auch vorläufig in ablehnender Form, den Gedanken lebhaft auf und schlief lange nicht ein — allerhand Verse erfindend und wieder verwerfend.

Am nächsten Morgen nahm er sich Papier und Bleifeder mit auf das Feld. Die Kartoffelernte hatte begonnen und er mußte die Arbeit beaufsichtigen.

Mitten in dem Kartoffelfelde, nahe bei den Arbeitern war eine kleine Vertiefung, ehemals ein Wasserloch. Jetzt wucherten unten auf dem Sumpfboden üppiges, hellgrünes Gras und Vergißmeinnicht mit langen Stielen. Herum standen buschige Erlen, auch eine junge Eiche unter ihnen.

Der Junge spähte erst nach dem Vater, der weit und breit auf den flachen Feldern nicht sichtbar war. Dann hatte er sich durch die Erlenbüsche gedrängt und saß mit Bleistift und Papier in der grünen Umrahmung hart an dem frischen Gras des Sumpfes.

Von außen her tönte die unbestimmte Unterhaltung und das Lachen der Kartoffelarbeiter, sonst war es still. Ein paar matte Herbstmücken versuchten eine Belästigung und über die Stiefel lief ihm ein schwarzer Käfer.

Halb zerstreut dem Käfer nachsehend und ein Erlenblatt in den Fingern drehend begann er die Verse. Es wurde ihm die Arbeit leicht — merkwürdig leicht! — und ein Gefühl des Glückes, erfüllter Pflicht und großer Befriedigung kam über ihn.

Das Gedicht war kurz, aber es schien ihm viel zu sagen. Er fand es schön und las es mit Genugtuung öfter durch.

Nun drängte es ihn, Wilhelm davon Kenntnis zu geben.

Leider aber fand sich nach dem Mittagessen keine Zeit dazu. So mußte er mit Widerwillen noch einmal zu den Arbeitern hinaus und den

Feierabend abwarten. Er war zerstreut auf dem Wege und hörte nur halb auf das, was ihm der Vater, der ihn begleitete, sagte. So kam es, daß er eine Frage überhörte.

„Zum Donnerwetter! — Junge paß auf!" polterte der Vater heraus, und Karl war wie mit Purpur übergossen.

Endlich am Abend war er allein mit Wilhelm oben in der Stube.

„Ich habe ein Gedicht gemacht," sagte er.

„Zeige her, wo hast du es?" fragte eifrig Wilhelm.

Karl zog das Papier aus der Brusttasche und reichte es Wilhelm, mit den Augen voller Spannung den Lesenden verfolgend.

Wilhelm las:

Der Herbstwind weht,
Die Blätter fallen,
Durch welke Lande
Sein Klagen geht. —

Bist du in Trauer,
Du Herbsteswind,
Weil Frühlingsblumen
Gestorben sind?

Laß deine Klagen,
Zieh dort hinaus —
Zum hellen Fenster
Am Pfarrerhaus.

Da lacht der Frühling
Ins Land hinein
Aus zwei gar lieben
Blauäugelein!

„Das ist nichts," sagte Wilhelm nachdenkend, „das ist kein Liebesgedicht."

Karl horchte leise gekränkt auf — und jenes Gefühl der Überlegenheit, das er bisweilen empfand, stieg wieder in ihm auf. „Wie soll es anders sein?" fragte er.

Wilhelm gab ihm keine Antwort. Er zog seinen Rock aus, ergriff eine Bleifeder, suchte sich einen Briefbogen aus der Mappe und setzte sich in Hemdärmeln an den Tisch.

Nachdem er eine Weile an der Bleifeder gekaut hatte, schrieb er nieder:

Oh, könnt' ich schweigen —

Dann stützte er den Kopf in die Hände und bewegte den Bleistift im Munde hin und her.

So saß er geraume Zeit, während Karl sich an der Kommode zu schaffen machte, dabei jede Bewegung Wilhelms mit Spannung verfolgend.

Plötzlich sprang Wilhelm auf, zerknitterte das Papier und warf die Bleifeder gegen die Wand.

„Du hast mir durch dein dummes Gedicht alles verdorben!" rief er zornig, entkleidete sich hastig und warf sich in sein Bett.

Nach zehn Minuten war er wie gewöhnlich fest eingeschlafen und Karl begab sich, unhörbar leise, zur Ruhe, um den Freund nicht zu stören.

Wilhelm kam auf das Gedicht nicht mehr zurück.

In Karl aber war eine eigentümliche Wandlung vorgegangen.

Auf dem Gymnasium hatte er bereits gedichtet, jedoch nur als Übung für die Literaturstunde, um die verschiedenen Versfüße kennen zu lernen. Damals war es zu der Zufriedenheit der Lehrer geschehen, jetzt aber plötzlich sprach er eine Sprache für sich. Eine Sprache, in der er einen Ausdruck für alles fand, was ihn bewegte, und was er auszusprechen sich nicht getraute.

Mit erglühenden Augen und geröteten Backen saß er draußen auf dem Grabenrand in der Nähe der Arbeiter oder in einem Erlengebüsch und schrieb wunderliche Liebesritterballaden auf, deren Held Wilhelm, deren angebetete Dame Emilie war.

Wilhelm verschwieg er seine Arbeit, dem Vater aber wich er so scheu aus wie früher als Knabe in seiner stetigen Furcht vor Strafe. Das Interesse für den landwirtschaftlichen Beruf war völlig geschwunden und dem scharfblickenden Vater war diese Wandlung nicht verborgen geblieben. Aus einer geheimen Freude an dem Eifer des Sohnes wurde allmählich eine verächtliche, abwartende Mißstimmung, schließlich drohende Gewalt.

„Ich werde den Bengel schon kriegen," sagte er zu der Tante, die unter der schlechten Laune des Schwagers nicht weniger zu leiden hatte als das ganze Haus- und Hofpersonal. Sie lief mit fieberhafter Hast zwischen dem Milchkeller und ihrem Wäscheschrank hin und her und das Tuch wurde sogar über Nacht nicht mehr abgenommen.

Wilhelm überstand am besten alle jene Mißstimmungen im Hause. Er schimpfte wohl auch mehr wie gewöhnlich draußen auf dem Felde, aber an seiner harten realen Natur gingen dergleichen Stürme ziemlich wirkungslos vorüber. Während der gewitterschwülen Mahlzeiten, die das Entsetzen Karls und der Tante waren, saß er stumm vor dem Teller,

mit größtem Appetit seine Portion verzehrend. Dann sagte er laut: „Mahlzeit!" und ging, für sich lachend, hinaus.

Für Karl gab es nur eine Erholung, das war der Abend, oben in der Stube mit Wilhelm.

Leider war letzterer meistens müde und schlief bald ein, aber wenn er einmal am Tische sitzen blieb und mit Karl über Emilie sprach und allerhand Zukunftsbilder entrollte, dann schwelgte Karl in Seligkeit und fand reichen Ersatz für die Unbilden eines qualvollen Tages.

Leider nahmen diese Verhältnisse bald eine noch trübere Wendung.

Wilhelm war eines Abends auffallend zerstreut und antwortete Karl kaum auf seine Fragen. Es ging augenscheinlich etwas in ihm vor. Plötzlich sah er Karl entschlossen in die Augen:

„Morgen reite ich zu Emilie, sie hat Geburtstag," sagte er.

„Reiten?" fragte erstaunt und beunruhigt Karl.

„Auf Vaters Braunem; du mußt mir helfen. Der Vater geht morgen nach den Kartoffeln und zum Acker. Ich werde nach dem Torf sehen und kann gut unterdessen hinüberreiten. In zwei Stunden bin ich wieder zu Hause. So lange mußt du den Vater draußen festhalten."

Karl ging fast der Atem aus bei diesem unerhörten Plane. Er sollte den Vater festhalten!

„Wenn nun aber der Vater nach Hause will?" fragte er zögernd.

„Du hast nicht für einen Groschen Courage! — Zum Donnerwetter, du kannst doch wohl den Alten irgendwie anlügen?"

Karl schwieg. Er sah ein Unheil hereinbrechen und fühlte sich nicht stark genug zum Widerstande.

Noch wurde über den Plan beratschlagt, aber selbst der Gedanke, daß Wilhelm wie ein junger Graf zu dem Pfarrhause sprengen und Fräulein Emilie errötend seinen Glückwunsch entgegennehmen würde, konnte die Unruhe und Sorge in Karls Herzen nicht zum Schweigen bringen.

Der unheilvolle Tag brach an.

Der Vater ging wirklich mit Karl zu den Kartoffeln, wirklich sollte Wilhelm nach dem Torf sehen, aber schon nach einer Stunde wollte der Vater heimkehren. Karl war leichenblaß geworden, er raffte allen Mut zusammen, als er ihn zu fragen wagte:

„Willst du nicht nach den Äckern sehen?"

„Ach was!" gab der Vater nur verächtlich zur Antwort und ging.

Karl sah ihm voller Entsetzen nach. Der Vater ging einige hundert

Schritte den Weg zum Hof, dann blieb er stehen. Ein Hoffnungsstrahl blitzte in Karl auf! Er wendete sich zu dem Felde, dort bohrte er mit seinem Stock in einer Scholle herum. Jetzt — mein Himmel! — jetzt ging er wieder zurück auf den Weg und immer näher rückte seine Gestalt dem Hofe, sich dunkel von dem gelben Stoppelfelde abhebend. Nun verschwand er zwischen den Scheunen und Karl setzte sich nieder, mitten auf dem Felde, unverwandt nach dem fernen Kirchturm spähend. Dorther mußte Wilhelm kommen.

Nach einer halben Stunde sah er einen galoppierenden Reiter, aber nur einige Minuten. Der Reiter wählte einen Weg, der ihn hinter das Gehöft führte.

Was wird es nun geben?

Karl kam halb erstarrt zu dem Mittagstisch. Er sah Wilhelm nicht, wagte auch nicht nach ihm zu fragen. Der Vater war sichtlich erregt und blickte nicht auf, als Wilhelm eintrat, dessen Benehmen Karl verändert erschien. Kein Wort wurde gesprochen. Nur die Tante fragte mit ihrer wehmütigen Stimme hin und wieder: „Noch etwas Suppe? Noch etwas Kohl?"

Als die Mahlzeit beendet war, ging Karl zu Wilhelm hinauf. Er öffnete die Tür, da stand Wilhelms gelber Koffer auf dem Tisch und am Boden eine leere Kiste!

Karl floß alles Blut zu dem Herzen. Er wollte etwas fragen, aber er bewegte nur tonlos die Lippen und zeigte auf die Kiste.

„Ich soll morgen früh fort," sagte Wilhelm mit gekünsteltem Gleichmut, „na, das war eine schöne Geschichte! — Der Alte war rein verrückt!"

Karl kämpfte mit den Tränen und stellte sich an das Fenster. Es war windig geworden und einzelne Regentropfen flogen gegen die Scheiben. Die alte Tanne schwenkte wild ihre Zweige durcheinander und Karl starrte mit weit geöffneten Augen zu ihr hinüber.

Wilhelm nahm seine Röcke aus dem braunen Kleiderschrank.

„Na, alter Junge, wir sehen uns bald einmal wieder," sagte er dabei, „du kannst mich besuchen kommen. So schnell wird es wohl mit einer neuen Stelle nicht gehen. Vor Neujahr schon gewiß nicht."

Karl wendete sich immer nicht. Da tönte des Vaters Stimme auf dem Flur: „Karl!"

Der Junge fuhr zusammen und eilte hinaus. Er wischte sich mit dem Ärmel flüchtig die Tränen aus den Augen.

Unten stand der Vater in seinem blanken schwarzen Regenmantel.

„Komm mit," sagte er befehlend.

Draußen aber, während der Wind durch die großen Pappeln fuhr und die gelben Blätter weit über die Stoppelfelder trieb, hielt er einen längeren, zornigen Vortrag über Wilhelms Unverschämtheit. Glücklicherweise mußte er sich hin und wieder die Mütze festhalten, und das schwächte bis zu einem gewissen Grade die Wirkung seiner Rede ab.

„Mit solchen Bengels mache ich kurzen Prozeß," sagte er, „ich möchte doch wissen, wer hier der Herr ist? Du hast natürlich von dem dummen Streich gewußt. So grüne Jungens, wie ihr seid, stecken immer zusammen. Das hat nun ein Ende. Verstehst du mich?"

Er blieb stehen und sah Karl an.

„Ich bitte mir aus, daß du jetzt die Gedanken zusammenhältst und nicht wie ein halb dämliches Frauenzimmer über die Felder läufst."

Er ging weiter.

„Du hast jetzt Wilhelms Arbeit zu tun, und deshalb ist es mir a u c h lieb, daß der Bengel seiner Wege geht."

Wie ein Alp wälzte sich die neue Verpflichtung auf den Jungen. Dazu der Schmerz des Abschiedes von Wilhelm — es war fast zu viel!

Welch ein Abend war das! — welch eine Nacht!

Wilhelm schrieb einen langen Brief an Emilie, den Karl zu besorgen versprach. Als er sich zur Ruhe begeben hatte, saß Karl, halb entkleidet, auf dem Fußende des Bettes und sprach mit leise bebender Stimme zu dem Freunde.

Er gelobte ihm ewige Treue.

Wilhelm sagte ihm zweimal: „Du bist ein guter Kerl!" Einen höhern Ausdruck seiner Verehrung zu finden, hatte ihm Mutter Natur versagt.

Die Müdigkeit übermannte die Freunde, und am folgenden Morgen verließ Wilhelm das Haus.

Der Vater sagte ihm mit kurzem Händedruck: „Ich hoffe, daß Sie sich an anderer Stelle besser aufführen werden."

Die Tante gab ihm einen kleinen Topf mit Honig mit auf den Weg und grüßte ihn noch oben von ihrem Fenster aus.

In Karl aber wogte ein Meer sich überstürzender Gedanken. Er weinte nicht, aber er sah krank aus. Zwei scharfe Linien an den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln herab, die bisher nur andeutungsweise vorhanden waren, traten schärfer hervor. In seinen Augen lag tiefer

Kummer, den er zu verbergen suchte. Er ging ins Feld; da war es entsetzlich öde und einsam. Jetzt war er allein mit dem Vater und der Tante. Seine Arbeit erschien ihm unüberwindlich und ein paar Versuche, ihr innerlich Berechtigung zuzuwenden, scheiterten an dem erlahmenden Körper.

Nie war ihm die Welt größer erschienen, nie reicher in der Ferne, nie elender in seiner Nähe.

Er raffte sich auf, so gut er es vermochte, doch reichte der Aufwand seiner Kräfte nicht annähernd an die Anforderungen, die der Vater an ihn stellte. Dazu rückte die Jahreszeit vor, und die Herbstnebel, die sich tagelang über die Ebene legten, drückten die Stimmung des Jungen bis zur Erschlaffung nieder.

Die Tante fühlte das Elend Karls, ohne ihm durch ihr Wesen Ersatz bieten zu können. Sie steckte ihm mitleidig bald ein paar Äpfel zu, bald legte sie heimlich etwas Backobst in seinen Kasten.

Karl fühlte instinktiv, daß die Tante auszugleichen versuchte, aber einerseits empfand er eine Art Stolz dem Mitleid gegenüber, andererseits war es wieder jenes Gefühl der Überlegenheit, das ihm die Gesellschaft der Tante verleidete.

Mit einem wunderbaren Empfinden heimlicher großer Liebe, suchte er Nahrung und Trost in seiner Dichtkunst. In ein blaues Schulheft schrieb er abends nieder, was er während des Tages ersann.

Ein Klang unbeschreiblicher Sehnsucht und ein Zug kindlichen Leidens lag in seinen Versen. Manches war so tief dem Wehgefühl des Herzens entquollen, daß er nicht wagte, die Strophen wieder zu lesen, denn sie zehrten an ihm, wie eine offene Wunde.

Das blaue Heft trug er, als sei es ein Heiligtum, mit sich herum. Denn oben in der Stube konnte es der Vater finden oder die Tante, und der Tante mangelndes Auffassungsvermögen war ihm fast so peinlich wie des Vaters Zorn. Leider durfte er nicht mehr wagen, draußen auf dem Felde in den Erlenbüschen an dem Rande des Sumpfes zu träumen, denn der Vater ließ ihn durch Arbeiter beobachten. Er stahl sich darum zu der alten Freundin, der Tanne, am Nachmittag oder wenn er gegen Abend einmal früher heimkehren durfte. Auf der Holzbank unter ihr, gegen das Haus geschützt durch ein Gebüsch von Flieder, saß er und ließ die Zweige leise über sich hinrauschen. Er hörte auf den Ruf der Drossel und auf das flüsternde Regen des gelben Schilfes an dem großen Wassergraben, der unten, zwischen Garten und Wiesen-

land, nahe bei der Tanne langsam vorüberfloß. Dann las er in dem blauen Hefte oder schrieb ein paar Strophen mit einer kurzen Bleifeder hinein.

So war es auch eines Sonntags, an einem hellen Novembernachmittag.

Der Vater war im Haus und hatte ihm den Nachmittag frei gegeben. Aber dennoch fuhr es ihm durch den unruhigen Sinn, Karl nach dem Torfschuppen zu schicken. Dort war in letzter Zeit Torf entwendet worden und „ein Sonntag-Nachmittag wäre eine Gelegenheit, die Kerls zu fassen".

„Wo ist Karl?" fragte er die Tante im Hausflur.

„Wahrscheinlich im Garten, er ging hinten hinaus," sagte sie wehmütig.

Der Vater nahm Hut und Stock und schritt den Weg zu der Tanne.

Plötzlich stand er vor Karl, der erschreckt sein blaues Heft in der Brusttasche verbarg und sich mit errötenden Wangen erhoben hatte.

„Was hast du da?" fragte der Vater, der in jeder Heimlichkeit eine Bedrohung seiner Autorität sah und aus Mißtrauen nicht ohne Neugierde war.

„Nichts," sagte Karl, „ein Notizbuch."

„Ein Notizbuch! — schönes Notizbuch! — zeige her!" und er streckte die Hand nach Karl aus.

Der Junge preßte seine beiden Hände an die Brust und wurde leichenblaß.

„Nein," sagte er zögernd, aber doch mit einer gewissen Bestimmtheit.

Dem Vater schoß das Blut in die Stirn und seine Hände wurden unruhig.

„Gib mir das Ding!" sagte er nachdrücklich und der Blick seiner grauen Augen wurde schärfer.

Karl biß die Lippen zusammen und atmete schnell vor innerer Erregung. Er preßte noch fester die schmalen Finger auf das Heft in der Brusttasche und ein Zug von Energie breitete sich über ihn aus.

Zum ersten Male in seinem Leben war er dem Vater gleich.

Der aber faßte krampfhaft seinen Stock.

„Gib mir das Heft!" schrie er losbrechend und trat plötzlich dicht vor den Knaben.

Mit schnellem Entschlusse sprang Karl zurück und warf das blaue Heft in den großen Wassergraben, hoch über das Schilf. Aber auch in

demselben Augenblicke traf ihn ein Stockschlag des Vaters hart ins Gesicht, und er fühlte, wie die eiserne Spitze ihm die Backe ritzte.

Ein Gefühl namenlosen Elends durchzuckte ihn. Halb war es Ohnmacht, halb Haß und Trauer. Für eine Wiedervergeltung war er zu weich und zu schwach. Der Vater gab ihm weiter auch keine Veranlassung dazu, denn der Zornesanfall hatte denselben zu einer Handlung hingerissen, die ihm selbst nicht begründet erschien. Es trat ein plötzlicher Rückschlag ein. Er wendete sich und ging.

In dem Hause aber geriet er wieder in Zorn über Karl, über den Schlag, über alles, was ihm lästig war. Deshalb gab er vor seiner Tür dem armen Waldmann, seinem einäugigen Dachshunde, einen so festen Fußtritt, daß der arme Hund sich wehklagend die Treppe hinauf zu der Tante flüchtete.

Karl war wie erstarrt unter der Tanne stehen geblieben. Er nahm sein Taschentuch aus der Rocktasche und wischte sich die Blutstropfen langsam von der Wange. Dann setzte er sich erschöpft auf die Bank und lehnte seinen Kopf zurück an den Stamm. Nach und nach flossen ihm Tränen aus den Augen und schließlich brach er in ein heftiges Schluchzen aus. Dann trocknete er plötzlich die Tränen und stand auf.

Er suchte sich zu fassen.

„Christus hat auch gelitten," dachte er in einer Erinnerung an ähnliche Gedanken bei Strafen in der Kinderzeit.

Aber da stockte er, denn Gott hatte Christus nicht geschlagen.

„Ach, Dummheiten! — Das hat gar keinen Sinn!"

Plötzlich fiel ihm das blaue Heft ein, und er ging an den Graben, schob das Schilf beiseite und suchte. Da lag es zwischen einigen Schilfgräsern im Wasser. Mit einem trockenen Aste angelte er danach und fischte es heraus. Die Tinte war auseinandergelaufen, kaum war noch lesbar, was es enthielt. Aber er nahm es doch mit sich und ging hinauf nach seinem Zimmer.

Auf der Treppe begegnete ihm die Tante.

Er eilte bei ihr vorüber, doch hatte sie seine geröteten Augen gesehen und etwas Schlimmeres noch: eine blutige Wange!

Karl schloß sich in seinem Zimmer ein und hing das blaue Heft auf eine Stuhllehne in der Nähe des Ofens zum Trocknen. Dann legte er sich auf sein Bett und versank in unruhige, qualvolle Gedanken. Er wollte fliehen, er wollte seinem Vater trotzen, er wollte den Vater durch Milde besiegen, er wollte Krankheit heucheln — eines nach dem andern.

Dann sprang er auf und dachte an Wilhelm zu schreiben, aber er warf sich wieder auf sein Bett, denn er schämte sich des Schlages.

Um die Zeit des Abendessens kam die Tante an die Tür.

„Karl, das Essen ist fertig."

„Ich komme heute nicht."

„Bist du krank?"

„Nein."

„Was fehlt dir?"

„Nichts!"

„Mache doch die Tür auf!"

„Nein. Laß mich."

„Aber Karl!"

Nach einer Pause hörte Karl, wie sie eine Treppe hinabging, und er begann von neuem zu weinen, bis er sich entkleidete und müde und nervös die Nachtruhe suchte.

Die Tante saß unterdessen allein mit dem Schwager am Tisch. Sie hatte begriffen, was es gegeben hatte, und den heroischen Entschluß gefaßt, dem Schwager ihre Meinung zu sagen. Das war für die gute Frau eine herzklopfende Geschichte!

„Was mag Karl haben?" fragte sie endlich.

„Er mault wahrscheinlich."

„Weshalb denn?"

„Es wird wohl etwas gesetzt haben."

Die Tante stand auf und trat an den Nebentisch, auf dem einige Teller standen. Sie konnte dem Schwager nicht bei ihrem Vorhaben in die grauen Augen sehen und machte sich deshalb bei den Tellern zu schaffen.

„Du behandelst Karl nicht richtig," sagte sie, dem Schwager den Rücken wendend, aber mit mehr Energie, als sie sich selbst zugetraut hatte.

„Was soll das heißen?" fuhr derselbe auf. „Willst du mir etwa Vorschriften machen, wie ich den Jungen erziehen soll? — Das ist großartig! Du glaubst wohl, daß so ein eigensinniger Bengel die Landwirtschaft lernt, wenn er Kartoffeln frißt! — Ich weiß sehr genau, wie ich ihn zu behandeln habe."

Er schenkte sich ärgerlich ein Glas Bier ein.

„Mir scheint es immer, als wenn Karl doch besser zum Studieren gepaßt hätte," äußerte mit einem Aufwand von Entschlossenheit die Tante, immer an den Tellern herumputzend.

„Das ist meine Sache," rief der Schwager, „du willst mir wohl gar einreden, daß nicht ein jeder Landwirt werden kann. Ich möchte doch sehen, ob ich nicht aus so einem Bengel, der Verstand genug hat, wenn er nur will, einen Landwirt herauskriege! Dummes Zeug."

„Ja, ich meine eigentlich, wenn du mit Liebe — Karl braucht Liebe —"

Das war vielleicht das beste Wort, was die Tante gesprochen hatte, aber sie brachte es so wehmütig und leise hervor, daß es nicht treffen konnte, am wenigsten so harte Naturen wie der Vater, dessen Geduld nun erschöpft war.

„Zum Donnerwetter, Schwägerin," polterte er heraus, und stand zugleich auf, weil er sein Essen hastig beendet hatte. „Will Sie mich etwa darauf aufmerksam machen, daß ich den Jungen nicht lieb habe? Äpfel stopfe ich ihm allerdings nicht in die Taschen, wie gewisse Leute, sondern ich will etwas aus ihm machen. Der Bengel soll etwas Vernünftiges werden. Verstehst du mich?"

Jetzt wischte er sich den Mund und stellte sich mitten in das Zimmer, während die Tante eifriger als vorher an den Tellern putzte.

„Karl braucht Liebe! — Seh' einer das an! — So eine Unverschämtheit!"

Und er ging in sein Arbeitszimmer und warf die Tür in das Schloß, daß der Kalk von der Wand bröckelte.

Der Konflikt in dem Garten hatte nichts Wesentliches an dem Benehmen des Vaters geändert. Er war einige Tage weniger rauh gewesen. Das war alles. Um so mehr war eine Veränderung in dem Wesen des Jungen bemerkbar. Er war noch scheuer und einsilbiger geworden und seine feinen Züge schienen gespannter als zuvor. Dadurch war die Größe der braunen Augen noch auffälliger, und ihr kummervoll sehnsüchtiger Glanz mußte selbst die Aufmerksamkeit des Vaters auf sich lenken.

„Blank, wie mit Kalk geputzt," sagte er gelegentlich zu der Tante.

Karl trug sich seit jenem Vorfall mit dem Gedanken, daß etwas geschehen müsse. Was es sein könne, wußte er nicht, denn er fühlte sich in des Vaters Bann wie ein Vogel, dem der Blick der Schlange die Schwingen lähmt. Auch empfand er, trotz des Wunsches, weit in der Ferne ein wunderbares Glück zu finden, den Zusammenhang mit den Moorgründen der Heimat, auf deren Wasserflächen die Abendsonne in gelben Lichtern spielte, so intensiv, daß er sich demselben nicht entziehen

konnte. Er träumte darum weiter, und tat seinen Dienst so matt wie bisher, doch hatte er jeden Gedanken einer Selbsttäuschung aufgegeben.

Der Dienst erschien ihm jetzt als unleidlicher Zwang und nicht mehr in dem Gefühle des Unrechts schlich er unter die Tanne. Das war sein gutes Recht geworden, denn der Schlag des Vaters hatte ihm die Knechtschaft, unter der er stand, plötzlich enthüllt.

Nur jener unbestimmte Gedanke, daß „etwas" geschehen müsse, störte ihn jetzt viel in seiner Träumerei. Er saß häufig lange Zeit mit der Bleifeder in der Hand, fertig, den poetischen Gedanken niederzuschreiben, und überraschte sich dabei, daß er in seiner Phantasie mit Wilhelm auf Reisen war oder als Wanderbursche bei mitleidigen Menschen in fernen Gegenden einkehrte.

Der Gedanke des Wanderns trat noch lebhafter an ihn heran, wenn er des Abends auf den Moorgründen herumstreifte und in langen Zügen die wilden Gänse und Kraniche über ihm hinzogen.

Die Fläche war weit, dunkelbraun gefärbt vom Herbste; nur das hohe gelbe Schilf stand gegen den hellen, leuchtenden Abendhimmel in feinen Linien.

Weiterhin glänzte die Wasserfläche eines Teiches aus dem braunen Moor, genau so gelb und hell, wie der Abendhimmel, und dahinter funkelte noch ein schmaler Streif, das war ein Graben. Ganz fern aber zeichnete sich dunkel, rötlich blau, ein Wald in scharfen Umrissen von dem Himmel ab.

Alles war Farbe, alles Licht.

Weit im Kreise herrschte tiefe Stille, nur der seltsame Ruf der Kraniche tönte durch den goldenen Abend, wie leise, ganz unvermittelte Klänge eines fernen Waldhorns und dazwischen schrill, als riefen die Walküren von der Götterburg weit über die Wolken hin ihren Schlachtenruf.

Der Junge stand vom Licht umflossen regungslos auf dem braunen buschigen Grase und blickte zu dem Abendhimmel hinauf, den Kranichen nach, bis weit in der Ferne ihr Ruf verhallte und der Sonne letzter Schein verschwand. Dann ging er langsam heim, mit Mühe den Weg zwischen den Gräben suchend, und setzte sich schweigsam an den Tisch, zwischen Vater und Tante.

Er nannte das Moor seinen „Sonnengarten" und sprach das Wort gern leise für sich allein aus.

Als er einst heimkehrte, schrieb er traumhaft ein paar Strophen auf. Sie lauteten:

Hoch über bräunlichem Moor
Ziehen Kraniche schwebend
Gen Süden.
Singend tönet ihr Ruf
Abendgoldig den Menschen,
Den müden.
Strahlen flimmern vom Teich
Zu des Schilfes Geflüster,
Dem leisen.
Sinkender Sonne Weh
Zieht mich sehnend zur letzten
Der Reisen.

Die letzte Strophe wiederholte er häufig in seinem Sonnengarten ganz leise:

Sinkender Sonne Weh
Zieht mich sehnend zur letzten
Der Reisen.

Es lag in den Versen eine Art Ruhe, die ihn besänftigte, und der Besänftigung bedurfte er wohl in jenen Tagen!

Fräulein Emilie war an einer Lungenentzündung erkrankt, und ein typhöses Fieber, das dazugetreten war, hatte das blühende Mädchen binnen wenigen Tagen dahingerafft.

„Das ist eine schöne Geschichte," sagte der Vater, „nun soll einmal die piepige Pastorin sehen, wie sie mit der Wirtschaft fertig wird."

Karl war tief erschüttert durch die Nachricht.

Was wird Wilhelm sagen!

Aber auch er selbst litt darunter, sein Edelfräulein war gestorben, und er war noch einsamer geworden. Eine Schaffensunlust drückte ihn nieder in ganz neuer Empfindung größten Unbehagens.

Vor allen Dingen schien es ihm eine Pflicht, Wilhelm zu benachrichtigen. Er begann dreimal einen Brief und setzte immer wieder ab, ehe er schrieb. Aber der „arme, unglückliche" Wilhelm beantwortete diesen Brief nicht einmal, wie sehr Karl sich auch danach sehnte und die mögliche Dauer der Antwort berechnete.

Das Begräbnis Emiliens war unendlich traurig.

Der Pfarrer des benachbarten Kirchdorfes hielt die Grabrede, denn der arme Vater hatte die Kraft nicht dazu, trotz seines ritterlichen Fehdecharakters. Das Leid war zu schwer über ihn hereingebrochen. Aber

er sah, daß seine arme „piepige" Frau eine gottergebene, friedliche Person war, viel ruhiger und vernünftiger als er selbst, und er begann deshalb eine gewisse Achtung vor ihr zu empfinden, die ihn tröstete.

Eine eigene Wirkung übte auf Karl das Wort aus, mit dem der Pfarrer des Nachbardorfes seine Grabrede begann:

„Gönnt der Blume, die so früh welken mußte, die Ruhe, meine Geliebten, wir sehnen uns alle danach, bewußt und unbewußt, alt und jung."

Karl hörte nicht mehr als das. Es hatte ihn dieses Wort innerst berührt und es war, als fielen Schuppen von seinen Augen. Das war es! Ruhe, tiefe süße Ruhe, wie der Schlaf sie gibt nach des Tages zerrissener Stimmung zwischen Vater und Tante!

Die trübselige, feierliche Umgebung erhöhte noch den entfesselnden Eindruck seines Wortes, der so stark war, daß Karl allen Maßstab der Trauer verlor. Wohl vergoß er Tränen, als der blumengeschmückte Sarg in das „ruhevolle" Grab hinabsank, aber im Grunde nur, weil alles weinte und die Tante neben ihm heftig schluchzte.

Seit jenem Tage nahm die Todesahnung, die seine letzten Lieder vom Sonnengarten durchwehte, die Form glühenden, schmerzlichsten Wunsches an. Die Wandergedanken waren gewichen und Ruhegedanken erfüllten ihn ganz.

Mit jener unbestimmten Gewalt, die ein kindliches Gemüt vollkommen beherrscht, hatte ihn dieser Wunsch erfaßt. Es war nicht das Resultat des Nachdenkens, das fähig wäre zu noch weiteren oder anderen Schlüssen zu gelangen, sondern das unbewußte „Müssen", ohne Reflexion, dem er sich hingab ohne Bewußtsein, berauscht von der ganzen Wollust des sehnsüchtigen Zwanges. Er war wie im Fieber, wenn er abends in dem Sonnengarten stand. Mit hochgeröteten Wangen, starren Auges, sah er die Sonne in dem Schilflande niedergehen. Fast mit Leidenschaft sagte er: „Sinkender Sonne Weh", und dann verstummte er plötzlich und biß die Zähne aufeinander. —

Der Tante fielen seine fieberhaft geröteten Wangen auf, wenn er zum Abendessen kam, aber sie wagte nicht darüber zu sprechen.

Das Verhältnis mit dem Schwager war ein sehr gespanntes. Sie meinte, seit jenem Abend, da sie ihm wegen des Jungen den Standpunkt klar gemacht hatte, aber es war nur deshalb, weil der Butterverbrauch im Hause in letzter Zeit aus unerklärlichen Gründen ein größerer geworden war.

Mit Karl sprach der Vater kaum anders als in verächtlichem oder rauhem Tone. Zu der Verwunderung der Tante schien der Junge diese Behandlung leidlich gut zu ertragen.

Daß die harten Worte den feinfühlenden, nervösen Jungen nur deshalb nicht so schmerzlich berührten, weil er zu schwer verwundet war, um noch die Wirkung jedes neuen Pfeiles zu spüren, das faßte die gute Frau nicht. Sie versuchte nur durch allerlei Pfefferminz- und Lindenblütentee hinter dem Rücken des Vaters gegen Karls rote Backen zu operieren und war während zwei Tage ernstlich beleidigt über des Neffen hartnäckig abweisendes Benehmen.

So war der November fast verstrichen.

Die Kraniche sind fortgezogen und nur selten ist der Sonnengarten hell.

Auch unter der alten Tanne ist es kalt geworden. Die Stürme brausten nachts über die Ebene hin und rissen die letzten gelben Blätter von den Bäumen. Manchmal gab es ein Geklapper in dem alten Hause, wenn der Wind an dem Garten her gegen die Breitseite drückte, daß Karl meinte, es gingen Leute auf den Treppen herum. Er lauschte mit erhobenem Kopf und zog sich dann die Decke höher hinauf, weil der pfeifende Sturm durch die Ritzen der Fenster kalt in das Zimmer drängte.

Einst war der Lärm ärger als je. Es heulte und rauschte um das Haus herum, als könne nichts stehen bleiben. Ziegel flogen von dem Dach klirrend und klappernd auf das Steinpflaster vor die Tür. Die Fenster, gegen die der Regen prasselnd schlug, schienen sich fast zu biegen. Oben war eine Dachluke aufgedrückt, die klappte lärmend zu und auf, und von der Tanne her rauschte und pfiff es.

Karl sprang im Hemde an das Fenster.

Da wehten gegen den dunkelgrauen Himmel, den der Schimmer des verdeckten Mondes wenig erhellte, die Äste der Tanne herum wie schwarze Fahnen. Dann beugte sich die Spitze ganz herab, und dann plötzlich braust ein so grauenhaft gewaltiger Stoß heran, daß ein Fenster aufsprang und Regen und Wetter in das Zimmer hineintobten. Zugleich aber geschah ein krachender, dröhnender, schwerer Fall, so stark, daß das Haus zu erzittern schien.

Wo war das?

War das die Tanne?

Karl spähte fröstelnd zu dem geöffneten Fenster hinaus.


Jahrgang
1908

[illegible] rach der Ba[illegible] cher [illegible] der
[illegible] e. [illegible] der Verwunderung der Tante schien der Junge [illegible]
[illegible] lich gut zu ertragen.

[illegible] die harten Worte den feinfühlenden, nervösen [illegible] nur
[illegible] nicht so schmerzlich berührten, weil er zu schwer ver[illegible] war,
[illegible] jedes neuen Pfeiles zu spüren, das faßte [illegible]
[illegible] nur durch allerlei Pfefferminz- und Linden-
[illegible] er[illegible] Karls rote Backen zu
[illegible] Ta[illegible] gt [illegible]
[illegible]
[illegible] be[illegible]richen.

[illegible] fortgezogen und nur [illegible]lten ist de[illegible]

[illegible] der alten Tanne ist es kalt geworden. [illegible]
[illegible]chts über die Ebene hin un[illegible] gel[illegible]
[illegible]aumen. Manchmal gab es ein Geklap[illegible]
[illegible] der Wind an dem Garten her ge[illegible] drü[illegible]
[illegible] e[illegible]ingen Leute auf den Treppen [illegible]
[illegible] zog sich dann die Decke höhe[illegible] weil de[illegible]
[illegible] ie R[illegible]en der Fen[illegible] drängte.

Einst wa[illegible] Lärm ärger als [illegible] Es [illegible]hte um
das Haus herum, [illegible] könne n[illegible] ste[illegible]n bl[illegible] flogen von
dem Dach [illegible] auf da[illegible] vor die Tür.
Die Fenst[illegible] schienen sich fast zu
biegen. O[illegible] lärmend zu und
auf, und von [illegible]

Karl [illegible]

[illegible]eg[illegible]
[illegible] wenig [illegible]ie A[illegible]war
[illegible] beugte sich [illegible]pitz gan[illegible]nn [illegible]
[illegible] auenhaft [illegible]ltigen Stoß heran, daß ein Fenste[illegible]
[illegible] Wetter in das Zimmer hineintobten. Zuglei[illegible]
[illegible] ein krachender, dröhnender, schwerer Fall, so [illegible] daß das
[illegible]ittern schien.

[illegible]as?

[illegible] Tanne?

[illegible] ge[illegible]en Fenster hinaus.



F. G. Waldmüller:
Männerbildnis.
Zum Essay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Roessler.

Mein Gott! — gegen den grauen Himmel wehen keine schwarzen Fahnen mehr!

Er schloß eilig das Fenster und kleidete sich an. Jetzt hörte er auch im Hause die Tritte des Vaters. Er lief die Treppe hinab zu der geöffneten Hintertür, an der der Vater stand.

„Die Tanne ist umgefallen," sagte dieser, „Donnerwetter war das ein Schlag!"

Mehr hörte Karl nicht. Er drückte sich an dem Vater vorbei hinaus in den Garten. Nur einige zwanzig Schritt machte er auf dem Wege, da stieß er auf die Krone des alten Baumes.

Einen Augenblick blieb er stehen und sah vor sich hin auf die schwarze Masse der Zweige und der Wind zauste ihm in den Haaren herum. Er drückte seine kalten, mageren Hände gegeneinander, wie vor einem unbestimmten, zweifelhaften Entschluß, dann lief er plötzlich zurück zu dem Hause.

Der Vater war im Begriff auf den Hof zu gehen.

Der Junge lief die Treppen hinauf in sein Zimmer und kleidete sich langsam wieder aus. Ganz abwesend mit seinen Gedanken, hin und wieder fröstelnd. Am nächsten Morgen ging er sofort hinunter in den Garten.

Die alte Tanne war dicht über dem Erdboden abgebrochen, hatte im Fall zwei Pflaumenbäume umgerissen und lag wie ein grüner Berg in dem welken Gemüseland.

Der Platz war zerstört, der Blick frei auf das kahle Sumpfland. Selbst das Haus schien anders, obgleich es so weit von der Tanne entfernt stand.

Karl sah nach dem Fenster, ob niemand hinausblicke. Dann ging er in die Zweige hinein bis an den Hals und setzte sich einen Augenblick nieder.

Merkwürdig! — er mußte lachen.

Ja, war das nicht seine alte Freundin? War seine Jugend nicht mit ihr verwachsen?

Er lachte doch, und ein Gedanke fuhr ihm blitzartig durch den Kopf. Gott sei Dank, es ist zu Ende!

Weshalb denn „Gott sei Dank"?

Nun, die Tanne hatte so wild noch vorher die Zweige herumgeschwenkt und jetzt ist es still, ganz still.

Karl kroch wieder aus dem grünen Berge hervor und ging hierauf in sein Zimmer. Er schritt dort unruhig hin und her, als suche er etwas. Dann lief er die Treppe hinab und sah nach der Wirtschaft.

Er war hastig in seinen Bewegungen und unruhig. Den Arbeitern, die die Tanne „klein machten", sah er mit starrer Aufmerksamkeit zu.

Der Baum gab ein schönes Nutzende und viel Klafterholz. Das lag aufgeschichtet an der Stelle herum, wo früher der versteckte, friedliche Platz gewesen war. Die Dorfleute durften sich die Zweige holen, und so lagen schließlich nur noch kleine grüne Endchen zwischen dem welken gelben Gras herum.

Das sah fast aus, als wollte es unten auf dem Boden wieder Frühling werden.

Wenn Karl durch das Dorf ging, erblickte er hin und wieder in den Holzschuppen der Tagelöhner grüne Tannenzweige, das schnitt ihm durch das Herz und er ging in schmerzvollster Stimmung hinaus auf das Feld.

In seinen Freistunden schrieb er eifrig an einer märchenhaften Erzählung. Die Überschrift lautete „Die Tanne".

Er versenkte sich in die Schrift mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen; aber es mußte ergreifend und aufregend sein, was er schrieb, denn er litt unter der Arbeit, mit der er völlig verwachsen schien.

Er begegnete dem Vater in jenen Tagen mit einem finsteren Trotz und mit einer gewissen Verächtlichkeit, die derselbe jedoch nicht erkannte.

Die Tante in ihrer beobachtenden Weise, deren Betrachtungen aber stets zu falschen Resultaten führten, glaubte darin zu erkennen, daß Karl etwas „gelernt" habe und sich in der Landwirtschaft „sicherer zu fühlen" beginne.

Karls eigentümlicher Zustand dauerte einige Tage.

Als die Erzählung abgeschlossen war, ging er wieder in den „Sonnengarten".

Es war ein Abend, wie ihn der Spätherbst unserer norddeutschen Tiefebene bisweilen bringt. Übereinandergetürmte Wolkenmassen von kühnen, wilden Formen. Die Sonne, in gelblichen Blitzen niedergehend, färbt die schnell sich durcheinander schiebenden Bilder rötlich und gelblich. Dazwischen tiefe bläuliche Schatten, wo die Massen zu dicht sind, um das Licht durchzulassen. Unten auf der Erde ist es kalt. Auf den Teichen wechselt das Spiegelbild der wandernden Wolken. Ein paar Krähen, die zu ihrem Nachtquartiere nach dem Kiefernwalde

ziehen, fliegen krächzend, von dem Winde schnell getrieben, über den Jungen hin. Unwirtlich ist das Bild, aber voll phantastischen Zaubers sind die Wolken, zu denen er hinaufstarrt.

Jetzt kommt er zu dem großen Teiche.

Durch das Stechen des Torfes ist er entstanden, und deshalb fällt der Rand senkrecht ab, etwa zwanzig Fuß bis zu dem Grunde.

Der Junge setzt sich nieder und läßt die Beine über den Rand hinunterhängen, so daß die Füße fast die Wasserfläche berühren.

Er legt seine Mütze ab und der Wind weht ihm über die Stirn. Unten in dem Wasser wandern die Wolken hin. Gelb, rot und dunkel, wie lange, gewaltige Heereszüge und Riesenwagen, von Tieren gezogen.

Der Junge macht schweigsam seine Betrachtungen. Es zieht das Unendliche ihn magnetisch an. Er blickt wieder in die Höhe und schlägt dabei mit den Hacken an den schwarzen Teichrand.

Wie leicht geht es da oben her!

Ob man wohl im Himmel in solchen Wolken lebt?

Dummes Zeug! — Der Himmel ist wie ein Garten!

Oder es gibt auch gar keinen Himmel.

Nein, das glaubt er nicht. Dann wäre n u r das Leben — nichts als das Leben!

Welche Einsamkeit!

Wilhelm schreibt ihm nicht — und nun ist gar noch die Tanne umgebrochen!

Karl stand hastig auf und ging weiter.

Da wurde es dunkel allenthalben, kalt, und dazu entsetzlich leer.

Eine innerliche furchtbare Angst kam über ihn. Die Gedanken schwirrten bunt durcheinander. Der Vater, die Tanne, Ferien, Postwagen, Schule, Wilhelm.

Er hält es nicht aus.

Wäre er tot!

Dieser Wunsch faßt ihn wie ein Fieber.

Er lief zurück zu dem Teich. Das Blut wallte ihm stoßweise nach dem Kopf.

Wieder setzte er sich nieder am Rande wie vorher, aber plötzlich, mit einer leidenschaftlichen zuckenden Bewegung drückt er die Hände vor sein Gesicht und wirft sich vorn über in den Teich.

Das Wasser schlägt wogend auseinander und über ihm zusammen.

Er will schreien, schwere Massen von Wasser dringen ihm durch Mund und Nase.

Furchtbare qualvolle Angst erfaßt ihn.

Er sucht nach Grund — vergebens!

Mit den Händen faßt er krampfhaft nach dem Rand, er erreicht ihn nicht!

Er sieht blitzartig schnell den Vater, die Tante, sein Zimmer.

Er schluckt wieder Wasser.

Luft, um Gottes willen Luft! — aber wieder Wasser, noch mehr Wasser — immer mehr Wasser! Jetzt ein Klingen und Brausen in den Ohren — jetzt alles gelb vor den Augen und große schwarze Ringe.

Er reckt die Arme gerade aus in die Höhe und sinkt hinab.

Es wird still, totenstill, nur einige Wasserblasen perlen noch zu der Oberfläche hinauf.

* * *

Am nächsten Morgen fanden sie den armen Jungen.

Es gab viel Geschrei und Lärmen in der sonst so gleichförmigen Wirtschaft; aber bald glättete das Alltagsleben die unruhige Bewegung, und die Erinnerung an das aufregende Ereignis nahm einen traumartigen Charakter an.

Das blaue Heft mit den verwischten Buchstaben fand die Tante in Karls Schubfach.

Sie legte es in ihren Wäscheschrank, da ruhte es auf einem Paket feiner Servietten, die sorgsam mit einem roten Bändchen zusammengeknotet waren.

Erich Felder:
Ferdinand Georg Waldmüller.

Mit acht Bildern.

Die große Berliner Bilderschau vom Jahre 1906, die „ein Jahrhundert deutscher Kunst" umspannte, hat bekanntlich eine gründlich deutsche Erwiderung auf die Pariser Centennale gebracht; da sie aber mit dem Einsatz des Impressionismus abbrach, mochte es voraussetzungslos vergleichenden Beschauern beider Säkularrevuen scheinen, als seien die Nachbarländer Deutschland und Frankreich künstlerisch durch eine chinesische Mauer getrennt — manchem „Heimatskünstler" vielleicht zu Dank. Trotzdem darf nicht übersehen werden, daß gerade die fortschrittlichen Elemente hüben und drüben unter der gleichen Devise siegten, die da lautet: „Los von der Akademie — zurück zur Natur", und mancher der deutschen Naturanbeter sinnierte über dem gleichen Thema, aus dem der berechnendere Franzose späterhin seine praktischen Konsequenzen zog; das Problem der Freilichtmalerei ist nicht nur in Frankreich aufgerollt worden, seine technische Bewältigung freilich stammt aus der „Ville lumière".

Keiner unter den Deutschen aber hat die Akademie zeitlebens treuer gehaßt, mit dem Ungestüm des Jugendfeuers wie mit der Zähigkeit des Eisenalters, als Ferdinand Georg Waldmüller. Und dieser streitbare Mann war keiner von jenen heute so häufigen Theoretikern, die da vergessen, daß die Sinnlichkeit es ist, die zeugen lehrt, und Bildungsanstalten für ungeborene Geisteskinder erbauen helfen; in seinen alten Tagen zog er die Konsequenz aus seiner künstlerischen Natursehnsucht — er entdeckte, daß man, um Sonnenlicht zu malen, ins Freie hinausgehen müsse. Wir Epigonen denken bei dieser Folgerung an das Ei des Kolumbus, damals galt das Gehaben des alten Kampfhahnes seinen schadenfrohen Gegnern als Aberwitz — so viel stärker als die Logik ist das Vorurteil! „Eine Idee wie ein Haus," sagen die Wiener in solchen Fällen, um die Größe eines Gedankens ins Lächerliche zu ziehen.

Waldmüller hat den Ruhm, der ja stets am besten auf Gräbern gedeiht, in seinen letzten Jahren kaum knospen sehen; erst in der Aus-

stellung „Fünfzig Jahre österreichischer Malerei" (1898) ist er als der Größten Einer unter seinen Zeitgenossen auferstanden, und jetzt ward ihm gar ein Denkmal gesetzt; dies ist nicht so zu verstehen, als rage seine an einen knorrigen Schullehrer oder Landpfarrer erinnernde Biedermeiergestalt in Stein gehauen oder aus Erz gegossen vor irgend einem Akademiegebäude auf; nicht um eine solche, durch das Medium staatlicher oder städtischer Subvention ermöglichte Materialisierung handelt es sich, das Monument, von dem ich spreche, ist anderer Art: Arthur Rößler hat es dem Meister durch ein zweibändiges Prachtwerk errichtet, das unlängst im Kommissionsverlage von Carl Graeser und Co. (Wien) in einer einmaligen Auflage von 500 Exemplaren erschienen ist. „F. G. Waldmüller, sein Leben, sein Werk und seine Schriften," lautet der Titel. Die Reihenfolge „Werk und Schriften" ist richtig; so wertvoll die persönliche Bekanntschaft mit dem Künstler auch sei — das Werk muß früher zu uns sprechen als sein Bildner. Sonst erlebt man den gegenwärtig sehr häufigen Fall, daß wissende Ästheten aus den Schöpfungen einer ihnen theoretisch vertrauten Kunstrichtung die Verwirklichung geläufiger Prinzipien herauslesen und sich über den unbefangenen Beschauer unendlich erhaben dünken, der nichts anderes sieht als — was ohne Kommentar eben zu sehen ist.

Wenn wir der mehrere hundert Bilder umfassenden, chronologisch geordneten Waldmüller-Galerie näher treten, die Rößler mit glücklichem Spürsinn und rastloser Energie den Kunstfreunden nunmehr erschlossen hat, so lernen wir den Altwiener Meister schon in seiner Frühzeit als urechten Menschenschilderer kennen, der in der ungeschminkten Charakteristik des leichtlebig-sinnenfrohen Österreicherschlages von Anno Dazumal durch keinen, auch nicht durch den späteren Waldmüller übertroffen worden ist. Gute Gewährsmänner erzählen bekanntlich, ein Hauptmann Stierle-Holzmeister habe bei ihm das Porträt seiner Mutter bestellt „ganz so wie sie ist," aber ich glaube, daß dieses bündige militärische Kommando so wenig Einfluß auf Waldmüllers Schaffen gehabt haben kann, als wenn es etwa einem preziösen Schöngeist beigefallen wäre, das Bildnis seiner Tante im Stile der Botticellischen Anadyomene zu bestellen. Die Natürlichkeit war schon vor Waldmüller im Wiener Porträt vorherrschend, auch der alte Lampi malte seine wohlrasierten Kavaliere „so wie sie waren", — unbeschadet ihrer steifleinenen, anglisierenden Tenue; im Bildnisfache hatte Waldmüller nicht wie in der Landschaft Erinnerungen an klassizistische Stilfexereien zu überwinden,

ein leichter holländischer Einschlag macht seinen Matronen im krausen Spitzenhäubchen die Nationalität nicht streitig. Wie menschlich wahr und doch spezifisch österreichisch wirken all' diese alerten alten Damen, aus deren erinnerungsseligem Blick verstehende Liebe zur Jugend spricht! Dann die liebe Jugend selbst, die weibliche mit dem halbreifen Gemüt und den reiferen Formen zumal, die den reizempfänglichen Maler freilich manchmal verführte, sie mit den Augen des Lyrikers zu betrachten!

Noch ehrlicher schildert er die kulinarische Trefflichkeit der küchenkundigen, riegelsamen Hausfrauen, die vielleicht niemals schön waren, aber so lange „noch immer hübsch" bleiben in ihrer freundlichen, wohlverdienten Rundlichkeit. Der Männertypus ist nicht minder bodenständig; neben der gesunden Rasse des derb zugreifenden Vorstadtbürgers dominiert der feingliedrige, korrekte Pflichtmensch, der, aus weicherem Stoffe geformt als im rauhen Norden, — oft unselbständig und immer genußfroh — im Alter zum Hypochonder wird, ohne deshalb die männliche Anmut seiner grünen Jahre ganz zu verleugnen. Unter die Bildnisse mengen sich Wahrzeichen dornenvollen Künstlerwallens: allegorische Darstellungen, die Waldmüller für Apothekenschilder gemalt hat. Wien ist ja besonders reich an solchen künstlerischen Firmenschildern, aber auch in Paris hat sich mancher später berühmt gewordene Meister auf diesem Gebiete versucht; man erinnert sich des „Fechtmeisters" von Carolus Duran, der in der Karlsruher Jubiläumsausstellung vom Jahre 1902 zu sehen war. Die Tafeln, auf denen Waldmüller sein Können pharmazeutischen Zwecken weiht, wirken kaum als Unterbrechungen der Bildnisreihe: ist doch dieser Hippokrates der lässig-feschen Haltung wie dem Profil nach ein Österreicher in den besten Jahren, die schlangenumwundene Hygieia eine „backschierliche" Wienerin, die den Schwierigkeiten irgendeines Leibgerichtes nachsinnt . . .

Fataler berühren die Genreszenen mit dem unvermeidlichen Großpapa; bald segnend, bald schäkernd, erblindet oder genesend betreut dieser Biedermann zur Rührung sentimentaler Beschauerinnen sein stereotypes Enkelkind, einen flachsblonden, pausbäckigen Hemdenmatz, der sich durch Gehversuche, heimgebrachte Schulzeugnisse und andere Symptome seines holden Blütenalters angenehm bemerkbar macht.

Ertappte Liebespaare, Geburtstagsfeste usw. bringen im „Geiste" der Zeit einige Abwechslung in die Familiensimpelei.

Malerischen Wert aber gewinnen diese anekdotischen Darstellungen durch die zartsinnige Behandlung der landschaftlichen Hintergründe, die

von der Buntheit des allzu farbenfrohen Vorderplanes abstechen und den Weg zu Waldmüllers Freilichtmalerei anbahnen, auf den seine früheren, vielfach panoramenartig gebauten, minutiös getüftelten Landschaften kaum hingewiesen hatten. Noch moderner wirkte er später, als die Alterssichtigkeit ihn zu breiterer Pinselführung zwang. Die koloristische Verfeinerung, die sich heute allmählich aus dem Lichterperimente entwickelt, hat der urwüchsige Altwiener freilich nicht geahnt, aber mit voller Deutlichkeit erkannte er das Problem der Modellierung des Gegenstandes durch Licht und Schatten, dem er auch in seinen Schriften ein eigenes Kapitel widmet.

Diese Andeutungen vermögen nur einige Stichproben aus der Bilderfülle des Monumentalwerkes zu geben, dessen Illustrationen Chwala, der bewährte Drucker der Wiener Werkstätten, in mustergültiger Weise ausgeführt hat. An der Spitze des gewaltigen Folianten steht ein dichterisch empfundenes, auf vertrauter Bekanntschaft mit Waldmüller basiertes Vorwort von Arthur Rößler; einer weitausgreifenden Biographie bedurfte es nicht, umfaßt doch der zweite, schmächtigere Band Waldmüllers Schriften, die über sein Menschentum gültigeres Zeugnis ablegen als ein noch so trefflich studiertes „imaginäres Porträt" dies vermöchte.

Seine Schicksale sind vielfach nach der Schablone geformt, die das Leben für tragische Künstlerromane zu verwenden pflegt. F. G. Waldmüller war der Sohn eines ehrengeachteten Wirtes am tiefen Graben in Wien; nach Familienbeschluß sollte er aber noch höher hinaus als sein alter Herr, — man kann sich also das Entsetzen über die Kunstpläne des jungen Ferdl vorstellen! Statt der von mütterlicher Phantasie erträumten Tonsur wählte er die Künstlerlocke als Hauptschmuck, und der väterliche Fluch bestärkte ihn wie üblich in seinem Vorhaben. Nun folgten die Jahre der Bohème; um leben zu können, kolorierte Waldmüller Zuckerwerk für brave Kinder — heute wären es wohl Ansichtskarten gewesen. Auch die Ehe mit „einer vom Theater" fehlte auf seinem Leidenswege nicht. Später faßte er den Plan, über das große Wasser zu gehen, aber ein einträglicher Bilderverkauf im Londoner Buckingham-Palace, an dessen Erzielung sich Königin Viktoria und Prinz Albert aktiv beteiligten, bewahrte ihn vor diesem letzten Auskunftsmittel gescheiterter Edelleute. Er hatte die kleinbürgerliche Zähigkeit sich emporzuarbeiten und brachte es denn auch zum Custos, Professor und akademischen Rat; aber sein gesundes Gefühl für die zeitgenössischen Kunstbedürfnisse setzte ihn in strikten Gegensatz zu der schablonenhaften

Stilbildnerei der Akademieen, deren theoretische Doktrinen er durch auf praktisches Naturstudium fundierte Meisterschulen ersetzt wissen wollte. Seine Ansichten legte er in den 1849 erschienenen „Vorschlägen zur Reform der österreichisch kaiserlichen Akademie der bildenden Künste“ und nachher in seinen „Andeutungen zur Belebung der vaterländischen bildenden Kunst“ mit möglichst undiplomatischer Offenheit dar, zog sich jedesmal einen Strafprozeß zu und wurde schließlich mit dem halben Gehalte von 400 Gulden pensioniert. Glücklicherweise fand Waldmüller an Schmerling — wie früher an Metternich — einen Gönner, der in dem bockbeinigen Grantler und Raunzer den ehrlichen Patrioten erkannte; der im Auslande längst gefeierte Meister ist in keinem Sinne als Prophet im Vaterlande gestorben, genug, er wurde vor seinem Tode rehabilitiert, nachdem die Ungnade schwer auf ihm gelastet hatte. Gehörte er doch zu den cholerischen Naturen, deren Todeskeim im Herzen entsprießt. — „Ehret die Toten, aber noch mehr die Lebenden,“ ruft Waldmüller einmal in bitterem Erinnerungsschmerz aus, dann aber fährt dieser echte Heimatskünstler frei von engherzigem Chauvinismus fort:

„Laßt uns Frankreich nachahmen in dieser Beziehung, es sei und soll die letzte Nachahmung sein, — wir wollen selbständig und nicht mehr abhängig sein in allem, was Kunst und Industrie betrifft, die Reichen und Vornehmen werden patriotisch sein und nicht das Mittelmäßige des Auslandes guten inländischen Erzeugnissen vorziehen, denn das Inland wird durch die Gewerbefreiheit und durch die Aufmunterung der bildenden Kunst in den Stand kommen zu zeigen, was Österreich, gekräftigt, in solcher Weise vermag.“

Da dieser gute Österreicher ein guter Deutscher war, so gilt sein Mahnwort auch der deutschen Kunst.

Raphael Löwenfeld:
Leo Tolstoj.

Ganz Rußland steht in hellen Flammen. Alles, was nicht abhängig ist und nicht Vorteil hat von der Erhaltung der Selbstherrschaft, ruft nach gewaltsamer Umgestaltung. Die Jugend des Landes setzt opfermutig ihr Leben ein für die Lösung der alten Fesseln, die alles Leben in starren Banden halten und alle Keime der Zukunft erdrosseln. Und der „große Poet des Reußenlandes", wie der sterbende Turgenjew Leo Tolstoj einst apostrophierte, schweigt? Er, dessen Stimme man gewohnt ist zu hören, wenn die Weltereignisse sein Gemüt ergreifen, auf dessen Wort das ganze weite Land aufhorcht, weil man weiß, daß es aus tiefster Überzeugung kommt und ohne Furcht und Zagen, ohne Schen vor den Großen und Mächtigen gesprochen wird? Man wollte nicht verstehen, warum Leo Tolstoj abseits stand von der großen Bewegung, die ganz Rußland ergriffen hatte, und die, wie es scheint, einzuschlummern droht, wenn man nicht hoffen darf, daß sich unbemerkt im Schoße der Zukunft Größeres noch vorbereitet.

Wer den ganzen Mann, sein Werden und sein Denken kannte, war nicht verwundert über die scheinbare Gleichgültigkeit, mit der er dem Kampfe der Parteien zusah. Ein Denker, der in einem Leben voll inneren Kampfes sich durchgerungen hat zu der hohen Auffassung der Lehre Christi, wie Tolstoj, der den Gipfelpunkt dieser Lehre in dem Satze „Widerstrebe nicht dem Übel!" erkannt, der jede Gewalt verwirft, — ein Denker mit dieser Anschauung konnte nicht ohne weiteres den Freiheitskämpfern seine Sympathie schenken, die alle Mittel der Gewalt rücksichtslos anwandten. Noch weniger aber konnte er der Regierung des Selbstherrschers und ihren verbrecherischen Helfershelfern innerlich zustimmen. Und so blieb ihm denn nichts übrig, als der stille, trauernde, rügende Zuschauer zu sein. Bis ihm in einer Pause des mörderischen Kampfes die Zunge sich löste und er in einem gewaltigen J'accuse gegen die einen wie die anderen die Anklage erhob; mit der gerechten Unterscheidung, daß die einen in frevlem Übermute üben, was die anderen in blutiger Notwehr ihnen nachtun. In dieser seiner letzten Epistel „Ich kann nicht schweigen!" bietet der Achtzigjährige furchtlos seinen Nacken der Schlinge dar, denn er mag nicht leben in einem Lande,

in dem es nicht mehr Henker genug gibt, um die Opfer einer despotischen Regierung vom Leben zum Tode zu führen.

Die kühne Tat, die in dieser furchtbaren Anklage liegt, ist der würdige Abschluß einer sechzigjährigen Tätigkeit als Lehrer und Führer eines großen irregeleiteten Volkes.

Denn Leo Tolstoj ist seinem Lande mehr, als ihm ein Dichter sein kann und als die Poeten Rußlands ihrem Lande je gewesen. Durch seine ganze Wirksamkeit geht das bewußte Streben, nicht bloß durch das Spiel der künstlerischen Phantasie zu ergötzen, sondern auch durch das Beispiel auf das Tun der Gesamtheit veredelnd einzuwirken.

Leo Tolstoj, der 1828 am 28. August a. St., 10. September n. St. geboren ist, entstammt einer altadligen Familie, deren Vorfahr unter Peter dem Großen den Titel eines Grafen erhielt; wahrscheinlich für eine verbrecherische Tat, für die vorzeitige, stille Hinrichtung Alexejs, des Sohnes des Zaren Peter. Früh starben ihm die Eltern beide, und er erhielt unter dem Einfluß von Tanten, die alle Vorurteile ihres Standes teilten, eine dürftige, schlechte Erziehung. Von gutem Einfluß auf die Bildung seines Wesens war sein älterer Bruder Nikolaus, den alle, die ihn kannten, als das Muster eines Mannes rühmten. Die Jahre des Studiums in Moskau und Kasan waren wenig fruchtbar für den heranwachsenden Jüngling, insoweit es sich um den regelmäßigen Unterricht und um die akademischen Studien handelte. Aber ein lebhafter Geist des Zweifels, verbunden mit einem rücksichtslosen Streben nach Wahrheit und einem faustischen Drange nach Wissen, war schon früh in ihm entwickelt, und führte ihn in jungen Jahren zu großer Unabhängigkeit in der Betrachtung aller Dinge, so daß Altersgenossen und Studienfreunde an dem jungen Grafen Tolstoj viele Schrullen und Extravaganzen zu tadeln hatten.

Ohne seine Studien durch einen bestimmten Abschluß zu krönen, ließ sich der kaum dem Knabenalter Entwachsene auf dem Gute, das ihm als Erbe zugefallen war, nieder und griff sofort nach einer praktischen Tätigkeit. Das Studium Rousseaus hatte sein Denken stark beeinflußt. Er wollte den Bauern seines Besitzes neue saubere Hütten schaffen an Stelle der verfallenen und schmutzigen und für ihre Kinder Schulen errichten. Es war die erste in der großen Reihe der Liebestaten, die sein Leben ausfüllen, und die in seiner innigen Hingabe an die Mühseligen und Beladenen ihre Wurzel haben. Mit tiefer Enttäuschung endete dieser erste Versuch. Auf die stillen Jahre

in Jasnaja Poljana folgten stürmischere in Moskau. Tolstoj führte hier ganz das Leben seiner Standesgenossen und blieb ein Sklave dieser Lebensführung, obgleich eine innere Stimme immer vernehmlicher sein Tun und Lassen verwarf. Äußeres Mißgeschick trieb ihn fort aus der Hauptstadt des Landes, dorthin, wo unzählige Entgleiste in Rußland den Frieden suchen, nach dem Kaukasus. Hier nahm er Kriegsdienste und wirkte in den Kämpfen gegen die noch freien Völkerstämme des Berglandes mit. Aus dem Kaukasus kehrte er heim, um sich als Offizier an dem Krimkriege (1856) zu beteiligen. Während der ganzen Belagerung Sebastopols stand er an gefährdetster Stelle, und nur durch einen Zufall entging er dem Äußersten. Kaiser Nikolaus veranlaßte die Entfernung des jungen Offiziers aus der viel bedrohten Bastion. Auch er hatte die Sebastopoler Skizzen gelesen, die damals in Rußland Aufsehen erregten, hatte sich nach dem Urheber erkundigt und, aus dem Wunsche, eine dichterische Kraft, wie diesen Schilderer der Sebastopoler Kämpfe, dem Lande zu erhalten, den jungen Poeten als Überbringer einer militärischen Botschaft nach Petersburg kommen lassen.

In dieser zweiten Hauptstadt des russischen Reiches lebte Tolstoj in einem Kreise hervorragender Schriftsteller. Turgenjew, Grigorowitsch, Gontscharow, Družinin, Ostrowskij, Njekrassow, Ssologub, Panajew, Fjet und viele andere gehörten diesem geistig regsamen, hochstrebenden Kreise an. Sie förderten und beeinflußten einander. Nur Tolstojs eigenwilliges Wesen entzog sich ganz der Beeinflussung, ja, es erstarkte nur noch in seiner Selbständigkeit durch den bewußten Gegensatz. Gerade in der Beobachtung dieser stärksten Talente Rußlands, der Art, wie sie ihren Beruf überschätzten, in der Beurteilung ihrer Ziele und Ideale ward ihm klar daß seine und ihre Lebensführung eine falsche sei, und mit unerbittlicher Selbstkritik kam er zu einem vernichtenden Urteil über seine literarischen Genossen und über sich selbst.

Immer stärker erwachte in ihm der Drang, außerhalb Rußlands den Problemen des Fortschritts nachzugehen und die Methode der Volkserziehung zu studieren. Er lernte die Schweiz, Deutschland, Italien, Frankreich, England und Belgien kennen und ging unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Heimat daran, die Ergebnisse seiner Auslandsstudien in die Tat umzusetzen. Was dem Zwanzigjährigen nicht gelungen war, das führte nun der nahezu Vierzigjährige im weitesten Umfange durch. Er gründete für die Kinder seiner Bauern eine Anzahl Schulen in Jasnaja Poljana. Er selbst war der oberste Leiter aller dieser

Schulen und einer der eifrigsten Lehrer. Seine Erfahrungen als Pädagoge veröffentlichte er in einer neubegründeten Zeitschrift, der er den Namen seines Gutes gab, und in der die Probleme des Elementarunterrichts, unter Verwerfung aller bestehenden Systeme und Methoden, von Grund aus neu erörtert wurden.

Nun war eine gewisse Ruhe über den Rastlosen gekommen. Er richtete sich für die Dauer in Jasnaja Poljana ein und nahm sich (1862) in Sofia Börs, der Tochter eines deutsch-russischen Arztes in Moskau, die Gefährtin fürs Leben.

Seit dieser Zeit hat Tolstoj Rußland nicht verlassen. Sein Leben bewegte sich zwischen seinem Hause in Moskau und seinem Landsitz Jasnaja Poljana. Nur selten verließ er sein Heim und auch dann nur, wenn es dringende Notwendigkeit war, wie zum Beispiel zur Wiederherstellung seiner Gesundheit durch eine Stutenmilchkur in Ssamara. Aber je ruhiger sein äußeres Leben wurde, desto heftiger steigerten sich die Zweifel an aller Überlieferung, die ihm eigentlich nie auch nur auf einen Augenblick Ruhe gegeben hatten. Die Fragen nach dem Glück des Einzelnen und dem Glück der Gesamtheit ließen ihn nicht los. Wie leibhaftige Wesen umschwirrten sie ihn und heischten Antwort. Er konnte nicht leben, ohne darüber kar zu sein, *wie* er zu leben habe, und welches das Ziel des Lebens sei. Die Probleme, an denen die träge Mehrheit der Menschen ruhigen Gemütes vorübergehen, gerade diese Probleme packten ihn mit unüberwindlicher Gewalt. Ich kann nicht leben, ohne den Sinn des Lebens zu verstehen, das war der Gedanke, der eigensinnig, hartnäckig, wie ein verfolgendes Gespenst, ihn verfolgte. Er war nicht weit vom Selbstmord. Da plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über ihn. Aller Zwiespalt, der das Leben der Gebildeten zerklüftet, ist dem Manne aus dem Volke fremd. Er lebt ein friedliches Dasein in einem stillen Glück. Die tausend Wünsche, die uns unerfüllt bleiben, kennt er nicht, die Zweifel des Lebens sind ihm gelöst. Er hat in seinem Glauben die Antwort auf alle Menschheitsfragen und in der Übung der hergebrachten Formen einen sicheren Führer durch die Irrungen des Lebens. *Er hat* den Sinn des Lebens. Und mit einer Entschlossenheit, die nur ihm eigen ist, ergreift Tolstoj diese Entdeckung und setzt den Gedanken in die Tat um. Mit voller Inbrunst schließt er sich der Kirche seines Heimatlandes an, versäumt er keine Pflicht, die sie ihren Gläubigen auferlegt, übt alle Zeremonien, die sie vorschreibt, und unternimmt Pilgerfahrten zu den Klöstern und Stätten der Mär-

tyrer. Kein Mužik kann ein treuerer Sohn der orthodoxen Kirche sein, als es der, damals schon weit berühmte Dichter zwei ganze Jahre seines Lebens war. Aber so treu, wie er sich dem Kirchenglauben ergeben hatte, so treu blieb er sich selbst. Die kurzen Jahre dieser völligen Hingabe an die Lehre der orthodoxen Gemeinschaft hatten genügt, um in ihm die Überzeugung zu festigen, daß das offizielle Christentum eine Zerstörung der reinen Lehre Christi sei. Der Grund zu dieser Verstümmelung sei das Bemühen nach einer Anpassung der widerstreitenden Forderungen der Staatsgewalt und ihrer Vertreter an die Ideale des Christentums, die dem Menschen unerreichbar wären. Die herrschsüchtigen Machthaber und die Diener der Kirche als ihre bezahlten Sklaven haben diese Karikatur des Christentums um ihrer Selbsterhaltung willen geschaffen. Ein anderes ist die Kirche, ein anderes die reine Lehre des Evangeliums.

Und nun wendet sich Tolstoj einem tiefen Studium des alten und des neuen Testamentes zu. Er lernt in höherem Lebensalter die Sprachen der Bibel, Hebräisch und Griechisch, und versenkt sich, wie ein theologischer Forscher, in den Wortlaut und den Geist der überlieferten Schriften. Aber nicht die theologischen Fragen sind es, deren Lösung ihm wesentlich erscheint; wichtig ist ihm vor allem die Sittlichkeitslehre des neuen Testaments, deren höchsten Ausdruck er in der Bergpredigt findet. Das vorkirchliche Christentum, das ist das Ergebnis seiner unermüdlichen Forscherarbeit, ist die allerstrengste, reinste und lückenloseste metaphysische und ethische Lehre, über die hinaus die Menschheit sich bis heute nicht erhoben hat. Die Gebote Christi sind die Grundlagen alles Gemeinschaftslebens, in ihrer Befolgung liegt das Heil der Menschheit. Ihm sind damit Probleme des Lebens gelöst, und in dieser Überzeugung beruhigt sich das aufgewühlte Gemüt des unruhigen Fragers. Von Stunde an führt er das friedliche Leben eines abgeklärten Denkers, innerlich und äußerlich fern von dem stürmischen Treiben der Welt, fern von ihren Wünschen und Bedürfnissen. Ja, er sieht von diesem neu gewonnenen Betrachtungspunkte sogar auf sein eigenes großes Lebenswerk mit Geringschätzung herab. Alles, was ihm die Bewunderung seines Volkes, der Welt eingetragen hat, erscheint ihm klein und von geringem Wert: die reichen Gaben, die der Dichter uns geschenkt, treten für ihn selber weit zurück hinter die sozial-ethischen Schriften, in denen der Denker den Werdegang seiner Lebensanschauungen darlegt.

Schon Tolstojs dichterisches Erstlingswerk hat in seinem Heimat-

lande schnelle und volle Anerkennung gefunden: „Die Kindheit". Wie alle Dichtung Tolstojs, ist auch dieses Erstlingswerk aus dem Drange nach Bekenntnissen hervorgegangen. Der Plan war, einen großen Roman „Geschichte der vier Lebensstufen" zu schreiben. In der Ich-Form sollte die geistige oder mehr noch die seelische Entwicklung des Kindes, des Knaben, des Jünglings, des Mannes, wie Selbsterlebtes, erzählt werden. Der großartige Plan ist aber nicht ganz durchgeführt worden. Das Mannesalter wurde nie in Angriff genommen, die Jünglingsjahre sind nur zur Hälfte gediehen, bloß Kindheit und Knabenjahre wurden vollendet. Die Kindheit erschien 1852 in Njekrassows Zeitschrift „Der Zeitgenosse", die anderen Teile folgten in Pausen von zwei Jahren. Nicht um eine Schilderung von Selbsterlebtem im engeren Sinne des Wortes handelt es sich in diesen Teilen des Romans. In einer Mischung von Dichtung und Wahrheit wird mit grausamer Aufrichtigkeit nur die Entwicklung der eigenen Psyche gegeben. Die äußeren Umstände haben gar nichts oder doch nur sehr wenig mit der Person des Dichters zu tun. Die geschilderten Ereignisse gelten für jeden Menschen, der als ein Kind des ersten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts in einem vornehmen russischen Hause zur Welt gekommen ist. Der Irrtum, daß Tolstoj einen autobiographischen Roman habe schreiben wollen, hat zu vielen falschen Angaben über die Person des Dichters geführt.

Ganz erstaunlich ist gleich in diesem Erstlingswerk des jungen Dichters die Kraft der Charakterisierung. Menschen der verschiedensten Lebensalter, der verschiedensten Berufe stellt er in ihrer äußeren Erscheinung und ihrem Innenleben so klar vor uns hin, wie kein zweiter Poet der Gegenwart das vermag. Ein Gedächtnis von eminenter Zuverlässigkeit macht es ihm möglich, alles, was er an Menschen beobachtet hat, äußere Gebärde und seelische Vorgänge, bis in die kleinsten Einzelheiten wiederzugeben, und so tragen in der großen Fülle der Gestalten, die er uns vorführt, alle in gleicher Weise die Merkmale echten Lebens.

Im Gegensatz zu der Geschichte der vier Lebensstufen ist „Der Morgen des Gutsherrn" die Gestaltung eines persönlichen Erlebnisses mit fast genauer Wiedergabe der Wirklichkeit. Wir haben schon oben der ersten Enttäuschung des jugendlichen Volksfreundes gedacht, der den Insassen seines Besitzes materielle und geistige Güter mit freigebiger Hand zu schenken versuchte. Eben dieses Erlebnis ist der Gegenstand der Schilderung. Der junge Gutsherr wandert an einem

schönen Junisonntag von Hütte zu Hütte und spricht mit alten und jungen Bauern über seine Pläne und Hoffnungen. Die Bauern aber haben in ihrer Stumpfheit kein Verständnis für seine Beglückungsgedanken. Sie sind in ihrem Frondienst zu solcher Gefühllosigkeit herabgesunken, daß sie am liebsten in dem Zustand verharren, der ihnen gewohnt ist. Sie glauben auch gar nicht an solche Güte eines Herrn, denn nie waren sie einem Menschen die Mitmenschen, für die er empfand. Es bleibt alles, wie es gewesen ist. Der Wohltäter ist nicht imstande zu geben, was er gütigen Herzens so gern gegeben hätte.

Schon in dieser Erzählung, die im Jahre 1852 entstanden ist, erweist sich Tolstoj als ein Kenner des russischen Bauern, dessen Seele er mit inniger Liebe erforscht. Turgenjew hat später einmal dieses Gefühl Tolstojs für die Kleinen und Bedrückten spöttisch eine hysterische Liebe genannt. Aber eben diese Liebe befruchtet die dichterische Kraft Tolstojs; und wenn er in einem Werke seiner Mannesjahre einmal den Gedanken ausspricht, daß kein poetisches Gebilde ohne Liebe entstehen kann, so bewährt sich gerade an ihm die Wahrheit dieses Ausspruchs am meisten.

So gering an Umfang „Der Morgen des Gutsherrn" ist, so versteht der Dichter doch, uns mit der ganzen Einwohnerschaft des russischen Dörfchens bekannt zu machen. Die Bauernpersönlichkeiten, mit denen der junge Besitzer spricht, stehen mit derselben greifbaren Leibhaftigkeit vor uns, wie die Gestalten aus der Gesellschaft, die wir aus den Lebensstufen kennen.

Seine Kaukasischen Erzählungen, die Frucht seines Aufenthalts in dem romantischen Gebirgsland, schöpfen ihre Kraft auch wesentlich aus der Schilderung der Volkstypen, die der Dichter mit seiner „hysterischen Liebe" umfaßt. Das Leben der jungen Offiziere in den kaukasischen Ländern, das Treiben der Soldaten, die Beobachtung der fremden, von europäischen Sitten und Unsitten noch unberührten Völkerschaften weckt in dem alles beobachtenden Poeten immer wieder nur Gedanken über Menschenglück: „Kann sich denn wirklich inmitten dieser bezaubernden Natur im Herzen des Menschen das Gefühl von Feindschaft und Rachsucht oder die Leidenschaft, seinesgleichen auszurotten, festsetzen? Alles Böse im Menschenherzen sollte schwinden bei der Berührung mit der Natur, dieses unmittelbaren Ausdrucks alles Schönen und Guten."

Das reifste Werk der kaukasischen Wanderjahre sind „Die Kosaken". Obwohl der Kern der Erzählung nicht ein Erlebnis Tolstojs



schönen Junisonntag von Hütte zu Hütte und spricht mit alten und jungen Bauern über seine Pläne und Hoffnungen. Die Bauern aber haben in ihrer Stumpfheit kein Verständnis für seine Beglückungsgedanken. Sie sind in ihrem Frondienst zu solcher Gefühllosigkeit herabgesunken, daß sie am liebsten in dem Zustand verharren, der ihnen gewohnt ist. Sie glauben auch gar nicht an solche Güte eines Herrn, denn wie warb je ... einem Menschen die Mitmenschen, für die er empfand. Es bleibt alles, wie es gewesen ist. Der Wohltäter ist nicht imstande zu geben, was er gütigen Herzens so gern gegeben hätte.

Schon in dieser Erzählung, die im Jahre 1852 entstanden ist, erweist sich Tolstoj als ein Kenner des russischen Bauern, dessen Seele er mit inniger Liebe erforscht. Turgenjew hat später einmal dieses Gefühl Tolstojs für die Kleinen und Bedrückten spöttisch eine hysterische Liebe genannt. Aber eben diese Liebe befruchtet die dichterische Kraft Tolstojs, und wenn er in einem Werke seiner Mannesjahre einmal den Gedanken ausspricht, daß kein poetisches Gebilde ohne Liebe entstehen kann, so bewährt sich gerade an ihm die Wahrheit dieses Ausspruchs am meisten.

So gering an Umfang „Der Morgen des Gutsherrn" ist, so versteht der Dichter doch, uns mit der ganzen Einwohnerschaft des russischen Dörfchens bekannt zu machen. Die Bauernpersönlichkeiten, mit denen der junge Besitzer spricht, stehen mit derselben greifbaren Leibhaftigkeit vor uns, wie die Gestalten aus der Gesellschaft, die wir aus den Lebensstufen kennen.

Seine Kaukasischen Erzählungen, die Frucht seines Aufenthalts in dem romantischen Gebirgsland, schöpfen ihre Kraft auch wesentlich aus der Schilderung der Volkstypen, die der Dichter mit seiner „hysterischen Liebe" umfaßt. Das Leben der jungen Offiziere in den kaukasischen Ländern, das Treiben der Soldaten, die Beobachtung der fremden, von europäischen Sitten und Unsitten noch unberührten Völkerschaften weckt in dem alles beobachtenden Poeten immer wieder nur Gedanken vom Menschenglück. Kann sich denn wirklich inmitten dieser bezaubernden Natur im Herzen des Menschen das Gefühl von Feindschaft und Rachsucht oder die Leidenschaft, seinesgleichen auszurotten, festsetzen? Alles Böse im Menschenherzen sollte schwinden bei der Berührung mit der Natur, dieses unmittelbaren Ausdrucks alles Schönen und Guten.

Das reifste Werk der kaukasischen Wanderjahre sind „Die Kosaken". Obwohl der Kern der Erzählung auch ein Erlebnis Tolstojs



F. G. Waldmüller: Notar Josef August Eltz und Familie. Zum Essay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk von Arthur Roessler.

ist, sondern eines andern Offiziers, der es ihm auf einer gemeinschaftlichen Reise zu nächtlicher Stunde erzählt hat, ist die ganze Dichtung doch die Wiedergabe eigenen Seelenlebens. Olenin, der russische Offizier, der das Kosakenmädchen Marjanka liebt, deckt sich vollkommen mit der Persönlichkeit des Dichters. Olenin ringt, wie sein Schöpfer, nach sittlicher Vervollkommnung. Mit rücksichtsloser Selbstprüfung sucht er die Schlacken seines Wesens auszuscheiden und alles Zufällige, was er in der Welt der Kultur aufgenommen hat, zu entfernen. Er findet im Volke die Eigenschaften, welche die Möglichkeit menschlichen Glückes schaffen, aber er muß einsehen, daß es keine Rückkehr gibt zu den schlichten Tugenden des Volkes. Der Gedanke der Vervollkommnung des eigenen Ichs durch die Überwindung des Vorurteils des Kulturlebens und die Überzeugung, daß dort, wo die Kultur noch nicht hingedrungen ist, Tugenden leben, die wir uns aneignen müßten, sind die Leitmotive der Erzählung, wie sie immer mehr und mehr die herrschenden Ideen von Tolstojs Gedankenwelt werden.

Den kaukasischen Erzählungen nahe verwandt sind die Sebastopoler Skizzen: Sebastopol im Dezember, Sebastopol im Mai, Sebastopol im August. „Der Held meiner Erzählung," sagt Tolstoj, „den ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe, den ich in ganzer Schöne zu schildern bemüht war, und der immer schön gewesen ist und immer schön sein wird, ist — die Wahrheit." Nicht die Darstellung der blutigen Ereignisse selber, nicht die Erregung patriotischer Begeisterung war die Absicht dieser Skizzen, es war ein Höheres, den Grundideen der vorangegangenen Werke nahe Verwandtes: die Bewunderung der großen Eigenschaften der Menschen aus dem Volke, die nicht teilnehmen an den Auszeichnungen und Vorteilen des Krieges, und das Entsetzen über den Krieg selber. An einem der furchtbaren Tage von Sebastopol, der mit einem Waffenstillstand endet, entringt sich dem Dichter beim Anblick des Schlachtfelds der schmerzliche Seufzer: „Auf der Bastion und auf den Erdwällen flattern weiße Fahnen, das blühende Tal ist übersät mit toten Körpern. Die herrliche Sonne senkt sich in das blaue Meer, und zitternd erglänzt seine Flut unter den goldenen Strahlen. Viel tausend Menschen drängen sich dort durcheinander, betrachten sich, sprechen und lächeln miteinander, und alle diese Menschen sind — Christen, so da glauben und erkennen das große Gebot der Liebe und Entsagung. Und sie fallen beim Anblick dessen, was sie getan haben, nicht voll Reue und Buße nieder auf die Knie vor jenem, der ihnen das Leben gegeben und

in ihre Seelen zugleich mit der Liebe für alles Gute die Todesfurcht gelegt hat."

Nach einer Reihe kurzer, knapper Erzählungen, die in der Petersburger Zeit entstanden und von denen der „Aufzeichnungen eines Markörs" gedacht werden soll, weil in ihnen schon das erschütternde Problem der „Kreutzersonate" leise angerührt wird, kehrt Tolstoj zu der dichterischen Behandlung seiner Lieblingsideen zurück. In gehobener dichterischer Sprache geißelt er in „Luzern" die Herzensroheit der reichen Damen und Herren, die in dem prächtigen Schweizerhof ein angenehmes Müßiggängerleben führen: „Aus ihren Gebärden und ihren Zügen sprach eine solche Gleichgültigkeit gegen alles fremde Leben, ... sie schienen so fest davon überzeugt, daß die Welt für sie da sei, daß sie für ‚alles fremde Leben' kein Herz hatten und keinen Heller von ihrem Reichtum." Diese herbe Beurteilung der sog. herrschenden Klassen begründet der Dichter durch ein kleines, scheinbar unwesentliches Ereignis, das er miterlebt hat. Ein armer fahrender Tiroler hatte vor den Fenstern des prächtigen Gasthauses ein paar Lieder zur Guitarre gesungen. Alles hatte ihm zugehört, alles, Herrschaft und Dienerschaft, über sein komisches Äußere gelacht, alles gespöttelt über das französische Sprüchlein, das er mit halb italienischem, halb deutschem Akzent herunterleierte, aber niemand hatte ihm auch nur die kleinste Gabe heruntergeworfen. Und das geschah in einem Lande, das sich seiner Freiheit und seines Fortschritts rühmte!

Aber der Wert des Fortschritts war für den Dichter schon lange in Frage gestellt. In dem kultur*fremden* Menschen, dem Sohne des Volks, sah er den Träger edler Empfindungen. Die Formen, in welchen die herrschende Minderheit lebt, schienen ihm immer mehr greisenhaft und glückzerstörend. Aus dieser quälenden Auffassung heraus behandelt er dichterisch die großen Menschheitsprobleme. In einer feinen Gegenüberstellung schildert er in der kurzen Erzählung „Drei Tode", wie der höher gebildete Mensch, wie der Sohn des Volks, und wie das Leblose, der Baum, seiner Auflösung entgegengeht. Das Verhältnis des Menschen zum Tode gehört zu den Fragen, die Tolstoj bis zur Selbstquälerei ein Leben lang peinigten. In „Eheglück" geht er dem Problem der Liebe in der Ehe nach. „Polikuschka" dringt tief in das Seelenleben eines der tausend Mühseligen und Beladenen ein, und „Leinwandmesser", die Geschichte eines unglücklichen scheckigen Wallachs, ist ein poetisches Gleichnis, eine Art Tier- und Menschenfabel, der der

Gedanke zugrunde liegt, daß die Ursache der furchtbaren Leiden des Volks in der durch die Jahrhunderte entwickelten Auffassung des Eigentums zu sehen ist. Daß ein Wesen von dem anderen sagen kann, es sei sein, ist die Wurzel aller Ungerechtigkeit und schafft eine öffentliche Ordnung, in der der eine nichts tut und praßt, während der andere unter der Überlast der Arbeit keucht und zusammenbricht. Der geschundene Racker monologisiert über sein Schicksal: „Die Menschen nehmen im Leben nicht Taten, sondern Worte zur Richtschnur . . . solche Worte, welche ihnen für sehr wichtig gelten, sind: mein, meine, meines, die sie von verschiedenen Dingen, Wesen und Gegenständen, auch von dem Boden, von Menschen und Pferden brauchen . . . Wer nach diesem zwischen ihnen vereinbarten Spiel von der größten Menge der Dinge sagt: mein — der gilt bei ihnen für den Glücklichsten." Später überzeugt sich Leinwandmesser, „daß nicht bloß auch in bezug auf uns Pferde der Begriff mein keine andere Grundlage hat als den niedrigen und tierischen Instinkt der Menschen, der von ihnen Eigentumssinn oder Eigentumsrecht genannt wird. Der Mensch sagt: Mein Haus, und wohnt nicht drin — . . . Es gibt Menschen, welche Grund und Boden ihr Eigentum nennen, aber diesen Boden nie gesehen und nie betreten haben. Es gibt Menschen, welche andere Menschen die ihren nennen, aber diese Menschen nie gesehen haben: alle ihre Beziehungen zu diesen Menschen bestehen darin, daß sie ihnen Böses zufügen . . . Und die Menschen streben im Leben nicht danach, das zu tun, was sie für gut halten, sondern danach, so viel Dinge als möglich die ihren zu nennen."

In all diesen Werken Tolstojs von dem Erstling „Die Kindheit" bis zu diesen Problemdichtungen, die seine reiche Schaffenskraft in den wenigen Jahren von 1859 bis 1863 hervorgebracht hat, ringt eine sittliche Anschauung nach poetischer Gestaltung. Nicht eine fertige oder gar überkommene, sondern eine stetig sich erneuernde. Überall, wo die beiden Welten der Bildung und der Ursprünglichkeit sich berührten, zeigte sich dem prüfenden Beobachter ein furchtbarer Widerspruch, und immer mehr neigte er sich in diesem Kampfe auf die Seite des Ursprünglichen. Der Selbstsucht stellte er die Selbstverleugnung gegenüber, dem Kampf um den Besitz die hilfsbereite Menschlichkeit, den Feindseligkeiten der Völker den ewigen Frieden.

In diese rastlosen inneren Kämpfe bringen glückliche äußere Lebensumstände eine wohltuende Ruhepause. Es ist das erste Jahrzehnt von Tolstojs Ehe mit seiner völligen Zurückgezogenheit und geistigen Samm-

lung. Diese Jahre sind die Geburtsjahre zweier Meisterwerke, des großen Prosa-Epos „Krieg und Frieden", und des Romans „Anna Karenina".

Tolstoj hatte sich mit Liebe in die Geschichte der russischen Gesellschaft in dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts versenkt. Es lockte ihn, den mißglückten Revolutionsversuch der Dekabristen (Dezembermänner), jener opfermutigen, idealistischen Jünglinge in der Dichtung wiedererstehen zu lassen, die man als die ersten Vorläufer der großen Gegenwartsbewegung ansprechen kann. Allmählich aber führten ihn seine Quellenstudien um ein oder zwei Jahrzehnte zurück, in die Zeit, die als die Vorbereitungszeit des unglücklichen Dekabristenaufstands anzusehen war. Der europäische Held dieser Zeit war Napoleon. Rußland konnte sich rühmen, den Siegeszug dieses genialen Emporkömmlings aufgehalten zu haben. Um den Kern der Kriegstaten, die ganz Europa erfüllten, schloß sich im Geiste des Dichters immer klarer eine Handlung und eine Fülle von Menschen, die drei Generationen der russischen Gesellschaft und Glieder aller Volksschichten zueinander in Beziehung brachten. Man kann das weit ausgesponnene Werk nicht kurzweg als einen Roman bezeichnen, es verdient eher den Namen eines geschichtsphilosophischen Prosa-Epos. „Krieg und Frieden" führt die Großväter, die Väter und die Kinder jener Zeit vor. Es läßt zurückblicken auf die Tage der großen Katharina und führt uns die Alten als die Vertreter einer seichten Philosophie des Skeptizismus, als überkluge Tadler alles Neuen, als unbedingte Anhänger der Adelsvorrechte vor. Die Gegenwart wird repräsentiert von jugendlichen Mitgliedern der altrussischen Adelsfamilien, edlen und unedlen, dem persönlichen Vorteil Nachstrebenden und dem Glücke der Gesamtheit, dem Fortschritt der Menschheit Zugewandten. In diesen besseren Elementen erkennt man die Väter des Geschlechts, das die jugendlichen Schwärmer hervorbringen konnte, die in leichtsinnigem Wagemut ihr Leben für ein Unerreichbares hingaben. Diesen Männern begegnen wir bald auf dem Schauplatz der großen Völkerschlachten, bald in ihrem trauten Heim. Auch die russische Frau jener Zeit tritt uns in den verschiedensten Gestalten entgegen: als berechnende Kokette und ungetreue Gattin, als harmloses Mädchen mit dem Reiz der Jugend und des Frohsinns, als Trägerin eines sittlichen Ideals, dessen Grundlage eine fromme Gottergebenheit ist, als Hoffräulein, das in allem seinem Tun und Treiben abhängig ist von oben, als vortreffliche Mutter und Gattin — eine Fülle von Frauentypen,

wie wir sie sonst in Tolstojs Werken nur vereinzelt sehen. Wir werden an den Hof geführt, wir belauschen die Zusammenkunft Kaiser Alexanders und Napoleons nach der Zerstückelung Preußens auf dem Floß der Memel, wir werden mit den beiden bürgerlichen Ministern Speranskij und Araktschejew bekannt gemacht. Und wie wir das öffentliche Leben der Großen beobachten, und wie wir in das Heim der Begüterten hineinblicken dürfen, so werden wir auch in die innersten Seelenregungen der Massen eingeführt, denen nun einmal vor allen Tolstojs Liebe gehört.

Für den Dichter sind die Weltereignisse, als deren Träger der Kaiser der Franzosen gilt, nicht die Wirkungen des freien Willens bevorzugter Menschen, sondern Äußerungen der tausendfältigen Willensstrebungen aller, die in einem „Genie" ihren Ausdruck gefunden haben. Nicht Napoleon, nicht Kutusow lenken die Ereignisse, sondern die Tausende, die Millionen, die scheinbar ohne ein bestimmtes Wollen dahinleben. Aus diesem großen Reichtum von Menschen und Ereignissen treten mit besonderer Deutlichkeit zwei jugendliche Männer hervor, die dem Herzen des Dichters besonders nahe stehen: Andrej Bolkonskij und Pierre Bjesuchow. Beide sind Träger des Gedankens sittlicher Vervollkommnung, beide unermüdliche Sucher nach dem Sinne des Lebens. Diesen Sinn des Lebens aber kennt Karatajew, der Mann aus dem Volke. Und so ist auch dieses großartige Werk, das uns das Größte und Kleinste der Zeit auf dem Hintergrunde gewaltiger Weltumgestaltung vorführt, das Helden zum Werkzeug der Massen, das den Einfältigen zum Verkünder höchster Ideen macht, ein Spiegel des inneren Lebens seines Dichters. Der hinreißende Strom der Erzählung wird hie und da durch die weit ausgesponnenen Betrachtungen wohl aufgehalten, die Tatsachen durch die geschichtsphilosophische Beleuchtung ihrer Ursachen hie und da ein wenig zu weit auseinandergerückt. All das aber kann die Pracht und Schönheit dieses Werkes nicht schmälern. Es sind nur kleine Mängel an einem Meisterwerke, das die Bewunderung verdient, die es in Rußland seit dem Tage seines Erscheinens genießt.

Volle fünf Jahre hatte der Dichter zu den Vorarbeiten und zur Niederschrift von „Krieg und Frieden" gebraucht. Und schon, kaum daß das Werk beendet war, beschäftigte ihn eine neue Dichtung, die die Zeit Peters des Großen in ähnlicher Weise abschildern sollte. Sie kam aber nicht zur Ausführung. An seine Stelle trat ein Stoff der Gegenwart und ein echter Roman: „Anna Karenina". Er erzählt die Schicksale zweier Liebespaare, Alexej Wronskijs und Annas, der Gattin eines

hohen Beamten, eines trockenen, korrekten Mannes, der dem glänzenden Offizier in ihrer Neigung weichen muß, und Ljewins, der Kitty Schtscherbatzkaja in seiner schüchternen linkischen Art umwirbt. Anna erklärt ihrem Gatten, sie sei Wronskijs Geliebte. Karenin versagt ihr die Scheidung, und so stellt sie denn ihr Bund mit Wronskij für immer außerhalb der Gesellschaft. Auch Wronskijs Lebensaussichten sind zerstört durch seine Verbindung mit Anna. Aus dieser schiefen gesellschaftlichen Lage und aus der schwindenden Liebe Wronskijs entsteht zwischen ihnen eine verhängnisvolle Entzweiung. Anna macht ihrem Leben ein Ende, indem sie sich einem daherbrausenden Eisenbahnzug entgegenwirft. Wronskij, den Annas Tod zur Verzweiflung getrieben hat, zieht mit vielen Hunderten russischer Abenteurer in den serbischen Krieg, um dort sein Leben abzuschließen im Dienste einer Sache, die ihm des Opfers wert erscheint. Auch Kitty ist von Wronskijs blendenden Eigenschaften irregeführt worden. Jede Stunde hatte sie seine Erklärung erwartet. Und als er sich Anna zuwendet, wird sie von schwerer Krankheit ergriffen und geht zu ihrer Genesung auf lange Zeit nach einem deutschen Badeort. Hier erlebt sie unter dem Einfluß einer älteren Freundin eine tiefe Umwandlung. Da Ljewin, durch einen nahen Verwandten ermutigt, seine Werbung wiederholt, wird sie freudig seine Gattin, und ihre Ehe ist ein Bündnis in innigster Liebe und vollster geistiger Übereinstimmung. Noch während seines Erscheinens in einer Moskauer Zeitschrift rief der Roman „Anna Karenina" durch seine glänzende Darstellung der Petersburger und Moskauer Gesellschaftskreise die lauteste Teilnahme der Leser, ein lebhaftes Für und Wider der Meinungen hervor. Ja, was wohl ohne Beispiel sein mag, es erschien eine umfangreiche Besprechung, noch ehe mehr als ein Drittel des Werks bekannt geworden war.

Wer „Anna Karenina" liest, muß das Gefühl haben, als sei dieses Werk in einem Zuge und mit voller Schaffensfreude niedergeschrieben. Und doch ist es stockend und stückweise entstanden. Es kostete den Dichter förmlich Überwindung, es zu Ende zu führen. Der Anfang des Romans erschien im Januarheft des „Russischen Boten" von 1875, und im August dieses Jahres bezeichnet Tolstoj sein Werk als „die langweilige, scheußliche Anna Karenina" und ruft nach „Muße für andere Beschäftigung".

Denn schon war die Ruhe, die ihm die Konzeption zweier großer Dichtungen ermöglicht hatte, von ihm gewichen. Der Tod eines Kindes hatte die alte Unrast wieder über ihn gebracht, und der Zwiespalt in seinem

Innern rang jetzt gebieterisch nach Worten. Es drängte ihn, Rechenschaft zu geben über alles das, was er selbst über Vervollkommnung und Menschheitsglück gedacht und was er zur Lösung dieser Fragen gefunden zu haben glaubte. Unter dem Andrängen dieser neuen schriftstellerischen Pläne wird auch in „Anna Karenina" Ljewin allmählich das Lieblingskind des Dichters. Ihm gibt er alle Züge seines Wesens, ihn läßt er all die Kämpfe durchmachen, die ihn gerade jetzt während der Zeit der Entstehung von „Anna Karenina" (1873—1876) erregen. Ljewin ist wie Tolstoj der Freund des Volks, der zweifelnde Zuschauer bei dem Leben seiner Standesgenossen, der grübelnde Wahrheitssucher; und wie Karatajew den schwankenden Pierre (in „Krieg und Frieden") mit seiner Lebensauffassung beeinflußt, so regt auch in Ljewin ein Mann aus dem Volke eine Gedankenreihe an, die ihn zur Lösung des Problems vom Sinne des Lebens führt.

Tolstoj warf nun die dichterische Produktion als etwas Unwichtiges, wenn nicht gar Nichtiges, hinter sich. Jetzt hatte er die Muße, dem Geiste zu folgen, der ihn trieb. Er stürzt sich in das Studium der Philosophie aller Zeiten und erkennt, daß die Vernunft allein ohnmächtig ist, die Rätsel des Lebens zu lösen. Das Volk in seiner Gläubigkeit hat alle Fragen gelöst. Er sucht immer engeren Verkehr mit diesem Volke, er lernt es in allen seinen Lebensäußerungen kennen und gewinnt so eine Erkenntnis, die eine vollkommene Umwandlung seines Denkens und seiner Lebensführung zur Folge hat.

Und nun legt er die Rechnung ab über diese Umwandlung. In einer Reihe von Schriften, die in den Jahren 1879—1885 in schneller Folge entstehen und die nichts gemein zu haben scheinen mit der fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit des Dichters. Meine Beichte — Kritik der dogmatischen Theologie — Die vier Evangelien — Kurze Erläuterung des Evangeliums — Mein Glaube — Was sollen wir also tun — und das später erschienene, die Ergebnisse dieser Schriften gewissermaßen zusammenfassende Werk „Das Reich Gottes ist inwendig in euch" sind die Dokumente eines unvergleichlichen seelischen Erlebens, einer beispiellosen Selbstprüfung und zugleich die Darlegung einer neuen harmonischen Lebensauffassung. Faßt man den reichen Inhalt dieser Schriften, zu denen als eine rein philosophische Betrachtung noch das Buch über „Das Leben" gehört, kurz zusammen, so ergibt sich eine in sich geschlossene folgerichtige Lösung des Lebensproblems. Ich habe bisher, wie meine Standesgenossen, die Gebildeten und Besitzenden, ge-

lebt. Das Leben, das ich führte, war ein schlechtes. Ich habe Dinge für gut gehalten, die nichtig sind, und habe den Sinn des Lebens nicht gekannt. Jetzt kenne ich ihn. Aus dem Munde der Kleinen habe ich den Glauben gewonnen. Nicht den Glauben, den die staatliche Kirche mit tausend leeren Formen uns aufzwingt. Durch alle Verstümmelungen, die Eigennutz und Herrschsucht der Lehre Christi angetan haben, ist mir ihr reiner Kern offenbar geworden. Folgen wir den Geboten des Evangeliums, so wird unser Leben sittlich und glücklich sein. Denn Sittlichkeit und Menschenglück ist eines. Solcher Gebote gibt es fünf: das Gebot der Liebe und das Gebot der Keuschheit, das Gebot „Du sollst nicht schwören" und das Gebot „Du sollst dem Übel nicht widerstreben mit Gewalt", und als Krönung des Ganzen „Liebe deine Feinde, d. h. alle Menschen, auch die, die nicht deine Volksgenossen sind". Wollen wir dieser Lehre folgen, so müssen wir unser ganzes Leben umgestalten, denn sie verwirft das Gericht, sie widerstrebt der Gewalt, sie stellt der engherzen Liebe des eigenen Landes, die wir unter dem Namen des Patriotismus als eine hohe Tugend preisen, die Menschenliebe entgegen, sie verwirft den Krieg, denn sie duldet nicht, daß das strenge Wort „Du sollst nicht töten" außer Kraft gesetzt werde zugunsten der Forderung einzelner Bevorzugter, sie weiß nichts von einem Eigentum an Menschen und Dingen. Alle diese Begriffe, die unsere vielgerühmte Kultur ausmachen, sind unvereinbar mit der ewigen Wahrheit, die aus der wiederhergestellten Lehre Christi hervorleuchtet.

In diesem Geiste gestaltet Leo Tolstoj sein eigenes Leben völlig um. Er nähert sich in seinem äußeren Gebahren und seiner Lebensführung dem Volke, teilt seine Zeit zwischen körperlicher Arbeit und geistiger und verzichtet auf jedes persönliche Eigentum. Von diesem Geiste auch sind die Dichtungen seiner späteren Jahre eingegeben und durchdrungen, hie und da sogar bis zu dem Grade, daß das Künstlerische hinter dem Moralischen zurücktritt. Aber als ob der Dichter selber gegen den Genius, der ihm geworden, vergeblich ankämpfte, bringen auch die Altersjahre Tolstojs neben der erschütternden „Kreutzersonate" und den naiven Erzählungen für das Volk, die in ihrer Schlichtheit und Einfalt an die Legenden der Vorzeit anklingen, Meisterwerke, wie das Drama „Die Macht der Finsternis" und den Roman „Die Auferstehung".

„Die Macht der Finsternis" ist im Jahre 1886 in wenigen Wochen niedergeschrieben. Der Stoff des Dramas ist der Wirklichkeit entnommen, einem Kriminalfall, der in der Nähe von Tolstojs Gute, vor dem

Gericht in Tula verhandelt worden war. Nie hatte ein russischer Dichter mit solcher Liebe, mit solcher Wahrheit und Ergriffenheit das russische Volk dargestellt. Ja, vielen war diese Wahrheit zu herb. Denn war sie nicht die furchtbarste Anklage der Führer dieses im Schlamm der Unwissenheit und des Verbrechens versunkenen Volks? — Zu der tragischen „Macht der Finsternis" bildet das Lustspiel „Die Früchte der Bildung" gewissermaßen eine Ergänzung. Werden in der „Macht der Finsternis" die furchtbaren Folgen der Unbildung und Unsittlichkeit der unteren Volksschichten geschildert, so geißelt Tolstoj hier die törichten Auswüchse der Scheinbildung und der Genußsucht der höheren Gesellschaftsklassen. Aus beiden Werken spricht deutlich der Wunsch zu bessern und zu bekehren.

Ein Werk, würdig der beiden Schöpfungen seiner glücklichsten Jahre, gelingt dem Dichter wieder mit der „Auferstehung". Eingegeben ist die Erzählung von dem Sittenlehrer, aber der Dichter hat die Eingebung des Moralisten so ganz überwältigt, hat sie so ganz in lebendiges Leben umzuformen gewußt, daß das sittliche Pathos der Erzählung ihren künstlerischen Wert eher hebt als schmälert. Njechludow, der junge Aristokrat, hat ein Mädchen in Schmach und Schande gebracht. Nun steht sie vor einem Gericht von Geschworenen, dessen Mitglied Njechludow ist. Sie wird verurteilt und nach Sibirien geschickt. Njechludow aber, der sich als den Schuldigen fühlt, begleitet sie auf dem Wege in die ferne, traurige neue Heimat. Er möchte gut machen, was er in einem früheren Leben voll Leichtsinns gefehlt hat. Das Mädchen aber weist seine aufrichtige Werbung zurück und schließt den Bund fürs Leben mit einem andern, der ihr, als ein ebenfalls vom Schicksal Enterbter, näher steht. Das eigentliche Problem auch dieses Romans ist die Schilderung der sittlichen Wandlung in der Seele Njechludows.

Neben diesen großen Werken dichterischen und sozialethischen Charakters stehen eine Fülle kleiner Abhandlungen über alle Fragen, die die Gegenwart bewegen. Tolstoj hat jetzt einen festen Maßstab für Menschen und Dinge. Er fühlt sich nun als der Lehrer seines Volkes und empfindet die Pflicht, das Wort zu ergreifen zu allen wichtigen Fragen, die das Leben dieses Volks berühren. In hundert Episteln wendet er sich an alle, die ihn hören wollen. Und die Zahl derer, die seinen Worten lauschen, wächst von Tag zu Tag. Aus Hunderten, die als treue Anhänger seit Jahrzehnten seinem Einfluß anheimgegeben sind, werden Tausende, Millionen.

Nicht alle diese Millionen, die in ihm einen Lehrer und Wegweiser erkennen, teilen seine Überzeugung. Alle aber erkennen in der Zertrümmerung der alten Götzen, zu denen die Verirrten treu gehalten und die die irreführenden Machthaber gegen den Ansturm der freien Geister auch jetzt noch schützen möchten, ein Werk von unberechenbarer Bedeutung für die Zukunft Rußlands.

Wenn die großen Maler Rußlands Tolstoj als den Säemann am Pfluge darstellen, wenn Rjepin Leo Tolstoj im Gewande des russischen Bauern auf freiem Felde bei der Arbeit wiedergibt, wenn Pasternak diese treue Wirklichkeitsschilderung zu einem prachtvollen symbolischen Bilde ausweitet, so sprechen sie mit den Mitteln des bildenden Künstlers nur aus, was ganz Rußland und die Welt empfindet: das gewaltige Lebenswerk Leo Tolstojs und sein vorbildliches Leben selber, das mit rücksichtsloser Energie das für wahr Erkannte in die Tat umsetzt, war ein Werk der Aussaat.

Er hat die fruchtbare Erde der großen russischen Ebene gelockert, er hat eine reiche Saat ausgestreut, deren Frucht dermaleinst, in einer Zukunft — in naher oder ferner — sein Volk groß und glücklich machen wird.

Bildende Kunst.

Jacob van Ruisdael.

(Mit 2 Rembrandt-Gravüren.)

So beherrschend die Landschaft im Zentrum der modernen Malerei steht, so spät tritt sie als Hauptthema in die Geschichte der Kunst. Namentlich die Italiener, denen wir doch nun einmal die entscheidenden Fingerzeige verdanken, haben sich überraschend lange dagegen gesträubt, in der „campagna" das Motiv als solches zu sehen. Daß sie ihrer als Hintergrund und Ferne nicht zu entraten vermochten, daß namentlich die umbrischen Heiligenbilder der Raffaelzeit von dem Leuchten der sanftgeschwungenen Flußtäler leben, daß Leonardos phantastischer Pantheismus in dem Felsgebirge der Mona Lisa wunderbare Gefilde der Seligen und Verstiegenen entdeckte, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Aber man sehe nur, wie der Größte von allen, Michelangelo, die Landschaft auf seinem Madonnentondo in den Uffizien oder auf der Versuchung im Paradies an der Sixtinischen Decke behandelt; oder man denke an das öde Blachfeld, das Sebastiano del Piombo seiner Pietà (in Viterbo) zum Hintergrund gibt! Selbst da, wo die Ferne und das Arnotal sich weit auftut, wie auf den Florentiner Tobiasbildern des Quattrocento, ähnelt der weite

Plan mehr einer Kartographie und Flurkarte, einem militärischen Croquis, das mit Akkuratesse alle Einzelheiten festlegt, die auch in der letzten Tiefe so klar wie vom Falkenauge gesehen erscheinen.

Zwei Kunstprovinzen machen eine Ausnahme. Von Umbrien war schon die Rede; in den leuchtenden Flußtälern, die hinter den Madonnen und Heiligen Peruginos und Spagnas glänzen, lebt bereits ein einheitliches Landschaftsbild, dessen sanfte Linienzüge aufs engste mit den Vorderfiguren zusammengestimmt sind. Ein treffliches Beispiel ist die Taufe Christi von Francia in Dresden. Hier wirkt das stille berggegürtete Tal nur im Zusammenhang mit der Hauptgruppe; ohne diese käme ein recht uninteressantes Kulissengeschiebe heraus. Von dem benachbarten Umbrien lernt auch Ferrara; schon daß es hier Bilder gibt, die die Unterschrift „Herbst" tragen, ist ein Zeichen für landschaftlichen Sinn. Vor allem aber ist Venedig — merkwürdigerweise! — die Stadt, wo die ersten Wiesenpläne im Bild sich wohlig und duftig breiten, wo feine Gräser neben hellen Kieseln zu Bächen und Mühlen führen, wo Felstore den Blick in zarte Lauschigkeit leiten und Küstenglanz mit Waldesgründen wechselt. Wie kamen gerade die Maler der Wasserstadt dazu, dies beatus ille qui procul negotiis paterna rura exercet zu malen? Es muß doch wohl von dem Entbehren dieser Wiesen gekommen sein. Des leuchtenden Wasserspiegels müde, der sechs Tage lang den Venetianer blendet, flüchtet der Wasserstädter noch heute Sonntags oder im Sommer in die kühlere Welt der Terra ferma bei Treviso, Asolo und Castel Franco. Hier genießt er den Rasenteppich und den Baumschatten mit besonderem Dank. Jeder Eichbaum erscheint ihm wie ein Phänomen und jede Höhle wie ein Märchenwinkel. Ist es da nicht begreiflich, daß schon der Venetianer des 15. Jahrhunderts seinen Heiligen auf den Bildern solche Herrlichkeiten mit Vorliebe beschert? Zumal er die Landschaft in den Zauber des edel bleichenden, umhüllenden Lichtes zu setzen weiß, das „später erst zu uns sich nieder senket". Duftig verschleierte Silberwelten leuchten hinter den Heiligen jenes Venezianer Malers, den wir Pseudo-Basaiti nennen — kein glücklicher Name, da dieser Künstler viel bedeutender als Basaiti ist. Giambellini, Catena und Cima geben ähnliche lichtüberhauchte Schönheit. Giorgione ist dann der Entdecker der romantischen Landschaft, wo die Seltsamkeit der landschaftlichen Szene sich mit dem Rätsel der persönlichen Situation verbindet; Tizian verläßt die zarten poetischen Gefilde, um die pathetische Landschaft des Zorns und der Allmacht, der Askese und der Wollust zu prägen, in denen das stolze Geschlecht seiner Geschöpfe sich reckt und tummelt, sich peitscht und umschlingt. So war alles vorbereitet, als in Tintoretto der souveräne Herrscher der Elemente erschien, der Sturm und Blitz, Windsbraut und Sonnenglut heranbefiehlt, um den Lebensweg der Heiligen mit kosmischer Manifestation zu begleiten. Es ist eine Höhe, die nicht mehr zu überbieten

war. Der ganze römische Barock konnte, was die Landschaft betrifft, Venedig nicht beschämen. Erst der große Salvator Rosa hat in Neapel eine neue Art des kosmischen Stiles gefunden; und in Rom lehrten die Franzosen die Römer, die Campagna als Einheit und Struktur zu erfassen.

War das Wasser und der Lichtspiegel der Lagune für die Venetianer ein guter „Zuchtmeister" auf die Landschaft, so hat das Meer im holländischen Maler einen noch gelehrigeren Schüler gehabt. Schon von der altholländischen Kunst, die ja größtenteils vernichtet ist, rühmt Carel van Mander, wie schön ihr die Landschaften gerieten; und man braucht nur Dirck Bouts „Mannalese" in München mit der Festwiese auf dem Genter Altar des Niederländers Jan van Eyck zu vergleichen, um zu wissen, wo eine wirkliche Naturbeobachtung zugrunde liegt, und wo nur ein freilich sehr prächtiges Herbarium geplündert worden ist. Wach wurden die Augen des Holländers für die Schönheiten seiner Flachlandschaft aber doch erst nach den schlimmen Kämpfen mit den Spaniern. Im Jahre 1609 nannte der Holländer, der sich nun vom Niederländer getrennt hatte, ein freies Land seine Heimat. Der kleine Landfetzen, der ihm zugewiesen war, wurde mit zäher Unermüdlichkeit durch Polder und Grachten durchzogen, damit die Fülle des Wassers gebändigt und ein Segen werde. Nun grünte, von der weichen Seeluft des Golfstroms gesättigt, die unendlich sich dehnende Wiese, über deren tiefem Horizont die hohe Glocke ewig wechselnder Wolken sich wölbte. Deren Schiebungen und Mustern, deren Schneeballen und Grauschleiern zuzusehen, wurde der Holländer nicht müde. Diese Wolken waren das Bewegte, während das grüne Wiesenparterre stumm glänzte. Am Horizont zeichnete sich mit feiner Silhouette ein Kirchturm, eine Windmühle ab; auf der Wiese schimmerte die weiße oder braune Haut einer Kuh — aber alles erhielt sein Leben erst von dem lichtdurchtränkten Wolkenäther, wo das helle Gezelt mit den dunkelnden Schüben ewig kämpfte und wechselte. Diese Landschaft suchte man nun zu malen.

Man hat nachgerechnet, daß etwa 2000 Maler im 17. Jahrhundert in Holland an der Staffelei saßen. Bei solcher Konkurrenz ergab sich als das Natürlichste eine Arbeitsteilung. Die Spezialisten rückten voneinander ab; der eine malte Interieurs, der andere Feuersbrünste, der dritte Schlittschuhläufer, der vierte Hasen. Auch die Landschafter teilten sich; es gab Küstenmaler und Wiesenbrödler, der eine malte glühende Sommerbuchten, der andere Berge mit Schlössern. Eine Gruppe reservierte immer zwei Drittel oder ein Drittel der Leinwand für die Wolken, nur den Rest für die Ebene. Das Meer als Ewigkeit hat keiner gemalt; alle Marinen sind Küstenbilder oder Kutternovellen. Mit unglaublicher Spitzpinselei haben diese Drehstuhlhocker gearbeitet; die meisten malten auf Bestellung für den strengen und hinterlistigen Kunsthändler und hatten Ablehnung ihrer Ware zu befürchten. Wiederho-

lungen sind häufig; denn beim Händler wurde oft von Herrn Z. gerade so ein Bild gewünscht, wie es Herr Y. besitze. So entstand eine Qualitätsmalerei, die zwar sehr unpersönlich, aber sehr kultiviert ist. Wirkliche Persönlichkeiten sind in dieser Zunft selten; und die wenigen, die es nicht lassen konnten, eine eigene Seele zu haben, mußten diesen Luxus teuer bezahlen. Um nur die drei Größten zu nennen: Rembrandt hat Auktion und Verarmung erlebt, Frans Hals ist verbummelt und Jacob van Ruisdael endete im Armenhaus von Haarlem.

Man weiß nicht, woher die Familie der Ruisdael stammte; sicher war sie eine jüdische, wie schon die Vornamen Salomon, Israel und Jacob verraten. Aus Portugal sind viele jüdische Familien nach Holland gewandert; der berühmteste Jude dieser Gruppe ist Baruch Spinoza, der große Ethiker und Pantheist. Ist es nun Zufall, daß uns aus Ruisdaels Bildern das gleiche Bekenntnis des Pantheismus entgegenleuchtet wie aus Spinozas Büchern? Beide Männer haben in ihren Werken nichts anderes getan als die Wunder der Natur gedeutet, die täglich neu sich gestaltend vor ihren Augen sich breiteten. Wie man die griechischen Mythen sofort versteht, wenn man durch den Peloponnes reitet oder zu Schiff an den Kykladen vorbeifährt, so ist auch das holländische Bekenntnis in Buch und Bild eine Deutung der heimischen Natur. Den Söhnen der Küste Haarlems, die täglich den Einklang von Wasser, Wind, Wolken und Wald erlebten, mußte der Zusammenhang solcher Erscheinungen, die Gegenseitigkeit und das sich Bedingende dieser kosmischen Gesetze das Hauptthema werden. Was bedeutet der Menschen Unrast und Treiben gegenüber solchen elementaren Energien? Er zittert vor der Welle, daß sie ihm den Rand und Damm einreiße, er fleht zur Sonne, daß sie ihm die Tulpen zum Blühen und die Früchte zum Reifen bringe, er lauscht still und ergriffen in den Sonnenuntergang, der feierlich rot im Brautbad des Ozeans erlischt. In Demut kniet der Mensch vor diesen Elementen; „denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage!“ Der Italiener sah es anders an. Er schrieb noch immer kühn und stolz das Sophokleswort über sein Leben und seine Kunst: πολλα τα δεινα κ'οὐδεν ἀνθρωπου δεινοτερον πελει „Vieles Gewaltige gibt's, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.“ Der Südländer feiert den heroischen Menschen, der glücklich im Sonnenlicht den braunen Leib zum Vater des Lichts streckt und „sonder Angst und Grauen sich seinen Unschuldstag erwirbt“. Solche Freiheit ist dem nordischen Menschen verwehrt. Das Licht der Sonne ist hier Ausnahme, der Nebel und die Nacht die Regel. Es stürmt und finstert über das wehrlose Flachland; die Hütten zittern und die Kühe brüllen bang. In solchen Stunden lernt der Mensch die Angst und die tiefe Scheu vor dem Unergründlichen, dessen er nie Herr werden wird.

Zu dem Pantheismus kommt nun bei Ruisdael der Pessimismus. Wir finden diese Weltanschauung nicht oft auf holländischen Bildern. Die meisten sind voll von fröhlichem Optimismus. In blitzend blanken

Stübchen sitzen die saubersten Mädchen, Tauffeste werden mit viel Likör gefeiert, in den Kneipen rauft es sich gut; satte Kühe stehen auf fetter Scholle, auf der Allee tänzeln die Pferde mit den oranischen Prinzessinnen; üppige Tulpen lodern in geiler Pracht, schwere Früchte locken zum Anbeißen, Perlmuttermesser glänzen auf dem Silbertablett. Es sind die Bilder von Leuten, die sich aufs Genießen verstehen. Wenn Rembrandts Bilder einen anderen Grundton anschlagen, so war das eben der Grund, weshalb man sie nicht kaufte. „Wozu diese schwermütige Philosophie?" Und genau so ging es Ruisdael. Auch er konnte nicht von der Elegie los; und das machte sich eben nicht bezahlt.

Die Bilder Ruisdaels, welche am bekanntesten sind, sind seine schlechtesten. Wie man den Wouwermann am Schimmel zu erkennen meint, so postuliert man bei Ruisdael den Wasserfall. Und doch kann man sich bei einiger Überlegung sagen, daß dieser ärmliche Maler aus Haarlem nie im Leben einen Wasserfall gesehen hat. Denn in Holland gab es das nicht. Wohl war ein Zunftgenosse Ruisdaels, Allart van Everdingen, nach Norwegen gereist, hatte den Trollhätta gesehen und war begeistert von solcher Romantik heimgekommen. Er hatte Ruisdael seine Skizzenbücher gezeigt. Ruisdael muß schon damals an unverkauften Bildern gelitten haben; jedenfalls stürzte er sich nun auch auf diese Romantik und rechnete mit dem Geschmack eines Publikums, das die Kuriositäten der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit vorzieht. All diese Strudelbilder mit den Schluchten und Schlössern auf hohem Fels gehören in die letzte Periode Ruisdaels und sind nicht seine besten Leistungen. Man kann sie mit dem Bilde der Schweiz vergleichen, das Schiller nach Goethes Erzählungen im Tell entwarf. Der echte Ruisdael ist bei den stillen Waldszenen, beim „Strand von Scheveningen", bei den Windmühlen und den Hügeln von Overween zu finden.

Der schöne „Waldteich" in Berlin ist mir in seiner ausdrucksreichen Träumerei auch lieber als die berühmten Dresdener Stücke, über die Goethe so begeistert schrieb. Dieser Aufsatz Goethes ist höchst bezeichnend für das, was er und seine Zeit im Bilde suchte, nämlich den symbolischen Gehalt. Namentlich der „Judenkirchhof" gab Anlaß zu melancholischer Philosophie. Ruhiger und größer tritt uns diese melancholische Stimmung im Berliner Waldteich entgegen. Das Leben des Wassers und seiner Blumen, der blühenden und erstorbenen Eichen, das Leuchten der Wiese und der bescheidene Frohsinn des vorbeiziehenden Hirten — dies alles klingt zu einem feierlichen Gedicht zusammen. Die Individualitäten Ruisdaels sind die Bäume, nicht die Menschen. Der Baum als lebendiger Schuß des Wachstums, als stolzer Kronenträger, als geschlossene mutige Silhouette, als geknickter Edelstamm mit letztem seidigem Rindenpelz — das sind Ruisdaels Lieblingsgedanken. Oder er nimmt eine Windmühle zum Herold seiner Empfindungen. Sie steht auf dem festen Hügelrücken hoch über dem Wasser; die großen Flügel greifen

weit in die Wolken, der runde gemauerte Tubus steht stark gegen den Wind. Wasser, Erde und Luft erleben dann mit der Mühle den Zauber tausendfältigen Lichtes, das alle Bildungen muntert und berieselt. Es gibt auch Schneelandschaften von Ruisdael, wo ein steiles hohes Fährhaus an der Straße steht, neben ihm niedrige Hütten erstarrt im Frost und doch weißleuchtend im Schnee. Mühselig humpeln die frierenden Menschen über das Eis und durch die Kälte, die mit starken Zangen alle freie Bewegung umklammert.

Darf ich einen Rat geben, wie man diese und andere Landschaften der holländischen Bilder gut erfassen kann? Man gehe darauf spazieren! Man schließt sich dem Zug der Fischer an, die von den Dünen zum Boot eilen; mit ihnen nestele man an den Tauen und fahre dann auf die Höhe in die Seebrise herein, fort von dem Seetang und Fischhaufen. Nun sieht man die äußerste Ferne und fühlt das Unermeßliche dieses Weltausschnitts! Man wandere mit jenem Kuhhirten über die Wiesen zum Wald und Bach; dann merkt man, wie lang die Wiese, wie steil der Hang, wie köstlich der Waldesschatten ist. Lang halten wir vor jener Eiche still; es braucht Zeit, um diesen Organismus so zu kennen, wie wir ein Menschenantlitz kennen. Ruisdael geleitet uns stets aus der Stadt heraus; nur ganz selten hat er den Damplatz von Amsterdam und ähnliches gemalt. Er zaubert uns die Sommerfrische in Spaa, die Sonntagsgänge zu den Haarlemer Dünen vor. Aber immer liegt ein leichter Schleier über seinen Werken und Bildern. Im Gegensatz zu Hobbema, der immer sprühendes Licht, lustig schäumende Wassermühlen und heitere Haine gibt, liebt er die Melancholie. Ein Sohn Haarlems, wie Frans Hals und Jan Miense Molenaer, kennt er deren derbe Lebensfreude und die zynische Lust nicht.

Ruisdael war sechs Jahre jünger als Rembrandt, hat ihn aber um dreizehn Jahre überlebt. Haben diese beiden Männer sich beeinflußt? Sicher ist, daß beiden das Pathos der tragischen Situation näher lag als das Blitzen der Lebenslust. Auch die Landschaften Rembrandts haben einen traurigen Klang. Bei der kleinen feinen Winterlandschaft in Kassel spürt man die eisige Kälte; vergebens sucht man bei Rembrandt wie bei Ruisdael die winterliche Lust der Schlittschuhläufer. Beide Künstler geben öfter die Herbstlandschaft als die des Frühlings. Beide haben eine Abneigung gegen den Prunk der Landschaft, wie ihn A. Cuyp so gern malte, wenn er seine Buchten und Wiesen in das Gold der scheidenden Sonne tauchte. Gänzlich fehlt bei beiden der Einschlag der südlichen Natur, den die Romanisten gesucht haben. Das Wurzelechte ihrer Darbietung war freilich bedingt durch ihre Seßhaftigkeit. Rembrandt ist nur zweimal ganz kurz aus Holland herausgekommen: 1634 war er in Friesland, um die Hochzeit mit Saskia zu feiern, 1660 in Hull in England. Ruisdael hat, soviel wir wissen, nur die Niederlande kennen gelernt. Vielleicht hat er die Romanisten beneidet, die nach Italien zogen und die römische Campagna porträtier-

ten. Wenn seine Kunst ihn kaum ernährte, so können wir das nur aus der Überproduktion der Bilder in jener Zeit verstehen. Auch Hobbema gab das Malen auf, da er für die Leinwand nur 12 Gulden bekam, und wurde wieder Portier. Und dessen heitere Waldidylle entsprachen doch gewiß dem Geschmack eines das Leben genießenden Publikums.

Die Wiederentdeckung Ruisdaels gelang früher als die Rembrandts oder Jan van der Meer van Delfts. Jener oben erwähnte Aufsatz Goethes gab das Signal. Freilich haben die Bilder auch heute nicht die Preise erlangt, die für einen van der Meer, einen Hackert, einen Jan van der Heyden bezahlt worden. Denn es gibt viele Bilder von Ruisdael, und sie sind dank der ausgezeichneten Technik sehr gut erhalten. Dem weitaus greifenden Genius Rembrandts kann er nicht verglichen werden, aber unter den Landschaftern aller Zeiten wird er stets einen der ersten Plätze einnehmen. Die Schule von Barbizon ist ohne dies Vorbild nicht zu denken; namentlich Th. Rousseau hat von ihm gelernt.

Paul Schubring.

Redaktionelle Notizen.

Zeppelins Adlerkraft.

Der Wille zum Neuen ist markant ausgeprägt in unserer Zeit, im Jahrhundert der Technik; besonders wenn das Neue einer alten Sehnsucht entstammt . . .

Eine Sehnsucht, die zu erfüllen Jahrhunderte Menschenarbeit und Opferkraft geliefert haben.

Den Menschen die Adlerkraft zu verschaffen, mit der sie den Raum überwinden und die Zeit besiegen . . .

Die Begeisterung entzündet sich an dem Opfer. Aber sie flammt erst zu greller Lohe auf, wenn das Schicksal als Feind auftritt.

Es ist gleichsam der mystische Trotz gegen die Elemente, der zu Taten treibt. Es ist der Schaffensdrang der Kultur, der gegen die Zerstörungswut der Natur kämpft. In diesem Sinne sehen wir (trotz mancher Übertreibung) in der Volksbegeisterung der letzten Tage ein gutes, gesundes Symptom.

Unsere Leser finden übrigens im Oktoberheft einen ausführlichen Essay von Herrn Dr. Hugo Eckener, einem Mitarbeiter Seiner Erzellenz des Grafen Zeppelin und Teilnehmer an seinen Fahrten.

Dem Hefte ist ein wohlgelungenes Bildnis des Grafen Zeppelin von Maler Pickard beigefügt.

A. H.

— — — — — —

Walter Leistikow ist in reifer Jugend dahingegangen. Wir bringen im nächsten Heft ein Bild, das er in der letzten Sezession ausgestellt hat. Unser geschätzter Mitarbeiter Hans Rosenhagen wird das Leben und die Arbeit dieses wurzelechten Künstlers würdigen.

Die Redaktion.

Zu den Musikbeigaben.

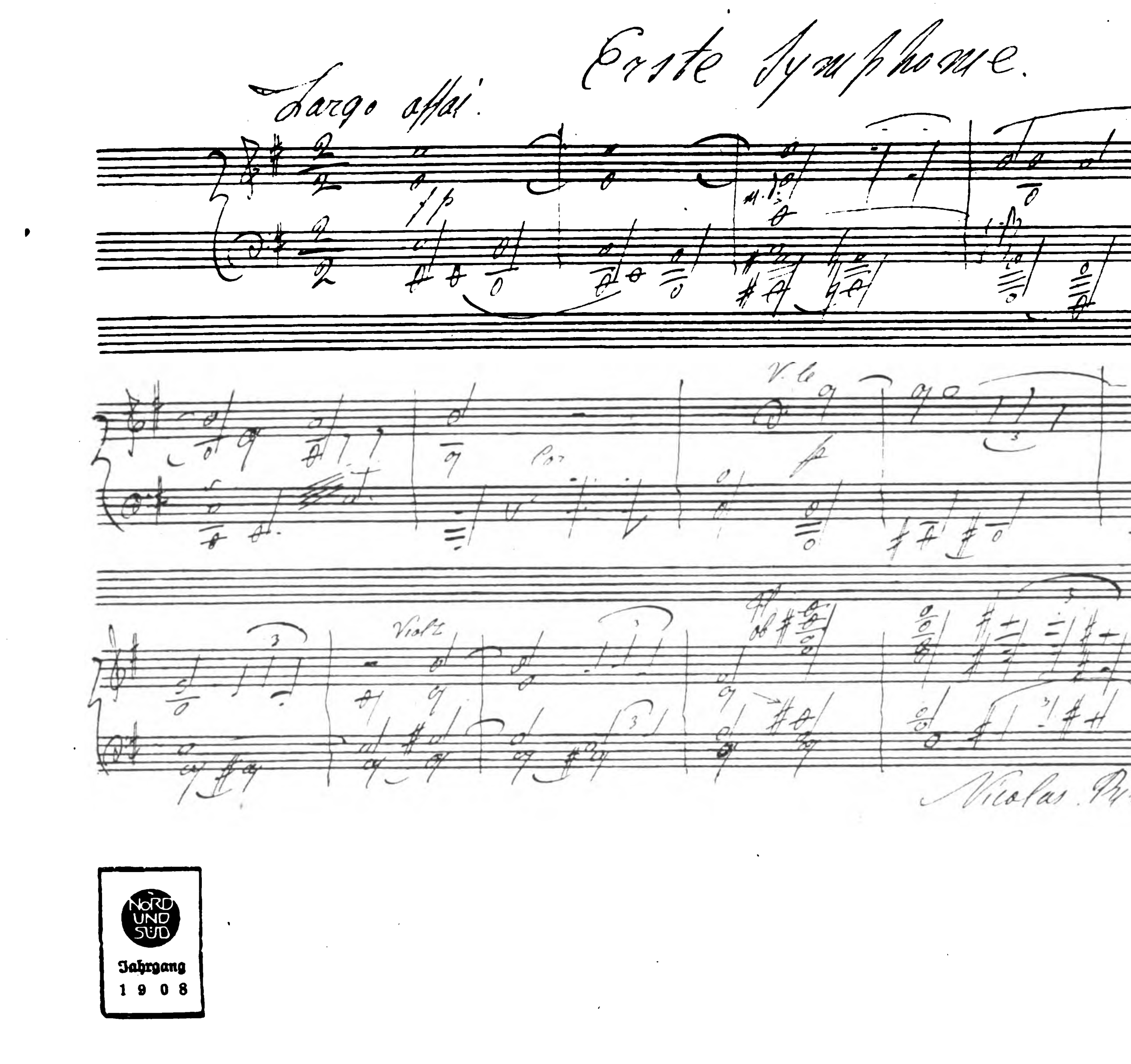
Rimsky-Korssakow.

Eine sehr eigenartige Entwicklungsbahn hat der jüngst verstorbene russische Komponist Nikolas Rimsky-Korssakow durchlaufen. Am 6. März 1844 in Tichnau geboren, wurde er zunächst Marineoffizier und erst allmählich, hauptsächlich durch Selbststudium Musiker. Bezeichnend für sein Werden ist sein eigener Bericht über sein Opus 1, welchen er für ein in Kürze erscheinendes Sammelwerk: „Mein Opus 1", autobiographische Skizzen berühmter Komponisten (Harmonie-Verlag, Berlin), kurz vor seinem Tode beisteuerte. „. . . Als ich meine erste Symphonie [in Es-Moll] schuf, war ich ein junger Marineoffizier, und was die Tonkunst betrifft, ein blutiger Dilettant. Ich besaß damals so gut wie gar keine Kenntnisse." Diese Symphonie, deren Stil die merklichen Spuren des Einflusses von Glinka und Schumann in sich trug, wurde, ungeachtet aller Mängel, im Konzerte unter Balakirews Leitung im Jahre 1865 aufgeführt und vom Publikum wie von den Musikern warm aufgenommen, wobei Rimsky-Korssakow, wenn auch für einen jungen und unerfahrenen, doch aber für einen Komponisten vom Fach angesehen wurde. „Seit jener Zeit habe ich vieles gelernt, nachdem ich die Marine-Karriere aufgegeben und mich ausschließlich der Musik gewidmet habe. In den achtziger Jahren unternahm ich eine neue Bearbeitung meiner ersten Symphonie (sie wurde dabei nach E-Moll transponiert). In dieser anständigeren und für die Aufführung geeigneteren Form habe ich sie drucken lassen."

Unter seinen Landsleuten nahm Rimsky-Korssakow einen der ersten Plätze ein. Bereits seit 1872 war er Direktor des Petersburger Konservatoriums.

Sein Schaffen wandte sich fast allen Formgebieten zu, er schrieb Opern, Balletts, Symphonien, sinfonische Dichtungen neben vielen kleineren Werken. Von Liszt und Berlioz stark beeinflußt, hat er besonders durch seine Tondichtungen „Scheherezade" und „Antar" auch außerhalb seines Vaterlandes Aufmerksamkeit erregt und ist in europäischen Musikerkreisen besonders als Meister der Instrumentationskunst viel gefeiert worden.

Paul Bekker.



Rimsky-Korssakow:
Erste Symphonie.
Text v. Paul Bekker.

Zeichen der Zeit.

Aus dem dunkelsten Deutschland!

Der Verleger Albert Langen und seine Beziehungen zur deutschen Literatur und zum — Kurpfuschertum.

> . . Die Art, wie die Kurpfuscher ihr Gewerbe ausüben, und die Dreistigkeit, mit welcher sie in der Tagespresse dem Publikum in marktschreierischen Annoncen ihre Dienste aufdrängen, machen das Kurpfuscherwesen zu einem bedenklichen Mißstande unseres öffentlichen Lebens . .
>
> (Reichskanzler v. Bülow in einem Rundschreiben an die Bundesregierungen.)

In Danzig tagten im Juni 1908 die deutschen Ärzte. Eine der wichtigsten Beratungen dieses offiziellen „XXXVI. Deutschen Ärztetages" galt der Bekämpfung der Geheimmittel-Industrie und des Kurpfuschertums. Man ging von der richtigen Erwägung aus, daß, wenn die Gesetzgebung alle Gefährdung von Leib und Leben beaufsichtigt, wenn sie (wie der Berichterstatter Dr. Becker-München ausführte) das Baden und Schlittschuhlaufen an gefährdeten Orten verbietet, wenn die Gewerbepolizei gegen eine Ausbeutung und Übervorteilung des Publikums einschreitet, — wenn sie gesunde Menschen schützt, so ist sie auch für die Behandlung kranker Menschen verantwortlich. Merkwürdigerweise aber ist diese Behandlung vollständig freigegeben.

Die Gesetzgebung läßt jeden Menschen zur Krankenbehandlung zu und öffnet so dem Kurpfuschertum Tür und Tor.

Hat schon die Öffentlichkeit aus rein materiellen Gründen Interesse an diesen Verhandlungen (der gefoppte und geprellte Teil ist ja immer das Publikum), so gewinnt die Frage einen stark ethischen und kulturellen Hintergrund, wenn man in Betracht zieht, wer die Helfershelfer dieser Seuche von seligmachenden Geheimmitteln und diskreten Kuren sind.

Diese Seite der Medaille wollen wir uns ansehen.

Sie ist nicht geprägt von verkommenen amerikanischen Barbiers, die sich deutsche Doktores nennen, sie wird nicht unterstützt von verkrachten Hebammen und skrupellosen Apothekern; sie wird geprägt und stündlich in die Welt getragen von der großspurigen, lauten Reklame einer Presse, die gegen Häßlichkeit und Dummheit im redaktionellen Teile kämpft.

Es beschleicht uns ein eigenartiges Gefühl von Scham und Unbehagen, als wir in dem Bericht (den anschließend an den diesjährigen deutschen Ärztetag Dr. E. Reißig in einer Extranummer des Organs des deutschen Ärztevereinsbundes, dem „Ärztlichen Vereinsblatt" (XXXVII. Jahrg., Nr. 669 b) im Auftrage der Ärztekommission gibt) an erster Stelle als Förderer des Kurpfuschertums und der Geheimmittelbranche gerade j e n e Zeitschriften genannt fanden, die ganz modern sein und im geistigen Leben Deutschlands, in seiner Entwicklung zu einer freiheitlichen Anschauung und zu einer neuen Kunst eine Rolle spielen wollen.

Unter den A l l e r e r s t e n steht ein Verleger, der, wenn man den Kulturverlag Diederichs in Jena und den vornehm-künstlerischen Verlag S. Fischer in Berlin nennt, auch den Namen s e i n e s Verlages sicherlich genannt wissen will.

Der Ärztetag beauftragte die zur Bekämpfung des Kurpfuschertums eingesetzte Kommission Material für ganz Deutschland über das Geheimmittelwesen aus den Zeitungen zu sammeln und statistisch zu ordnen.

Jetzt wird ein Teil des Resultats veröffentlicht, und an e r s t e r Stelle wird u. a. der Münchener Simplizissimus A l b e r t L a n g e n s genannt. Derselbe Albert Langen, der so gern und prompt gegen alle möglichen „Verseuchungen" im Literatur- und Kunstleben auftritt, der den Vorwurf des unlauteren Wettbewerbs, wie es uns scheinen will, am liebsten auf alle Verleger ausdehnen möchte, die sich erlauben, fundamentale Ideen auszuführen.

Nicht ohne Ironie meint der Referent der Kommission: Wollte man boshaft sein, man könnte eine ungefähre Statistik der Leser solcher Blätter (darunter der Simplizissimus) aus dem Verhältnis der im Inseratenteil abgedruckten Geheim- und Reklamemittelanzeigen konstruieren. Man müßte dann zum Resultat gelangen, daß hauptsächlich geschlechts- und nervenkranke Männer den Interessentenkreis bilden.

Wir wollen unsere Leser nicht mit den Spezial-Tabellen behelligen. Sie sind wahrlich nicht sehr säuberlich die Kuren, Schönheiten, Korpulenzen und Magerkeiten, die da besprochen werden. Wir wollen nur summarisch vorgehen. Hundertsechsundfünfzig Anzeigen dieser Sorte bringt im Laufe eines Vierteljahres, d. h. in zirka 13 Nummern, nach der oben genannten Statistik das Blatt Albert Langens aus dem wüsten Kreise der Häßlichkeit, der Verkommenheit und des düstern Aberwitzes. Nicht nur die sogen. „hygienischen Bedarfsartikel", die Angebote zur „diskreten Entbindung" und Ähnliches, sondern auch die Gruppen Stärkungsmittel und Arznei sind hiervon a b gerechnet, so

daß man nicht etwa zur Entschuldigung sagen kann: es handle sich um Kräftigung und Stärkung des Körpers.

Nein, es handelt sich vielfach, ja man darf wohl sagen meist, um notorisches Gift oder notorischen Schwindel!

Weiß das Albert Langen nicht?

Wir brauchen nicht lange darüber nachzugrübeln. Das ärztliche Vereinsblatt gibt auch hierüber Aufschluß.

Die Einnahme des Simplizissimus für die 156 Anzeigen der Hauptgruppe (Kurpfuscherei und Geheimmittel) beläuft sich nach den auf absolute Zuverlässigkeit Anspruch machenden Angaben des „Ärztl. Vereinsblattes" im ersten Vierteljahr 1908 nach Abzug der üblichen Rabatte auf 7000 Mark, also im Laufe eines ganzen Jahres vielleicht auf noch mehr als auf 28 000 Mark. Für die weiteren Anzeigen der „Gruppen St. und A.", so schreibt das „Ärztl. Vereinsblatt" weiter, „werden etwa vierteljährlich 4000 Mk., jährlich 16 000 Mark gezahlt. Das macht fast 60 000 Mk., oder wenn wir 10 000 Mark für Sommersprossen, Pickel und Haarfärbemittel abrechnen, fast 50 000 Mark im Jahre Einnahme für Geheimmittel- und Kurpfuscherinserate. Wir haben also die betrübende Tatsache zu verzeichnen, daß zwei der bekanntesten Blätter, die allwöchentlich gegen Verdummung und kapitalistische Ausbeutung zu Felde ziehen und dem Dunkel das strahlende Licht entgegenstellen, im Inseratenteil dem Heilmittelaberglauben des finsteren Mittelalters huldigen!" Ja, aber 50 000 Mark jährlich!!!

Versteht man nun das lukrative Geschäft? Eins noch sei der Wahrheit willen betont: Der Verlag Langen mag vielleicht nicht die ganze Summe erhalten, da er den Inseratenteil verpachtet hat, womit man ihn zu entschuldigen versuchen könnte! Aber einen Einfluß auf seinen Inseratenteil wird er sich doch zweifellos gesichert haben, um den Schmutz aus seinem Blatte auszuscheiden. Ob aber dann die Pachtsumme nicht sinken würde?? Man sieht: es bleibt doch Lockung genug, auch für Herrn Albert Langen, dessen Zeitschrift „Der März" den Verlag eines so großangelegten vornehmen Unternehmens, wie des von Detlev von Liliencron herausgegebenen „Literarischen Jahresberichts von Nord und Süd" zu verunglimpfen versuchte, weil der Verlag aus den Literatur-Inseraten ein Herrn Langen nicht einwandsfrei erscheinendes Geschäft zu machen versuchte. Herr Langen, der — wohl als Erster — gegen die Verseuchung des Volkes durch August Scherls Volksbibliotehk ins Feld zog und „auf die Gefahren dieses Unternehmens hinweisen zu müssen" glaubte. Damals hat er Zahlen gebracht, um zu beweisen, welch glänzendes Geschäft man mit Literatur machen kann. Aber das Scherlsche Literaturgeschäft scheint uns schließlich immerhin noch ein saubereres zu sein.

Ein Blatt, das eine so exponierte Stellung einnimmt, wie der Simplizissimus, ein Organ,

das gegen die Dunkelheit, die Unkultur kämpft, sollte doch sein Haus rein halten, das wäre die Aufgabe seines Verlegers, des Herrn Herausgebers der Zeitschrift „Der März“. Es könnte sonst ein zweiter Th. Th. Heine kommen und ein Bild malen: Albert Langen als Präsident der Kurpfuscher ... Der Obertitel wäre leicht zu finden:
„... Aus dem dunkelsten Deutschland“!

Ernst Waller

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Walter Fliegel, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32,“ oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15“.
Verlag „Nord und Süd“ Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

G.,
HunöerfjschsmWjvMyjgffmSanö
32:3 (WWW: 1908 :JW-S9)) (ö 1:
/x .1*k- _
1-4* f
L,... o.. „xa,- 1
* **.fF' c*- .*
BellugNolö unö Güö'GmbH. JIM-[(1x
?Jem-stung fiir-Jen Suchhanö
SSchoüWekWylejYälugMnfiolt

Inhalt des 126. Bandes:
Juli/Augufi/September 1908

Horft Kohl:
Franz v. Lenbach: Bismarck.

Bismarck und Lenbach - für die Ewigkeit gehören fie zufammen. Der geniale Meifier der Politik fand in Lenbach den kongenialen Künfiler. Lenbach in Bismarck für Stift und Pinfel den würdigfien Gegenfiand, an defien Darfiellung fiä) fein Künfilertum zur Meifter-fchaft entwickelte. Naeh Hunderten zählen die Bismarclfkizzen von Lenba>7s Hand) und groß ift die Zahl der fertig ausgeführten Bismarck-bilder in Paftell- und Ölfarben - über allen aber liegt der gleiche Hauch liebevoller Vertiefung in die Perfönlichkeit. künfilerifcher Erfafiung ihrer Eigenheit und lebenswahrer Wiedergabe des mit Künftlerauge Gefchauten. Kein anderer unter den deutfchen Porträtifien ift Lenk-ach in der Dar-fiellung Bismarcks an die Seite zu fiellen; an ihm gemeffen find fie alle Stümper- keiner mehr als Allers) der zum Schmerze und nach dem Urteile Lenbachs den „Ariftokraten zum Plebejer) den märkifchen Landedelmann zum niederdeutfchen Bauern, den Heiligen des Tempels zum Idol der Gafie" machte. Das Äußerliche am Menfchen fefizuhalten) darauf legte Lenbarh fo wenig Wert) daß er es mit vollem Bewußtfein vernachläffigte. weil ihm die Kleinarbeit) in der fo mancher Maler die Meifierfchaft fieht. des echten Künfilers unwürdig dünkte; felbfi die Hände - bei Bismarck doch Meifterwerke der Natur nach Form und Verhältniffen - fielen für ihn in die Kategorie des Gleichgültigen: ihn feffelte nur der Kopf als der Siß der Gedanken) das Auge als der Spiegel der reichen Innen-welt feines Helden. die fcharfen Linien, die Kämpfe und Sorgen in das

Geficht gegrabenz die bufchigen Brauen, die die Augen überfäyatteten und die Kraft ihrer Bliße noch zu verftärken fchienenz das energifche Kinn und der feftgefügte Mund unter dem kurzgejchnittenen Sehnurrbarß diefe be-redten Verkünder einer unbeugfamen Entfchlofienheit und nie zu ermüden-den Tatkraft. So mannigfaltig auch der Ausdruck in den vielen Bismarck-bildern Lenbachs i| - denn jedes i| dem Augenblicke abgelaufcht - fo findet man doch in jedem den ganzen Bismarck wieder-z denn wer ihn gekannt und öfter in feiner Nähe geweilt hatz der weiß- wie die-felben Augen, die eben noch das Lachen des Mundes mit fröhlicher .Heiter-keit unterftüßtem im näehfien Augenbliä in tiefem Ernfte blicken oder in grimmigem Zorn auflodern konnten- wenn wechfelnde Eindrücke in ihm einen Wechfel der Stimmung hervorriefen- wie die Linien und Fur-chen des Gefiäns unter der Einwirkung fröhlichen Gefpräihs und herzlichen Lachens fait verfihwanden, um in der nächfien Minute unter der Wucht ernfier Erinnerungen oder forgenvoller Erwägungen fich mächtig zu ver-tiefen und zu vervielfältigen.
Unfer Bild - auch als Wiedergabe ein wahres Meifterwerk - nennt als Jahr feiner Entfiehung das Jahr 1896- aber der Bismarckz den es darftelltr ift nicht der des Jahres 1896 - infofern könnte die Datierung irreführen -- fondern der des Jahres 1890 oder 18917 und das Bild ifi vermutlich nach einer aus diefer Zeit herrührenden Skizze 1896 ausgeführt worden. Denn unmittelbar nach dem Lehenx fo, daß der Fürft dem Künftler a() bot: eine Sitzung gewährtez hat Lenbach den Fürften Bismarck zum leßten Male im Januar 1895 gemalt: das unter des Fürfien eigener Mitwirkung entftandene Original-Pafiell- das als Lenbachs Gefchenk fich im Befiße des Verfafiers diefer Zeilen befinden zeigtz von der Hand des Fürften gefchrieben, das Datum des 4. Januar 1895; nach diefer Zeit ift Lenbach nur noch ein einziges Mal nach Friedrichsruh gekommen- am

Horfi Kohl: Franz v. Lenbach: Bismarck
Tage des 80. Geburtstages- fand aber damals nicht die Muße zur Arbeit. Zeigt uns Lenbarh in dem hier vervielfältigten Bilde noch den Mann rüftiger Kraft, der Bismarck noch immer war- als er 1890 die Würde feiner Ämter gezwungen niederlegtef fo in dem Original vom 4. Januar 1895 den abgeklärten Greis- der zum Frieden mit Gott und der Welt gelangt- finnend zurückfehaut auf die Vergangenheit mit ihren Kämpfen und Siegen- den Verfafier der „Gedanken und Erinnerungen", den Propheten unferer nationalen Zukunft.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens find. . . . . . . Roman.
Fortfeßung.
Längft vor der angefeßten Zeit fland Alexander fehon am Eingang des Zeltes.
Ein hagererF troß der Feier des Tages unrafierter Mann - mit einem roten Fez auf dem Kopfe - reichte ihm eine abgegriffene- fchmußige Karte- auf der gedruckt zu lefen war: Ente-ee Plaß 1.
Alexander holte feinen Taler hervor.
Der mit dem roten Fez fixierte ihn einen Moment fcharf, klimperte dann in_ einem Körbchen mit Münzen herum und erklärte nach einer geraumen Weiler daß noch nicht genügend Kleingeld eingelanfen fei, Alexander nickte nur und fah voll Ehrerbietung auf das kleine Podium und den bemalten grünen Vor-hangt hinter dem fich offenbar all die wunderlichen und geheimnisvollen Dinge abfpielten.
Wie träge und langfam die Minuten dahin fchlichen - feine Un-geduld und Neugier wurden immer fiärker. Erft ganz allmählich füllte fich das Zelt.
Durch ein Seil waren die beiden vorderfien Reihen von den übrigen getrennt. Er faß auf der erfien Bank dicht vor dem grünen Vorhang-der mit einer Goldborte eingefaßt war.
Im Hintergrunde war ein mächtiges Faß Bier aufgefäflagenx aus dem befiändig die Gläfer gefüllt wurden.
Alexander begriff nichtf wie die Menfchen vor einer fo wichtigen Begebenheit imfiande warenf zu trinken- zu laäfeni zu fehwaßen. Er meinte- es müßte gerade fo andärhtig wie in der Kirche zugehen.
Und jeßt wurde laut und vernehmlich geklingelt.
Das Herz fiand ihm fiill. Die Leute hörten auf zu reden - und der Vorhang ging langfam in die Höhe .
Was Alexander nun mit eigenen Augen fah - und was er hörte, verfeßte ihn in eine atemlofe Spannung. Die Männer und Frauen -

bunt angezogen - fprachen mit weithin tönenden Stimmen und machten
dazu heftige Bewegungen. Und der Inhalt des Spiels rührte ihn bis
zu Tränen. Niemand von den Komödianten aber erfchütterte ihn in
gleichem Maße wie Angelika. Nur an ihrer Stimme erkannte er fie.
Sie trug langes- blondes Haar - und diefes vermochte er fiih nicht zu
erklären7 denn er wußte doch genau- daß fie rotbraune Lo>en hatte.
Sein Staunen wuchs jedoch ins Ungemeffene bei ihrem Spiel. Wer
hatte es fich träumen laffen- daß das fchnippifche Ding einen fo packen
und ergreifen konnte.
Er empfand einen tiefen Nefpekt vor ihr - und fchämte fich hinter-
her- daß er fo unwirfch und grob gegen fie gewefen war. So ein dummer
Junge wie er - und fie folch ein feines Seelchen.
Als aber das Bild an die Reihe kam- das die arme Genoveva im
finfieren Burgverließ zeigte- fing er plötzlich laut zu heulen an.
Er fprang in die Höhe- als wollte er fich auf das Podium fiürzen
und den Ritter Golo, der das graufame Unheil angerichtet- an der
Gut-gel packenx um ihn zu erdrofieln.
Die Leute um ihn herum machten „PM“. Denn fein lautes-
ungefiümes Wefen zog ihre Aufmerkfamkeit ab.
Eine Frau zupfte ihn an der Jacke.
„Dummer Junge/* fagte fie gutmiitigx „'s ift doch alles niäft wahr
- 's ift ja alles erfiunken und erlogen.‟
Er fah fie verftändnislos an - mit einem irren Ausdruck auf den
erregten Zügen.
Das Spiel war beendet,
Aber Alexander verharrte noch regungslosF als längfi die Menfihen
fich zerftreut hatten.
Das alfo waren die Komödianten - feltfame Leute - wunderlich
und rätfelhaft - und doch ganz anders, als er fie im Traum gefchaut
hatte,
Nichts begriff er von alledem. Wie war es nur möglich folch eine
Gefchichte aufzuführen- daß alles Sinn und Verftand hatte und fo natür-
lich ineinander griff!
Und von diefen Menfchen fprach die Wirtin wegwerfend und in ver-
ächtlichem Ton!
Er lachte höhnifch auf. Nachmachen - erft nachmachen - und
dann reden -- klugfchnacken konnte ein jeder.
Was war denn das? , . .

Die reines Herzens find Felix Hollaender
Noch einmal bewegte fich der grüne Zaubervorhang. Sollte das Spiel von neuem beginnen? . . .
Sein Blut begann zu fiocken. Und jeßt - fahen feine Augen recht - oder war es ein Spukf der ihn narrte? - kroih Angelika gemächlich hervor.
„Bift du es?“ rief er mit verfagender Stimme.
„Glaubft du etwa. mein Geifi/* antwortete fie mit fröhlicher Stimme und fiand gleich darauf neben ihm.
„Rum wie war's?‟ fragte fie - und ihre Augen blißten.
Er ftarrte fie blöde an.
War es denkbaß daß Angelika und Genoveva eines waren? Und wie vermochte fie es nur über fich zu bringen- mit vergnügter Miene und ausgelafienem Wefen vor ihn hinzutreten, als hätte fich inzwifmen gar nichts zugetragen! Fühlte fie denn nichts von dem großen Iammer der Genoveva? Hatte fie ein Herz von Stein?
„Du fprichfi ja kein Wort!" fagte fie enttäufcht, „Dabei hab* ich mich deinetwegen angefirengt wie noch nie - und nun fiehfi du wie ein Bär vor mir und gloßt mich an.“
„Ich fiaune über dirty" entgegnete er voll tiefer Nachdenklichkeih „und kann dich doch nicht verfiehen.‟
„Wiefo denn nicht?"
„Als du da oben ftandefi. dachte ick» daß du vor Schmerz und Weh vergehft - und nun lachfi du mir gerade ins Gefichß als ob es eine Kleinigkeit warm die Genoveva zu fpielen."
Sie wurde ernfi bei feinen Worten.
„Es gefällt mirf daß du Achtung vor dem Spiele haft - es i| eine Komödie zum Erbarmen. Mir felbfi laufen jedesmal die Tränen herunter - du darfft mir fchon glauben, iä) bin mit dem Herzen dabei. Aber wenn's zu Ende ift - du lieber Gott, dann ift es eben aus- und das wirkliche Leben fängt an.“
„Was heißt das?“
„Das heißh daß ich heute gerade drei Grofchen herausgezahlt bekomme- weil der Befuäi fo fchlecht war - und daß wir morgen in der Frühe - vielleicht fchon heute abend - mit unferen Karren weiterziehen. Denn es lohnt nichh vor dem Gefindel hier zu fpielen. Perlen vor die Säue werfen - fagt unfer Alter. Und recht hat er.“
„Bekommt ihr denn jedesmal ausgezahlt?"

„Freilich, Wir fpielen ja auf Teilung. Das heißh wir Jungen
werden mächtig betrogen. Der Alte fackt den Hauptteil ein- und wir
haben gewöhnlich das Nachfehen, Dabei fchimpft er regelmäßig auf das
Gefchäft - ich kenne den Schwindel - aber weißt du was - eines
fchönen Tages kneife i>7 aus - und dann hat er's. - Nämlich‟ fügte fie
gewichtig hinzu- „ohne mich kann er kaum ein Stück auf die Bretter
bringen; ich fpiele fafk jedesmal die Hauptrolle."
Er kam aus dem Staunen nicht heraus. Da fiand fie vor ihm
_ fait noch in den Kinderfchuhen -- und redete gefcheiter als eine Alte.
„Stell" dich einmal neben mich" fagte er zaghaft- „und ich möchte
fehenf um wie viel ich größer bin als du!"
Sie tat es.
„Falk zwei Köpfe.“
Er feufzte tief auf.
Da lachte fie unbändig.
„Warum fiöhnfi du eigentlich?‟
„Ich komme mir fo furchtbar dumm von“ erwiderte er aufrichtig.
„Hm - dagegen ift nichts zu machen - ein bißchen tapfig bifi du
ja. Na, weißt du was/' fuhr fie fchelmifch fortt „das gibt fich am Ende
noch. Du brauchft deswegen nicht gleich den Kopf hängen zu lafien.
Der Alte hat auch nicht gerade den Verfiand mit Löffeln gegefien und
hat's doch bis zum Schmierendirektor gebracht.“
„Schmiere? Was ift denn das fchon wieder?"
„Wir zum Beifpiel find eine SchmiereF' antwortete fie ftolzi „oder
Schmierenkomödianten- wenn du willit. Wir haben kein eigenes Theater-
ziehen mit unferen Wagen durch die Welt und dürfen nur in Dörfern.
Flecken und ganz kleinen Städten fpielen. Bei fchönem Wetter wird
das Zelt im Freien aufgefchlagen. Regnet es - oder im Winter ifi
die Komödie im Wirtshaus- wie es fich trifft. Viel Federlefens wird
nicht gemacht."
Er hatte aufmerkfam zugehört. -
„Das alles ift fehr merkwürdig" meinte er. „Wie fpielen fie denn
in den großen Städten?"
„Paläfie haben fie dort - richtige Paläfie. - Der Alte hat mir
einmal Bilder gezeigt. Du, das muß großartig feinf wenn man auf einer
richtigen Bühne fieht. Und im Zufchauerraum unten fißen die gepußten
Herren und Damen und klatfchen Beifall. Großartig - ganz großartig"
wiederholte fie noch einmal.
ll

Ihm fchien es- als ob fie plößlich wüchfa und als ob aus ihren
Augen ein flackerndes Feuer braih. Ihre Art riß ihn mit fort.
„Was für Haare haft du eigentlich als Genoveva gehabt?“ be-
merkte er unvermittelt.
„Komifihe Fragen fiellfi du."
„Deine roten Locken waren es doch nicht?"
„Reim meine Perücke war es."
,.Periicke? Gibt es denn fo etwas?"
„O, du dummer Junge. Perücken und falfche Bärte find die Haupt-
fache beim Theater. Das heißt' - Schminke muß man auch haben; ohne
Schminke geht es einmal nicht."
Er war wie vor den Kopf gefehlagen und wagte keinen Einwand
mehr.
Nach einer Paufe aber raffte er fich entfchlofien auf und fagte
leife: „Meinft dur daß euer Alter mich nimmt?"
„Alle zehn Finger ftreckt er nach dir aus - nämlia) du maehfi/' -
fie hielt einen Augenblick inne und fah ihn bedeutfam anx ehe_ fie ihre
Worte bekräftigend wieder aufnahm -» „nämlich - du maihfi eine Figur.“
brachte fie dann mit Nachdruä hervor. ,.Freiliä) - du mußt dir nicht
etwa einbilden- daß du gleich die großen Rollen kriegft. Erfi muß es
der Alte dir einfuchfem und dann nimmt dich der Studiofus unter die
Fuchtel."
„Was ift denn der Studiofus?"
„Du kannft unbeforgt fein. Ich habe fchon mit ihm geredet."
Er bli>te fie ftarr an.
„Ia - wie konnteft du denn?“ fiieß er mühfelig hervor.
„Ich wußte es in der erfien Sekunde - gleieh wie ich dich fah.
Haft du nicht bemerkt- wie ia, dich im Wirtshaus aufs Korn genommen?"
„Ia , . . aber . . .“ fiammelte er. -
„Man fieht es auf den erfien Blick* unterbrach fie ihm „ob einer
dazu taugt. oder man. Du taugft dazu - verlaß dich auf mich. Wenn
du willft- gehen wir auf der Stelle zum Alten.“
Sie legte vertraulich ihren Arm in den feinigen. den er ihr jedoeh
hafiig entzog.
„Ich weiß doch nicht techn ob ich es tun follr“ wendete er zögernd
ein - „und außerdem muß ich durchaus vorher nach Magdeburg."
„So nimmft du Urlaub - das ifi zu machen/* beruhigte fie ihn.
„Überleg's nicht zu lange!“

„Gun Ich will!“ fagte er tiefaufatmend. „Aber wenn ich nun doch unbrauchbar bin?"
„Das wird fich fchon finden. Komm jetzt!"
Er folgte ihr einfilbig und beklommen.
In der Vordernifrhe des erfien Wagens war der Direktor.
Er faß auf einem Klappfiuhl und hatte ein Seidel Bier und ein Käfebrot neben fich fiehen. Auf einem kleinen Tifche brannte eine Wind-laterne.
Er mufterte Alexander.
„Nm da bift du ja." fagte er, ohne im mindeften überrafcht zu fein. „Die Angelika hat mir fchon von dir erzählt. Park deine Sachen! In einer guten Stunde geht die Fahrt los.“
Aus dem Innern des Wagens lugten jeßt neugierige Gefiäzter in den Vorderraum.
„Scherf euch nach hinten!" fchrie der Direktor. „Wenn einer eure Galgengefichter fieht) muß ihm ja angfi und bange werden.‟
Und Alexander beruhigend fügte er hinzu; „Mach' erft ihre nähere Bekanntfchaft - und du merkfi, fie find nicht fo fchlimm) wie fie aus-fchauen."
Das war ein magerer Trofi. Denn in ihren verlumpten Trachten hatten fie tatfächlich den Jungen in Schrecken verfeßt.
Der Direktor holte einen Kneifer aus dem Funeral.
„Im übrigem" meinte er. „laffe ich jedem Mitgliede möglichfi viel Freiheit. Wer fich nicht danach benimmt) wird rausgefrhmiffen. Disziplin i| die Hauptfarhe. Jeder große Künfiler hat auf der Schmiere begonnen - und die meinige fteht im beften Rufe. Freilich - von der Pike auf muß man dienen. Und wenn du dir einbildefi) gleich Prinzen und Kara-liere anzuziehen. bifi du falfä) gewickelt! Die Wagen reinigen. die Räder fchmieren. die Pferde verforgen - und fpäter. wenn du Manieren haft) die Zettel austragen - damit fängt es an. Paßt dir das nicht) fo fag's lieber gleich und bleibe weg."
„Es paßt mirz“ antwortete Alexander kurz entfchloffen. Denn bei dem energifrhen Ton des Direktors fürchtete etz-noeh zuguterleßt den Lauf-paß zu kriegen.
„Abeh" fagte er bedenklich. „zuvor muß ich nach Magdeburg. Dort liegt für mich ein Brief auf der Poft. den ich unbedingt abholen muß.“
„Tut nicht not.‟ erklärte auf das befiimmtefie der Direktor. „Der Studiofus hat Kommiffionen in Magdeburg und bringt ihn mit."

Der Studiofus -- zum zweiten Male hörte er das Wort. und feine Neugier wurde angefacht.
Von den Kommiffionen in Magdeburg verftand er freilich nichts.
Aber der Direktor flößte ihm unbedingtes Vertrauen ein. Und fo gab er fich zufrieden.
„Daß ich's nicht vergcffe," warf der Direktor noäf flüchtig hin, „wir fpielen auf Teilung. Logis und Verpflegung erhältft du von vornherein gratis _ bar Geld erfiz nachdem du fechs Monate gedient haft. Bift du's einveriianden?"
„Ich bin's.“
„Abgemacht. Was Schriftliches brauchen wir nicht. Handfchlag genügt."
Er gab ihm die Rechte. in die der Alte feierlich einfihlug.
So war er Mitglied der Truppe geworden und wußte nicht wie.
Der Gedanke. daß er eine Zeitlang Handlangerdienfte tun mußtez beunruhigte ihn keineswegs; denn auf diefe Weife konnte er den neuen Beruf allmählich kennen lernen und lief nicht Gefahr. lächerlich zu werden. Denn er fürchtete fich im Herzen vor Angelikaf deren günftiges Vorurteil ihn mit heimlicher Sorge erfüllte,
„Und nun hol' dir deine Sachen und mach' fir; denn bald geht die Fahrt los.“
Mit diefen Worten riß ihn der Direktor aus feinem Grübeln.
„Angelika mag dich begleiten/' feßte er hinzu.
Taumelnd ftieg Alexander die fchmalen Stufen der Wagentreppe hinunter.
Die Angelika erwartete ihn bereits,
„Nun?“
„Abgemachtz" fagte er und gab feiner Stimme einen möglichft trockenen Klang.
Es blißte in ihren Augen auf.
Schweigend fchritten fie nebeneinander her.
Plößliäf fagte die Angelika: „Laß dich nur nicht von der Wirtin wieder rumkriegen."
„Ich laffe mich nicht herumkriegenz“ antwortete er verftört. „Bin überhaupt nicht einer. den man mir nichts dir nichts lenken kann. Aber woher wußteft dur daß ich juft in der Minute an die Wirtin dachte?“
„Nat weißt du, ich bin doch nicht aus Dummsdorf - und auf deiner weißen Stirn fiehen alle deine Gedanken gefchrieben."

„Da irrfi du gewaltig. Hinter meiner Stirn liegt fo viel Bosheitf
daß du erfchre>en würdefi. Glaube mir7 ich bin ein durch und durch
fchlechter Menfih!‟ Diefe Worte fprach er in tiefem Ernfie.
Sie fah ihn eine Weile ftill und prüfend anf ehe fie mit vollkommener
Ruhe erwiderte: „Du haft Talent.“
Ihre Antwort begriff er nicht.
Sie waren jeßt vor dem Wirtshaus angelangt,
„Wird es lange dauern?"
„Reini“
„Spute dich!‟ rief fie ihm nach. „Sonft find die Wagen fort- und
wir müffen auf Schufiers Rappen die Reife fortfetzen."
Er fiand vor der Wirtin, und das Herz war ihm zentnerfchwer.
„Brauäffi nichts zu redenf mein Junge. Ich weiß alles/* fagte fie
und blickte ihn tief bekümmert an. „Sei ohne Sorge. Ich mache dir
keine Vorwürfe. Geh* in die Welt und bleibe rein.“
Sie legte beide Hände ganz leicht auf feinen Kopf- als wollte fie
ihn fegnen.
Er zuckte unter ihrer Berührung zufammen.
Sie aber küßte ihn - ohne daß er fich wehrte -- fanft auf die
Stirn und wandte fich ab.
„So geh' jeßtf‟ fagte fie ha|ig, „Bifi uns nichts fchuldig. Und
folltefi du einmal ein fauberes Bett nötig habenx fo bi| du willkommen.
Und nun leb' wohl!"
Wie Alexander in feine Kammer gelangt - wie er fein Minze(
gefchnürt - wie er wieder vor der Tür bei der Angelika fiand - hat er
fpäter nie gewußt. Alles gefchah gleichfam im Traume .
Und bald faß er in einem der grünen Wagen- die durch den däm-
mernden Abend langfam fuhren. Ein paar Sturmlaternen verbreiteten
ein trübes Licht.
Neben ihm hockte Angelika und erzählte flüfiernd Gefchichten.
Dann hielten auf einmal die Wagen. Die Männer und Frauen
zogen aus den Seitenwänden fchmalef lange Käften hervorf die überein-
ander hingen und als Lagerfiätten bereitet wurden. Und nun trennte
fich die Gefellfchaft. In dem einen Wagen fchliefen die Männer, in dem
anderen die Frauen.
Ein hoch aufgefchoffener Menfch mit einer Hühnerbruft und einem
unglaublich langen Hals trat auf Alexander zu.

„Ich bin der Studiofus.‟ fagte er. „und du fchläffi über mir. Zieh dich aus. denn du mußt zuerfi in den Kaiken."
Er fah unendlich komifch aus. hatte aber eine gute Stimme und braune Nehaugen. die Alexander gefielen.

Drittes Kapitel:

Der Studiofus brachte aus Magdeburg einen großen Brief mit. deffen Auffchrift eine zittrige Hand zeigte. Alexander erbrach ihn. und feine Augen flogen angftvoll über das Papier. Der Brief war nicht von der Elifabeth. fondern die Therefe hatte große. holprige Buchfiaben gemalt. die Krähfüßen glichen.
,.Lieber. guter Junge.‟ fchrieb fie. „es ifi fchreälich. aber den Brief kann ich nicht beforgen. Ich möchte es wohl gern und weine mir darob die Augen aus. Aber die Baroneffe Elifabeth von Sydow ifi fort. und niemand weiß. wo der Herr Baron fie hingebracht hat. Ari). mein Junge, warum haft Du das getan und uns alle ins Unglü> gebraäftl Denn Du hättefk es wiffen müffen. Es ifi eine jämmerliche Sache. Der Herr Baron gedachte mich auf der Stelle hinauszujagen. Weil ich aber fchon bei der Mutter der Gnädigen gedient und die Elifabeth fich ein Leids antun wollte. hat er es fich überlegt. Aber die Baroneffe hat er heimlich weggefchafft -_ denke Dir nur! Die Elifabeth hat nicht mehr gegeffen und nicht mehr getrunken - und kein Wort hat fie geredet, Der Herr Baron hatte fich nämlich mit ihr eingefchloffen. und ich hatte an der Tür gefianden und gehorcht. - Alexander. ich weiß. es ifi nicht recht. Aber ich mußte doch erfahren. wie es mit dem Kinde fieht. Der Herr Baron hat nichts aus ihr herausgekriegt. Sie fagte immerzu. daß fie Dich wieder haben wollte. Da ifi er entfeßlich böfe geworden - wie ich ihn nur einmal gefehen habe - als nämlich die Gnädige davon gelaufen war, - Und die Elifabeth hat vor fich hin geweint. - Und dann hat er die Tür aufgeriffen. und ich bin vor lauter Schreck umgefallen. Was der Herr Baron alles zu mir gefagt hat. will ich lieber nicht hinfeßen. Es war nicht fehr fein. Ich bin aber eine alte Frau und muß das Maul halten und froh fein. wenn man mir einen Knochen vor die Füße wirft. wie fo einem Hunde. Und niemand außer dem Baron weiß. wo die Elifabeth jetzt ifi - und ich kann alfo deinen Brief nicht beftellen, Lieber Alexander. meine Augen find vor lauter Weinen fafi blind geworden. Ich kann nicht mehr fchreiben. Ich gebe der Elifabeth den Brief. wenn Gott zuläßt. daß ich fie vor das Angeficht bekomme. Aber Du bifi an allem fchuld. Alexander - und Gott mag Dir verzeihen! Es tut's ebenfalls die Therefe.
Schreibe einmal! Der Herr Baron merkt es nicht. IG gehe dem Briefträger immer entgegen. Und laß es Dir re>ft gut gehen! Und bete für die Elifabeth! Ich auch. Man kann nichts anderes tun.“

Wie betäubt hatte Alexander diefes Schreiben gelefen. das den
legten Zufammenhang zwifchen ihm und der Heimat zerriß. . .
Wo aber war Elifabeth? . . . .
Diefe Frage ließ ihn in den nächfien Tagen nicht mehr locker. bis
der wilde Strudel. in den er jählings hineingeriffen war. feine ganze
frühere Exifienz refilos verfchlungen hatte . . .
Es folgten Jahre voll Luft und Abenteuern. in denen er -- zeit-
weife betäubt - fich felbfi vergefien und verloren hatte. Erwachte er
dann plötzlich. fo fühlte er einen leifen. nagenden Schmerz. ging ver-
fchlofien umher und mied jedermann.
Wie kam es. daß er den Menfchen wie ein Eigenbrödler erfchien.
dem man am befien aus dem Wege ging? . . .
Bunt und verwegen dünkte ihm zunächft das neue Leben. Und wie
fonderbar erfchienen ihm die Mitglieder der Truppe] Der Direktor
machte die Heldenväter und feine Frau. eine aufgefchwemmte. dicke
Perfon. die Heldenmütter. Der Studiofus. von dem noch die Rede fein
wird. fpielte Liebhaber. Jntriganten. Henkersknechte und Mörder.
Angelika aber war das liebliäfe Kind. dem fafi in allen Stücken fchreck-
liches Leid widerfuhr. Und ein dicker Kerl mit einem Spißbauch fiellte
den Clown. Spaßmacher und Hofnarren dar. Dann war noch eine
hagere Frauensperfon da. mit tiefliegenden. unftäten Augen. die der
Studiofus als die heroifche Liebhaberin bezeichnete - im Gegenfaß zu
Angelika. die naives und fentimentales Fach fpielte.
Nur der Studiofus kannte diefe feltfamen Ausdrücke. Er war in
der Truppe der gelehrte Mann.
Außer diefen Perfönliihkeiten gab es noch einige Männer und
Framn. die die Nebenrollen fpielten. Sie durften aber nicht viel drein
reden. und der Direktor behandelte fie von oben herab. nannte fie talent-
lofe Schmieranten. die fich wegtrollen und Schufier werden follten.
War er übler Laune. fo drohte er. daß er ihnen den Laufpaß geben
würde. weil fie den anderen das Brot wegfräßen. Und übler Laune war
er fiets. wenn das Gefchäft fchleiht ging und Schmalhans Küchen-
meifter war.
Dann herrfchte iiberhaupt eine düftere Stimmung. Die Bande faß
in den Wagen zufammengepfercht. kaufe an einer Rinde trockenen Brotes
und trank dazu Wafier mit Branntwein vermifcht. damit die kalten
Glieder fich wärmten.
Blühte das Gefchäft dagegen. fo ging es hoch her. In folch einem

Falle wurde mit dem Wirt. in deffen Saal die Vorfiellungen fiattfanden. regelmäßig ein Abkommen getroffen, wonach die Elitemitglieder im Wirtshaus fchliefen.
Die Elitemitglieder mußten - wenn Not am Mann war -- vier bis fünf oder gar noch mehr Rollen in einem Stücke fpielen. - Was tat'sj wenn nach Wochen einmal die Ausficht winktej in einem reinen Bett und im eigenen Kämmerlein auszuruhen . . .
Wie lange mußte Alexander warten, ehe er diefer Wohltat teilhaftig wurdej die Angelika längfi genoß.
Sie war trotz ihrer Jugend das angefehenfie Mitglied der Truppe, obwohl es ihr außer dem Studiofus niemand eingefland.
Alle fühlten es im geheimenf daß von ihr allein jener Zauber ausgingj der die Menfehen im Banne hielt - ihre Seelen gefangen nahm, Alexander hatte es beim erfien Male deutlieh empfunden. Und diefe Erkenntnis war esj die eine tiefe Scheu und eine keufche Ehrfurcht vor Angelika in ihm erzeugte.
Er mied ihre Nähe. Er fühlte fich ihr gegenüber als der unbeholfene Anfänger. der fich im Hintergrunde halten mußte. Und wenn fie ihn fuchte, wia) er ihr aus.
Sie begriff ihn nicht und wähntef daß er ihr im fiillen gram fei, weil fie ihn zur Schmiere gelockt hatte. Aber gar zu gern hätte fie gewußtj was in dem großen Brief gefiandenf mit dem der Studiofus aus Magdeburg gekommen war. Niemals aber fragte fie ihn danach. Troßte er - gutj fie konnte es aushalten,
Alexander hatte vollauf zu tun, Alle niedrigen Gefehäfte wurden auf ihn abgewälzt. Und fobald man merktej daß er anfiellig und gefäfickt warf wurde er zu jedem Handlangerdienft verwandt, für den die anderen fich entweder zu gut dünkten oder untauglich waren.
Er tat es ohne Murten.
Er wollte von der Pike auf dienenf wie der Alte es genannt hatte.
Die Wagen wafchenj die Räder fehmierem die Gäule verforgenj die verfchoffenen Ritterkoftüme mühfelig rein halten7 die drei verrofteten Säbel und die beiden uralten Reiterpifiolenj die die Truppe befaßj foweit es noch möglich war, für den täglichen Bedarf infiand feßen - das war feine regelmäßige Befihäftigung.
Aber fobald die Vorfiellung begannj ftand er auf Poften. Die winzigen Rollen. die man ihm zuerft anvertrautef ließen ihm reichliäf Zeit dazu übrig.

Und nun ftudierte er jeden Ausdruckj jede Miene- jeden Tonfall
der Angelika. Und immer von neuem bewunderte er ihre Kunft.
Sie konnte fo rührend fein- daß man vor Mitgefühl verging - und
dann wieder wieeine wilde Kaße fich gebärden. Sie konnte herzzer-
reißend fchluihzen und hell und filbern lachen, daß es eine Freude war.
Sie verzog ihr Geficht in tiefftem Schmerz - und ihre Augen leuchteten
unergründlich.
Der Direktor beobachtete ihn einmal.
„Hat fie alles bei mir gelernt.“ fagte er voll Stolz und Selbfi-
bewußtfein.
Aber Alexander glaubte es nicht . . . Denn er war bald dahinter
gekommenj daß die anderen trocken und hölzern ihren Part herunter-
leierten wie etwasj das fie mühfelig auswendig gelernt hatten- ohne
einen inneren Zufammenhang_ zu fpüren.
Ihre Seele allein tönte in den feinfien Schwingungen. Wie eine
Lerche ftieg fie jauchzend empor - und wie ein flügellahmer Vogel fank
fie in die Tiefe.
Würde er jemals gleich ihr folihe Wunder vollbringen? . . .
Er begann an fich irre zu werden.
Und in den dunkelen Stunden der Nachtj wenn die anderen um ihn
herum längft fchnarchtem lag er in feiner engen Lade mit weit geöffneten
Augen da und grübelte über fich und die Zukunft.
War er auf dem rechten Wege? Oder tat er nicht befier- recht-
zeitig umzukehren und ein fimples Handwerk zu ergreifen? . . .
Denn davor graute ihm. ein Komödiaut zu werden wie die anderen.
Schon der Gedanke an eine folche Möglichkeit trieb ihm die Schamröte
ins Geficht.
Und dennoch fpürte er in allen Gliedern das Lockende- das Un-
heimliche- das Bewegende der Schaufpielerei.
Gegen die Angelikaj die all die herrlichen Dinge erleben und fich
frei fpielen durfte» hegte er im Innerften Neid.
Und diefes wurde ihm zu einer Offenbarung: das Erlöfende lag
darin. daß man auf den Brettern feines Haffes und feines Zornes. feiner
Niedertracht und Bosheit, feiner Gewalttätigkeit und überfirömenden
Kraft ledig wurdej während die gewöhnlichen Menfchen die unfelige Bürde
das ganze Leben hinter fich her fäjleppten.
Einmal fprach er fich darüber mit dem Studiofus aus. Das war

ein fonderbarer Heiliger. der in der Truppe eine Ausnahmefieliung innehatte.
Der Studiofus fah ihn überrafcht an.
Er war kein Mann vieler Worte. Er richtete die Stücke ein. las jedem feine Rolle unzählige Male vor. bis er fie im Schädel hatte - denn es gab bei der Schmiere nur zwei. drei Menfchen. die notdürftig lefen und fchreiben konnten - und trank dazwifchen Branntwein oder Rum. Fefte Nahrung fchien er kaum zu fich zu nehmen. Dagegen fah man ihn niemals während* der Proben oder während der Vorftellung ohne feine Flafche.
„Da haft du den Kern der Sache getroffen. mein Junge. Ia) merke. du bifi nicht auf den Kopf gefallen. Paß auf. Haft fchon davon gehört. daß es Menfchen gibt. die den Theaterteufel im Leibe haben? Nun fiehfi du.‟ fuhr er fort. ohne eine Antwort abzuwarten. „das find Leute. die kaput gehen. wenn man fie nicht auf die Bretter läßt - fiechen entweder elend dahin. oder arten aus und werden Taugenichtfe. Halunken. Verbrecher - was weiß ich. Sie haben eine Kraft in fich. die fie auf irgend eine Weife los werden müffen -- gut und fchön. wenn fie Anlagen und Talent haben -- aber zum Erbarmen. wenn der Teufel arme Schlucker am Wickel gekriegt hat - die müffen ebenfalls zum Theater. halten fiih zeitlebens für verkannte Genies. werden gepufft, gefioßen und getreten. bringen es nie zu etwas. führen ein Hungerdafein und find doch felig. dabei zu fein. Zu der Sorte. mein Junge. gehöre ich. Schau mich mal an."
Er reckte fich in die Höhe.
..Kann man eine traurigere Geftalt machen! Kannft du mir vielleicht fagen. wo ich mit den langen Armen und Beinen hin foll - und nun erft diefe Hühnerbruftl . .
Er lachte heifer auf.
„Würde mir nicht fo viel fchaden. wenn ich Talent hätte. Ich babe aber keins. Nicht für drei Pfennige habe ich Talent und würde mir doch einen Strick um den langen Hals drehen. wenn ich nicht mehr Komödie fpielen dürfte. - Junge. ich war Theologe. und mein Vater ift ein großes Tier im Konfiftorium. Was hat der alte Mann fich gegrämt - und die Mutter ift aus Kummer darüber frühzeitig - na. reden wir nicht dariiber - in, konnte ihnen nicht helfen. Hatte damals noch Refinen im Kopf und verfuchte mit aller Energie bei den großen Bühnen anzukommen. Was für eine lächerliche Figur habe ich gemacht

- und wie hat man mich mit Hohn und Spott überfchüttet. Die Kreuzfahrt des .Herrn Ehriftus ift nicht dornenvoller gewefen. als mein langer Leidensweg. Jn immer kleinere Reiter wurde ich verfchlagen. bis ich bei der Flafche und der Schmiere endete. Mir ifi jest wohl -- ich bin's zufrieden - ich lebe wenigfiens. Und das ifi die Hauptfaaze: Jeder Menfch muß auf feine eigene Faufi glückliäf oder unglücklich werden. Niemand hat in das Schickfal eines anderen dreinzureden - nicht Vater und nicht Mutter - nicht Bruder und nicht Schwefter - nicht Vetter - nicht Freund! Profit. mein Junge!"
Er zog die Flafche und nahm einen tüchtigen Schluck.
Ein kalter Schauer ging durch Alexanders Körper. Das war am Ende auch fein Sihickfal.
„Und macht Euch das Spielen wirklich Freude?" fragte Alexander fchüchtern.
„Bift ein grüner Junge! Meinft etwa. ich führte zum Pläfier der Einwohner dies Hundeleben? . . . Es ift ein verflirtes Ding. liegt vielleicht nur an einer Kleinigkeit - und ich wäre ein Genie. Irgend eine Windung in meinem Gehirn müßte um ein Jota anders fein. und ich könnte es mit Salvini und Roffi - mit Garrick und Booth - mit Sonnenthal und Kainz aufnehmen. Soll ich dir einmal den Monolog aus ,Richard lll.F vorfprechen? - die Haare wiirden dir zu Berge fiehen. - Oder die große Rede Hamlets? . . . Junge. du haft ja 'einen Schimmer. Kennfi du Shakefpeare? - Shakefpeare ifi das Alpha und Omega des Theaters - war felbfi ein Komödiant und verfiand fich auf den Rummel. Das ift das Blödfinnige: Ich könnte dir genau fagen. wie es gemacht werden muß - ich höre bei jedem Worte den richtigen Ton und fühle ganz eäft dabei - und fobald ich den Mund auftue. kommt etwas ganz anderes und Falfches heraus. Jch möchte vor Wut erfiicl'en und denke: Beim nächften Sah bringft du es richtig - die Stimmung muß fich erft einftellen. Profit die Mahlzeit! Das ödefie Pathos fiatt fchlichter Einfachheit. Der Teufel mag wiffen. woran es liegt.
Und nun frhau dir die Angelika an. Es ifk. als ob das Wunder Gottes von ihren Lippen firömt. Aus der wird etwas Großes - etwas ganz Großes -“ fazloß er nachdenklich.
„Aus mir auch!" fagte plötzlich ganz unvermittelt Alexander und blickte dabei herausfordernd und voll Trotz den Studiofus an.
Der zwinkerte mit den Augen und antwortete: „Ich werde dir

den Shakefpeare holen. Suche dir eine Stelle heraus und fprich fie mir in drei Tagen vor; dann werden wir weiter fehen. Die äußeren Mittel bringft du ja mit -- aber der Schein trügt - trügt in den meifien Fällen.“
„Geben Sie mir den Shakefpeare auf der Stelle.“
Er brannte vor Ungeduld.
„Gemackg gemach," entgegnete der Studiofus und erhob fich fchwerfällig.
Unmittelbar nach diefem Gefpräch begegnete ihm die Angelika.
Er wollte ihr ausweichen.
Sie aber fiellte fich ihm in den Wegy und um ihren Mund zuckte es.
„Was habe ich dir getan/* fragte fie. „daß dn mich fo fchändlich behandelfi?“
„Nichts haft du mir getan."
„Schön. Warum tuft du denn, als ob ich nicht auf der Welt wäre?“ "' * Wi
„Das ifi meine Sacher‟ erwiderte er und fuchte fich mühfam zu beherrfchen.
„Reim‟ fchrie fie. „Ich will es wiffen."
Er ftand da - ohne fich zu rühren -- den Mund feft gefäfloffen.
„So etwas Verftocktes!‟ fiieß fie verzweifelt hervor und zitterte vor Wut.
„Hör" malf‟ fagte fie dann und trat ganz dicht vor ihn hinr „ich kann nichts dafür. wenn du nicht vorwärts kommft. Du allein trägfi die Schuld. Wer fich wie ein Säfuhpußer behandeln läßt und das Maul nicht auftut - jawohlf brauchfi mich nicht fo anzuftarren - wer das Maul nicht auftutz fage ich. verdient es nicht beffer. Geh* zum Studiofus - geh' zum Alten - droh'. daß du fortrennftz wenn fie dir nicht. ordentliche Rollen geben - und ich will krumm und lahm werdent wenn es nicht anders wird. Das Talent allein macht's nicht/' feßte fie altklug hinzu. „Einer hat einmal zu mir gefagt: Talent und Ellenbogen muß man beim Theater haben.“
„Jch danke dir für deine guten Lehren.“
Er drehte ihr den Rücken und entfernte fich.
Da biß fie in ihr Tafchentuch hinein, und ein heftiges- wildes Schluchzen entrang fich ihr.
„O du böfer. böfer Junge! Du giftige Kanaille!‟ fiieß fie zornig hervor.

Der fpißbauihige Clown kam auf fie zu.
„Was fehlt denn meinem füßen Püppchen?“
Er wollte mit feiner fleif>figen Hand über ihr Geficht fahren.
Sie verfeßte ihm mit der Rechten einen Schlag. daß er zurü>-
taumelte.
„So ein unverfchämter Flegel!‟ zifchte fie und rannte davon.
Der Studiofus hatte die Augen aufgeriffen und den langen Hals
wie eine Giraffe nach vorn gefireckt. als Alexander ihm aus „Troilus
und Creffida“ vorzulefen begann.
Der Iunge hatte den di>leibigen Band. den der Studiofus ihm
überreichte. aufs Geratewohl aufgefchlagen.
„Ganz falfch," fagte der Studiofus. „grundfalfrhl könnte man bei
jedem Worte rufen - und trotzdem - es liegt etwas darin. Haft von
Tradition und Schule nicht den blaffen Schimmer. kapierft knapp den
Sinn. vergreiffi dich. wo es der normale Menfihenverfiand für un-
möglich halten follte. brüllfi. wo du leife fein müßteft. und fäufelft, wo
es zu donnern gilt. Und dennoch - es liegt etwas darin. Es klingt
im Ohr und dringt zum Herzen. Ganz komifch und verrückt finde ich
die Wirkung. Was hilft's - fie ift da und läßt fich nicht leugnen.
Ießt reiß' die Ohren auf und paß' auf."
Mit voll tönendem Organ las der Studiofus. Aus feiner Hühner-
bruft kam pruftend der Atem; fein Geficht wurde während des Vor-
trags krebsrot. und von feiner Stirn perlten große Schweißtropfen.
Er las und las, ohne fich die Stirn zu trocknen. Seine Augen glühten.
Als er geendet hatte, blickte er düfter vor fich hin; dann trocknete er fich
mit dem Ärmel den Schweiß ab.
„Das war eine Leifiung." brachte er überzeugt hervor. „Man
fpürt es. wie fich einem das Herz im Leibe dreht. Wie viel Komödianten
gibt es. die diefes Feuer haben?! Was mißt es. fobald ich draußen
fiehe und loslegen will. ifi die Kehle wie ausgetrocknet. - Na. reden
wir nicht von mir. Er ift er! Im übrigen - es fteht fefi - du haft
Talent. Wir werden dich bei nächfier Gelegenheit herausftellen - wie,
das laß meine Sorge fein. Ich rede fchon mit dem Alten. d. h. du
mußt mächtig fiudieren. Vom dramatifchen R haft du keine Ahnung. und
im Halfe haft du Knödeln - die Stimme fitzt viel zu weit hinten. und
die Mittellage ift gänzlich unausgeglichen. Tut nichts - ich werde dir
die Flötentöne fihon beibringen. Bei der Angelika ift es zuerft auch

W
nicht viel anders gewefen. Es fehlt eben die Schule. Nun. wozu find wir denn da?i"

Von dem Tage an arbeitete der Studiofus in allen freien Stunden mit Alexander. Aber zwifchen Lehrer und Schüler kam es nicht felten zu Reibungen.

Der Studiofus wollte das Pathos. während Alexanders Natur fich dagegen fträubte. Der Junge blieb ftörrifch.

„Man kann es auch einfach fagen.“ behauptete er. „und es muß troßdem wirken.“

Wenn der Studiofus ihn dann zornig einen Grünfchnabel nannte. der die Tradition nicht refpektierte. fo fchiittelte er den Kopf und behauptete eigenfinnig und trocken. man könne nach Magdeburg auf verfchiedenen Wegen gelangen.

Dagegen laufchte er atemlos und war willfährig wie ein Kind. wenn der Lehrer ihn in den Wiffenfchaften unter-wies. Und der Studiofus war ein Schulmeifier. wie er im Buche ftand, Franzöfifch und Englifch wurde getrieben. und dazwifchen holte er aus feinem Neifekorb Bücher hervor und erzählte ihm von den Griechen und Römern. Gemeinfam aber lafen fie die Bibel und den Shakefpeare.

Der Studiofus behauptete. mit der Bibel und dem Shakefpeare könnte der Menfch auskommen - allenfalls brauäfte er noch das Kursbuch. Nichts gäbe es zwifchen Himmel und Erde. was nicht in der Bibel oder dem Shakefpeare fiünde.

Und wie wußte er den tiefen Sinn diefer Bücher dem Jungen aufzufchließen. Das waren Stunden der Erbauung und des Wachstums. Und Alexander fühlte. wie er reifer und reicher wurde.

Es gab aber noch andere Dinge. iiber die der Studiofus Märchenhaftes zu beriäften wußte. fo daß Alexander in fieberhafte Spannung geriet, _

Er erzählte dem Jungen von einer Mufik. die den Menfchen aufwühlte. - und von Malern. die dem Auge die Natur eri'i erfchlöffen. In den großen Städten hingen die Gemälde der Meifier. und zwar neben Werken. die Jahrhunderte zurück lagen. Schöpfungen aus der Gegenwart. In prächtigen Paläfien würden diefe Schätze aufbewahrt - - und in hell erleuchteten Sälen fpielten die Mufikanten. zu denen die Menge fefilich gekleidet hinfirömte. um mit verhaltenem Atem zu laufchen - genau wie in den Theatern. wo die großen Schaufpieler auf die Szene traten.

Von diefer Welt träumte Alexander. foweit der Studiofus ihm
zum Träumen Zeit ließ.
Sein Jntereffe an dem Jungen wuchs von Tag zu Tag. Mit der
Freude des Schöpfers erkannte er. wie Alexander gleichfam fpielend den
neuen Inhalt in fich aufnahm und verarbeitete. Aber fein Staunen
wuchs beim Studium der großen Rollen.
„Weißt du." fagte er. „es kommt bei dir alles fo fremd und felt-
fam heraus. Jch mutmaße: Entweder wirft du ein großer Kerl - oder
du bifi ein gemeiner Hochfiapler. der feinen Lehrer blufft . , . Junge.
dann zerbreäj' ich dir die Knochen im Leibe.“
-c- re * ..e
Jahre vergingen. Aber die Zeit kam. in der Alexanders Schickfal
fich erfüllen follte.
Der Studiofus bearbeitete ..Romeo und Julia“. firich zufammen.
warf kühn Rollen hinaus. die in der Truppe nicht befeßt werden konnten.
und haute ohne Federlefens eine für die Schmiere taugliche Faffung des
großen Liebesdramas zufammen.
Es war nämlich eine befchloffene Sache. daß Alexander den Romeo
und Angelika die Julia fpielen follte.
Die Proben begannen und wurden von dem Liebespaar mit heiligem
Eifer abgehalten,
Angelika kniete fich - wie die Komödianten fefifiellten - mächtig
herein. Während diefer Zeit konnte ihr ja Alexander nicht ausweichen.
Sie hielt ihn in ihren jungen Armen und preßte ihn an fich . . . Sie
küßte ihn mit heißen Lippen und funkelnden Augen. Und Alexander
mußte ftill halten und ihre Küffe erwidern. Denn der. Studiofus wurde
zornig. wenn er nicht feine ganze Seele hergab . . .
„Steh' nicht wie ein Stockfifch da.“ herrfchte er den Alexander
an. ..Romeo ifi kein Eiszapfen - Romeo ift ein italienifcher Nobile.
deffen Herz in Flammen |eht.“
Alexander wehrte fich anfangs. - Schamhaftigkeit und Troß
rangen verzweifelt mit Spielleidenfchaft und innerem Verlangen.
Er fei mit der Rolle noch nicht fertig und könne erft richtig pro-
bieren. wenn er den Text und den geiftigen Jnhalt völlig beherrfche.
Der Studiofus lachte grimmig auf. drückte unruhig auf feinem
Regiefchemel hin und her und klopfte fich befiändig auf die Kniefcheiben.
..Die ganze Komödie wird eingepackt." drohte er. ..wenn nicht richtig

probiert wird. Nur die Prinzen aus Genieland rechnen damit. daß in den leßten Proben der heilige Geift über fie kommt. Ein anftändiger Komödiant läßt fich auf derartige Fifimatenten nicht ein."
Die Angelika hörte mit verfchränkten Armen und feft gefchloffenen Lippen zu.
Sie dachte im fiillen: Haft mim lange genug durften und hungern laffen - jest will ich mich fchadlos halten. Und mit verdoppeltem Spieleifer. von heißen Wünfchen bewegt. ging fie an ihre Szenen.
Eines Tages redete Alexander fie unvermittelt an. „Hör' einmal." fagte er mit harter Stimme. „wir find uns doch beide darüber klar. daß wir nur dem Zwange des Spiels uns fügen."
„Du bift ein närrifcher Kerl." antwortete fie und kehrte ihm zornig den Rücken.
Sobald er aber ohne fie probierte. paßte fie mit Luchsaugen auf und kontrollierte jede feiner Bewegungen. Gelang ihm etwas Befon-deres. klatfchte fie leife mit den Händen zufammen. oder fie fchnalzte vor Wohlbehagen mit der Zunge.
„Der wird bei feinem Auftreten angeblafen." prophezeiten die Komödianten - und der fpißbäuihige Clown riß Wise über ihn.
Man lief zum Alten und warnte vor dem Reinfall.
Angelika rafte. Den Elown hätte fie fafi geohrfeigt.
„Keine Ahnung habt Ihr von der Kunft." fchrie fie wütend. „Aus Euch fpricht nur der grüne Neid."
Der Spißbäuchige grinfie.
„Hat das Jüngferchen heiß?" fragte er höhnend . . . „Wann macht denn das Pärchen Hoäfzeit?"
Sie ging mit gefpreizten Fingern auf ihn los. als wollte fie ihm allen Ernfies die Augen auskraßen.
„Jnfamer Kerl." zifäfte fie. und der Spißbäuchige mußte. fo rafch er konnte. Ferfengeld geben.
Sie atmete tief auf.
Nichts befürchtete fie mehr. als daß folche Reden zu Alexanders Ohren kämen. Denn je kälter und abftoßender er fie behandelte. um fo hungriger wurde fie nach feiner Liebe. Was hat er nur gegen mich. fragte fie fich gequält. .Habe ich ihm etwas getan. daß er mich mit foleher Luft peinigt?
Sie glaubte feft an ihn. Sie empfand dunkel. daß aus feiner herben. fpröden Eigenart etwas Befonderes erglühen mußte. Wie ver-

grämt konnte er plötzlich ausfehen! Oder wie fieghaft vermochte fein Auge zu leuchten! Der Ton feiner Stimme fchlug an ihr Herz. Und mit dem Ohr der Künftlerin hörte fie fofort heraus, wenn fein Inftinkt - ohne daß er es felber ahnte - etwas über Erwarten Gutes traf.
Dann fäflich fie fich leife zu dem Studiofus und machte ihn flüfternd darauf aufmerkfam.
Der nickte beifällig und folgte mit melancholifchen Augen dem Spiele.
„Wollen wir unfere Szenen nicht allein probieren?" hatte fie ihn einmal gefragt - und zitternd hinzugefeßt: „- ich meine nur fo. weil doch die Komödie fchnell herauskommen muß."
Alexander hatte fie groß angefehen und mit kalter Höflichkeit gedankt.
Das konnte fie nicht verwinden.
Und nun kam endlich die Aufführung.
Alerander war im Raufche. Er fpielte. wie er es fich in feinen Feierftunden erträumt hatte . . . Es gab keine Seele außer ihm. - Er vergaß. daß es im Leben eine Angelika gab. - Er vergaß. daß der Studiofus eriftierte. - lind er fah keinen der Menfchen. die in dem großen Wirtsfaal vor der elenden Bühne Platz genommen hatten.
In diefer Stunde gab es auf Gottes Welt nur einen Romeo und eine Iulia. Und er war in jeder Fafer Romeo.
Im Zufchauerraum qualmten die Männer. Bläuliche Rauchwolken hüllten fie und ihre Weiber ein.
Die Frauen zogen die groben, bunten Tafchentücher hervor und trockneten fich beftändig die Augen.
Nur einer fchmunzelte im Saal. Es war der Wirt. der ununterbrochen die Gläfer füllen mußte. Denn das Stück machte heiß und dauerte lange trotz der erbarmungslofen Striche des Studiofus.
Als aber die Vorfiellung beendet war. mußten Alexander und Angelika immer wieder vor den Vorhang treten.
Die Leute gebärdeten fich in ihren Beifallsbezeugungen wie toll. Und immer wieder frhob der Alte das Liebespaar vor die Szene.
Alexander gehorchte nur widerwillig. Aber die Angelika faßte den fich Sträubenden refolut bei der Hand und zog ihn mit fich.
Alerander dünkte es. als ob die Weihe des Abends von ihm genommen wurde . . . Was ging ihn diefe tobende Menge an. die da unten fihrie und johlte und die Handflächen wie befeffen aufeinander

fehlug . . . Das nämliche Schaufpiel hatte er erlebt. wenn der fpilz-
bäuchige Elown feine albernen Späße trieb. Ja. diefe Beifalls-
äußerungen machten ihn fiußig. Er begann im ftillen zu zweifeln und
fragte fich im Innern. ob er nicht etwa nur auf die brutalen Empfin-
dungen der Menfchen gewirkt und dadurch - wie der Studiofus fich
ausdrückte - einen billigen Erfolg erzielt hatte.
Aber aus allen diefen Grübeleien riß ihn die Angelika. Sie zog
ihn gewaltfam in einen Winkel hinter der Szene. nachdem das Publikum
fich endlich beruhigt und den Saal verlaffen hatte.
Mit feierliiher Miene blickte fie ihn an.
,.Du." fagte fie. ..iäf gratuliere dir von Herzen. Du haft viel
mehr Talent als ich - und von Anfang an habe ich es gewußt." Und
in freudiger Bewegung reichte fie ihm die Hand.
..Sprich nicht fo." antwortete er befchämt. ..ich fühle am beiten. wie
unficher ich tafte. als ob ich im Dunkelen wäre; und auf das Geklatfch
der Leute gebe ich gar nichts. Wollen fehen. was der Studiofus meint."
..Ich fage bravo!" rief jufi in diefem Momente fein Lehrmeifier
und fchnalzte dabei mit der Zunge. Dann drückte er Alexander lieb-
kofend an fich.
Angelika fühlte deutlich. wie ihr Herz vor Freude hüpfte.
Und als der Studiofus fich jetzt - gleichfam um Entfchuldigung
bittend - mit den Worten an fie wandte: ..Dir braucht man's nicht
zu fagen. daß du ein geniehaftes kleines Frauenzimmer bift." wehrte
fie heftig ab.
„Er hat den Erfolg gemacht - er allein."
„Na - na." knurrte der Studiofus. „erinnere ich mich recht. fo
heißt das Stück Romeo und Julia. und die Julia - das läßt fich nicht
leugnen - hat eine gewiffe Angelika gefpielt. - Ich will ein Schuft
fein." fuhr er fort. „wenn es heute noch drei Frauenzimmer gibt. die
es dir nachmachen. Ich will mit des Teufels Großmutter tanzen.
wenn - -"
Er kam nicht zu Ende.
..Wer flueht da?" unterbrach ihn der Alte. ..Jeßt wollen wir tafeln
und das Siegesfefi feiern. Denn irre ich nicht. fo wird es ein Zugfiück
erften Ranges. Und du. mein Junge. kriegfi heute den Ritterfchlag.
Darffi mit uns nachtmahlen und fchläffi diefe Nacht im Wirtshaus. Haft
deine Sache brav gemacht. drum wirft du auch nicht ausgelacht. Gerech-
tigkeit muß fein - bafta - Punktum. Streufand drauf!"

Das war ein großer Augenblick im Leben Alexanders.
Und doch wäre er am liebften weit weg geflüchtet. um mit fich und feinen Gedanken allein zu fein. Siebenmeilenftiefel hätte er in diefem Augenblicke anziehen mögen. um die Menfäfen zu fliehen. deren Lob ihm vielleicht in der Stunde weher tat. als wenn fie ihn ausgehöhnt hätten. Nur eines erfüllte ihn mit fiarker Genugtuung: die Ausficht. eine ganze Nacht allein zu fchlafen und endlich wieder einmal ein frifches Bett zu fehen. Wie oft hatte er fich heimlich danach gefehnt. wenn der Regen klatfchend auf das Dach des grünen Wagens fiel oder an die kleinen Fenfterfcheiben fchlug. die fo blind waren. daß man nur durch fie zu blicken vermochte. wenn der Bliß fein grelles Licht bei Sturm und Wetter aufleuchten ließ.
„Kommt jeßt!“ fagte der Alte.
Und Romeo. Iulia und der Studiofus folgten ihm in den geräu-migen Wirtsfaal. wo fie unter großem Gefchrei und lautem Iubel emp-fangen wurden.
Es gab warme Würftchen mit Moftrich und Kartoffelfalat. ge-räucherten Schinken mit Brot und frifcher Butter. Dazu ließ der Alte Bier und für den Studiofus ein mächtiges Glas mit Schnaps herbei-Waffen-
..Studiofus. nun fagt mir offen und ehrlich.“ begann er die Abend-unterhaltung. nachdem der erfte Hunger gefiillt war. ..was in dem Stücke ift vom alten Shakefpeare? Und was habt Ihr dazu gedichtet? Denn daß Ihr ein heimlicher Poet feid. wiffen wir alle.“
Der Studiofus machte ein gedrücktes Geficht und fchob gewohn-heitsmäßig den langen Hals vor. Er fah ein Weilchen trübfinnig in fein halb gefülltes Glas.
..Alter.“ erwiderte er. ..das ift ein fchwieriger Punkt. Alles. was in der Komödie vom übel ifi. habe ich verbrochen - und was an Größe und Erhabenheit troß meines plumpen Schädels nicht herauszubugfieren war - was die Leute in ihrer Einfalt ergriffen und mitten ins Herz getroffen hat - ift natürlich von dem unfterblichen großen Shakefpeare. Ich trinke in Ehrfurcht und Demut auf fein Andenken mein Glas aus.“
„Bravo. Studiofus! Wenn Er auf der Kanzel ftände. hätte Er es auäz nicht beffer und fchöner fagen können. Im übrigen - mache Er fich kein Gewiffen daraus - Er darf troß alledem auf feine Arbeit ftolz fein. Denn es ift und bleibt ein Verdienft. Romeo und Julia auf der Schmiere zu fpielen. Die draußen haben gut reden - aber unfere Vor-

fiellung kann fich fehen lafien und hat bei einfachen Menfchen ihre Wir-
kung getan. Der Erfolg ift da! Ich fage noch einmal. es gibt ein
Zugfiüek! Herr Wirt. der Studiofus hat Durfiz füllen Sie ihm das
Glas.“
Der Duft des fiarken Branntweins tränkte die Luft. Auch der
Wirt fprach ihm über Gebühr zu und wurde immer redfeliger. während
die Miene des Studiofus einen düf'teren und fchwermütigen Ausdruck
zeigte.
Angelika wurden die Augen fchwer.
Und Alexander fehnte fich nach Alleinfein und Ruhe.
Wie auf ein Zeichen erhoben fich beide -- im Korridor reichten fie
fiäf fiumm die Hände - und jedes verfchwand in feiner Kammer.
Alexander lag mit weit geöffneten Augen da.
Er ftreäte und dehnte fich in feinem breiten Bauernbett und blickte
in den ausgefiernten Himmel, Er träumte von Shakefpeare - von der
großen Stadt. wo die Bilder hingen - und wo die Mufikanten himm-
lifche Mufik machten.
Auch fein Schulmeifier hatte auf der Fiedel gekraßt. und fie hatten
die Mäuler auffperren und dazu fingen müffen. Und immer waren es
die beiden nämlichen Stücke gewefen - „Ub' immer Treu und Redlieh-
keit" und „Heil dir im Siegerkranz". Allgemach war ihm der Singfang
und das Gefiedel zum .Halfe herausgewachfen. fo daß er am liebfien heim-
lich die Geige am Pulte des Lehrers zerfchlagen hätte.
Und nun follte - wenn man den Erzählungen des Studiofus
trauen durfte - draußen im Lande eine Mufik ertönen. bei der einem
das Herz aufblühte. Der Raufch kommt über einen - hatte der Stu-
diofus gefagt. Er konnte es fich nicht vorfiellen.
Er phantafierte weiter. Er fah fich plötzlich auf einem diefer großen
Theater fpielen. mit prächtigem Kofiüm angetan. Er fah. wie die Men-
fchen atemlos laufchten und fich nicht zu rühren wagten. Und zufammen
mit ihm ftand die Angelika auf der Bühne. fiegreicher als er die Schau-
fpieler und das Publikum mit fich fortreißend - die Seelen der Menfchen
aufwühlend.
Und dann hörte er plößlich. wie die Angelika zu ihm fagte: Du haft
viel mehr Talent als ich.
Er fühlte wieder. wie auch jeßt ihm das Blut vor Scham zu Kopfe
f'tieg. Nein. nein - das hätte fie nicht fagen dürfen! Das hatte ihn
verwirrt und alle Zweifel in ihm aufgerührt.

Felix .Hollaenderc Die reines Herzens find
Er und die Angelika - es war töricht. fie iiberhaupt nebeneinander
zu nennen.
Wie feltfam fie ihn angebli>t hatte - und wie fie im Verlauf der
Proben immer ftürmifcher geworden war. Er hatte ihr fiedend heißes
Blut gefühlt und den Pulsfchlag ihres Herzens.
Und wie fie jammervoll auf der Bahre gelegen. da hatte er Todes-
fchauer empfunden. Es war nicht die Julia _- es war die Angelika
gewefen. die den Todestrank getrunken und nun in wundervoller Schön-
heit ihm zu den Gefilden der Seligen winkte.
Er fchrak leife zufammen.
Er wollte auffihreien. Aber eine Stimme rannte ihm zu; Rühre
dich nicht. fon| ift es um dein .Heil gefchehen . . .
über ihn beugte fich die Angelika.
Sie trug ein langes weißes Nachtgewand. Das aufgelöfte Haar
fiel über ihren Nacken . . . Sie glich einem Engel. der vom Himmel
zu ihm herniedergeftiegen war . . . Nur die Flügel fehlten . . .
..Laß mich zu dir.‟ wimmerte fie. „mir ift fo angft. In) friere."
Träumte er? Oder fiand die Angelika wirklich an feinem Lager?
War alles nur ein toller Spuk. den feine erregte Phantafie hervor-
gezaubert? . . . Oder erlebte er etwas. das feinen ganzen Menfchen
umwerfen und fein Schickfal von Grund aus befiimmen follte!? . . .
Er regte fich nicht.
..Laß mich zu dir!‟ bat fie von neuem.
Seine Lippen bewegten fich. ..Gott -- o Gott!‟ murmelte er.
Die Augen der Angelika brannten.
Ihm war es. als ob aus ihnen Flammen hervorzüngelten.
„Du frierfi?" fagte er voll Mitleid und wußte felber nicht. wie er
plößlich den Mut zu feiner Frage gefunden hatte.
Sie nickte.
„So komm zu mir. wenn dich friert.“
Und vorfichtig hob er ein wenig die Decke.
Gefchwind und gefchmeidig wie ein Kätzchen fprang fie in das
Bett und fchmiegte fich an ihn.
Lange fprachen fie kein Wort.
Jedes hörte. wie die Pulfe des anderen klopften.
Und auf einmal fchluchzte die Angelika leife und herzzerreißend.
„Warum bift du fo fchlecht zu mir?‟ fagte fie in tiefem Leid.
..Ich bin es gar nicht.“ entgegnete er bewegt.

„Mit Füßen haft du mich getreten und fchlechter als einen Hund behandelt. Einen Hund‟ - fuhr fie fchmerzhaft fort - „ftößt und pufft man; dann aber ift man wieder gut zu ihm. fireichelt und liebkofi ihn. Wann bift du zu mir gut gewefen . . . L“
„Angelikai" fchrie er gequält auf . . . ..frage mich nichtz ich konnte nicht anders - -- und auch jest - -“ fein Mund verftummte. und das entfäfeidende Wort fiel nicht . . .
In diefer Minute ging in feiner Seele etwas Merkwürdiges vor.
Sein ganzes Leben tauchte vor ihm auf.
Er fah Agnes Feufiel über das Wafchfaß gebeugt - er fah den Fliafihufier mit krummem Rücken auf dem Scheme(- er fah den Weinküfer. wie er mit fchweren. dumpfen Schritten in die Werkftatt trat und die Weinflafche geräufchvoll auf den Tifch fiellte - wie der Meifier fich flugs umdrehte und beifällig nickte. Und die Mutter erfchauerte fichtbar - und er hätte fich am liebfien in den dunkelfien Winkel gedrückt - nur. um Herrn Ackermanns verhaßten Zügen auszuweichen. Und dann hatte die Mutter wie in einem Garten in ihrer engen Kammer gelegen. und ihr Geficht war verklärt von unfagbarer Güte und himmlifchem Frieden - und ihre Stimme hatte fo weiaf und fanft geklungen -- und ihre abgemagerten. weißen. durchfichtigen Hände hatten ihn zärtlich und lind - kaum daß er es fpürte - berührt. Man hatte die Mutter in die dunkele. geheimnisvolle Erde gebettet. Und er war wie ein Flüchtling im Walde umhergeirrt. bis ganz von ungefähr Elifabeth von Sydow feinen Weg gekreuzt hatte.
Über fein Geficht zuckte es, Er fühlte deutlich. wie aus feiner Kehle ein Weinen aufftieg - und wie er es herunterwürgte. Die alte Therefe rang die ausgedörrten Hände. Und die Handelsfrau blickte ihn aus ihren hellen. fcharfen Augen durchdringend an. während ihre welken Lippen fich in herbem Spotte kräufelten. Der Jnvalide aber fiand hinter allen. fiieß ein dreifies Lachen aus und fpielte eine freche Melodie.
Alles hätte er ertragen - auch des Herrn Barons Totenkopf - nur das wehe Geficht der Elifabeth und Agnes Feufiels liebenden Blick. der in unerfchütterlichem Vertrauen auf ihn gerichtet war. vermochte er nicht auszuhalten.
Und nun wollte er der Angelika alles - alles fagen. Sie follte wiffen. weshalb er fie fo ängfilich gemieden. Aber eine geheimnisvolle Kraft verfchloß ihm den Mund wie mit eifernen Klammern.
Ich kann nicht - ich kann nicht.

Z?
"Y
oo
Wilhelm Leibl: Spinnerinnen.
Text, von Gufiav Falke,

Da wichen die Schatten von ihm. tauchten in der Finfiernis unter. und er fpürte nur. wie die Angelika die jungen. mageren Arme fefi um ihn fchlang. wie ihr Mund den feinigen fuchte und im Dunkel der Nacht ihre Lippen zufammenwuchfen,
..Jäf halte dich und laffe dich nie mehr.“ fagte die Angelika, Und ihre Stimme hatte einen fröhlichen. metallenen Klang,
Alex-ander erfchauerte.
..Du läßt mich nicht mehr?" fragte er bebend.
..Nein - nein - nein!" rief fie jubelnd.
Und ihre Augen dünkten ihn wie eine Lichtquelle. aus der er wie ein Verdurfieter trank. Sie leuchteten und funkelten. und ihr Glanz blendete ihn.
Und plößlich zündete fie das Licht an.
..Ich muß dich fehen." fagte fie. ..In diefer Stunde muß ich dich fehen.“
Sie erfchrak vor feinem Anbliä.
..Praäjtvoll fchaufi du aus.‟ brachte fie in fcheuer Angfi hervor.
Und mit fchwerer Zunge fügte fie hinzu: ..Man kann fich vor deiner Schönheit entfeßen - nein. nein - bewege dich nicht - diefe Züge will ich mir für ewig einprägen. Denn weißt du. ich [efe aus ihnen eine Entfchloffenheit und einen Ernft. an den man glauben muß. Ich liebe dich. Alexander. obgleich ich fühle. wie hart und graufam du zu fein vermagft.“
Mit einer rafchen Bewegung löfchte fie die Kerze aus und küßte ihn von neuem.
Da ergriff ihn ein Raufch und ein Verlangen.
„So gehören wir zufammen." fagte er leife. ..Es komme. was da kommen mag.“
Und diefe Nacht fchuf ihre Liebe . , .
K Die 'ls
Fortfeßung in der Augufi-Nummer.

Thomas Achelis:
Völkerkunde und Ethik.
Vielfach gilt die Völkerkunde noch für ein buntes Raritätenkabinett. zur Kurzweil und Belufiigung und vielleiäft auch zur Erregung des fo befriedigenden Gefühls. wie herrlich weit wir es doch mit unferer glänzenden Kultur gebracht. Daß wir es mit einer. wenn auch noch langfam fiäj entwi>elnden. jedenfalls aber methodifch gefügten und nach großen Gefichtspunkten arbeitenden Wiffenfchaft zu tun haben. ahnen die wenigf'ten; ganz befonders aber wollen die zünftigen Vertreter der anderen Disziplinen. wie Sprach-. Religions-. Rechtswiffenfchaft ufw.. wenig von ihr wiffen. Und doch erfire>en fich die Ergebniffe der ethnographifchen Forfchungen. wie wir uns noch überzeugen werden. weit hinein in die Gebiete der eigentlichen Geif'teswiffenfchaften. insbefondere der Philofophie. - fchon allein die Tatfache der Völkerpfychologie. die fich eben ganz und gar auf die Völkerkunde fiüßt. follte zu denken geben. Sehr anfchaulich hat einmal Altmeifier Bafiian (zunächfi vom Standpunkt des Ethnographen aus) diefe durch die wachfende Fülle des von allen Seiten zuftrömenden Materials pfychologifche Bedeutung feiner Wiffenfchaft gefchildert: Als mit Beginn ernfilicher Forfchung in der Ethnologie das darin angefammelte Material fich zu mehren begann. als es wuchs und wuchs. wurde die Aufmerkfamkeit bald gefeffelt durch die Gleichartigkeit und Ubereinfiimmung der Vorftellungen. wie fie aus den verfchiedenften Gegenden fich deckten unter ihren lokalen Variationen. Früher war man durch folche manchmal bei oberflächlicher Betrachtung getäufcht worden; bei näherem Eindringen jedoch ließ fich bald die nur lokale Färbung von dem überall gleichartig darunter waltenden Gefetz fcheiden. Anfangs war man noch geneigt. wenn frappiert. vom Zufall zu fprechen. aber ein ftets wiederholter Zufall negiert fich felbft. Dann wunderte man fich über die wunderbaren Koinzidenzen. und bald war. wie immer. der ..geheime Bautrieb“ bereit. feine Hypothefen aufzuftellen. in Ubertragungen und Künfieleien monftröfe Völkerbeziehungen fchürzend.

Das war der gefährlichfte Feind für den gefunden Fortfchritt der Ethnologie. befonders auf dem fo fchlüpfrigen Gebiet. wie dem pfychifchen. Jeet infolge des fich teilweife erfchöpfenden Materials haben leitende Gefeße fich von felbft zufammengefchlofien und dürfen fo als nicht mit fubjektiver Abficht. fondern rein objektiv gewonnen. auf naturgemäße Begründung Anfpruch erheben. Von allen Seiten. aus allen Kontinenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menfchengedanke entgegen. mit eiferner Notwendigkeit. Allerdings ifi unter klimatifrhen oder lokalen Variationen anders die Tanne des Nordens. anders die Palme der Tropen. aber in beiden fchafft das gleiche Wachstumsgefetz. das fich für das pflanzliche Ganze auf wiffenfchaftliche Normen zurückführen läßt. Und fo finden wir den Griechen unter feinem weiten .Himmel von einer anderen Götterwelt geifiiger Schöpfungen umgeben. als den Skandinavier an nebliger Küfie. anders die Mythologie des Inders in wunderbaren Geftaltungen des Urwalds. und fo über weite Meeresflächen treibend die des Polynefiers. Überall aber gelangt ein fchärferes Vorbringen der Analyfe zu gleichartigen Grundvorftellungen. und diefe in ihren primären Elementargedanken unter dem Gange des einwohnenden Entwicklungsgefeßes fefizuftellen fowohl für die rechtlichen und äfthetifchen Anfchauungen. wie für die religiöfen. alfo diefe Erforfchung der in den gefellfchaftlichen Denkfchöpfungen manifeftierten Wachstumsgefeße des Menfchengeiftes. das bildet die Aufgabe der Ethnologie. um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wiffenfchaft vom Menfchen (der Völkergedanke. S. 8). Um das zu verfiehen. bedarf es freilich noch der Berichtigung eines verhängnisvollen. uns von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts überlieferten Irrtums.
Für die ethnologifche Auffaffung ift die Kongruenz von Recht und Sitte (wenigftens auf den Anfangsftufen der Entwicklung) eine ausgemachte Tatfache. die bezeichnenderweife dem ungefchichtlichen Rationalismus entgangen ift. Während ein in unglücklicher Vereinfamung aufgewachfener Menfch unzweifelhaft richtig zu denken imftande wäre. obwohl fich fein Gefichtskreis notwendigerweife immer mehr vet-engen müßte. würde man bei einem folchen Verftoßenen von fittlichen und rechtlichen Vorfiellungen. die eben erft auf dem Boden fozialer Beziehungen erwachfen können. nichts fpüren. Jene Spaltung mithin zwifchen den äußeren formalen Rechtsbefiimmungen und den widerfireitenden fittlichen Regungen. die in der hohen Kultur eine Fülle herzbrechender tragifcher Konflikte erzeugen. erifiiert für jene Epoche primitiver Gefittung noch

nicht. Das if't vielmehr fo wenig der Fall. daß wir mit untrüglicher Sicherheit aus der ganzen Struktur einer derartigen Organifation. aus befiimmten Gebräuchen und Einrichtungen auf die Eigenart der herr-fchenden moralifchen Anfchauungen zurü>fchließen dürfen. Daraus er-gibt fiih erfilich. daß niäft das Individuum als folches in feiner angeb-lichen Alleinherrlichkeit fich feine Moral erzeugt. fondern daß diefe viel-mehr das organifche Produkt der gefelligen Beziehungen ift. in denen der Menfch aufwächfk. So wenig der einzelne in diefem lebendigen Prozeß zu entbehren ifi. wie er vielmehr der natürliche Mittelpunkt für alle verfchiedenen fozialen Strömungen ift. fo fehr gewinnt doch diefe Ent-faltung erfi den rechten Gehalt und Wert durch die objektiven gefell-fchaftlichen Einflüffe. Erft unter diefem Gefiaftspunkte wäre eine in fich zufammenhängende Gefchichte der menfchlichen Perfönlichkeit denkbar. Zweitens aber. und das ift für unfere weitere Betrachtung befonders wichtig. erklärt fich aus der Gleichartigkeit von Recht und Sitte ganz ungezwungen die fchon von den alten Sophiften. wenn auch einfeitig. betonte Nelativität unferer fittlichen Anfchauungen. Je nach dem eigen-artigen Charakter der betreffenden Organifation fihwankt auch natur-gemäß das Maß der fittlichen Anforderungen und Beurteilungen. Zur Veranfchaulichung diefes grundlegenden Satzes entnehmen wir den Schriften eines hervorragenden vergleichenden Rechtsforfchers einen kurzen Abriß. wo es u. a. fo heißt: Man verbiete einem Tfcherkeffen oder Montenegriner die Ausübung der Blutraehe. und er wird dies als einen Akt fchreiendfien Unreihts empfinden; man mute einem zivilifierten Europäer zu. Blutrache zu üben. und er wird erwidern. daß er damit ein Unrecht begehen würde. Der patriarchalifäfe Häuptling. der feine Tochter aus Stammesrückfichten ihrer Neigung zuwider an einen .ßarem verkauft. findet unter feinen Stammesgenoffen keinen Tadel; er forgt. wie es ihm zukommt. für das Befie feiner Tochter. und er wird im Wider-fireben feiner Toäfter nur einen Frevel wider feine patriarchalifche Autorität finden. Der gebildete Europäer würde eine folche Handlung als Unrecht empfinden. Der Mufelmann. welcher vom Glauben feiner Väter abfällt. weiß. daß er fiäf dadurch eines todeswürdigen Verbrechens fchuldig macht; der chrifiliche Europäer beanfprucht. als ihm von Rechts wegen zukommend. vollfiändige Gewiffensfreiheit in religiöfen Dingen. Der Deutfche des Mittelalters empfand. daß dem Geräderten. Ver-brannten oder lebendig Gefottenen recht gefäfehe; der Deutfäfe des 19. Jahrhunderts würde folche Strafen als fchreiendes Unrecht emp-

finden. Bei den Somalis ifi der Räuber ein Ehrenmann. der Mörder ein Held. und der Alfure gelangt erft zur vollen Menfchenwürde. wenn er einen Menfchen erfchlagen hat. darf fich daher auäj nicht eher verheiraten. Bei jedem Kulturvolk ifi der Räuber und Mörder lediglich Verbrecher. In China erhält der Arzt. weleher ein Rezept unregelmäßig fchreibt. Prügel. - unferrn Rechtsbewußtfein würde das fchwerlich entfprechen. Nach dem Gefeßbuch Manus foll dem (,711dra. welcher einen Brahminen auf feine Pflichten hinweifi. glühendes Öl in Ohren und Mund gegoffen werden. und der alte Ägypter fand es felbftverfiändlich. daß derjenige. der auch nur aus Verfehen einen Ibis getötet hatte. fterben müffe. Wir würden das für verrückt halten (Poft.Baufteine für eine allgem. Rechtswiffenfchft. l.. 60). Diefe Blütenlefe ließe fich mit leichter Mühe vergrößern. aber unferem Zwecke genügt es. um diefe Abhängigkeit des fittlichen Urteils von dem jeweiligen kulturgefchichtlichen Milieu zu begründen. mindeftens für den Durchfchnittsmenfchen. mit dem wir zunääjfi zu rechnen haben. Der freiere Geifi erhebt fich eben über diefe Schranken und ift deshalb auch bezeichnenderweife viel eher zur Milde und Verzeihung geneigt. als der fanatifche. in Vorurteilen befangene Zeitgenoffe. dem jede weitere fozialpfychologifche Vergleichung abgeht. Ebenfo leuchtet ein. weshalb die innerhalb des engen Stammesbezirkes fchwer vefiraften Handlungen außerhalb diefer Sphäre völlig unanftößig find. vielleicht Ruhm und Ehre einbringen. Der Mord eines Stammesgenoffen wird empfindlich geahndet. wer aber einen auswärtigen Feind erfehlc'igt. wird mit den höchften Ehren gefeiert. Aber das freilich möchten wir noch einmal ausdrücklich betonen. bei aller fozialen Abhängigkeit befißt der Menfch ein urfprüngliches. eben nicht weiter ableitbares Gefühl für das Gute und Schlechte; fo fehr dies letztere ein Produkt der Erfahrung und äußeren Organifation ifi. fo wenig läßt fich dies entfcheidende Sollen. das rein formal allem Inhalt vorangeht. aus den kulturgefchichtlichen Verhältniffen erklären.

Um diefe langfame. leider auch mit gelegentlichen bedauerlichen Rückfällen in die Barbarei verbundene Entwicklung der Sittlichkeit zu verftehen. liefert uns die Völkerkunde für alle Stufen der Gefittung ein außerordentlich reichhaltiges Material. Dahin gehört in erfier Linie alles. was in das heikle Gebiet der fexuellen Moral hineinfchlägt. die Wertfchätzung der Keufchheit. dann der Frau im allgemeinen. der Ehe ufw. Nur einige Andeutungen mögen genügen; bei dem urfprüngliehen Matriarchat. wo lediglich die mütterliche Abftammung gilt. kann begreif-

licherweife von einem innigen Pietätsverhältnis zwifchen dem Vater und feinen leiblichen Söhnen. die eben gar nicht zu feiner Hausgenoffenfchaft gehören. nicht die Rede fein. genau genommen auch nicht. wunderlich genug zu fagen. zwifchen Mann und Frau. fondern zwifchen Bruder und Schwefier. Die eheliche Treue ift vielfach durchaus an die Willkür des Mannes geknüpft. der die Gunft feiner Frau nach Belieben verfchenken darf. - doch Keufchheit. im modernen Sinne als Tugend betrachtet. ift ein relativ fehr fpätes Kulturprodukt. Selbft der ftärkfte natürliche Jnftinkt. die Mutterliebe. wird gelegentlich durch brutale andere Triebe überwuchertz die mit völliger Gelaffenheit geübte Befeitigung des keimenden Lebens und andere entfeßliche Greuel mehr. die man uns von den Südfeeinfeln. diefen Stätten reinfier Unfchuld. wie das fchwärmerifche 18. Jahrhundert fie verherrliehte. berichtete. laffen darüber keinen Zweifel aufkommen. Nicht minder kraß tritt uns in weitefter Verbreitung. die man faft univerfell nennen könnte. der Kannibalismus und das Menfchenopfer entgegen. eine mit religiöfem Nimbus umkleidete Sitte. die man nicht allein. wie häufig verfuäft. aus phyfiologifchen Gründen ableiten kann. Typifch ifi ferner die immer wieder auftretende und für die Bewirtfäfaftung der Kolonien fo verhängnisvolle Arbeitsfcheu der Naturvölker. mindeftens ihre ausgeprägte Abneigung gegen regelmäßige Befehäftigung. Zeigt fich bei ihnen doch fehon in der gewöhnlichen Lebensführung diefes haltlofe Sehwanken zwifchen Ertremen. zwifchen viehifcher Völlerei und Frefferei mit allen fchauderhaften Begleiterfäfeinungen. und andererfeits zwifchen Dar-ben und Hungern. - eine weife Sparfamkeit. ein kluges Schonen der Vorräte ift nahezu unbekannt. Denfelben Gegenfäßen begegnen wir auf dem fittlichen Gebiet. einem uns völlig unbegreiflichen Wechfel von Gutmütigkeit. ja Weichheit des Empfindens und gräßlicher Beftialität. die eben nichts verfchont. Eigentlich tieferes. ethifch begründetes Mitgefühl oder gar Neue ift den Vertretern niederer Gefittung gleichfalls fremd. fie find Kinder des Augenblicks. lediglich beherrfcht von den jeweilig fiärkften Stimmungen und daher in ihrer Launenhaftigkeit und Neizbarkeit jeder firengen Zucht und Pflichterfüllung abhold. Der Begriff der Pflicht überhaupt. d. h. eines lediglich aus ethifchen Beweggründen entfprungenen Tuns. i| ihnen noch gar nicht aufgegangen. Wie follte man auäf eine folehe Abftraktion von folchen finnlich veranlagten Menfehen verlangen? Darin. in diefer töriehten Verkennung liegen beiläufig bemerkt fo viele Mißgriffe der chriftlichen Miffionare begründet. Und endliäj aus demfelben Mangel an Stetigkeit und fitt-

licher Unterordnung erklärt fich auch die völlige Abwefenheit einer plan-
mäßigen Erziehung. die Kinder werden verhätfchelt und zu Tyrannen
ihrer Umgebung gemacht. während umgekehrt wieder die Wertfchälzung
ihres Lebens. gerade fo wie der leif'tungsunfähigen Greife. eine ganz
niedrige ift. Wie ausfchlaggebend die kraffe Nützlichkeitserwägung ift.
das zeigt fo recht auffällig die wahrhaft klaffifche Antwort eines Bufch-
manns auf die Frage eines Miffionars. was gut und fäflecht fei: Gut
ift. wenn ich dem Nachbar eine Kuh fiehle. fäfleäft. wenn er fie mir
fiiehlt. Damit hängt dann ebenfalls der ewige Kriegszuftand. die fort-
währende Menfihenjagd zufammen. die das Tagewerk des Wilden aus-
machen; die Iägerftämme kennen noch nicht einmal die Schonung der
Kriegsgefangenen aus nationalökonomifchen Gründen. alles. was Feind
ifi. wird erbarmungslos niedergemeßelt. bis fich der wahnwilzige Blut-
durf't der Sieger gefättigt hat.
Alle diefe Tatfachen zeigen für jeden unbefangenen Beurteiler. daß.
wie fchon oben erwähnt. die Annahme einer abfoluten Moral unfiatthaft
ift; dasfelbe gilt von dem Gewiffen. das vielfach auch noch als untrüg-
liches Organ des fittlichen Bewußtfeins gefaßt wird. Es genügt dem-
gegenüber auf die früher angeführten ethnologifchen Belege zu ver-
weifen. die eben ganz unbefireitbar die völlige kulturgefchichtliche Ab-
hängigkeit diefes Wertmeffers veranfrhaulichen. Erft in diefer Perfpek-
tive wird es uns auch verftändlich. wie der einzelne Menfch ein Zentrum
fittlicher Ideen zu werden vermag; denn hier erfcheint er eingefügt in
einen beftimmten fozialen Zufammenhang. der ihn ebenfo unausweichlich
umgibt. wie die phyfifche Atmofphäre. fo daß er fich ihr höchftens an-
zupaffen hat. wie Herbert Spencer das in feinen ethifchen Unter-
fuchungen ausgeführt hat. Das Individuum ifi der konkrete Ausdruck
des jeweiligen moraliichen Typus. wie er der ganzen Organifations-
form eben eigen if't; Moralität heißt fomit nichts anderes als die Kon-
gruenz des Individuums mit dem Charakter des ihn tragenden Organis-
mus. Ie weniger diefer Ausgleich. diefe Harmonie erreicht ift. um fo
kläglicher und kümmerlicher wird die Entwicklung des einzelnen verlaufen.
weil es an dem erforderlichen Nährboden dafür fehlt. Die ethnologifche
Auffaffung verlegt mithin die Beurteilung von der zufälligen. rein per-
fönlichen Entfcheidung des Individuums. von dem tranfzendent gedachten
Gewiffen auf den eigenartigen Charakter der betreffenden Organifations-
f'tufe. Hierdurch ift erit für jede weitere Unterfuchung ein verläßlicher
Ausgangspunkt gefchaffen. Moral und Sitte erfcheinen fo als natur-

gemäße Produkte einer Differenzierung des einzelnen im Kampfe mit oder in der Anlehnung an die gegebenen Erifienzbedingungen. Das Moralprinzip fchwebt nicht in ätherifcher Jfolierung. in wolkenverfchleierter Metaphyfik über dem wirkliäfen Verlauf der Dinge. fondern erfcheint vielmehr als unmittelbarer Ausdruck der realen Beziehungen. die fich fiir einen jeden aus feinem Verhältnis zu der ihn tragenden Organifationsform ergeben. Deshalb wird uns diefe ethifäfe Forderung. diefe foziale Stufe mit allen Kräften zu fördern. auäf durchaus begreiflich. es ifi gleichfam die Anwendung des bekannten Spinozifiifchen Spruches. den er an die Spiße jeder Entwicklung fiellte. nämlich: 81111111 0886 Moser-rare, auf die fittliche Sphäre. Von diefer kann erfi die Rede fein. wie wir uns zu Anfang überzeugten. in der unmittelbaren Wechfelwirkung mit andersgleichen. alfo im fozialen Zufammenleben. das ifolierte Individuum ifi lediglich eine Erfindung des fchlecht beratenen philofophifchen Elektizismus. z. B. eines Rouffeau. Das angeblich völlig autonome. tranfzendente Sittengefeß ifi nichts weiter als der konkrete Niederfäflag aller mannigfaltiger fittlicher Regungen. die dann auf dem Wege der Erziehung und Vererbung als integrierende Befiandteile der Humanität fpäteren Gefchlechtern überliefert werden. Alle Stufen der kulturgefchichtlichen Entwicklung zeigen einen fietigen Kompromiß zwifchen den Anfprüchen. welche die Selbfiändigkeit und Wohlfahrt des betreffenden Organismus ftellt. und denen. die die perfönliche Sicherheit betreffen. Und dabei ergibt fich das Refultat. daß wir ein fchrittweifes Zurückgehen der Anforderungen konfiatieren können. die die Gefellfäfaft erhebt. und dagegen eine Verfiärkung individueller Wünfche. - eine bloße Vergleichung des antiken Menfchen. deffen fittliches Lebensideal ganz und gar in dem des Bürgers aufging. mit den unveräußerliäfen Rechten. die wir _vom modernen Standpunkt aus für unfere perfönliche Selbfiändigkeit in Anfpruch nehmen. und zwar ohne jede weitere pfychologifehe Begründung. erweift das zur Genüge. Je mehr mithin auch die Hemmungen des allgemeinen Wohlfiandes wegfallen (durch Verminderung der Kriege. Wertfchäßung friedlicher Tätigkeit. Pflege und Förderung fozialer Tugenden ufw.). defio mehr wird die Herausbildung individueller Tüchtigkeit und Leifiungsfähigkeit. fittlicher Veredlung und Charakterreife ein Hauptzweck der praktifchen Ethik werden.

Es kann felbfiverfiändlich nicht unfere Aufgabe fein. einen Entwurf der Ethik zu liefern. wie er fich etwa auf Grund kulturgefchichtlicher und ethnographifcher Tatfachen ausnehmen würde; im übrigen

liefern in diefer Hinficht manche moderne Unterfuchungen. - es fei nur auf das bekannte Buch von Herbert Spencer. Die Tatfachen der Ethik (Stuttgart 1879). auf Laas. Idealifiifche und pofitivifiifäfe Ethik (Berlin 1882). auf Rolph. Biologifche Probleme. zugleich als Verfuch einer rationellen Ethik (Leipzig 1882) u. a. hingewiefen. gute Anfäße. Jedenfalls ifi fo viel klar. daß nur ein verläßlicher. empirifcher Unterbau eine weitere metaphyfifche. fpekulative Syfiematifierung zu tragen vermag. lind eben dafür liefert die reiche Rüfikammer der Völkerkunde das ausreichende. felbftverftändlich zuvor genau kritifch gefichtete Material. Gerade die früher auch fchon erwähnten völlig einfeitigen. fubjektiven Anfchauungen. die je nach dem befonderen Standpunkt bald eine optimiftifche. bald eine peffimiftifche Färbung annehmen. gehören nicht in eine wiffenfchaftlich veranlagte Ethik. Wie wichtig aber andererfeits eine derartige forgfältige Fundamentierung des ganzen Gebäudes ift. das mögen zum Schluß nom' die warnenden Worte des Altmeifiers der Ethnologie. Adolf Bafiians. bekunden. der den Sprachforfchern. die die Mythologie ledigliäz vom indogermanifchen Standpunkt erklären wollten. zurief: Die Kultur des Wefiens hat nie jene Warnung des chinefifchen Weifen beachtet. daß es zu früh fei. den Himmel zu erforfchen. bevor die Erde gebaut fei. Wenn man die Avefias und Vedas ftudiert. um den weit verbreiteten Feuerkultus zu erklären. fo darf man kaum erwarten. die unendliche Verfchiedenheit individueller Anfichten je auf eine für alle gleichmäßig genügende Einheit zurückzuführen. Der Student unferes Nordens |e>t feine Lampe mit einem Streichholz an. breitet die Bücher einer vergangenen Zeit vor fich aus und fucht nun Phtah-Hephäfios. zieht Vergleichungen zwifchen Vefta. Brahm und Agni. Das beißt meiner Anficht nach die Sache am Ende fiatt am Anfang beginnen. Weshalb bedenkt er nicht zunächfi. daß Streichhölzer eine fehr moderne Erfindung find. daß im Altertum die Erzeugung des Feuers mit den höäffien Schwierigkeiten verknüpft war. wie fie noch jetzt unter Wilden fiundenlange Vorbereitungen erfordern? Der Luzifer. der uns fo zur Gewohnheit geworden ift. daß wir nie daran denken. darüber nachzudenken. gehörte einfi zu dem Mvfteriöfen der Wunder. zu den Wundern. die eine um fo mächtigere Gewalt auf das menfchliche Gebiet ausüben mußten. da von dem Eintreten desfelben alle Bequemlichkeiten nicht nur. iondern auäf die erften Bedürfniffe des Lebens. befonders in kalten Gegenden. abhingen. Hieraus wird fich leicht verftehen. weshalb überall das heilige Feuer in den Kapellen leuchtete. weshalb ihm feine Hüter

bcfiellt waren und fein Kultus in die Anordnungen der ganzen Staats-
verfaifung. wie in jede Vorrichtung des Privatlebens. eingriff. Hier
haben wir eine feft umfäjriebene. fiäjere Anfchauung. die nicht durch die
fubjektiven Gedankenoperationen eines Philofophen gefchaffen ifi. fon-
dern die mit Notwendigkeit aus den einfachften Verhältniffen des unterften
Naturznftandes emporgewachfen ifi und hat emporwachfen miiffen. eine
Anfchauung. die wegen des mit ihr verknüpften materiellen Intereffes
zugleich den durchgreifendfien Eindruck auf die f'tnmpffinnigfien Bar-
baren hat machen müfien. und die nun graduell. mit der Verfeinerung
und Ausbildung desfelben. fiäj auch felbfi zu immer feineren und gei-
ftigeren Auffaffungen abklären wird. (San Salvador S. 842.) Genau
dasfelbe gilt für die Ethik.

Gabriele Reuter:
Die Erziehung zum Glück.

Wenn ich an diefer Stelle über ..Menfchliches Glück" fchreiben will. fo muß ich gleich damit beginnen. einem oder dem andern meiner Lefer eine Enttäufchung zu bereiten.

Ich habe nämlich trotz aller Gedankenkulturen. die ich mit diefer Materie angefiellt habe. den Glücksbazillus noch nicht gefunden - ebenfowenigden herrlichen Impffioff zu brauen vermocht. den man fich nur unter die Haut zu fpriizen braucht. um fofort jene leichte helle Seligkeit in der Bruft zu fpüren - jenen ftolzen Mut zu allen undenklichen Taten. - jenes erhöhte Lebensfeuer. das Kopf und .Herz und alle Glieder durchftrömt - jenes tief-beruhigte und doch über alle Erdenfchwere und allen Erdenjammer mit Götterlufi hinwegtanzende Gefühl. das wir „Glück“ zu nennen pflegen!

Nein _ ich habe den Bazillus und den Jmpfftoff nicht gefunden und kann hier ein probates Rezept zur fichern Glücksgewinnung nicht geben. Trotzdem glaube ich. daß es feine nicht wegzuleugnenden Reize hat. miteinander über das „Glück" zu plaudern. felbft bei einer gewifien Ausfichtslofigkeit. greifbare Refultate zu erzielen. Wie könnte man das auch bei einem Stoff. der eigentlich nichts weiter als eine Illufion darftelltl

Das „Glück“ hat es gemein mit der „Liebe": jeder Menfch befchäftigt fich gern damit. auch wenn er felbit zu den Enterbten des Schickfals gehören follte.

Ich denke da an ein paar alte Jungfern. Schwefiern. die alle Nachmittage ihr fiilles Kaffeeftüudchen mit Gefprächen über „die Liebe" würzten - unbekümmert darum. daß Amor fchwerlich mehr bei ihnen Einkehr halten würde! Kam dann eine Freundin und fah die alten Dämchen mit glänzenden Augen und erhißten Wangen die Köpfe zufammenfiecken. fo riefen fie ihr ganz zufrieden und fröhlich entgegen: „Wir fin mal wieder bei's Thema." Eine weitere Erklärung hielten fie gar nicht für notwendig!

Es gab für fie in der Welt eben nur ein Thema! Und ifi's nicht fo?

Es gibt im Grunde für jeden Menfchen nur ein Thema und ein Leitmotiv feines Lebens - wie er glücklich zu werden vermag. Der eine ftrebt und ringt danach mit aller Macht feines Willens. feiner Energie - bringt diefem Ringen rückfichtslos fein und feiner Liebften Leben zum Opfer - der andere blickt feufzend und träumend dem goldenen Feenvogel nach. der über ihm in blauen Lüften gaukelt. und klagt; Ach. wäre er mein - wie felig wollt' ich fein! Aber die Hände liegen ihm dabei im Schoße und er rührt keinen Finger. den Schatz zu gewinnen.

Nur find die Menfchen mehr oder weniger ehrlich im Bekennen zu dem Hauptinhalt ihres Lebens. Ia. es hat ganze Zeiten gegeben. wo es beinahe für Frivolität galt. für eine böfe und irreligiöfe Gefinnung. wenn man fo etwas wie ..Lebensglü>'* für fich in Anfpruch hätte nehmen wollen. Arbeit und Pflichterfüllung follten die einzigen Leitfterne fein. In Buße und Tränen follte man durch diefes Iammertal wandern und kreuzigen des Herzens Gelüf'ten. Aber gefchah dies nicht nur. um für ein kurzes und buntes ein langes ficheres. für ein vergängliches ein unvergängliches Glück zu gewinnen? Und brachten die Inbrünfte des Gebetes - die Kafteiungen des Fleifches - die Entzüaungen religiöfer Schwärmereien nicht vielen eine tiefere. bebendere. glühendere Seligkeit als alle verfchmähten Genüffe diefer Erden?

Es gibt fo unendlich viele Variationen des einen Begriffes „Glück“ - beinahe fo viel als da Herzen fchlagen. die glücklich zu fein begehren. Das Bild des Glüctes fieht in der Phantafie der Menfchen fo verfchieden aus. wie das Bild Gottes! Und wer weiß. ob allerleßten Endes. im Urgrund der Ewigkeiten. nicht beide Bilder zu einem werden - und Gott und das Glück die myftifche Einheit bilden. zu der wir durch rätfelhafte Dafeinsgefeße getrieben. auf dunklen fchauerliäfen Umwegen alle früher oder fpäter einmal hingelangen werden. Und wir futhen nur Worte für Unausfprechliches - Begriffe für Unbegreifliches - wir fuchen in Zeit und Raum zu bannen. was hinter der Zeit und hinter dem Raum verborgen liegt.

Jft es alfo dem Menfchen eingeboren. in irgend einer Form - mag fie noch fo bizarr und töriiht fein - dem Glücke entgegenzufireben. fo ift die Frage wohl' nicht abzuweifen. ob er fich zur Erreichung diefes Zweckes und Zieles feines irdifchen Dafeins - ja vielleicht feiner

tranfzendentalen Befiimmung - nicht ernfihaft und bewußt auszubilden. zu erziehen habe. ftatt blind und dumm auf lauter labyrinthifchen Nebenwegen um den Mittelpunkt feines Seins im Kreife herum zu tappen.

Sich felbfi zu erziehen habe . . . Denn Selbfterziehung ift doch fchließlich von allen Erziehungsmethoden bisher die probatefie und ficher die wirkungsvollfte geblieben. Das Ergebnis der Erziehung anderer. feien es .Kinder oder Erwachfene. ift immer zweifelhaft. Gerade dort. wo es 'am zielbewußteften ausgeführt wird. entfieht oft nur eine äußerliche Dreffur. Am fiärkften find die Eindrücke. die dem werdenden Menfchen ohne pädagogifche Abficht. durch zufällige Worte. durch Schickfalsfchläge. durch erfajütternde oder erhebende Beifpiele geboten werden. .

Alfo gälte es die Selbfterziehung zum Glück - zur fichern Wahl eines fchönen würdigen Glüctes. das unferer Individualität angemefien fei. Ja - aber: Wahl? Jft Glück nicht ein Zufallsgefchenk. das mit freier Wahl nicht das mindefte zu tun hat?

So fcheint es freilich dem flüchtigen Beobachter. Wer aber die Gefchicte der Menfchen tiefer durchdentt. wer nur den eigenen Lebenslauf wie den feiner Freunde mit feinerer Sonde erforfcht. der wird überall zu der Erkenntnis kommen. daß leeten Grundes doch die eigene Natur. der Charakter und das Temperament - die Totalität feines geifiigen und feelifchen Wefens einem jedem feine Bahn weifi - ihn diefer Gut ergreifen. jenes fahren läßt. ihm dort Früchte fchenkt. wo feine Freunde nur Dornen und Difteln erfpähen können. ihn. wo andere fchwelgen. mit Dsgout fich abwenden läßt.

Deshalb ift es auch fo unendlich fchwer. unfere nächften. liebften Menfchen zu beglücken! Faft niemand vermag bei folchen Verfuchen von den eigenen Bedürfniffen zu abfirahieren - fich in die Erforderniffe einer ihm fremden. wenn auch geliebten und bewunderten Natur hineinzuverfetzen. Effe ich gern Birnen. fo follft du auch welche haben. und wenn du zwanzigmal lieber Kohl effen würdeft. „Mein Friedrich fchenkt fo egoifiifch!" klagte einft eine Ehefrau. - Und das gilt nicht nur von Weihnaäjtsgefchenken -- es gilt auch vom Schenken von Seele zu Seele.

Dein Glück braucht nicht das meine zu fein - und dennoch kann ich dich lieb behalten! Wenn wir uns das nur öfter fagen wollten im Verkehr mit unferen Angehörigen. Wir werden es uns fagen. wenn

wir mehr als bisher unferes eigenen Wollens fieher werden. Wenn
wir uns zu dem Ernfi erziehen. der auch ein uns von diefen Näehften
aufgedrängtes Glück abweifen kann. wenn wir fühlen. daß es uns
nur zu Verwirrung und Angft ftatt zu Klarheit und Frieden führen
würde. Und gehört Selbfierziehung. firengfte Selbfierziehung nicht dazu.
um die Kraft zu erwerben. das von uns erwählte Los nieht beim erfien
Anfturm von außen. bei jeder müden Stimmung wieder zu bereuen.
fondern fich von ihm ganz durmdringen zu laffen -i Kraft - das
eigenfie Gefehick wahrhaft genießen zu können. fich von ihm emportragen
zu laffen zu den freien Höhen der Güte. der Heiterkeit. der Wahrhaftig-
keit - fich von ihm durchwärmen zu laffen zur Andacht vor dem gött-
lichen Lichtquell. dem es entfirömt!

Aus diefer göttlichen Einheit. diefem ewigen Endpunkt und Urquell
ergießen fich. den vier Strömen des Paradiefes vergleiäfbar. vier große
Lebensftröme in unfer fichtbares Erdendafein. um unfer feelifches
Wachstum zu tränken und zu nähren.

Wir wollen fie bezeichnen mit den vier Namen:

Ethifehes Glück.
Geiftesglü>.
Herzensglück.
Sinnenglück.

Dureh zahllofe Nebenflüffe und Kanäle werden fie bereichert. ge-
gliedert und verbunden.

Es ift immer eine mißliehe Sache. das Gefiihlsleben. das fo un-
zählbare Farbennuancen aufweift. etikettieren und in gefonderte Fächer
teilen zu wollen. Es gefchieht hier auch nur. um zu einem leichteren
Überblick zu gelangen.

Das ethifehe Glück befteht hauptfächlich:

In der Selbftveredelung.
im Wirken für ein Ideal.
im Wohltun.
in der Pflichterfüllung.
in der Entfagung und
im Glück des Leidens
bis zur Selbfiaufopferung.
und es gipfelt im Tode für eine Jdee. für eine überzeugung. für Vater-
land. Liebe und Gott.

Das Geiftesglü> erfüllt uns

im Streben nach Erkenntnis.
in jeder Art von geiftiger Arbeit
und geiftigem Erfolge.
im Bewußtfein der Macht über Menfchen.
im Genuß von Dichtung.
Kunft und Mufik.
in künftlerifchem Selbftfchaffen.
in religiöfer Erhebung.
Das Herzensglück umfaßt alle unfere' Gemütsbeziehungen
zur Familie und zu unfern Nebenmenfchen,
Es gliedert fich in:
Kindesglück. das befchloffen wird duräf die Gefühle des Ver-
trauens und der Hingabe an Eltern. Lehrer. Gefäfwifter.
In Liebesglück.
Eheglü>.
Vater- und Mutterfreuden.
Freundfchaftsbeziehungen
und das Verhältnis zu Beamten.
Untergebenen. Dienftboten.
Auch das Sinn en glück umfaßt ein gar weites Gebiet menfch-
licher Freuden. Wir müßen ihm zureihnen: Den Genuß an der Natur
in feinen taufend farbenprächtigen Schattierungen. von der Luft am
belebenden Sonnenfchein. vom Anblick des geflirnten Himmels. des un-
geheueren Hochgebirges. der wogenden Meeresfläche. bis zur Freude
an der kleinfien Blume und ihrem Duft. am fchönen Tiere wie am
fchönen Menfchen mitfamt feinen fchönen Kleidern. Aller Genuß. den
uns ein ausgebildeter äfthetifcher Gefchmack gewährt. gehört fchließliäf
doch mit zum Sinnenglück. wenn er auch im Geif'tigen feine Wurzel haben
mag. Und das Behagen. das der Menfch an gefunder und erlefener
Nahrung. an guten wie an böfen Getränken findet. fei nicht vergeffen.
Dann folgt das weite Gebiet der Erotik mit ihren verfchlungenen Wegen
und Irrwegen. die zu den füßefien Blumengefilden wie in die finfterften
Lafierhöhlen führen, Auch von hier fchlingen fich Gott fei Dank un-
zählige Fäden hinüber zum Herzensglü> in der Liebe. in der Ehe -
ja. führt nicht ein feltfam f'teiler Pfad aus dem Labyrinthe der Erotik
direkt hinauf zu den fcheinbar überirdifchen Verzückungen religiöfer
Schwärmer und Schwärmerinnen?
Erwähnen wir zuleßt noch das Glück im rein vegetativen Wohl-

befinden. wie in der Freude an der erworbenen körperlichen Gewandtheit im Sport. im Tanzen. Schwimmen. Laufen. wie iu der friedvollen Ruhe. die der Abend und der liebe Säflaf uns fchenkeu. fo dürfte wohl der Kreislauf menfchlicher Glücksempfindungen annähernd fkizziert fein.
Sollte man vielleicht bemerkt haben. daß ich unter allen Glücksfaktoren einen vergeffen habe - das Geld? Ia wirklich. ich fah es in keinem der vier Lebensftröme fchwimmen. ich konnte es in keiner Rubrik unterbringen. Sollte es alfo vielleicht gar nicht zum Glück gehören - das Geld. was doch den Lebensinhalt fo vieler Menfihen bildet? Ach. fie verwechfeln den Zweck mit dem Mittel. fie krönen den Sklaven und Diener mit der Königskrone des Herrfchers!
In den wechfelnden Weltläufen und Kulturfiadien fäfeint bald der eine bald der andere der vier Lebensfiröme von überwiegendem Einfluß gewefen zu fein und die Ideale der Völker gemodelt zu haben. In Zeiten großer religiöfer oder freiheitlicher Erhebungen und in gewaltigen Völkerumwälzuugen waren die ethifchen Mächte und jene geifiigen Kräfte. welche mit den ethifchen am innigfien verflochten find. die treibenden Elemente. ..Was fchert mich Weib. was fchert mich Kind. laß fie betteln gehn. wenn fie hungrig find!" ruft der Krieger. und das zarte Mägdlein drängt fich aus dem Elternhaufe zum fchaudervollfien Martyrium. Kinder beantworten den Peitfchenhieb des rohen Henkers mit verklärtem Lächeln. Iubelhymuen erklingen unter dem Gebrüll der wilden Tiere. und bei jauchzendem Fanfarengefchmetter werfen fich Taufende in den blutigen Tod. - - - - - - - - - --
Dann wieder folgen Zeiten. wo die Menfchheit in der Pflege friedlichen. engumgrenzten Herzensglückes gleichfam ausruht von den Krämpfen. von denen fie durchfchüttelt wurde. wo das Einzellebeu des Individuums in Liebesgefühlen und fchönen künfilerifchen Empfindungen eiue erhöhte Bedeutung gewinnt. Sie werden nach dem Verlaufe der Jahre abgelöfi von hartem Ringen um neuen geifiigen Befiß. von einem eifrigen Bemühen um die Erforfchung der Wahrheit. wie aller Wirklichkeiten unferer Erdoberfläche und aller Geheimniffe der Naturgewalten. Und möglicherweife als eine notwendige Reaktion gegen folche höchftgefpannte geifiige Arbeit ergreift die Maffen - wie wir es in der Gegenwart fehen - eine uubändige Gier nach Sinnenglück. in feinen verfeinerten wie in feinen rohen Formen.
Das Vorwiegen ein es Glücksideals if't niemals von allzu langer Dauer _ es wird fiets durch die Einwirkungen anderer Ideale und

Glücksträume eingedämmt und in gefunde Schranken zurückgeftaut.
wenn es fie überflutet haben follte.
Nur wer aus allen den vier Lebensftrömen trinkt. wird fich zu
einem reichen vollendeten Dafein entwickeln. wird beim Scheiden von
diefer Erde bekennen dürfen. daß er wahrhaft gelebt habe.
Wehe dem Menfchen. der in unheilvoller Verblendung. in geifiigem
Dünkel oder in geiftiger Trägheit fich auf den Genuß eines einzigen der
vier Ströme befchränkt und die anderen flieht oder gering fchäßt. Er
wird leicht an feiner Seele Schaden leiden. und fein Glück 'wird in
verhängnisvoller Einfeitigkeit ihm zum tragifchen Schickfal werden.
Aber wir wollen auch nicht in die Oberflächlichkeit verfallen zu
leugnen. daß in eines Menfchen tragifchem Schickfal die Erfüllung
feiner tieffien Glücksbedürfniffe liegen kann.
Was hier als für die Mehrzahl der Menfchen ausgefprochen
wurde. gilt doch wieder nicht für einzelne Auserwählte. die nur in der
fanatifchen Befchränkung ihr Heil erblicken. und nur in diefer fana-
tifchen Befchränkung das zu leifien vermögen. wozu fie auf Erden
da find. - Wer kennt fie nicht. jene Monomanen einer Idee. einer
Hoffnung. eines Strebens oder einer fpeziellen Begabung: Weltver-
befferer und Experimentatoren - Monomanen der Kunft und der Liebe
- fei es auch nur der Liebe zu alten Pergamenten oder feltfamen
Pfeifenköpfen. Ia - es läßt fich eine Linie ziehen . . . fie ftreift die
ehrwürdigen Scheitel großer Philofophen und Erfinder. fie gelangt
endlich zu jenen Krüppeln und Karikaturen genialifcher Anlagen. die
mit demfelben Aufgebot von Konzentration. Fleiß. Entfagung wie jene
Großen irgend eine unglaubliche Schrulle austüfteln und verfolgen. Ach.
fie find vielleicht kaum noch „Ausnahmen" zu nennen. Sie bilden fchon
einen ftattlichen Prozentfaß in der Allgemeinheit. und diefer Prozentfae
fieigert fich heute. wo die „Spezialitäten" nicht nur in den Varistss.
fondern ebenfo in Kunft und Wiffenfchaft wuchern. mit jedem Tage
mehr.
Sie alle müfien wir von Anbeginn unferer Betrachtungen an
ausfchalten. Sie haben ihren Lohn dahin. fie genießen die vielfältige
Welt. auf die fie verzichten. in dem Hohlfpiegel ihrer Phantafie. welcher
ihnen nur einen winzigen Punkt. aber den ins Märchenhafte vergrößert
und in taufend Farben fpiegelnd zeigt. An ihnen wäre jeder Verfuch.
fie durch irgendeine Ablenkung zu beglü>en. verhängnisvoll für fie felbft
wie für den Verfucher. Entweder ein lächelnder Humor. der jeden nach

feiner Faffon felig werden läßt. überkommt uns in ihrer Gegenwart.
oder der tiefe Refpekt. ja die Anbetung vor einer dem alltäglichen
Menfchen unbegreifliäjen Kraft. die die Natur derartig bezwingt. daß
fie im Dienfie einer allmächtigen Vorfiellung auf die ihr fcheinbar not-
wendigfien Erfordernif'fe ohne die geringfie Mühe verzichtet. Das er-
habenfte Beifpiel folcher heiteren und gelaffenen Überwindung der Natur
zur Erfüllung eines höheren Zieles bietet Iefus von Nazareth. als
ihm in der Wüfte der Teufel alle Reiche der Welt und ihre .Herrlichkeit
anbietet und er mit den Worten: Weiche von mir. Satanas . . . die
Verlo>ungen von fich weift. Was find ihm die Reiche der Welt und
ihre Herrlichkeit? Um ihn her muß Wüfie fein - tote. fiarre Wüfie.
damit kein Laut. kein Ton. keine Farbe des Lebens ihn ablenken kann
von dem Suäjen und Finden feines inneren Glückes: der Vereinigung
mit dem Vater. Und als der Teufel von ihm fchied. traten zu ihm die
Engel Gottes und dienten ihm.

Wir dürfen demnach annehmen. daß Iefus dort in der Einfamkeit
jene überwältigende unerhörte Glücksempfindung gekofiet hat. welche in
der inneren Offenbarung feines göttlichen Berufes als Erlöfer der ge-
quälten Menfchheit feine Seele mit blendenden Lichtflammen durch-
glühte.

Hat nicht manch ein tief angelegter Menfch in einer hohen Weihe-
|unde einen Abglanz folcher erfchütternden Wonnen empfunden. indem
er fich den Quellen allen Lebens ganz. ganz nahe fühlte. indem der
geheimfte Sinn feines eigenen Dafeins feinem Gefühl fich plötzlich
offenbarte. indem er fich der ihm innewohnenden Kräfte bewußt wurde
in einer bis dahin nie getroffenen Klarheit! Aber es gibt wenige
Menfchen. die folche Augenblicke höchfier Seligkeit verborgen wie in
einem heiligen Tempel in der Seele mit fich tragen. die folchen Glü>s-
augenblicken treu bleiben. Zuviel Staub. Schmutz. törichtes Wirrfal
und Gerümpel aller Art fällt auf den Schaß himmlifchen Feuers -
er wird vergeffen - er wird verleugnet -- man geht mit Scham. ja
mit Hohn feiner Erinnerung aus dem Wege. Und doch begeht man
damit vielleicht die größte Sünde gegen fich felbft - gegen den heiligen
Geifi des eigenen Lebens - eine Sünde. die uns niemand vergeben
kann. weil fie unfer beftes Teil in feinem innerfien Kern zerfiört.

Wenn Goethe. diefes fchönfie Vorbild eines Selbfierziehers zum
Glück. d, h. zur harmonifchen Aus-bildung aller ihm innewohnenden
Kräfte. und zum Genuß der umgebenden Welt in allen ihren Höhen

und Tiefen. ihren Schauern und Süßigkeiten. dennoch bekennt. er fei nur. wenige Stunden im Leben ganz glücklich gewefen. fo meint er gewiß damit diefen Zufiand erdentrückter Klarheit - den wohl kein Sterblicher länger als wenige Stunden zu ertragen ver-möchte. Aber von folchen Stunden aus wurde das ganze Leben diefes großen Menfchen genährt und getränkt.

Jefus und Goethe find von ewigem Himmelsfeuer umlohte höchfte Spitzen. die Gipfelhäupter der Menfchheit. Aber auch wir im Tale Wohnenden find vom gleichen Stoff. nur ungeheuer verfchieden dem Werte nach. verfchieden. wenn ich fo fagen foll: der Zufammenfeßung des Stoffes nach. Nie wird unfern um fo viel fchwächeren und zugleich fchwereren. erdgebundeneren. dumpferen Naturen ein Auffchwung wie der ihre befchieden fein. Es gibt da fo ungeheure Gradunterfchiede. daß fie faft wie Artunterfchiede wirken.

Viele Menfchen werden Momente in ihrem Leben wiffen. wo fie glück-[ich waren - unfinnig glücklich. wie der Volksmund fo fein es bezeichnet - weil in der Tat diefem Glück. wenn man es mit dem Verfiande beleuchten wollte. jeder vernünftige Sinn zu fehlen fchien - weil das Objekt. das fie beglückte. gar nicht im Verhältnis zu dem Gefühl felbfi zu ftehen fchien. oder fafi ganz fehlte. oder nur eine holde Jllufion bedeutete. Und doch wiffen fie ganz genau. daß alle realen Güter. die das Gefchick ihnen fpäter befchert hat. niäjt wieder diefe unbefäjreibliche Wonne. diefes Schwimmen und Atmen im Mittelpunkt des Glückes in ihnen erwecken konnten. Das ifi die Art von Glück. die Lenau fo unübertrefflich gut in die kurze Strophe faßt:

O Menfchenherz. was ifi dein Glück?
Ein rätfelhaft geborner
Und kaum gegrüßt. verlorner
Unwiederholter Augenblick.

Ia - wir kennen ihn. diefen Augenblick! Wir wiffen von einer Stunde unferer Jugend. da die unverhoffte Erfüllung eines brennenden Wunfäjes - oder ein Hingegebenfein an die göttlich blühende Sommernatur um uns her. oder der Anblick. das Hören eines großen Kunftwerkes. unfere noch fo weichen empfänglichen Herzen taumeln machte vom Raufch des Glückes!

Wir kennen fie. die Nacht. die trunken war vom Dufte dunkler Rofen. da wir wachend auf dem Lager ruhten. befchwert und erzitternd unter der Fülle goldener Hoffnungen. die uns ein Blick - ach. nur

der Blick eines geliebten Menfchen erweckt hatte - Hoffnungen. die niemals Erfüllung fanden - und doch Erfüllung wurden in jenen Stunden. da wir alles erreichten und tranken und genoffen. was unfere Natur an Glücksmöglichkeiten nur bargl
In folchen Stunden haben wir alle einmal den Becher mit dem Himmelstrank geleert. der uns bereitet war - und nur wenige Lieblinge der Götter trinken aus jenem Goldpokal zum andern Male. Glü>sarm braucht deshalb das übrige Leben gewiß nicht zu fein.
Wir follen uns freilich nicht unterfangen. aus feinem Himmelstrank Sauce zu nahrhaften Klößen für den Alltagstifch herftellen zu wollen. Das wäre ein verhängnisvoller Irrtum.
Es gibt noch ein anderes Glück. das übrigens vielleicht auch mehr dem Grad als der Art nach von jenem verfchieden ift. Und diefes Glück nun ifi es. das mir einer feinen und fchwierigen Kunft vergleichbar fcheint. die dem. welcher nur ein klein wenig Talent dazu mitgebracht hat. wohl ihre Geheimniffe. ihre Kniffe und Pfiffe. ihre Technik möchte ich fagen. mehr und mehr offenbaren mag. Jndeffen - ich wiederhole - ein ganz klein wenig Talent muß man dazu mitbringen. wie zu jeder Kunfi. fon| fieht es betrüblich aus. Es gibt eben geborene Pechvögel. denen alle guten Gaben des Gefäfickes nur zum Unheil und zu immer größerer Trauer und Verdrießlichkeit auszufihlagen vermögen - die fchwarzen Peter im Spiel des Lebens. mit denen niemand gern zu tun haben mag.
Aber es gibt auch eine ganze Menge guter Leutchen. die wohl imftande wären. fich weiter zu bringen in jener Kunft und Fähigkeit. das Glück zu erringen. zu pflegen. auszubauen. ja. es nach dem eigenen Willen zu formen. Wenn fie nur wüßten. wie fie's anfangen follten! Vielleicht finden diefe hie und da einen Fingerzeig in meinen Ausführungen.
Da ift vor allem die Wechfelwirkung zwifchen den Begriffen Glück und Freiheit. darüber die Menfchen viel zu wenig nachdenken.
Ohne ein gutes Teil innerer Freiheit allen Lebenserfcheinungen. aller Liebe und Leidenfchaft. allen Sorgen und Schickfalsfchlägen gegenüber ifi kein dauerndes Glüäsgefühl in der Seele möglich. Die Glücksfähigkeit der Kinder befieht zumeift in diefer inneren Freiheit. welche bei ihnen in der Ahnungslofigkeit gegenüber allen fie umdräuenden Verlufimöglichkeiten ihren Grund hat. Und doch gilt für uns alle -das

Wort: fo ihr nicht werdet wie die Kinder. könnet ihr nicht in das Himmelreich kommen.
Jene Freiheit. die bei den Kleinen die Unkenntnis möglich macht. follte beim Erwachfenen aus einem von früher Jugend an zu fiählenden Mut zum Kampf erblühen. Entfieht aus dem Mute nicht auch die Luft an der Gefahr. am Überwinden und am Siege? Je weiter das Auge zu fchauen gelernt hat. je umfaffender der Blick geworden ifi. je mehr Intereffen der Menfrh hat. defto mehr Wahrfrheinlichkeit bietet fich. eine entfehwindende Freude durch eine neu emporwachfende zu erfeßen - defio geringer wird die Gefahr. daß ein Schickfalsfchlag ihn zum lebensunfähigen Bettler macht.
Wie wenig wahrhaft freie Menfehen gibt es doch auch heute noch. wo fo viel von Freiheit auf allen Gebieten die Rede ift. Kaum find wir dem Konfervativismus glücklich entronnen. fo begeben wir uns unter die unbedingte Herrfchaft der „Freigewordenen" und der Schlagworte des Tages! Wir wählen nicht u n f e re Freiheit. fondern ergeben uns blind der Freiheit der anderen. Wie tief follten wir uns täglich das Rießfchewort zu Gemüte führen: es foll nicht heißen: Freiheit w o v o n. fondern Freiheit w ozu! Unfere Freiheit fei die des reichen Menfsjen. der den Mut zu fich felber hat. der fich von keinem Konventionszwang befchränkt fühlen mag. dort zu wirken. zu fchaffen. zu lieben. wo feine Kraft ihn hinlockt. fei es auch in ungewöhnlichften Gebieten!
Die Freiheit foll nicht eine tyrannifche Göttin fein. vor der wir zitternd knieen. fiets bereit. ihr unfer Liebfies zu opfern - fie foll die Gefährtin und Geliebte unferer Tage fein. die auch eine Laune und Abfchweifung geduldig zu ertragen vermag - wir follen auch unfere Freiheit regieren lernen!
Das find ja eigentlich alles Binfenwahrheiten. Aber wir wollen fie immer nur in ihren krafiefien Beifpielen gelten laffen. die feineren Zwifchenftufen überfehen wir fo leicht.
Denkt eine Mutter daran. fich diefe innere Freiheit auch dort zu erringen. wo fie vielleicht am fchwerften zu bewahren ifi: in der Liebe zu Mann und Kindern? Und doch wird gerade unfere Liebe fo oft für die Nächften zur Qual. zu unerträglichem Druck. Welch ein fäzr'eck-liches Rätfel ifi doch diefes. denkt manche Frau. Und warum kommt es fo? Weil ihre Liebe aus dumpfer Leidenfchaft - aus eigenfinniger Befißgier - aus Sorgenwolluft fließt. fiatt aus heller heiterer Luft am Beglüclen. Und nur die Liebe. die gezügelt wird durch die Kraft einer

friedlich und ficher in fich felbfi ruhenden Natur. kann wahrhaft be-
glüeken. kann junge Seelen leiten und lenken.
Die Mutter bedeutet das .Herz eines viel gegliederten Organismus.
Wie kann das Blut gefund und ruhig dnrch alle Adernkanäle diefes
Organismus ftrömen. wenn der Mittelpunkt. das Herz. in beftändiger
Uberfpannung feiner Kräfte zuckt und zittert? Und doch - wie wenige
Frauen haben den Mut. die innere Freiheit - trotzdem das Gefpenft
nervöfer überreizung fie beftändig umlauert - fich jeden Tag eine
Stunde für fich felbfi zu retten? Eine Stunde der Einfamkeit. wo fie
das ganze Gewirr mit feinen taufend Kleinigkeiten refolut beifeite
fehieben. wo fie fich felbft wiederfinden und klare. fichere Entfchlüffe
für die Arbeit des Tages faffen können - wo fie auch nur fchweigend
ruhen oder ein paar Seiten eines guten Buches lefen oder einen ftillen
Gang durch die Luft tun.
Ich höre in der Phantafie den empörten Ruf. der in diefem Augen-
blick in den Kehlen vieler meiner geehrten Leferinnen nur mühfam er-
fiiekt wird: Eine Stunde am Tage für mich zu haben - um Gottes
willen - da würde ja alles drunter und drüber gehen! Nein. das ift
ja ganz unmöglich! Da würde ich ja meine Pflichten fträflich ver-
nachläffigenl
Ja -- aber meine Verehrten - und wenn Sie für viele Wochen
vom Arzt ins Bad oder Sanatorium gefäfickt werden. dann m uß es
doch gehen. nicht wahr? Und es geht auch! Wenn Sie gefellfchaftliche
Verpflichtungen zu erledigen haben. dann geht es auch! Nur zur Auf-
bauung und Gefunderhaltung Ihres inneren Menfchen darf kein Opfer
gebracht werden - trotzdem doch von deffen Frifche. Kraft und Heiter-
keit das Glüä Jhrer Familie abhängt. Die einfame Nuhefiunde der
Mutter follte dem Gatten wie den .Kindern und Dienftboten heilig fein.
denn fie foll zur Quelle werden. aus der ihnen allen Wohlbehagen
firömt.
,.Aber." wenden manche ein. „ich könnte gar nicht ruhig fein. wenn ia,
auch wollte. zuviel laftet auf mir - ich kann diefe Dinge nicht aus
meinem Gedankenkreis bringen. kann meine Sorgen nicht zurückfäjieben.
Ich kann mich nicht konzentrieren." Das ift's. was die Frau noch nicht
kann. was die Männer in ihren oft fo verantwortungsvollen Berufen
gelernt haben. und wodurch fie uns Frauen zuweilen unendlich über-
legen find.
Diefes „Nichtausfchaltenkönnen" von häuslichen Sorgen. Gemüts-

bekümmerniffen. Herzensangelegenheiten ift auch der Grund. warum die jungen Mädchen. die heute ein Studium. einen Beruf ergreifen. trotz Talent und Fleiß fo oft darin erliegen. Und wir müffen es lernen. wir müffen uns dazu erziehen. wenn wir den gehäuften Anforderungen des modernen Lebens nur einigermaßen mit unfern Nerven ftandhalten wollen. Wenn es nicht vielen von uns gehen foll wie jener armen Mutter. die da ausrief; Warum bleibt der Frau. die die Kinder geboren hat. keine Kraft mehr übrig. fie auch zu erziehen? Man erzählt von fait allen großen Feldherren und Herrfchern. daß fie mitten in den fpannendften Entwicklungen der Weltgefchichte. im Donner der Gefchüße. auf einem Strohbündel oder im Wagen. oder wo fich fonft die Gelegenheit bot. hätten fchlafen können. nur durch die Kraft ihres Willens beherrfrht. und daß fie auf diefe 'Weife allein die Fülle der Arbeit. die auf ihnen laftete. hätten bewältigen können. Und bekannt ift auch jene Anekdote von der Bäuerin. die fich regelmäßig jeden Sonntag zum Gottesdienfi einfindet. obfchon fie zu Haufe den Hof *und zwölf Kinder zu verforgen hat. Vom Pfarrer belobt. ob ihres Eifers. antwortet fie treuherzig: Ia. Herr Pfarrer. wann i das biffel Kirchenfchlaf nit hätt'. was follt' da wohl aus mir werde? Und der Herr Pfarrer fah das vollftändig ein und lächelte milde. -

Die Konzentrationsfähigkeit zu dem. was die Stunde bringt. fei es Arbeit. Genuß oder Ruhe. fie gibt die Macht. alles dreies voll auszukoften. und fie ift das befte Mittel gegen jede Art von Reue. von Kaßenjammer. die wieder die ärgften Feinde find jeglichen Glückes. Hat der Mann die größere Fähigkeit. fich zu konzentrieren. fo befieht auch für ihn die Gefahr. fich allzu fehr in feine Arbeit zu konzentrieren und es darüber zu vergeffen. an feinem eigenen inneren Leben zu bauen. was ihm ficher ebenfo nötig ift als dem Weibe. Es gibt viele fleißige. in ihrem Beruf kluge Männer. welche niemals zu der Einficht gelangen: einen Verdienft. einen in Ausficht fiehenden Erfolg der Freiheit. der Gefundheit diefes inneren Lebens zu opfern. könne fich wohl taufendfältig lohnen!

Und wie oft muß der Mann. wenn er nicht trübfelig mit feinem Lebensfchiff auf einer Sandbank fißen bleiben will. all feine innere Freiheit zum Kampf aufrufen. wenn es gilt. fein Heiligftes. feine Uberzeugung. feine Kunft. fein Streben gegen die einfchläfernde Macht der Liebe. der Sorge für feine Familie zu verteidigen.

Wir alle. Männer oder Frauen. wir müffen es uns doch eingeftehen'.

daß das Leben heute weit weniger bequem ifi als früher. daß wir nicht mehr ausgetretene Wege in den Fußfiapfen anderer Leute wandern können. fondern daß wir jeden Tag in unferm inneren ethifchen Leben. in unferm Beruf. wie im Verkehr mit unfern Familienmitgliedern vor Konflikte gefiellt werden können. die wir nicht nach überkommenen Normen uud angeerbten Regeln zu löfen vermögen. weil fie durch neue Dafeinsbedingungen entfianden. auch ganz neue Löfungen fordern. Dazu bedarf eigentlich jeder Menfch heute ein gewiffes Quantum fchöpferifcher. moralifcher und ethifcher Phantafie. Wie aber folk folche Phantafie in uns entfiehen und geifiige Früchte tragen. wenn uufere Tage ein ewiges Wirrfal uud Gehelze find ohne Abfchnitte. ohne Ruhepuukte? Wohl wenden die meiften Menfchen ängfilich von allen folchen Konflikten. wie ich fie eben befchrieb. ihre Augen und ihren Willen ab. Verfuchen fie es mit den alten Phrafen vom Unabänderlichen die Dinge zu überbrücken. machen fie faulen Frieden mit fich und anderen. fo follen fie fich nur nicht täufchen - Glück ift ihnen dann fchwerlich mehr vergöunt! Reue und Scham über die Feigheit und Bequemlichkeit. mit denen fie fich einmal oder immer wieder felbfi betrogen haben. vergiften fpäter ihre fehönfien Stunden.
Ethifche Phantafie ifi nötig im Verkehr zwifchen Mann und Weib. ebenfo wie es in der Liebe ohne fiunliche Phantafie bald zu öder Langweile kommen würde. Und ethifche. pädagogifche Phantafie ift ebenfo nötig im Verkehr zwifchen Eltern und Kindern.
Beides ruht heute auf völlig anderen Grundlagen als noch vor 50 Jahren und muß mit taufend neuen Gedankeu- und Gefühlsfäden durchfponnen werden.
Wie oft könnte in der Ehe ein Glück neu aufgebaut werden. wenn Mann oder Frau mutig eine Konvention dafür opfern möchten! Wie oft könnte die Liebe zwifehen Vater und Sohn. zwifchen Mutter und Tochter erhalten werden. wenn man fich nicht hartnäckig an überkommene Begriffe oder an leere Tagesfchlagworte klammern wollte! Die Konventionen find den meifien Menfchen lieber als das Glück. Darin find die Anhänger der gegenfäßlichfien Parteifchattierungen einander verzweifelt ähnliih. Bei den wildeften Freiheitsfiürmern. bei Sozialdemokraten und Anarchiften muß doch das Bufett an derfelben Stelle ftehen wie beim Geheimrat. Das Bufett - fymbolifch genommen wird es zur Erklärung für viele Unbegreiflichkeiten in der Lebensführung von theoretifch ganz aufgeklärten Leuten.

Durch das Bufett und feinen Inhalt an Eßwaren. an leichtzer-brechlichen Porzellanen. an wertvollem Silber und manchem lieben An-denken komme ich auf ein Gebiet. welches die meifien Menfchen kaum für wert erachten. in das Bereich des wahren Glückes einzubeziehen. und welches doch diefes wahre Glück rings umgrenzt. Und wenn aus ihm böfe. Krankheiten aller Art: Unfriede. Haß. Mißgunfi. kleinliche tückifche Bosheit in das Land unferes Glückes ausgefandt werden. kann diefe Peripherie nicht den Herd aller traurigften Zerftörungen bilden? Man ahnt fchon. was ich meine: Es ift die Dienftboten-Frage. -Not und -Klage. Wenn zwei Frauen zufammenkommen. ob fie klug oder dumm. gebildet oder ungebildet. einfach oder kompliziert fein mögen. fie teilen fich feufzend ihre fchweren Erlebniffe mit - die Männer aber dulden fchweigend. oder wettern fürchterlich. ohne jede innere Uberzeugung. dadurch irgend eine Schwierigkeit zu befiern.

Das Verhältnis zwifchen Herrfchaft und Dienftmädchen ragt als ein Petrefakt überkommener und in allen anderen Zuftänden längft über-wundeuer Verkehrsformen in die Neuzeit hinein. Nirgends fpukt noch fo viel vom Geifte der alten Leibeigenfchaft und Sklaverei wie in diefen Beziehungen. Und fie kranken daran. Hier gerade bedürfte es einer von der Konvention überliefernden Pflichten und Rechte fich befreien-den Denkungsart. um gegenfeitig einen anderen als den jeßt meiftens üblichen Ton zu finden. Und da doch die Herrin gewöhnlich die Ältere. die Welterfahrenere und Denkgeübtere ift. fo follte recht eigentlich die Befferung und Anderung von ihr ausgehen.

Ich habe es häufig beobachtet. daß über Frauen. bei denen die Mädchen gern und lange blieben - denn es gibt auch folche - von Gefchlechtsgenoffinnen in etwas tadelndem. ja verächtlichem Tone die Bemerkung gemacht wurde: Die Mädchen haben es dort auch fehr gut - fie werden eben verwöhnt . . . Aber - foll denn Geduld. Gerech-tigkeit. Freundlichkeit gerade vor unferen Dienftmädchen Halt machen? Wenn wir doch von der Erziehung zum Glück fprechen - warum foll ich denn diefe Selbfterziehung zum Glück nicht auch im Verkehr mit einem Menfchen anwenden. mit dem ich mehr zufammen lebe. als mit Freunden. Verwandten und Kollegen? In deffen Macht es unzweifel-haft liegt. daß ich mich beim Aufftehen. beim Mittageffen. bis zum nächften Schlaf eventuell fiündlich ärgere. dem ich den größten Teil meines Befißtumes. meine Gefundheit. ja mein Teuerftes. - mein Kind - anvertraue? Ich meine. kein Nachdenken. keine Güte. kein peku-

niäres Opfer follte gerade an diefer Stelle gefpart werden. um mein Verhältnis zu einer für mein Wohlbefinden fo unendlich wichtigen Perfönliäjkeit zu einem möglichfi freundlichen. zufriedenikellenden zu gefialten. Da überlegen Menfchen auf Jahre hinaus. wie fie diefen oder jenen andern Menfchen durch Dienfte aller Art fich verpfliäften. um vielleicht einmal eine Gegenleifiung von ihm erwarten zu dürfen. Die Pflege von „Konnexionen“ bildet einen ganz beftimmten Teil der gefellfchaftlichen Karriere. Ich gebe zu bedenken. ob es fich nicht für das wirkliche Glü> im täglichen Leben des Haufes weit mehr nußbringend erweifen würde. wenn man nur die Hälfte aller diefer Bemühungen. diefer Rückfichten. diefer Zeit- und Geldopfer auf die richtige Wahl und die richtige Behandlung der häuslichen Stütze verwenden würde. fiatt fich mit Erbitterung darüber anfüllen zu laffen. daß diefe Damen mehr Anfprüche machen und weniger leiften als zur Zeit unferer Großmütter? Auch hier müffen neue Wege gefucht werden -- und follte es nicht zum Glücke kluger und fozial denkender Frauen gehören. fie zu finden?
Was nun den freundfchaftlichen Verkehr betrifft. fo liegt es ja auf der Hand. daß wir unendlich viel mehr Genuß aus jeglicher Form des Zufammenfeins mit Menfchen ziehen werden. wenn wir ihnen rein Menfch zu Menfch gegeniibertreten. und uns in ihrer Beurteilung möglichfi zu befreien fuchen von Familien-. Standes- und Raffevorurteilen. wenn wir als Wegweifer für die Wahl unferes Verkehrs nur die Stimme der Sympathie gelten laffen. für die wir uns freilich ein feineres Gehör angewöhnen müßten. als es jetzt der Fall ift. wo zahllofe andere Faktoren ihre zarten Andeutungen und Warnungen übertönen.
Von der Gefelligkeit. die uns urfprünglich zur Freude und Erholung dienen follte und deshalb nicht. wie es nun fo oft gefchieht. zum Gefchäft und zum Tummelplaß des Ehrgeizes herabgewürdigt werden dürfte. komme ich zur Heiterkeit überhaupt.
Welche entzückende Erfcheinung ift ein Menfch. dem die gütige Natur die Gabe der Heiterkeit in die Wiege gelegt hat! Aus den fröhlichen Menfchen wählt das Glück zumeifi feine Lieblinge. Wo fie erfcheinen. fliegt ihnen Liebe und Wohlwollen entgegen.
Ergreifend. erhebend wird der Anblick eines Menfchen. über den die Blißfchläge und Hagelwetter fiürmifcher Schickfalsfchläge niedergehen. wenn aus finfierm Leidensgewölk. unter Angft- und Tränenfchauern dennoch feine ihm angeborene Heiterkeit linde wieder hervor-

leuchtet. Dann hat fie einen zauberifchen Goldfchein bekommen. vor dem wir das Knie beugen und anbeten möchten.
Nie werde ich die Gefchichte eines armen alten Mädchens vergeffen. deren Leben im Krankenhaufe verfloß. wo ihm in einer Leidenszeit von Jahrzehnten ein Glied naäj dem andern feines armen. wundenbedeckten Körpers amputiert werden mußte. Man behielt fie auch in Zeiten leidlicher Befierung in der Anfialt. nicht nur aus Barmherzigkeit. da fie fonft verhungert wäre. O nein. fondern. wie mir die Oberin fagte: weil man fie gar nicht mehr entbehren konnte - weil fie mit ihrem freundlichen Wefen. ihrem fonnigen .Humor die andern Kranken wie die Pflegerinnen erheiterte und bei guter Stimmung erhielt!
Nach „Heiterkeit“ ftreben wir alle. bewußt oder unbewußt, Welche Fülle von Veranfialtungen werden getroffen. um den Menfchen auch nur ein paar flüchtige Stunden des Frohfinns zu verfchaffen. Ganze Gewerbe und Berufsarten bauen fich auf folchen Befirebungen auf.
„Wir wollen mal recht luftig fein!" - diefes Wort bringt mir immer. wie kein anderes. die Trübfeligkeit. in der die meifien Menfchen ihr Alltagsleben verbringen. fo recht kläglich zum Bewußtfein. Wie krampfig wird folche jäh heraufbefchworene. durch Alkohol und zweideutige Scherze unterfiüßte Luftigkeit. wie leer. müde, und hohl fühlt man fich hinterher.
Solches „mal recht luftig fein wollen" ift nicht die Heiterkeit. welche die Stunden unferes Alltagslebens erfreuen follte.
Gerade unferm deutfchen Volk ift nicht allzu viel von jenem Temperament zum Glücklichfein in die Wiege gelegt. Im Süden und Wefien unferes Vaterlandes ift durch manchen Einfchlag keltifchen. gallifchen und romanifchen Blutes etwas mehr Beweglichkeit in die Maffen gekommen. als bei uns im Norden. doch au>j hier wird Heiterkeit vielfach mit Lärmmachen verwechfelt.
Und wir guten Deutfchen neigen überdies noch dazu. unfere Fehler als Tugenden aufzufaffen - unfere Schwerblütigkeit als fittlichen Ernfi. unfere militärifche Härte als vornehme Würde hoäjzufchähen. Daß Gott erbarm! Wie ein wohlzubereiteter Hafenrüaen ift unfer Vaterland durchfpickt mit Polizeiverbotenl Und wagt ein harmlos Gemüte mal über irgend einen befonders fchnurrigen Erlaß ein leifes Lächeln. gleich fäjnauzt die irdifche Gerechtigkeit es furchtbar an: Was das Gefeß vorfchreibt. ift nie „komifäj“. Wie viele Beleidigungen. wie viel Haß. Feindfchaft und vergiftete Bitterkeit wäre doch mit einem fröhlichen

Lächeln aus der Welt zu fchaffen! Wenn nur die Menfchen fich gewöhnen wollten. die Dinge um fich her. und auch das Gebaren ihres lieben Nächften. nicht zu vergeffen ihr eigenes Tun und Laffen ein wenig humoriftifch aufzufaffen. Ein Befehl in ein freundliches Scherzwort gekleidet. wird er nicht viel lieber befolgt? Jfi nicht der heitere Lehrer in der Klaffe bei weitem der einflußreiäffte? Nicht der „Spaßmacher“ wohlverftanden. fondern der. dem man es anfühlt. daß feine Heiterkeit gleichfam ein goldenes Lichterfpiel über einer ernfthaften Tiefe bedeutet. Sind nicht die Mutter. der Vater. die mit ihren Kindern lachen und fpielen können. die am meiften geliebten? Aber wie mancher frohe Knabe ertötet als Mann im Amt mit Gewalt den Frohfinn in fich. um beffer die Würde zu wahren! Was zieht fo oft die Männer zu den Mädchen des Volkes? Jene anfpruchslofe Fröhlichkeit. die den jungen Damen ihrer Kreife über dem Befireben ..etwas vorzuftellen" fo früh abhanden kommt. Und gar die ältere Frau verfinkt nur zu oft in müde Grämlichkeit. weil fie es für ihre Pflicht hält. forgenvoll über Unabänderliches zu trauern.

Statt des für unfere Verhältniffe etwas veralteten Befehles ..Und er foll dein Herr fein!“ follten in der Trauformel die Worte aufgenommen werden: Nörgelt nicht. verkehrt freundlich und heiter miteinander!

Jeden Tag von neuem follte man mit dem Vorfaß vom Lager aufftehen. den Hang zu Melancholie. zu Verdrießlichkeit und gedankenlos muffigem Wefen zu bekämpfen. Und fehen wir. daß uns Einfluß auf werdende Menfchen zuteil wird. follten wir nicht ermüden. fie auf den lebenerhöhenden Wert einer gütigen Heiterkeit hinzuweifen. Denn die e>fte Heiterkeit ift allemal eine Schwefter der Güte. Und ift zum „glücklich fein“ eine Portion gefunder Egoismus nicht zu entbehren. ebenfowenig kann man dazu die Güte miffen. welche die Wunden. die im harten Kampf ums Dafein mit der einen Hand gefchlagen werden mußten. mit der andern Hand linde ftreichelt und heilt. Die Güte. die auch fo notwendig ifi. um zu vergeffen. was unfre Lieben uns an Schmerzen und Kummer angetan haben. was unfre Feinde uns an Gefahr und Bosheit zubereiteten. Ach - die Kunft: Vergefien zu lernen. das ifi eine fchöne und fäfwere Kunft. ohne die es wohl keinen Frieden auf diefer Erde gibt!

Und doch fagen die Menfchen: Vergeben kann ich wohl. aber vergeffen nicht -i Als ob das vergeben ohne „vergeffen“

möglich wäre. Und das Gehirn läßt fich zum ..Vergeffen" zwingen - wenn man die Phantafie mit ernfiem Wollen von dem Gegenftande und den Szenen. die vergeffen werden follen. ablenkt! Ift es denn eine Tugend. mit einem Verluft nicht fertig werden zu können. fiatt die Kraft des Willens aufzuwenden. fich das Leben neu aufzubauen?
Die Güte i| in unfern Tagen ein wenig in Mißkredit gekommen. weil man fie meiftens mit der Gutmütigkeit verwechfelt -- jener Gut-mütigkeit. von der Marie Ebner-Efchenbach bemerkt: „So mancher meint ein gutes Herz zu haben und hat nur fäzwache Nerven!"
An einer andern Stelle fagt diefelbe begeifterte Prophetin der Güte: „Erinnere dich der Vergeffenen - eine Welt geht dir auf."
Auch das Wohltun ift heutzutage praktifch organifiert und wird als eine nüchterne Pflicht ausgeübt. Neben und rings um die offi-ziellen Opferaltäre der Vereine. Stiftungen und fozialen Anftalten fprießt wie ein Blumenflor aus taufend Farben und Formen das Reich der kleinen und großen unerwarteten Freuden. die wir Menfchen uns untereinander machen können! Aber es gehört eine feurige. phantafie-volle Menfchenliebe zu diefen überrafchungen der Güte. Wie manchem nach Liebe fehnfüchtigen Menfchen fehlt nur der Mut. refolut das Glück zu packen! Unter taufend Bedenklichkeiten geht's ihm verloren,
Die fchwachen Nerven der Gutmütigkeit zu den ftarken Nerven der Güte zu trainieren - das ifi's. was unfer tägliches Üben werden follte! Ach. die Armften. die fich vor jeder „Verantwortung" fürchten! Sie fißen. den Kanarienvögeln gleich. im bequemen Käfig und knabbern Hanffamen. bis fie fett und faul geworden find und fich von ihrem Stänglein nicht mehr zu rühren vermögen! Trifft Schlagfluß und Gicht fie früh. fo ift's niajt fchade um fie - denn das große Gefühl ift ihnen ewig verloren:

Der Erde Weh. der Erde Glück zu tragen --
Mit ihren Stürmen fich herumzufchlagen.
Und in des Schiffbruchs Knirfchen nicht zu zagen!

Das Bewußtfein der Kraft zum Tragen kann 'mitten im Zerbrechen aller Lebensfreuden und Hoffnungen unter den furchtbarften Schickfals-fchlägen doch noch ein feltfam unzerftörbares Gefühl leßten Glückes im fchmerzzuckenden Herzen zurücklaffen.
Denn auf Kraft oder Kraftlofigkeit beruht am Ende das ganze Geheimnis. das zwifchen dem Menfchen und feinem Schickfal fteht. Nicht nur Kraft zum Ergreifen und Erobern - Kraft auch in

einem rein geif'tigen Sinne genommen - Kraft in feinem innern Verhältnis zur Wahrheit und zur Illufion.
Das Verhältnis des Glückfuihers zur Wahrheit wäre kurz in die Formel zu faffen: fich dazu erziehen. felbfk viel Wahrheit ertragen zu können. und im Verabreichen der Wahrheit an feine Nächf'ten vorfichtig. fchonend. milde zu fein.
Auf die Gefahr hin. mich mit allen Ethikern in fcharfem Gegenfatze zu befinden. muß ich die Behauptung auffiellen: Man braucht nicht immer wahr gegen andere zu fein - wenn man nur wahr gegen fich felbf't ifi! Denn da fehlt es meiftens fehr. Die unausfiehlichfien Wahrheitsfanatiker. die herumgehen und harmlofen Menfchenkindern die ideale Forderung präfentieren. find unendlich empfindlich in bezug auf diefelbe Wahrheit. wenn man fie gegen ihre eigene werte Perfönlichkeit kehrt. Es wird auf diefem Gebiet außerordentlich viel ethifch geheuchelt! Wir alle brauchen eine gute Portion bewußter oder unbewußter Lügen. holder Illufionen über uns felbf't. über unfere Nächften und alle Dinge diefer und anderer Welten, Alles künfilerifche. technifche. induf'trielle Schaffen beruht auf einer fiarken Uberfchäßung der Wichtigkeit der menfchlichen Einzelfchöpfung. alle Liebe und Freundfchaft nährt fich von imaginären Werten.
Und wollen wir etwas leif'ten. fo müffen wir uns naiv diefer fchöpferifchen Wichtigkeit bewußt bleiben! Wollen wir glücklich fein in der Liebe. Ehe und Freundfchaft. fo dürfen wir nicht mit krankhafter Sezierluf't die Gefühle unferer Liebf'ten und unfere eigenen zerfafern! Es if't verlockend. aber unendlich gefährlich. wenn wir vorwilzig erforfäfen wollen. wie unfere Freunde „objektiv“ zu Fremden uns beurteilen. Es if't frevelhaft. fie in Augenblicken der Kälte. der Gleichgültigkeit zu überrafäfen. Briefe zu lefen. die nicht an uns gerichtet wurden und doch von uns handeln. Es ift auf Kof'ten der Wahrheit viel an der Liebe gefündigt. Und wir wiffen doch - oder wir follten es wiffen - daß wir felbft gegen die Menfchen. die wir am zartefken lieben. Momente haben. wo wir ihnen als fremde. kühle Beurteiler gegenüberf'tehen und die Stellen ihres Wefens bemerken. die wir nicht lieben können. Und doch hindert dies an der Zuneigung im ganzen nichts. Wir follten wenigfiens zu diefem winzigen Bezirk pfychologifcher Wahrheit durchzudringen verfuchen und von hier aus die Liebe der andern fchäßen.
Im Reich der abfoluten Wahrheit kann der f'terbliche Menfch fo

7m*
Jahrgang FriÃŸ von Uhde:
1 9 0 8
._-- ..Komm Herr Iefus. fei unfer Gaï¬
Probebild aua: Fritz von Abde. Eine Kerl-bcigabe fÃ¼r das:deutfck7e Bolle. 16 BlÃ¤tter nach [einen Werben in Heftfotm 1 Mark. Serums-geb" von
der Freien Lehrewereinigung fÃ¼r Kunftpflege. Berlin. Verlag von Inf. Sci-013 in Mainz. Photographie-Verlag der Photcgraphlfmen Union. NEW"-

EMPTY

wenig leben wie in einem luftleeren Raum. Ia - find wir uns nicht jeder. folange wir atmen. wirken. lieben und leben. der Mittelpunkt des Alls - nicht vom Verfiand aus betrachtet. der dazu energifch „Nein“ fagen mag. fondern in unferm eigenen Gefühl. im innerfien Kern unferes Wefens -- um den das ganze All fich im Kreife bewegt. bis wir die Augen im Tode fchließen. Wir können die Welt gar nicht anders be- greifen. als durch eine ungeheure Illufion. und daraus folgt. daß wir auch andern ihre großen und kleinen Illufionen gönnen follten.
Jugendfrifche Illufionsfähigkeit ifi unbedingt eine Haupteigen- fchaft. die der Menfch fich erhalten muß. um glü>lich fein zu können. Und dennoch. dünkt mich. braucht es die Jllufionsfähigkeit nicht zu hin- dern. wenn man auch auf diefem zarten Gebiet fich nicht allzu fehr ver- weichlicht. fondern fich allmählich abzuhärten verfucht - daß man feelifch Temperaturunterfchiede vertragen lernt.
Es ifi ein Irrtum. daß Wahrheit und Illufion unverföhnliche Feinde find - wir können fo wenig ohne die eine. wie ohne die andere leben - es gilt nur. fie richtig zu balancieren.
Je weiter wir der Kindheit entwachfen. die im Garten der Illu,- fionen fpielen foll und muß. je weiter und größer das Stück Lebens- vergangenheit hinter uns dem rü>fchauenden Blicke fich dehnt. defio reicher wird das Vergnügen. das wir an der Erkenntnis der Lebens- gefehe nehmen. defto begieriger werden wir das Gefpinfi des Dafeins um uns her in feinen fcheinbar verworrenen und doch von gewaltigen Kräften ficher geleiteten Fäden verfolgen - defio klarer wird das Glück. wenn das Gebiet der Wahrheit. das wir uns errungen haben. um uns her fich weitet und feine Grenzen aus dem Perfönlichen ins Allgemeine dehnt,
Denn der Menfch. der mit ehrlichem Wollen und währendem Streben einzudringen trachtet in das geheimnisvolle Land des Glückes. wird auf feiner Wanderung von Station zu Station begreifen gelernt haben. daß jedes Lebensalter fein befonderes Glück befist. und daß es gar keine fo leichte Kunft ift. fich in feinen Forderungen zu befcheiden. und nicht von einem zu verlangen. was nur dem andern zukommt.
Doch fcheint es in der Gegenwart faft. als ob die Jahreszeiten fich verwifchten - die Schaufenfier zeigen Rofen. Veilchen und Nelken durch alle Monate hindurch. In dem rafilofen Bewegen. das um den Erdball kreift. werden auch die Altersunterfchiede verwifcht. Wir verlangen vom Kinde Vernunft. Kunftverftändnis. Weisheit. Überficht - vom

Greife tätige Behendigkeit und Energie! In einem Alter. wo unfere Großmütter befchaulich in der Sofaecke mit dem Stri>ftrumpf faßen und von der Jugend bedient und verehrt wurden. muß die Frau heut mit grauen Haaren nur allzu oft noch die Ernährerin ihrer Kinder. ja zuweilen fogar ihrer Schwiegerföhne fein.
Doch wie manches Mal ift's nicht die harte Not des Lebens. die den alternden Menfchen zwingt in verantwortungsvoller Stellung aus-zuharren. Ehrgeiz und Herrfchfucht laffen ihn nicht zur Entfagung kommen. fchieben fich wie eine Mauer zwifchen die Liebe und Verehrung der Jüngeren. die doch feinen Winter zu durchwärmen beftimmt wäre. Oft auch fehen wir Menfchen. fobald fie aus dem täglichen Trott. dem Hafien und Jagen der Arbeit und des Berufes herausgeriffen werden. hilflos zufammenbrechen. nur noch ein wenig mürrifch dahin-vegetieren . . . Das if't allemal ein Zeichen. daß ihre Seelen ver-hungert und verdurf'tet find im Kampf um den Erwerb - um Geld und Schätze. Wer es nicht vergeffen hat. feiner Seele Nahrung zuzu-führen. wer in innerer Freiheit. Güte und Wahrheit gelebt hat - dem bietet. auch wenn er viel zu früh für feine Wünfche feiner Wirkfamkeit entfagen mußte. die Welt eine wundervolle Schale voll der herrlichf'ten Freuden. Nie konnte das Leben eines einzelnen fich fo reich erfüllen mit den geifiigen und finnlichen Schätzen des ganzen Erdballs wie in der Gegenwart! Aber es find erft wenige unter uns. die gelernt haben. den noch ungewohnten Reichtum zu meiftern und fich dienf'tbar zu machen. Die meifien erinnern noch an das alte Ehepaar. das das große Los gewonnen hatte. und nichts weiter damit anzufangen wußte. als fich ein gelbfeidenes Sofa in feine befcheidene altfränkifche Wohnfiube zu f'tellen. Aber drauffeven auf das „Gelbfeidene" durfte fich beileibe niemand.
Unfer Eigentum. fei es klein oder groß. befäfeiden oder üppig uns vom Schickfal befchieden. in Weisheit zu genießen. ift auch eine Kunft. die geübt fein will.
Und kann es nicht ein fchönes Glück fein. wenn das Dafein köf'tlich war in Mühe und Arbeit. der Ruhe entgegenzufehen? Warum entfeßen wir uns fo fehr vor dem letzten Abfchied. da das ganze Leben ein Ab-fchiednehmen war - und dennoch immer neue unerwartete Freuden um uns her auffproffen? Will das Glück uns weiter locken durch eine dunkle Pforte zu neuen. nicht zu ahnenden Tätigkeiten. will es uns zu unermeßlichem Frieden des Vergehens laden - wollen wir ihm nicht

vertrauen. daß es uns in jedem Falle feinem göttlichen Urquell entgegenführt?

War unfer Sein und Wandern ein Emporklimmen zur Höhe. dann vermögen wir. ehe die Nacht fich fenkt. eine weite Umfchau zu halten. auf die taufend bunten Farben der Welt zu unferen Füßen. da das Leben feine goldenen Fahnen fchwenkt - und dennoch fehnen wir uns nicht hinunter ins Gewühl -- denn zu unfern Häupten leuchten näher und reiner die ewigen Sterne.

Georg Engel:
Im Jahre 1784. alfo vor hundertundvierundzwanzig Jahren. hat Friedrich Schiller fein bleibendes formfchönes Bekenntnis über die Bühne als „moralifche Anf'talt“ gefchrieben. In jenem Auffah hat Schiller die Bühne nicht nur als ethifchen Erwecker gepriefen. fondern ihr geradezu die Rolle des heimlichen Gerichts zugewiefen. das in unergründlichen Erfchütterungen die reine Seele durch Graufen an fremden Lafiern und Verirrungen fchüßt und behütet. die gefallene Natur jedoch durch unbarmherziges öffentliches Verfolgen bis in ihre leuten geheimften Schlupfwinkel zum kalten Entfesen über fich felbft zwingt.
Und bis zum heutigen Tage find die Quadern des Schillerfchen Baues. durch alles. was feitdem über die Bühne gefchrieben ift. nicht erfchüttert worden. befonders aber nicht in unfern Tagen. wo die jüngeren Hyperäfiheten fich mit krampfhaften Verrenkungen bemühen. nicht allein der Bühne fogenannte neue Aufgaben zuzuweifen. fondern vor allen Dingen fich dem unfinnigen Befireben hingehen. eine fabulöfe „neue Kunft" entdecken zu wollen.
Arme Schächer. als ob eine Kunft fich rufen ließe. und nun noch gar von theoretifchen Brillengläfern oder von knöchernen Afthetenfingerchen. Als ob fie nicht ewig und unaufhörlich da wäre. auillend aus taufend und abertaufend verborgenen Rinnen und Aderchen. oder donnernd dahinbraufend in fiolzen. fchmetternden Strömen. Und wer kann auftreten und dozieren. Kunft müffe fo ausfehen und nicht anders. Kunfi müffe ein grünes Gewand tragen und kein rotes? Es liegt eine lächerliche Schulmeifieranmaßung darin. dem Künfiler eine Riihtung vorfchreiben zu wollen. Und was heißt Riäftung? Etwa Mode?
Haben wir es nicht wiederholt erlebt. wie fchwißende Dozenten mit ihren Federn lange Linien kratzten. um der Kunfi der Gegenwart ihre Richtung vorzuzeichnen. und wie dann plötzlich aus einer unbeachteten Ecke ein Strom hervordonnerte. welcher hohnlachend das zappeliide Ge-

fchlecht und all fein Schreibwerk in entgegengefeßter Richtung mit fich fortnahm? Und was follen wir denn unter Richtung verfiehen? Eine Richtung. das heißt für den Unverbildeten doch der Gefchmack. wächft gebieterifch und ftets wechfelnd aus den Bedürfniffen einer Zeit hervor. Ein kriegerifches Säkulum liebt meifi nicht das Raffeln der Waffen in feiner Kunfi. fondern feine höhere Sehnfucht geht nach Idyll. nach Märchen. kurz nach allem. was ihm den Frieden vorfpiegeln kann. Ganz anders eine dumpfe. geknechtete. tatenlofe Zeit. Diefe dürftet nach Bewegung. fie will Kampf. Streit. Anfpannen der Kräfte und endlichen Sieg fich vorgeführt wiffen, Und folche zwingenden Erfcheintmgen wollen die Träger der fezeffionifiifchen Gehröcke herbeiwinken können? Viel des Schadens haben fie bereits angerichtet. Denn diefe jungen Skribenten mit den altväterlichen Krawatten und der foliden Selbfteinfchäßung. die vor allem das Beftehende zu reformieren wünfchen. indem fie jede Regel fortfchieben und von dem Gegebenen ftets nur das Entgegengefeßte verlangen. fie möchten heutzutage am liebften auf der Violine Trompete blafen und verlangen von der Bühne. daß auf ihr Romane verlefen werden. Wer aber die unerfchütterlichen Gefeße der Dramatik fefihält. die Einheit von Zeit und Ort klug beachtet und vor allem der Bühne gibt. was ihr nach ihrem innerfien Wefen unbedingt zukommt. nämlich Bewegung. Kampf. Höhe und herabftürzenden Fluß. der wird. weil er als Meifier auch das Rüftzeug feines Handwerks. auf dem alle höhere Kunft beruht. zu führen weiß. zuvörderfi als ein trauriger Maszer verfchrieen. Wehe aber dem hundertjährigen Siebenfchläfer. der etwa gar von unferer Bühne herab. wenn auch noch fo verfäjämt. gewiffe ethifche Forderungen erheben würde. rückwärts auf einem Kamel reitend. müßte er als Moraltrompeter zur Strafe durch die deutfchen Lande ziehen. verhöhnt von jedem ehrlichen Krawattenträger als ein Scheintoter. der am hellerlichten Tage herumzufpuken fiäj unterfängt.

Und doch find es gerade die ftarken. nnverhüllten. mit deutlicher Abficht hervorgekehrten ethifchen Forderungen. wie fie Schiller bis zur vollendeten Kunft veredelte. aus welchen die Jugend ihre idealen Mahnungen empfängt.

In jenem Sinne habe auch ich. und gewiß auch alle meine Freunde. die nachhaltigfte Erziehung für das fpätere Leben von der Bühne empfangen. Gegen diefe ftarken Wirkungen. wie fie etwa eine Aufführung des Wallenfieins durch die Meininger am Breslauer Stadttheater

brachte. fanken die Schule. ja fogar die elterlichen Anregungen ins Wefenlofe herab. Da faßen wir mit glühenden Gefichtern auf der Galerie und empfanden. während fich unten die große .Heldentragödie des Friedländers abrollte. dumpf und verfchwommen. aber doch ganz richtig den tieffien Wefenskern des Dramas. der in dem einen Salze gipfelt: „Seht. der tote. wefenlofe Buchfkabe des Rechts fkürzt und tötet felbfi den heldifchen Mann. der fich gegen ihn auflehnt. denn die menfchliche Gemeinfchaft if't auf das Recht gefiellt.‟
Eine Kunfiübung aber. die derart fortreißend oder hemmend auf das Gemüt wirkt. enthält ganz ficherlich kulturell-erzieherifche Werte. beinahe im gleichen Maße. wie die Religion. die ja ihre fiärkf'ten Wirkungen erft dann erzielt. fobald fie fich ebenfalls ftark an Phantafie und Gemüt zugleich wendet. So erzählte mir einmal ein katholifcher Miffionar. der fich lange Zeit in unferen afrikanifchen Schutzgebieten betätigt hatte. daß die Glaubensfäße. die Gebote und Dogmen an feinen fchwarzen Beichtkindern fpurlos vorübergezogen feien. unverfiändlich verweht gleich dem Hauch des Mundesz wie er aber faft all' die naiven Seelen beinahe auf Anhieb mit der plaftifch-dramatifchen Schilderung des Heilands gewonnen habe. der dank feiner begnadeten Perfönlichkeit imfiande gewefen fei. den Teufel aus Befeffenen auszutreiben. oder felbft Tote zu erwecken. Das ethifch Wahre im Bunde mit dem fiark dramatifchen Einfchlag hatte alfo auch hier gefiegt und fich neuen Kulturboden geebnet.
Deshalb glaube ich auch. daß unfere Regierung kleinlich und wenig weitfichtig handelt. wenn fie religiöfe Vorführungen auf dem modernen Theater verbietet. Schon das Beifpiel der Oberammergauer follte fie belehren. daß felbft rationaliftifche Gemüter fiäf dem zwingenden Banne der Verlebendigung von fonfk unklaren Vorfiellungen nicht entziehen können. Ich felbfk habe leider die Paffionsfpiele nicht befucht. aber ich werde niemals die Erzählung eines fonfi kühlen Iurifien vergeffen. der mit frappierender Anfchaulichkeit den ganzen Leidensweg Ehrifii befchrieb. nicht als ob er einem Spektakulum beigewohnt. fondern als wenn fich gefiern oder vorgeftern vor feinen Augen eine Menfchheit erfchütternde Tragödie abgefpielt hätte. deren einzelne Epifoden ihn bis ins Innerf'te durchrüttelt und - fäfließlich fafk gegen feinen Willen - zum Glauben gezwungen hatten.
Und das bei einem Manne. deffen religiöfe Bedürfniffe nicht ausgeprägte waren.

Welch ein erhabenes Stoffgebiet ifi durch diefe bureaukratifche Ordre den deutfchen Dichtern verfchloffen. Denn das religiöfe Thema ift im wahren Sinne modern. es berührt uns viel eindringlicher und tiefer. als all' diefe erkünftelten Renaifianeedramen mit ihrem angeblichen übermenfchentum und ihren fogenannten „robuften Gewiffen“. denn neben der fozialen Frage erhebt fich feit den Tagen des großen Friedrich und Kants immer größer und mahnender das religiöfe Problem. und es ift eine befäjämende Feigheit. wenn fich die Dichtung hier zaghaft vorüberfchleichen möchte. Daher ifi es auch keinem Zufall zuzufchreiben. daß das mit am ftärkften bezwingende Drama des letzten Jahrzehnts an den religiöfen Wunderglauben gerührt hat. nämliäj Björnfons „über unfere Kraf ".
Ia die Bühne kann in ihrer edelften Befchaffenheit fieherlich ethifche Werte ausfirahlen. aber dazu muß fie rein fein und hoch fiehen. wie die Sonne. die unausgefeßt beleuchtet und erwärmt. Aber derartige Bühnen _ und das ift der Kern meiner Ausführungen - befißen wir im Moment nicht. oder doch nur im unzulänglichen Maße. Eine Bühne nämlich. die Einfluß auf das Leben ihrer Nation ausüben will. muß vor allen Dingen eine nationale Bühne fein. Darunter ift natiirlich niäjt ein Jnftitut zu verfiehen. das fich ängftlich vor jeder fremdländifchen Produktion abfchließt. aber doch ein folches. welches fremde Werke nur dann feinem Publikum verführt. wenn diefe innerlich dem deutfchen Wefen verwandt find. Alles andere bleibt doch nur ethnographifche Kuriofität. von der das deutfche Volk keinen Gewinn davontragen wird. Eine wahrhaft nationale Bühne aber hat einen hohen Beruf. Sie wird die Werke der toten Meifter ehren. die wir Deutfchen befihen. fie wird fie wie eine Feiertagsgabe betrachten. die man nicht unausgefeßt auf den Tifch fiellt. damit fie das Fefiliche nicht verliere. Vor allen Dingen aber wird fie aus dem deutfchen Volke lebende Dichter zu erziehen fuchen. Denn man mag fagen. was man will. nur archaiftifcher Dünkel wird es leugnen. daß die Werke Shakefpeares. Goethes. Schillers. felbfi Kleifts die Perfpektive auf unfere Zeit nicht mehr vollkommen befißen. -- fie haben unvergängliche Weltwette. aber für das flüchtige Auge des Befchauers find diefe zu fehr verhüllt. - und unfer Volk. das dura) die Bühne nicht nur unterhalten. fondern auch belehrt und erzogen werden will. verlangt mit Recht die Perfpektive auf den Tag. auf unfern Tag. .Hier hätten die Bühnen einzufeßen. Die dichterifchen Probleme und Geftalten. foweit fie uns Deutfche angehen.

find taufendfältig vorhanden. Ich nenne noch einmal den fozialen Kampf und das religiöfe Problem. Und es hat auch bereits eine beffere Zeit gegeben. die ihre Erfolge auf diefem Gebiet fuchte und fand. Hauptmann fchuf die Weber und Hannelez -- Jbfen. der einer der unferen geworden ifi. ließ uns in feine foziale Welt blicken. und viele andere Talente keimten und grünten. Aber ganz plötzlich. einer theo-retifchen Modetorheit folgend. kümmert man fich um den dichterifchen Naäfwuchs niäft mehr. man pflanzt nur noch fremde Bäume. die dem heimifchen Unterholz Licht und Luft nehmen. Das größte und renom-miertefie Theater Berlins. das für alle andern. auch die Provinzbühnen. den Ton angibt. fpielt feit Monaten Shakefpeare. In Mufterauf-führungen. Gewiß. Bleibt aber doch eine Sünde wider feine nationale Aufgabe. Es belebt Tote und mordet Säuglinge. Entfchließt man fich jedoch ausnahmsweife zur Aufführung lebender Autoren. fo find es meifiens gleichfalls Fremdlinge: Wilde. Shaw. Gorki. Tfchechow. Maeterlinck etc.. die uns von unferem eigenen Sein nichts zu fagen noch zu bieten wiffen. und die. was nos) fchlimmer ifi. theaterfremde Spezia-litäten wie Shaw. oder gar kranke Naturen wie Wilde. darftellen. Ganz deutlich fpricht fich aber dabei ein Zurückfallen in eine dem deutfchen Charakter anhaftende. befchämende Eigentümlichkeit aus. Die Hoch-achtung und die Verbeugungen vor dem Fremden und die bettelhafte Verkennnng des Eigenen. Das haben wir Deutfchen wahrliih nicht nötig. Wir find eine Nation geworden und follen nicht nur politifchen. fondern auch Kulturfiolz beweifen. Als eine direkte Gefahr aber be-trachte ich es. daß durch diefe lächerliche Bewertung des Fremden unfere eigene Produktion bereits beeinflußt zu werden beginnt. Schon fängt man an nachzuahmen. Und weil Wilde und Maeterlink zufällig gewiffe Krankheitsfymptome zeigen. fo züchtet man in unferen heimifchen Bühnenwerken gleichfalls allerlei Ungefundes und Sprunghaftes groß. Was im Moment nicht dekadent oder angekränkelt fcheint. das gilt auch ficherlich nicht für originell. Und der Direktor glaubt nun einmal ohne diefe marktfchreierifche Originalität niäft auskommen zu können. Das aber. was das deutfche Volk erhält und groß gemacht hat. das ifi trotz allen äfthetifchen Spintifierens feine rotbäckige Gefundheit. und in ficherem Gefühl dafür hat das Publikum in jüngfier Zeit mehrere folcher lamentierender Kunftjünger. die ihm unter allerlei Greueln und Perverfitäten etwas vorweinen wollten. kräftig von der Bühne gefcheucht. Sicherliäf. es ift ein Abweg und eine Gefahr. die derbe Gefundheit auf

der Schaubühne als etwas Unkünftlerifches verfchreien zu wollen. und follte es fich befiätigen. daß ein Theatermann vor nicht allzu langer Zeit das Stück eines Anfängers mit den Worten abwies: ..Höchfi talentvoll. aber für uns zu gradlinig. zu gefund." fo verdient er nicht den Namen eines Deutfchen.
Soll der kranke Körper wieder gefunden. fo bedarf er des Arztes.
Den Arzt kann aber bei unferen Verhältniffen nur eine hochgeftimmte. weitfichtige und milde Kritik abgeben'. Auch milde. Denn es ift wichtiger. daß der zarte Keim einer Dichtung. der lebensfähig ifi. aufbewahrt und gepflegt. als daß wegen einiges Unkrauts die ganze Pflanzung abgefenft werde.
Hierüber hat Heinrich Laube. der Altmeifier in allen Theaterdingen. Worte gefchrieben. die da klingen. als fpreche fie der Alte eben aus dem Grabe zu einer befferungsbedürftigen Generation.
„Leffing." fo fagt er. ..war national im einfachfien Sinne des Wortes. ohne doch Kenntnis und Benutzung des Fremden auszufchließen. Und fo wie er das Fremde benutzt fehen wollte. fo wurde es unfer. fo wurde es national. Er war billig gegen die Produktion. weil er jede Produktion. wie gering auch ihr literarifcher Wert fein mochte. zu fchäßen wußte. Er kannte eben genau. was es heißt: etwas fchaffen. wenn dies Etwas auch ein geringes fei. Dabei vergab er den höheren und höäjfien Maßftäben nichts und war darin fcharf. fein und weitfehend. So war feine Kritik eine anregende und niemals zerfiörende. wenn fie auch das Fehlerhafte in der neuen Produktion zerftörte. Er refpektierte in Sachen des Theaters das Publikum als den notwendigen Leib. in welchem die Seele des Theaters atmen und leben. von welchem ebenfo die Seele ihre erfichtliche Exifienz erhalten müffe etc."
Es ifi wahr. Leffing. der Kritiker. ift jung geblieben. Leffing ifi der Arzt. Zu feinen Forderungen müffen wir zurückkehren. Eine deutfche Bühne. eine gefunde nationale Kunfi. fie allein können jenen Jungbrunnen graben. in welchem die Volksfeele. wenn fie alt geworden. immer und immer wieder ihre Jahre abftreift.

Die kulturellen Werte des Theaters
MLU:
Eugen Salinger:
Sie fragen mich. welchen Einfluß das Theater auf meine ethifche und äfthetifche Bildung ausgeübt habe. und ich antworte Ihnen kurz und bündig: Einen unermeßlichen! Um Ihnen aber den ganzen Umfang diefes Einfluffes darzuftellen. würde ich den mir für die Beantwortung Ihrer Anfrage zugewiefenen Raum ficherlich allzuweit überfchreiten; ich mache es daher Ihnen und mir bequem. indem ich auf die fchönen und unvergängliäf wahren Worte verweife. die fchon vor mehr als hundert Jahren ein anderer über diefen Gegenftand gefprochen hat. nämlich Schiller in feiner Abhandlung: „Die Schaubühne als eine moralifche Anf'talt betrachtet". Was könnte ich den Worten Schillers noch hinzufügen? .Hier wird ja in klarfter und erfchöpfendfter Weife gezeigt. welchen immenfen Einfluß die Bühne auf die ethifche und äfthe-tifche Bildung wohl eines jeden übt. Dem zufolge ergibt fich aber die Bejahung Ihrer zweiten Anfrage. ob ich glaube. daß das Theater kulturell erzieherifehe Werte und Kräfte in fich berge. als etwas ganz Selbfiverftändliches. Freilich mit der Einfchränkung nur. daß es fich um eine ideale Bühne handelt. wie fie fich Schiller gedacht hat. um eine Bühne. die. um mit feinen Worten zn reden. „dem nach Tätigkeit dürftenden Geifte einen unendlichen Kreis eröffnet. jeder Seelenkraft Nahrung gibt. ohne eine einzige zu überfpannen. und die Bildung des Verfiandes und des Herzens mit der edelften Unterhaltung vereinigt.‟ Hier aber ift auch der Punkt. wo ich gegenüber Ihrer dritten Frage. ob unfer modernes Theater diefe Aufgaben erfülle. etwas fiußig und kleinlaut werde. Offen geftanden: Zu einer rü>haltlofen Bejahung kann ich mich unmöglich entfehließen. denn davon hält mich ein Blick auf den Stand der dramatifchen Produktion von heute ab. die neben manchem Guten und Anerkennenswerten doch fo unfäglich viel Mittel-mäßiges oder. was noch fchlimmer if't. auch folche,Erzeugniffe zutage fördert. die meines Erachtens ganz verwerflich find. Wie fehr fich aber die m o d e r n e n Theater die Pflege gerade diefer Gattung von Literatur zum Nachteil der wahren Kunft angelegen fein laffen und welche Ge-fchma>sverwirrung und Verwilderung daduräf hervorgerufen wird. darüber brauche ich kein Wort zu verlieren. Zur Unterfuchung der Sache wäre übrigens ein näheres Eingehen auf die Literatur der Gegen-

wart. ein genaues Abwägen und Prüfen nötig. welches wiederum den Rahmen fprengen würde. innerhalb deffen fich doch wohl die von Ihnen verlangten Antworten zu bewegen haben. Genug. ich berühre diefe Schattenfeite unferer modernen literarifchen Zuftände auch nur. um die Verlegenheit zu erklären. in welche mich Ihr auf eine bündige Beantwortung Ihrer dritten Frage abzielender Wunfch unter den obwaltenden Verhältniffen notwendigerweife verfeßen muß.
W111;

Korfiz Holm:

Ich kann dem Theater irgend einen Einfluß auf meine ethifrhe Bildung nicht zufchreiben. Afthetifch mag es mich in fehr jungen Jahren wohl beeinflußt haben. kaum aber nach der guten Seite hin.
Gewiß mag auch das Theater kulturell erzieherifche Werte und Kräfte in fich bergen. wie jede Kunf't. Daß diefe aber im breiten. täglichen Theaterbetrieb zutage träten. beftreite ich. Sie finden fich nur in der großen Kunftz und wie felten begegnet einem die auf der Bühne!
Was ich von unferm modernen Theater denke. ift damit eigentlich fchon gefagt. Ich sehe noch weiter: mir wäre es an fich genug. wenn unfer Theater eine Stätte wirklichen Amüfements bildete - für einigermaßen anfpruchsvolle. kultivierte Leute. Nicht einmal das ift der Fall.
Es gibt keine Kunf't. die in der neuen Zeit weniger gelernt hätte als die Theaterkunft. In jeder andern zeigen fiäf heute wenigftens Anfäße zur Bildung eines Zeitf'tils. in ihr nicht. Daran ändert für mich auch alles das nichts. was in 'den leßten Jahren von genügfamen Leuten zu „Großtaten“ auf diefem Gebiete aufgebaufcht worden ift. Nicht „echte" Bäume. fondern echte Schaufpieler möchte ich auf der Bühne fehen und echte Schaufpielkunft. Daß das nicht fo von heute auf morgen aus dem Nichts emporwaäffen kann. weiß ich. Aber ich fehe nirgends einen Keim dazu. nirgends auch nur den Willen. folch einen Keim zu fehen.
Deshalb erhoffe ich mir nicht viel von der Zukunft des modernen Theaters. V M
?ne/Y 75

WW*:
Felix Draefeke:
au l. Da ich von Kindesalter an häufig das recht gute Koburger Hoftheater befucheu durfte. find mir von da ab theatralifche Geuüffe wertvoller erfchienen als alle andern. felbft die durch Konzerte vermittelten. Jedenfalls haben diefe Theateraufführungen fehr auf meine Phantafie eingewirkt. bei mir. als ich noch in erfier Jugend f'tand. fchon Pläne zu einer Oper wachgerufen. und mis) fpäter wefentlich in dem Entfchluß befiärkt. die Mufik als Lebensberuf zu erwählen.
nc] ll. Ich bin fefk überzeugt. daß das Theater kulturell erzieherifche Werte und Kräfte in fich birgt und diefe auch wahrnehmbar machen kann. wenn es als Interpret wertvoller Geiftesfchöpfungen feiner erzieherifchen Pflichten fich bewußt wird. Die in bezug auf Gefinnungsadel wohl unbezweifelt anerkannten Werke unferer Klaffiker. und zwar von Leffiug bis zu Hebbel und Ludwig. fowie die Wagnerfchen großen Bühnenwerke. die wir ftets in gehobener Stimmung verlaffen. werden meiner Anficht nach nicht anders als erhebend auf das Gefühl und läuternd auf Verfiand und Geifiesbildung einwirken. Allerdings hat fich neuerdings das Theater aber in den Dieuf't von Autoren gefiellt. an deren Gefinnuugsadel durchweg zu glauben mir fchwer fällt und von denen einige mir geradezu berufen fcheinen. fäfädigend. insbefondere auf die Jugend. zu wirken. Mit diefem letzten Salze habe ich beinahe fchon auf die dritte Frage (nel lll) geantwortet und möchte nur hinzufügen. daß. fo begründet die Wertfchätzung des echten uud gefunden Realismus mir fiets erfchienen ifi. ich mich für den einfeitigen Kultus des Naturalismus oder fogenannten Verismus nicht zu begeiftern und von ihm keine guten Wirkungen zu erwarten vermag.
WAV*:
Jon Lehmann:
Das Theater hat auf meine ethifche und äfthetifche Bildung den denkbar größten Einfluß ausgeübt. Ich wurde fchon in das Theater

mitgenommen. ehe ich eine Schule befuchte. Noch mehr aber wirkte die Lektüre von Dramen auf mich ein. Mein Vater war erfüllt von glühender. ehrfurchtsvoller Begeifterung für Shakefpeare. und neugierig. diefe Wunderwerke kennen zu lernen. las ich heimlich Shakefpearefche Dramen in einem Alter. in dem andere Jungen noch Indianergefchichten zu lefen pflegen. Bald fchwärmte ich für jene Heroen. Zuerft war es Brutus in Julius Eäfar. dann Percy Heißfporn und befonders Robert Faulconbridge aus König Johann. für den ich mich begeifterte. Später ging diefe Liebe auf Nathan den Weifen über. und es gab junge Jahre meines Lebens. in denen ich mich bei jedem Entfchluß fragte: Wie würde Nathan der Weife in diefem Falle gehandelt haben? So lächerlich das heute klingen mag. fo war es doch ohne Zweifel für meine perfönliche Entwickelung von wichtiger Bedeutung. Bei jedem neuen Stück. das ich kennen lernte. wählte ich mir die beften Charaktere aus und fuchte mich nach ihnen zu bilden. ja. ich fpielte miäf denkend und handelnd förmlich in die Rolle des zur Zeit gerade von mir verehrten Helden ein. Ich kann wohl fagen. daß die Bühnenliteratur für mich zur ethifchen und äfthetifchen Amine geworden ift, Ich will übrigens nicht verfchweigen. daß ich bis zum Ende meiner Univerfitätszeit nur für das Drama höchften Stiles interefiierte. und daß ich der gefamten heiteren Literatur eine tiefe Verachtung entgegenbrachte. weil fie nach meiner damaligen Anficht das Leben nicht mit dem nötigen Ernft erfaßte. Ich erinnere mich nicht. während meiner Gymnafial- und Univerfitätszeit. obgleiäj ich fehr viel ins Theater ging. jemals einen Schwank gefehen zu haben. Während ich Einjähriger war. befuchte ich einmal mit Kameraden eine Poffe am Münchener Gärtner-Plaß-Theater. ging aber nach dem zweiten Akte weg. weil diefe Sünde gegen Logik und Wahrheit mich anwiderte. Naiv wie ich war. verlangte ich von dem Theater Begeifterung für ethifche und äfthetifche Ideale. Oft erregten mich Theatervorftellungen derart. daß ich in der darauffolgenden Nacht kein Auge fchloß. Sie fehen. ich war ein durchaus unmoderner Menfch. der Spiel für Ernft nahm. Und fo gelange ich dazu. über Ihre zweite Frage zu plaudern. Gewiß zweifle ich nicht daran. daß die Bühne auf unzählige Menfchen ähnlich eingewirkt hat. wie auf mich felbft. Es kann mir nach dem bisher Ausgefprochenen kein Zweifel fein. daß das Theater kulturell erzieherifche Werte und Kräfte in fich birgt. Der Kaifer erkennt in ihm eine feiner Waffen. Jedoch wer vermag dies Schwert zu handhaben. wer. in kulturellem Sinne. heute damit zu fiegen? Unfer Zeitalter der

technifchen Errungenfchaften erzieht die Menfchen zur Erforfchung der Urfachen und damit zur Kritik. Unfere Jugend wird fchon zum naturwiffenfchaftlichen Denken angeregt. Das moderne Kind. das gewohnt if't. durchs Telephon auf weite Entfernungen hin zu fprechen oder wie felbftverftändlich den elektrifchen Wagen. der von keiner fichtbaren Kraft gezogen wird. zu benutzen. und fich fpielend diefe fcheinbaren Wunder zu erklären vermag. if't nicht leicht zu täufchen. Ich war einmal mit einem jungen Verwandten in einem Märchenfpiele. in dem ein Zauberer von feiner Macht und feinem Reichtum dem Publikum erzählte. Da flüfterte der kleine Berliner mir zu: ..Sagt er!" Wir find zu klug und zu kritifch geworden. wir haben zu fehr die Naivität verloren. als daß wir uns naiv den Eindrücken der Bühne hingeben können. Man bringe heute einen durch und durch edlen und braven und guten Menfchen auf die weltbedeutenden Bretter. und niemand wird ihn ernft nehmen. denn jeder weiß aus eigener Erfahrung. daß es ganz reine. ganz gute und ganz edle Menfchen im Leben nicht gibt. Jm Gegenteil. man bringt Leuten. die fich fo geben. befonderes Mißtrauen entgegen. weil man annimmt. daß fie ihre Fehler verdeaen. und daß diefe daher um fo gefährlicher werden können. Idealiften. wie das Jahr 1848 fie bei uns herdenweife erzeugte. werden. wenn fie heute erfcheinen. nur zu gern von uns als Narren angefehen. Den planlofen. ficherlich befangenen. aber dennoch überaus bewunderungswürdigen Helden der jenigen ruffifchen Revolution bringt man bei uns Deutfchen wenig Verftändnis entgegen. Mit ihren Fehlern und Vorzügen auf die Bühne gebracht. würde man fie mit der Bezeichnung ..Schwärmer und Toren" oder „Schnorrer und Verfchwörer“ abtun. Unfere Vorfahren aber liebten es. Charaktere ohne Fehl und Makel zu bewundern. Sie liebten es auüf. auf der Bühne in Tränen zu zerfchmelzen. Eine alte Tante hat mir einmal erzählt. daß es bei manchen Stücken in ihrer Jugend geradezu zum guten Ton gehörte. zu weinen. Jemanden. deffen Tränen man nicht fließen fah. den würde man für hart. herzlos und fchlecht gehalten und verachtet haben. Heute fihämt fich jeder. im Theater Tränen zu vergießen. und wenn fie ihm emporfteigen. wird er unwilligz ja man lacht fogar höhnifch. um niäft weinen zu müffen. Unfere Zeit ifk hart. fkeptifch und materiell. Aus dem Apollo. den wir fchaffen wollen. bildet fich faft gegen unfern Willen ein Satyr. Es fehlt uns die Möglichkeit der Illufion. das Theater aber bafiert auf der Illufion. Bei Schwänken verzichtet man von vornherein darauf. den Maßftab der Wahrheit anzu-

legen. alle übrigen Stücke werden heute verdammt. wenn fich an irgend einer Stelle Bühne und Wahrheit nicht decken. Aber es gibt kein Werk der gefamten Weltliteratur. bei dem dies der Fall wäre. von einigen wenigen. ftreng naturalifiifchen Dramen abgefehen. Dem Bühnenfchrift-fieller bleibt mithin. wenn er eines äußeren Erfolges fich erfreuen will. nur die Möglichkeit. einen Schwank oder ein naturaliftifches Drama zu fchreiben. Den Schwank rechne ich nicht zur Literatur. und ich bin auch fo keherifch. das naturalifiifche Drama nicht zur Dichtung zu rechnen. weil es phantafie- und kunftlos den Alltag photographiert. Vielleicht liegt die unglaubliche derzeitige Verödung unferer Bühnen an dem ganz unmöglichen Verlangen. das die Zeit aus ihrer Denkungsart heraus an fie ftellt. Bekannte Bühnenfchriftfteller haben für diefe an fich törichte Forderung die Kritik verantwortlich gemacht. Das er-fcheint mir ungefähr fo. als wenn man einen Schuhmann dafür ver-antwortlich machen möchte. daß er den Befehl feines Vorgefeßten aus-führte. Jede. im normalen Sinne gut geleitete Zeitung ift nichts an-deres als ein Spiegelbild der Zeit. Ich glaube. ich bin der einzige Bühnenfchriftfteller. der zugleich Herausgeber einer großen Tageszeitung ift. und ich habe fo Gelegenheit. von zwei ganz entgegengefeßten Stand-punkten aus die Theaterkritik zu betrachten. Der heutige Kritiker kann oft nicht anders als verdammen. wenn er fich mit feinen Lefern in Uber-einftimmung fühlen will. verdammen an Stellen. an denen jeder Autor das Urteil als höchft ungerecht empfinden wird. Zwifchen unferer materiellen. naturwiffenfchaftlichen Zeit und den Gebilden der heutigen dramatifchen Dichtung gähnt eine tiefe Kluft. Beide konnten bisher zu einem gegenfeitigen Verfiehen nicht gelangen. vielleicht fchließen fie fich fogar ihrer Wefensart nach aus. Man kann nur Einfluß üben. wo man eindringen kann. So erfcheint es mir geradezu unmöglich. daß das moderne Theater in pofitivem Sinne kulturell erzieherifch wirke. Uns ift der naive Glaube verloren gegangen. Wenn früher das gute Beifpiel Nacheiferung erwe>te. fo erregt es heute Spott. weil man es der Bühne niäjt glaubt. „Der Weife renommiert!" heißt es in einem franzöfifchen Schwank. Ebenfowenig wie heute geifiesgebildete Menfchen einen neuen Religionsftifter ernfi nehmen würden. der aus beftem Wollen heraus neue Früchte zur Befriedigung unferes Religions-hungers an Stelle der abgeftorbenen darreichen wollte. ebenfowenig werden fie fich von dem Helden auf der Bühne hinreißen laffen. Und dies ift fchade um uns; denn es gibt nichts Herrlicheres zu fchauen. als

ein edles. reines. hochwollendes Menfchentum. künftlerifch dargefkellt.
Aber man wiirde es kreuzigen.
Dennoch erwächit der Bühne auch heute eine gewaltige Kulturaufgabe; dann. wenn fie Arm in Arm mit der Zeit zu fchreiten vermag. wenn fie ihre Skepfis teilt. wenn fie. ftatt fchönen Schaum an die Oberfläche zu treiben. den Dingen auf den Grund geht und ihre Schäden aufdeckt. Unfere Zeit leidet an dem Ballafi. den die Jahrhunderte auf fie getürmt. Es gibt noch viele Zöpfe. die niaft abgefchnitten find. ja. die man nicht einmal als Zöpfe erkennt. weil die Gewohnheit unferen Blick abgefiumpft hat. Der Dramatiker. der der Zeit den Spiegel ihrer Torheit vorhält. der das Säflechte und Häßliche der Lächerlichkeit preisgibt und die Welt vonllbeln befreit. indem er fie erkennen lehrt. der allein kann heute heilen und beffern; für ihn erwächft nicht allein eine foziale. fondern auch eine ethifche und äfthetifche Aufgabe. Die Dramenform. die in unferer Zeit allein einen kulturell erzieherifchen Wert haben kann. ift die Satire. Nur fie befißt die Kraft des Eindringens. weil fie allein die Sprache fpricht. die der Gegenwart geläufig ift. Man wende nicht ein. daß die Satire nur verneint und nichts Pofitives errichtet. Vielleicht war kein Zeitalter noch fo bereit. Schäden zu verbeffern. die es erkannte. Reinigt den Boden von Steinen. führt ihm Nahrung zu und die Blumen werden in fpäteren Tagen von felber fprießen.
xxxm: N Viktor Blüthgen:
Ich habe vorübergehend intimere Beziehungen zum Theater gehabt: in den fiebziger Jahren als Rezenfent für die Elberfelder und Krefelder Zeitung. je ein halbes Jahr; dann durch die neunziger Jahre als Librettift zweier Opern. die man in Breslau von den Premieren her kennt und die feither noch jeden Winter in der Provinz gegeben worden find. Jm übrigen habe ich nur fpärlich vom Theater genafcht. Die Wahrheit zu fagen. habe ich die Oper immer dem Schaufpiel vorgezogen; fo ftark wie mich Mufik beeindruät. habe ich der Oper. der Wagnerfchen an der Spiße. die intenfiveren und wohltuenderen Reize zu verdanken - das heißt der vornehmen Oper; Operetten find mir faft durchweg greulich. Je be-friedigender das Libretto auf mein äfihetifches Empfinden wirkt. je höher der Genuß der Oper für mich; der dramatifche Befiandteil der Oper

ifi immer für mich das Entfcheidende in bezug auf meine innere Stellung zu ihr gewefen. Die Mufik ifi ein fo glücklicher Beif'tand für die dramatifche Wirkung. fie kann die matten Stellen beleben. die allzu drafiifchen mildern. ihre Schmerzhaftigkeit verfüßen. die Eharakterifiik eindringlicher machen. verfiärken. Sie verhindert. daß Fehler im Kleinen die große Wirkung fibren.
Und letzterer Umfiand. in welchem Punkte ich fehr empfindlich bin. ift der Grund. weshalb ich immer mit einem ausgefprochenen Unbehagen ins Schaufpiel gehe. da ich nicht zu kritifieren. fondern zu genießen wünfche; felbft als Kritiker wünfchte ich das und halte jeden Kritiker. der anders empfindet. für eine Mißgeburt. die ich bedaure. Aber ich muß mich ohne das auch bedauern. Die ungetrübten Vollgenüffe. die mir vom Schaufpiel her geworden. kann ich. glaube ich. an den Fingern abzählen. Da kommen fo viele Momente in Betraäjt: das Drama felber. die einzelnen Rollen. das Enfemble. die Regie. die fzenifche Aufmachung insbefondere - wie viel Störendes ift da denkbar! Ich gehe meift mit einem häßlichen Nachgefchmack aus dem Theater. deffen ziemlich fichere Erwartung mich fchon vorher um den rechten Genuß gebracht hat.
Ich habe mein Lebtag ein fo fiarkes Wirklichkeitsempfinden gehabt. oder. phantaftifchen Vorausfeßungen gegenüber. Wahrfcheinlichkeits- und Möglichkeitsempfinden. daß ich damit einer dramatifchen Aufführung gegenüber leider Gottes übel dran bin. Und ich empfinde darin um fo intoleranter. je anfpruchsvoller mir eine Bühne entgegentritt. Naturgemäß ifk das. je älter ich geworden bin. um fo fchlimmer geworden.
Sicherlich hat mir das Theater namentlich in jüngeren Jahren ftarke dichterifche Eindrücke vermittelt. um fo wirkfamer. je feltener ich fie mir zuführen durfte. und um fo erhebender. je fympathifcher für mich fich das Repertoire in meiner Jugend von dem heutigen unterfchied. Damals waren die Klaffiker Mode. und die Mängel der Aufführungen fielen darum weniger für mich ins Gewicht. weil mein Theaterbefuch meift mit dem Auftreten erfiklaffiger Gäfie zufammenhing. deren Leifiungen gegenüber das übrige mehr Folie war. Damit kam wenigftens der bedeutfamfte Spielreiz eines ernfihaften Stückes zu ausgezeichneter Wirkung.
Daß mein äfihetifches Empfinden da beeindruckt und gefördert wurde. Ideale. Maßftäbe entnahm. ift bei jemand. der einen künftigen Poeten in fich trug. felbftverftändlich. Die Vorherrfchaft der Klaffiker auf der Bühne. die bis dahin dauerte. wo ich ein fertiger Menfch war. hat mein äfihetifches Glaubensbekenntnis - im Einvernehmen mit meiner

ganzen Veranlagung - fo weit fefigelegt. daß ich der modernen Bewegung über den Schritt zu einem gefunden Naturalismus hinaus nicht zu folgen die Möglichkeit gefehen habe. Ich fand. daß ich ein gefunder. normaler Menfch bin und daß fich meine äfthetifchen Ideale fträubten. fiäf zu dem pathologifchen Raritäteukabinett der dekadenten Moderne. von Jbfeu bis zu Hofmannsthal und Wedekind. zu bekennen. Und wenn mir die Möglichkeit. mit der Strukturlofigkeit als moderner Errungenfchaft ftarke dramatifche Wirkungen zu verbinden. durch Gorkis wunderbares Nachtafyl aufgegaugen if't. frage ich mich doch. ob das nicht mehr eine Photographie als ein Kunftwerk ift. allerdings eine unheimlich geglückte. Daß das Theater in feiner Entwickelung dazu beigetragen hat. wenn mein äfihetifches Empfinden heute ftarkeren Nachdruck auf Lebenswirklichkeit im realiftifchen. ja bedingt naturaliftiftheu Sinne legt. als ihn die Klaffiker vertragen. ift gewiß. In welchem Maße gerade das Theater entfäfeidend. das ifi eine andere Frage. Nur der fzenifche Naturalismus entf'tammt originaliter dem Theater: den Meiningern. Der dichterifche ging parallel auf allen Gebieten der Dichtkunfi vorwärts. die Epik und vor allem breit und zielbewußt die Erzählung voran. und es ifi leicht nachzuweifen. daß ihr die Malerei immer einen Schritt voraus war und Wegweifer geworden ift. Allerdings habe ich die Nachempfinduug. daß die draftifche Sprache der Bühne in der ganzen Frage das leßte Wort für mich gefprochen hat. klärend vor allem in dem Punkte: wie weit der Naturalismus mit künftlerifcher Wirkung verträglich if't.
Diefe hört auf. wo er für das Empfinden unerträglich wird. Und das ift bedeutfam für die Beantwortung der fpäteren von Ihnen gefiellten Fragen.
Ob das Theater ethifch auf mich gewirkt hat?
Das auch. Nur if't vorweg zu betonen. daß das ethifche Empfinden und Bekenntnis ebenfo wie das äfihetifche feine Grundbedingungen in der Perfönlichkeit hat. in der natürlichen Veranlagung. und daß die maßgebenden Jmpulfe für feine Entwickelung und Befiimmung unter allen Umfiäuden ganz wo anders herkommen. als daß fie vom Theater entfcheidend beeinflußt werden könnten. Das wird immer nur ganz fekundär wirken können. wo. wie es bei mir der Fall war. das ethifche Moment im Menfchen ein klares. feftumrifienes Geficht hat und das Theater nur ganz felten in Anfpruch genommen wird. Eine Verfiärkuug des pofitiven wie negativen ethifchen Empfindens ifi ja bei der fiarken Sprache des Theaters die natürliche Folge.

Viktor Blüthgen
Ihre zweite Frage: ob das Theater kulturell erzieherifche Werte und Kräfte in fich birgt. hat eine prinzipielle und eine praktifche Seite. Was die erftere betrifft. fo beantworte ich fie mit einem glatten Ja. Nur reduziert fich der Effekt. die zweite angefehen. auf ein Minimum. ausgenommen unter beftimmten Bedingungen. auf die ich fpäter zu fprechen komme.

Die Schaubühne als moralifche Anftalt hat nicht erft Schiller erfunden. Schon Hans Sachs hat fie als folche behandelt. und Luther muntert in den Tifchgefprächen dringend zum Theaterbefuch auf : man fehe da. was für eine gute Sache der Eheftand ift. und das ermutige zum Heiraten. Daß das Theater das fiärkfte Verbreitungsmittel für Tendenzen aller Art ifi. kann keinem Zweifel unterliegen. Es macht die Tendenz lebendig. lebendiger als irgend ein Ausfprachemittelz es erfeßt die perfönliche Suggeftion. indem es fie objektiv macht. übertragbar auf Vermittler. Mit dem Theater ift eine ganze Nation zu heben oder zu Lumpen zu maäfen.

Vorausgefeßt. daß fie hinein geht. Vorausgefeßt. daß fie fehr oft hineingeht.

Afihetifch wie moralifch zu bilden oder zu Trotteln und Narren zu machen. Denn die weitaus meiften Menfchen find unglaublich unfelbftändig. an Intelligenz und Charakter unausgebildet. und fuggefiibel.

Aber praktifch genommen hat die Sache ihren Haken. Wie fich das Theaterwefen bis heute entwickelt hat: die ganze Inftitution. ihre Beziehung zum Publikum. zur Literatur - ift es für den Zweck der kulturellen Volkserziehung ohne erheblichen Wert.

Die Theater befiehen nur an großen Verkehrszentren. kommen für den weitaus größten und gerade den in der Kultur rückftändigften Volksbeftand überhaupt nicht in Betracht. Wo fie befiehen. find fie gefchäftliche Unternehmungen mit koftfpieliger. dort. wo fie mit erfien Kräften arbeiten. fogar fehr koftfpieliger Regie. die. foweit fie Hofbühnen find. als Repräfentationsfache mit Unterbilanz und Zufchüffen rechnen. im übrigen von der Wohlhabenheit ihrer Befucher leben und ihren Unternehmern möglichft viel Ertrag abwerfen follen. Unter diefen Umftänden werden fie in erfter Linie nicht als Erzieher - wenn überhaupt - fondern als Diener des Publikums geführt und kommen mit ihrer Platzgebühr hauptfächliäj für die Wohlhabenden in Betracht. deren augenblicklicher Gefchmacksftandpunkt. mehr noch deren augenbli>liche Genußwünfche das Repertoire diktieren. So find die Theater Diener des Zeitgefchmacks. der die bevorzugte Bevöl-

kerungsfchicht beherrfcht. und feine Erzieher höchftens in dem Sinne. daß fie ihn am draftifchften zum Ausdruck und zum Bewußtfein bringen. bis zur Pointe durchbilden -- das kann ja. wenn er faul ift. allenfalls zu feiner Revifion und Korrektur beitragen und infofern kulturfördernd wirken; es bedeutet dann die Austreibung des Teufels durch Beelzebub. den oberften der Teufel. Ich be|reite. daß diefe Art der Kulturförderung wünfchenswert ift. Außerdem handelt es fich dabei immer nur um die Kultur der kleinen führenden Schiäft. deren Kulturfragwürdigkeiten bei diefer Gelegenheit erft auf die Galerie übertragen werden.

Ift der ethifche Gewinn bei den befiehenden Theaterverhältniffen eher ein negativer als ein pofitiver. if't auch der af'thetifche. was die dramatifche Produktion betrifft. ein höchft zweifelhafter. da hier die Modediäftuug äfihetifch ausfchlaggebend ifk. fo bleibt als Ertrag nur der Wertzuwachs eines äfihetifchen Moments übrig: der Schaufpielkunf't nebfk Regiekunfi. Das hat aber für die Volkskultur herzlich wenig zu bedeuten. wie die Dinge jeßt liegen; würde dann nur Bedeutung für fie haben. wenn das Repertoire auf kulturelle Erziehung zugefchnitten wäre. So kommt nichts dabei heraus. als ein Perfonenkult. wie er bei hauptfiädtifäfen Bühnen befonders fo kläglich groß gezogen wird und fo alberne Blüten treibt. zur Genugtuung für Mimen-Eitelkeit und Größenwahn. die den Dichter als eine Art .Handlanger für ihre Erfolge behandeln.

Jnfoweit alfo fpreche ich den befiehenden Theaterverhältniffen Kultur-wert ab und zu. Das Gefühl. daß die Sachen fo liegen. und der Wunfch. die „kulturell erzieherifchen Werte und Kräfte. die das Theater in fich birgt. nußbar zu machen". befiehen unter Einfichten fchon lange und breiten fich immer mehr aus. nicht bloß in der Reichshauptf'tadt. wo man glücklich bei der Premidrentigerei angelangt if't und zwifchen der Poffe und Frank Wedekind die Wahl hat. der felbfk das franzöfifche Ehebruchsdrama zur kalten Schüffel gemacht hat. Man kann ja auch pfyäfologifche Raritäten von weniger fchädliäfem Nachgefchmack aus der chemifchen Küche der modernen De-kadenz genießen. Mit der Volkskultur hat das nichts zu tun. Das einzige. was für fie ab und zu abfällt. if't ein wirkfames. kräftiges Tendenzftück. Nun find ja aus richtiger Erkenntnis und gutem Willen heraus in Berlin ein paar Theater entfianden. die. was Preife und Repertoire anbetrifft. als Volkstheater gedacht find. Aber fie find aus gefchäftlichen Gründen in die Notwendigkeit verfeßt. zwifchen der guten Abficht und den kultur-widrigen Anfprüchen ihres Publikums zu lavieren. nicht immer mit Erfolg.

Schließlich: was bedeutet der Tropfen gegenüber dem Gedanken.
das Theater für die gefamte Volkskultur der Nation auszunußen?
Man hat die Auskunft herangezogen. mindeftens in den Städten
überall fubventionierte oder gar von der Stadt unterhaltene Theater zu
fordern. Diefe Idee fcheitert unter allen Umftänden wenn nicht an den
fiädtif chen Budgetmöglichkeiten. fo an dem Mangel guterBerufsfchaufpieler.
Der erfte wirklich fruchtbare Gedanke. der da in die Erfcheinung ge-
treten. ifi der: die Schaufpielkunft in das Volk zu tragen. Volksauf-
führungen zu veranlaffen und ihnen weithin im Volk Boden zu erobern.
Bisher hat man die Probe darauf nur mit ein paar Fefifpielen großen
Stils gemacht: mit gutem Erfolg. Außerdem haben längft Liebhaber-
bühnen und gelegentliche Dilettantenaufführungen fymptomatifch auf
künftige Möglichkeiten hingewiefen. Aufführungen wie die der Ober-
ammergauer. die nicht bloß Paffion fpielen. ihnen fogar die künfilerifche
Weihe gegeben. Neuerdings ifi die mimifch-deklamatorifche Betätigung
mit ausgezeichnetem Erfolg und in fehr gefunder Weife für die Jugend-
erziehung zielbewußt bei der ländlichen Jugend angewandt und zur Dis-
kuffion gefiellt worden. vom Lehrer und Bildhauer Mahdorf in Eöthen
bei Falkenberg i. d. M.; wie denn Lehrer und Geifiliche die berufenen
Leiter für die Landbevölkerung find. wenn man daran denkt. das Theater
als kulturelles Erziehungsmittel auf diefe zu übertragen.

In der Vorbereitung und Pflege der Volksbühne in diefem Sinne
fehe ich das einzige zum Ziel führende Mittel. und ein erftklaffiges. um
den Kulturwert des Theaters wirklich auszulöfen. Auf diefem Wege
wird ein perfönliches Verhältnis zwifchen Volk und Dichtung gefchaffen.
der Kulturwert der Dichtung unmittelbar und wirkfam auf die Mitwir-
kenden übertragen und mit verbürgter Teilnahme auch von den Zufchauern
aufgenommen.

Ich habe zwei Erinnerungen. die für mich jeden Zweifel in diefer Hin-
ficht ausfchließen.

Ich war. glaube ich. ein zehnjähriger Junge. da fiel es einem phanta-
fievollen. begeifierungsfähigen Kameraden - Kluge hieß er und ift nach-
her als Klempner in meiner Vaterfiadt gefiorben - ein. mit uns eine
Theatergefellfchaft zu gründen. Wir fpielten Schiller; zuleht auf einem
Dachboden. und die Sache nahm ein Ende. als der di>e Geßler eines
Tages bei unvorfichtigem Abgehen durch die Treppenluke auf den tieferen
Treppenabfaß hinunter purzelte. Man muß die innere Erhebung. den
Schwung. die ethifche Betätigung und Befruchtung. die das Ergebnis

unferer Bemühungen waren. fo deutlich und fo lange nachfühlen. wie ich. um diefe Jugendcpifode beweiskräftig zu finden. Und unter diefer Wirkung ftand jeder Mitfpieler. Ich habe fpater dann als Hauslehrer mit Dörflern einen Luftfpielabend einftudiert _- eine Wohltätigkeitsvorfiellung: was ich da mit vollkommenem Rohmaterial erzielt habe und wie diefe Elemente noch wochenlang naäjher aus ihrer Umgebung herausfielen. bevor fie fich in ihr Milieu zurückverfetzten. das gehört zu meinen lehrreichften Lebenserfahrungen. Echte und wahrhafte Selbfikultur wird eben nur tätig erworben. nicht paffiv. diefe ergibt nur Firnis und Dreffur. keine Bildung.

Freilich. wenn man Volkskultur treiben will. muß man ein Stück Pädagoge fein. Mit Feinfchmeckerkunft kann man kein Volk erziehen und heben. Für afthetifche und moralifche Verfiiegenheiten ifi hier kein Play. die find überhaupt nicht kulturfördernd. fondern die Befriedigung für die Anfprüche der Blafiertheit und Uberreiztheit. die Genugtuung. die Legitimation für die Uberkultur. die doch nur eine Selbfifpiegelung ifk. Nur die dramatifche Produktion. die auf dem allgemein Menfchlichen beruht. zu der nicht nur eine kleine „Gemeinde“. fondern der Durchfchnittsmenfch in fich die Brü>e findet. ifi kulturfördernd im großen Stil. Im höchften Sinne iii das der Klafiizismus. Niemand hat ohne das ein Anrecht auf den Titel eines Klaffikers. Man muß das Befie und Geeignetfte in diefer Art ausfuchen und das Volk felbfttätig erleben lafien.

Im übrigen mag die Bühnenkunft im bisherigen Sinne ihre eigenen Wege weitergehen. mag Höhenkunft treiben und vor allem technifch vorbildlich fich weiter entwickeln. Sie fieht dann auf ficherem. klarem Programm. hat ihre abgerundete Berechtigung. wird den Vorwurf. daß fie fo viel Gutes unter den Tifch fallen läßt. von fich ablehnen und diefes Gute an die breite Möglichkeitsfchicht der Volksaufführungen verweifen können und pekuniär fich wahrfcheinlich dadurch beffer ftehen. daß das Allgemeinintereffe am Bühnenfpiel auch ihr zugute kommt und ihr reichlich ein vorführungs- und lernbegieriges. vor allem verfiändnisvolles Publikum zuführt.

Richtig geleitet. werden diefe Beftrebungen auch den übrigen Zweigen der Dichtkunfi. ja der Kunft im weitef'ten Sinne zugute kommen. Und nicht weniger einer gefunden Ethik die wirkfamfien Dienfie leiften.

Die Arbeitsnotwendigkeiten im Volk forgen genügend. daß Deutfchland deshalb nicht ein großes Oberammergau zu werden braucht.

Leo Greiner
Maxi/11:
Leo Greiner:
I
Ich verdanke dem Theater. äfthetifch fowohl wie ethifch. fo gut wie alles. Dies gilt freilich weniger von der lebendigen Bühne. als von der dramatifchen Weltliteratur. die zum großen Teile noch ihres Theaters harrt. Die Befchäftigung mit dem Drama war und ift mir. neben dem Studium der Gefchichte. die einzige Art receptiver Arbeit. die mich noch nie enttäufchte. indem fie alles Aufgenommene unmittelbar und immer in produktive Kraft. jede kleinfte Mühe und Hingebung in eine luftvolle Steigerung meines Perfönlichkeits- und Weltbewußtfeins ver-wandelte. Erft das Drama führte mich ein in die entzweite Welt der ethifchen Grundkräfte. indem es diefe rein. herausgelöft aus dem ver-wirrenden Chaos der Wirklichkeit. vor mich hinftellte und fo meinem Blick gewiffermaßen die Gelenke unter dem Fleifch bloßzulegen begann. in denen Individuum und Gefellfchaft fich bewegen. d. h. mir erft das Tor öffnete. von dem aus ich Weg vor mir hatte. Erft das Drama lehrte mich das Formproblem unferer Zeit anfchauen und einer Erkennt-nis nahe kommen. die zum erften Male die Möglichkeit einer nicht auf gtiechifchem Geifte fundierten und fpezififch modernen Klaffik vor mir auftauchen ließ. einer Klaffik. die ihre Äfihetik nicht auf dem Begriffe des vollendet Schönen. fondern des Gleichgewichtigen. des vollkommen Statifchen aufbaut. Mit einem Worte: Drama (und Hiftorie) waren die Ventile. die zuerft in mich einfirömen ließen. was ich bis dahin nicht gekannt hatte: Weltluft.
II.
Der Wert. den das Theater für mich als einen von denjenigen befiht. denen die Bühne irgendwie perfönliche Lebensfache ift. hat mich zu keiner Überfchäßung der Kräfte geführt. durch die fie in der Ge-famtheit der Nation wertvoll werden kann. Ich glaube an eine kulturell erzieherifche Macht des Theaters. die um fo bedeutender fein wird. je weniger das Drama fie bewußt und unmittelbar auszuiiben beab-f ichtigt. Die Tendenz. die Urfeindin des Stiles und aller künft-lerifchen Kultur. mit ihren zahllofen überdeutlichen und verfieckteren Spielarten fördert die Erziehung der Maffen keineswegs. fie verdirbt vielmehr alles. was die reine. von allen Nebenzwecken geläuterte Kunfi zu erreichen vermag. Die Dramatiker mit dem heimlichen oder öffent-

lichen Seelforgerpatent haben. meiner Anfieht nach. noch nie einen Menfchen gebeffert. dagegen das Gefühl der Menge für die gewaltigen Werte der großen. in fich felbft ruhenden Kunft immer aufs neue irregeführt und mißleitet. Die Schaubühne ift keine moralifche Auftakt. fondern eine Infiitution zur Ergöhung. Erhebung und Erfchütterung der Aufnahmewilligen. in denen fie von felbf't äfihetifihe und moralifche Wandlungen erzeugen wird. aber ohne daß fie es wiffen. ganz allmählich und in den dunkleren Tiefen ihrer Seele. in denen jede wahre Kultur. diefer traumhafte Infiinkt zum Richtigen. feinen Sid hat. Andere* Zeiten kümmerten fich nicht im geringf'ten um Erzeugung von Kultur. aber fie hatten fie. So wird auch das Drama. das auf Erziehung verzichtet. in dem die großen Gegenf'tände der Menfchheit nicht ausgefochten. fondern dargeftellt werden. der Nation willenlos das fchenken. was ihr am meiften mangelt: Kultur der Muße. Jeder kleinfte Handwerker trägt. folange er bei der Arbeit ift. fein Teil mit bei zu dem großen Werke einer modernen Kultur und fteht auf feinem befcheidenen Platte im Kreife aller Schaffenden. Kaum aber legt er das Werkzeug aus der Hand. in den Zwifchenftunden der Erholung und Unbefchäftigtheit. finkt er plöhliäf von dem hohen Niveau. auf das die Arbeit ihn gefiellt. meilentief hinab in Schmutz und Ode: in der Art. wie er fich vergnügt. offenbart fich am kraffeften der Mangel an Kulturtrieb. den zu wecken und zu nähren das Theater mehr als alle anderen Künfie mächtig ift. Zwar glaube ich nicht. daß die Schaubühne jemals wieder einen fef'tlichen Charakter gewinnen wird. wie einige Schwärmer meinenz eine folche Schaubühne verkündigte. wenn fie verfucht würde. nichts als eine klingende Botfchaft. die keinem Glauben begegnet. einen Kult um des Kultes willen. ohne Religion. Dagegen glaube ich. daß das Theater. wenn auch keine Dionyfien im Frack. fobald es fich. dem heutigen Leben entfpreehend. auf die kultlofe Religion der Wirklichkeit gründet. Andacht und Erhebung erzeugen wird. die fich dann ungewollt in natürliäfes Kulturgefühl. in den Trieb zur Wahrhaftigkeit in allen Lebensäußerungen umfeßen werden.

[II.

Dies erfcheint utopiftifch. wenn man nicht von einem imaginären Begriff der Schaubühne. fondern von den tatfääjlich befiehenden Theatern redet. Allein ein Überblick über die lehten zwanzig Jahre deutfchen Theaterlebens zeigt. daß es langfam. aber ftetig vorwärts geht. Seit es möglich ift. Bühnen mit einem ganz oder faft ganz künfilerifchen Re-

pertoire zu erhalten. ift kein Grund mehr da. zu verzweifeln. Der Genuß macht genußfähiger. das befriedigte Bedürfnis reizt den neuen Hunger. Schon jeßt unterfcheidet man fcharf zwifchen „literarifchen“ und ..nicht-literarifchen" Theatern. Vielleicht kommt einmal die Zeit. wo der Zufall äußerlicher Gleichheit zwifchen den beiden Kategorien nicht mehr genügt. um innerlich fo tief Verfchiedenes mit demfelben Namen zu bezeichnen. und das Bewußtfein diefes elementaren Unterfchiedes auch in die offiziellen Kreife dringt. Das Volksbewußtfein und fein äußerer Ausdruck. das Gefeß. verfteht unter Theater heute noch Anftalten. in denen gefchloffene Stücke. unter Variete Spielhäufer. in denen lofe Szenen aufgeführt werden. Vielleicht fchiebt einmal Volksbewußtfein und Gefeß. klar geworden zu einer kulturreifen Unterfcheidung. die Schwank- und Poffenbühnen nach der Seite der Variätss hinüber und fiatuiert fo zum erften Male nach langer Dumpfheit das Theater als Kunftinftitnt. Erft dann. wenn die Schaubühne nicht mehr mit wefensfremden Elementen vermifcht ift. wird man feftftellen können. wie viel fie vermag. Wir können nur fagen: Es ift beffer geworden. Unferen Enkeln bleibt es vorbehalten. zu fagen. daß es gut geworden fei.

WAK/[ll: Hans Land:

Zweifellos birgt das Theater enorme erzieherifche Werte in fich. eine Wahrheit. die feit den Tagen des Arifloteles fef'tfteht. Es ift nicht nur zu erwarten. fondern bereits gefchehen. daß das moderne Theater die gleichen Aufgaben erfüllt hat. wie die klaffifche tragifche Kunft. Männer wie Ibfen. Strindberg. Hauptmann haben ihm zu diefer Würde verholfen. und es wird fie niemals verlieren können. mag auch der Theatermarkt von heute in noch fo fchimpflichem Grade ein profanes Geldgefäfäft darf'tellen und ein triviales Unterhaltungs- und Schaubedürfnis befriedigen. 77W Z

A. Graf zu Fürfienberg-Fürfienberg:
Beiträge zur Kenntnis der ..Phyfiognomi-
'fehen Fragmente“J.C.Lavaters. mit unver-
öffentlichten Briefen an Goethe und Herder.
..Jf't der erfte Moment. da dir ein Menfch erfcheint. und zwar im
reäften Lichte. ganz vorteilhaft für ihn; verfchob fein erfier Eindruck nichts
in dir; wurdeft du durch ihn auf keine Weife gedrückt oder geniert. fühltefi
du dich in feiner Gegenwart fo gleiäf. und immer froher und freyer. leben-
diger und mit dir felbfi. auch wenn er uichtmit dir fprach. zufriedener.
fo fey ficher - der wird bey dir. infoferu niemand zwifchen Euch fieht.
nie verliehren. immer gewinnen. Die Natur hat Euch für einander ge-
bildet. Ihrwerdet einander mit fehr wenigem. fehr vieles fagen können . ..
Studiere nur genau und bezeichne die fprechendfien Züge.‟
Lavaters ..Phyfiognomifche Geheimregeln‟.
ein Manufkript für Freunde.
In diefer erfien von hundert Geheimregeln. die Joh. Eafpar Lavater
feinen Freunden gibt. liegt gewiffermaßen fein Pofiulat für ideale Ge-
fellfchaftsphyfiognomik im kleinen. begrenzten Kreife. mit Ausfchluß der
großen Allgemeinheit. für die phyfiognomifchen Eindrücke. welche die
Nächften. die Geifiesverwandten. wie wir fie gleich unzertrennbaren Fa-
milien in der Sturm- und Draugperiode finden. von einander im erfteu
Momente gewinnen follen. für die Zeichen fympathifäfer Bildung in
Natur und Gemüt. weläfe den Freund dem Freunde zuführen follen. Ein
Leitwort. ein Verfuch. in großen. nicht ins Einzelne und die feinften De-
tails eingehenden Zügen. Menfchenkenntnis. und in erfter Linie Men-
fchenliebe. das nächfte Ziel im Sinne Lavaters zu verbreiten. können wir
in der kleinen Schrift das Hauptmotiv der vierbändigen Phyfiognomik
erbli>en. ein kurzes Programm vielleiäft für das weit ausholende. halb
wiffenfchaftlich forfchende. halb religiös infpirierte Werk des Züricher
Geifilichen und Naturphilofophen.
..Die Phyfiognomik felbft.‟ fo definiert Lavater. ..if't die Fertigkeit
durch das Außer-liche eines Menfchen. fein Inneres zu erkennen. das.

was nicht unmittelbar in die Sinne fällt. vermittels irgend eines natür-
lichen Ausdrucks wahrzunehmen." ..Alle unmittelbaren Äußerungen des
Menfchen. alle Züge. Umriffe. alle paffiven und aktiven Bewegungen.
alle Lagen und Stellungen des menfchlichen Körpers. alles. wodurch
der leidende oder handelnde Menfch unmittelbar bemerkt werden kann.
wodurch er feine Perfon zeigt - ift Gegenftand der Phyfiognomik.‟
..Sie ift eine Quelle der feinften und erhabenften Empfindungen. ein
neues Auge. die taufendfältigen Ausdrücke der göttlichen Weisheit und
Güte zu bemerken. Wo das ftumpfe. das ungeübte Auge des Unauf-
merkfamen nichts vermutet. da entdeckt das geübte des Gefichtskenners
unerfchöpfliche Quellen des geiftigen. fittlichen und zärtlichen Vergnügens.
Und er verfieht die fchönfte. beredtefie aller Sprachen. die Naturfprache
des moralifchen und intellektuellen Genies. die Naturfprache der Weis-
heit und Tugend.“
Phyfiognomie und Phyfiognomik. Naturprodukt und Wiffenfchaft.
die zweite im Gefolge und als Refultierende der erfien. erläutert er uns
meifterhaft in den Sätzen: ..Jm weiteften Verftand ift mir menfchliche
Phyfiognomie - das Äußere. die Oberfläche des Menfchen in Ruhe oder
Bewegung. fei's nun im Urbild oder irgend einem Naäjbilde. Phyfio-
gnomik das Wifien. die Kenntniffe der Verhältniffe. des Äußeren mit dem
Innern; der fichtbaren Oberfläche mit dem unfichtbaren Inhalt. deffen.
was fichtbar und wahrnehmlich belebt wird. mit dem. was unfichtbar
und unwahrnehmlich belebtz der fichtbaren Wirkung zu der unfichtbaren
Kraft. Im engeren Verftand ift Phyfiognomie die Gefichtsbildung und
Phyfiognomik Kenntnis der Gefichtszüge und ihrer Bedeutung.‟
Eine folche Theorie. von echt Lavaterfcher Gefinnung. hinausgetragen
in die Hochblüte der Sturm- und Drangperiode. die denkbar glücklichfte
Vermifchung des neu einfeßenden Nationalismus mit den Lehren des
geheiligten Pietismus. mußte das weitgehendfte Auffehen bei den Geifies-
koryphäen jener Tage erregen. Bald finden wir denn auch den Genius
eines Goethe und eines Herder im Dienfte des großen Lavaterfchen
Werkes. So fchrieb Goethe. dem Lavater nach Vollendung die einzelnen
Fragmente zufandte und das Recht einräumte. zu ändern. einzufchalten
und zu tilgen. was ihm beliebe. bereits am 4. Juli 1774 in offener Be-
kundung feines Interefies für die Arbeiten des Züricher Gelehrten:
..Lavaters Phyfiognomik giebt ein weitläufiges Werk mit Kupfern. und
es wird große Beiträge zur bildenden Kunft enthalten. und dem Hiftorien-
und Porträtmaler unentbehrlich werden." Und fpäter. als er doch keines-
wegs mehr parteiifch für Lavater gefinnt war: ..Alles überwog fein phy-

fiognomifches Genie. Durch den reinen Begriff der Menfchheit. den er in fich trug. und durch feine fcharfzarte Bemerkungsgabe war er im höchfien Grade geeignet. die Befonderheiten einzelner Menfchen zu gewahren. zu kennen. zu unterfcheiden. ja auszufprechen. Wirklich ging Lavaters Einficht in die einzelnen Menfchen über alle Begriffe. man erf'taunte. ihn zu hören. wenn man über diefen oder Jenen vertraulich fprach; ja. es war furchtbar. in der Nähe des Mannes zu leben. dem jede Grenze deutlich erfchien. in welche die Natur uns Individuen einzufchränken beliebt hat.“

Ähnlich. freilich mehr vom Standpunkt des Freundes. bekannte Herder: ..Bei Deiner Phyfiognomik bin ich herzlich mit Dir in Dir gewefen. habe mit Deinen Augen gefehen und mit Deinem Herzen empfunden. Deine Grundfäße. wie ich fie Dir mit heiligem Spähen abahnde. find für mich außerordentlich wahr. treffend. weekend. oft himmlifch gewefen. Rechte Seherblicke deffen. was im Menfchen liegt. was. wenn er's nicht if't. er werden kann."

Zwei Männer. fo grundverfchieden in ihrem Fühlen und Denken. der eine und „größte“ Religionsleugner und ..dezidierter Nichtchrifi“. der andere. in lauterem apoftolifchen Charakter gottgläubig. verbunden mit dem faft alttef'tamentlich eifernden und lehrenden Lavater. - ein Bild. undenkbar in der freien Anlage. zufammengehalten in der Retouche des Strebens nach rationalifiifcher. naturphilofophifcher Erkenntnis. einem Gebilde mit endliafem Anfang. in der Unendlichkeit fich berührenden Sphären gleich. das war das Freundfchaftsbündnis zwifchen Goethe. Lavater und Herder.

Nicht immer zwar konnte diefer. in der Vorausfeßung des für alle fympathifchen Strebens nach philofophifcher Erkenntnis und Wahrheit gründende Freundeskreis in feiner erf'ten enthufiafiifchen Kraft erhalten bleiben. Zu fehr war Goethes Geift. den wiffenfchaftliche Spekulationen einf't für die Arbeit Lavaters eingenommen hatten. religiöfer Einwirkungen von feiten des Züricher Pfarrers abhold. um dauernd mit ihm eins fein zu können. Es kam zwifchen beiden zum Bruch. und gereizt fchrieb Goethe fpäter: „Ärgerlich war mir die heftige Zudringlichkeit eines fo geif't- als herzvollen Mannes. mit der er auf mich losging. und behauptete. man müffe entweder mit ihm ein Ehrif't. ein Ehrif't nach feiner Art werden. oder man müffe ihn gleichfalls von dem überzeugen. worin man feine Beruhigung fände - Alle Bekehrungsverfuche. wenn fie nicht gelingen. machen denjenigen. den man zum Profelyten auserfah. fiarr und verfiockt. und diefes war um fo mehr mein Fall. als Lavater zuletzt

Graf zu Fürfienberg-Fürfienberg
mit dem harten Dilemma hervortrat: ‚Entweder Ehrifi oder Atheifti".
(Wahrheit und Dichtung.)

Nur Herder blieb dem Schweizer Eiferer und Glaubensgenoffen treu und trat in fiändige regfame Korrefpondenz mit ihm. Mochte auch ihm einmal das Wort: ..Lavater macht feine Phyfiognomik zur Schädelftätte feiner Freunde“ über die Lippen hufchen. fo war es doch nur mehr ein Scherz. der fchnell vergeffen. kein ftörendes Eäjo hinterließ. -

In jener Zeit nun. der werbenden und blühenden Freundfchaft zwifchen Goethe. Herder und Lavater. in den Jahren 1773-1776. find die nachfiehenden Briefe Lavaters entfianden. Ein fonderbarer Ton liegt in ihnen. ganz anders. als wir ihn bei Lavater fonft gewohnt find. fchliäjt. ohne übertriebene Superlative. ohne langatmige Abfchweifungen über religiöfe Fragen. fpricht das Weltkind zum Weltkind. über allem aber fchwebt der eigentümliche Zauber feines perfönlichen Wefens. Worte. gleich Brofamen verteilt. tauchen in ihnen auf. die uns mehr fagen als Seiten und Kapitel der vierbändigen Phyfiognomik. Worte. die den feinen Senfualismus der Erfahrung und des inneren Erlebens zufammenfließen laffen. Im ganzen befcheren fie uns ein Kabinettbild. einen Ausfchnitt der echten Lavaterfchen Individualität. Wir dürfen fie daher wohl zu den fchönften zählen. welche die große. übergroße Lavaterkorrefpondenz bietet.

Die Eindrücke jener Dokumente mögen felbft und unmittelbar zum Lefer fprechen.

Es liegen uns zunääjfi einige Briefe an Goethe. den bekanntlich eifrigen Förderer der phhfiognomifchen Arbeiten Lavaters. vor. Das erfie Schreiben datiert aus dem Anfangsfkadium der Vorarbeiten zu dem umfangreichen Werk und fucht Goethe für die Theorien des Züricher Philofophen zu intereffieren. Es lautet im Auszüge:

An Goethe.*)l)

..Wollen Sie mir helfen. eine aus halben. viertel und achte(Beobachtungen gefchöpfte große. unendlich wichtige Vermuthung durch viele ganz fefie Beobachtungen befiätigen oder bei-werfen. Die in den Augen aller Weifen und Thoren izt noch lächerliche Vermuthung - von der allgemeinen Homogenität aller und jeder Bildungen der Natur. fo daß es möglich ift. aus jeder richtig gegebenen Lektion den ganzen Umriß.

1) Die mit einem *) bezeichneten Briefe befinden fich im Lavater-Archiv - ungedructt.

aus dem Umriß den ganzen Charakter - und aus diefem - doch nein
-- für einmal nichts weiter - fo ficher und befiimmt anzugeben - als
ficher und beftimmt fich aus jeder gegebenen Zirkellinie oder Ellipfis.
die ganze Ellipfis und der ganze Zirkel befiimmen läßt.
Wäre diefe Vermuthung. die jedem phyfiognomifchen Zeichner
wenigftens durch den Scheitel heruntergefallen fein follte. nicht mehr.
als Stein der Weifen. wenn fie Gewißheit werden follte!"
L. 1'773.
Im Herbfi 1773 ift Lavaters Arbeit bereits rüftig fortgefchritten.
er fchreibt an Goethe.
A n G o e t h e.*)
..Noch eine eigennüßige Bitte _o Ihrer. Ihrer Schwefter.
H. Schloßers Schattenriß auf dem Ouart ins kleine gezeichnet und
Herders feinen. wenn Sie ihn haben. Wer mag wohl unter Deutfchen.
Franzofen. Engländern und Italienern; Portai). Parfonsk). PernettyZ).
Peueer*) (?). (ds-l' bus-Lk() vier von vier Nationen aus dem P) aus-
genommen _ die beiten phyfiognomifchen Beobachtungen und Reflexionen
gefchrieben haben?
Dürft ich Ihnen gelegentlich einige Bogen meines Gewäfches
zur Durchficht fenden?"
Z. 16 Oct. 1773. J. E. L.
Auf feine Bitte erhält er Goethes Bild und berichtet nun im
nächfien Briefe über den erf'ten Eindruck. welchen er bei der Betrachtung
empfangen hat.
1) Porta. Baccio della Porta feit feinem Klofterleben gewöhnlich
Fra Bartolommeo genannt. Maler der florent. Schule. geb. 1475 zu
Florenz. gefi. jdiä. 31. Oktober 1517.
2) Parfons. Robert Parfons. Iefuit. geb. 1546 in Nether-Stowey
near Bridgewater. gefi. 18. April 1610 in Rom. der bekannte Pro-
tefiantenhaffer und erbitterter Feind Elifabeths von England.
J) Pernetty. Jacques Pernet(t)y. franz. Literat. geb. 1696 in Eha-
zelles fur Lyon. geft. 6. Februar 1777 in Lyon. Bekannt feine „lettres
pbi1080pl1iqu98 8111- 168 pb78i0n0mj98 (1746. deutfäf 1760 3 'kin Äll).
hatten wegen der Neuheit und Originalität in den Beobachtungen einen
vorübergehenden Erfolg.
4) Peueer (?). Eafpar Peucer. geb. 6. Januar 1525 zu Baußen.
gefi. 25. September 1602 zu Deffau. Philofoph und Theologe. ein Freund
Melanchthons. in defien Haufe in Wittenberg er während feiner Studien-

An Goethe.*)
..Endlich hab ich Ihr theures Bild erhalten - mit zitternder Be-
gierde. diefen Moment. d. 6. Nov. geöffnet. nicht mein Ideal aber einen
Mann gefunden. neben dem BI) unerträglich wird. Den Mann. von
dem mir mein Bruder Diethelm feit ein paar Tagen fagte. daß er in
Leipzig neben ihm bei Ludwig gefeffen hätte. Wie mir bei diefer Nach-
richt war. muß der Verfaffer des (hier noch nicht ganz empfundenen
Gößens) wifien. Soeben tritt mein Bruder ins Zimmer und findet Sie
ähnlich. Ich glaub es. die Natur fpricht. Nur die zu lange Nafe.
denn das 'ift fie gewiß. mindert den Eindruck der Augen und der Stirne.
Aber welche Naivität in dem Munde. Laffen Sie mich wenigftens
Ihnen die Hand küffen. Ich bin unausfprechlich froh. daß Ihr Geficht
fo ganz anders ift als BFsl). und daß Sie vielmehr Stille und Ruhe bei
diefer Heiterkeit haben. als ich hoffen durfte. Ich weiß nicht. warum
Sterns Phyfiognomie mir immer beifiel. wenn ich an Sie dachte.
Mehr und weniger kann ich Ihnen für Ihr Bild diesmal noch
nicht geben. als das bischen Wahrheit in der beygelegten Linie von“
Lav. 6. Nov. 1773.
In den nun folgenden Briefen Lavaters kehren fiändig die Bitten
um Silhouetten wieder. die er von der Hand Goethes wünfsft. da er
genialer als FüßliL) fei. So fchreibt er am 19 ten Nov,
An Goethe.*)
..Stunden zähle ich. bis der Pofiwagen mir den Mifchmafch bringt.
Sry ficher Bruder. daß ich das mißlungenfte verftehen werde. und daß
zeit wohnte. Publ. 1574: „1)e 87mpüfbja et untiputvin rer-ani in
natura“ (Fr-ff.).
1) B. wahrfcheinlich Charles Bonnet. der gelehrte Genfer Natur-
forfcher und Apologet. unter deffen Bild Lavater eigenhändig fchrieb:
..Bonnets wahres Profil fo verfiändig kalt und genielos". Bonnet wird
durch fein Buäf „Contemplution (16 la mitm-e“, welches er 1764:
edierte. und das befonders auf Lavater einen nachhaltigen Eindruck
gemacht hat. (In den „Ausfichten" nennt Lavater Bonnet fogar „le Wye
(Le (kel Wyk'clgUl). auch mit Goethe in Kontakt gekommen fein.
2) Heinrich Füßli. der Iugendfreund Lavaters. Er unterzeichnete
mit ihm zufammen die fo berühmt gewordene Anklagefchrift gegen den
Landvogt von Grüningen. Felix Grebel, Er ftarb als Maler bekannten
Namens 1825 in London.

ich von der Sohle bis zum Haupt ein Menfch bin. neben deffen Phyfiognomie fich keine Menfchenphyfiognomie zu fchämen hat.‟

Zeitlich aus eben derfelben Schaffensperiode Lavaters f'tammen die nun folgenden Briefe an Herder. In ihnen fällt uns fofort der veränderte Ton auf. es ift mehr die Sprache des Freundes zum Freunde. die das Konventionelle. das wir ftets fchärfer oder minder ausgeprägt in den Briefen an Goethe finden. zurücktreten läßt und fich dafür in fchlichter Unbefangenheit offen gibt. Herder ift für Lavater wohl das Genie. der „hohe Geift". aber auch der gleich ihm fühlende Menfäl. während Goethe. „der Genialfte der Genialen“. doeh immer durch eine gewiffe Kluft von ihm getrennt fchien.

Briefe an Herder.

A n H e r d e r.*)

„Ein Brief an meinen lieben. lieben. fernen. glücklichen Herder. wo foll ich ihn anfangen? Was lagen? Was nicht fagen? Ich hätte Folianten zu fchreiben und für ein Quartblättchen Zeit. Küße Deiner Geliebten in meinem Namen die Hand. wofern Du nicht mehr thun darfft. Durch ihre Hand wenigftens werde ich bald Dein Bild in Leuchfenrings') Größe erhalten; Dein Bild. das ich mir oft aufbaue - aber nie vollenden kann. Apropos! bey Leuchfenring . . . Der Mann interreßiert mich gar fehr. aber . . . ich fürchte. daß wir von einer gewißen Seite nie zufamntenkommen werden . . . So ein Gemifch von Natur und Lifiigkeit. Soviel Nonchalance und foviel Plan hab ich felten beifammen gefehen. - Doch vielleicht träume ich . . . Jch habe. dieß ift gewiß. weniger reine Seele gefehen. wie L. - und doch ift Pfenningeri) noch zehnmal mehr pure. bare Natur -- wär er weniger pflegmatifch - wüßt er mehr - wär er gereifet. ich würde mir in ihm meinen entfernten Herder träumen.

Doch ich follte einen Menfchen nicht preifen. der die Schwachheit hat _ mich mit einer Freundfchaft ohne Beifpiel zu umfaffen.

1) Franz Michael Leuchfenring. ein übertrieben empfindfamer Literat der Genieperiode. Goethe verfpottet ihn in feinem Fafinachtsfpiel vom ..Pater Bren". Leuchfenring war Darmftädtifcher Hofrat. Er wurde 1746 geboren und ftarb 1827 in Paris.

2) Diakon Pfenninger. der dreißig Jahre bis zu feinem Tode (1792) in engfter Freundfchaft mit Lavater verbunden war.

4.. Filkrcnireg:
Jans.

...14-.. . .. ,a

Lieber Freund - Du bift durch Deine Frau glücklich. Welch ein Glück -- das die höchfie Liebe den liebenden gönnt. Ich genieße es mit Dir. und liebe Deine Geliebte. weil fie Dich liebt; und fegne fie in meinem Herzen. weil fie Dich fegnet. Lege auch ein gutes Wort für mich bey ihr ein. und laß miäj durch Dich von Zeit zu Zeit ein Wort zu ihr lifpeln und ein Wort von ihr hören. Auch weiß ich wohl. daß Du es mir nicht abfchlägfi- wenn ich Dich um ein (auf ein halbes orte" Blättchen) cru70nojerteß oder getufchtes Profil. oder zuletzt um ein Schattenbild. oder Bildchen von ihr bitte!

Von Timorus. von dem abgefchmackten Vuklupjuaäosi) über die Phyfiognomik. von Klopftocks Republik") und Buchhandelverfe. das mich Erhabenheittödtend dünkt und mir für Klopfiock zu klein ift. von diefem und anderm dergleichen verliere ich mit Dir nicht gern Eine Minute. So wenig fie verloren wäre. ich kann fie beffer nußen.

Du weißt. daß auf Erden keine Seele. nicht Eine Dich mehr - und vermutlich nur Eine Dich liebt. wie"

Lavater.

Zür. den 21. Aug. und 2. Sept. 1773,

Es folgt nun ein Brief Lavaters an Herder. welcher befonders wegen der in ihm enthaltenen Ausfprache über Goethe erhöhte Beachtung verdient.

A n H e r d e r.*)

..Bruder Herder - wahrlich mit jeder Zeile Deines Briefes fchiens mir. Dein Herz träte näher zu dem meinigen. fließe mit meinem zufammen. Jzt bin ich Phyfiognom - und corrigiere Heßens Denkmalu). das Dich gewiß freuen wird. und habe den Magifter Hartmann. den Du kennen wirft. bey mir. - -

Dein Schattenbild. feys. wie-s fey. erwart ich ehefiens. Dieß

1) Turlupinados. abgeleitet von Turlupin. Turlupin ifi: der Name des Pofienreißers auf der franzöfifchen Bühne. Lavater bezeichnet den „Timorus". die fcharfe Kritik Lichtenbergs. die er gegen die „Phyfiognomifchen Fragmente" richtete. als Turlupinados. weil das Werk ganz im Sinne Lichtenbergs in der fpöttelnden. geifireich poffenhaften Art des Göttinger Phyfikers abgefaßt war.

2) Klopfiocks ..Deutfche Gelehrtenrepublik".

') Denkmal auf Felix Heß. den früh verftorbenen (1768) Jugend-_ freund Lavaters. z . . ,

Bild (ich feh's o theure Caroline!) gewiß nicht für Herdern. fondern nur für das an. was es ift -- Fragment von Einer äußerften Gränzlinie Herders); das Bild ift einer meiner wärmfien Wünfche. So wenig ich nachfehe. ich ftehe der liebenswürdigen Seele. die zu beforgen fcheint. daß mir die liebenswürdigfte Seele im Schattenriß nicht genug gefallen möge. ich fiehe ihr dafür. daß mein Auge fchon Entzündung binden wird. wenn's auch viel minder als Labfal wäre.

Füßlii) in Rom hat eine der größten Imaginationen. Er verachtet alles. Er hat mia) zuerft mit Klopftock bekannt gemacht. Sein Wiß ifk grenzenlos. Er handelt wenig ohne Bleifiift und Pinfel. aber wenn er handelt. fo muß er hundert Schritte Raum haben. fonfi würde er alles zertreten. Alle griechifchen. lateinifchen. italienifchen und englifchen Poeten hat er verfchlungen. Sein Blick ift Blitz. fein Wort ein Wetter. fein Scherz Tod und feine Rache Hölle. In der Nähe ifi er nicht zu ertragen. Er kann nicht einen gemeinen Odem fchöpfen. Er zeichnet kein Porträt - aber alle feine Züge find Wahrheit und dennoch Earricatur. Stolz und Nonchalance machen jeden Mund fern verftummen. der etwas von ihm bitten will. aber er gibt fich in einem Augenblick arm. wenn er ungebeten giebt. ,

Wie viel Wahrheit fagfi Du über Franz Leuchfenring. Er war mir auch zu fchwer mit feiner G e g e n w a r t. aber ich war fehr geneigt. diefe Schwerheit auf Rechnung meiner gedehmütigten Eigenliebe zu fehen. Ich will Dir einmal noch ein dloreenu mitteilen. das Dir viel von meinem Urtheil über diefen merkwürdigen Mann fagen wird. Ich erwarte von Dir. denn ich bin eigennüßig Bruder. fobald als möglich auf dem Quart ins kleine gezeichnet Silhouetten von Menfchen. die Du hoch fchäßeft und liebeft.

Jch ließ Goethe durch Deinet') um fein Porträt bitten. Es fcheint. daß wir näher zufammenkommen werden. Ich freue mich zitternd. Unter allen Schriftfiellern kenn ich kein größeres Genie - und vielleicht ift er auch der feinfte. naivfte Sentimentalift - und dennoch ahndet mir. jene fefte. glatte. gerade Bruder-Einfalt - fowie ich fie in Pfenningern täglich vor dem Aug und Herzen habe. jene fanfte und doch fefte. jene fiille und dennoch kühne Menfchlichkeit -- oder menfchliche Tätigkeit

1) Maria Karoline Flachsland. die Gemahlin Herders.
2) Heinrich Füßli. f. Anm. oben b. d. Briefen an Goethe.
') Deinet. Hofrat in Frankfurt.

und die wahre Duldung des Menfchenfreundes dürft ich vielleicht in ihm nicht in der Proportion mit feinem Denken und Empfinden antreffen. Doch ich will wenigftens fein Bild abwarten. Gewiß ift. daß mir der Mann unendlich viel nüßen kann. mich erheben. erwärmen. begeifiern. abfchleifen. dehmütigen. reinigen kann. Gewiß i|"s aber auch. daß es einem Betrug eher. als jener obengerühmten Bruder-Einfalt ähnlich fieht. wenn ich feine Freundfchaft annehme. da ich ihm vielleicht minder als nichts werde fein können. Aber ich bin eigennüßig und gebe. wie Du weißt. weil ich nicht Silber und Gold habe -- was ich habe. und wärs auch nur Nürnberger Metallfchlag.
Die Gnade unferes Herrn mit Euch und meine Liebe in Chrifio."
Z. d. 4. Nov. 1773. L.

Es eröffnet fich jetzt eine angeregte Korrefpondenz zwifchen Lavater * und Herder. die fich faft ausfchließlich um rein religiöfe Fragen dreht und in der von den „Phyfiognomiken" kaum andeutungsweife die Rede ift. bis endlich im Februar 1774 das Lavater wieder unausgefeßt befchäftigende Gebiet von neuem berührt wird. Am 4. Februar fchreibt er an Herder.

An Herder.*)

„Von EhodowI) erhielt ich diefe Woche einige hundert Blätter zur Durchficht und Auswahl. Der gute Mann. ein nicht vollkommener. aber fehr meifterhafter Porträtzeichner und ein glücklicher Carricaturier. Aber was ich beklage. unter 114 Porträten find nicht fechs gute und edle Gefichter -- und unter den übrigen allen nicht zwei erhabene Ideale. Aber vorgefiern und geftern weidet ich mich mit Pfenninger und meinen übrigen Nächfien - an einem gemahlten Bild eines etwa 20 jährigen Chriftus. An einem folchen Herz zu liegen - Ein Wort aus einem folchen Mund

1) Chodow. : Chodowiecki. Er lieferte Zeichnungen fowohl für Lavaters „Phyfiognomifche Fragmente". als auch für Lichtenbergs ..Timorus". Daß auch Lichtenberg das Talent des allberühmten Chodowiecki nicht zu hoch einfchätzte. geht aus einem Brief. den er an Ioh. Chrifiian Dieterich in Gotha fchrieb. hervor. Es heißt da: „Mein lieber Dieterich!" ..Herr Chodowiecki ift ein hochmüthiger Bengel. und am Ende kann er doch wahrlich nichts zeichnen als Gefichterchen und Steifftiefel.“ (Chodowiecki und Lichtenberg von 1)!: R. Focke. Leipzig. Dieterich.)

zu hören. Nein wer fpricht's aus - und das achtzehnte Jahrhundert
lacht der Phyfiognomik!
Auch hab' ich einen Luther von 28 Jahren von Titian oder Eorregio.
der beynahe uncorgierbar ift - unausfprechlich. Luther. wie ich noch
keinen gefehn. Aber welcher Abfiand von Luther und Ehriftus
- dem vielleicht veredelten Luther. dem gewiß verunedelten Ehriftus!
Diefen Luther in meine Phyfiognomik - - und diefes Luthers Eha-
rakter. - Ach! könnt ich ihn von Deiner Hand auf einem befondern
Blättchen bald erhalten. Ich will lieber Ehrifius als Luther
charakterifieren. wenngleich der erf'tere unendlich delikater ift, Bis ich
viel Befiellungs- und Auffichts- und Anordnungs Mühe zurückgelegt
habe. if't alles mein bisheriges Studium in der Phyfiognomik noch Traum
_ aber will's Gott erwach ich.
Aber nun noch eins -- Denk! Goethe fandte mir 13 Silhouetten
und Deine foll darunter feyn. Das ift nun Sentimental Situation -
Dich herauszufinden - Dich - wenns der erzfchlaue - ich nehm's in
aller Freundlichkeit - vielleicht in ein Frauenzimmer verkappt hätte.
- Doch nein - ich glaube Dich gefunden zu haben - doch wer weiß.
es find einige Köpfe. die Herder feyn könnten - abermal nein - es
ift nur Einer - d e r ift's. doch ich muß ihn erf't ins kleine zei>fnen -
ift er's - fo haft Du frappante Ähnlichkeit mit Leuchfenring -- und
was drüber - und haft Dich Deines Profils ni>ft zu fchämen.
Nun gute Nacht im Arme Deiner Euroline - Ich lege mich nun
neben meinen älteften Knaben. den mir die Mama hienacht unterfchoben
hat. Einen guten lieben Jungen von nicht gar 6 Jahren - der jüngft
fragte - da ich den Ausdruck andere Welt brauchte. ift denn auch noch
eine Welt außerdem. Steht nicht in jenem Pfalm. „Der Himmel ift
mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße." ich dacht. es
gebe nichts als Himmel und Erde - Ia Papa die Füße des lieben
Gottes möcht ich doch einmal fehn (alles nach einander -- fehr .logifch
im Grund). Warum hat er denn fo viel Namen. Vater. Sohn. Geift.
Heiland? - Noch einmal gute Naäft. Der Wächter ruft 12 Uhr -
Amen."
Freytags Abend d, 4. Febr, 1774. L.
Einige Fragmente aus Briefen Lavaters an Herder. die der Korre-
fpondenz aus den Jahren 1774. 75 und 76 entnommen find. und die
zuweilen einen fchnellen Blick in das Denken. die Urteile und Stim-

mungen des phyfiognomifchen Theoretikers gef'tatten. mögen hier Plaß finden. l_ f q d x

A n H e r d e r.*) j

Weißeft Du mir par linear() auf meinem Wege über Schaffhaufen. Balingen. Tübingen. Stuttgart. Ludwigsburg. Heilbrunn. Heidelberg. Darmftadt. Frankfurt. wiewohl ich mich allenthalben nur Stunden aufhalte. kennenswerte Menfchen zu nennen. fo thue es bald.

Sogleich nach Auffahrt (Morgen if't fie) les' ich Dein Buchi) von neuem! Ich fehe immer mehr drin. wenigftens wähn' ihs. Ich ahnde immer mehr. Pfenninger überfliegt mich. Übrigens if't's gewiß: Es macht immer m e h r Effekt auf mich.

Das heilige Sieben (es ift mir geradezu Mirakel. daß Du dieß Geheimniß der Urkunde entdecken konnteft - und immer wirds mir unbegreiflicher. wie Du drauf gekommen feyft) - an dem Menfchen hab' ichs gefunden (wähn' ich).

Licht
Verftand
Sonne
Herz
Sabbath
Vermehrungsfegen

und dann die vier Punkte des Anfaßes der Arm und Beine - Aber wo da. frägt der Schwache - Fortfeßung der Parallele! Wo da Himmel und Himmelsgefchöpfe -- Erde und Erdgefchöpfe

1) Herders ältef'te Urkunde des Menfchengefchlechts. Lavater fchreibt darüber im felben Jahre an Ifaac Ifelin: „Herders ältefte Urkunde des Menfchengefchlechts hab' ich vor mir! Ein Werk. das erbärmlich miß-kannt worden _ und dennoch gewiß für die Offenbarung entfcheiden - und Epoche machen wird. - - Gelehrfamkeit ohne Gränzen. Tief-finn. Herz. Gefühl. Sprachftärke - alles geprägt vom Genius! Wahr-lich ein Prophet! - - wer's nicht 3 mal liefet. jedes Wort wiegt - wohl zufammenzufaffen weiß. wird fich an diefem Buch f'toßen. kopf-zerbrechen. gähnen. es wegwerfen. Aber wer's lief't. wird zittern. wenn er zum Ende kömmt. daß er fchon zu Ende ift. Das heiß ich Schleier von der Offenbarung wegnehmen. Es handelt nur vom erften Kapitel des erften Buches Mofis.“ (De. Langmeffer. Sarafin. Zürich.)

-- und im Menfchengeficht? Sey doch nicht grauf am gegen meine Schwachheit - und fage mir's wie einem Kinde --"

Zür. 11. May 1774. L.

A n H e r d e r.*)

..Mit Goethe hatte ich herzliche Stunden. nur ifi's unerträglich. daß ich ihm fo gar nichts bin. Ich muß nur immer die Freude laffen zu geben.

Siehfi Du Claudius'). o fo herz ihn mir. und erinnere ihn an die Beftellung phyfiognomifcher Stellen. die ich ihm machte. Mit innigfter Sehnfucht erwart ich. o Du befter. Deine Beyträge zur Phyfiognomik - Oft nur W o r t e. nur Z e i l e n. oft Bemerkungen -- Charakter etc. Ich bezeuge Dir Lieber. daß ich hoffe. das Spiel zur gemein-nüßigfien Sache zu machen. Ich übe mich immer mehr im praktifchen Gebrauche desfelben. Für jedes kritifche Wort herzlichen Dank!"

Z. 6. Oct. 1775. I. C. L.

Am zehnten Geburtstag (8. November 1775) feiner Bruderfchaft mit Herder bittet Lavater dann noch einmal um einen Beitrag für die Phyfiognomiken: (..Hamanns Charakter in die Phyfiognomik von Dir? O - dürft ich"). worauf ihm im Februar 1776 endlich die heißerfehnte Arbeit zugeht. Den Empfang befiätigt er in der Eile nur mit wenigen Worten.

A n H e r d e r.*)

..Im allerheißefien Dranggewirr. in dem ich jemals war. wo mir jeder Buäffiabe Gold. jeder Augenblick Edelftein ifi. Bruder Herder. nur dieß Wort in Dein nachfichtvolles. geduldiges. fchonendes. verzeihendes Herz.

Dein herzlich phyfiognomifches Cahier erhalt ich den Augenblick. Du Prof. in Göttingen - Gott Lob und Preis! - Der Univerfität Heil - Dir Friede! Warum Du nichts davon?"

Z. 3. Febr. 1776. e.

1) Matthias Claudius. der 1776 auf Herders Empfehlung nach Darmftadt an die Redaktion der ..Landzeitung" berufen wurde.

Georg Hirfchfeld:
Auf der Schaukel . . . . . Novelle
Schluß.

Heute fchien ihm alles Hoffnung zuzuwinken. Wie fchön war Dänemark! Jeßt erlebte er es erft. der Maler. als er die große Stadt im Rücken hatte. Sie hatte ihn mehr verwirrt als bereichert. Als feine Augen auf der ganzen. wundervollen Farbenfkala Grün ruhten. die diefes Land erfüllte. fand er fich zur alten Kraft des Künfilers zurück. die keine Sicherheit mehr brauchte. wenn Schönheit und Lebensfreude vorhanden waren. Tiefblau mit goldener Sonnenflamme wölbte fich der Himmel über der grünen Pracht. O. diefe Wälder. diefe Wälder! Hier wurde ..Niels Lyhne“ erft lebendig. hier waren die Menfchen Iacobfens wahr. überall fproß es von Erika. Violette Beete umleuchteten die uralten Buchenftämme. deren goldgrüne Kronen fich wenige Fuß über dem Boden. ungefiüm und jede eine krafterfüllte Welt für fich. ausbreiteten. Rehe weideten furchtlos am Bahndamm. und in der flimmernden Luft fchoffen Schwalben wie Lichtbliße. führten Schmetterlinge ihr holdes Sommerfpiel auf, Klampenborg. Eharlottenlund. Skodsborg. Bekannte Namen flogen an Peters Augen vorüber. Auf jeder Station herrfchte das luftige Gedränge der Kopenhagener. Mindeftens eine Sigrid. blond. fchlank und mit ernften Kinderaugen. fah Peter unter den fommerlich gekleideten Frauen. Ihm unbewußt hatte fich auf diefer frohen Fahrt durchs Dänenland wieder die Photographie von Onkel Bifchoffs Tifch in feiner Erinnerung gemeldet. Peter lächelte aufgeregt. Er fchob das Bild. fich felbft befchwichtigend. behutfam zur Seite.

Nun war er in Helfingör. Er lachte zum Erftaunen feiner Reifegefährten laut auf. während er ausftieg. Eben war ihm Herr Scheible. der Schulrektor aus Schnattersheim. eingefallen. der ihm aufgetragen hatte. ..feinen Hamlet zu grüßen“! Der gute Rektor! Was kümmerte Peter Kranz hier Hamlet. was fein Vater und des Vaters Geift! Zum Henker mit der Hiftorie! Das hohe. altersgrüne Schloß. das er in der Ferne liegen fah. war freilich fchön. und zum zweiten Male fchon erzählte ihm der Marienlyfier Omnibuskutfcher. daß dort zum Sund hinaus

die Terraffe läge. auf der der alte Dänenkönig herumgefpukt wäre. Schön! dachte Peter. Ich habe jeht keinen Sinn für Gefpenf'ter. Ich will ans helle. falzfrifche. braufende Meer. Baden will ich. baden. mich hineinftürzen und all den Schlamm und Spuk im Nu von der Seele haben.

Der Omnibus rumpelte durch die fchmalen Gaffen der alten Schiffer-fiadt Helfingör. Dann meldete der gefprächige Kutfcher plößlich Marien-lyft. ..Wo denn?!“ rief Peter proteftierend. „Das ift Marienlyft? Das ift ja ein großes Hotel?!"

„Jawohl. mein Herr!“ lachte der Däne und lenkte feine Rof'fe. mit der Peitfche knallend. elegant in den Hof ein. ..Marienlyfi if't ein Hotel!"

..Aber wo if't denn das Villenviertel? Wo wohnt denn zum Beifpiel J. B. Söderberg. Bryggeri-Aktiefelfkab?“

Jeßt (achten die Infaffen des Omnibus hell auf. ..Herr Söder-berg." fagte der Kutfcher feierlich. als ob er vom König felber fpräche. ..der wohnt freilich nicht im Hotel. Der hat hier die füfönf'te Befißung. hinter dem Hotelpark. hoch über dem Strande. In zehn Minuten find Sie dort. Aber will denn der Herr niäft im Hotel wohnen?“

..Nein!“ rief Peter ängftlich. denn er ermaß fofort den Gegenfaß feines Vermögens und des wahrhaft großartigen Gebäudes. vor dem er ftand. Er dankte dem Kutfcher und machte fich eilends davon. Im Bannkreife des Hotels wurde ihm nicht wohler. Auf den glatten. abge-zirkelten Kieswegen. wo er überall Vertreter der ..oberfken Zehntaufend“ von Kopenhagen traf. war er ganz unficher. Beim Anblick der kofibaren Panamahüte fiel ihm die Ruine ein. die er felbf't auf dem Kopf trug. Die fchneeweißen Kleider der fchönen. jungen Tennisfpielerinnen waren ein offenkundiger Vorwurf für fein eigenes weiland Silbergrau. Hier mußte er möglichf't fäfnell heraus. Endlich kam er in die Villenftraße. Er fuchte mit fcheuen Blicken J. B. Söderberg. Er war nicht zu finden. Unter den hübfchen. aber etwas nuttigen Landhäufern. Dependancen des Hotels. konnte die Villa nicht fein. Er flieg eine Anhöhe hinauf. die fich in den Wald zu verlieren fchien. Aber es war nur ein fchmales. abgrenzendes Hügelland. Und jenfeits. wo zugleich ein überwältigendes Bild der offenen See fich auftat. lag fie. I. B. Söderbergs Befißung. Das war fie. ja! Still. einfam. fürfilich groß. Aber für die Augen eines armen Schluckers fiand ein Engel mit feurigem Schwert an der Pforte. Peter machte unwillkürlich Kehrt. Der boshafte Onkel hatte ficher übertrieben

- oder - renommiert. Mit einem folchen Nabob konnte der Apotheker von Schnattersheim unmöglich intim fein. Oder doch wenigfiens nicht fo. daß der Neffe einfach in das Schloß hineingehen und den Befißer anpumpen durfte. Weiß ragte der Turm des Herrenhaufes aus bufchigem Parkgrün. Zu beiden Seiten weitläufige Wirtfchaftsgebäude. Ein unabfehbarer Garten. der fich nach hinten in Buchenwald verlor. vorn aber terraffenförmig. breit zur Brandung hinunterführte. Peter machte jeßt entfchieden Kehrt. Auch bellte ihn fchon eine mächtige Dogge an. Er mußte wenigftens gebadet haben. bevor er da hineinging. Diefer erfie Entfchluß ftand feft. Er wollte den Reft feiner Barfchaft für ein Seebad verwenden. wovon allein er die moralifche Stärkung hoffte. I. B. Söderberg fein Anliegen vorbringen zu können. Lehnte der Däne ab - nun gut. Des Menfchen Zukunft war dunkel.“
Rafch war Peter zum Strande hinuntergefprungen. Sein Geld reichte eben noch für das Badbillett aus. Und nun - hinein! O Wonne! Wiedergeburt! Er balgte. herzte. er verfchwifterte fich mit dem fchäumenden Element. Weit drüben blaute Schwedens Küfte. Peter fühlte die Kraft hinüberzufchwimmen. Jung war er. jung! Und rein! Das war die Hauptfache! Nun konnte er wieder fragen. was die Welt koftete. Herr Söderberg mit feinen Biermillionen imponierte ihm gar nicht mehr. Er verließ erft nach einer vollen Stunde das Waffer und ließ fich von der lieben Sonne trocknen. Dann hüpfte er fingend in feine Zelle zurück. um Toilette zu machen. Aber o weh - Toilette! Der gebadete Peter erkannte erfi völlig. wie fchlimm es um feine äußere Hülle fiand. Die zweite Bummelnacht hatte das Silbergrau des Anzuges nicht eben filberner gemacht. Er fah jetzt in dem zerknitterten Ding wie ein entlafiener Sträfling aus. und als er fich von allen Seiten prüfte. machte er gar die fchaudervolle Entdeckung. daß das Beinkleid an der Rückfeite geplaßt war. Was anfangen? Entdeckte J. B. Söderberg den Defekt. dann war er gefellfchaftlich unmöglich. Bei folchem feinfühligen. hypereleganten Dänen! Er kam ja nicht als abgeriffener Bittfteller zu ihm. fondern als Fremder. der die Grüße des Freundes brachte. Einigermaßen anftändig mußte er ausfehen. Den abfcheulichen Bibi konnte er ja im Vorzimmer laffen - das Urteil eines Dieners kümmerte ihn nicht. Aber wie war es möglich. die verletzte Rückfeite in jedem Augenblick zu decken. zu verhüten. daß das diabolifch hervorfchimmernde Weiß fichtbar wurde. Peter nahm in der engen Badezelle die unwahrfcheinlichften Stellungen ein. um alle Möglichkeiten zu erproben und fein Gemüt zu beruhigen.

Als aber bei einer befonders kühnen Wendung der Riß fich mit leifem
Krachen noch vergrößerte. wurde er bitterböfe. fiülpte troßig den Hut
auf und lief ins Freie. Er hatte nafies. ungekämmtes Haar. Ihm war
jetzt alles egal. Er war wenigfiens fauber. Herr Söderberg follte ihm
nur in fein ehrliches Geficht fehen. Dann würde fich fehon zeigen. ob
der Mann ein fauler Pros oder ein künftlerifch empfindender Menfch war.
Wieder ftand Peter am Gittertor der Befißung. von der Dogge.
die jetzt hoch emporfprang. angefchnauzt. Er läutete. Ein Livreediener
näherte fich. indem er Peter forfchend. aber nicht kränkend anfah. Der
Mann fchien gut gefchult zu fein. Er beruhigte den Hund und nahm
mit einer Verbeugung Peters Karte entgegen. Bald kam er zurück.
und auf feinem unbewegliäfen Geficht glaubte Peter die erfien Schimmer
des Wohlwollens. eine Botfchaft des Herrn. zu fehen. Er folgte ihm
vorfichtig. indem er an die Deckung feiner Rückfeite dachte. Denn an den
Türen der Wirtfchaftsgebäude ftanden mehrere recht anmutige Dienft-
mädchen. die dem Fremden gewiß mit kritifafen Augen nachfahen. Ver-
blüfft trat Peter in die Halle des Haufes ein. Wie wundervoll. edel.
hoch und ernft. Mit erlefenen Teppichen und Iagdtrophäen behangen.
In der Mitte der Halle ftand eine Iünglingsgefialt aus dunkler Bronze.
Peter fah mit einem Blick. daß es eine Antike von höchftem Wert war.
Durch die Schönheit des Kunftwerkes konfterniert. blieb er unwillkürlich
fiehen. Der Diener wartete ein wenig. dann bat er mit einer höflichen
Handbewegung. ihm weiterzufolgen. Sie fliegen die Freitreppe hinauf
und traten durch ein hohes Portal in die Bibliothek ein. Hier empfing
Herr Söderberg Befuche. Als Peter allein war. fah er fiä) um. Er
konnte nur gaffen -- nachdenken war ihm unmöglich. Das war ja die
höhere Welt feiner Sehnfucht. Er ftand ja mitten darin. Von den
Riefenwänden. dunkel golden und mit ernfier Freundlichkeit. grüßten ihn
die Geifier der Zeiten. Er wartete. fchüchtern und ergeben. wie ein
armes Kind am Tor.
Plötzlich ftand ein rundliiher und kleiner. auf den erften Blick un-
fcheinbarer Herr vor dem Verträumten. Grau gelockt. mit freundlichen.
blauen Augen. Er erinnerte Peter an ein Bild von Edvard Grieg.
„Mein Name ift Söderberg.‟ fagte der Herr. ..Szie find Deutfcher?
Womit kann ich Ihnen dienen?“
Peter verbeugte fiaj tief. „Ich wollte Ihnen meine Aufwartung
machen. Herr Söderberg. Ich habe Ihnen Grüße meines Onkels zu
überbringen.“

..Wer ift Ihr Onkel?"
„Herr Konftantin Bifchoff. Apotheker in Schnattersheim.“
Peter kam in diefem Augenblick. was er als Empfehlung vorbrachte. felbfi fo unwahrfcheinlich vor. daß er kaum ernfi bleiben konnte. Doch zu feiner größten Uberrafchung trat Herr Söderberg mit aufleuchtenden Augen an ihn heran. ergriff feine Hand und rief: ..Wie heißen Szie? Peter Kranz? Mein Gott. wo habe ich nur meine Gedanken! Sind Szie Maler? Ia?! O. das ift fchön! Das freut mich ßehr! Ich heiße Szie herzlich willkommen!“
Er drückte ihm von neuem beide Hände. und der verblüffte Peter wußte niäjt. worüber er fich mehr freuen follte - über folchen Empfang oder über das rührende Wefen des Nabob oder über das wundervoll fließende Deutfch. das er fprach. Statt jeder Antwort ftreckte er ihm Onkel Bifchoffs gefchloffenen Empfehlungsbrief hin. Herr Söderberg las ihn. lachte oft dabei in herzlicher Rührung und fchüttelte fein feines. graulockiges Haupt. ..Nein. ßo etwas! Das ift der alte Konftantin!" - Konftantin? Stauden die beiden fo miteinander? - ..Ia. er ift ein großer Schelm! Ich ßehe. er ift fich gleich geblieben!" Hierbei blinzelte der alte Däne. aus dem Brief aufblickend. den errötenden Jüngling an. „Ein Schelm. aber ein goldenes. vorzügliches Herz! O. ich verdanke ihm viel! Kommen Szie. lieber Freund - ich freue mich herzlich. Szie bei mir zu ßehen! Ich kenne Ihre ganze Entwicklung! Ihr Onkel hat mir in feinen Briefen viel von Ihnen erzählt! Und nun find Szie plötzlich bei mir! Das ift reizend! Kommen Szie! Kommen Szie! Sehen Szie fich! Wir trinken zu Ehren Ihrer Ankunft ein Glas Sherry!"
Peter folgte dem Entzückten dumm. gehorfam. in alles ergeben. Die Welt drehte fich - nun gut. er drehte fich mit. Er hätte jetzt blindlings _ getan. was I. B. Söderberg von ihm verlangte. Diefen wunderbaren Sherry zu trinken. das war freilich nicht das Schlimmfie. Er vergaß fogar feine empfindliche Rückfeite. ließ fiäj auf einen feidenen Sefiel nieder-drücken und ftarrte feinem liebenswürdigen Wirt in die Augen.
„Nein! Nein!" rief diefer felig. ..Das muß ich doch ßogleich meinen Töchtern erzählen!“
Auch das noch! . . . Ehe er ihn zurückhalten konnte. lief Herr Söderberg davon. O. Onkel Bifchoff! Onkel Bifchoff! Hatte er ihn alfo doch hineingelegt! Peter wäre jest am liebften fortgelaufen. Sein Ärger. daß der liftige Apotheker ihn mit der offenbar hochgradigen Freundfchaft. die ihn mit dem Dänen verband. überrumpelt hatte. war

vorläufig ftärker als feine Freude. Er fühlte eine eigentümliche Angf't und Befchämung. Es lag Schickfal über diefer Stunde. Irgend etwas noch Verborgenes mahnte ihn hier. beizeiten zu verfchwinden. und es forderte zugleich von ihm. für lange da zu bleiben . . . Jedenfalls hatte Onkel Bifchoffs Witz den Fehlgriff getan. daß I. B. Söderberg in der Stunde der Not nicht der Anhalt für Peter fein konnte. den der Apotheker ihm gewünfcht hatte. Sein Stolz regte fich mächtig. Er fühlte fich in der feltfamen Pracht fo ganz nur als Gaft. daß er den Vorfall. einen Pump zu riskieren. trotzig von fich wies und zu verfchweigen befchloß. welche Tragikomödie Peter Kranzens Reife nach Dänemark geworden war. Das hatte Herr Bifchoff nun von feiner Schlauheit - der Neffe würde vornehm. aber bettelarm. wie er gekommen. das Schloß feines Freundes wieder verlaffen.
„Karin fchläft noäf - iäf darf ßie nicht ftören.“ Mit diefen Worten trippelte Herr Söderberg. ein Zwerg in der Berghalle feiner Bibliothek. wieder herein. ..Sigrid ift im Bade - iäj werde ßie nachher benachrichtigen.“ - Sigrid? . . . Sonderbarer Zufall! Peter begann an Teufelsfpuk zu glauben. Warum begegnete ihm auch hier wieder der Name?
„Wir werden einf'tweilen frühfiücken. lieber Freund.‟ fuhr Herr Söderberg fort. indem er fein Ärmchen um den großen Deutfchen legte. ..Szie haben gewiß Appetit?“
..O ja.“ murmelte Peter. Überwältigend fchwebte ihm ein Frühftück vor. das dem Stil diefes Haufes entfprach.
Herr Söderberg lächelte und drückte auf einen elektrifchen Klingelknopf. Alsbald erfchienen. wie auf göttliches Geheiß. zwei Diener und brachten etwas Wundervolles mit. Es war eine fürftlich gedeckte Tafel. auf der fich die erlefenften Dinge breiteren. Peter blickte nur auf einen koloffalen. leuchtend roten Hummer. der ihn ebenfo freundlich anzublicken fchien. Dann faß er dem eifrig fervierenden Wirt gegenüber und ließ fich füttern. Das* hatte er nun wenigftens von dem Befuäf. das dankte er Onkel Bifchoff -- er wurde fatt! Mindef'tens für zwei Tage! Und dann kam Tante Lindas Geld nach Kopenhagen. und alles wurde gut. Wenn der liebenswürdige Brauereibefiher nur nicht fo verfängliche Fragen gefiellt hätte! Alles wollte er in feiner gutmütigen Neugier wiffen.
Was Peter in Kopenhagen fchon gefehen hätte. in welchem Hotel er logierte. Peter mußte fich jetzt :1018118 7010118 auf ein Gebiet begeben. das für ihn befonders fchlüpfrig war - aufs Lügen. Als Konfufionarius pflegte er über der zweiten Lüge die erfte zu vergeffen und verwickelte

fich bald in Widerfprüäfe. So erklärte er mit Bef'timmtheit. im ..König von Dänemark" zu wohnen. und hatte fpäter keine Ahnung. in welcher Gegend der Stadt fein Hotel fich befand. In „Tivoli" hatte er fo gut wie nichts gefehen. da er Himmel und Hölle verfchwieg. und die „lange Linie" hatte er nicht gefunden, Herr Söderberg aber war ein Mann von Welt. Er fchien bald Lunte zu riechen. merkte. daß Peter in Notlügen hineintappte. aber er verurteilte das nicht. es gefiel ihm gerade. Leim-fieder und Mufierknaben mochte er nicht leiden. Ein Wanderer follte nur ein rechter Wanderer fein. Ein Künftler dazu. Peter gefiel ihm außerordentlich. Er half dem Verlegenen und fprach nur noch über die Glpptothek mit ihm. Da konnte nun Peter. vom Champagner entflammt. fein Feuer loslaffen. Es tue ihm nur leid. erklärte er begeiftert. daß nicht Herr Söderberg der Stifter diefes Heiligtums fei. fondern Herr Iacobfen. Ob denn fein Wirt diefen prachtvollen Iacobfen perfönlich kenne?

„O ja!“ rief Herr Söderberg lachend. ..Recht gut ßogar! Er ift gefchäftli>f mein größter Konkurrent. künf'tlerifch aber find wir intime Freunde. Das geht famos zufammen. übrigens hat fich Iacobfen mehr auf das helle Bier und die Sammlung von Antiken gelegt. während ich das dunkle Bier und moderne. befonders chriftliche Kunf't bevorzuge.“

Sie [achten fich beide in einen luftigen Zynismus hinein und ver-ließen. als das Frühftück beendet war. Arm in Arm die Bibliothek. Herr Söderberg wollte feinem Gaft jeßt das Mufeum. das fein Haus barg. zeigen und ihn dann in dem Garten herumführen. der eine Sehens-würdigkeit des Landes war. Peter. der Glückliche. gefättigt und etwas angeheitert. ging mit. Leife mahnend nur noch. wie aus weiter Ferne. regte fich der Entfchluß in ihm. nach diefem Rundgange Abfchied zu nehmen. Er befchloß vorläufig. zn verfchwinden. bevor er fich den Damen des Haufes in feiner Schäbigkeit präfentieren mußte.

Der Menfch denkt. und Onkel Bifchoff lenkt. Peter vergaß alle Vorfälze. während er die zauberhaften Kunftfchäße des Dänen betrachtete. Was barg diefes Haus für Reichtümer. Hier thronte der Gipfel des Gefchmackes. und nirgends machte fich ein aufdringlicher Snobismus breit. alles war erlebt und empfunden. Am verwirrendften aber war es für Peter. daß Herr Söderberg. den er doch für außerordentlich ver-wöhnt halten mußte. fich an feinen Lobes- und Freudenausbrüchen aufs höchf'te delektierte. Er ging mit einem fo glücklichen Schmunzeln neben dem jungen Deutfchen her. als erblickte er nach langer. ftaubiger Wan-

derung endlich eine Waldquelle. So kam es. daß Peter. als er das
Mufeum verließ. mit erlefenen Gefchenken beladen war. Dingen. die ihm
nicht im Traume eingefallen wären. Herr Söderberg fchlug feine Protefie
mit der feierlichen Erklärung nieder. daß die Freude des Gafies ihm
einzig und allein den Wert foläfer Dinge bedeute.
Was follte daraus werden? -- Sie fchritteu durch einen endlofeu.
wunderfamen Garten. Dureh rot blühende Alleeu. An Wafferfpielen
vorüber. die ihr filberblaues Naß in weiße Marmorbecken fchäumen
ließen. Ein Märchen. Noch fchöner faft für Peters Gefühl'war der
landwirtfchaftliche Teil. der an den Park grenzte. Die Treibhäufer.
deren Glasdächer in der Sonne blitzten. und befonders der Obfigarten.
Ungefiüm. in froh gefunder Pracht. brachen hier die edelften Früchte
aus allen Zweigen. Peter tat es feinem Wirte nach. indem er die
lockendften über feinem Haupte abbrach und verzehrte. Plötzlich begann
Herr Söderberg. der träumerifch gefiimmt war. wieder vou Onkel Bifchoff
zu fprechen. ..Schade. daß er keine Frau fand. Er hatte nie den nötigen
Glauben an ßeine Perfon. er hielt fich immer für zu häßlich. Bei be-
deutenden Männern exiftiert diefes Hindernis oft nur in ihrer eigenen
Einbildung. nicht im Urteil der Frauen. Schade. Er wäre auch der
befie Vater geworden. Nun hat er Szi e wenigfiens. Ich kann mit
vorftellen. wie lieb er Szie hat. O. ßein Szie ßich immer darüber klar.
lieber Freund! Ich weiß. .mein Konfiautin hat viele Stachel. die große
Allgemeinheit verfieht ihn nicht. kann ihn gar nicht verfiehen - Szie
aber werden ihn nicht verkennenl'j
Peter nickte. Dann fragte er Herrn Söderberg in plötzlicher Ein-
gebung. wie denn feine Freundfchaft mit Onkel Bifchoff entfianden fei.
Der Verfchloffene habe ihm nie davon erzählt. Sie fchritten an einem
fchwarzeu Weiher auf und ab. auf dem zwei Schwäne fchwammen. und
Herr Söderberg erzählte. Es fei in Ägypten gewefen. vor 15 Jahren.
bei einem Ausfluge zu den Pyramiden. Da hätten fie fich zuerft getroffen.
Ihr Sammeleifer habe fie zufammengeführt. doch hätten fie fich auch
menfchlich in der lauten Reifegefellfchaft fofort verfianden. Vielleicht
habe auch die gegenfeitige Sympathie. daß beide fo klein feien. mitge-
fprochen. Sie feien zufammen nach Kairo zurückgekehrt. in dasfelbe
Hotel. und dort habe Herr Söderberg ein Telegramm gefunden. das
ihm den plötzlichen Tod feiner Frau mitteilte. Fern in der Heimat.
jung und fchön. Sein Liebftes und Beftes. In diefem Höllenfiurz
feines Glückes habe er eine Hand gefunden. die ihn fefthielt und nicht

verfinken ließ. Es war Konftantin Bifchoffs Hand. Aus der lichten Heiterkeit der gemeinfamen Reife in dunkelftes Leid - fo entftand ihre Freundfchaft. Der Mann. den er erfi wenige Tage gekannt. pflegte ihn Tag und Nacht. als Schmerz ihn fieberkrank gemacht hatte. Er begleitete den Witwer nach Dänemark zurück. Dann hätten fie fich nicht mehr gefehen. Nur korrefpondiert. Nun wiffe Peter. daß Onkel Bifchoff ihn nicht fchlecht empfohlen habe . . .
Peter ging mit gefenktem Kopfe neben Herrn Söderberg her. Sie näherten fich wieder dem Haufe. Plößlich rief der Däne mit leichterer Stimme: ..O. da kommt ja Sigrid! Nun kann ich Szie wenigftens mit meiner älteren Tochter bekannt machen!"
Als der junge Deutfche erfäjroäen aufbliäte. fchritt fchon eine fchlanke. hell gekleidete Mädchengefialt auf ihn zu. Sie hatte lockeres. vom Winde bewegtes Blondhaar und große. blaue Augen. Ihr Gang und ihr Wefen trugen die liebenswürdige. freie Selbfiverftändlichkeit der Dänin. Sie wußte fchon. wer Peter war. und ftreckte ihm herzlich die Hand hin. Diefer aber. als er fie in der Nähe fah. ftand wie vom Donner gerührt. War das Spuk oder Wahrheit?! - Sigrid war Sigrid von Onkel Bifchoffs Bild! - Keine Rede von Pummernickel oder Pumpernickel - Söderberg war Sigrids Name! Keine Rede von berühmter Schaufpielerin. die ..vor fünfzehn Jahren 'mal fo ausgefehen habe!" Das Bild war funkelnagelneu! Wie Peter fie feit SchnattersheimeriTagen im Herzen trug - fo fah das Mädchen aus! O Fuchs. o unergründlicher Fuchs von Apotheker! - Das war fein letzter. größter Streich! - Darauf war Peter Kranz hineingefauft. wie noch nie auf etwas! - Er hörte förmlich den kleinen Bosnickel in feinem Laboratorium kichern. wenn er fich Peters Verblüffung vorftellte. O. diefer Apotheker! - -
Sigrid fah den Verwirrten etwas erftaunt an und fchritt dann fchweigend neben ihm her.
..Wie geht es Karin?" fragte der Vater.
„Ganz gut." war die Antwort. ..Sie kommt zu Tifch."
Herr Söderberg wandte fich jetzt zu Peter. ..Ift es Ihnen recht. daß wir im Hotel dinieren. lieber Freund? Wir pflegen es hier immer zu tun. und für Szie if't es doch auch intereffant. die Badegefellfchaft dort zu beobachten. Es ift die elegantefie. die wir haben. Wir gehen um Zwei hinüber und finden dort einen Freund aus Kopenhagen. den ich ebenfalls eingeladen habe."
LLL

Peter nickte. Jhm war jetzt alles recht. Wogegen follte er fich überhaupt noch wehren? Nur ein Entfchluß ftand in ihm feft. als er Sigrid. diefes Leben gewordene Bild. mit einem fcheuen Blick f'treifte: Er m u ß t e. bevor man in das Hotel ging. feinen äußeren Menfchen rehabilitieren. Er durfte fich vor ihr nicht lächerlich machen. Es blieb ihm nichts anderes übrig. als fich Herrn Söderberg anzuvertrauen. ihm feine Kopenhagener Jrrfahrt zu fchildern und Hilfe zu erbitten. Ängfilich blieb er immer einen Schritt hinter Vater und Tochter zurück. um die gefährliche Rückfeite nicht in ihren Gefichtskreis zu bringen. Er machte aber dadurch allmählich den Eindruck. als ob er übertrieben devot oder am rechten Bein verletzt wäre. Sigrid blieb deshalb in feinem Mitleid gleichfalls zurück und fieigerte Peters Verlegenheit ins Unermeßliche.
„Was if't Ihnen? Szind Szie nicht wohl?" fragte fchließ'lich Herr Söderberg beforgt.
..Haben Sie fich den Fuß verletzt?" fragte das junge Mädchen.
Auf diefe ungeheure Frage blieb Peter die Antwort fchuldig. Jnfkinktiv erklärte Sigrid plötzliäf. daß fie noch Toilette machen müffe. und entfchuldigte fich. indem fie dem Deutfchen liebenswürdig. aber auch ein wenig fchalkhaft zulächelte. Er fah ihr nach und konftatierte. daß fie wunderfchön fei. Dann wandte er fich zu ihrem Vater und beichtete alles. Das Refultat war. daß Herr Söderberg fich den Bauch hielt und faf't weinte. „Reizendl Reizend!" rief er immer in den höchf'ten Tönen.
..Aber warum haben Szie mir das* nicht längfi gefagt! O. Szie müffen die Gefchichte bei Tifch noch einmal erzählen! Das if't eine prächtige Unterhaltung für alle!"
..Aber. Herr Söderberg - in Gegenwart der jungen Damen -!"
..Nun. da können Szie ja von Tivoli einiges fortlaffen! Obgleich da auch niäfts genieren würde! Szie haben ßich übrigens übertriebene Szorgen gemacht! Jhr Anzug if't ja beffer. als Szie meinen!“
* „So? Und der Riß. Herr Söderberg. der Riß?“
Der Däne wifchte fich die Augen. ..Ia. d er freilich! Aber den hätten Szie auch riskieren können! Jm Hotel lebt jeßt eine ßo dekadente Gefellfchaft von Modenarren. daß man das am Ende für das Allerneuefke gehalten und Ihnen nachgemacht hätte! Aber nun kommen Szie. kommen Szie gefchwind. Hier ßind vorläufig hundert Kronen. nicht wahr? Und nun kleiden Szie fich um!"
Nach einer Stunde fchon erfchien ein völlig verwandelter Peter in der Bibliothek. Herr Söderberg klatfchte in die Hände. als er ihn fall.

"eq-
xi'
..
k*:
c..
1U?-
'.
kk
_, r;
L. Fahrenkrog:
Iefus und das Kind.

EMPTY

und führte den fiattlichen Gafi triumphierend ins Freie hinaus. Man fah es dem kleinen Herrn an. wie viel Mühe es ihn kofiete. den jungen Damen. die fich ebenfalls einfanden. nicht fofort Peters Gefäfichte zu erzählen. Karin. Sigrids Schwefier. war noch etwas größer und fchmaler als diefe. eine dunkle. blaffe Schönheit. Sie trug den Stempel des Leidens in ihrem ftillen Gefichte. Peter empfand fofort. daß fie eine aus dem Leben Schwindende war. Doch da fie fich heiter und freundlich zeigte. verlor fich fein fchmerzliches Gefühl bald wieder. und er folgte felbfificher. als hätte er niemals anders ausgefehen. an Söderbergs Seite den jungen Mädchen. die untergefaßt vorausfchritten.
Etwas zaghafter folgte er dann den Einheimifchen in den Speife- faal des Hotels. der eine gewaltige Ausdehnung hatte und ein fefiliches Bild bot. Die Wohlgerüche der Toiletten und guten *Speifen mifchten fiäz. Es flimmerte ein feines. mattgoldenes Mittagslicht über dem Teller- geklapper und fröhlichen Geplauder. Zwifcheu den mittelften der Säulen. die den Prunkfaal ftüßten. fiedelte eine Zigeunerkapelle in fchmucker Uniform. Die Herren Kellner aber flogen lautlos. mit vor- nehmer Gravität umher und machten Gefichter. als hätten fie die fchönen Damen fo fchön gepflegt. die eleganten Herren fo elegant gekleidet.
Herr Söderberg ergriff mit feiner Gefellfchaft von einem refervierten Tifch Befitz. der an einem der breiten Fenfter fiand und aus dem Menfchen- lärm fort einen Ausblick auf die ftill bewegte Meeresfläche erlaubte.
Er fah fich prüfend um und erwiderte freundlich mehrere ehrerbietige Be- grüßungen. ..Er i| noch nicht da.“ fagte er dann und zog feine grüne feidenen Handfchuhe aus. _
„Er wird wieder den Morgenzug verfäumt haben.“ meinte Sigrid lächelnd.
Um w e n es fich handelte. wußte Peter nicht und war auch gar nicht darauf neugierig. Er hatte genug damit zu tun. das letzte Unbehagen der fremden Kleider zu überwinden. die aus Gabriels. des Kammer- dieners. befter Zivilgarnitur beftanden. Herrn Söderbergs Garderobe hätte nur für einen fünfzehnjährigen Peter gepaßt. Endlich hatte er fich zurecht gerückt und konnte fich nun der angenehmen Betrachtung der jungen Mädchen widmen. Sigrid gewann den Preis. Sie erfüllte und* verftärkte im Leben. was fie im vagen Traum verfprochen hatte. Geradezu beglückend aber war es für ihn. bei ihr diefelbe Beobachtung machen zu können. wie bei vielen Kopenhagenerinnen. Auch fie war frifcher und lebenskräftiger als die Geftalten aus ..Niels Lyhne". Alles

leuchtete an ihr. das Haar. die Augen und der fchöne Mund. Ein fanftes ftilles Leuchten war es. wie eine Sonne hinter Nebelfchleiern. aber fiark doch und fiegreich gewiß in entfeffelter Leidenfchaft. Karin aber. Karin war der Mond. Eine bleiche Leuchte der Nacht neben diefer Morgen-fonne. Schwermut der Vergänglichkeit. kindliches Wiffen vom großen Auf und Nieder. Blühen und Welken. Wie rührend war es. unvergeßlich für Peter. die Sorge der Gefunden um die Kranke zu fehen. Sigrid faß neben der Schwefier. bediente fie wie ein Kind und ließ ihr Wohlergehen keinen Augenblick außer acht. Sie zeigte auäf eine wunderbar gütige Freude darüber. daß Karin fich. offenbar dem Gaft zuliebe. aufgerafft hatte und mit in das Hotel gegangen war. Karin aber lehnte gleichfam ihr zartes Köpfchen an die ftarke Gefundheit der Schwefter - fie lächelte oft mit einer fchweren. fchmerzlichen Süße und wußte zu fchweigen. ohne die Lebhaftigkeit der anderen herabzudämpfen.
„Es ift fchade.“ wandte fich jest Herr Söderberg kauend an den verträumten Gaft. der das köftliche Effen kaum zu beachten fchien. „daß Szie in Kopenhagen noch keinen Eicerone hatten. Hätten Szie uns nur gefchrieben! Sigrid wäre ja fofort hineingefahren und hätte ßich Ihnen zur Verfügung gefiellt!“
Peter durehfuhr es. Diefe Möglichkeit. die der Vater mit graziöfem Freimut anbot. beglückte ihn noch in der Vergangenheit. Er fah Tage hinter fich. Tage . . . ! Kopenhagen. das wahre Kopenhagen wäre erfi gekommen. Dann aber fiel ihm ein. daß er feiner Begegnung mit Robert Waldgren noch gar nicht Erwähnung getan hatte. Der Verdacht. daß man Waldgren hier perfönlich kannte und dem feinen Jroniker Peters Jrrfahrt als willkommenes Sujet hinterbringen könnte. hatte es ihn ver-fchweigen laffen. Jetzt aber war es ihm ganz gleich - er benüßte den Gefprächsftoff und fchilderte bis ins Kleinfte. ein treues Porträt des Dichters liefernd. die wunderliche Bekanntfchaft. Warum lachte man aber fo f'tark dabei? Viel ftärker. als der Humor der Gefchichte eigentlich verdiente? Herr Söderberg wifchte fich die Augen. Sigrid lehnte den weißen Hals weit über die Stuhllehne zurüä und ftieß die wohllautendften Lachtöne hervor. Karin fogar lachte faft erfchrocken und fchien mit holder Gutmütigk'eit zu konfiatieren. daß man in diefem Leben aua) fo luftig fein könne. Auf das fragend befiürzte Geficht des Gaftes hin klärte Herr Söderberg ihn auf. Robert Waldgren war ein intimer Freund feines Haufes. Der Gafi. den man hier noch am Tifch erwartete. war kein anderer. als er. Jetzt gab Peter es auf. Er wunderte fin, von nun an

über kein neues Abenteuer mehr. Er erwartete jeden Augenblick. daß auch die ..bedeutende Porträtmalerin“ und die ..Führerin der Frauenbewegung" aus dem Eafs Brifiol erfcheinen würden. Auch hätte es ihn kaum gewundert. wenn Abraham Levy. der Pfandleiher aus der Bahnhof-f'traße. und Rita. die Sängerin von Tivoli. eingetreten wären und vor verfammelter Menge ein Das (le (Ic-11x getanzt hätten. Ein törichter. großer. märchenhafter Kreislauf wurde ihm das Ganze. Ein Zauberring. der fich immer fofort wieder fchloß. wenn man ihn eben aufgefprengt hatte. Und als Herr Robert Waldgren fich jeßt wirkliäf näherte mit feinem leifen. entzückenden Satyrlächeln. da ging der Deutfche dem Uberrafchten entgegen und fchüttelte ihm emphatifch die Hand. Waldgren. der von Söderberg aufgeklärt wurde. fragte Peter fofort in feiner rafchen Weife aus. wie es ihm feit ihrer letzten Begegnung in Tivoli ergangen fei. Peter wurde rot. und Herr Söderberg. das alte Kind, machte bittende Augen. indem er den lachenden Mund fpißte. Da dachte Peter an den Weisheitsfpruch von den „Beften. die fich felbft zum Beften haben können“. Er erzählte alles. Es war fonderbar. Er brauchte von Rita. Himmel und Hölle. nichts zu verfchweigen. Sigrid und Karin waren keine Schnattersheimer Mädchen. nicht einmal Karlsruher. Es hatte etwas eigentümlich Holdes. fie Dinge erfahren zu fehen. die der deutfche Moralbegriff aus ihrem Gefichtskreife gebannt hätte. Sie waren innerlich reif und hatten faft einen Altersfchimmer im Herzen. diefe blühenden Gefchöpfe, Sie verftanden alles inftinktiv. mit reinem. fernem Urteil. Sie konnten lächeln und lachen. Menfch fein. wenn Menfchliches fich enthüllte. Peter aber wurde wie ihr Bruder. Konftantin Bifchoffs Neffe gehörte zum Kreis. Der Dichter fah es. und ein lächelndes. freies Begreifen fchüßte ihn fofort vor Eiferfuäft. Größe war Robert Waldgren. dem gelenkigen Dandy. dem Modeergößen der Flachheit. inne. wenn es darauf ankam. Seine fchwarzen. etwas fchief geftellten Augen irrten in feiner Unraft von dem glücklichen Deutfchen auf die lachende Sigrid hinüber. von Sigrid auf die bleiche Karin. Hier verweilten fie. und der Mund. der faft tierifch fein konnte. fchloß fich jetzt zu zartef'ter. gütigfter Menfchlichkeit.

Man hob die Tafel auf und ging aus der geräufchvollen Hive in die frifche Freiheit des Strandes hinaus. Weithin dehnte fich der blaue Sund. Silberne Wellenkämme fpielten mit Sonnenblißen. Karin ging an Waldgrens Arm. Peter fah es. aber er fühlte es ohne Zögern als gewiß. daß der Dichter dem kranken Mädchen nur ein milder Freund und

Berater war. Als er in feiner keufchen Sprödigkeit. möglichfi gleieh-
gültig. Sigrid andeutete. wie hübfch er den Anblick der beiden fände. fagte
fie mit dankbarem Aufleuchten: ..Ja! Ohne Waldgren hätten wir
Karin nicht mehr. Er hat fie ruhig gemacht. Sie hat keine Hoffnung.
aber fie freut fich an dem. was ifi."
..Ifi fie fo leidend? . . . Weiß fie's?‟
..Ja. Aber Robert Waldgren hat die Macht. ihr Wärme und Licht
zu geben. Jeden Nachmittag kommt er aus Kopenhagen zu uns hinaus
und befchäftigt fich ftundenlaug nur mit Karin. Er lieft ihr vor. Er
weiht fie in alles ein. was ihn befchäftigt. So täufcht er fie über das
Schwerfte hinweg. gibt ihr Wahn und fchöne Träume. Er hat es mir
felbfi gefagt. daß der eigentliche Wert feiner Kunft für ihn darin be-
ftände. der letzte Arzt für Karin zu fein.“ 7
..Das ifi wundervoll . . . Das ifi ja eigentlich mehr als alles. was
wir anderen wollen können! . . .“
..Es ift jedenfalls etwas Großes."
..Nein. Fräulein Sigrid! Ein Leb en erhalten. folch' ein Leben.
mit feiner Kunfi! Das ift das eigentlich Wahre!‟
Sigrid fchwieg. Sie wußte. daß ein Deutfcher den überfchwaug
brauchte. etwas Höchfies und pofitiv Letztes. das er anbeten konnte.
Auch gab fie ihm in diefem Augenblick recht. als fie den dunklen Gefialten
nachfah. die langfam in der -Farbenfülle des Nachmittags weiterfchritten,
..Kennen Sie Bücher von ihm?" fragte fie leife.
..Kein einziges - iäf fäfäme mich faft."
..Lefen Sie ‚Sigrid und Karin'.“
..Richtig! . . . Mein Gott. find S i e das etwa!? . . .
der Irrgarten hört nicht auf l"
..Wie meinen Sie das? - Er hat meine Schwefier und mich darin
gefchildert. Zu fehr beinahe. Nur gefchildert. wiffen Sie. mit feinen
Augen. Ich liebe das Buch als Kunftwerk und habe doch Angft davor.
Ich werde mich an einen Dichter nie gewöhnen können.“
..Wie hängt das eigentlich zufammen.“ fragte Peter nach einer
Weile. ..Er wollte mir in Kopenhagen feinen Namen nicht nennen. weil
er bald einen a n d e r e n Namen tragen dürfe. der fein wahrer fei?"
Sigrid lächelte. ..O. wiffen Sie nichts von Robert Waldgrens
Namensfuche?“
,.Namensfuche?“
„Ia, Er hat in einer Chronik gefunden. daß er aus einer morga-
Mein Gott.

natifchen Ehe des alten Herzogs Gyldenlöwe ftammt. alfo von der vor-
nehmfien Familie des Landes. Nun trachtet er feit Jahren danach. daß
der König ihm das Recht. diefen Namen zu führen. verleiht. Waldgren
von Gyldenlöwe. Viele lachen darüber. Ich aber verftehe es von ihm
aus. Er ift ein großer Patriot und empfindet es leidenfchaftlich ernft.
nicht nur als Dichter ein Edler zu heißen. Es ift bei ihm keine Eitelkeit."
..Alfo darum! . . . Na. ich weiß nicht! Mir hätte er fchon fagen
können. daß er Waldgren heißt!"
Sie hatten wieder das Haus erreicht. Herr Söderberg begab fich
hinauf. um der Ruhe zu pflegen. Waldgren folgte Karin in ihr Zimmer.
wo er ihr vorlefen wollte. Ohne eigenes Dazutun blieben Peter und
Sigrid allein. Sie bezwangen eine leife Erregung. die fich unwillkürlich
ihrer bemächtigte. durch den gemeinfamen Entfchluß. eine Gartenpromenade
zu machen. Der Tag war brütend heiß. ..Der Wind hat fich gedreht."
meinte Sigrid. ..Es kann noch ein Gewitter geben."
..Bei diefem klaren Himmel?" fragte Peter.
..Ja . . . Das kommt fchnell . . ."
Sie kamen durch eine fchattige Kaftanienallee in einen Teil des
Gartens. den Peter noch nicht gefehen hatte.
..Wollen wir fchaukeln?" fragte Sigrid jeßt plößlich mit kindlichem
Lächeln. ..Hier in der Nähe habe ich z'wifchen zwei uralten Bäumen eine
prachtvolle Schaukel angebracht. Ich fehe mich oft hinauf. wenn es fo
heiß ifi. und laffe mich treiben. Es ift ein fo fiilles. befchauliches Glück
und macht einen rafch zum Kinde. wenn man fich einbildet. Gott weiß
wie erwachfen zu fein."
Peter nickte und folgte ihr. Ein von hohen Bäumen umftandener.
befchatteter Rafen war Sigrids Spielplaß. Sie prüfte die Stricke der
Schaukel und fchwang fich graziös hinauf. Peter. in dem der Schnatters-
heimer Spielkamerad erwachte. war es das größte Vergnügen. der Schaukel
fanfte und doch energifche Stöße zu verfeßen. fo daß die fchlanke Sigrid
weit in die Höhe und tief in die Tiefe flog. Sie jauchzte - wie entzückte
ihn das. Er verfuchte es immer von neuem dazu zu bringen. daß ihre
Stimme fo hell und klar. fo fehnfüchtig fchönheitsbang. wie ein Vogel.
tönte. Sie ftreckte fich in ihrer ganzen gertenhaften Schlankheit. und die
feinen Füße hielt fie forglos gefpreizt. Immer weiter fchaukelte der
ftarke. deutfche Bär das feine Dänenkind. Bis fie atemlos um Anhalten
bat. und ihr anmutiger Gerechtigkeitsfinn forderte. daß nun auch er die
Freuden des Schaukelns erführe. 1 Er fchwang fich hinauf. und fie tat ihm

jest den Dienfi. zu fioßen und aufzumuntern. mit nicht geringerem Eifer,
Der fiille Garten hallte von dem hellen Gelächter der jungen Menfchen
wider.
..Werden wir auch Ihren Herrn Vater nicht fiören?‟ fragte Peter
plötzlich beforgt.
Sigrid nickte. „Das könnte fein! Jawohl! Wir wollen lieber
aufhören! Bleiben Sie ruhig oben fißen! Hat es Ihnen gefallen?"
Peter faß nachdenklich auf dem Brett. mit den Händen die Stricke
umfpannend. und ließ die Beine baumeln. Lächelnd fah er auf die er-
hißte Sigrid nieder. ..Die Schaukel ifi ein Symbol für mich." fagte er
dann langfam. „Für andere Leute wahrfcheinlich auch. Aber für mich
befonders. Wenn ich mir alles ins Gedächtnis zurückrufe. was ich auf
meiner Reife bisher erlebt habe. Bald hoch oben. bald tief unten - bald:
was koftet die Welt?. bald: wer leiht mir einen Grofchen! Gott im
Himmel! Es if't wunderbar! Aber wiffen Sie. Fräulein Sigrid. was ich
fürchte?"
..Nun. was denn?" fragte fie. die Hände im Rücken gefaltet. während
fie ernfi und klar zu ihm empor fah.
„Daß - daß der Ruhepunkt. die Mitte. mein' ich. die doch fchließlich
nötig ift. nicht in der Höhe. fondern unten liegt.“
„Der Ruhepunkt? . . . Ja. ja . . . Aber nicht das Glück und nicht
das Schöne! . . .“
Er fchwieg. er fah fie bewundernd an. Er fah nur noch Sigrid
Sie fühlte. daß er ihr recht gab. Nach einer Weile fchritten fie dann wie
fpielmüde Kinder dem Haufe zu.
..Ich würde Ihnen gern meine Bilder zeigen." fagte Sigrid. „IG
male nämlich auch. Haben Sie Luft dazu? Bitte. fagen Sie es ganz
offen - ich bin nie gekränkt in folchen Dingen.“
Anfangs war Peter etwas beforgt. Er hatte nun einmal eine
troßige Voreingenommenheit gegen malende Damen. Dann aber war
er doch zu neugierig und ging mit. Sigrid hatte in einem Wirtfchafts-
gebäude ein geräumiges Atelier. Er befah ihre Bilder und war verblüfft.
fo firenge. fafk männliche Arbeiten zu finden. Nichts von der zarten,
blonden Sigrid. Alles Wille. ohne Eitelkeit. ohne Traum. Faf't auch ein
wenig ohne Glanz. Diefe Bilder erinnerten ihn lebhaft an die eigenen
aus der Schnattersheimer Periode.
Sigrid fah ihn nachdenklich werden und fagte rafch: „Mir gefällt
jedt auch nichts mehr davon! Es ift nur Arbeit!“

..Das ift fchon was . . ."
..Etwas Unentbehrliches. ja. Aber ich möchte jeßt Weicheres. Freieres. Froheres malen! Farben will ich mir erobern!"
..Jch auch!“
..Sie auch? . . .“
„Gewißl Mir ging es ganz ähnlich. wie Ihnen. Ader feitdem ich in Dänemark bin. fühle ich. daß ich ein anderer werden muß. Mein nächfies Bild wird. das fchwör' ich hiermit feierlich. die Schaukel im Garten! Und Sie darauf. wenn Sie Luft haben!“
..Gern!‟ Sigrid trat zum Fenfier. ..Aber in diefer Stimmung lieber nicht. Es kommt ein Gewitter. Hören Sie? Es pfeift und fingt fchon! O. es wird wundervoll! Wollen wir rafch zum Strände hinunter?!"
Peter war dabei. Sie warfen Ledermäntel um und trabten. von aufgewirbeltem Seefand umpriäelt. in die tofende Freiheit. Kein Menfch war jeßt am Strande. Die Hoteleleganz verkroch fich in ihre Zimmer. Waldgren. der Diäjter. faß immer noch bei Karin und las ihr aus feiner Tragödie vor. Maler und Malerin aber. lachend und beglückt. liefen an dem ungeheuren Raufchen entlang und fürchteten mit wilder Luft nicht den Regen. der niederpraffelte. nicht die Bliße. die rötlich aus Wolkenklüften fuhren. nicht den Donner. der unaufhörlich brüllte. Sie fürchteten fich nicht. Sie erlebten alles. Plößlich aber blieb Sigrid fiehen. fiüßte fich auf Peters Arm und deutete erbleichend auf die fiurmgraue See hinaus. ..Dort!" rief fie heifer. „Domi‟
„Was denn. Fräulein Sigrid?!“
„Die Buben vom Gärtner find wieder draußen! Die Schlingel! Das Wetter hat fie überrafcht! Sie können nicht zurück!"
Jeet erkannte Peter. worauf ihr bebender Finger deutete. Sehr weit hinaus. zwifchen fchaukelnden Wafferbergen. kämpften zwei unvorfichtige Schwimmer. Sie kamen immer mehr vom Strande ab. Man fah es. Sie fchrieen wahrfcheinlich jämmerlich - man konnte es nur im Tofen der Elemente nicht hören.
..Gott. lieber Gott!‟ flüfierte Sigrid. ..Niemand weiß es! Der arme Vater! Bis wir Leute holen. find fie fort!‟
Peter antwortete nicht. Er warf den Mantel ab. hierauf noch Gabriels. des Kammerdieners. Feiertagsrock. und im Nu hatte er auch die Stiefel von den Füßen. Jäh entfchloffen ftapfte er mit feinen ftarken Beinen in die Flut. Er kannte die Richtung. ..Bad Nummer zwei! Ganz fchön!“ durchfuhr es den Erhißten in diefem Moment. trop aller

Gefahren. Sigrid fiarrte ihm nach. bittend. fegnend. Ießt war er fchon weit. Wie er kämpfte! O. ein Deutfcher! Bald verfchwand er zwifchen Wafferbergen. bald ragte wieder fein blondes Haupt. Und endlich -l
..Er hat fie!" fchrie Sigrid und fank in die Kniee.
Da kam fchon der Retter. Göttlich behütet kam er durch die Flut zurück. An jeder Hand fiihrte er ein halb ohnmächtiges Kind. Er gab die Buben dem Vater. der mit Hunderten inzwifchen herbeigefiürzt war. Dann befah er fich felbft lachend.
„Wieder mal reparaturbedürftig!" Sigrid brachte ihn rafch ins Haus.
* 'K 'lt
Eine Ohnmacht hatte den fiarken Peter doch gefällt. Von welcher Erregung fie ftammte. wußte er nicht. Erfchöpfung. Sehnfucht. Liebe? - Kurz. fie war da. Doch als er jest nach mehreren Stunden erwachte. neigte Sigrid fich über ihn. war Sigrid in dem nachtdunklen Zimmer mit ihm allein und fprach die folgenden Zauberworte: ..Was Sie getan haben. ift mehr. als durch Kunfi ein Leben erhalten. Ja. Es ift mehr. Ich verehre Robert Waldgren. aber Sie habe ich lieb.“
Wie wunderlich! . . . Das Schaukelfpiel! . . . Er träumte wohl wieder . . .
..Staunen Sie. daß ich es fage?" fragte die Dänin und hatte Tränen in den ernften Augen. ..Man muß doch ehrlich fein. Oder bin ich Ihnen gleichgültig?"
..Ich ftaune.“ flüfierte Peter. ..Ich bin noch immer auf der Schaukel. Aber es ift Wahrheit - ja - hier im Norden ift die Schönheit immer Wahrheit. Laß mich bleiben."
..Laß mich bleiben!“
„Sigridi“
"e O *
- Der Zauberring hatte fich gefchloffen. Ießt offenbar für lange. Peter kam es fogar in diefen leuchtenden Tagen vor: für immer. Die großen Glücksfälle hatten noch kleine in der Gefolgfchaft. Von Tante Linda kam ein Brief. Das Geld. das darin lag. machte Peter nicht den leifefien Eindruck - aber die freie. liebenswürdige Auffaffung der alten Schnattersheimerin für feine Abenteuer. die aus dem Begleitfchreiben klang. entzückte feinen Familienfiolz. Und dann - fein Koffer. fein ein'-

famer Koffer vom Berliner Bahnhof war wieder da. und Mutters Siegelring natürlich auch. bei Abraham Levy pünktlich eingelöft. Kopenhagen aber wurde jeßt erfi wirklich Kopenhagen. Mit feiner holden Braut am Arm. felbfificher. ein halber Däne. fchritt Peter durch die Oeftergade. Schon bei der erfien Promenade vertraute er Sigrid an. welchen'Schabernack Onkel Bifchoff ihm in bezug auf ihre Perfon gefpielt habe. Sigrid Pummernickel von vor 15 Jahren! Die wahre Sigrid lachte von Herzen darüber und freute fich wie ein Kind darauf. den treuen Freund des Vaters bei der Hochzeitsreife aufzufuchen. Als das Brautpaar an diefem Abend in Waldgrens Gefellfchaft nach Marienlyfi zurückkehrte. brachte Herr Söderberg ihnen 'ein Telegramm entgegen. Onkel BifchoffsAntwort auf Peters Verlobungsnachricht. Der vergnügte Alte wollte es felbft vorlefen. doch Karin. plößlich belebter. als je. nahm es ihm. ganz refolut aus der Hand und las mit zitternder. erhobener Stimme: ..In Schnattersheim großes Erdbeben vor Jubel. Schnatter fließt rückwärts. Tante Linda und ich grüßen alle. Es lebe Peter. der Entdecker. und Sigrid. die ihn fehen lehrte.“
L2]

Die beiden Spieler.
Auf den Tifch fchlägt Ehrifioph Buchwald: „Es gilt!"
Hei. wie die beinernen Glücksjäger tanzen!
Detlev Brockdorffs hämmernde Stirnader fchwillt.
Seine Blicke find wie faugende Wanzen.
Acht Augen? Nicht mehr? Ehriftoph Buchwald wird blaß:
Der Teufel warf das!
Acht Augen nur? - Detlev Brockdorffs Hand
Wägt fchüttelnd die Würfel. Die raffeln fo eigen.
..So werft dem!“ -- Schweigen. --
..Reut's Euch?“ -- -** „Pah! -- -
- -- „Dal“ - --
Wie ein Wetter hagelt's. „Siebenl“ -- Verloren!
Kalkweiß wird Detlev Brockdorff jest.
Ehriftoph Buchwalds herrifche Augen höhnen.
Ihr Höchfies haben fie eingefeßt:
Den Söhnen galt es. den eigenen Söhnen!
Ihr eigen Blut verfpielt. verzecht!
Detlev Brockdorff warf fchlecht!
Sieben Augen nur! Sein fingernder Griff
Fiebert am Dolch. Die Zähne blecken.
Detlev Brockdorff läßt das Meffer ftecken.
Edelmannswort! -
Mord?
Wer fagt das? Ehrliches Spiel war's! Verwürfelt!

Detlev Brockdorffs flachshaariger Knabe fchreit.
Daß die Gäule im Stall fchrecken und fcheuen.
Detlev Brockdorffs Rock ift von Blut befpeit.
Ießt geht Detlev Broädorff in einem neuen.
Wer fchilt Detlev Brockdorff? Die Schuld ift bezahlt.
-- Ehriftoph Buchwald prahlt
Und krümmt wie zum Würfeln die hohle Hand:
..Fortunas Neftl“ - In der Totenkapelle
Brennen fieben große. helle
Kerzen am Sarg.
Karg
War das Becherglück immer dem Detlev Brockdorff.

Ernfi Otto Nodnagel:
Die Entwicklung des deutfchen Liedes von
Richard Wagner bis Hugo Wolf.
Schluß.

Der Vortritt in diefer Reihe gebührt dem Meifier. der heute fafi unbefiritten als Führer der mufikalifchen Moderne gilt und auch feit einigen Jahren an der Spise uuferer wirtfchaftlicheu Intereffenvereiuigung. der ..Genoffeufchaft deutfcher Tonfeßer" fieht. Ich meine natürlich Rich ard Strauß. Daß diefer ebenfo kühne wie geniale Tondichter heute Mode ift. das darf man ihm nicht zur Laft legen. Es gehört zu den unberechenbaren Kapricen des vielköpfigen Omnivoren Publikum. Und warum foll diefes refpektable Ungeheuer nicht auch einmal zur Abwechflung einen Straußenmagen haben?! Soviel if't ficher: bequem gemacht hat Strauß fein Modewerden weder fich noch - feinen Hörern.

Der Schwerpunkt feines Schaffens liegt. wie männiglich bekannt, auf dem Gebiet der Sinfonik. Als Orchefterkomponifi gelangte er fchon in fehr jungen Jahren zur allgemeinen Anerkennung. und auf diefer feiner eigenfien Domäne erwies er fich denn auch früh fchon als Pfadfinder und Bahnbrecher. Ießt hat fein Entwicklungsweg ihn zu fo fchwindelnden Höhen geführt. daß man in feinem und der Kunfi Intereffe ihm nur wünfchen möchte. völlig - f ch w i n d e l f r e i zu bleiben. Durch das gefamte Schaffen diefes geifireichen und virtuofen Künftlers geht ein gewiffer Zwiefpalt. der am deutlichfien in feiner Lyrik zutage tritt. Vieles in feinen Werken erfcheint allzu fehr g ef u cht. und dem fieht anderes gegenüber. das allzu leicht gefunden fcheint.

Gar manche Einzelheit in der Orchefiermufik von Richard Strauß ifk fo gewagt. daß fie felbft radikalften Mufikern unverfiändlich bleibt und nur von denen für Mufik ausgegeben werden kann. die vor jeder Note aus der Feder des einflußreichen Künftlers Kotau machen. Aber doch verfällt der Tondiehter recht oft auch ins entgegengefeßte Extrem;

alles technifche Raffinement bringt dann nur noch deutlicher zum Bewußtfein. daß es nur Maske. nur Pofe ift. durch die Alltägliihkeiten fich intereffant machen wollen. Allerdings glaube ich. daß Hugo Wolf das Kind mit dem Bade ausfchüttete. wenn er in einem Briefe an mich Strauß als unecht und als ..mediokre Erfcheinung" hinzuftellen fuchte und mir meine Bewunderung des Straußfchen Schaffens tadelnd vorhielt. Man braucht niajt blind zu fein gegen die Schattenfeiten des neueften Hofkomponiften. den Vorzügen feines eminenten Könnens und feiner gewaltigen Gefialtungskraft braucht man gleichwohl darum nicht ungerecht zu werden.

Auch in der Lyrik von Richard Strauß find feine liebenswürdigfien und gefälligften Gaben nicht die eigenartigften. Wo feine Melodik am üppigften quillt und am fanglichfien. da fließt feine Erfindungskraft oft am fpärlichftenz wo er andererfeits in Stimmungsausdruck und Erfindung am intereffanteften charakterifiert. da ift feinen Werken oft g ar n i ch t mehr mit dem Maßfiab der mufikalifchen Logik beizukommen.

Sehr häufig hört man einen anderen modernen Tondichter mit Strauß in einem Atem nennen. der auch fein perfönlicher Freund iftz und dennoch wird man fchwer größere künftlerifche Gegenfäße finden. als zwifchen dem eben charakterifierten Straußfchen Stil und dem künftlerifchen Ausdru> der Individualität Max Schillings'.

Auch in diefes Künftlers Schaffen liegt der Schwerpunkt auf anderem Gebiete. als dem lyrifchen. Aber auch in feinen mufikalifch reichen reifen Tondramen offenbart fich Schillings als der geborene Gefangkomponift. Wenige haben in gleichem Maße. wie er. den Sinn für die große gefangliche Linie. Er ift der geborene Pathetiker. und dazu beftimmt ihn ein Wefenszug feiner Perfönlichkeit. der auch fein ganzes künfilerifches Schaffen unverkennbar beeinflußt; Mar Schillings ift in jedem Wort und in jedem Takt Ariftokrat. Vornehm bis zur Exklufivität ift auch feine Mufik. Bei oberflächlicher Kenntnis könnte man feine Melodik für kalt halten; aber wenn man in feinen Stil fich eingelebt hat und Ohren für feine Perfönlichkeit hat. dann wird man auch die Warmbliitigkeit und edle Schönheit diefer Tonfprache erkennen. Freilich muß man zuvor eine gewiffe Sprödigkeit der Ausdrucksweife überwunden haben.

Die Eigenart des Schillingsfchen Schaffens findet ihren typifchen Ausdruck in einem technifchen Zug. der fich allmählich immer deutlicher herauszubilden fcheint. Wenn ich diefes Detail als ..abfolute Wechfel-

note“ oder als ..enthymematifche Harmonieverbindung" zu bezeichnen verfuche. fo find das zunächft nur Worte. ..Enthym e m‟. fo nennt die Logik einen Schluß. bei dem ein Glied unausgefprochen bleibt. alfo im Geif't. Er Gun-f., ergänzt wird. Tritt flatt eines der Töne eines Akkords diffonierend die nächfi höhere Tonftufe ein. fo haben wir eine fogenannte Wechfelnote. Diefe f'trebt nun nach dem Ton. den fie verdrängt hat. und macht fein Eintreten zum logifchen Bedürfnis. In der harmonifchen Ausdrucksweife. die fich im allmählichen Verlauf des Schillingsfchen Schaffens entwickelt hat. tritt die Erfüllung diefes Auflöfungbedürfniffes nicht mehr wirklich ein. fondern der logifch notwendige Ton muß von dem Hörer hinzugedacht werden. Darin liegt ein weitgehender Verzicht auf fchon oft Dagewefenes. und diefer Zwang zur Mitarbeit übt einen eigenartigen Reiz auf den Hörer aus.

Die Aufgabe meines Themas kann ich nun keinesfalls darin fehen. die Legionen der liederkomponierenden Mitmenfchen vorzuführen. Nicht einmal diejenigen darunter. die fich als Moderne und Ubermoderne frifieren. follen auch nur mit annähernder Vollfiändigkeit aufgezählt werden. Wenn meine Definition des modernen Künftlers zutrifft. fo ift unter ihm der individuell Schaffende zu verfiehen. der ehrliäf und naiv feiner perfönlichen Eigenart gehorcht. Und nur eine Reihe in diefem ernf'ten ethifchen Sinn Moderne fei als die typifchen Vertreter der nachwagnerifchen Lyrik vorgeführt.

Den beiden Großen. die ich bereits in knappen Strichen zu kennzeichnen gefucht. läßt fich ein jüngerer Tondichter anreihen. der erft in allerleßter Zeit die gebührende Anerkennung gefunden. Und doch erifiieren eine Anzahl bedeutender lyrifcher Gaben von ihm fchon etwa ein Jahrzehnt. und vor zehn Jahren bereits habe ich verfucht. feinem Schaffen die Beachtung weiterer Kreife zu erwecken. Es ift Oskar Fried. der feit den letzten Jahren fogar ein maßgebender Faktor im Berliner Mufikleben geworden ift.

Frieds Lyrik wohnt ein großer melodifcher Zug inne und ein ausgeprägter Sinn für das Dekorative. der fich namentlich in den mächtigen Steigerungen feines Operntorfos „Die vernarrte Prinzeß" kundgibt. Das Schwärmerifch-Sinnliche feiner Kunf't entfaltet fich in feiner üppigen Harmonik und in dem leuchtenden Kolorit nicht nur feines Oräfef'terfaßes. fondern auch feiner Klavierbegleitungen.

t 7!- * * K

Die bisher erwähnten Künftler find eigentlich nur nebenher auch Lyriker. Ihre Hauptbedeutung liegt auf anderen Gebieten. Wir wenden uns jeßt zu einer Gruppe von Tondichtern. deren Schaffen hauptfächliäj oder ausfchließlich im Boden der Lyrik wurzelt.
Der Bedeutendfte von ihnen ift zugleich am wenigfien bekannt; zum Teil erklärt fich das aus dem Umftand. daß er. obwohl fchon im fünften Lebensjahrzehnt fiehend. erft zwei fchmächtige Liederhefte veröffent-licht hat. denen demnächft nur zwei weitere folgen follen. Aber fchon diefe zehn Lieder weifen G e o r g Stolze n b e r g einen Plaß in der vorderfien Reihe an. Viel bekannter ift diefer Wort- und Tondichter auf literarifchem Gebiet geworden. und um feine Bedeutung richtig zu erkennen. müffen wir ihm einen Augenblick auf das literarifche Gebiet felgen. Georg Stolzenberg trat - lange nach feinen Studien-jahren - zuerfi an die Öffentlichkeit mit zwei Bändchen ly-rifcher Gedichte. In diefen fchloß er fich mit feinfiem rhyth-mifchen Gefühl den neuen Formbefirebungen an. die Arno H'olz in feinen Fantafus-Bändchen zuerft betätigt und in feiner ..Revolution der Lyrik" äfthetifch begründet hat. Diefe Poefien find von vielen ver-ftändnislos verlacht worden. namentlich wegen ihrer typographifchen Anordnung. Jm übrigen hielt man fie für fo r m l o s. weil die Form anders war. als die gewohnte. In Wirklichkeit hat Arn o H olz für die Form der lyrifchen Poefie genau das nämliche getan. was R i ch a r d Wagner für die Form der Gefangmelodie getan. alfo gerade das. worin Wagner für die moderne Gefangmufik. wie wir fahen. befruchtend geworden ift. Auch Arno Holz hat die fchematifche äußerliche Form durch eine verinnerlichte erfetzt. hat den fkandierten Rhythmus eines profodifchen Schemas erfetzt durch den unendlich feinergliedrigen Rhyth-mus der Sprache. Diefe Revolution der lyrifchen Form konnte nur einem Formvirtuofen. wie dem Dafnisdichter gelingen. und durch die kühne und doch fo natürliche Neuerung hat er nicht nur dem Dichter. fondern auch dem Mufiker Georg Stolzenberg erft die Zunge gelöft. In feiner Gefanglyrik räumt denn auch naturgemäß Stolzenberg den Poefien von Holz einen breiten Raum ein.
Ein weiteres Verdienfi des Künfilers wird von ihm felbft wohl doä) zu hoch bewertet: das grundfäßliche Bevorzugen der neuen Poefie. Stolzenberg hat für Hugo Wolf harte Tadelsworte. daß er nur ältere, bereits beglaubigte Dichter in Mufik gefeßt habe. Und diefer Tadel ift doppelt ungerecht. Einmal ift es undankbar. zu vergefien. daß Hugo

Wolf der deutfchen Nation einen ihrer größten lyrifchen Dichter eigentlich erft gefchenkt hat. indem er den halbvergeffenen E d u a r d M ö r i k e ans hellfte Tageslicht zog. Und dann müffen wir uns fragen: wen fand denn Wolf v o r von modernen lyrifchen Dichtern? Mit Liliencron war er ja perfönlich befreundet; aber die mufikalifche Ausbeute von deffen Schaffen hätte doch nur äußerfi gering fein können. Die meiften komponierten Gedichte Liliencrons widerfireben ja geradezu der Mufik. Richard Dehm el fing gerade erft an. die Beachtung künftlerifcher Kreife auf fich zu ziehen. Selbfi von Arno Holz eriftierten kaum nennenswerte Anfäße wirklicher Lyrik im ..Buch der Zeit". Und feine Antipoden. die Gruppe um Stefan George. Wolfskehl und Hofmannsthal. verfchmähten es damals noch. mit den feinzifelierten Gefchmeiden ihrer graziöfen Goldfäjmiedekunft in den rauhen Lärm der Öffentlichkeit herabzufkeigen. Aber für Wolf waren die beften und echtefien unter den großen Lyrikern gerade gut genug.
Das lite r ar i f ch e Verdienft der Liedkompofitionen von Stolzenberg befteht darin. daß er den tiefen Stimmunggehalt Holzfcher Fantafus-Gedichte zum Klingen brachte. Eine feiner fchönfien lyrifchen Gaben hat fogar als Tert eines der vor anderthalb Jahrzehnten meifi belachten Gedichte ..Draußen die Düne“. das damals den Holzfchen Beftrebungen den Spottnamen „Depefchenlyrik" eingetragen hatte.
Ia) würde es für falfche Befcheidenheit halten. wenn ich in diefem Zufammenhang die Tatfache verfchweigen wollte. daß auch ich mich der Veröffentlichung eines runden Hunderts von Liedern fchuldig gemacht habe. die ich. wie bereits erwähnt. als lyrifche Rezitative bezeichnet habe, Mein ftiliftifches Ziel *befieht in prägnantem Stimmungausdruck und einfacher klarer Melodik. für die ich aber einwandfreie Profodie anfirebe. Da ich aber nicht nur in der Melodik. fondern auch im Harmonifcheu nach Einfachheit und Klarheit ftrebe. fo hat man mich fchon manchmal reaktionärer Tendenzen geziehen. von denen ich mich frei weiß.
Ein aparter. feinfinniger Stimmungkünftler ift M ar Marfchalk. in deffen Liedern oft ein franzöfifches Arom bemerkbar wird. das ihnen einen delikaten. faft pikanten Beigefchmack.-gibt. Am deutlichften zeigt fich feine Eigenart in Liedern. deren Stimmung eine nervöfe Senfibilität. eine dekadente Note zur Vorausfeßung hat. Insbefondere find feine Gefänge zu Girauds „Vier-rot lunujre‟ kennzeichnend für feine Art.
Die Reihe der Lyriker im engeren Sinn will ich abfchließen mit

Jahrgang
L. Fahrenkrog
Es ift vollbracht
'
1908

ausgefprochen alle (i) trifft. den Schluß ziehen: der fpätere bärtige Typ fei echt. Hierfür fehlt jede Vorbedingung. Nun aber werden die kunfthiftorifchen Daten durch die kulturhiftorifchen Angaben durchaus geftüßt. und felbft die Bibel beftätigt fie. Nach der Kunftgefchichte wäre das Bartlofe ficher-er als das Kurzhaarige. denn bartlos waren alle bekannten Darftellungen der erften Jahrhunderte. ausgefprochen kurzhaarig nur die alexandrinifche Kunft. Das Kurzhaarige aber wird nun durch Bibel und Kulturgefchiäfte durchaus und zwingend bezeugt.

Unter den Juden trug nur der Nafiräer langes Haupthaar. Die Bezeichnung: ..Iefus von Nazareth" gibt nicht an. daß Iefus Nafiräer war; diefe Bezeichnung kann aber bei Verwechflung der Begriffe leicht zur Annahme führen - und hat geführt - daß Iefus eben als Nafiräer langes Haupthaar getragen hätte. Iefus ein Nafiräer! Das widerfpricht feinem Wefen - auch den Tatfachen. Da Iefus vermutlich beim Abendmahl auäf Wein trank. ficher aber zu Toten einging. fo konnte er nicht Nafiräer fein. denn nach 4. Mofe 6. V. 3-10 durfte der Jünger Nafirs nicht Wein trinken. noch zu den Toten eingehen. War Iefus aber kein Nafiräer. fo trug er das Haar den Juden gleich kurz. mit der Schere gefchnitten. nicht rafiert. Eine unzweideutige Beftätigung unferer Anficht finden wir weiter im erften Korintherbrief Kap. 11 V. 14. Paulus fagt hier der Gemeinde u. a.: - oder lehret euch nicht auch die Natur. daß es dem Manne eine Unehre ift. fo er lange Haare zeuget. (Fürs Weib fei es hingegen eine Ehre.) Sagt mir doch. ihr Pfychologen. kann Paulus fo reden (der doch den Herrn fah und feiner Zeit durchaus nahe ftand). wenn fein Herr und Meifter lange Haare trug? Nein. Ia: er konnte fageu. es fei eine Anm aßun g - aber eine U n e h r e? Nun ftimmt alfo Kunft. Kultur und Bibel zufammen. Welchen Grund haben wir. ihren Angaben zu mißtrauen? Ich hätte und wüßte keinen. wenngleich ich mir fage: Gerade fo wie fich die fpäteren Jahrhunderte ihre u Iefustyp aus ihrer Überzeugung heraus fchufen. ohne fich um die Tradition zu kümmern. ebenfo könnten die erften Chriftusdarfteller verfahren fein - und ebenfo verfahren wir heute.

Wir fragen uns immerhin erftaunt: wie wurde die Wandlung im 5. Jahrhundert etwa möglich. wenn uufere Zeit fich zu einer Wandlung fo fchwer bequemt? Leicht mag es f. Z. auch nicht geworden fein; da half nur ein Wunder oder Wunderbericht.

einem Künftler. der eigentliä) ganz abfeits fteht von allen Genannten. Als Pianift ift K o n r a d A n f o r g e wohl bekannt. und'man fiellt ihn mit Recht in das Vordertreffen unferer großen Reproduktiven. Seine ftark ausgeprägte künftlerifche Individualität fiempelt ihn zu einem der feinften Stimmungkünfiler unter den heutigen Klavierfpielern. Während aber fein Spiel bei aller Nervofität feinften Stimmungausdruckes immer Rückgrat behält und männliche Energie zeigt. ift fein lyrifches Schaffen faft zerfließend in Stimmungen. Diefe Wirkung als abftrakte Stimmung würden feine Lieder wohl in geringerem Maße ausüben. wenn es Anforge nicht etwas an konkreter. ftarker mufikalifcher Erfindung fehlte. Da aber Melodie und Form in der Mufik nicht zu trennen find. fo wirkt vieles von Anforges Lyrik formlos. Was ihn aber ganz befonders in technifchen Gegenfaß zu allen anderen Lyrikern zwifchen Wagner und Wolf ftellt. das ift fein konfequenter Verzicht gerade auf die technifche Errungenfchaft Wagners. aus der die ganze Lyrik der letzten Entwicklungperiode erft entfproffen ift. Die gefangliche Deklamation ift es. in deren Behandlung Anforge feinen eigenen Weg anfcheinend plan- und grundfaßlos geht. Und mir fcheint. daß er fo weder das Gedicht. noch feine Mufik zu wahrhaft künftlerifcher Wirkung gelangen läßt. Da er aber namentlich unter den Angehörigen anderer Kunftgebiete einen großen efoterifchen Anhängerkreis befißt. der fogar in Wien fchon einen Anforgeverein begründet hat. fo durfte ich fein Schaffen nicht mit Stillfchweigen übergehen.

Die Künftler. die wir bisher in ihrem lyrifchen Schaffen betrachtet haben. waren in ihrer Individualität. in ihrer mufikalifchen Phyfiognomie fehr ftark voneinander unterfchieden; aber eines war ihnen allen gemeinfam: ihre pfychologifche Beziehung zum Gedicht. und wir find uns darüber klar geworden. daß fie alle das Gedicht als Anlaß nehmen. fich felbft die eigene mufikalifche Stimmung zu entladen. Die Mufik war das Primäre. das Gedicht wurde mehr zum zufälligen Anlaß. Diefer f ubjektiven Lyrik fteht. wie wir bereits fahen. eine andere Art des pfychologifchen Verhaltens zum Gedicht gegenüber: der objektive Lyriker hat nicht das Streben. fich felbft vermittels des Gedichtes zum Ausdruck zu bringen. Vielmehr ift ihm das Gedicht künfilerifcher Zwe>. und fein Streben ift. deff en Stimmunggehalt zu gefteigerter Wirkung zu bringen vermittels feines mufikalifchen Ausdrucksvermögens. Der fo fchaffende Lyriker fteht zu den Gebilden des Dichters in ähnlichem Verhältnis. wie der Tondramatiker zu den Perfonen des Dramas.

EMPTY

Eufebius. der Kirchenhifioriker und Bilderfeind. ward von Kon-
fiantia (Kaifer Konfiantins Schwefier) um ein authentifches Bild Jefu
gebeten. und Eufebius erzählt. daß er von einem Weibe einft zwei Philo-
fophenbilder erhielt. die angeblich Paulus und Ehrifius darftellten. l?)
Wo bekam nun das Weib im 4. Jahrhundert die Bildniffe her?
..Die angeblichen" - und. warum muß der Philofoph abfolut bärtig
fein? Diefe und ähnliche Legenden. insbefondere aber Berichte von
Perfonen. denen Jefus ..erfchienen“ fein follte. fchufen den herkömmlichen
Ehriftustyp. (Den äußeren Abzeichen nach!) Und diefe Berichte konnten
das Authentifche der Ehriftusbilder in den Katakomben Roms. wenn fie
etwas anderes ausfagten. verdächtigen. und konnten unter Hinweis auf
Roms Göttergefialten glaubhaft machen: jene Darfiellungen feien
Symbol - nicht Bildnis. Daß Petrus mit Vollbart. Paulus mit Spitz-
bart anfiandslos dafelbfi gegeben find. wurde überfehen. Troßdem.
Nun wurde gefagt. daß der in das Ehrifientum eingedrungene Hellenis-
mums im 4. Jahrhundert durch eine orientalifche Flutwelle überholt
wurde. welche dann den bärtigen Typus nicht nur. fondern auch zugleiäj
ein wirkliches Bildnis Jefu brachte.
Wir vergegenwärtigen uns: Nachdem im 1. Jahrhundert die Stätte
der frommen Überlieferung von Grund aus zerftört war. verfuchte
Hadrian im Jahre 130 Ierufalem als heidnifche Stadt aufzubauen und
in die römifche Kolonie Aelia Eapitolina zu verwandeln. Den Juden
war bei Todesfirafe verboten. die Stadt zu betreten; an Stelle des
jüdifchen Heiligtums aber ward ein Jupiter-Eapitolinus-Tempel errichtet.
326 bis 335 wurde Ierufalem erft offiziell chriftliche Stadt. Man
vergegenwärtige fich nun: die Zerfireuung der Juden. die Miffion der
Ehrifien. welche beide Faktoren. wenn über das Ausfehen Jefu Wichtiges
und Richtiges zu fagen war. diefes fchon vor dem 4. Jahrhundert bewirkt
haben mußten. Wenn daher der Typ Jefus vor dem 4. Jahrhundert
bartlos war. fo w ar er fchon von Ierufalems Wiffenfchaft beeinflußt.
und nur die Darftellungstechnik war helleniftifch oder alerandrinifch.
nicht aber das rein menfchlich Wiffenfchaftliche. was jenfeits des künft-
lerifchen Stils lag. Was aber konnten denn auch Ierufalems Ehriften
fo lange verfchweigen. was zu wiffen gewiß fo manchen Gliedern der
Gemeinde und ebenfo gewiß den darftellenden Künfilern wichtig war?
Sie fcheinen mir nichts verfchwiegen zu haben. Trotzdem fiegte die
neue Zeit. das orientalifche Wunder mit feiner bebarteten. die über-
menfäjliche Würde fymbolifierenden Ehriftus-Darftellung über den fonnig-

hellen und fchönen Hellenenjüngling. D er Zeit. der kirchlichen Auf-
faffung entfpraäf eben die ftrenge Erhabenheit des Weltenrichters. wie
ihr fpäter der Renaiffancetyp des Meifier Dürer: „Der Gott der Liebe"
entfpraäf. Die fpätere Zeit. die fich ihren Ehrifius fchuf. ließ aller-
dings die äußere Hülle unberührt. Es gibt nur ein paar Ausnahmen:
eine bartlofe Iefusftudie Leonardo da Vinci und Michelangelos Ehriftus
auf dem Iüngften Gericht.

Die Folgezeit verwäfferte den Typ der Liebe. den die Renaiffance-
meifter fchufen. und entzogen ihm alle Kraft der Liebe. Es blieb die
Maske. die Süße und die Sentimentalität. Heute hat fich in Wort
und Schrift fchon längft eine Wandlung vollzogen. Der von Paulus
verkündete: Gott der Liebe. fieht verlaffen. Wir wandten uns dem
göttlichen Menfchen Jefus zu. dem ftarken Genius. deffen Liebe Kraft
ift. Und wir nehmen heute für uns das Recht. den Menfchenfohn zu
bilden nach unferm Willen. Wir laffen die geiftlofe Maske. das bequeme
Schema fallen. Denn der lebendige Geift der Zeit fordert feinen leben-
digen Ausdruck.

Bildende
Zu den Kunfibeilagen.
Zu Leibls Bild.
Das Alter fpinnt feinen Faden der Erinnerung. Die Jugend träumt abfeits von beglückender Zukunft. Die Bäuerin hat ihr Rad mitten in die Stube geftellt und läßt den Flachs durch die Finger gleiten. Harte. knochige Finger. Hände. an denen jede Sehne. jede Ader zu zählen ift. wie die Runzeln und Fältchen in dem Geficht. Ein altes. ernftes Bauerngeficht. das die Gefchichte eines langen Lebens erzählt,
Die Iunge auf der Bank unterm Fenfter wird einem gleichen Leben entgegengehen. Viel Arbeit. fröh- liche Feiertage. Kirchgang. Kinder- lafi. Lachen und Weinen. Die Falten und Runzeln kommen. und fie fißt auch am Rad und läßt den Faden der Erinnerung durch welke Hände gleiten.
Aber jede Woche hat ihren Sonntag.und jedes Leben feine Trofi- und Feiertage. feine Feierabend- ftunden. Es ift viel Feierftimmung in diefer Stube gewefen. immer. In den Winkeln und Ecken hat fie fich eingeniftet. Diefe köf'tliche Feier- ftimmung ftiller. wohnlicher Stuben mit altem. treuem Hausgerät. das fein Geficht hat und feine Seele. Alle diefe befeelten Dinge. der ge- fchnißte Schrank mit den blanken
Kunfi.
Befchlägen. der einladende Lehn- ftuhl. der Eichentifch und die Bank unter dem Fenfier. der Spiegel an der Wand. felbft Glas und Krug - fie alle wiffen um das Leben. das fich hier um fie herum abge- fpielt hat. dem fie Helfer und Diener waren.
Das Spinnrad fchnurrt. die Stricknadeln klappern leife. und jedes hängt fo feinen Gedanken nach.
"c '1c '-
Dicht ifi der Meifter Leibl diefen Menfchen und ihrem Hausrat auf den Leib gerü>t und hat fie durch und durch gefehen. Mit fefter. ficherer Hand hat er fie gemalt. Fein und treu. ohne kleinlich zu werden. Ein ganzes. volles. leben- diges Bild. Er hat die Hauptarbeit felbft geleifiet und nicht dem Be-

fchauer aufgebürdet.

Milde. gedämpft fällt das Licht von draußen durch die gefchloffenen Vorhänge des einen Fenfters. breiter. kräftiger durch die unverhängten Scheiben des anderen. Es ift fo eine fchöne. ftille Helle in dem Raum. die allem zärtlich zu fchmeicheln fcheint.

Einen fo ftillen. milden Glanz haben die Erinnerungen des Alters. ein etwas wehmütiges Leuchten. Und einen fo weichen. träumerifchen Schimmer haben die Hoffnungen

der Iugend zuweilen und ihr Ausblick in den nächfien Tag. der ja für fie ein Schritt aufwärts ins Ungewifie ift. wie er für das Alter ein Schritt abwärts ins Ungewiffe ift. Doch nein. nicht ins Ungewiife. Es ift eine Frömmigkeit in diefer alten Frau. und fie meint zu wiffen. wohin ihr Weg geht. Das Rad fchnurrt unter dem Tritt ihrer alten Füße. der Flachs läuft durch ihre harten Finger. bis ihr Tagewerk getan. und fie ihren Spinnrocken beifeite fiellt.

Und die Iunge. wenn fie ihren Strickftrumpf weglegt. die foll dann ein Burfch feft in die Arme nehmen.

?|- k|e d::

Dummes Gefchwäß vor Bildern und über Bilder. Als ob's nicht fchon genug wär'. wie das Licht da durch die Gardinen leuchtet. Und wie der Schrank dafteht. Oder wie fich die Schürze der Alten fältelt. Und wie das Licht über den Fußboden fpielt. und wie es von vorn. ins Bild hinein. das alte Runzelgeficht liebkoft.

Als ob man's niäjt genießt. wie den Duft einer Blume. worüber man doch auch keine Abhandlung fchreibt. fondern nur gierig das Labfal einfaugt.

Guftav Falke.

GeradeindiefemÖeft. wo Ludwig Fahrenkrog ein männlich Wort für feinen neuen Iefustyp fpricht. wird es von Intereffefein.Uhdes Bild: ..Komm. Herr Iefus. fei unfer Gail.“ zu fehen. Weniger als vom Malerifchen foll vom Ethifchen. Menfchlichen der Vergleich gezogen werden. Menfchlich. ganz menfchlichiftdieferSohn des heiligen Lebens. Troß des Strahlenkranzes. der fein Haupt umflicht.

Undfeinmenfchlichift der ganzeKreis. Von der Frau des Haufes. deren Leben fich abfpielt zwifchen dem An- und AbbindenderSchürze.biszu demKinde.dasinf>7euer

Andacht die kleinen Fingerineinanderlegt.
Wir entnehmen diefes Bild dem guten gediegenen Buche. das die freie Lehrervereinigung im Verlag von Iofef Scholz herausgegeben hat. und das für billiges Geld (Mk. 1,-) zuhabenifi.
L48

Philipp Stein:
Dramatifcher Monatsbericht.
Berlin. Anfang Juni.

Die diesjährige Spielzeit. die recht eigentlich nicht leben konnte. hat auch zu fterben nicht rechtzeitig vermocht. Da man glaubte. nun fei alles vorüber. kam noch ein jähes. kurzes Auffla>ern und dann erft verfchied fie. Noch in der zweiten Maihälfte erfchienen zwei fchwere Tragödien und dann noch ein Stück von Strindberg. das er fich als Komödie gedacht hatte. Die eine Tragödie. „Ulrich Fürft von Waldeck". if't ein WerkHerbertEulenbergs. des jelZt 32 jährigen Dichters. der mit mehreren Dramen. vor allem feinem ..Ritter Blaubart" Erwartungen erweckt hatte. die feine neue Tragödie leider unerfüllt läßt. Sein ..Ritter Blaubart". der bei der Aufführung im Leffingtheater mit .großem Halloh abgelehnt wurde und einen kleinen Theaterfkandal hervorrief. der no>f größer geworden wäre. wenn nicht mitten in der Aufführung auf eine mit großer Kraft angelegte Leichenräuberfzene verzichtet worden wäre. war eine Dichtung voll Sturm und Drang. Sie wollte die Pfychologie des Blaubarttypus geben. fie hatte einen großen Wurf. eine ungebärdige Kraft. grandiofe Einzelheiten. aber kein künftlerifches Maß - in der ganzen Faktur erwies fie noch mehr als Eulenbergs frühere Arbeiten feine Temperaments- und Geiftesverwandtfchaft mit den Stürmern und Drängern des achtzehnten Jahrhunderts. Eine gewiffe Sprunghaftigkeit ift faf't das einzige. was ..Ulrich Fürfi von Waldeck" mit dem Blaubartdrama gemeinfam hat. Im ..Blaubart" aber fchädigte diefe Sprunghaftigkeit nicht. wie hier. die Kontureinheit und Logik der Entwickelung. Die Pfychologie vor allem war klar und zwingend. während fie hier lückenhaft und willkürlich erfcheint, Die Fürfiin von Walde> wendet all ihre Liebe dem jüngeren Sohne zu und haßt Ulrich mit einem vor keinem Mittel zurückfchreckenden Fanatismus der Rachefehnfucht. Nicht etwa. weil vielleicht Ulrich der Sohn eines von ihr gehaßten.

ihr aufgedrungenen Gatten. und
der jüngere vielleicht der Spröß-
ling eines von ihr heiß geliebten
Mannes gewefen wäre. An eine
folche oder ähnliche Motivierung
ift nicht gedacht worden. beide
Söhne find Kinder eines Vaters
- fie haßt Ulrich feit dem Tage.
feit der Stunde feiner Geburt.
denn diefe Geburtsftunde hat ihr
befonders große Schmerzen bereitet.
Eine völlig verkehrte Mutterpfy-
chologie - keine Mutter läßt ihr
Kind die phyfifchen Schmerzen ent-
gelten. die fein Erfcheinen ihr be-
reitet. eher wendet fie dem Kinde.
das fie fo fchwer fich gewonnen hat.
noch größere Liebe zu. Entbehrt
nun alfo das Motiv. auf das die

Grundlage der Tragödie aufgebaut
ift. durchaus der pfychologifch rich-
tigen Begründung. fo fordern auch
im Laufe der Handlung die fee-
lifchen Stimmungen. aus denen
heraus Ulrich handelt. den Wider-
fpruch heraus. Die Fürftin. eine
Mutter-Megäre. hat die vom Dich-
ter fonnig und aumutig gefchil-
derte Gattin Ulrichs vergiften
laffen. um dadurch Ulrich aufs
tieffie zu erfchüttern und daraus
irgendwie für den jüngeren Sohn
Vorteile ziehen zu können. Ulriäf.
vom Schmerz überwältigt. ftürmt
davon - nicht für einen Augen-
blick. fondern mit der Abficht. für
immer fortzubleiben. Der über-
große Schmerz löft alle Fugen
feines Wefens. Man könnte ver-
ftehen. daß er nach dem jähen Ver-
luft der Sonne feines Lebens nun
auf ein fonnenleeres Weiterleben
verzichtet und fich in diefem Mo-
mente haltlofer Verzweiflung den
Tod gibt. Statt deffen läuft er in
die Wälder und führt ein allmäh-
lich menfchenunwürdiges Einfiedler-
leben. Er empfindet gar nicht das
Verlangen. den Mördern feiner
Frau naäjzufpüren. ihren Tod zu
rääjen. Er überläßt niäjt nur das
Land der Gewalt feiner Mutter
und feines von ihm gering gefchäß-
ten Bruders - er hat auch keinen
Gedanken an fein Kind. an diefes
einzige. was ihm von der geliebten
Frau. von dem Glücke feines Lebens
geblieben ift. Zum Verfiändnis
diefer feelifchen Unverftändlich-
keiten. diefes Widerfinns zeigt uns
der Dichter keinen Weg. Die wei-
tere Entwi>lung bringt eigentlich
nichts. was für diefe ftarken inneren
Mängel entfchädigen könnte. Im
3. Akte erfährt der Waldmenfch
Ulrich. der jetzt vielfach an Haupt-
manns ..Armen Heinrich“ erinnert.
wie fchwer fein Land und fein Kind
unter der Säjreckensherrfchaft
feiner Mutter und feines Bruders
leiden. Er verläßt feine Einfam-
keit. findet großen Zulauf. erfiürmt
mit feinen Mannen das Schloß.
tötet den Bruder und die Mutter
und verlangt nun von feinen
Kriegern. fie follten ihn zur Sühne
dafür erfchießen. Sie weigern fich

- und darauf begibt fich Ulrich
wieder in die Einfamkeit der
Wälder. in die Weltflucht.
Dichterifch fchön ift der erfte
Akt. die innigen und keufchen
Liebesfzenen Ulriäfs mit feiner
Gattin. Der Ausbruch der Ver-
zweiflung und des überfirömenden
Schmerzes würde gefprochen von
einem größeren Sprechkünfiler und
fiärkeren Temperament. als es in der
Vorftellung des Deutfchen Theaters
Friedrich Kayßler war. ergreifend
wirken. Mit der Geftalt des ver-
träumten italienifchen Mufik-
meifiers. der gewißlich Wefenszüge
des Dichters felbft aufweift. hätte
ein mehr aufs Lyrifche als. wie
in diefer Vorfiellung. auf das Re-
folute. Realiftifche gefiimmter Dar-
fteller feine »Stimmungen erreichen
können. Die Sprache Eulenbergs.
befonders in den Leidenfchafts-
momenteu. hat vielfach Über-
fchwang. eine grelle Vielheit der
Bilder. allzu viel Lautes. das die
Stimme des Herzens übertönt.
Wie Eulenberg. deffen „Ulrich“
im Gegenfah zu feinem weit
befferen. kraftvolleren. eigenar-
tigeren ..Blaubart“ recht freund-
liäj aufgenommen wurde. hat auch

Dramatifcher Monatsbericht
Philipp Stein
der zweite noch vor Toresfchluß
zu Worte gekommene Tragiker
Otto Borngräber bereits
feine Gemeinde. Seine vor acht
Jahren aufgeführte Tragödie
..Giordano Bruno“. fein germa-
nifches Trauerfpiel ..König Fried-
wahn“ (1905 Schaufpielhaus Dres-
den) haben viel Beachtung ge-
funden. Das aber. was in diefen
Arbeiten die Phantaftik der Ge-
ftaltung. den Eindruck der oft wirk-
famen Sprache. die dramatifche
Steigerung fchädigte. jenes Ele-
ment feiner Dramatik. das ich philo-
fophifchen Ballaft nennen möchte.
kommt noch viel ftörender in feiner
Tragödie- ..Die erften Men-
fch e n“ zur Geltung. Und das ift
hier. wo es fich um Menfchen han-
delt. die doäj die Urtypen der
Naivität fein müffen. befonders
fchlimm. Adam ift in harter
Arbeit gealtert. Eva ift jung ge-
blieben und begehrlich. Sie träumt
von den Zeiten. da fie für Adam
die größte Luft war. Aber Herr
Adam ift ein Philofoph geworden.
der allerlei Gedankenbro>en aller
nachgeborenen Philofophen bis auf
Nießfche zu erzählen nicht müde
wird. Eva erblickt nun in Abel
den verjüngten Adam. den wieder-
erfiandenen Geliebten ihrer Para-
diefeszeit. Es erwacht in ihr be-
bendes Begehren nach Abel.
während fie den rauhen. 'wilden
Kain. der in der Mutter plötzlich
das Weib erblickt und mit elemen-
tarer Gewalt nach ihr verlangt.
zurückgewiefen hat. Kain war da-
von geeilt. in der fremden Welt
das Weib zu fuchen. Er kommt
heim. erfchaut die Zärtlichkeiten
zwifchen Eva und Abel und er-
fchlägt ihn mit einem Baumftamme.
Diefer dramatifche Moment wird
gleich wieder in feiner Wirkung
herabgedrückt durch eine der vielen
Reden Adams. der uns verkündet.
wie das Ideale und die Sinnlich-
keit fich bei den Menfchenkindern
noch oft befehden würden.
Der Gedanke Borngräbers.
daß der erfte Mord in die Welt
gekommen fei durch den Kampf um
das Weib. ift eine glückliche Idee.
ift das Befte an der Tragödie.

Schade nur. daß diefe Idee. die
ein fruchtbarer dramatifcher Keim
ift. fo überaus belafiet ift durch den
philofophifäjen Ballaft. Diefe ewi-
gen Philofophierereien Adams find
gewiffermaßen ein Triumph des
Anachronismus. fie halten überdies
die Handlung nicht nur übermäßig
auf. fie wirken mitunter unfrei-
willig komifch und wären ein Hin-
dernis jedes Dramas. felbft wenn
fie innerlich und für den Reden-
den berechtigt wären. Und überdies
foll diefe Tragödie. die die Be-
zeichnung ..erotifches Myfierium"
führt. niäjt nur zeigen. wie das
Myfierium der Erotik entftanden
ift; fie will auch theofophifch
zeigen. wie der Gottesglaube in
die Menfchheit kam. Der Träger
und Schöpfer der Gottesverehrung
ifi der zarte Abel - feine Reden
aber kommen über fchwungvolle.
wortreiche Hymnen nicht hinaus.
Es find gut behandelte Rhythmen.
und der Lyriker und Rhetoriker
Borngräber kommt da gut zur
Geltung. aber all die großen Worte
befagen nichts und fie entfprechen
durchaus nicht der Naivität der
Naturauffaffung. die den erfien
Menfchen eigen fein muß. Diefe
:51

müffen doch alle ihre Empfindungen wirklich aus erfter Hand gehabt haben - es fehlt aber immer und immer wieder die Urwüchfigkeit des Naturmenfchen. der den Schauern feiner ihn überwältigenden Vifion doch nicht fo bloß anempfundenen Ausdruck geben kann. Es erfcheint diefe theif'tifche Kundgebung Abels wie eine bloße Konfiruktion Borngräbers. fie hat nichts Individuelles. nichts der Situation Entfprechendes. fie erfcheint etwa wie eine der patriotifchen Rückwärtsprophezeiungen Wildenbruchs. Und wenn Kain. deffen realiftifche. dem von Abel konftruierten Gotte abgeneigte Auffaffung gewiß gegen den Willen Borngräbers viel unmittelbarer und elementarer herauskommt. nun fchließlich die Leiche des erfchlagenen Abel auf dem von diefem errichteten Altar als Brandopfer niederkegt. fo ift doch das nur ein Säflußeffekt. kein Sieg des Glaubensmyfieriums. Oder geht Abel zugrunde. weil er. der Seher und Gottesverkünder. dem Myfterium der Erotik. der Luft an Eva. dem wilden. wilden Weibe. verfallen if't und nicht feinem Vater Adam gefolgt ift. der das Weib bereits überwunden hat? Daß 'im iibrigen die Charaktere der vier Menfchen fich nicht über das Primirive. über das Skizzenhafte. Einfeitige erheben. kann nicht überrafchen - es entfpricht eben den Verhältniffen. Die Sprache Borngräbers hat vielfach die *Schönheit einer Buchdramafprache - auf der Bühne aber verpufft fie meifi. weil fie nicht markig. nicht einprägfam if't und der dramatifchen Färbung entbehrt - fie bleibt eben Buchfprache.

VonAuguftStrindberg.

über deffen Eigenart ich bei einer früheren Gelegenheit hier eingehend gefprochen habe. erfäfien im ..Neuen Theater". das auäl ..Die erften Menfchen" herausgebracht hatte. die Komödie ..Die Hemf ö e r“. DerDichter hatte das gleiche Thema unter dem gleichen Titel bereits 1887 in einem Romane behandelt. der wohl unter dem Eindruck von Zolas „l-n Parr-cz“ und von Tolftojs ..Macht der Finfter-

nis“ entftanden war. zweier gran-
diofer Dichtungen. in denen fich die
Eigenart des Franzofen und die
des Ruffen wohl am größten und
bezwingendf'ten bekundet hat. zweier
Werke. die fortleben werden. Fehlte
fchon der Strindbergfchen Erzäh-
lung die Größe feiner beiden Vor-
bilder. die Unmittelbarkeit." der
große Wurf. fo hatte doch feine
naturaliftifäfe Darf'tellung Erd-
geruch und feffelte. Nun er das
Gleiäfe für die Bühne umgewandelt
hat. überwiegt die Langeweile.
Aus feiner prachtvollen Schöpfung.
dem originell gefialteten Paf'tor.
der eine köftliche Mifchung von
werktätiger Gutheit. von ener-
gifchem Fluchen und milder Welt-
klugheit. von Tüchtigkeit und Alko-
holismus aufwies und gelernt hatte.
in feinen verkommenen Bauern
doch auch den Menfchen zu finden.
ift eine farblofe. beinahe über-
flüffige Epifode geworden. Vor
allem aber fehlt diefer Komödie
alle Fröhlichkeit. alle Herzlichkeit.
alles Behagen. Nur was fich un-
mittelbar aus dem _Stoff und aus
den Charakteren ergibt. bringt noch
etwas Ergößen in diefe Komödie.
die zumeift von etwas Hämifchem.

Milte-.*- Stei : Diamant-.her Monatsbericht
i
mini-n rock* alle ihre Empfindung-kn
1-:rk-*ci-ue-ecrtte-Handgel-ak-t haben
- r." ,ini-lt -i-cr immer und :mim-r
*r -ercr k.- . .trunk-2.'. :k it des Natur-
i-e.- k“ -rn Sit-.anern feiner
.1-1 ir .-. --:..*den Vificn doch
-xrr' .* tin .*n-*npiundenen Aus-
*--- k -r *r - ..-.1 Es -r'cheint diefe
* -. - 1." Luna Adele wie
-.- '- --*.- kin-1 Horn-
. -- . .**. 7.- .'- :rll;s.
*. --" ' x "b-.7- - ums.
" ' O ' "."c' l [kr: ?c't pci-
* .7 .1xe,.-.*,.eezeiungen
" -"'.r :4.-4. [Lilli wenn Kain,
-.- r :'.-"*'i-.iu. kern von Abil
- .-uic-*ci- ("ein abgencigte Auf-
-i-_a gewiß gegen den Willen
I*--*r.-gr.'1kers viel unmittelbarer nrd
elementarer becausken'u-t. n-*u
fchließich dic Liu-lie der Cricvicl-
genen Abel auf 1* 'n '*:-n k-c-'cm er-
riäiteten Altar als Brmtrdpfer
nieder-legt, fe ift doch das nur ein
Schluöeiickt. kein Sieg des Glau-
ke-nsmnt'terimrs. Oder geht Abel
:hirn-*dm nm! er. dcr Seher und
G- 'tr-1.*: - --.-.*r. dem Anf-erwin der
se- *.r der :'--u an Eva. dem ni!
r 'c ri!! :n .birth-2,. verfallen ift ui*-
2. nt i iucm c:Later Adam .rex-*1:: -t.
r-.r dis Weit bereits i-*.-eru rk".
hat? Daß im übrigen 'r-- -*r .11
tere ker vier Menfchm - -- r x;
über das Primal-„c 1.-.- ku!
:?*i*'z:.-1.liafre. tft-Z-.*'f-_- . :bi-i'.
kann niclit ii.--.-. --"-.-! - - - *ru-
ii*rict'tel*».*1dc-.- 'Ü ". '"****'in 'Ile
Sora-,.- '-'-,c. .,-- . .. “7* vielfach
kn .-- .*- -* -t -. .- Bankdrmna-
- *- '--- -.7:-*- *:* Ruine aber 'ver-
- * *01: we*: ne nicht markig.
- . - n iii und der drama-
" 1-
'-a entbehrt - fie
- ".Wipmche.
..___._._.-._*.. ..-.- :_ *_...ä ._.-_..- -..-
VonAuguft-Strindberg.
über def-rn Eigenart ich bei einer
früheren Gelegenheit hier eingehend
gefrrochcn habe. erfchien im
..Neuen Theater". das auch ..Die
erften Menfchen" herausgebracht
hatte. die Komödie „Di e Hem-
f ö c r". DerDichter hatte das gleiche
Thema unter dem gleichen Titel
bereits 1887 in einem Romane be-
handelt. der wohl unter dem Ein-

druck wm Zolas ..lu-i. 'kurt-9“ und
von Tolftsjs „Macht der Finfier-
nis" entfianden war. zweier gran-
diofer Dichtungen. in denen fich die _
Eigenart des Franzofen und die
des Julien wciil am größten und
beziringendfien brkundet hat. zweier
Werke. die fdrtleben werden. Fehlre
fehen der Strindbergfchen Erzäh-
lung die Grüße feiner beiden Vor-
bilder, die Unmittelbarkeit." der
groß ?km-f: io hatte doch feine
natr-:n'inaKl-c Darfiellung Erd-
aer--cii und frfitlir. Nun er das
(öl..- . :iii die (Bühne umgewandelt
l-.t irc-*i .*at die Langeweile.
'-- -. x. ,- r verhivoxlen Schöpfung.
I--r: trennt-ll gefialteten Paltor.
---n: köfiliche Mifchung von
- --'- nger Gutiieit. von ener-
Wine-l Flachen und milder Welt-
]Wt. von Tücktigkeit und Alko-
i - ii(mus aufwies und gelernt hatte.
in feinen verkemmenen Bauern
deck' ..uch den Menfchen zu finden.
ift e*te farblcfe. beinahe über-
fli-xl .i Erifode geworden. Vor
alle-r.. aber fehlt diefer Komödie
alle :j'lröi-lichkeit. alle Herzlichkeit.
mies beklagen. Nur was fich un-
trifft-.Bar aus dem Stoff und aus
:rn :farakteren ergibt. bringt noch
mir-ne* Ergützen in diefe Komödie.
d.c _knorr-'ft von etwas Hämifchem.

Galligem durchtränkt ift. Das meifie
ift poffenhaft derb und mancherlei
Züge. die. wenn fie naiv dargef'tellt
wären. erfreuen würden. wirken
jetzt gemein. Das Stück handelt
von einer verliebten Alten. einer
grauhaarigen Bauerngutsbefißerin.
die ihren Knecht. in dem fie die
Begehrlichkeit nach ihrem Gut und
ihrer Habe und den Ehrgeiz geweckt
hat. durch allerlei Verfchlagenheiten
dazu treibt. fie zu heiraten. Erft
nach der Hochzeit. zu der der Sicher-
heit halber auäf bereits die Weh-
mutter eingeladen ift. erfährt der
dummfchlaue. eingebildete Knecht.
daß laut Tef'tamentsbeftimmung
das Gut fofort an den Sohn der
Befißerin übergeht. falls diefe fich
verheiratet - der junge Ehemann
und feine junge alte Frau müffen
fich mit dem Altenteil begnügen.
Ein paar Epifoden. fo befonders die
freche Fifchhändlerin und der meif't
betrunkene Zollauffeher. würden
mehr erfreuen. wenn fie für die
Ökonomie des Stückes nicht zu breit
geraten wären. Kein Fünkchen
Humor verföhnt mit der Derbheit
der Ausführung. die fich mitunter
bis zur Roheit vergißt. Wiederum
wie bei fafi allen Arbeiten Strind-
bergs ift das Weib die Quelle
alles Übels und alfo auch diefer
Komödie, Was Strindberg im
Bauernleben fieht. find immer nur
die Schattenfeiten. das Unerquick-
liche. das Rohe. Verfchlagene. -
das fein Analyfierende. eindringlich
Pfychologifche. was fonft auch
noch den minderen Arbeiten Strind-
bergs einen Reiz verleiht. fehlt hier
völlig.

In der jetzt begonnenen Nach-
faifon. die uns im ..Deutfchen
Theater“ in den Kammerfpielen.
im ..Neuen Theater“ etc. Enfemble-
gaf'tfpiele gebracht hat. macht fich
der Zug zum Senfationellen. zum
dramatifierten Hintertreppenroman
erfchre>lich geltend. Das Reper-
toire diefer Bühnen verkündet
..Unter der Guillotine". die „Sen-
fation in zwei Akten" das ..Unterfee-
boot". - „Der Selbftmörderklub".
eine Bearbeitung des nervös
machenden Einakters „Nlä ch t e
im Hampton-Klub“ von

Mouezy-Eon und Armont. die uns
jeßt auch. um das Grufeln zu lehren.
vorgeführt worden find. Und nun
folgt im ..Thalia-Theater“ noch
„Der Mann mit dem Monokle". die
Komödie von einem geheimnisvollen
Gentleman-Verbrecher. einem Be-
griff. den wir erft feit dem Sherlock-
Holmes-Theaterunfug kennen.
Überrafchend und bezeichnend für
unfer Theaterleben if't auch der
große Auffchwung. den die Operette
genommen hat. Nachdem hier
Hunderte von Malen „Die luftige
Witwe" gegeben war - diefe Dame
ift übrigens auch zu längerem Auf-
enthalt felbft in das ..National-
theater‟ in Chrifiiania eingezogen.
vor dem die Statuen Ibfen-Biörn-
fons vergebens Wache halten! -
ift fie bei uns von dem wohl ebenfo
langlebigen „Walzertraum" abge-
löft worden. Zudem haben wir in
diefer Saifon ein vielbefuchtes ganz
neues Operettentheater erhalten.
und jetzt zu Beginn des Juni haben
zwei weitere Operetten- und
Vaudeville-Truppen mit der Er-
oberung des kunfiliebenden Publi-
kums Berlins begonnen.

Zeichen
..Hermann Eßwein."

1. Hermann Eßwein: Die Schrittmacher u. a. Umf chlagzeichnung von A. Braun-Heilbronn. 2. Aufl. München und Leipzig. R. Piper und Co. 1908. 8". 98 Seiten.

2. Hermann Eßwein: Flimperpimper. das große Geldfchiff. Eine prähifiorifch-moderne Kulturgroteske. Umfchlag von A. Braun-Heilbronn. München und Leipzig bei Georg Müller. 1908. 8“. 347 Seiten.

Hermann Eßwein ift ein Kritiker von inzwifchen fchnell bekannt gewordenem Namen. Er gab vor ein paar Jahren im Verlag von R. Piper und Co. eine Serie moderner Zeichner heraus. in der er Beardsley. Th. Th. Heine. Touloufe-Lautrec. Hans Balufchek. Oberländer. Munä) u. a. behandelte, Es war fo ziemlich feine erfie größere Veröffentlichung. Wodurch er fich auszeichnete. war eine ungewöhnlich feinfinnige und eindringliäfe Erfaffung des in uuferen Tagen fo bedeutungsvollen Problems der Dekadence. Kaum einer unferer Kritiker hatte dies Problem bisher fo gründlich.
der
Zeit.
gerecht und vorurteilslos. vielfeitig und mit fo eindringlichem Verftändnis und Klarblick erfaßt wie Eßwein. Wenn in gewiffer Hinficht für uufere gefamte Kultur alles darauf ankommt. daß diefes überaus wichtige und brennende Problem ins klare gebracht und gelöfi wird. fo hat Eßwein fich eine wahrlich nicht geringe Bedeutung im Bereich unferer Kritik erworben. und wir haben in ihm eine Kraft. auf die etwas ankommt und mit der zu rechnen ift. deren Stimme und Urteil in die Wagfchale fällt. - Eßwein ift. mit immer fchönerem Erfolg. auf diefem feinem Wege inzwifchen vorgefchritten. Gleichfalls im Verlage von R. Piper und Co. erfchien kürzliäj auch ein Effay von ihm über Auguft Strindberg. das durchaus das befte ift. was wir in Deutfchland bisher über Strindberg haben.

Er ift einfach vorderhand abfchlie-
ßend. diefer Auffaß.
Es verfieht fich. daß eine Be-
gabung. die folch einem feinen und
differenzierten und ficher aus)
diffizilen Gebiete fo gerecht wird.
auch befondere und nicht ge-
wöhnliche Fähigkeiten als Stilift
haben muß. Und derartige Fähig-
keiten hat Eßwein inzwifchen auch
immer fchöuer und fietiger entwickelt.
:54

Johannes Schlaf
Er ift ein vortrefflicher Stilift und zugleich. verfieht fich. ein Künftler und Dichter von nicht geringer Begabung. Als folcher bewährt er fich in den zwei vorliegenden Büchern. dem Novellenbuch ..Die Schrittmacher“ und dem fatirifchen Roman ..Flimperpimper‟.--Die fieben Novellen der „Schrittmacher“ befchäftigen fich ganz mit der komplizierten modernen Pfyche. Und zwar in fehr glücklicher. ja in notwendiger Weife da. wo fich ihre Äußerungen bis zum Pathologifchen potenzieren; alfo bis zu einem Grade. wo wir fie am draftifäjften und am beften verftehen und wahrnehmen können. Aus dem flirrenden. bunt nervöfen Großftadtgetriebe heben fich diefe Fälle hervor und werden fie mit dem glücklichften Inftinkt für ihre kulturgenetifche und fymptomatifche Bedeutung hervorgeholt. Zuweilen mit ftaunenswerter Kunft zu grandios grotesken Symbolen zufammengedrängt und gefteigert. (Man vergleiche z. B. die prächtige Novellette ..Die Automaten"). Geifter wie Poe. Beardsley. Munch mögen hier Pate geftanden haben. ohne indeffen die fiilifiifche und dichterifche Eigenart Eßweins zu beeinträchtigen. - Ein befonders fchönes und tiefes. reiches und überdies fpannendes Stück ift auch ..Alphonfe Aglophone. der Schellenkönig". Auch das Stück ..Das Wunderbare" verdient befonders hervorgehoben zu werden.
..Flimperpimper". das andere Buch. fteht zwar an all folchen Werten nicht gerade über den „Schrittmachern‟. bleibt aber ficher auch nicht befonders hinter ihnen zurück. Für das größere Lefepublikum wird das Buch fogar angenehmer und bequemer fein. Es wird. da der Roman zudem fehr kurzweilig und fpannend ift. einen befonderen Beifall diefes Publikums finden. Das ift in diefem Falle kein Fehler. Weshalb dürften heute kurzweilige und fpannende Bücher nicht mehr gefchrieben werden und weshalb dürften fie nicht gut fein? Und dies Buch ift gut. Als fatirifcher Roman und als Groteske könnte es vielleicht ein Teil fwif-

tifcher fein; feine Satire könnte
vielleicht auch einen fchärferen und
deutlicheren Bezug auf befondere
Zeitzuftände haben. Es dürfte viel-
leicht nicht fo Münchnerifch gemüt-
lich und humorvoll fein. Aber was
in aller Welt könnte das auf der
anderen Seite auch wieder fchaden?
- Zudem gibt es Kapitel in dem
Roman - abgefehen von feinem
Reichtum an Farben. Kolorit. Nu-
ancen - die größer und tiefer kaum
fo leicht gedacht und konzipiert fein
könnten. So z. B. der Aufenthalt
des jungen Königs gelegentlich des
Krönungsfeftes mit dem Ober-
priefier in dem Allerheiligfien der
Gottheit. Das gehört unbedingt
mit zu dem Tieffien und Eigen-
artigfien. was neuerdings bei uns
gefchrieben wurde. - Eine künft-
lerifch befonders hervorragende
Eiaenfchaft des Buches find die zahl-
reichen beftrickenden und hinreißen-
den Schilderungen. Befonders die
Schilderungen von Feften und
Maffenbewegungen. Auch hervor-
ragende Eigenfchaften von Pfycho-
logie und Charaktergefialtung find
rühmend hervorzuheben. Ein paar
bedeutende Charaktere und Macht-
L55

naturen find mit ungewöhnlichen
Mitteln einer ftarken Kunf't ent-
wickelt. - Ich begnüge mich. fo
viel und niäft mehr von dem treff-
lichen Buche zu verraten. Es if't ein
Buch. von dem man fich nicht er-
Redaktionelle Notizen.
zählen laffen darf. fondern das man
felbft lefen muß. Man kaufe es
alfo. Ich habe von ihm nicht zu
viel verfprochen.
Weimar. Johannes Schlaf.

Im Maihefte brachten wir ein vortreffliches Bildnis Liliencrons
von John P ilipp und möchten hiermit nachfragen. daß die Reproduktion
nach einem 'lgemälde. (nicht nach einer Radierung) hergeftellt if't. das
fich in der großen Kunf'tausftellung in Dresden befindet.

10111.3 [sanierte si
REWE!) dl 8.170.111 dura UAUZ'W.
CVJMM'LML . &iM/ecm!
FXNUWB UZZF'U
-R
'inline |9
7101.11") L? *
710|..
"101.0neeeoo
NN cioiro V
.'l'uui 1 airiiti s'ereeuliooo,riproc1u1jooe e trocckifiooo .ano riceruti.
yk'ykkef; 6. arcor-or. c'. xä--W--.z-„Wum-Fu Nm, * 8N N L
“ill Mutual' Lrloudnla .los ?srluWFGZL-loonll 8!. 00., Wllantt - wlppig,
l'57

h
<
.cc-F. o tren .
.Ã„
coca', c era.
_C
audi. e ora.
un poco afÃn",
>â€”
.m poco Off"!!-
>
"\
un poco dffrett.
>
â€œ282 A
158

root-:norm __
*Ã„ *U * e Â»c " >
V */- co.. For-ea
cke-.molto o all-1 r.. F
> > > M k
F7* [0er.
mmrnolto koika-F, K k
_.4
> 7
> F M kon For-:a
cke'..'colko t alla-*7. " R f' 4
F' ron For-xa
kraft. " lm"
XF*
a 'ek-po
O L: QM*- kin.
>
..yksaalono
d â€œ282 l
159

paeo .-l'
poco k",
Â»./
> >
NZ'
iim> poco fall.-
F91"
por-o falle...
. >/* .
k' 54'282 N
160

mau.. nprentvo
/~* â€™ \ . r- -
..Leo uproulvo
> m A
.F- A
A A
.
unza I'll".
II 161

nm f
porfnndo
P
pen-ta Ma
C
moltn rï¬, .
162

\/V
poco cke. â€œnx-l roll.
2-2- * *'-
poto cr".- .em-a fall.
"F,
unza MIU.
Dal *K al 'D' pol llegue
poto C ren
por-dandoâ€œ
perdendoa
partiendoâ€œ
V V
h 54282 h
lx*
163

Zu den Mufikbeigaben.

Giacomo Puccini.

Es ift noch gar nicht fo lange her. da kannte man felbf't in recht mufikalifchen Kreifen Deutfchlands Giacomo Puccini kaum dem Namen nach. und doch ift er mit feiner zuerft 1884aufgeführtenErftlingsoper„[.e Lilli“ der Schöpfer des Verismus. jenes künftlerifch durchaus berechtigten Beftrebens der Iungitaliener. die Welt des täglichen Lebens mit allen ihren Leidenfchaften dem Mufikdrama zu gewinnen. Uber den Erfolgen M a s c a g ni s mit feiner ..Gnuallerja rnnticnno.“ (1890) und Leoncovallos mit feinen ..yagljaccjii (1892)hatte man fogar auch in Italien rafch vergef'fen. daß diefe beiden Komponiften nur die von Puccini angebahnte Richtung mit mehr Glück ausgebaut hatten. Heute freilich nimmt diefer im deutfchen Opernrepertoire einen fefken Platz ein; der Riefenerfolg. den feine „Tosca" feit dem Januar 1907 in der Berliner ..Komifchen Oper“ gehabt hat. der feltene Fall. daß eine Oper im Berliner ..Königlichen Opernhaufe“ in einer Saifon 28 mal gegeben worden ift. was fich eben mit feiner ..Madame Butterfly" ereignet hat. hat natürlich diefen feinen Werken andere deutfche Bühnen erfchloffen. Während feine früher fo fehr bevorzugten Nebenbuhler allmählich an Teilnahme für ihre Schlager eingebüßt haben und in ihren fpäteren Werken nicht befonders glücklich gewefen find. hat fich Puccinis Talent. mehr noch vielleicht das Intereffe an feinen Schöpfungen. immer in auff'teigender Linie bewegt. ja man fängt an. fich auch wieder mehr um feine früheren. mehr oder minder in Vergeffenheit geratenen Werke zu bekümmern.

Puccini if't im Gegenfaße zum Beifpiel zu Mascagni durchaus kein Vielfchreiber; er produziert fogar langfam und läßt es fich keine Mühe verdrießen. immer wieder an feinen Opern Änderungen vorzunehmen. bis fie* ihm völlig genügen.

Er ift der Sprößling einer Mufikerfamilie. deren erfies nachweisbares Glied bereits 1712 ftädtifcher Kapellmeifter in Lucca gewefen ift. Hier ift unfer Giacomo am

22. Juni 1858 geboren worden. Während feine Vorfahren ihren Ehrgeiz hauptfächliäf darein festen. durch ihre Kompofitionen den Gottesdienft zu unterfiüßen. wid-mete er fich faf't ausfchließlich der Opernkompofition. nachdem er höhere mufikalifche Ausbildung fich mit fiaatlicher Unterftüßung auf dem Mailänder Konfervatorium geholt hatte. Hier veranlaßte ihn fein Lehrer Ponchielli. deffen befie Oper ..Gioconda" (1876) auch in Deutfchland gegeben worden ift und fehr wohl wieder einmal aus dem Staube der Theaterarchive hervor-geholt und zu neuem Leben erweckt werden könnte. zur Kompofitiou feiner erften Oper „l-6 Lilli“. deren
:64

Zu den Mufikbeigaben

Stoff der bekannten Heinefchen Gefpenfiererzählung entnommen ift und vorher fchon von Adolph A d a m in dem Ballett „Gifelle‟ mufikalifch verarbeitet worden war. Wie fchon oben gefagt ift. wirkte diefe an melodifchen Einfällen fehr reiche Oper. in der neben zarten lyrifchen Stellen brutale Kraftausbrüche ganz unvermittelt ftehen. 'bahnbrechend. Auch die dankbare Behandlung der Singfiimmen fiel auf. ebenfo die flotte. kraftvolle und dabei doch feine Orchefterbehandlung. befonders die Vorliebe. die Melodie unifono von dem ganzen Streichorchefier bringen zu laffen.

Fünf Jahre vergingen. bis Puccini mit einer neuen Oper hervortrat: es war dies „Edgar“. doch infolge des unmöglichen Tertbuches. das nach Alfred de Muffets „Im Coupe et les Orten“ gearbeitet ift. blieb jeder Erfolg aus. Zwar unternahm der Komponift fofort eine Umarbeitung. aber man hat von ihrer Wirkung nichts gehört; vielleicht erlebt er nun. da er auf der Höhe feines Ruhmes fteht. es doch noch. daß fein Iugendwerk zu Ehren kommt. Ein Erfolg war erft wieder feiner in Deutfchland ziemlich unbekannt gebliebenen ..Manon Lescaut" (1893) befchiedenz daß er fich die Kraft zutraute. denfelben Stoff. den der Franzofe Maf f en e t bereits fo glücklich (1884) vertont hatte. eigenartig von neuem zu behandeln. fprach fehr für fein künfilerifches Streben. Jedenfalls hatte er aber von Maffenet auch viel gelernt. Seine urfprünglich verifiifche Neigung fuchte er immer mehr zu verfeinern. er vertiefte fich immer mehr auch in das Studium Wagners. deffen Behandlung der Leitmotive er bis zu einem gewifien Grade adoptierte. und gewann vor allem neue Anregungen aus V e r d is genialer und meifierhafter. einen ganz neuen Stil für das feine mufikalifche Lufifpiel fchaffender Oper „Falfiaff‟.

So entfiand feine nach dem bekannten Roman des Franzofen Murger gedichtete Oper ..Boheme" (1896). eins der feinfinnigften und auch pikanteften Werke neuefier Zeit. voll von Efprit. melodifchem

Reiz und duftiger. farbenreicher Orchefierbehandlung. Bekanntlich hat auch Leoncavallo eine recht wir-kungsvolle „Boheme" komponiert. Bei ihm ift aber alles gröber. Während Puccini uns get-differ-maßen edelfien Champagner ferviert. fchenkt uns jener gewöhnlichen Schaumwein. Mögen auch die tragifchen Stellen des lehren Akts ziemlich fchwach ausgefallen fein. als Ganzes wirkt Puccinis ..Bo-hdme“ höchft anregend.

Eine Rückkehr zum Verismus be-deutete die Oper „Tosca“ (1900). deren Mufik freilich gewaltig packt und den blutgetränkten Stoff des Sardoufchen Senfationsftückes un-gemein veredelt hat. Wunderbar hat Puccini oft mit wenigen Akkor-den. wie z. B. gleich am Anfang. die jeweilige Situation getroffen. Vor der Brutalität fchreckt er nicht zurück. aber man verzeiht fie ihm. weil er durchaus dramatifche Mufik bietet. In fehr glücklicher Weife find auch lyrifche Epifoden einge-ftreut. auch ein feiner Humor fehlt in den Szenen des Meßners nicht. Zwei herrliche große Liebesduette und namentlich das Gebet der Tosca

Wilhelm Altmann
werden immer wieder zündend wirken müfien.

Mufikalifches Neuland gewiffermaßen hat dann Puccini in feiner letzten Oper „Madame Butterfly" angebaut. Bei ihrer Erftauffiihrung in Mailand 1904 hatte fie keinen rechten Erfolg. erft 1905 trat diefer in London ein, wo das Werk in einer umgearbeiteten Faffung gegeben wurde- aber auch an diefer wurden 1907 nochmals Änderungen vorgenommen. „Madame Butterfly" führt uns wie die Operetten „Der Mikado“ von Sullivan und „Die Geifhas“ von Jones nach Ia- pan- bietet aber keine Karikatur des dortigen Lebens- fondern i| diefem wirklich abgelaufcht. Zum erften Mal find auch in diefer Oper wirkliche japanifäfe Melodien verwertet. Deren urfprünglicher Eintönigkeit hat Puccini ganz befondere Reize abgewonnen. Überhaupt ift die Orchefierbehandlung in diefer Oper ganz befonders fehön. Mag auch die melodifche Erfindung große Ähnlichkeit mit der in feiner „Boheme" und „Tosca" fowie auch mit Mafienet haben- es liegt ein eigentümlicher Reiz über dem Werkef dem man fich fchwer entziehen kann. Puccini verfteht es auch hier wieder ausgezeichnen die Stimmung zu malen. fowohl wenn er das Liebesglück der Japanerin wie ihr Liebesweh fchildert. Im erfien Akt kommt man aus dem Staunen über den großen Reichtum an Erfindung und die erquifiten Orchefterfeinheiten garnicht heraus; genial ift dann fpäter das vergebliche Warten der Butterfly auf ihren Gemahl mufikalifch ausgedrückt.

Ä..

Siiherlich werden wir von Puccinif defien neuefie. in Kalifor- -nien im Jahre 1849 fpielende Oper „du fuuejuUn. (1611' occjäeute (I'm-0“ im kommenden Herbft in London zuerfi aufgeführt werden foll- noch Großes erwarten dürfen. Er fcheint mir berufenf das Lebenswerk Verdis gewiffermaßen fortzufeßen. Gönnen wir es den Italienern. daß ein fo großes Talent wieder unter ihnen lebt und fpeziell auf dem Gebiet der dramatifchen

Mufik fo erfolgreich wirkt.
Die hier erfimalig mitgeteilte
Kompofition Puccinis ift ein für
eine Trauerfeierlichkeit beftimmter
Streichquartettfaß der hoffentlich
noch einmal in einem vollfländigen
Quartett Verwendung findet.
Warum follte denn nicht Puccini-
wie einft Verdi der mufika-
lifäfen Welt auch ein Streich-
quartett fchenken. zumal jeßt in
feinem engeren Vaterlande der
Kammermufik wieder mehr Be-
achtung gefehenkt wird? Jeden-
falls ifi diefer Saßf der der
Trauer nicht bloß mit der Tonart
Rechnung trägtf durchaus ni>7t un-
bedeutend in der Erfindung, wie
viele Gelegenheitskompofitionen
erfter Meifter. und auch fehr forg-
fältig gearbeitet, Die Führung
liegt bei der erften Violine, Befon-
ders fchön- wie vet-klärt. und ver-
föhnlich wirkend i| das zweite Thema
(Anfang von Seite 2); der Mittel-
teil verleugnet den dramatifäfen
Komponiften nicht. Eine Über-
tragung für Klavier hätte diefem
kurzen Stück feinen intimen Klang-
reiz genommen.
Prof. bl'. Wilh. Altmann.

Literarifhe
Bibliothek wertvoller
Memoiren. Band 5. Die
Erinnerungen des Gra-
fen Paul Philipp von
S s g u r. Adjutanten Napo-
leons l. Bearbeitet von F r i e d-
rich M. Kircheifen. Genf.
Hamburg. Im Gutenberg-Verlag
Dr. Ernft Schulße.

In die Bibliothek wertvoller Memoiren. die Dr. Ernft Schulße herausgibt. find die Erinnerungen des Grafen von Ssgur mit vollem Rechte aufgenommen worden. Der Verfaffer. der zu jenen Arifiokraten alten Stammes gehörte. die fich dem aufgehenden Gefiirne Napoleons frühzeitig. wenn auch zunäajft nicht ohne Vorbehalt. anfchloffen. ifi während des größten Teils der kaiferlichen Epoche in unmittelbarer Nähe des großen Mannes gewefen. Obwohl er nie im Mittelpunkte der Ereigniffe ftand. hatte er alle Gelegenheit. zu beobachten und zu hören. und war der Mann dazu. gut zu beobachten. zugleich fein gebildeter Schriftfteller genug. um das Beobachtete in anfprechender und feffelnder Form niederzufchreiben.

Ich möchte nicht gerade fagen. daß der erfte Band feiner Memoiren Gefchichte ift; manches hat er nur gehört. bei anderem ift feine Erinnerung wohl nicht immer ganz treu gewefen. Insbefondere würde man feine Schlachtbefchreibungen.
Berimta
die ich beurteilen kann. nur mit Vorficht für kriegsgefchichtliche Darfiellungen verwerten können. Die wenigen Karten. die in den Tert verwoben find. haben keinen Wert - er läßt z. B. die Saale bei Weimar fließen. Immer aber bereichert er unfere Kenntnis um viele Einzelzüge. die für die Beurteilung der Dinge von Wert find; ich will beiläufig die berühmte Attacke der polnifchen Reiter bei Somo-Sierra. 1808. erwähnen. Der Hauptvorzug feiner Darftellung befteht doch wohl in den zahlreichen und wertvollen Beiträgen. die er zur Beurteilung des Charakters Napoleons. feiner Regierungsweife. feiner kriegerifchen Anfchauungen und zur Erklärung des befiriäenden Zaubers

beibringt. den der Gewaltige
während der Iahre feines Aufftieges
auf feine Umgebung. feine Soldaten
und auf die Zeitgenoffen ausübte.
Dabei ift er keineswegs ein
Schmeichler oder unbedingter Lob-
redner. fondern bei aller Bewun-
derung ein kühler. kritifcher Kopf.
der die Süjwächen nicht verfchweigt.
Intereffant find auch die Einblicke.
die man in das Leben des napoleo-
nifchen Heeres. diefes ergebenen
Werkzeuges feiner Mamt. erhält.
Auch hier fieht man wieder
einmal. daß jedes Heer eine Perfön-
lichkeit für fich ift und niemals nas)
den Anfchauungen anderer Heere
zutreffend beurteilt werden kann.

Man muß verfuchen. fich ganz in feinen Charakter zu verfenken und fich der eigenen nationalen Eigenart. jedenfalls feiner nationalen Vorurteile. möglichft zu entäußern. will man es recht verftehen.

Die überfeßung wird leider dem eigenartigen Zauber der Memoiren nicht völlig gerecht; auf militärifäjem Gebiete kommen fogar arge Schnitzer vor. So wird Seite 446 u. a, kewul* ojFenajf durch offenfive Rückkehr wiedergegeben. während es Gegenftoß bedeutet; reformer Seite 345 durch reformieren. während es im militärifchen Sinne ..auflöfen“ heißt. Auf Seite 120 überfeßt er äsfeoße durch Verteidigung. wo es durch „Verbot“ übertragen werden müßte. Auch fagt er Mäßigkeit. wo von Mäßigung die Rede ift. und gebraucht das Wort Mitfchuldigkeit an Stelle von Mitfchuld. Ebenfo wird wiederholt von einem ..gebieterifchen" Angriff anftatt von einem ,.fiürmifchen" Angriff gefprochen,

Bei der Herausgabe der weiteren Bände wird hierauf zugunften des glatten Lefens und des Verftändnifies größerer Wert gelegt werden müfien.

Gädke.

Sozialismus und Demokratie in der großen englifchen Revolution.

Von Eduard Bernftein.

Zweite. durchgefehene. vermehrte und illuftrierte Ausgabe. Stuttgart 1908. I. H. W. Dietz Nchf.

Der bekannte Vertreter des wifienfchaftlichen Sozialismus. Eduard Bernftein. hat fich wiederholt als Gefchichtsfchreiber der

---

fozialiftifchen Entwicklung bewährt. Seine im Vorjahre erfchienene zweibändige ..Gefchichte der Berliner Arbeiterbewegung" erweift das erfolgreiche Bemühen des trefflichen Verfafiers. trotz offenen Bekenntnifies zu feinen fozialen überzeugungen doch in den Grenzen der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu verbleiben. Menfchen wie Dingen gegenüber. Das oben genannte Buch enthält nun die ganz neue. durch eigeneForfchung fowie diefreiwillige Mitwirkung hervorragender

englifcher Hifioriker ungemein er-
weiterte und vertiefte Umarbeitung
einer früheren Veröffentlichung
Bernfieins. Sie füllt eine empfind-
liche Lü>e in den bisherigen Dar-
fiellungen der Gefchichte der großen
englifchen Revolution von 1640 bis
1660 aus. indem fie die demokra-
tifchen und fozialiftifchen Befire-
bungen innerhalb diefer wichtigen
Umwälzung fchildert: Tendenzen.
die unmittelbar fich nicht durchfeßen
konnten. aber für die Zukunft be-
deutfame Keime dem englifchen
Boden einpflanzten. .

Die eigentlichen Vertreter diefer
Anfchauungen waren in der republi-
kanifchen Partei die ..Levellers".
die ,.Gleichmacher“. Sie fchieden
fich wieder in zwei Richtungen.
Die eine. unter der Führung des
unerfchro>enen Vorkämpfers und
Märtyrers Lilburne. firebte ledig-
lich eine echt demokratifche Geftal-
tung der Republik an. Die andere.
die ..wahren Levellers". unter
Everard und Winftanley. forderte
die ..Wiederherftellung der alten
Gemeinfchaft des Genuffes der
Früchte der Erde". ..der Zeit vor
dem Sündenfalle". womit un-

, ' 4 *I* i
x
- . '4 i . O
l L ' .i“_,«" L,)“
h ' ß' fl 7,
.H "b . r
I I -" \Al/ I
- 7 07-' *' .._._ '
l i- o r ,r ...g-_"- "'- " '__ _x , .- . -_.__-_~._.
Ö i e* ' . **' ,I. . *'
. ,R ' ' ‘ ' «Q; J a J ' r. K
p 1 I r n n n „- , x - ,I . I
I I4* „ v- -- '*1 q ,_, ,J‘. v . s I ä Q I I
I L ' K
I ‘ V M. *- ' *** * fl ' I ‘
b“ ' .-- - _'.. __. ._-
' 43***- im ' F 1 ' u
. a* . .- ‘ ‘
‘, u .c a - :.= -~ ' s v _ .,. J I.) l ,
Q T I -,Ax .— .‘ ‘IA - Q _ __ I‘
1&1- - v V i - ‘1’: V ..* ' ' q ff" '\ ..- i
* . J l
r * ‘
Q.“ I * . - """“"“" K_ ' I
I l ä ' ,r *- 3‘ d
. - - . -b [1. ' . . f ,
i and ..j-K* -.i-c I ' 1 r .
I I x v d '- :f I, 7“ f M in; f '
'— I
* I B \ ,-" "_r=‘—""=1-AI' 'bh; ,.— - ,d‘i- ’g," 5, fl.‘ WIV- J
//' r,_.._\ l a M_ m- "N .
ad, , x
J , v _j ‘_ 4-..- Z' ,V FM _. q _d i" I K.
* ' J ' *i* J ' q I} ' - W i
. ~ ' r x ,
q , . ' 7: .4... J 7 2+ l I f ,7 l
'x 3 z" ii l ' I _ by)? I, ä I 4- It
,l l p aka” d l ' , I a
f“ Y .' I . M'. g F V w d_c*'> e .Y „f l
a ' o Ä * ' - *'* * 7 J Z . .- - T * :
'
I I: * F _ I) , (-- .
L, . 2 ..- Ph k . c' ‘- ,
' .M—w/ L H 4 K '1- x / l " |
\\\‘ *K* - ...x ,l - - X
- X'. '- C x ,H‘ ' ,-
x “ k>~_4 p, i ____ ___ f Ä
v Q l
.- ‘W' G'— "-
: fl ' " * _
x* ' - * I ‘ , _
I - I V q l l.‘ 1 * A ‘ i '
~ A 1 . l . ,
'\ , F* v ;‘„'.
* ..m-'_- «y. u 1 "b I-
t QMM.. 61 V\ t J V " l
'_F l b , ~ . v
n ‘ - t - _ In .
l . __ a, . - - . .7 _
_ w " * '- . . ‘

-..KTM-*.- y*
\ ll /
, i G ' k - _
„ .
' f ’1 _ I'l - i Q ,_
u! _K k., :‘ Y _ , , {J , I . .
If. ' Ö, I ' _ q*
t K „ q
x l II \ *'- P
'7 n d. x * ä - _ 5'
~ L _ _ _ , 9’ n ‘
f' 'e‘ ,.3 I - n
I t p.
JF m} _ ,- .
,r
_x V - „ ~
KR _ ** _.- '
..__ -- _'„.
K *- _-------"*""* *-
z O“
I
l , ’9'.‘
Ä.
I ,II" NU*
l I
i Snfiimlia aur- h" -- hm "1~:rr:‘;'.~.t."d)n'n 5R2:
quicm, [Nm-*me*- q.: 0:: .Teams-.Nm ci. .x'kjähxlich
. in dem von "Öx'tfl _1-.- iintetfifzgung amp-r, alter
‘Diuiil’vr gefiiitvter. 37117.7]- m Mailand ftmtfinbet.
wr—n-nraz‘. .,-
a *
.q
"ä
r.
is
I
3
l

Ys-Zm'fcbe WERTE.
?.Öan muß verficäzen- Z-ä- nem, in
:e'm'll Eharaknr zu ver-'cum- 1--id
.fi-o c.c eigenen Weiden len Eigenen!,
»cd-nine feiner nalien..[en "Z-r
nrteilß mogiiiY-fl zu ei-t inßew*F *kill
man es een-.c vero-:(7717,
De Wei-jeßunz* wii!: leider ke n
eigenaitigen Znnbce der Me11ioi*cn
nicfit völlig genäht; 611i militiei
i-.iiem Geöicte kom-nen fe-inr arge
Ecbmi-er vo:: *In wie!) Seite 446
u. a. 1-0:.»111- offen-if* durch offen-
five "Rx-.fickt wiedergegeben- wäh-
rend es cke-F* mimi bedeutet; "Öl/'0!'-
tml- S. te 34'. dur-b reform-'stem
kenn-end es im militcilijclien Sinne
.,e.uflöic.'-" fie-"*2, Alf Seite 120
nenne*: er (IW-*i159 durch Vertei-
e'z-ung- .1e es durch „Verbot" iiber-
t-umen ?beiden miißfe, :Lk-ch iagt er
*."."-."q'81-i'e1:„ wo von Mäßigung die
'Rede in.. und gebrauci': das Wer!
Miticn ildigkeit an Stelie von Mit-
ichuld. Ein-ufo nird wiederholt von
einem .,gebieteriinyen" Angriff an-
im't von einem „fiiirinifäHen" An-
3.1.67' eeFcc-oäyen.
Wii ker Heranegüw der wei-
tc-*en ?Binde wird iiierauf zu-
,3nn'xien des gfotten Leiens und des
*ZKM-finndnif-Jee aroßerer Wert ge-
nug wen-[*1. mnfien.
(NOW.
Sm(.ilisnius und Den-.o-
krceiie in der großen
englifä- en Revolution,
Bon "3 2 untd Bernfi*in.
Jive-Fe durchgeiehenß vc'm* 1-".-
1-"79 xilniiriei-ieAusgnbe -I *...7-
>17(1908„ J. .1:7. W. DW; PM'.
Der bekannte Verne-let :VZ
*--ifi .ii-.j'aftiiäi-:n Sozial(.- ie.
iii-.exp Bernie-"im hat fish "At-c'-
* nid Weixviäztsiäzreii*et f* i*
;e.(ali'.iicien Entwickiung bewähri.
L eine im Vekjadre ericlzienenc zwei-
!*indige „Gefibichte der Berliner
Axiqeiterbewegung" erwcifi das er.-
felgrei-He Bemüi)en dev treffiiäzen
Verfafiers- ttoiz offenen Bekennt-
miies zu feinen fozialen Überzeu-
:11x2:_zen doch in den Creme!! dei'
ilnparteiliäxkeit und Gerechtigkeit
zi verbleiben2 Menfäyen wie Dinßin
qczeniiber. Das ode-..1. genann-e
Buck) ent'k-(ilt nun die ganz neue.
durch eigeneForinnmg iowie diefrei-
willige Mitwirkung beworragender
englifcinr Öifiorifcr ungen-.em er-

weiterte nnd vertiefte Umaei-citung
einer friiiqeren Veröffentiichnng
Berni'tcins. Sie füllt eine empfij-d-
liebe Linie in den bieder-(gen Dar-
fie!.'ungen der (kiefcbicine der qfoiien
engliicben Revoluxion von ZM() iii*
F660 ausf indem fie die demokra-
tiWen und fozialifiif-.iien BW*
bungen innerhalb dieie*: wichtigen
llmwälznng Wilden.: T.-ndenw-.
die unmittelbat fick) niäit dur-[inha-
konnten, aber fiir die Zukimft de*
deutfame Keime dem eng'liici'en
Boden einpflanzten.
Die eigentlichen Vertreter Uefa-3
AniciyanunF-:n waren in dee rcpnbii-
?Wifi-ben Partei die „Levellei-Ö",
die „Gilei>i;na>)er*“. Sie Wieden
("nb wieder in zwei Meinungen.
Te eine7 unter der Fiiheixng des
iin-xjcbroäenen Vorkämpfees und
"- .n-tvrers Lilburnm fire-mc ledig-
.“icv eine ein: deniokratifeiic (Kefial-
*i ng, der Repxxblik an. Die *index-e,
L - „wahren Leveliers", mim
ei: *711W und Winflanley, iokderte
k-.c „Wiederherüeliiina der alten
'q weinfcjqaft des (Kenn-.es de".
Feuchte ker Erde“, „der Zeit we
dem SündenWllc", womit nn-

Iahtgang
1 9 0 8
Fakfimile aus dem bisher unveröffentlichten Re-
quiem- komponiert für die Totenmeffe- die alljährlich
in dem von Verdi zur Unterfiüßung armer- alter
Mufiker gefiifteten Haufe in Mailand fiattfindet,

zweifelhaft fprüngliche meint war. der vermeintlich ur- Kommunismus ge- Durch Mord und Diebftahl hätten ..die Raub- kreaturen. nämlich Grundbefiher. Advokaten und Geiftliche". das Privateigentum an Stelle diefes urfprünglichen Kommunismus ge- feßt. Der Sozialismus nahm auch fchon eine befiimmt anti- kirchliche Färbung an: die ..nackten fchamlofen Handlungen“ der ..Raub- kreaturen" verfceckten fich nach der Meinung der Levellers ..unter der Feigenblattbekleidung von Sab- baten. Feft- und Dankfagungstagen. Dogmen. Formeln und Kulten".

An Stelle des pofitiven Ehrifientums lehrten die wahren Levellers eine Art pantheifiifcher Religion. Sie gingen auch zur Propaganda der Tat über : die f ogenannten „Diggers“ (..Gräber") bemächtigten fich wüft daliegender Ländereien. bebauten fie und errichteten dort ihre Hütten. Aber das bekam ihnen übel. Die Obrigkeiten der Republik und zu- mal Oliver Eromwell waren keines- wegs geneigt. folche fozialifiifchen Taten zu geftatten. Unter Beihilfe der anfäffigen Bevölkerung ver- trieben Soldaten die Diggers. fäjleppten fie ins Gefängnis und zerfiörten ihre Arbeiten. Vergebens bildete fich eine fozialdemokra- tifche Preffe; vergebens entwickelte Harrington in feinem utopiftifchen Werke ..Ozeana“ das Ideal eines gründlich demokratifierten England. Die Arbeiter waren als Klaffe da- mals zu unentwickelt. um eine dau- ernde undwirkfame politifchePartei herzuftellen. Das Übergewicht der landbefißenden Klaffen war zu groß und erfchien allzufehr als felbfiver- ftändlich. um das Aufkommen einer ftarken wirtfchaftlichen Umfturz- partei oder auch nur Demokratie zu dulden. So arbeiteten Levellers und Diggers lediglich für eine fpäte Zukunft.

Diefe intereffanten Vorgänge werden von Bernftein mit eben fo vieler Sachkenntnis wie Unpartei- lichkeit und echt hiftorifchem Blicke in anziehendfter Weife gefchildert.

M. Philippfon.
Die Vorfiellungen der Tiere. Philofophie und Entwicklungsgefchiäjte. Von K u rt G r a e f e r. Berlin. Georg Reimer.

In dem Motto. das dem intereffanten Buche vorangefeßt ift: ..Leben heißt Vorftellen". liegt der große pfychologifche Irrtum des Verfaffers. Denn unter Vorftellen verfteht er eine Nerventätigkeit. die zunächft mit Bewußtfein nichts zu tun hat. Der unbewußten Vorftellung der Pflanze bezw. des Tieres folgt das unbewußte Wollen und diefem das unbewußte Handeln, Was aber ein Vorftellen. von dem der Vorftellende nichts weiß. ein Wollen. von dem der Wollende keine Ahnung hat. eigentlich bedeuten foll. das verrät der Verfaffer nicht. Das alles find wohl Worte. die dem Materialismus gebräuchlich find. aber mit denen fich irgendein Verfiändnis nicht verbinden läßt. Die geiftigen Vorgänge werden als ..unräumlich" anerkannt. und dennoch follen fie Erzeugnis des räumlichen Gehirns fein. Erik aus dem Unbewußten foll dann im Laufe der Entwicklungsgefchichte Bewußtfein als ein Zuftand gewiffer Vorftellungen

hervorgehen. - Sieht man von diefen pfychologifchen Undenkbarkeiten abf fo bietet das Buch des Richtigen und Wiffenswerten genug. Die Handlungen der Tiere teilt Verfaffer in Reiz-z Infiinkt- und bewußte Handlungen. Bewußter Handlungen find nach ihm außer den Wirbeltieren auch die Infekten und gewiffe Würmer fähig. Und wenn man unter Sittlichkeit das Handeln zum Wohle eines andern verfieht. fo zwingt die Gerechtigkeit unsf auch bei zahlreichen Tierarten fittliche Vorftellungen und fittliches Handeln anzuerkennen.

Dr. F. Lüdtke.

Zur Erinnerung an Balthafar Anton Duncker (1746-1807). Eine Auslefe aus feinen Gedichten nebft einigen feiner Vignetten. (Gedruckt bei Guf'tav Grünau, Bern.)

Man hat ein wenig abfichtlich lebendig gemacht. da man _dem braven Duncker aus Pommern in Bern ein Denkmal feßte in Form einer kleinen Auswahl feiner Gedichte und Vignetten zur Feier feines hundertften Todestages. Duncker war durchaus Eklektiker, leicht laffen fich feine Vorbilder in Brockes. Hallerz Hagedornz Gellert und Wieland nachweifen. Daneben zeichnete und radierte er im Stile des weit bedeutenderen Geßner. Die feinfinnigen Herausgeber der Sammlung. Adolf Thürlings und Guftav Toblerz haben in richtiger Wertfchäßung Dunckers nur acht Gedichte abgedrucktf die den Dichter ganz ausgezeichnet charakterifieren. In diefer Form wird das Büchleim das der Verlag liebevoll ausgeftattet hat. gewiß manchem Freunde des 18. Jahrhunderts eine Freude bereiten.

Karl Georg Wendriner.

Briefe der Herzogin Elifabeth Charlotte von Orleans. in Auswahl herausgegeben durch Hans F. Helm o lt im Infel-Verlag. Leipzig.

Unfer Zeitalten das unter dem überwältigenden Eindruck der Kunf't Goethes nur den Gelegenheitsdichter als Künftler anerkennen will und in jedem Kunfiwerke vor

allem die Konzeptionsftelle fucht, hat ihr größtes Intereffe den Briefen und Tagebuchblättern großer Geifier zugewandt. weil unzweifelhaft in diefen die Fähigkeit des Erlebens am fiärkfien zum Ausdruck kommen muß. Es ift dankbar zu begrüßenz daß der Infel-Verlag jeßt auch eine Auswahl der Briefe Lifelottes herausgegeben hatf diefer pfälzifchen Prinzeffin. die als Schwägerin Louis Al?, an deffen fittenlofem Hofe leben mußte. die aber ihr echt deutfches Herz und ihren Frohfinn fich fiets bewahrte und als Troft in ihrer feelifchen Einfamkeit ihren Freunden jenfeits des Rheins in unzähligen Briefen erzählte! was fie mit ihren offenen Augen am Hofe des Sonnenkönigs fah. Es i| eine Freudef diefe auch kulturhiftorifch fo überaus interefianten Briefe zu lefenz durch deren .volkstümliche Originalität des Stils fich fchon Wilhelm Scherer an Goethes Mutter erinnert fühlte. - Die von Helmolt aus der Maffe von 3000 erhaltenen Briefen ge-
:70

troffene Auswahl ift in jeder Beziehung zu loben.

Karl Georg Wendriner.

Vom Theater der Seele.
Von Albrecht Ringen.
Stuttgart. Axel Iuncker.

Ein höchft feltfames Büchlein - das Ganze hat 74 Seiten - anfpruchsvoll. ohne die Anfprüche zu befriedigen. die es erweckt. Derartiges nannte man früher befcheidener: Skizzen. Fragmente. Bilderbuch ohne Bilder. Es find Stimmungsbilder. Satiren. Grotesken. Der Verfaffer hat einen guten Blick für Seltfames; der feinen und richtigen Beobachtung gefellt fich manchmal eine originelle Ausdrucksweife. Häufig jedoch tritt das allzu Gewollte aufdringlich hervor. Nicht felten bleibt der Verfaffer unverftändlich oder mir ift wenigfiens feine An- und Abficht nicht klar geworden. Am befien hat mir die Gefchichte: „Die Grobziger“ gefallen. eine recht gelungene Wiederbelebung der Schildbürgergefchichten. nur verfeinert und vergeiftigt.

Ludwig Geiger.

Ibfen als Norweger und Europäer. Von Albert Dresdner. Iena. Eugen Diederichs.

Entfchieden eine der intereffanteften Studien über Ibfen. Bedeutend dadurch. daß Ibfen als Kulturfaktor betrachtet und abgefchätzt wird. Die gefamte geiftige und nationale Grundlage. welche Ibfens Charakter bildete. verfucht Dresdner mit möglichfi fcharfen Zügen darzuftellen. Drama um Drama des Dichters zerlegt er und zeigt Ibfens innigen Zufammenhang mit dem engbrüftigen Kritizismus feines Volkes auf. Gefialt um Gefialt löft er aus dem grauen Hintergrund ihres Milieus und zeichnet den engen Kreis. in welchem fich Ibfens Denken und Fühlen bewegte. Der Dichter wird als der Norweger dargefiellt und in feinem fchöpferifchen Verhältnis zur europäifäzen Kulturwelt gewertet: die auffieigende Entwicklungslinie vom Nationaliften zum Europäer ergibt fich von felbft aus forgfam durchgeführter Kritik des Gefamtwerkes. Aber auch. was Ibfen war

und nimmer wird fein können:
der Analytiker. nimmer der Synthe-
tikerz der zerfiörende Erwecker. aber
nicht die höchfte. ewig fortzeugend
wirkende Quelle. Das Buch ift
um fo nachhaltiger. da es von einer
bedeutenden Perfönlichkeit ge-
fchrieben wurde. von deren männlich
ftarkem Geifi es erfüllt ift.
Hugo Alt.
Aus des lieben Gottes
Arbeitsftübohen. Dich-
tungen von Erich Wunfch.
Zeichnungen von Hans Lind-
loff. -- Berlin. Verlag Har-
monie.
Anheimelnd wie fchon der
Titel. der uns etwas von echter
Märchenfiimmung verrät. ift das
ganze Büchlein: voll Liebenswür-
digkeit. Geift und fchalkhaftem
Humor oder feinfier Satire. Aber
auch zu ernfter. ergreifender Er-
habenheit weiß es fich zu fteigern.*
Und was ift der Inhalt?

_-
..Das find ja viele. viele Menfchen-
herzen.
Die voller Sehnfucht. voller Luft.
voll Leid.
Liebend und haffend. hoffend und
verzweifelnd
Auf Erden fchlagen. Und der kleinfte
Schlag
Ifi oben bei dem Liebengott zu
hören.
Und wenn fiäj eines gar zu wild
bewegt.
Und wenn eins müde ift vom
vielen Schlagen.
Dann merkt's der Liebegott und
denkt: Sei ftill!
Dann macht es: kni>! Dann muß
das Herz zerfpringen.
Dann fchellt es gleich an unfrer
Himmelstür.
Und Petrus hat nicht zehn Minuten
Ruhe.“

Einige folcher bre>7enden Menfchenherzen und ihren Einzug durch die Himmelspforte befingen die hübfchen. glatt dahinfließenden Verfe. einige der größten und gewaltigften Menfäjenherzen. die je gefäzlagen haben: Goethe. Nießfche. Ludwig Richter. Lefiing. Friedrich d. Gr.. Heine und Beethoven.

Wahrhaft bewunderungswert ift es nun zu fehen. wie abwechflungsreich der Diäfter diefen Gedanken zu gefialten weiß. wie er ihn jedesmal der befungenen Individualität anpaßt. fo daß der Lefer hier faft einen anfchaulicheren. richtigeren Begriff von dem Charakter und Wefen und der Bedeutung jener Großen empfängt. als durch manche langatmige. gelehrte Biographie.

Die gleiche Mannigfaltigkeit. die gleiche Abwechflung von Scherz und Ernft gelangt in dem reichen Bilderfchmu> des auch fonft fehr vornehm und modern-gefchmackvoll ausgeftatteten Werkchens zum Ausdruck. Wer das Buch lieft. wird feine Freude daran haben und es gern immer und immer wieder zur .Hand nehmen.

8.13.

Die Grundmühle. Von E m mi El ert. Berlin. Fontane und Eo.

Emmi Elert. die mehrfach erprobte Romanfchriftfiellerin. bietet

uns ein Werk. zu dem offenbar
Klara Viebig als Mufier gedient
hat. Nicht bloß für den Dialekt
-- die Sprache der Eifel. - fondern
auch für die Herbigkeit und Rauheit
der Menfchen und der Gegend. Ein
verfoffener. verlumpter Müller. ein
hartherziger. auf den Forderungen
äußerer Religiofität pochender
Pfarrer. Eine Bäuerin Suß. die
in der Stadt diente. wird von
Peter. dem Grundmüller. als Magd
gedungen und. da er fie nicht anders
haben kann. zur Frau gemacht.
Ihr Kind Hubert erlangt bei einer
Prozefiion den Keim zu tödliäjer
Krankheit. Der proßige Bauer
ruiniert durch Faulheit und Trunk-
fucht fein ganzes Anwefen. fchließ-
lich wird er von feinem vom Militär
heimkehrenden Bruder Toni ent-
mündigt. die Ehe gefchieden. Peter
finkt zum Strolch und Landftreicher
herab. der fein Leben in den Ge-
fängnifien verbringt. Das Kind
ftirbt. Toni und Suß. die fich
lieben. können fich niäjt heiraten.
da der päpftliche Dispens nicht ein-
trifft. Suß. vom Pfarrer überredet.
verläßt die Mühle. Toni. von den
Bauern. feinen ehemaligen Kunden.

boykottiert. muß feinen Hausrat verkaufen und aus der Gegend fortziehen. Alles logifch. graufam. unerfreulich. Warum kann nicht das Paar. das die Glücksbedingung in fich hat. nach Amerika ziehen? Daß Suß fchließlich ihre Anfprüche auf Lohn gerichtlich von Toni erlangen will. fie. die fich ihm hingegeben und in freier Ehe mit ihm gelebt hattef mag im Charakter der Eifler Bauern richtig feinf nichtsdefioweniger bleibt es höchfi widrig. Einzelne Liebesfchilderungenf auch die erfie Liebe der Suß zu einem Burfchen Nikola. find anmutig; recht gut durchgeführt ift die Zeichnung des alten Hannes. der fait drei Generationen auf der Mühle gedient hat. in feiner Blödheit noch immer in den Tagen feiner Kindheit zu leben meint und auf der Mühle bleibt bis zu ihrem Untergang. Was aber wird aus den drei Haupthelden? Daß Peter im Säuferwahnfinn endet, ift klar; aber Toni und Suß find kraftftroßende Menfchen, die mit ihrem Dafein nicht abgefchloffen haben; wil(die Verfafferin etwa in den Fehler verfallen. uns das zweite Leben der beiden in einem neuen Roman vorzuführen? Das wäre, angefichts ihres unleugbaren Talents. fehr zu beklagen.

Ludwig Geiger.

Friedrich Hebbels Tagebücher. herausgegeben von Hermann Krumm. Leipzig. Mar Hefies Verlag.

„Das Drama fol(keine neuen Gefchichten bringen. fondern neue Verhältniffe.“ Der größte Rechenmeifier des Dramas zeigt uns hier feine Technik: wie er kleine Gefchichten fammelte, Gefchichtchen auffpeichertef Ideen notierte. und alles aus einem Gefichtspunkte - neue Verhältniffef befruchtende Gedanken aus ihnen zu fangen. Die Idee zum höchfien Luftfpiel ift für Hebbel ein Menfch. der nicht einmal weiß. was für ihn gut oder böfe ift. die Tragikomödie der verwirrten Moral. - In diefen Tagebüchern ift ein unerfchöpflicher Quell von Gedanken eines firaffen Geiftes. der nur deshalb nicht das Allerhöchfte erreichte. weil feine recht-

nerifche Leidenfchaft ihn hinderte. ganz Leidenfchaft zu fein.
A. Halbert.

Das Patenkind. Thüringer Roman v. Martha Renate Fif-cher. Stuttgartf Adolf Bonz und Eo.

Das Buch ift in einem ganz eigenen. frifchen Heimatfiil ge-fchriebem hat einen trockenen feften Humor und einen natürlichen Ernfi. Es ifi nirgends überfchwenglich und will überall wahr fein. Aber darin tut es des Guten zu viel. Die Ver-fafferin ifi ohne Zweifel ein flarkes Talent, aber fie hat fich noch nicht ganz gefunden. Etwas Verwirren-des haftet noch ihrer Kunft an. Sie möchte gern alles fagen. jedes Schrittchen befchreibenf jede Rock-falte fchildernf jeden Gedanken ihrer Geftalten fefthalten und verfäumt über dem kleinen Punktieren manch-mal die große Linienführung. Ihre Perfönlichkeiten find voll Leben. aber fie hüpfen vor unfern Augen. Hier eine Stilprobe: „Platt vorn auf dem Wagen. auf den Brettern faß eine Frau. Ihre Beine bau-

melten neben der Deichfel herab. barfuß in fehwarzen. ausgefchnittenen Schuhen. Drohten Unebenheiten im Weg. fo kippte fie die Füße hoch7 damit fie nicht fchleiften. Die Frau war fchwarz. alt. gelb. dünn. Die Kuh war fahl" (S. 474). Das ift alles fehr anfchaulich. doch ifi es nicht der Zweck des Dichters. Bilder zu malen. Das Buch erinnert an einen vorzüglichen Kinematographen. der eine lange Reihe packender Szenen gibt. Das lebendige. bald fchauervolle. bald übermutig-ergößliche Leben rollt fich vor uns ab. aber über jedem Bild fchwebt ein unruhvolles Zittern. das die Blicke blendet. - Der Roman fpielt in einem Dorf. im Volke. Die Heldin Meta Brandt ift vortrefflich geichildert mit ihren Fehlern und Vorzügen. ihrer |a>7ligen Art. ihrem herzlofen Witz. ihrer Graufamkeit und heimlichen Angft, Sie „probiert“ die Männer mit Ohrfeigen. Wenn fie einen Burfehen in Ausficht hat. „langt fie ihm eine Schalle herunter". „Steckt er die ein. - dann is gut. dann pafie mir zufamme. Steckt er die nich ein. no - dann laß ich ihn laufe." (S. 76.) Meta hält fin, fo mutig fauber wie ihre Röcke. weil die Schmach des Vaters. der ein Dieb geweien. auf ihr lafiet. Eines Tages kehrt der Totgeglanbte zurück unter falfchem Namen. Nur von der Tochter gekannt. nähert fich der Verkommene ihr immer wieder. Erichütternd find ihre Seelenkämpfe. ihre verzweifelte Angfi vor der Entdeckung. Ihr Ausfehen verfällt. Ihre mühfam erworbenen Erfparnifie wandern zum Vater als Schweiggelder. In einer packend gegebenen Szene zwingt der Betrunkene Meta zum Diebftahl. Trotz allen Grauens beherrfcht ein froher frifcher Ton das Buch. Die Kraft der Jugend fprüht aus ihm. Die Nebenperfonen find fcharf gezeichnet. fo der fromme Schufier. Baurat genannt. und fein Weib Edwine. das die Polfierjacle anzieht. wenn der Mann aus dem Wirtshaus kommt. Allen. die fich vergnügt unterhalten wollen. lei „das Patenkind‟ befiens empfohlen.

Maria Stona.

Das Haus zur Flamm'.

Roman v. Helene Böhlau.
Berlin 1908. Verlag von Egon
Fleifchel und Comp.
Die ureigenfte Domäne diejer
Dichterin ift das alte Weimar. Von
dem wußte fie vie(zu lagen: von
großen Menfchen und iihönen
Dingen; von kleinen Schi>ialen
und bedeutenden feelifchen Erleb-
nifien. Ihre wertvollfte Kunfi ifi.
alles mit der Wärme ihres Tempe-
raments zu erfüllen. Dinge und
Menfchen mit der Stärke ihres
Empfindens zu befeelen. Ihr
Können bewährt fich auch hier im
vollften Maße. Es ifi ein echtes
Frauenbuch. voller Güte. Wärme
und inniger Freude am Leben. Es
ift getränkt mit dem Bewußtfein
der Schönheit des Dafeins. Der
fioffliihe Inhalt ift unbedeutend und
ohne Abweehflung. Nur das Wie
und Was der Gefialtung ifi aus-
jchlaggebend. „Das Haus zur
Flamm'“ ift das Heim einer Frau.
die aus der Niederung des Alltags
auf den Berg geflüchtet. um ihr
eigenes Leben erleben. unbefchränkt
Liebe und Güte geben zu können.
Sie fiellt fi>7 auf fich felbft. fie will
L74

frei fein durch fich felbft. Ein paar Menfchen gehen bei ihr oben ein und ausf die ihren im Tal erlittenen Schmerz im fänftigenden Gehege ihrer Güte verwinden wollen. Und nur einer- der fick» gleich ihrf fou- verän über die beengenden Grenzen dergefellfäzaftlichenLiigen undLieb- lofigkeiten zu fchwingen vermocht und zur reinen Menfchliäykeit ge- langt iftz findet ihre menfchlich- weibliche Liebe. Und darin foll wohl der innere Sinn des Buches liegen. Es bleibt die Fragef ob dies nicht ein Irrtum ift. Jeden- falls: 'hier ift ein fiarkes- tempera- mentvolles Buch. Wer ein Leid zu tragen hat und fchwere Stunden lebt, der wird die Wärme- fchier miitterliche Liebe diefes Buches doppelt empfinden. Und dies foll für das Werk und feine Dichterin herzlichfte Anerkennung bedeuten,

Hugo Alt.

Die blaue Laterne von PaulLindau. Verlag der Cottafchen Buchhandlung! Stutt- gart.

Ein Gefellfchaftsroman der beften Art- den man nicht ohne Intereffe liefiz auch wenn man nicht in die Verwandtfäzaftsver- hältniffe der Geftalten eindringen kannt weil der Familienfinn nicht fo fiark ausgeprägt i|. Lindau verfieht ein Milieu zu fchaffen und die Menfchen darin wacker handeln zu laffen. kl.

Spokenkiker. Die Gefchiäyte einer verirrten Menfchenfeele. Von Hermann Welte. Leipzig- Fr. Wilh. Grunow.

Alle Werke Hermann Weltes haben einen eigenartigen Reiz, dem man fich nicht verfchließen kann. Im „Spbkenkiker" zeichnet der Autor mit fo packender Kraft die Verirrung und den Kampf einer armen7 gefallenen Seele, daß uns das Miterleben bis zum leßten Worte nicht losläßt. Das in- terefiante Problem- wie ein feelifch und finnlich außerft fein veran- lagter Menfch zum Gewohnheits- trinker wird und fin) fchließlich aus tieffter Gefunkenheit aus eigener Kraft wieder erlöfi- ift künfilerifch vollendet durchgeführt. Es lohnt fich- diefes Buch zu lefen.

VonderVioline.VonPaul
S t o ev in g. Berlin - Groß-
Lichterfeldm Verlag von Chr.
Friedrich Vieweg.
Das urfprünglich in engli-
fcher Sprache erfchienene Buch
liegt nunmehr auch in deutfcher
Uberfeßung vor. Man findet
darin eine auf gründlicher Quellen-
forfchung beruhende Gefchichte der
Geigeninftrumente von den älteften
Zeiten bis zur Gegenwartx die Bio-
graphien der hervorragendften
Geiger und Geigenbauer- eine Uber-
ficht über die Violinkompofitionen,
die im Laufe der Jahrhunderte
entiianden find- eine Charakteriftik
der Schriftfteller- die in ihren
Werken der Violine gedacht habenf
fowie Erkurfe über die einzelnen
Teile der Violine und die Ent-
wickelung des Bogens- die fiir den
Geigenbauer ebenfo lehrreich und
interefiant find, wie fiir den Spieler.
- Die Verlagshandlung hat dem
Buche eine feinem gediegenen In-
halt entfprechende Ausfiattung zu-
teil werden lafien; befonders dan-
L75

kenswerte Beigaben find die zahlreichen Abbildungen von Inftrumenten der verfchiedenen Geigenbaumeifter. die Porträts der bedeutendften Virtuofen und Komponiften. und die Fakfimiles ihrer Handfchriften. _ Stoevings Werk. das wiffenfchaftliche Gründlichkeit mit eleganter und anregender Darftellung vereint. if't für den Fachmann ebenfo wertvoll wie für den Laien. der fich über die Geige in irgend einer Hinficht Rats erholen will.

E. Bohn.

Das klaffifche Weimar.
Nach Aquarellen von Peter W o l ß e. mit erläuterndem Tert von E. Scheidemantel.
Weimar. Verlag von Herrn. Böhlau Nachf.

Man muß dem Verlag für diefes Kunftwerk herzlich danken. Was kann uns willkommener fein als eine Sammlung guter Bilder. die uns die denkwürdigfien Stätten des alten Weimar. in dem unfer einziger Goethe faft 60 Jahre lebte. vor Augen führen! Goethes Gartenhäuschen fehen wir hier und fein Wohnhaus in der Stadt mit dem Garten. das Haus der Frau von Stein. das römifche Haus. die Baftille und das Schloß. den Marktplatz. das Wittumspalais. das alte Theater und Schillers und Herders Wohnhäufer. Der in Weimar geborene Maler Peter Wolße hat diefe Stätten in künftlerifch vollendeten Aquarellbildern mit gefchichtliäfer. auf archivalifche Studien gegründeter TreUe wiedererwe>t. Die Wiedergabe der Bilder in Dreifarbendruck ift ausgezeichnet. Den erklärenden Text hat Prof. E. Scheidemantel lehrreich und anregend gefchrieben. Wir wünfchen dem Werke. das eine Zierde jeder Bibliothek ift. eine recht große Verbreitung.

Karl Georg Wendriner.

Die Reize des Spiels.
Von Prof. l)r, M. Lazarus.
Berlin. Ferd. Dümmler.

Der berühmte Kulturpfychologe behandelt hier mit tiefgründigem Wiffen das Thema des Spiels.Er betraäftet das Spiel im Gegenfaß zur Arbeit. das Spiel in allen feinen

Variationen und Abf'tufungen. als
Genuß- und Lebensmittel. Man
lernt unendlich viel aus diefem
Buche. A. Halbert.

RedaktiontIIr.SylviusBi-uck.WHalbert.KurtFliegel.AlexJadasfohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. H al b er t - H a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32.
Verannvortlich für den Jnferatenteil: Paul Nowo tn y in Berlin-Friedenau,
Zufchriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonennarnens. zu adreffieren
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 33."
oder ..Breslau ill. Siebenhufenerfiraße r1f15",
Verlag ..Nord und Süd" Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders
Schlefifche Verlags-Anfialt G. m. b, H.. Berlin. Breslau. Leipzig).
Auslieferung für Öfierreich bei C. W. Stern. Wien i. Franzensring 16.
Druck: Schlefifche Buchdruckerei v. S. S chottlaender. A.:G.. Breslau ill.

EMPTY

Earl Stieler: Goethe
Zum Effay v. Leo Berg|

~ WWW
Wesnmü-cMomusfihriß
_--
iYEetwgNorönnösühhmrgc-.Ynln *
Wertung fin* üMJBuehhanöel:
SSMTWWÜtWbüfYmlng-mnfinh
2. nbrgan Band 126 Arni res-.Z .kk-ei*: 377
3 / . k) 7

.4
. ?-
:I
j
Earl Stiel-:r: Go. I
Zum Effay v. Leo *Li-xl
l

NordmiöSuö" -
EineöeutfiheWnatsfihrifi
DFWNWÜUUÜSÜIGmbYYWÜn
mer-ung
' fiir ÜMYuchhanöelt
SSMu-loenöe hlefYetlng-znn _nit
32. Jahrgang Band 126 Augufi 1908 Heft 377

EMPTY

Albrecht Wirth:
Der Gang der Weltgefchichte.
Die Arche Noah landete auf einem Berge. Das neue Menfchen-
gefchlechß die Noachitem ging alfo vom Gebirge aus. Auch die neuefte
Keilfchriftforfchung fcheint zu ergeben- daß ein Alpenland der Sitz der
Urkultur war. Bergtiere und Bergpflanzen finden fich umx oder fogar
vor 4000 in den Siegeln von Bismayaf und in den Trümmern der
Stadt finden fich Bergkrifialle- die in der Ebene gar nicht vorkommen.
Diefe Funde weifen auf das benachbarte Elam, das fich„im Offen des
Zweifiromlandes mit Gipfeln bis zu 5000 Meter erhebt; Allerdings
käme auch eine jenfeits von Elam liegende Berggegend noch in Betracht.
Die Träger der elamitifchen Kultur waren den heutigen Georgiern
und Lesghiern verwandte Völker. Die Schöpfer der mefopotamifchen
Bildungswelt waren die Sumerierz deren Vetternfchaft etwa zwifchen
Tibetern und Drawida zu fuchen ift (denn an Hommels türkifche Hypothefe
glaube _ich nicht). In das Zweifiromland wie auch in Elam drangen fehr
friihSemiten ein. Die Nomaden der Wüfte überwältigten die altein-
gefeffene Bevölkerung nahmen aber von ihr Hauptbefiandteile der Kultur
an. Sie entlehnten den Uberwundenen die Schrift fowie Maße und
Münzen. Kumft und Wiffenfchaft gingen auf die neuen Herren übert
ja fogar die alten Staatsformen und zu einem wefentlichen Teile auch die
alten Götter. Trotzdem kam es mehr als einmal zu einer Auflehnung
des älteren Elementsf das namentlich unter den Kaffiten eine neue Blüte-
zeit erlebte. Iedoch antwortete hierauf ein Wiederauffchwung der Se-
mitenf die in den Militär- und Großfiaaten von Babylon und Affur
fchließlich doch Alleinherrfchende wurden.
Die gleichen Vorgänge fpielen fich in Ägypten ab. Eingeborene
Raffenf aus Negritos- Negern und Berbern zufammengefeßtf werden von
Semiten überwältigt. Ein Denkmal davon ift die altägyptifche Sprache-
die zur guten Hälfte femitifche Beftandteile aufweift.

Das erfte Zeitalter der Entwicklung der Menfchheit ift nun abge-
fchlofien. Die Weltenuhr holt zum zweiten Schlage aus. Es treten auf
die Bühne jüngere Schichten der Kas-Völker. jener Verwandten der
heutigen Kau-Kas-ier. der Georgier. Tfcherkeffen und Lesghier. Auch
die Mitanni gehören zu diefer jüngeren Schicht. fowie die Chan (oder
Hethiter). von denen Chuan oder Kanaan benannt ift. ferner die Philifter.
die Kreter. die Kater. die Pelasger. die Veneter. die Etrusker. die Räte!
und die Basken. Die neuen Raffen werfen fich auf die alten Kultur-
f'taaten. auf Mefopotamien und Ägypten. Ein gewaltiges Ringen be-
ginnt. Wiederum wird die alte Kultur entlehnt. Der Elamitergott
Tarchu wird von den Chan übernommen. Die mefopotamifche Hoftracht.
jenes glockenförmige. entfernt an eine Krinoline erinnernde Gewand.
fie taucht in Kreta wieder auf. Mit der Schrift findet wiederum auch
die Wif'fenfchaft bei den neuen Völkern Eingang. Der Kreis der Kultur
weitet fich. Nunmehr dehnt er fich fchon über das halbe Mittelmeer. Auch
Indien und China fcheinen beeinflußt. Eine alte Berührung zwifchen
dem Zweiftromland und Oftafien wird immer glaubhafter. Doch den
neuen Nordraffen erftehen Gegner. Junge Völker des Südens erheben
fich und halten ihnen das Widerfpiel. Arabifche Horden. Phönizier.
Syrer und Iuden dringen ihrerfeits bis in die Vorratskammern der Ur-
kultur und verfchleppen deren Vorräte bis Südarabien. bis Oft- uud
Nordafrika.
Die Weltenuhr holt zum dritten Schlage aus. Arier und Ehinefen
erfcheinen. Es wiederholt fich derfelbe Vorgang. der fchon zweimal zu
beobachten war. Mit den Waffen fiegen die jungen Raffen: die Miaoce
werden von den Chinefen. die Hyrkanier und Drawida von den Ika-
niern und Hindu. die Pelasger werden von den Griechen überwältigt.
Allein der Geif't der Überwundenen zeigt fiäf dem naiven Sinn der Er-
oberer überlegen. ..Die Hellenen". fagt Herodot. ..haben ihre Götter
von den Pelasgern." Das ift eine der bedeutfamften Wahrnehmungen
der Weltgefchichte. In der Tat. wir finden den Namen des Hethiter-
gottes Schelardis wieder. gar nicht weit vom griechifafen Fef'tland: in
einem Infelnamen. Schelardeia. So gut wie ficher find Hermes wie
Demeter kafifche. kleinafiatifche Gottheiten. und Aphrodite fieht im drin-
genden Verdacht. ein Echo der Aftarte zu fein. So find augenfcheinliäf
noch viele andere Gottheiten. über deren firittige Etymologie ich milk
jedoch hier nicht länger auslaffen will. orientalifchen Urfprungs. Wit
aber bei der Religion. fo gefchah es auch auf andern Geifiesgebieten.

Der griechifche Tempelftil mag zwar. wie die Gebrüder Sarazin meinen. auf ein Pfahlbau-Urbild zurückgehen; in wefentlichen Dingen gemahnt er aber an ägyptifche Muller. Die archaifche griechifche Bildhauerei ift ganz ficher von der ägyptifchen abhängig. wie ein kurzer Blick fchon. etwa in der Glyptothek. lehrt. Allgemein anerkannt ift. daß die Münzen der Griechen mit ihrer Sechzigteilung (Minen !) aus Lydien. und weiterhin aus Babylon fiammen. Auch die Schrift. die erft zwifchen 700 und 400 bei den Hellenen Einlaß fand. kam vom Orient. Gewiß. nicht alles hat Europa vom Nil. Mäander und Euphrat: die Griechen brachten auch viel eigenes Kulturerbe mit und fchufen fich vor allem ihre eigenen Staatsformen. Ohne den Einfluß des Orients zu berückfichtigen. könnte man aber die ganze hellenifche Entwicklung nicht verliehen.
Ähnlich wie den Griechen ging es den Ofiariern. Diefelben hatten zwar einen eigenen unabhängigen Glauben fowohl wie eine felbfiändige Ständeverfafiung. aber auch fie erlitten tiefgreifende Einwirkungen von Affur. Das ganze Hofzeremoniell der Achämeniden ift dem mefopotamifchen nachgeahmt worden. Die Mann-Löwen von Perfepolis gehören zur affyrifchen Brut. Unter den drei Reichsfprachen waren zur Zeit des Darius zwei alte. nämlich fufifch (jung-elamifch) und babylonifch; beides Idiome der älteren. nicht-arifchen Völker. Trotzdem haben es zuleßt die Perfer verftanden. in ganz Iran ihre Sprache und Anfchauung zur Herrfchaft zu bringen. Ein Jahrtaufend fpäter zwar unterlagen fie abermals. wenn auch nur zeitweilig. der Kraft der Semiten. dem Islam. Früher hatten die Perfer zwar infofern keinen allzu fchweren Stand. als offenbar die Hochlande von Iran urfprünglich nicht fo dicht befiedelt waren. Viel fchwerer hatten es die Hindu. fich durchzufeßen. Sie fianden einer äußerft zahlreichen Urbevölkerung gegenüber. und nur deshalb errichteten fie die ftarken Schranken der Kaften. um fich gegen die überfchwemmung von feiten der Tibeter. Kolarier und Drawida zu fchüßen. Nur unvollkommen erreichten fie ihr Ziel. Die hehre Hindureligion mußte es fich gefallen laffen. von den dunkelhäutigen Eingeborenen zur Fraße herabgewürdigt zu werden. Auch die Sprache zeigt drawidifche Spuren: die entfeßlich langen Wortungeheuer des Sanskrit mit ihren dreißig bis vierzig Silben verraten eine bedenkliche Ähnlichkeit mit der Agglutination der Tfchandalafprachen; die überaus fchweren Eerebrallaute des Sanskrit find ganz offenbar dem Arfenal der Drawidalaute entlehnt. Die Schrift der Hindu (die aber erft im 3. vorchriftlichen Jahrhundert gebraucht wird). wie auch die Südindiens. entftammt ebenfowohl

dem Aramäifchen. wie die Schrift des um diefelbe Zeit beginnenden
Mittelperfifch oder Pehlewi. Wie in Spraäfe und Schrift die über-
wundenen ihre Kraft zeigten. fo kam es auch noch zu öfteren Auflehnungen
gegen die Oberherren. deren größte die unter Tfchandra Gupta war.
Tfchandra Gupta. aus niederer Kafte hervorgegangen. errang 300 vor
Ehrifii die Herrfchaft über ganz Hindofian. Bald darauf hören wir auch
von bedeutenden Königreichen der Drawida am unteren Ganges und in
Orifia. Im erfien nachchrifilichen Jahrhundert erfteht ein hyrkanifches
Reim. das fich von den Ofihängen des Kaukafus quer durch Iran bis
zum Indifchen Meere hinzieht. Ferner ifi die Herrfchaft der Parter wohl
kaum eine rein arifche zu nennen. Auch in China zeigt fich die
gleiche Erfiheinung einer oft erfolgten Auflehnung der Überwundenen.
Die ..Schwarzhaarigen" werden mehrfach von Miaotfe angegriffen. die
befonders im 4. Jahrhundert v. Ehr. abermals eine bedeutende Macht-
ftellung einnehmen; und dann wieder werden die Tataren mächtig. Der
große Schöpfer des chinefifchen Einheitsfiaates. Shi-hoang-ti. war ta-
tarifcher Herkunft.
Bei den Kulturübertragungen find zwei Erfcheinungen befouders
beachtenswert. Die neuen Raffen. die das alte Erbe übernehmen. bringen
immer auch ein gut Teil von Eigenem mit. von felbfiändigen Eigen-
fchaften und felbftändigen Kulturerrungenfäfaften. Dadurch wird die
Urkultur beftändig bereichert; außerdem aber wird diefelbe geographifch
immer weiter ausgebreitet. Ihre bedeutfamfie Ausdehnung erfährt fie
zunächft durch die Phönizier. dann durch die Arier und die Ehinefen.
Bereits erfireckt fie fich jeßt. am Ende unferer zweiten Periode. von den
taifungepeitfchten Gefiaden des Stillen Meeres bis zu den Säulen des
Herkules. Die Eroberungen der dritten Periode werden dann durch zwei
große Militärmächte zufammengefaßt. Die Reiche der Eäfaren und die
der Han bilden fozufagen große Sammelbecken für die ganze oftafiatifche
und für die ganze Mittelmeerkultur. Die Erwerbungen. fowohl rein
geographifcher als geifiiger Art. werden fomit zentralifiert und zu ftarker
Stoßkraft fähig gemacht.
Im einzelnen ift bei den Römern wiederum das alte Gefeß zum Maß-
|ab zu nehmen. das wir fchon fo oft in Wirkfamkeit gefehen haben:
Grueeja enpta fer-11m cepjt rjctorem. Der Überwundene übe-r-
windet den Sieger auf kulturellem Gebiet. Zugleich entfieht eine äußerfi
fruchtbare Weäffelwirkung der verfchiedenen Bildungswelten. Man
nennt eine folche häufig mit verächtlichem Ausdruck Synkretismus. einen

Mifchmafch. einen Hexenkeffel der Stile und Religionen. Warum follte aber. was heutzutage als Fortfchritt. als Weltverkehr. als Internationalität gepriefen wird. nicht aus) im Zeitalter Cäfars und Trajans als Fortfchritt aufgefaßt werden und gelten? In jedem Falle ift ein gewaltiges Vorwärtsfchreiten der Erdkunde und eine erneute außerordentliche Ausdehnung der Weltkultur zu verzeichnen. So gehen römifche Münzen bis jenfeits des Sambefi. fowie bis Schenfi in Nordchina. Aber auch die Mitte und der Norden von Europa und Afien werden jeßt der Weltkultur erfchloffen. Turkefian und die Mongolei fallen den Chinefen anheim. Mauretanien wird römifche Provinz. Inder und Araber dringen bis zur Sofala und zu den zentralafrikanifchen Seen vor. Durch die minefifche Befetzung von Fergana wird ein weftöfilicher Verkehr. wird eine dauernde Berührung zwifchen den Welten des Ofiens und des Wefiens eingeleitet. Chinefifche Seide überfchwemmt das Römerreich. Gewürze der Molukken werden durch die füdlichen Gewäffer nach Alexandrien und weiter nach dem Abendland gebracht. Chinefifche Dfchunken fahren Hira an der Mündung des Schatt-el-Arab an. Umgekehrt dringt griechifche Kunft fiegreich vor nach Süd- und Ofiafien. Manichäer und Nefiorianer gewinnen Profelyten in Hochafien und vermitteln die aramäifche Schrift den Mongolen und Tungufen. Noch heutzutage ift die Schrift der Mandfchu das Eftrangelo der Syrer. Frühbyzantinifche Münzen gelangen bis zu den Iakuten.
Die Weltenuhr holt zum vierten Schlage aus. Wiederum pochen Völker von frifcher ungebrochener Kraft an die Pforten der Kulturfiaaten. Die Germanen treten auf. Die Türken. die Araber und die Malaien erfcheinen. Eine Zwifchenbemerkung muß hier eingefchaltet werden. Auf der gefäjichtlichen Bühne find die Vorgänge ähnlich. wie auf der Theaterbühne. Der Perfonenwechfel geht felten in der Art vor fich. daß eine ganze Gruppe von Menfchen den Schauplaß verläßt und dafür eine Gruppe von ganz andren Menfchen den Schauplah betritt; fondern einzelne Spieler löfen fich. zuweilen faft unvermerkt. aus dem Gefamtbilde. und andre Spieler kommen. ebenfalls oft unvermerkt. dazu. Es ifi nicht der Gang der Weltgefchichte. daß ein Volk auf einmal feine Aufgabe erfüllt hat und ganz plöhlich ein anderes Volk feinen Platz einnimmt. Im Gegenteil! Raffen und Völker. die einmal weltgefchichtlich von Bedeutung gewefen find. treten im Grunde niemals ab. da fie felbft im Laufe von Jahrtaufenden nicht ganz ausgefpielt haben. Denn das Ringen zwifchen alteingefeffenen Herren und Eigentümern und den

frifchen Eroberern entfcheidet fich in keinem Falle fofort; fondern es
dauert vielmehr Jahrzehnte. ja wohl Jahrhunderte lang fort. Es ift
auch keine Seltenheit. daß die früheren Befißer noch einmal mächtig
werden und die Eindringlinge wiederum des Landes verjagen. Mit
Leichtigkeit könnte man alle diefe Beobachtungen auch in den erften Welt-
perioden nachweifen; befonders auffällig aber. und zudem allen gegen-
wärtig ift die Länge der Übergangszeit bei dem Kämpfe der Nordvölker
mit Rom und Ehina. Sofort aber ift zuzufeßen. daß diefer Kampf
keineswegs unfruchtbar und ergebnislos war. Fauft fagt:
..Was zur Verzweiflung mich beängfiigen könnte.
Der öde Kampf der Elemente.“
wobei er das ewige Hin- und Wieder von Ebbe und Flut meint. Mephifto
findet fich in feiner nihiliftifchen Weife damit ab und höhnt:
..Da ift für mich nichts Neues zu erfahren.
Das kenn* ich fchon feit hunderttaufend Jahren."
Genau fo indefien. wie Faufi den Elementen ein Beträchtliches
abringt. wie er neuen Grund und Boden dem Kontinente anfügt. fo hat
auch der Kampf der Nordraffen mit der Südkultur befruchtend gewirkt
und neue. weite Gebiete dem Reiche der Kultur angegliedert. So ifi
es auch ganz kurzfichtig und verkehrt. ftets von dem ..finftern Mittel-
alter" zu fpreäjen. Ift doch in jener Zeit die ungeheuerfie Arbeit getan.
ift doch darin der Grundftein zu unferer heutigen Kultur gelegt. Natür-
lich. auch das von Fauft gewonnene Land war zunächft kahl und öde.
Es mußte erft Zeit vergehen. ehe Saaten dem jungfräulichen Boden
entfproßten. und das Häuschen von Philemon und Baucis mußte weichen.
um neuen Städten Plan zu machen.
Die Eroberung des Nordens durch Rom. Iran und Ehina begann
rund 120 v. Ehr. Die Römer befeßten Eallja Unrb0oeuoi8, und
Kaifer Wuti begann feine gewaltigen Kriegszüge gegen Hunnen und
Iuetfchi. Etwas fpäter wurde dann ganz Gallien durch Eäfar bezwungen.
wurden die Sien-pi der Mandfchurei den Han-Kaifern zinspflichtig. und
Iran errichtete eine Mark im Nordkaukafus. deren Bewohner. die Offeten.
infolgedefien noch heute eine iranifche Sprache reden. Noch fpäter fügten
die Eäfaren ihrem Reiche die Ofialpenländer. Britannien. Pannonien und
Dazien hinzu. fowie einen erklecklichen Teil von Germanien. während
perfifche Bildung fich bis Merv und Samarkand verbreitete und die chine-
fifche Kultur fich bis zum Tarimbecken ausdehnte und bis zum Balkafch-

und Aralfee Anhänger gewann. Indifche Kultur aber eroberte Südofiafien und die Sunda-Infeln. fowie Tibet. Dem Ausdehnungstrieb der alten Kulturreiche firebte die Beuteluft der Barbaren entgegen. Wollten die jungen Nordvölker fich in den vorgelagerten Fruihtgefilden des Südens neue Wohnfiße erwählen. fo fließen fie auf die ihrerfeits vordringenden alten Militärmächte. Ein Widerfiand wurde angefiachelt. der fehr leicht in beutegierigen Angriff überging. Den Erfolg haben zuletzt die Nordvölker davongetragen.
Zunächfi einige Daten über das Vordringen der Südkultur. Schon um 200 vor Ehr. mögen griechifche Alphabete zu den Kelten und Germanen (die daraus die Runen entwickelten) gelangt fein. Seit der Zeit Eäfars werden die tartarifchen Bewohner von Tfchili. Schanfi und Schenfi chinefiert. In die gleiche Zeit fällt die Romanifierung Galliens und Spaniens. Ulfilas. übrigens ein Halbarmenier. vermittelt den Goten Ehriftentum und Schrift der Griechen. Die Toba und andere Nordherrfcher fowie die Koreaner werden zu Buddhiften. Seit 496 bekehren fich die Franken zur römifchen Kirche. Seit dem 6. Jahrhundert wirken irifche Mönche in Süd- und Mitteldeutfchland. Im Iahre 581 i| die erfte Ehinefierung Iapans vollendet. Im Iahre 637 beginnt der buddhiftif>fe Einfluß in Tibet. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts zwingt Karl der Große die Sachfen zum Anfchluß an den römifchen Kulturkreis; für England vermittelt dies die Schlacht bei Haflings. Seit rund 1150 bekennt fich Schweden. zum Ehriftentum. Um diefelbe Zeit werden die Niutfche chinefiert. Im äußerften Olten. wie im fernften Weiten derfelbe Vorgang. diefelben Umwälzungen. Nicht nur die Religion. nein. auch die Schrift. die Kunfi und die Wiffenfchaft. nicht minder Amtstracht und Amtsfprache wird der älteren Kultur entlehnt. Wie man den Mandarinenknopf heute in der Mongolei und bei den Burjaten fieht. fo geht der Talar unferer Geifilichen und Richter auf die römifche Amtsrobe zurück. So wie es noch heute in Iapan vorkommt. daß wiffenfchaftliche Werke rein chinefifch gefchrieben werden. fo war bis vor kurzem. und ift fogar heute noch auf einigen Gebieten das Latein die Sprache der Wiffenfchaft für Europa. Wenn man in großen Strichen zeichnen will. fo kann man kurz fagen: Die Germanen wurden romanifiert. die Slaven gräzifiert. ein Teil der Türken iranifiert. Tibeter und Malaien hindufiert und die bftliche Tatarenwelt. fowie Koreaner. Japaner und Anamiten chinefiert. Es ift nur folgerichtig. daß bei diefem allgemeinen Kulturübertragungsprozeffe auch Kult und Glaube von der alten Kulturwelt

auf die jungen Völker überging. Man erinnere fich nur. was Herodot fagt: ..Die Griechen haben ihre Götter von den Pelasgern!" *Genau fo haben die Tibeter und Mongolen ihre Götter von den Indern und manche Turkmenenftämme ihre religiöfen Anfchauungen von den Iraniern. haben die Slaven ihre Religion von Byzanz und die Germanen die ihrige von Rom. Diefes Abhängigkeitsverhältnis zeigt fich auch durch die Sprache. So ift die katolifehe Liturgie des Wefiens noch bis zum heutigen Tage lateinifch.
Man erinnere fich nun wieder. wie Jahrhunderte lang Semiten und Kaffiten. wie die Völker Mefopotamiens mit den Chan oder Chatti. wie die Hellenen mit den Kleinafiaten (Troja). den Phöniziern und Etrusker-n im Streite lagen. So ift es auch in der vierten Weltperiode. Jahrhunderte lang fehen wir wieder die Nordvölker im Ringen mit der Südkultur. und lange fchwankt der Erfolg, Verfolgen wir nun die einzelnen Phafen des Kampfes! Bedeutfame Spuren beginnenden Zerfalls zeigen fich feit 150 nach Chr. im Partherreiche. 180 in Oftafien im Auffiand der ..roten Turbane" und 193 in Rom in Gefialt von heftigen Thronwirren. Septimius Severus und Schapur l. fiellen noch einmal die Herrfchaft Roms und Irans glänzend wieder her._ Aber nicht lange darauf wüten im Abendland die ..dreißig Tyrannen" gegeneinander. und China wird in fechzehn größere und kleinere Herrfchaften zerfpalten. Der Anfiurm der Nordbarbaren wird heftiger. Germanifche Gefolgfchaften fiürzen fich auf Süd-Europa. Die Chijaona. die Vorfahren der Avaren. bedrohen Nord-Iran. die Sien-pi durchbrechen die große Mauer. Beiläufig: der Pfahlgraben ifi ein genaues Gegenfiüct der großen Mauer und zu gleichem Zwecke errichtet.
Immer gewaltiger fchwellen nun die kriegerifchen Stämme des Nordens an. immer unaufhaltfamer dringen fie in die morfchen Kulturfiaaten ein. Hunnifäje. tibetifche und tungufifche Kaifer herrfchen auf dem Boden des ohnmächtigen China; die Hunnen erobern Hindofian; Ka-Khane der Türken laffen *fich huldigen in Herat und Samarkand. Odoaker und Theoderich walten als Cäfaren in Italien.
Ießt aber erfolgt eine nachhaltige Riickwirkung des Südens.
Iuftinian. der auch Italien und Spanien zurückgewinnt. Chosrau. Anofchirwan. der fogar Südarabien und wahrfcheinlich auch Ceylon dem faft ganz Vorderafien und Sindh umfpannenden Safianidenreiche hinzufügt. bringen die Kulturfiaaten zu neuer hoher Blüte. Dasfelbe Ziel verfolgen und erreichen in Indien die GUpta und die Sui in China. Und alle diefe

Herrfcher leben und wirken im 6. Jahrhundert. Die Zeitdauer des Auf-
fchwungs bei den einzelnen Staaten ifi freilich nur kurz. Am kürzeften
bei den Saffanidenz am längften in China. wo die fiarke Dynaftie der
Sui durch die eben fo tatkräftige der Tang abgelöfi wird. Jnzwifchen
kommt eine neue Völkerbewegung in Flußz diesmal von den Tropen aus.
Die Araber brechen auf. Ihre Züge gehen denen der Germanen- Slaven
und Türken parallel. Auch die Araber werfen fich auf die Kulturzonen.
Ihre Fahrten erfirecken fich auf ein ungeheures Gebiet. Um 710 find
arabifche Heerhaufen in Spanien wie in Hocharmenien. an der Schwelle
von Kafchgar wie im Pendfchab. Auch die Araber lernen von den
Unterjochten. Auch fie entlehnen Kunft und Wiffenfchaft und Verwal-
tungsgrundfäße. Ihre Mofchee ift das Abbild des byzantinifchen Gottes-
tempels. Einige Kalifen erbauen ihre Paläftef wie das von dem Kaplan
Mufil erforfchte Kofeir beweift. nach faffanidifchem Mufier. Hifiorifche.
mathematifche und philofophifche Wiffenfchaft der Griechen wird von
den Arabern begierig aufgenommen- wie auch die Weisheit der Perfer
und Inder. Alles geht wie bei den Parallel-Erfcheinungen im Norden
vor fich. Nur in einem weicht das Eroberervolk des Südens entfchieden
von dem bisher Gewohnten ab. Die Araber bequemen fich nicht der Re-
ligion der älteren Kultur. fondern fchaffen eine eigene. die ihrerfeits
angriffsluftig gegen die früheren Religionen vorgeht. Die Erklärung
hierfür ifi zum Teil in dem Raffencharakter zu fuchenf zum Teil aber
auch in der Tatfache. daß den Arabern in Muhammed eine fiarke fchöp-
ferifche Perfönlichkeit erfiand. während bei den Völkern des Nordens
außer dem Japaner Nichiren und Luther kein Religionsftifter überragen-
der Größe aufgetreten ifi.
Es erübrigt nun noch. die merkwürdige Erfcheinung des Papft-
tums zu erklären. Auch diefes Phänomen |eht keineswegs vereinzelt
da. Was das rein Geiftliche betrifft, fo hat der Papfi ein Gegenftück
an dem oberfien Bonzen der Taoifiem an dem Dalai Lama- an dem
Geghen von Urga7 an dem Oberpriefter der Burjatenf ferner an dem Ob-
mann des heiligen Synods und an den verfchiedenen Patriarchen, die
da in Konflantinopel. Jerufalemf Edfchmiadzin und Sofia refidieren.
Auch die eigentümliche Stellung. die der Papft gegenüber dem Kaifer
einnimmt. hat mehr als eine Parallele. Denn auch der oberfte Synod
hat es zuweilen gewagt. fich in die Zarenwahl einzumifchenf und der
türkifche Scheich al Islam (z. B. im Jahre 1876) in die Sultanswahl- und
der Scherif von Wafan hat mehr als einmal den Sultanen von Marokko

widerftanden und deren Abfelzung zu bewirken gefucht. Der Emir von Mekka genießt faft diefelbe Verehrung. wie der Padifchah am goldenen Horn. und felbf't in Perfien if't die hohe Geiftlichkeit in der Lage. dem Schah ein Paroli zu bieten. In Nepal find die beiden Häupter der welt- lichen und der geif'tlichen Gewalt fogar beinahe gleichberechtigt. Am heftigften gefialtet fich der Kampf zwifchen Kaifer und Kirchenhaupt - abgefehen vom römifchen Reiche deutfcher Nation -- in Byzanz. wo gar nicht felten der Patriarch den Monarchen geftürzt hat. Was aber ift die gemeinfame Grundlage jener feltfamen Doppelformen? Ich meine. der Gegenfaß zwifchen der alten Kultur und den neuen Eroberern. Die mächtigen Oberhäupter der Kirche find die Vertreter der alten Kultur. die Vertreter der kriegerifchen Eindringlinge find die weltlichen Herrfcher. Sobald die eingedrungenen Eroberer in ihrer Kraft nachlaffen. fteigen fofort die geiftlichen Gewalten. Als die Lombarden erfchlafften. tat fich Papft Nikolaus l. auf. Gleichzeitig unterlagen die fogenannten ifaurifchen Kaifer der griechifchen Orthodoxie (im Bilderf'turm). Als durch das Emporkommen der lombardifchen Städte die Kraft der deutfchen Kaifer gebrochen wurde. erftarkte fofort das Papfttum. Nachdem gleichermaßen der chinefifche wie der mongolifche Einfluß befeitigt war. konnte fich die Herrfchaft des Dalai Lama entfalten.

Nach Sumir und der Zeit der Kas-Völker. nach der klaffifchen Entwicklung von Indien. Iran und Hellas waren die Weltreiche von Rom und China emporgeblüht. In taufendjährigem Ringen fehen wir dann junge Nord- und Süd-Raffen im Kampfe mit der Mittelmeerkultur und mit der oftafiatifchen. Der fünfte Abfchnitt der Weltgefchichte beginnt mit dem politifchen Übergewicht der Nordvölker. das zugleich deren kul- turelle Selbf'tändigkeit einleitet.

Die Vorftöße der unzivilifierten Horden nach Süden zu hatten nie- mals ganz aufgehört. Auf die Goten und die Toba-Vorftöße folgten die der Langobarden und der Tukiu (Türken); auf die der Franken und der Bulgaren die der Sachfen. der Ruffen und der Tibeter. welche bis zum Bufen von Bengal vordrangenz fodann Tanguten und Katai. Seld- fchukken. Gasnawiden und Niutfche. Alle diefe ungebändigten Horden ftrömten in zügellofem Laufe füdwärts und fuchten fich Herrfchaften im Süden zu begründen. Andererfeits wanderte die Weltkultur. die man einfach mit der Kunft des Schreibens definieren kann. immer weiter nordwärts und ergriff zuletzt Island und die Stämme am Amur. Den Gipfel der Nord-Süd-Wanderung bringt das 13. Jahrhundert. Als

letzte der Germanen waren die Normannen auf den Plan getreten und hatten in Frankreich. in Italien und Sizilien. in Rußland und England Reiche errichtet. Normannifche Söldnerfcharen kämpften überall: in Italien. der Balkanhalbinfel und Kleinafien; normannifche Pilgrime be- fuchten Ierufalem. Ein großer Normannenzug. der von Skandinavien aus- ging. gelangte durch ganz Ofieuropa durch bis zum Urmia-See in Perfien. Der unternehmendfte Teil der europäifchen Ritterfäjaft war normannifcher Abkunft. und bald follte fogar die deutfche Kaiferkrone einem Normannen- fprößling. Friedrich ll.. zufallen. So im Zenit fiehend. konnten die Normannen es wagen. vereint mit den älteren Mächten Europas. ihre Angriffspläne bis nach Vorderafien auszudehnen. Die Herrfchaften der Kreuzfahrer entftanden. und zuletzt fiel das byzantinifche Reich. fiel der letzte große Hort der Urkultur unter den Streichen der abendländifchen Ritterfchaft. Faft gleichzeitig begannen. als vorletzte der Tataren. die Mongolen ihre kriegerifche Laufbahn. Auch fie ftrebten mit aller Macht der Kulturwelt des Südens zu. Sie überrannten Delhi. plünderten Bagdad. überwältigten Jsphahan und wurden als Bogdo-Khane die Nachfolger und Erben des Himmelsfohnes. So war die ganze Kultur- welt. in der alle Schähe der Zivilifation feit Babel und Afiur aufge- fpeichert waren. waren alle Großftaaten vom Stillen Meer bis nach Nordfpanien in den Händen der Mongolen und der Germanen.
Sofort erlitten die Mongolen die Einwirkung der Sitte. Sprache und Tracht. fowie der Religion der Befiegten. Die Germanen dagegen waren großenteils fchon umgemodelt. waren fchon romanifiert. als fie die Kreuzzüge unternahmen. Jetzt aber folgt der große Rückfchlag gegen die füdliche Beeinfluffung. der große Auffchwung der Nordvölker in der Richtung einer felbftändigen Kultur. Die alte Bildung war nun einiger- maßen verdaut und verarbeitet; jeßt offenbarten fich die inneren Kräfte der neuen Raffen. jetzt erwachten die bisher fchlummernden Eigenfchaften und firebten nach dem Licht des Tages. jeßt zeigte fich der Wert der Mit- gift. die durch die geiftige Begabung der Eroberer dem Bunde mit dem Süden zugebracht war. Ein bedeutfames Merkmal liefert hier die Sprache. Iahrhundertelang war bei allen Neuankömmlingen die Sprache der älteren Kultur maßgebend gewefen. Das alte Teftament z. B. benutzt affyrifäje Chroniken. Darius läßt feine in den Fels gemeißelten Annalen außer in perfifch auch in fufifch und babylonifch verfaffen. Römifche Gefchichtsfchreiber kannten in der erften Zeit nur das Griechifche als einzig mögliche Sprache. Das germanifche Europa benutzt als Amts- und

Wifienfchaftsfpraäfe das Latein. Im 12. Jahrhundert kam allerdings Deutfch und Angelfächfifch einigermaßen zur Geltung. jedoch faft nur für dirhterifche Zwecke. Erft fpäter kamen in der germanifchen wie in der romanifchen Welt die Vulgärfprachen auch für Rerhts- und Gefchichtswerke in Aufnahme. Die Zeit aber. in der die Grundlagen zur heutigen Form fo ziemlich aller wichtigen Sprachen entftanden. und zwar nicht nur der Europas. fondern auch Afiens. ift die Spanne von 1280 bis 1400. In Dante fehen wir den Schöpfer des modernen Italienifch. In derfelben Zeit weicht die Lung-119 (I'M der l-nugue c1'0j1, Von der Kanzlei Karls l7. geht das Neuhochdeutfch aus. Chaucer wirkt in England. Ießt nehmen auch die neuzeitlichen Formen der wefiflavifchen Sprachen ihren Anfang. ein halbes Jahrhundert fpäter entfiehen die der ruffifchen Sprachen. Neufyrifch und Neuarmenifch läßt fich von ungefähr 1280 an datieren; ebenfo Neujapanifch. Auch das Hindoftani und das Mandarin geht vermutlich auf das 13. Jahrhundert zurück.
Unmittelbar nach dem Erringen fprathlither Selbftändigkeit eröffnet fich eine neue Periode der Kunft und Wiffenfchaft. Sofort nach Dante wirken nicht nur Boccacio und Petrarca. fondern auch die glänzend begabte Schar der Prärafaeliten. Wir im Norden hatten die van Eyck und Memling. Die Gotik. die allerdings einen langen Triumphzug fchon hinter fich hat. verzeichnet neue Erfolge. Befonders neuartig geftaltet fich das fiaatliche Leben. Durch die Erklärung der Kurfürfteu am Königsftuhl zu Renfe wird Deutfchland moralifch von der römifchen Welt gefchieden. Frankreich erwächfi zum Einheitsftaate. Der Spanier verjagt die Mauren. und der Ruffe die Tataren. Das Hochbild des Nationalf'taates dämmert am Horizont herauf. Und im Offen die Parallele: Aus den Trümmern des zerfallenen Mongolenreiches erhebt fich ein nationales China und ein felbftändiges Perfien. Auch Indien wird zeitweilig gereinigt vom Himalaya bis an das Kap Comorin. Nur die Araberwelt fpaltet fich in verfchiedene. fo ziemlich nach geographifchen Gefichtspunkten getrennte Emirate.
Nun naht die Renaiffance. Sie ift lediglich eine Fortfeßung des Auffiieges der neuen Völker. Auf allen Gebieten des Lebens. in Staat und in Gefellfchaft. in Religion und Wiffenfchaft fprüht das regfie Leben, Die lange durch die Uberlieferung gebundenen Kräfte werden frei und bewegen fich. froh bewußt der endlich erlangten Selbftändigkeit. Es war im Grunde nur ein äußerer Zufall. daß das Zeitalter eifrigfter Geiftestätigkeit. das Zeitalter fiaatlicher Feftigung und kirchlicher Neubildungen.

......a'jl *-.c ,.. ...so-.- ..e 0.-_
.
ünfilets.
L C *c* r l L1'.
.6L
'
.
**tcr 'tra
1.
9.: *
.(11'-
. . c0":
U.“
t* v t'.
.
.1
5*.“
KF".
:len
e um C'
:v
„f
Z
1908
Jahrgang
k

(.113 lea xi x: x
0|; 'rl-1:*
05'
k .'-
Â»f THW
x*--;.._
1

dies Zeitalter der Erfindungen und der höchfien Künftlerfchaft zugleich auch eine Periode überfeeifcher Entdeckungen wurde. Jedenfalls ift der Einfluß. den jene Entdeckungen auf die Kulturbewegungen ausgeübt haben. gleiä) Null. Man kann daher nur wegen der räumlichen Ausdehnung der Kultur Columbus und Vasco da Gama als Herolde einer neuen Weltperiode feiern; für die innere Entwicklung kommen fie und ihre Taten vorläufig nicht in Betracht. Erft im lehren Menfchenalter. als die Vereinigten Staaten und Japan zu Großmächten erwuchfen. als die Kolonialpolitik ganz neue Fragen aufwarf. haben die neuen Welten in fieigendem Maße auch auf die Kulturbewegung gewirkt.

Immerhin ift die Tat des Columbus ein Markftein. auch gerade in unferem Sinne. nach dem Prinzip. das unferer gegenwärtigen Skizze zugrunde liegt. Der Maßfiab. der bis heute. allerdings auch nicht weiter. für den ganzen Werdegang der Menfchheit ausreicht. ift die allmähliche Ausdehnung der Kultur. Bisher hatte man fich auf die drei Erdteile der alten Welt befchränkt. Jetzt endlich wurde die ganze bewohnte Erde in den großen Kreis einbezogen. Damit war aber zugleich ein weiteres erreicht. Nicht nur neue. unbekannte Räume wurden dem Unternehmungsgeift der Arier. und in der Folge auch der fchwarzen und gelben Waffe. erfchloffen. fondern es kam eine ganz frifche Wechfelwirkung auch der entfernteften Gegenden auf. es entwickelte fich ein Verkehr. der früher nie feinesgleichen hatte. Als vorleßtes Glied in der Kette ifi die Erfchließung von Inner-Afrika zu betraäften. und als letztes die Befiedlung der kälteren Zone nach den beiden Polen zu. Erft feit zwei Jahrzehnten kann man von einer wirklichen Kolonifierung von Alaska. Jefio. Nordfibirien. .fowie des füdlicheren Neufeelands und Patagoniens fprechen. In Lappland geht feit einigen Jahren eine Eifenbahn jenfeits vom Polarkreis. nach Gelliwara. und eine faft ebenfo nördliche Bahn foll jetzt die Hudfon-Bay mit dem Pacific verbinden. Damit ift der Ring gefäyloffen. Die Ausbreitung der Weltkultur i| beendet. Der ganze fpätere Verlauf kann nur noch die innere Entwicklung fördern. kann nur noch die Wechfelwirkungen der verfchiedenen Erdteile und Rafien regeln. Wir aber liegen noch immer im Kampfe mit Rom. Die Ausföhnung des nord-füdlichen Gegenfaßes ift die bedeutfamfie Aufgabe der Zukunft.

Richard Schaukal:
Zur neuen Hofimannausgabe.
In der feit einigen Jahren bei uns um fich greifenden Be-
geifierung für die romantifche Schule -- kaum hat es je eine
minder zutreffende Bezeichnung gegeben; eher könnte man von
einer klaffifchen „Schule“ fprerhen. die Romantiker waren lauter
Einzelne. Individualiften - fteckt ein gut Teil Snobismus.
Man findet diefen fchnöden Wurm jetzt wohl in allen fchönen
Dingen. Er ift alfo kein charakterifierendes Merkmal jener Renaiffance
der Romantik. Aber man darf darum von feiner widerlichen Eriftenz
nicht abfehen. Es ift gewiß richtig: der banale Naturalismus - die
Deutfchen hatten. gründlich und grob. Ibfen mißverftanden - mußte eine
Gegenbewegung hervorrufen. Aber die fogenannte Neuromantik war
darum noch keine Erlöfung. weil fie einen Gegenfaß vorftellte. Sie
war etwas anderes. etwas vergleichsweife Neues und „zog“. Sie ift
dahin _ täufchen wir uns nicht darüber -. dahin wie der Rüpelreigen
der ,.Konfequenten". Sie mußte an ihrer Blutleere umkommen. Die Treib-
hausblüte einer fchwülen Nacht. Nichts mehr. Man betrachte doch
mit flüchtigem Blick die verfpäteten Naehzügler. Wie lächerlich fie
wirken. Ohne es zu ahnen. vorläufig. Nichts mehr von diefen Schatten.
Nur das Organifche. Erdwurzelnde lebt. Es mag jeweils verdunkelt
abfeits bleiben. Was fchadet ihm das? Es lebt.
Danken wir dem von allerlei Spekulanten geförderten Intereffe für
die Vergangenheit unfrer Dichtung. daß wir einige unfrer lebendigften
Dichter in guten Ausgaben wieder in Händen halten. Ihr Schäßer
fah fich bisher auf unzulängliche angewiefen. wenn er nicht fo glüälich
war. die unübertrefflichen erfien zu befißen. Der Rummel kann ihm
die alten Freunde nicht verleiden. Es trinkt viel Gefindel jetzt aus den
öffentlichen Brunnen der dichterifchen Luft. Aber wer möchte fich darum
felbft um gewohnte Genüffe bringen wollen? Man tröfiet fich: der Sno-
bismus hat es eilig weiterzukommen. Jeßt freiliäf treibt er. im bibliophilen
Gewande. die Preife der köftlichen erften Ausgaben blindwütig in die

Höhe. Aber auch das wird abflauen. Man läßt höflich die Gerken voran. Sie werden nicht erwerben. was fie fo unlauter in Befis genommen haben. Es wird ihnen entgleiten.
Einer. deffen fardonifche Züge heute die bengalifchen Feuer aufzifchender Begeifterung unruhig beleuchten. ift mein geliebter E. T. A. Hoffmann. Ich muß einmal - es hilft niäjts - von meinem Verhältnis zu ihm. deffen Nam und Art mir Symbol geworden find. erzählenk).
Seltfam hatte mich der mit dem Triolenauftakt der drei Anfangsbuchftaben anklingende Name fchon in früher Kinderzeit angezogen. Die Titel der Werke lockten mich mit der Magie. die früher nur von 1001 Nacht (Zauberpferd. Sindbad) ausgegangen war. Immer wieder las ich fie in den Verzeichniffen der Reclamfchen. der Meyerfchen Volksbibliothek. beraufchte mich an ihren Verheißungen: Der Sandmann - Die Elixiere des Teufels - Klein Zaches. Bis mir endlich verfiattet wurde. ein und das andre der fieberhaft Begehrten zu erftehen. Ich glaube. es waren Klein-Zaches. zunächfi dann das Majorat. die ich. ein längft in allen deutfäjen. dänifchen. flavifchen und orientalifchen Märchen heimifcher Knabe. als erfie las. Unbefchreiblich der Eindruck. die Nachwirkung. Die ..Elixiere“ - Reclam. 3 Nummern ?1. 20 Pf. - trug ich mir an einem fchulfreien Nachmittag. nachdem ich fie. atemlos harrend. ob der gelafiene Verkäufer fie denn auch vorrätig finden würde. in einer der fchon von außen geliebten Bumhandlungen. die meinen Weg als Stationen der Weide fäumten. erworben hatte. in Vorfchauern erblätterter Herrlichkeiten zu meiner Tante. Noch fpüre ich - es find zwanzig Iahre her - dunkel. fchwül hauchend die ungeduldige Seligkeit diefes vorwärtsdrängenden und doch wieder fchlürfend verweilenden Lefens an einem Februartage. Was ift der Lefer? Ein Liebender oder eine Mafchine. Ni>fts dazwifchen. Ich war ein Liebender. bin's geblieben. Ich kann immer wieder lefen und vermag nichts ..auszulefen". - _- Alles andre ift Technik. Blech. Nur im wahrhaftigen Lefer. dem Liebenden. erfteht der Dichter zu fich felbft. Alle Meinung. alles Urteil »- Technik. Blech.
Ich will hinwegeilen über die Stadien meines Hoffmannweges. der

1_"1 Das einigermaßen kühne Experiment meines „imaginären“ ..Kapellmeifier Kreisler‟ (München 1906 bei Georg Müller). mit dem manch ein emfig Befliffener annoch nichts Rechtes anzufangen weiß. erhält fo vielleicht auch etwas warm-fchwarzen Seelenhintergrund.

.durch Ausgaben der einzelnen Bücher. der Werke bezeichnet ift. Wie ich
beglückt. erft ein befchenktes Kind. dann ein häufender Erwerber. endlich
ein ftappelnder Befißer. aufftieg über ..Ausgewählte Novellen" - o die
Wohllufi jenes erften Heftes einer von einem Wiener. Köyfirand (wie
ich fpäter leider enttäufcht fah. fehen mußte. liebfie. lang am Herzen des
Herzens mitgetragene Illufionen von einft. aus Tagen der nafchenden
Lektüre zwifchen den Schulaufgaben fo zerfiörend) fchnöd und äußerlich
bloß ..illuftrierten" Ausgabe! -. aufftieg zu der 1871er Gefamtausgabe
in brauner. mit verblichenem Goldornament bedruckter Leinewand -
ein Weihnachtsabend vom „Sandmann“. vom ..Fremden Kind“ glühend
- höher ftieg zu Kürfäjner (ein geliebter Band. diefer köfilich wie Deli-
katefien „Proben" auseinanderlegende; nur durch eine unorganifche
Koppelung - mit Schulze! - verhunzt). zu Grifebach. zu den alten
Einzeldrucken. zur 1841 er ..Erften". mit den weiäf getönten Hofemann-
fchen Blättern; und wie ich über die Staffeln diefer vielen
Bücher (meine Hoffmannbibliothek hat heute wohl ihre 300
Bände) fteigend. immer tiefer eindrang in den feltfamften aller
Wahlverwandten. den mir auch die Mufik nun wieder zutrug.
jene phantaftifchfte aller Parifer Opern. die ein deutfcher Iude für
das 890011() empjre gefchrieben hat; *- merkwürdig auch diefes mein ganz
perfönliches. allerintimftes Verhältnis zu ..Hoffmanns Erzählungen“. aus
graufig-kißelnden Elementen der Furcht (mir ftarb oder erkrankte gefähr-
lich immer eine nahe Perfon. fo oft ich diefe fehnfüchtige Mufik eines
fierbenden Mufikers phyfifch-pfychifch in mich aufnahm) und Elementen
der Sinnlichkeit gemifcht. eine Elixiere ganz im Geifi und nach dem
fkurrilen Gefchma> des fublimen Kammergerichtsrates: Erdgeifier
aus dem Zucker zifchend. wirbelig niedergezogen vom lohenden Sala-
mandertum des Araks. -
O Hoffmann. an defien Erfcheinung ich. immer wieder ausgleitend.
emporgeklettert bin mit ermattenden Wortenl). Ernfi Theodor. der du
dich. ein dreifach gekrönter. mit dem Namen defien verehrend fchmückteft.
der am Ehryfoftomustage der Welt gefchenkt ward. gleich dir ein mufi-
kalifcher Fremdling in der Region der vertrackten Geräufche und fatalen
Tatfachen. o Amadeus Hoffmann. kann wohl ein Menfch je deinen feligen

1) Einen vorläufigen Extrakt zahllofer Studien bietet ein befcheiden-
unbefäjeidenes Büchlein „E. T. A. Hoffmann" (..Die Dichtung“. Bd. 6.
Schulter und Löffler. Berlin 1904).

..Goldenen Topf“ inniger. fchmerzlich-glücklicher erlebt haben als der fubmiffeft unter diefem unzulängliäfen Artikel Gefertigte. kann einer fihamhafter fein Unvermögen fpüren. dich. dein einmaliges und ewiges Wefen. mit Erklärungen andern zu verdeutlichen?
Endlich. endlich hält er dich in einer deiner würdigen Ausgabe!) in Händen. endlich kann er die Kreisleriana. den unfterblichen ,.Goldenen". den majeftätifchen Gluck. die wie aus dem düfiern Refonanzboden einer ungeheuern Geige. die ein Oräfefier enthielte. erlaufchte Don Juan-Phantafie auf breitrandigem gutem Papier - fattem. weichem. vornehmem Bütten _ aus großen Lettern lefen. hat einen köftlich dicken. prächtig in diskret altertümelndem Stil gewandeten Band auf den Knieen. einen handlichen. liebenswerten Band. der felbft wie ein Hoffmannfches wohliges Geheimnis ift. behaglich und verheißend. foigniert wie dein ironifcher Backenbart. lebendig tief wie deine funkelnden Kateraugen. Magier-Dirigent. einfam durchs Land der grauen Philifter reifender Enthufiafi. geliebter. großer deutfcher Künfiler (ein Richard Wagner-Denkmal müßte fein Relief-Medaillon fchmücken)l Und ein. von Verehrung und Liebe geleiteter. tüchtiger. beharrlicher. fleißiger. junger Münchener Forfcher und begünftigter Hoffmannfammler - Earl Georg von Maaffen - hat feine ganze Kraft in diefe ehrliche Arbeit gelegt. dich nach 100 Iahren zu erlöfen. klar herauszuftellen ans Licht kritifch gereinigter Texte") deine beweglіäf-gefäfmeidige. teufelsmäßig-attra-
l) E. T. A. Hoffmanns fämtliche Werke. Hiftorifch-kritifäfe Ausgabe von Earl. Georg von Maaffen. München und Leipzig. bei Georg Müller. 1907. 1. Band.
2) An diefem Punkte kann fich der aufrichtige Verkündet der neuen Hoffmann-Ausgabe ein paar fein Lob einfchränkende Worte nicht verbieten. Eben die Tertgefialtung. beziehungsweife ihre Prinzipien haben nicht feinen vollkommenen* Beifall. Zunächft die Orthpgraphie. Es ift unfre heutige. diefes unorganifche Ergebnis eines ephemeren Kompromiffes. Sicherlich war Hoffmann nichts weniger als ein forgfältiger Wächter über feine Schreibung. Setzer und Korrektoren. Verleger und Nachdrucker haben in feinen Texten gewütet. Es ifi unbedingt verdienf'tlich. die Schreibung zu vereinheitlichen. Schon Grifebach hat dies nach den Grundfälzen des Heffefchen Verlages unternommen. Maaffen hat überall die maßgebenden Dru>e zugrund gelegt und das Lautb ild gewahrt. Aber er lehnt es ab. aus Hoffmann felbl't die charakteriftifche Schreibung zu rekonfiruieren. Er erklärt dies als untunlich. Das erlaube ich mir anzuzweifeln. Inkonfequenz hindert nicht den Zug. Und der Zug ift bei Hoffmann -- deffen Briefe uns Hans von Müller endlich (er ver-

hierende Geftalt. Der erfte Band der neuen. mit mannigfaäfem Illufira-
tionsmateriale reich ausgefiatteten Ausgabel) enthält die ..Fantafiefiücle
in Callots-Manier". das Werk. das den aus dem Bamberg-Dresden-Leip-
ziger Mufikantenelend endlich nach Berlin und ins bürgerliche Gleife
zurückgekehrten ..Mufikdirektor und ojäei-ant-Kammergerichtsrat" be-
rühmt gemacht hat. fofern man diefes große Wort. das immer. auch bei
fogenannten Dichtern der Weltliteratur. nur bedingt gilt. hier am Plaße
finden mag. Die ..Fantafieftücke" find der unmittelbare Hoffmann.
Nur noch in den ..Makulaturblättern" der im ..Kater Murr" verfireuten
Kreislerbiographie hat der unnahbarfte - man möchte fagen ..kißlichfie‟
aller deutfchen Poeten alfo innig feine wahrhaftige Kinder- und Helden-
feele dargebraäft. und im ..Kreisler" erfolgt jede flüchtigfte Enthüllung
unter fo vielen Vorfichten und ablenkenden Sprüngen des tragifchefien
aller ..launigen" Autoren. daß nur dem fcharfen Blick des forglichen
Freundes zu erfaffen gelingt. was dem blöden der gern amüfierten Menge
- gottlob - entgeht. In den ..Fantafieftücken‟ ift die Leidenfchaft der
lange gebändigten Gefühle. ift der Hohn. find die Orgien des von der
Kunfi tief erfaßten. trunkenen Herzens. Hier ifi die unwiderfiehliche
Kraft der aus dem Dunkel von taufend Quellen gefpeifter Sammlung
wie ein fiürmender Strahl plötzlich auffchießenden Reife. hier find
fprühend. erplodierend geradezu. wie in einer Feuergarbe alle Erkennt-
niffe eines immer tiefer. angefpannter. in fich felbfi gepreßten einfamen
Erlebens. Diefes einzigartige Buch. das ein dicker Weinhändler (Kune.
der gefchmeichelt gönnernde ..Biograph“ des unähnlirhften ..Freundes")
aus der Taufe gehoben hat. i| an Intenfität der Empfindung fo reich
fpricht die grundlegende Publikation feit Iahren) geben möge -
unverkennbar. Es ift nicht bloße Neigung zum Schnörkel. - wenn ich
auch gefiehen muß. daß mir die Hoffmannfche Buchftabenfügung der
erfien Drucke ungemein heimelig ift - die den Wunfch nach foliher Authen-
tizität geboren hat. Die neue Orthographie verwifcht und verwäfiert
die Originalität. Das zweite. noch bedenklichere Kapitel ift die Inter-
punktion. Herr von Maaffen hat hier den einzig richtigen Grundfaß der
Sinngemäßheit adoptiert. Aber -- er ift einerfeits nicht konfequent vor-
gegangen (er beruft fich etwas zu allgemein auf befonders charakteriftifche
Gepflogenheiten Hoffmanns). anderfeits ift dieDurchführung jenesGrund-
faßes nicht immer fo ausgefallen. wie fie mir zwingend erfcheint. Zu
Beifpielen i| hier nicht der Ort.

1) Nur das Hoffmann-Porträt - die bekannte (fchlechte) Zeichnung
aus der zweiten Auflage der ..Fantafiefiücke" - ii't übel geraten.

wie kein zweites der doch an Seelenbiichern überreichen Deutfchen. Das macht: es ift ein ungebundener. ein ..dilettantifcher" Erfiling eines auf der Höhe feines innern Lebens angelangten Mannes. Erfilingswerke find fonfi gärender Moft unruhigen Dranges. hier if(edelgeklärter firner Wein eines prachtvoll fichern. bei aller Impetuofität des Fühlens. aller Vehemenz der Äußerung harmonifchen Temperaments.
Hoffmann tritt als v o l le n d e t e r K ü n | l e r in Erfcheinung. Sti-lifiifch veredelt er fich wohl noch (der erf'te Teil der ..Elixiere‟ gehört zur deutfchen Meifierprofa. die lehten Novellen find in ihrem fpiegelnden breiten Fluß klaffifch). aber auch an Ausdruckskraft find die Fantafie-[klicke auf der Höhe der Meifierfchaft.
Es ift merkwürdig: .Hoffmanns Sprache erfcheint manchem blaß. ja konventionell. Und fo viel ifi richtig: er. der niemals gute deutfche Meifter als ein fchaffend fich Prüfender auf fich wirken ließ (auch in diefer Hinficht fteht der angebliche „Romantiker‟ außerhalb jeder ,.Schule“). arbeitet technifch oft mit dem Klifchee. der langen. flachen Wortfolgenftanze. Wer fich aber dadurch über den S t il diefes großen S p r a ch k ü n ft l e r s täufchen läßt. der hat keine Ahnung vom Wefen des Stils. Man preifi heute leichtlich und freigebig Autoren als Sprachkünftler. die ich geradezu als Sprachverderber an-klagen möchte. Alle Worte find im Grunde konventionell. Der perfön-liche Stil des geborenen Künfilers e r f ch af f t fie aber immer wieder. Nur darf man nicht den Stil im einzelnen Wort zu finden meinen. Die heute einen Equilibrifien oder Gaukler der Sprache einen Wortkünftler nennen. laffen fich vom ungewohnten Ausdruck blenden. Das aber. worauf es einzig ankommt. ifi die innere Gefetzmäßigkeit der Wort-verbindungen. In der Kunft des Schreibens wie in der Malerei und der Mufik ift es nicht die Phrafe. fondern der character- inäelebiljs der Perfönlichkeit. - und er fieckt „im" Werk wie ihr Duft „in" der Rofe - die das Jnftrument der Sprache handhabt. was über Wefenhaftigkeit und Wefenlofigkeit. Einheit und Stückwerk beim Stil entfcheidet. Ebenfo falfch wie die voreilige Anprangerung einzelner Schönheitsfehler eines fonfi markanten Stilprofils ift der fälfchende Enthufiasmus für Manieren (oder Unmanieren) einer zuhöchft als gut fißende Maske feftzuftellenden Autorvifage. Hoffmanns Dichterantliß ift wie das Richard Wagners etwa auf den erfien Blick ..typifch" (mir freilich ift es nie fo erfchienen). wer aber nur etwas genauer zublickt. fieht ein Mienenfpiel. das keine jener farblofen Stellen zur fiagnierenden Ruhe kommen läßt. fühlt den Feuer-

anhauch einer Künftlerperfönlichkeit. die vielleicht im Technifchen manch-
mal mit einer abgegriffenen Wortkette vorlieb nimmt (die holdfeligen
wundervollen Mädchen zumal find das Vergilbtefte an Kipfakeftahlftichen).
im g a n z e n aber unüberwindlich wirkfam bleibt. Hoffmanns Stil ift
fo unbedingt (künftlerifch) wahr. daß jene zuzugebenden Mängel des
epifchen Mittels dem Phyfiognomiker nur ehrliche Hautflecken eines
fchönen Gefichtsovals. einer gefunden Blutverteilung vorftellen.
In den ..Fantafieftücken" ift der ganze Hoffmann. Wenn ich
die (mich längfi lockende) Aufgabe unternähme. einen Band „Hoffmann‟
zufammenzuftellen. würde ich die ..Fantafieftücke‟ ganz - vielleicht mit
bloß auszugsweifer Verwertung des Magnetifeurs - die drei Kinder-
märchen der ..Serapionsbrüder"*). Klein Zaches. Prinzeffin Brambilla.
Meifter Floh") und die Kreislerbiographie aus dem ..Murr"8) ver-
einigen; ein Nachtragsband brächte den ..Meiftererzähler". ein Band
für Freunde die ..Elixiere"*) und zwei Proben aus den ..Nachtftücken":
fo ergäbe fich ein in drei Spiegeln aufgefangener irdifch-magifcher Ernft
Theodor Amadeus - volle Anficht: Band l. die beiden Ergänzungs-
bände rechtes und linkes Profilbild -. der wefenhaft abftäche von jenem
..Spätromantiker“. den der alte Goethe abzulehnen befand. - auch ein
Heinrich Kleift hat ja vor den ..olympifchen“ Augen niäft Gnade gefunden
(wohl aber Iffland) - den Walter Scott in einer unfäglich albernen
„Charakteriftik" - fie ift Loewe-Weimars franzöfifcher Ausgabe vor-
angeftellt - Urteilsunfähigen zurechtgefälfcht und den eine unholde
deutfäfe Literaturgefchichtswerkelei blindgläubigen Banaufen als abge-
fchmackten Gefpenftergefchichtenerzähler zu fchänden beliebt hat.

1) Hans von Müller hat fie in der fchönen Sammlung „klol'flw
661jcjur11u1“ (Julius Bard. Berlin 1906)'mit Gefchmack und Akribie
renoviert.

2) Soeben ift in würdigfter Ausftattung bei Julius Bard in Berlin
..Meifter Floh" (zum erften Mal vollftändig herausgegeben von Hans
von Müller) erfchienen. Zehn mit falopper Verve hingekrißelte Zeich-
nungen von Ernft Stern find überflüffigfter Weife beigegeben: fie haben
Hoffmannfchen Geiftes keinen Hauch verfpürt,

') Hans von Müllers ..Kreislerbuch" (Jnfel-Verlag. Leipzig 1903)
ift ein intereffanter Verfuch der Organifierung der fämtlichen Kreisler-
„akten".

4) Georg Ettlinger hat kürzlich (Berlin bei Grote) eine - leider durch
ungenügende Bildergaben des Pragers Hugo Steiner verdorbene. auch
reäft plump und gefchmacklos ausgefiattete - kritifche Ausgabe der
Eliriere veranftaltet.

Richard Schaukal: Zur neuen Hoffmannausgabe
Die ,.Fantafiefiücke". die eine fchwerfällig-kokette. im Grunde nichtsfagende Vorrede Jean Pauls einleitetl). find d as B uch v o m K ü n ft l e r.

Wenn ich nach Emerfons Vorbild unter den Deutfchen „den“ Künftler zu wählen hätte. würde ich ihn in der Stufenfolge oder den Seelenwanderungsfiationen oder den Willensemanationen Hoffmann-Wagner (mit dem Auftakt Jean Paul) gefunden zu haben mich überzeugt halten (..der“ Dichter wäre die Verwandlung Hölderlin-Mörike; Heinrich von Kleifi einer- und Jofef von Eichendorff anderfeits ergäben die Parallelen in andern Tonarten gleichfam; Leffing-Friedrich Säflegel hätten „den“ Urteiler zu vertreten; Goethe und Keller wären als die Koryphäen ins allgemeinere Kapitel der ethifchen Perfönlichkeiten zu buchen).

./ Niemand hat jemals im allerperfönlichften typifcher den Künfiler geftaltet als Hoffmanni). man möchte fagen: unbewußt geftaltet, Es ift aber auch die vollkommenfie Selbfiidentifizierung. die. im „Lehrbrief Kreislers" fymbolifch wunderfam vertont. bis zur Doppelgängerei des Einheitlichen führt (das Doppelgängertum ift eine Lieblings-. eine fire Vorftellung Hoffmanns): das Werk als Verobjektivierung des Autors. der Autor als Dafeinsgrund und „Kommentar“ des Werks. beide fozufagen durch ein feliges Du myftifch vermählt. Das Problem Hoffmann - den Fantafieftücken als eine organifche Partikel des Gefamtwerks (die Almanachbelletrifiik ausgenommen) immanent - ift kein Alkoholiker-. fondern ein feelifches. ein metaphyfifches Problem. Die Formel lautet: der reine Künftler - der reine Menfchä)

1) Auch von Maaffen apoftrophiert feufzend den mutigen kommenden Mann. der diefen hiftorifchen Ballaft endlich über Bord würfe.

2) In meinem ..Kapellmeifter Kreisler" habe ich's aus innerer Notwendigkeit noch einmal gewagt; wer dem Buch tiefer ins Auge fchaut. dem blicken wie aus weichenden Fenftern - ein Geficht im Geficht - Wagner und Hoffmann-Kreisler entgegen.

*) Mittlerweile ift von der monumentalen Maaffen-Müllerfchen Ausgabe der zweite Band. die „Elixiere des Teufels“ enthaltend. der Gemeinde zu hoher Freude erfchienen. Ich konnte ihn noch nicht auf die verheißenen Fortfchritte des fich an feinem Riefenwerk felbft zu fich felbft entwickelnden fympathifchen Herausgebers prüfen; was die ..Elixiere" ift. wiffen wenige (bei uns glaubt man immer noch an die fchnöden Fabrikanten von Literaturgefchichten. kauft in abertaufend Exemplaren die feichte Mache eines Engel und feiner Genoffen . . .).

Paul C. Franze:

Monismus. . . . . Eine. Entgegnung.

Zu der Arbeit von E. König ..Monismus"*). in der er die Auffaffung von Häckel. Verworn und mir kritifiert. möchte ich folgende Bemerkungen machen. die fich nur auf den mir gewidmeten Teil der Abhandlung beziehen. Am Schluffe feiner abfälligen Kritik fagt König: „Das Befie an der Sache ift. daß Franze diefen Charakter feines Verfahrens“ (nämlich die Zugrundelegung einer willkürlichen Vorausfeßung) „freimütig und ausdrücklich mehrmals felbft hervorhebt." - Troßdem aber dies dem Verfaffer nicht entgangen ift. hat er dennoch nicht erkannt. was die Bedeutung davon ift. daß ich die willkürliche Natur meiner Vorausfeßung „freimütig" hervorhebe. Darauf fei deswegen hingewiefen: Am Anfang einer Unterfuchung führe ich ftets klar meine Vorausfeßungen an. Behaupte ich für diefe m at e riale Wahrheit. fo kann. was die Vorausfeßung anlangt. der Schluß. zu dem gelangt wird. auch materiale Wahrheit befifzen. In diefem Fall kann nun der Kritiker die behauptete materiale Wahrheit felbft angreifen. oder auch die Schlußfolgerung. auch beide. Behaupte ich dagegen für die Vorausfepung nicht materiale Wahrheit. fondern hebe ich deren hypothetifchen Charakter felber hervor. indem ich fage. daß ich fie willkürlich zum Zwecke der vorliegenden Unterfuchung als richtig an n e h m e n will. fo darf der Kritiker natürlich nich t die A u s fü h r u n g e n abfällig kritifieren. d e sw e g e n weil er die V o r a u s f e ß u n gnicht annimmt; vielmehr lehnt ein folcher Kritiker 60 jpao die ganze Arbeit von v o r n h e r e i n in Baufch und Bogen ab; mit anderen Worten. fie kommt für ihn überhaupt nicht weiter in Betracht.

Die Annahme einer hypothetifchen Vorausfeßung will befagen: es foll geprüft werden. wie die Sache im übrig en fich weiter verhält. falls nun jene Vorausfeßung zutrifft.

*) Juni-Heft von „Nord und Süd“.

Diefe Art der Vorausfeßung lege ich nun in meiner angeführten Arbeit zugrunde. indem ich von vornherein eine monifiifche Weltanfchauung überhaupt annehme und meine ganze Unterfuchung d e r Frage widme. welch e unter diefen nun die richtige ift. Wenn ich das offen fage. dann ift der Kritiker natürlich g e zw u n g e n. in meinen Vorausfeßungen mit mir zu gehen. Dies tut König aber nicht. fondern er verwirft meine Vorausfeßung. um dann auf diefer Grundlage nochmals die Ausführungen zu kritifieren.
Warum ich den Dualismus ablehne. das habe ich in jener Arbeit überhaupt nicht zum Gegenfiand der Unterfuchung gemacht. Es gefchieht vornehmlich aus erkenntnistheoretifchen Gründen. weil nicht einzufehen ifi. warum und wie bei urfprünglicher Wefensverfchiedenheit von Geifiigem und Materiellem eine gegenfeitige Beziehung der beiden zueinander. die ja zum Erkennen notwendig ift. zufiande kommen follte. Inwiefern nach meiner philofophifchen Auffaffung erkenntnistheoretifche Erwägungen zur Annahme des Monismus des Geiftes führen. habe ich in einer größeren Arbeit in der ..Philofophifchen Wochenfchrift". Bd. bill Nr. 10-13 und Band l/'lll Nr. 1. 1907. ausgeführt.
In diefer Arbeit handelt es fich um eine Verfchlingung der Grundprobleme von Metaphyfik und Erkenntnistheorie: die Körperwelt wird als Bewußtfeinsinhalt entfprechend den neueren erkenntnistheoretifchen Richtungen aufgefaßt. aber nicht nur der Menfchen. fondern eines alles umfaffenden höheren Bewußtfeins; durch lehteres wird das metaphyfifche Element. das jene Richtungen doch nicht auszutreiben vermögen. anerkannt. und auch in erkenntnistheoretifcher Hinficht die unabhängige Realität der Körperwelt. was ich für einen großen Gewinn halte.
Doch genug mit diefen Andeutungen.
Ferner muß ich auf ein Mißverfiändnis der Energetik bei König aufmerkfam machen: Er fchreibt in feiner Kritik des energetifchen Monismus der dynamifchen Elektronentheorie auf Seite 364: ..Ich muß mir aber doch erlauben. gegen die Gleichfeßung von Maffe und Energie zu opponieren. Denn wenn wir auch das. was wir von den Energien einer Maffe ausfagen. zugleich von diefer felbft ausfagen. fo ergibt fich daraus n i cht die Gleichheit von Energie und Maffe. Neben der Energie bleibt immer noch das befiehen. woran fie haftet und wovon fie ausgeht. D i e Kraft muß doch einen Träger haben. Auch ift die Art unferer Wahrnehmung in bezug auf die Kraft und in bezug auf die Maffe verfchieden. Denn man fpürt zwar die Wärme. die z. B. vom

Ofen ausfirahlt. aber wenn man gegen die Wärme reagiert. fo ftößt man fich nicht an ihr. wie wenn man gegen den Ofen fchlägt. Ich kann alfo nur urteilen. daß die Kräfte von materiellen Trägern oder Körpern ausgehen. mögen diefe. wie z. B. bei der Elektrizität. auch noch fo verfchwindend klein fein.“

Nebenbei nur fei zunächft konftatiert. daß es in obigen Sätzen fiets „Energie" fiatt „Kraft“ heißen muß; fodann: ob man auf Wärme. Licht ufw. oder auf die „Härte" eines feften. undurchdringlichen Gegenftandes reagiert. ändert prinzipiell nichts: in beiden. wie in allen Fällen überhaupt. find uns bloß unfere Empfindungen gegeben: bei a l l e r Wahrnehmung der Außenwelt find wir ft e t s in den Bannkreis unferer Empfindungen eingefchloffen; dies ift der er k e n n t n i s-theoretifche Fundamentalfaß: über nichts in der Umgebung können wir urteilen. anders als durch unfere Empfindung von ihm. Demnach: beim Stoß gegen den harten Ofen e mpfin d e n wir den Druck oder Schmerz und fchließen daraus fekundär auf die Gegenwart eines feften Körpers. Aber auch phyfikalifch ift ein Unterfchied zwifchen der Wahrnehmung von Wärme und feftem Gegenftand nicht vorhanden: was in uns die Empfindung hervorruft. (das. worauf wir ..reagieren") ift auch beim feften Körper ein e n e r g e t i f ch e s Ereignis. nämlich der Widerfiand. die Undurchdringlichkeit (..Volum-Energie".) N i e m a l s können wir Materie direkt wahrnehmen. fondern i m m e r n u r durch die Energien. die von ihr ausgehen. D i e s i ft d e r erkenntnistheoretifche Fundamentalfaß in phyfikalifch-finnesphyfiologifcher Hinficht. Ob nun die Energie einen Träger haben muß. ift eine befondere Frage. aber kein Einwand gegen die dynamifche Elektronentheorie überhaupt: denn diefe befagt nur. daß etwas fowohl als Energie wie als Maffe erfcheinen kann; letztere wird auf erftere reduziert und diefe dann als das Etwas definiert; dabei bleibt es ununterfucht. ob diefe Energie freie Bewegung fei oder ob letztere ein Subftrat habe; gefagt ift nur. daß das. was uns als Mafie erfcheint. als eine Manifeftation der Energie fiäf auffaffen läßt.

Des weiteren fagt König (Seite 365): ..Seine (Franzes) angebliche Beweisführung ift zugleich das ftärkfte Stück von Gleichmacherei oder Nivellierung. was neuerdings vorgekommen ift." Gleichmacherei wäre es aber nur dann. wenn es nur ein e Art des Monismus gäbe und ich diefe aus der Vorausfeßung des Monismus ableiten wollte. Das wäre eine petjti0 prinejpjj oder ..Gleichmacherei".

Nun liegt aber die ganze B ed e u tun g meines Auffaßes doch gerade in diefem: es gibt verfchie d en e philofophifche Interpretationen des Monismus. deren drei König ja felber behandelt. Ich [Zelle mich auf die Thefe Häckels darin. daß ich Monismus überhaupt und weiter Allbefeelung annehme. und zeige dann. daß durch die neueften phyfikalifchen Theorien aus dief en Vorausfeßungen niäft der materialifiifche Monismus. fondern fein direktes metaphyfifches Gegenteil hervorgeht: der Monismus des Geifiesl Das ifi doch keine petjtj0 principjj!
Es ift alfo nicht richtig. wenn König fagt: ..Aber im übrigen fiürzt fein (Franzes) Aufbau in fich felbft zufammen“ (von mir gefperrt). Er ftürzt vielmehr als einheitliches Gefüge dann nieder. wenn man die Vorausfeßung des Monismus als folchen ablehnt. Das wird aber gar nicht von mir geleugnet. fondern durch Hervorhebung des Willkürlichen diefer allge m einen Vorausfehung als felbfiver|ändlich von vornherein gefeßt.
Endlich fchließt König: ..Aber müffen wir nun deshalb auf eine einheitliche Weltanfchauung verzichten? Keineswegs!
Denn Einheitlichkeit ift nicht Einerleiheit. und Harmonie ift n i ch t Identität. Die wahrhaft harmonifche Welt- und Gefchichtsbetrachtung ifi längfi gefunden: das Univerfum. in welchem die Spuren des Intellekts nicht geleugnet werden können. ift von einem Urgeift geplant und wird von feinem erften Beweger auch im Zeitenfirom zu erhabenem Ziele geleitet." Dazu ift zu bemerken: Es gibt zwei Formen. in denen die Einheitslehre. das ift der Monismus. durchgeführt werden kann.
1. Pfychifches und Materielles werden. das eine auf das andere zurückgeführt; dies gefchieht: u) durch Zurückführungdes Pfyäfifchen auf das Materielle : materialiftifcher oder naturaliftifcher Monismus. und b) durch Zurückführung des Materiellen auf das Pfychifche : ,idealismus (fubjektiver oder objektiver). oder Monismus des Geifies.
2. Pfychifches und Materielles werden beide auf ein Drittes von beiden Verfchiedenes zurückgeführt. Diefer Art if't Spinozas Monismus: Gott hat unendlich viele Attribute. zu denen Denken und Ausdehnung (d. h. Pfychifches und Materielles) gehören. Auch der rein energetifche Monismus läßt nur diefe Interpretation zu: phyfikalifche Energie erfcheint als Pfychifches fowohl. als auch als Materielles.
Erftens ift obiger Sah Königs nun entweder Dualismus. alfo gar keine ..Einheitliäfkeit". oder er muß als diefe zweite Art des Monismus

gedeutet werden. Zweitens macht die Ausdrucksweife Königs: ..ift längft gefunden“ den Eindruck des Dogmatifchenz das wäre natürlich nach philofophifchen Grundfäßen 8-]jlnjue abzulehnen.

Zum Schluß eine Bemerkung allgemeiner Art. unabhängig von obigem: Es gibt Wiffen (wenn auch im ganzen nicht abfolutes) und Glauben. Erfieres wird in Urteilen. denen Evidenz. fei es der Gewißheit oder der Wahrfcheinlichkeit. zukommt. ausgefprochen. Glaubensfäße werden in evidenzlofen. aber f ub jektiv ge-wifien oder wahrfcheinlichen Urteilen ausgefproäfen. Sie beziehen fich auf die Deutung des inneren Wefens und Zufammenhangs der Welt und bilden ..Weltanfchauungen". Der Philofoph. der fich mit der Aufftellung einer folchen befchäftigt. teilt feinen Mitmenfchen die Gründe mit. die ihm feine Weltanfchauung fubjektiv gewiß oder wahrfcheinlich machen. Leuten gleicher Grundrichtung der Gefinnung kann damit die Weltan-fchauung ebenfalls fubjektiv gewiß oder wahrfcheinlich werden. womit ihnen Feftigung und Stärkung zuteil wird; Leute anderer Grundrichtung der Gefinnung werden natürlich andere fubjektive Gewißheit oder Wahrfcheinlichkeit erlangen. Wer nun wirklich recht hat. dafür gibt es bei diefen Glaubensfäßen kein abfolutes Kriterium der Wahrheit; denn die Evidenz mangelt ihnen.

Dies ift eben der Unterfchied zwifchen Wiffen mit dem Kriterium der Wahrheit. nämlich Evidenz. und Glauben. ohne diefes Kriterium. Wohl gibt es aber befiere und fchlechtere Gründ e für den Glauben. aber eben keine firengen Beweife. Dann muß aber angenommen werden. daß die Menfchen mit höherer Erkenntnisfähigkeit den befier begründeten Glauben herausmerken werden. Damit ift gegeben. daß der Glaube. obwohl fubjektiv. dennoch nicht ganz und gar der Relativität preisge-aeben ifi.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens find. . . . . . . Roman.
Fortfeßung.
*Als aber der Morgen graute. berieten fie über ihre Zukunft.
Alexander war fich dariiber klar. daß fie die Truppe verlaffen und in
die große Stadt ziehen müßten. ..Denn hier." fchloß er feine Rede.
..verkommen wir und gehen elend zugrunde.“
Sie machte ein bekümmertes Geficht.
..Der Alte läßt uns nicht. Das heißt." fagte fie. ..wir könnten
uns ja heimlich davon machen."
Er fchüttelte heftig den Kopf.
..So etwas tue ich nicht. Er kann uns zum Bleiben nicht zwingen.
Aber darum wollen wir doch in Frieden und Anftand von ihm gehen.
Der Studiofus wird fchon helfen.“
..Der Studiofus muß den Mund halten; fonft fährt ihm der Alte
darüber. - Ach Leri - fo geftheit du bift - das Leben kennft du doch
nicht. Ohne uns muß der Alte einpacken. Was für ein Stück foll er
denn fpielen? . . . Himmel und Hölle wird er in Bewegung feßen
und uns den Abfchied fauer machen - und dann. Leri. felbft wenn wir
feine Erlaubnis hätten. es nußt ja nichts. Wo follen wir uns in diefen
Feßen fehen laffenl Man lacht uns ja glatt ins Geficht. wo wir auch
immer anklopfen. Ach Gott." feste fie hinzu und richtete fich in den
Kiffen auf. um feinen Kopf bequem zwifchen ihre Hände nehmen zu
können. ..Lex-i. ich habe keinen Ehrgeiz mehr. Jch will nur bei dir fein.“
Sie lachte plötzlich auf. daß er zufammenfuhr.
„Du glaubft vielleicht. ich hätte Schäße gefammelt. Nicht einen
roten Dreier befitze ich. Nicht einen Grofchen habe ich von der Gage
fparen können. Arm bin ich wie eine Kiräfenmaus."
..Ich habe aber Geld." erwiderte er. ..für den Anfang wenigftens
genug."
„Du -* u -? Ach. Leri. was redeft du für dummes Zeug.
Woher follft du Geld haben! Ich möchte es wiffen!"

.Die reines .de-WWW : Felix -ÖL-*ä-:ii "*7
„Las went-guens- darf ici' dir fagcn." antwordte er .7. .11cm fil.-
famen Ten. ler fie befremdete.
..D-.t haft doch nicht ---"
Sie brach mitten im Sätze ab. „Übrigens" f-.Ztc .":c mich hinzu.
„mir wäre es ganz egal. Ich wiirde dich genar fe läd haben.“
„Ich danke dir fefönftens. Aber zu deiner Beruhigung, Bisher
wenigfcens habe ich niemanden befichien oter gar totgefmlazcn. wenig-
fiens nicht q - Nein. nein - fieh ini-n nicht fo fiarr an'. Aber ein-
mal habe ich wirklich folrhe Gedanken gehabt - freilxä- ganz anders.
wie du. ce dir vielleicht jetzt vorficllf't."
„Bitte fchr.“ entgegnete fie beleidigt. ..ich finde gar nichts dabei.
wenn man fliehlt. Jth finde es gemein. geradezu gemein. daß die
einen im tlberfluß iind und die anderen kaum eine' trockene Bren-inde-
hal-en.“
..Flieshalb fti-:hllt du dann nicht?"
„Du ftclift alex* dumme Fragen!"
..Gar nicht, Wenn man fo denkt wie du. muß man auch den Mut
haben. Ernfi zu machen."
„Richtig. Leki! Da fint eben der Haie im Pfeffer. Ich bin zu
urgefihickt und zu dumm. Außerdem hab' ich bisher es auch nicht
nötig gehabt. Denn Hunger wenigfiens habe ich noch nicht gelitten.
wenn es auch manchmal - na. das weißt du ja felber! -- knapp genug
heiging. Übrigens -- der Clown fiiel;lt wie ein Rabe. Vor dem ift
nimm nict- und nagelfeft. -- Was fchwahe ich da und rergeffe die
Hauptfa-.n-k! Von wem halt du das Geld. Lrri? Und wie viel ift es?"
..Von meiner Mutter."
„HW lebt deine Mutter?"
„Meine Mutter ift tot.“
..Jäi habe auch keine Eltern m-hi Ich habe niemanden als dich."
Sie fehl-*legen und infinite-,ten fi-.iv erg aneinander. als hätte fie
ihr Schickfal zulammengefchmi-.det.
Rech einer Weile feete Brumm!: „Es werden über zweihundert
?Filer len."
„Nein, nein.‟ antwortete fie "film-„kh „io viel kann es unmöglich
fein."
Cr jedoch ern-Ld-.rte bcfiin-cc-*. „Es nähen über zweihundert Taler
?.7 Wort." jauchzte fie. .dann t fi du ja furchtbar reich!"

'

W Arthur Kampf:

Jahrgang Madrid: Stiexgefecht.

,Q Tert von H. Bang.

EMPTY

Auf einmal fpürte er. wie ein Zucken durch ihren Körper ging.
„Wo haft du das Geld?" fragte fie.
..Unten in meiner Bettlade verfieckt."
„Hm - und haft du niemals zu jemandem davon gefprochen?"
„Nein - niemals - aber weshalb fragft du - und warum erfchrickft du plötzlich?"
„Ich bin dumm und einfältig.“
Sie war mit einem Saße aus den Federn. beugte fich über ihn und fah ihn lange rätfelhaft an. Dann küßte fie ihn leife - und ganz anders als je zuvor.
„So." fagte fie. „jeht ift es die höchfie Zeit zum Auffiehen. Mach fchnell - ich bin in zehn Minuten fertig."
Lautlos fchlich fie fich aus feiner Kammer.
Ä* "- 3'-
„Angelika - Angelika - wo fieckfi du. Angelika?"
„Hier bin ich fchon!" rief fie. fprang aus dem Wagen und eilte haftig herbei.
„Wie fiehit du denn aus. Alexander? Was ift dir denn?" fragte fie. Und eine böfe Ahnung blißte in ihr auf.
„Was mir ift." antwortete er heifer. „mein Geld ift gefiohlen - diefe Nacht ifi es geftohlen worden."
Sie wurde einen Augenblick ganz blaß und vermochte kein Wort hervorzubringen.
Dann fagte fie leife und wie abwefend: ..Dachte ich mir's doch.‟
„Was dachteft du?"
..Pfi." machte fie und legte den Finger an den Mund.
..Mir ifi es nicht des Befitzes wegen." fuhr er gleichfam fich über-ftürzend fort. ..Aber diefes Geld. diefe fauer erworbenen Grofchen - das hatte ich mir gefchworen - follten nur zu einem guten Zweck verwandt werden. Die Mutter follte fie fich nicht umfon-ft abgedarbt und abgehungert haben."
Und in der Erinnerung an Agnes Feuftel fühlte er einen fiechenden Schmerz.
..Still - wir kriegen das Geld wieder. Nur klug müffen wir fein.
Das Geld hat niemand anders als der Clown. der deine Abwefenheit heute nacht benutzt hat. um in deiner Lade zu kramen."

..Freilich war alles in Unordnung! - Aber die Lade war ver-
fchloffen wie immer.“
..Das glaube ich fchon." erwiderte fie. „Wozu ift denn der Spitz-
bube ehemals Schloffer gewefen! Der weiß mit dem Dietrich umzu-
gehen. -- Komm fchnell zum Studiofus oder beffer noch gleich zum
Alten."
Der Direktor fuhr in die Höhe.
„Ahnt' im's doch. daß fo etwas wieder dahinter fleckt. Die Angelika
hat recht. Das Geld ift beim Clown. Er hat vorher mit mir angebun-
den. um weglaufen zu können - und feine Papiere verlangt. Denn
bei fo unfiiheren Kantonif'ten - (Alexander dünkte es. als ob ihn
plötzlich ein fcharfer Seitenbli> träfe) pflege ich die Papiere zurück-
zubehalten. Brauchft nicht zu erfchrecken. mein Junge. Zu dir habe
ich Vertrauen. Und was hätte es mir auch bei dir genußt. da du keine
Papiere mitgebracht haft. Alfo die Papiere habe ich ihm nicht gegeben.
Dagegen hat mir der Wirt erzählt. daß er einen Taler gewechfelt hat.
Nun frage ich mich: Wie kommt der Hungerleider zu einem Taler! Ich
fürchte nur. er wird auch ohne die Papiere mit dem fetten Biffen fchon
auf und davon fein. Alfo keine Zeit verloren. Kinder!"
Die Befürchtungen des Alten waren nicht grundlos gewefen. Der
Spißbäuchige hatte bereits das Weite gefucht.
Der Direktor murrte und fchnauzte Alexander an.
„Was für ein leichtfinniger Schlinge(bift du auch! Konnteft du
nicht das Geld mir oder dem Studiofus zum Aufbewahren geben?
Die Welt ift voll von Spitzbuben - und wer nicht auf feiner Hut ifi.
dem gefchieht fchon recht . . . Na. Moralpauken hat jetzt keinen Zweck.
Was tun wir?“
Der Studiofus wurde zum Kriegsrat befohlen.
Es wurde zunächft befchloffen. den Gendarm mobil zu machen und
Sorge zu tragen. daß dem Clown der Weg zur nächften Bahnftation
abgefchnitten würde.
..Bift du einverfianden." fagte der Studiofus. ..daß der Gendarm
zwei Taler erhält. wenn er den Halunken faßt?"
Er fchwieg auf diefe Frage hartnääig.
Aber die Angelika redete fo lange in ihn hinein. bis er nachgab.
..Ich habe nicht gewußt. daß du fo haushälterifch bift." meinte der
Studiofus.

Er fagte das in einem Ton- als ärgerte es ihn. fich in Alex-ander getäufcht zu haben. l
Als die Angelika mit Alexander allein war; fagte fie: „Ich verftehe dich nicht. - Bift du immer fo fparfam gewefen?"
„Geizig - willfi du fagen --. fpriäf es nur ruhig aus/* antwortete er grimmig. „Ach- Angelikaf daß du mich auch nicht begreifft! Was liegt mir am Gelde! Wenn mir jemand einen Lohn anböte„ würde ich vor Scham verfinken -- ich. Angelika- fähe darin eine Befchimpfung."
Sie blickte ihn verftändnislos an und erwiderte kleinlaut: „Die Hauptfache - meine ich - ift. daß man das Geld wiederkriegt."
„Reim" fchrie er„ „und hundertmal nein! Es ift nicht die Haupt-fache."
Sein Geficht nahm einen grüblerifchen Zug an.
„Wenn ich es dir nur erklären könnte„ damit du mim verfiehft.‟
Der Studiofus trat hinzu.
Alexanders Miene verdunkelte fich. Er wollte ihm den Rücken kehren.
„Stehen geblieben!" donnerte der Studiofus. „und jeßt frifch von der Leber herunter geredet, was, du gegen mich haft. Denn daß zwifchen uns etwas nicht in Ordnung iftt habe ich fofort gemerkt."
„Das freut michz" entgegnete Alexander. Und langfam feßte er hinzu: „Ich bin bekümmert, daß Sie miä) fo falfch betrachten - fchmußigen Geiz dort fehen. wo es fich bei mir um eine Lebensfache handelt."
Der Studiofus riß die Augen auf. „Wie redeft duz Junge?"
„Studiofusz ich redez wie mir ums Herz ift. Wenn die anderen mich fchief beurteilen - gutf ich nehme es hin. Von Ihnen tut mir's weh. Wenn das ganze Geld fort ifiz fo kann ich mir deswegen auch kein Leid antun„ obwohl ich es für ein fchlimmes Zeichen nähme; denn diefes Geld ift für mich nicht bloß Geld; für mich ifi es Liebe. - Ach7 darüber will ich nicht reden. Es ift auch eine zu lange und traurige Gefchichte. Ich meine nur„ man macht die Menfchen fchlecht und zeigt ihnen. wie fehr man fie verachtetf wenn ihnen für das Selbftverftändliche Lohn hingeworfen wird."
„Aha - ich kapiere."
Der Studiofus fah ihn liebreich an,
„Iunge.‟ fagte erx „du fchleppfi ein Kreuz mit dir. Sieh zu, daß fie dich nicht daran fchlagen. Wie lange ift es her. daß ich auch einmal

ähnliche Gedanken gehabt habe. Das Leben macht einen mürbe --
und mählich kommt man zur Spißbubenmoralt die fich die Menfchen zu-
recht gemacht haben. Und mählich kommt man auch dahinter-f daß die
Menfchen im Grunde lange nicht fo fchlecht find- wie man als ehrlicher
Junge einmal gedacht hat. Denn fiehft du - und das ift des Pudels
Kern - das ganze Dafein befteht aus Kompromiffen, zu deutfch: aus
Vergleichen. Man ift eben dahintergekommen, daß der Menfch von
Haufe aus ein fchwaches Lebewefen ifi. Und aus diefer Erkenntnis ftüßt
man ihn. Nimmt man ihm die Krüäen- fo ift es mit feiner Herrlichkeit
vorbei. Das ift alles. Es menfchelt überall- Alexander - und reine
Helden gibt es nicht. Schließe dich felber auf und frage diäft ob du zu
allem und jedem- was du in deinem Leben getan- ja fagen kannft."
Alexander feufzte.
„Nein- das kann ich nicht," antwortete er ernft- und feine Nafen-
flügel bewegten fich - und in feine Stirn grub fich eine fcharfe Falte.
„Ich werde gewiß über Ihre Worte nachdenken."
Der Studiofus reichte ihm die Hand- in die er zögernd einfchlug.
„Wir wollen noch über einen anderen Punkt mit Ihnen fprechen,"
begann Alexander nach einer Weile,
Bei diefen Worten trat die Angelika einen Schritt vor.
„Nämlicht“ fuhr Alexander fortf „Sie müffen uns helfent Stu-
diofus."
Der Angeredete machte ein verduiztes Geficht. Eine Ahnung däm-
merte in ihm auf - „Ihr wollt - doch - nicht - nicht - -"
„Ia, es ift fo/' ergänzte Alexanderf „wir wollen fort. Wir fühlent"
feßte er rafch hinzu- „daß wir weiter kommen müffenf und daß es für uns
eine Notwendigkeit ifi."
Die Miene des Studiofus wurde immer länger - ein tief be-
kümmerter Zug trat in fein Geficht. Und Angelika fchien est als ob fein
Hals in diefer Minute noch um ein Erkleckliches gewachfen wäre, -
fo weit fireckte er ihn vor.
„Hab' es ja gewußt7 daß es eines Tages fo kommen würdet“ brachte
er fchwerfällig hervor. „Ich hoffte jedoch* es hätte noch gute Weile da-
mit. Da lebt man nun und träumt dahin, bildet fich einf daß man
felber fich noch einmal grün belaubtx während es doch die anderen find-
die wachfen und in die Höhe ragen. Ach- Kinder-f man ifi ein kahlerf
kahler Baum - ohne Trieb- Saft und Kraft - innen morfch und
hohl."

Er brach ab. Ein wehes Schluchzen entrang fich ihm.
Angelika und Alexander bli>ten fich betroffen an.
Auf einen folchen Schmerzensausbruch waren fie niäft gefaßt gewefen,
Der Studiofus raffte fich zufammen.
..Nichts für ungut. Kinder. Die alte Gefühlsdufelei fieckt einem noch immer in den Knochen. Ihr müßt das verfiehen. ich will euch nicht Honig um den Mund fchmieren -- aber ihr wart es. die Leben in die Bude gebracht haben. Und wenn ich mim nachts auf meinen Strohfa> legte. fo fagte ich mir vor dem Einfchlafen: Was tut's. du bift dabei gewefen. wie die beiden zu blühen angefangen haben. Und ich habe immer gefunden. daß die erfie Blüte das Schönfie ift - beim Menfchen und in der Kunft _ überall das gleiche. So ein erfier Duft ifi etwas Köfiliches - fobald erfi plumpe Hände - äh. reden wir nicht darüber - feien wir vernünftig - fprechen wir über praktifche Dinge. das heißt - über eure Zukunft. - Der Alte wird fäfönen Lärm fchlagen - und mit Recht - vor allem der Angelika wegen. die in allen Stücken zu tun hat. Wo findet fich fo rafch Erfaß? - Nun. was geht es' euch an.
Ihr braucht euch nicht feinen Kopf zu zerbrechen. Aber anfiandshalber müßt ihr euch mit ihm doch auseinanderfeßen und fo lange aushalten. bis er fich notdürftig eingerichtet hat - das feid ihr ihm fchuldig.‟
..Ift auch meine überzeugung.“ erwiderte Alexander.
..Das Geld wäre euch nun freilich zu Paß gekommen. Ein goldenes Ruhekifien ifi ein gutes Gewiffen - hat fchon meine Großmutter immer gefagt; und die war eine gefeheite Frau und hatte Haare auf den Zähnen. Aber fchließlich muß es auch fo gehen. - Meiner Anficht nach ift es das Befte. ihr fahrt direkt nach Berlin. Dort geht ihr von einer Agentur in die andere. fiellt euch überall vor und laßt nicht lo>er. bis ihr placiert feid. Tretet nicht zimperlich auf - denn das mißdeutet die Bande - und fagt jedem. fo laut er es hören will. daß ihr klolzig viel Talent habt. In Berlin kommt man nur mit Frechheit durch. Und die Hauptfache: Ihr redet die Wahrheit. denn das Talent kann euch niemand fireitig machen. Die Adreffen von den Agenturen geb' ich euch noch. wenn es an der Zeit ifi - verftanden?"
..Merci. Studiofus. Ihr feid und bleibt ein Prachtmenfch." antwortete Angelika. ..und was die Dreifiigkeit anbelangt. fo braucht Euch nicht bange zu fein. Den Teil der Rolle nehme ich auf mich."

..Glaub's fäfon." entgegnete der Studiofus. ..aber wenn ihr zu-
fammen kein Engagement kriegt? Was dann?"
Die Angelika war einen Augenbli> fprachlos. Daran hatte fie
noch nie gedacht.
..Wir tunis nicht anders." fagte fie entfchloffen. ..Ich trenne mich
nicht von ihm - und er fich nicht von mir. Nicht wahr. Alexander?"
Der nickte nur.
Der Studiofus ließ die Mundwinkel tief herabhängen.
„Ihr wißt gar nicht. wie gut ihr es habt. Wer an eurer Stelle
fein könnte! Vor euch liegt das Geheimnis des Lebens wie ein großes
Tor verfchloffen - und ihr habt die Wünfchelrute in Händen. damit
das Tor fich weit öffnet und all der Glanz und all die Helligkeit auf
euch einftrömt. Kinder. feid fparfam mit euch - vertut euch nicht vor
der Zeit. Schritt für Schritt müßt ihr eurem Ziele näher kommen. Es
kann euch nicht fehlen. Gott ift mit denen. die Talent haben."
Die letzten Worte hatte er voll Feierlichkeit - tiefernften An-
gefichts - gefprochen.
„So - für heut ift*s genug."
Und mit feinen langen Beinen fchlenkerte er davon »- einem großen
Vogel ähnlich.
Die beiden fahen ihm eine Weile ftumm nach.
..Du." begann dann Alexander. ..ift es wirkliäf dein Ernft. bei mir
zu bleiben?"
Statt aller Antwort fchloß fie ihm den Mund mit Küffen.
Er wehrte ihr fanft. aber entfchieden.
„Nein. nein." fagte er beftimmt. „du mußt es dir fehr gründlich
überlegen -- - nämlich -“ - er ftockte und fuchte nach Worten -
„nämlich - ich muß dir jeßt ein Geftändnis machen.“
..Um Gottes willen. fprich fchnell." unterbrach fie ihn. „Ich f'terbe
fonft vor Angft.“
..Alfo." begann er - und feine Züge waren in dunkles Rot ge-
taucht - „jemand ift auf der Welt. den ich lieb habe - vielleicht
noch lieber als dich. Angelika.“
..Nicht weiter fprechen. Ich will nichts hören." fagte fie. Und
in ihr blaffes fchneeweißes Geficht grub fich ein fo herber Schmerz. daß
es ihm weh tat.
..Es nußt nichts. Angelika." erwiderte er leidvoll. ..du mußt mich

zu Ende hören. mußt wiffen. daß ich mir felber wie ein Wortbrüchiger vorkomme."
Und nun erzählte er ihr mit tonlofer Stimme von Elifabeth von Sydow. *
..Und das ift alles - bah. was will das heißen." fagte fie fcheinbar übermütig. während es in ihren Augen feltfam glißerte. ..Alexander - was foll mir das! Du hafi ein kleines Mädchen geküßt -- und das kleine Mädchen war eine Baroneffe - das ift alles -“
„Angelika. warum willfi du mich nicht verfiehen - warum weichft du mir aus?"
Sie blickte in fein vergrämtes Antlitz. und ihr Herz wurde fchwer.
„Weil ich dich nicht lafie." entgegnete fie. „und wenn alle Baronefien der Welt gegen mich Sturm laufen. Ach. Alexander. weshalb machfi du uns beiden das Leben fo fauer. - foll ich -" Sie lachte gellend auf und warf fich an feinen Hals. „Wirf mich nicht fort." wimmerte fie. „fonft werde ich fchlecht. Ich fühle es im Jnnerften."
Da ftreichelte er fie fanft und flüfierte ihr gute Worte ins Ohr. bis ihre Tränen verfiegten und fie ganz ruhig wurde.
3|- * 3!-
Es hatte fich zuletzt noch alles gut gefügt. Der Gendarm hatte den Clown aufgegriffen. und das Geld war bis auf den einen Taler. den er im Wirtshaufe geweäjfelt. vollzählig.
Die Angelika machte Luftfprünge vor Freude. während der Gendarm würdevoll die als Belohnung ausgefeßten zwei Taler in die rechte Hofentafche gleiten ließ.
Aber auch die übrigen Dinge hatten fich fchneller. als man gehofft und erwartet hatte. geregelt.
Der Direktor hatte fie in Frieden ziehen laffen. fobald er fein Repertoire danach eingerichtet hatte.
Es war ein rührender Abfchied gewefen. bei dem die Tränenbäche überftrömten.
- Der Studiofus war weich wie Wachs geworden - und nicht fähig. feine Gemütsbewegung zu verbergen.
Alexander hatte die Hände in den Tafchen geballt und die Zähne zufammengebiffen. Niemand follte fehen. was in ihm vorging.
Aber Angelika ftieß fortwährend ein nervöfes. unruhiges Lachen aus. hinter dem fie fich verfchanzte. um nicht laut mitzuheulen.

Der Studiofus hatte beim Lebewohl wie ein Paftor geredet - und
der Alte hatte gleichfam fegnend feine Hände über ihre Köpfe gehalten.
Und nun faßen fie längft in der Eifenbahn. und in wenigen Minuten
follte der Zug einlaufen.
Sie ftanden am Fenfter des Coupes - dicht aneinander gefchmiegt
-_ und es war ihnen. als ob fie das Braufen der Großftadt fchon von
weitem hörten. Die riefigen Häufer tauchten vor ihnen auf. und die
Stadt funkelte in einem Meer von Licht.
Hand in Hand - mit leifem Zagen - traten fie in die mächtige
Bahnhofshalle und fahen fich ängfiliih in dem Strom der Menfchen um.
Alexander richtete fich gerade auf. Er fühlte fich als Befäfüßer.
In der Linken hatte er den kleinen Reifekoffer. der ihre ganze gemein-
fame Habe barg - feine Rechte hielt Angelika umklammert.
..Du brauihft keine Furcht zu haben.‟ munterte er fie auf, ..Was
kann uns paffieren? Das Geld verliere ich nicht ein zweites Ma(-
darauf darfft du dich verlaffen - und im übrigen. wer dich anrührt. den
fchlage ich tot.“
Sie bli>te ihn voll Stolz und Glück an.
Er aber erfchrak über feine eigenen Worte. Und mit unficherer
Stimme fagte er: „Vom Tode und vom Totfchlag follte ich nicht einmal
im Scherze reden.“
Sie drückte zärtlichfeine Hand.
Und fo waren fie an den Schalter gelangt. wo ihnen die Billetts
abgenommen wurden.
Keines von ihnen hatte wahrgenommen. daß die Menfrhen hinter
ihnen herfahen und voll Mitleid und Staunen die beiden Menfchenkinder
betrachteten.
Und in der Tat boten fie in ihrer dürftigen Tracht und jugend-
lichen Eigenart einen merkwürdigen Anblick. Diefe fein gefchnittenen
Gefichter. auf deren Stirn gefchrieben ftand. daß ihnen das Schickfal
einen erhöhten Platz zugewiefen. hoben fich fäfarf von den Alltags-
menfchen ab. die rings herum wimmelten.
Sie hatten den Plan gefaßt. als Bruder und Schwefter zu gelten.
um unnötigem Widerftand aus dem Wege zu gehen. Der Studiofus
hatte ihnen dazu geraten - und wie Bruder und Schwefier hielten fie
fiel) felt-

Auf der Straße wuchs die Angft der Angelika. Das Gekreifch
der Menfchent die wie Raubtiere - fo wenigftens kam es ihr vor -
fich auf die Wagen |ürzten- betäubte fie. Und was für feltfame Wagen
gab es nicht da! Große bunter zu denen fie noch das meifte Vertrauen
hattet weil fie den Komödiantenkarren am eheften glichen. Dann wieder
elegante Equipagen mit weiihen Polftern - und fchließlich Karofien-
die wie ein Gotteswunder fich von felbfi fortbewegten. Soläfe hatten
fie auf ihren Wanderzügen wohl vereinzelt fchon getroffen. Aber daß
fie in diefer Fülle erifiierten __das hatte fie fich niemals träumen laffen.
Alexander fagte: „Hier muß man ein geborener Seiltänzer fein-
wenn man mit heilen Knochen über den Damm gelangen will.“
Sie mußte hell auflachen- obwohl ihr nicht danach zumute war.
Der Studiofus hatte ihnen die Adrefie der Frau gegeben- bei der
er felbft gewohnt hatte - und dazu einen Schreibebrief.
Langfam und bedächtig zog Alexander die Papiere hervor.
„Ich denket“ fagte er, „es wird das Befie feine wir nehmen uns
einen Wagen und fahren direkt hin. Was meinft du?“
Sie ni>te zufiimmend. „Allein finden wir den Weg ja doch nicht."
Er näherte fich einer Drofchkef die gerade leer an ihnen vorbeifuhr.
„Heda- Kutfcherf könnten Sie uns nach der Oranienfiraße fahren?“
„Können kann ich - kommt nur darauf ant ob Sie die nötigen
Moneten habenf“ antwortete der Kutfcher grob und fah dabei Alexander
und Angelika mißtrauifch an.
„Was wollen Sie damit fagen?" fchrie Alexander zornrot.
Die Angelika fürchteta es könnte ein Auflauf entfiehen- und zupfte
ihn am Rock.
„Wat ich damit fagen will? Ob Sie Draht haben. Mit fone
Slovaken is man - hafie nich gefehn - lackiert."
„Wir find ehrliche Menfchen - und Sie find ein Nüpelf ver-
fiehen Sie mich?"
Ein Schußmann trat heran. „Was ifi denn hier los? .Hier wird
kein Skandal gemacht!" Dabei fixierte er fcharfäugig Alexander.
Der hatte im Nu fein Selbfibewußtfein gefunden. „Ich will
wifien- ob mich der Mann hier fahren muß oder nicht. Ich will wifien,
ob er das Recht hat- mich zu beleidigen."
Der Kutfcher klärte den Polizifien über feine Bedenken auf.
„Haben Sie Geld bei fich?“
Alexander zog fiatt aller Antwort feinen kleinen Lederbeutel hervor.

..Na. da wäre ja alles fo weit in Ordnung." meinte der Säfuß-
mann. ..Sie können ruhig einf'teigen."
Alexander bebte. ..Ich danke beftens. Das nennen Sie Ordnung.
wenn man uns wie -- wie Diebe - oder fonft verdächtiges Gefindel
behandelt!"
..Na. na." begütigte der Schuhmann. ..fo fchlimm war es nicht
gemeint. Und ein bißchen komifch fehen Sie beide ja aus. Beruhigen
Sie fich nur!"
..Mit dem Manne fahren wir nicht." entgegnete Alexander und
warf den Nacken zurück.
Der Polizift winkte einen anderen Wagen herbei. und die beiden
fiiegen ein.
..Ein netter Anfang. Das kann gut werden."
..Über fo einen dummen Kerl wirft du dich doch nicht ärgern. Leki."
..Das ift es auch nicht." antwortete er. ..Aber ich fehe daraus. daß
man nur nach den Felsen beurteilt wird. die man am Leibe trägt."
Sie lachte leife auf. ..Sie können es dir doch nicht an der Nafen-
fpiße anmerken. was für ein Romeo du bif't."
..Ach. Angelika. höre auf. Mir ift nicht danach zumute. - Und
bei der Frau kann es uns geradefo ergehen. Wer bürgt dir dafür.
daß fie uns nicht die Tür vor der Nafe zufchlägt! Dann fiehen wir
da und fangen von vorn an."
..Leri. feit wann bift du fo kleinmütig?"
..Ich habe Angf't um deinetwillen."
..O. Let-i. wie närrifch bif't du! Was kann mir paffieren. wenn
ich bei dir bin?"
Er fah fie mit halb zugekniffenen Augen an und dachte: Ifi es
nicht merkwürdig. daß fie folches Vertrauen zu dir hat. da fie doch weiß.
was für einer du bif't!
Laut aber entgegnete er: ..Ich merke es dir an. wie müde du bift."
..O nein." antwortete fie. ..die ganze Nacht könnte ich mit dir
wachen."
Während der übrigen Fahrt fchwiegen fie - und fo eingefponnen
waren fie in ihre Träume. daß fie von der Stadt und den Menfchen
nichts mehr fahen und hörten. *
Alexander fprang mit einem Satz aus dem Wagen. der vor einem
vierf'töckigen Haufe mit unendlich vielen Fenf'tern hielt - und half An-
gelika.

Wenn fie nun gefiorben ift - dachte er plößliäf. Und in der
nächften Sekunde fprach das Mädchen die gleiche Befürchtung aus.
In großer Beklommenheit fiiegen fie die Treppen empor. auf denen
zu ihrem Trofie Licht brannte. Ganz oben im vierten Stock follte es fein.
..Gelobt fei Iefus Ehrifius!" murmelte die Angelika. Da fiand auf.
einem kleinen weißen Porzellanfchild: Lina Schloffer.
Alexander zog an der Glocke. Dann hörten fie von innen Tritte.
und gleich darauf wurde die Tür von einer kleinen alten Frau geöffnet.
..Sind Sie Frau Schloffer?“ fragte Alexander. und der leßte Reit
von Sorge und bangem Zweifel lag in diefen wenigen Worten.
..Die bin ich.“ entgegnete die Frau.
..Dann ift alles gut." fagte die Angelika. und vor Freude drangen
ihr Tränen aus den Augen.
..Was feid ihr für wunderliche Gefellfchaft.“ knurrte*die Alte.
Doch der Ton ihrer Stimme klang den Kindern wie Mufik.
..Hier ifi ein Brief vom Studiofus." fagte Alerander fiatt aller
Erklärung.
Die Alte fchlug die *Hände zufammen. ..Vom Studiofus! O
jemine - was macht er denn? Und wie gehts ihm?“
Am liebfien wäre die Angelika der Alten um den Hals gefallen,
Vom Studiofus? - Das Herz ging ihnen bei diefer Frage auf,
und es war ihnen. als ob fie nun alle Fährniffe weit hinter fich hätten.
..Kommt nur rafch ins warme Zimmer.‟ drängte fie und wollte
Alexander hilfreich den kleinen Koffer aus der Hand nehmen.
..Reim nein!" antwortete der verlegen.
..So feßen Sie fich auf das Sofa und gedulden Sie fich eine Minute.
Muß doch erft fchnell mal fehen. was der Studiofus fchreibt."
Sie feste eine Stahlbrille auf das verrunzelte Gefiäft und begann
zu lefen.
Die beiden faßen fiill da. betrachteten das blißfaubere Zimmerchen
und ließen fich*s in der behagliihen Wärme wohl fein.
Von Zeit zu Zeit fah die Alte von dem Schreiben auf und warf
einen flüchtigen Blick nach ihnen.
..Hm." machte fie dann. ..nun weiß ich Befcheid. Ihr wollt alfo
bei mir einquartiert fein. Nun. es läßt fich machen. obwohl ich das
Zimmervermieten längfi an den Nagel gehängt habe. Legt ab und macht
es euch bequem. Und vor allem: Habt ihr fchon etwas im Magen?
Ganz ausgehungert und verfroren fchaut ihr aus.“

Was war das für eine gute alte Frau! Das Herz ging den
beiden auf.
Und als wenige Minuten fpäter eine Schüffel mit Rührei. eine
Kanne heißen Tees und Butter und Brot vor ihnen f'tand - tauten fie
auf und erzählten aus ihrem Leben. vor allem aber von dem Studiofus.
Die Alte faß ihnen gegenüber - mit gefalteten Händen. Und
die niedrige Petroleumlampe warf ihr gelbes. gutes Licht auf Alexander
und Angelika.
..Ia. ja. der Studiofus." fagte fie nachdenklich. ..das ift ein merk-
würdiger Menfch! Kann niemandem ein Haar krümmen und fchlägt
fich fo elend durch die Welt. Gott fchüße ihn! Es ift ein Iammer -
könnte auf der Kanzel fiehen. mit feiner fchönen Stimme das Herz einem
erwärmen und ein anf'tändiges Heim haben -- -- und f'tatt deffen - --
Nun. ich will kein böfes Wort über ihn - - Gott allein mag wiffen."
unterbrach fie fich. ..warum er diefes Hundeleben führt."
Die Angelika fuchte ihr zu erklären. daß der Studiofus troß alledem
guter Dinge fei und von der Schaufpielerei nun einmal nicht laffen
könne. _
Die Frau fchüttelte ihr weißes Haupt. ..Das ift ja gerade fein
Unglück. Habt ihr denn eine Ahnung. wie es in feinem Innerften aus-
fieht? Der gehört zu der Sorte. die langfam und f'till verbluten. bittet
womöglich noch um Verzeihung. daß es um feine Lippen zuckt. wenn er
vor Schmerz am liebften auffchreien möchte. - Ich kenne ihn -- ich
kenne ihn.‟ wiederholte fie noch einmal. ..Und ihr müßt euch auch fchon
herumfchlagen. fo jung ihr feid. Was ift das für eine komifche Welt. in
der es fo zugeht.“
Es entfiand eine lange Paufe. Ganz f'till war es im Zimmer -
ein jedes hing feinen Gedanken nach.
Dann brach Alexander das Schweigen und erzählte von feinem
Abenteuer am Bahnhof.
..Haft fchon recht.“ meinte die Alte. ..Aber was nutzt es - wir
werden die Menfchen nicht umkrempeln. Wer nicht in Seide raufcht oder
Lackftiefel trägt. wird nicht für voll genommen."
..Wie könnten wir uns einkleiden?“ fragte die Angelika. ..damit
wir uns in den Agenturen vorf'tellen können. Zu teuer darf es freilich
nicht werden.“
Die Alte betrachtete fie forfchend. fo daß fich über ihre Züge ein
feines Rot goß.

..So jung - fo jung.‶ murmelte fie. ..und der Studiofus fchreibt."
feste fie laut hinzu. ..daß ihr von Gott begnadet feid. Ob er es will
oder nicht - zuweilen kommt doch die Frömmigkeit aus ihm heraus.
Ich hoffe. er hat recht. was euch betrifft!"
..Er ifi uns gut gewefen.‶ fagte die Angelika. ..und alles. was wir
gelernt. danken wir ihm."
..Behaltet's im Gedächtnis! Vergeßt es nie! Und folltet ihr
mal was erreichen. erinnert euch feiner und fchämt euch dann nicht. wenn
ihr ihn irgendwo jämmerlich wiederfindet."
..Da fei Gott vor!" erwiderte Alexander ernfi.
..Die Menfchen haben ein kurzes Gedächtnis. und Dankbarkeit
ifi eine rare Pflanze. die immer mehr im Schwinden begriffen ifi --
ihr könnt es mir glauben! Ifi man fo alt wie ich. hat man was durch-
gemacht. - Nun. ich will euch mit meinem Mißtrauen nicht kränken.
Und morgen zeigl ich euch ein Haus. wo ihr euch einkleidet. Wie aus
dem Ei gefchält kommt ihr wieder heraus. So - und nun will ich euch
die Betten richten."
Ohne auf eine Antwort zu warten. ging fie hinaus.
..Nun wird alles gut. Alexander. Mir ift auf einmal ganz leiäjt
geworden." jubelte Angelika.
..Warte es ab.‶ antwortete er bedächtig. ..So viel fieht jedenfalls
fefi: Ohne den Studiofus fäßen wir fchön in der Tinte. Und was für
ein Kerl er ift. merkt man am befien aus den Reden der Frau.‶
Er brach ab und grübelte vor fich hin. Alles erfchien ihm traum-
haft. und das dünkte ihm gut. Er wollte nicht erwachen und nicht klar
fehen. Ein Grauen vor fich felbfi fchüttelte ihn. Einen Augenblick
dachte er. wenn man jest den Schleier ein wenig lüften und einen Blick
in. die Zukunft tun könnte. Aber dann erfchrak er vor diefem Gedanken
und fühlte ein fchmerzhaftes Ziehen in der Herzgegend.
..Ießt ifi alles fo weit. Das Fräulein fchläft bei mir. und der
junge Herr hat fein eigenes Gemach."
Sie fchritt voran. und die beiden folgten ihr auf dem Fuß.
..Gute Nacht. Angelika."
..Gute Nacht. Lexi."
Sie reichte ihm die Hand. warf plößlich einen fcheuen Blick auf die
alte Frau - und küßte ihn dann fo leidenfchaftlieh. daß er fich ihrer
kaum zu erwehren vermochte.

..Niait doch -- nicht doch." flüfierte er. „was foll man von uns denken.“
Aber die Angelika hörte ni>ft auf ihn.
..Ießt ifi's genug." fagte er und befreite fich mit Gewalt.
Die Alte dachte: wie aus dem Märchen kommen fie mir vor - wie ein verzauberter Prinz und eine verzauberte Prinzeffin. Wer hätte es für möglich gehalten. daß es zwifchen Gefchwifiern folche Liebe gibt!
Sie nahm Angelika fanft beim Arm.
..Schlafen Sie wohl. junger Herr.“
..Haben Sie Dank. Frau Schloffer.“
Noch einmal ni>te er der Angelika zu. in deren Augen große Tränen wie graue. blaffe Perlen fchimmerten.
Dann ging er in fein Zimmer. öffnete troß der Kälte weit das Fenfter und blickte noch lange in die Winternacht hinaus.
Am nächften Tage follten fie aus dem Staunen nicht herauskommen.
So hatten fie die Stadt in ihren kühnfien Träumen nicht gefehen.
Solch eine Pracht und Herrlichkeit auf Säfritt und Tritt! . . .
Hand in Hand gingen fie neben Frau Schloffer. die ihnen all die Wunder wies.
Angelika wurde in ihrem Fähnchen bänglich zumute. Von jedem Voriibergehenden wähnte fie. daß er fie mit höhnifchen Blicken maß.
..Geduld. Geduld." mahnte Frau Schloffer. ..in einer Stunde fieht die Welt anders aus."
Und nun waren fie vor einem Haufe angelangt. das ihnen wie ein Glaspalafi erfchien. Zwifchen den mächtigen Scheiben nur wenige Quadern von grauem Gefiein. 4 *
„Da follen wir hinein?" fragte die Angelika zaghaft.
Frau Säfloffer nickte und weidete fich an ihren erfiaunten Mienen.
Traten fie in das Land des Märchens? Und fiand da im Hintergrunde eine machtvolle Göttin. die mit eherner Ruhe auf all das Hafien und Treiben zu ihren Füßen herabfchaute! Gab es Schätze der Welt, die hier nicht aufgeftapelt lagen! Sammet und Seide - Spitzen und Roben und koftbarer Schmuck. Das Auge wußte nicht. wo es zuerft ruhen follte.
Und dabei war das nur der untere Saal. Über ihnen wölbten fich noch weitere.
Und die Menfchen ftrömten an ihnen vorbei. Und von allen Seiten öffneten fich neue Gänge und Straßen. Es war wie in einer

Jahrgang
A. Lepla: Drofchke.
Zum Effay von Victor Lederer.
1908

"X-U.. ,

Wunderfiadt. Und plötzlich fianden fie in einem kleinen Garten." in
defien Mitte ein Springbrunnen riefelte.
„Sind wir wach. oder träumen wir?" fagte Alexander.
Die alte Frau lächelte mit leifem Spott.
„Die Menfihen haben es herrlich weit gebracht." raunte fie.
„Aber nun laßt uns nicht unnötig Zeit verlieren, denn es gibt viel zu
tun. Stellt euch jeßt vor. ich fei eure alte Großmutter und beforgte
den Einkauf. Und Sie. junger Herr. halten Sie den Beutel fefi. damit
er Ihnen in diefer Wunderfiadt nicht abhanden kommt. Denn Spid-
buben gibt es die Menge. Und ohne bar Geld wird Ihnen hier auch
nicht ein Hofenknopf verabfolgt."
Sie waren bei einem hohen. turmartigen. viereckigen Kafien an-
gelangt. Die Frau drückte an einen Knopf. Und gleich darauf hörten
fie ein feltfames Geräui'ä). wie wenn fchwere Schiffstaue gefchleift
würden. Dann wurde eine fchmale Tür geöffnet; ein livrierter Diener
trat heraus. dem fie alle in den Kafien folgten. Die Tür wurde im
Nu wieder gefchloffen und auf unfichtbare Weife -» wie von Geifiern
bewegt - fuhren fie in einigen Sekunden in die Höhe.
„Frau Schlofier. find wir verhext?‟ rief die Angelika.
mit rechten Dingen kann das nicht zugehen.“
„Dritter Stock! Herrenabteilungl" fagte der Diener.
Sie ftiegen aus und befanden fich in einem großen Magazin. das
ebenfalls von Menfchen belagert war.
Die alte Fran, die refolut voran fchrith winkte einem Verkäufer.
Und nicht viel fpäter wurde vor Alexander eine Menge fertiger Anzüge
aufgetürmt.
Frau Schlofier hatte ihre Brille aufgefeßt. befiihlte mit den Fingern
den Stoff und verhandelte mit dem Verkäufer,
Außer dem Anzug wurde ein Mantel gekauft und wieder in einem
anderen Abteil Schuhe - und zwei Etagen tiefer Kragen und Hemden.
„So - jetzt wollen wir eine kleine Paufe machen und frühfiücken."
Frau Schlofier führte fie nun vor ein Büfett, auf dem mächtige
Schüffeln mit belegten Brötchen und andere Leckerbifien lockten. Da-
neben ftanden Tifche mit Torten. Kuchen und Getränken.
Angelika nahm Schokolade und Kuchen. während die Alte für fich
und Alexander je ein Gläschen Portwein herbeifchaffte und dazu einen
Teller mit Säfinken-„ Zungen- und Leberwurfibrötchen.
„Macht fchnell! Ich brenne vor Ungeduld!“ rief Angelika.
„Denn

Nun wurde vereinbart. daß Alexander im Frühfiücksraum warten
follte. bis der Einkauf für Angelika erledigt wäre.
Er drückte ihr das Geld in die Hand und fah ihr nach. bis fie feinen
Blicken entfchwunden war.
Und ganz betäubt von den vielen neuen Eindrücken verfank er in
tiefes Nachdenken. Er merkte nicht. daß manch ein vorübergehendes
Fräulein ihm aufmunternde Blicke zuwarf und feine Teilnahme zu er-
regen fuchte.
Auf einmal wurde ihm angft. Es dünkte ihn. als ob er eine Ewig-
keit verfchlafen hätte.
Er fprang haftig vom Stuhl auf. um Angelika und die Alte zu
fuchen. Die Menfäfen ftießen und drängten ihn zur Seitez er achtete
kaum darauf. Seine Augen irrten fpähend nach allen Richtungen.
und wie gehest lief er von einem Ende zum anderen. Und plößlich
trat ihm der Schweiß aus der Stirn. und er fpürte. wie die Angft ihm
die Kehle zufchnürte. Er glaubte mit einem Male die Gewißheit zu
haben. daß alles Spuk und Zauber fei. Er befand fich in einem un-
geheuren Labyrinth. aus dem es keinen Ausweg gab. Die Alte war
eine verkleidete Here - und die Menfchen rings um ihn waren böfe
Geifter und Kobolde. die fchadenfrohe Grimaffen fchnitten und ihren
Schabernack mit ihm trieben.
Er blieb ftehen. lehnte fich an einen Pfeiler und atmete fchwer . .
Da hörte er auf einmal. wie die Angelika mit befreiter Stimme
rief: „Gott fei Dank. hier ift er!" Und gleich darauf ftand fie neben
ihm. ein wenig blaß vor Erregung. aber voller Freude -* ihn wieder-
gefunden zu haben.
Völlig umgewandelt war fie. Wie eine Prinzeffin - dachte er.
Die Alte aber fagte: „Am Ende feid ihr Königskinder. Ießt glaube
ich wirklich. der Studiofus hat recht mit dem. was er mir gefchrieben hat."
..Ich wußte nicht. daß du fo fchön bifi!" flüfterte Alexander An-
gelika ins Ohr.
Und fie erwiderte: ..Ich wollte das Gleiche dir fagen."
Hand in Hand fchritten fie nebeneinander und fprachen über die
Zukunft.
Angelika wollte fofort zu den Agenten laufen und wurde in diefem
Plane durch die alte Frau beftärkt.
Alexander wehrte dagegen heftig ab. ..Noch find wir nicht Matthäi
am letzten." meinte er. „Bis der Hunger beginnt. reicht es noch eine

Weile. Nicht einen Finger rühre ich. bevor wir uns nicht in allen
Theatern umgefchaut haben."
„Wie du willft.“ meinte Angelika. „Ich fage zu allem ja.“ Und
zu Frau Schlofier fügte fie leife hinzu: „Er hat nämlich einen harten
Schädel. und man fährt am befien. wenn man ihm den Willen tut.
Ein Müßiggänger ift er nicht - und die Zeit wird ihm fchnell genug
lang werden.“
„Ifi der Bruder viel älter als Sie?‟ fragte die Frau.
Ein jähes Rot färbte die Züge des Mädchens, „Ein knappes
Iahr.‟ erwiderte fie fiocfend.
„Und Vater und Mutter find lange tot?"
Sie nickte fiumm.
„War von euren Eltern eines beim Theater?"
..Nein. Frau Schlofier."
Alexander wurde bei diefem Verhör unbehaglich zumute. Und auch
Angelika fiand Qualen aus.
Die alte Frau merkte es ni>)t. Sie trippelte vergnügt neben den
beiden und beobachtete verftohlen bald den hoäf aufgefchoffenen jungen
Menfchen. bald das zierliche junge Mädchen.
„Ähnlich feht ihr euch eigentlich nicht.‟ meinte fie harmlos. ..Nur
daß ihr beide fo etwas Befonderes an euch habt . . .
„Siehft du." fagte Alexander. als fie wieder zu Haufe angelangt
waren und Angelika ihm auf fein Zimmer folgte. „das kommt davon.
wenn man fich auf Lügen einläßt. Ich traue mich kaum noch. der Frau
offen ins Geficht zu fehen - den Rat hätte fich der Studiofus fparen
können!“
,.Ach.‟ antwortete fie. ..ich finde es fchön und geheimnisvoll. ob-
wohl ich mich anfangs auch etwas fchämte. Der Studiofus wird fchon
feine guten Gründe gehabt haben." Und ohne Ubergang feßte fie hinzu:
„In welches Theater gehen wir zuerfi?"
,.Angelika. ich begreife dich nicht. Du gehft über alles hinweg. als
ob es gar nichts wäre. Und Gedanken machfi du dir überhaupt keine.
Können nicht auch fchreckliche Dinge hinter einem Geheimnis liegen?"
„Gewiß Aber was tut das? Man darf fich doch nicht von lauter
Sorgen auffrefien laffen; fonfi wird einem das Leben zufchanden.‟
„Weißt du. was ein Gewiffen ift?"
„Nein - und ich will es auch nicht wifien.‟
..Liebe Angelika. fieh mich einmal an -- mit ernfien Augen!"

Der Ton feiner Stimme machte fie betroffen.
..Ich tue es ja.“
..Angelika - ich - ich - fühlf't du denn nicht. Angelika. daß ich
etwas Schändliches getan habe? Ich dachte. du würdeft mich von dir
fioßen - ich komme nicht darüber hinweg. Begreiffi du denn das nicht?‟
Ihr Geficht verfinfierte fich.
..Ah Leri. ein wunderlicher Menfch bift du. Was ift denn eigent-
lich gefchehen? Es war doch nichts weiter als eine Kinderei. Ein armer
Iunge. den ein kleines Mädchen geküßt hat. Das Baroneßchen hat dich
längf't vergeffen. Und felbft wenn fie zuweilen noch an dich denkt -
du glaubf't doch felber nicht im Ernfte. daß ihr Papa . . .“
..Nein. nein." fiel er ihr in die Rede. ..fo ift es nicht. Was geht
mich der Baron an. Ich weiß nur eins: Die Elifabeth hat an mich ge-
glaubt; ihr war es heiliger Ernft. fo klein fie damals war. und ich
habe mich an ihr vergangen . . . Und weißt du. wie mir all die Zeit
zumute gewefen ift? Nicht eine Stunde bin ich ganz froh geworden.
Mir war. als ob ein kleines Singvögelchen in meinen Händen fchluchzte
und ich ihm ohne Erbarmen die Kehle zudrü>te. - Angelika. hilf mir.
iäf habe dich lieb - aber das Bild der Elifabeth haft du nie. niemals . . ."
..Leri. hör! auf. ich will nichts weiter hören. Nun haft du mir
alles gefagt -- nun laß es genug fein.“
..Nie mehr werde ich über die Elifabeth mit dir fprechen. Aber die
Wahrheit mußtefi du doch wiffen.‟
..Die Wahrheit ift. daß du mir gehörft." antwortete fie. und ihre
Augen funkelten.
..Niemandem gehört man - nur fich felbft.‟
..Und an dem Tage.‟ fuhr fie unbeirrt fort. ..da du mich von dir
ftößt - da eine andere - nein. ich kann es nicht zu Ende denken . . .“
..Sprich es nur aus."
..An dem Tage fchieß' ich dir und mir eine Kugel durch den Kopf.“
fagte fie langfam und blickte ihn feft dabei an.
..Hättefk du wirklich dazu den Mut?“
..Bah." machte fie. ..nicht eine Sekunde würde ich mich befinnen.‟
„Hm . . . rechnef't du denn mit einer folchen Möglichkeit?“
..Frage mich nicht.“
..Und wenn du mich hintergehft. was dann?"
..Du dürftefi es nicht merken . . . ich hätte ein Grauen davor.‟
Er fah ftarr in ihre Züge.

Da lachte fie laut auf.
..O wie dumm. wie dumm." rief fie. ..über ungelegte Eier zu brüten. - Sieh doch. du wolltef't mir die Bilder in der Stadt zeigen - und an den Säulen wollten wir nachfehen. was fie in den Theatern heute abend fpielen!"
Er griff fchweigend nach Mantel und Mühe. und fiumm fchritt er neben ihr auf der Straße. bis fie die Freitreppe heraufftiegen. die zu den großen. prächtigen Bilderfälen führte.
Und nun fiand er in tiefer Andacht vor den Gemälden - und alles traf genau fo ein. wie es der Studiofus vorausgefagt hatte. Er kam aus dem Staunen ni>jt heraus - und alle kleinen Angfie wichen von ihm.
..Angelika. fo reiß doch die Augen auf und fchau hin! Was für Wunder gibt es auf diefer Welt!"
Aber die Angelika war müde und fchläfrig geworden und nickte nur mit Anfirengung.
An diefem Abend und den folgenden gingen fie von einem Theater ins andere. Und die Welt der Bretter wuchs in ihrem Glanz und ihrer .Herrlichkeit vor ihren jungen Seelen eigentlich zum erfien Male empor.
Alexander wurde kleinmütig.
..Was follen wir eigentlich hier.“ fragte er. ..nicht einmal fprechen können wir - ich wenigfiens fchäme mich vor mir felbfi. *Es wäre klüger gewefen. bei der Säjmiere auszuharren. bis uns der Zufall einmal in eine kleine Stadt verfchlagen hätte. wo ein Probieren am Ende möglich gewefen wäre."
Aber die Angelika ließ fich nicht einfchüchtern.
..Ich fchwöre auf den Studiofus.‟ fagte fie. ..Der hat alles das gekannt - der glaubt trotzdem an uns. Wenn man mit uns die Rollen fo findiert. dann wirft du fehen. was dabei herausfpringt. Natürliäj fehlt uns noch manches. Mir ifi nicht bange deswegen. Wir lernen es fchneller. als du denkft."
..Meinfi du?"
..Ganz gewiß!"
..Gut. Morgen gehen wir zum Agenten; Wir werden ja fehen!"
„Recht fo." antwortete fie.
..übrigens - dort fagen wir die Wahrheit.“ begann er von neuem,
..Ich will nicht länger Verfieck fpielen."
..Mir ifi es auch lieber."

..Und der Studiofus kann es an Frau Säfloffer ebenfalls fchreiben.“
feßte er hinzu.
..Reim nein.‟ wehrte fie ab. ..Lieber nicht. fonft verliert fie das
Vertrauen zu uns.“
„Was niißt uns ein Vertrauen auf folchem Grunde?"
„O doch! Es muß nur da fein - das ift die Hauptfache."
„Und ifi dir denn wohl dabei. Angelika?‟
„Abfolut. Leki.“
Ein fchmerzliches Lächeln glitt über feine Miene.
„Nicht fo reden. Angelika.“ fagte er fanft. ..Es tut einem weh."
Er zog fie leife an fich.
..Eine Künfilerin bii't du." fuhr er fort. ..Eine echte Künftlerin.
Und das ift etwas fo Schönes. daß du mit Gott zufrieden fein darffi."
Da fah fie ihm groß in die Augen und küßte ihn. -
bis K'- K
Am nächften Tage fprachen fie dem Direktor eines kleinen Vorfiadt-
theaters aus dem Ofien Berlins Szenen aus „Romeo und Julia‟ vor
und wurden auf der Stelle engagiert.
Auf dem Korridor fielen fie fich in die Arme. Sie fprachen zuerft
kein Wort. Jedes fühlte die Erregung des anderen.
Dann aber war es ein Jubel ohne Ende.
Nun fing das neue Leben an. und die drückendfien Sorgen lagen
hinter ihnen. Der Studiofus hatte doch recht behalten.
Sie eilten im Sturmfchritt zu der alten Frau. um ihr die Neuigkeit
zu künden,
Die faß in ihrem großen fchwarzen Sorgenfiuhl und war ein-
genickt - und zu ihren Füßen lag aufgefchlagen das vergilbte Ge-
fangbuch.
Beim Eintritt Alexanders und Angelikas wachte fie auf und rieb
fich verfchlafen die Augen.
„Ihr feid's.‟ fagte fie müde und richtete fich fchwerfällig auf.
„Nun. wie i| es euch gegangen?"
Alexander erzählte. und die Alte taute bei jedem feiner Worte
mehr auf.
,.Ia. ja.‟ meinte fie. „auf Gott iii Verlaß. Ich wußte es. als ich im
Gefangbuch las. - Und nun helfen Sie mir. junger Herr. daß ich in
meine Küche humpele und einen guten Kaffee brauen kann.“

..Und wir haben Kuchen mitgebracht!" rief Angelika ausgelaffen.
Denn unfer erftes Engagement muß doch gefeiert werden."
Als fie beim Kaffeefchmaufe faßen. fragte die Alte. wie fie
fich ihr Leben nun einzurichten gedächten. und blickte fie dabei forfchend an.
..Am liebften blieben wir bei Ihnen.“ antwortete Alexander.
Die Alte fchwieg eine Weile. während die beiden gefpannt auf ihre
Antwort harrten.
..Nämlich." begann fie endlich. ..ich bin eine mürbe Frau. und
Gott hat es gewollt. daß mir auf meine alten Tage ein paar Grofchen
zufielen. die gerade reichen. folange ich es noch mache. Habe auch nicht
mehr daran gedacht. neue Gefichter um mich zu fehen. Ich meinte. daß
ich miä) zeitlebens genug geplagt hätte. Ausruhen wollte ich und mit
meinen Gedanken allein fein. Denn eine alte Frau hat nichts als ihre
Erinnerungen. die fie in der Stille zufammenruft.
Aber mit euch ift es etwas anderes. Ihr kommt vom Studiofus.
der mir in einer bitteren Stunde geholfen hat. Und das war fo: Ich
konnte die Miete nicht bezahlen. weil mir das eine Zimmer den ganzen
Winter leer geftanden hatte. Was tut nun der Studiofus. als er meine
Not fah? Er legte das Geld vor mich hin. ohne ein Wort zu fprechen.
Wie ich nun merkte. daß ihm Uhr und Kette fehlten. da wußte ich. was
die Gloäe gefchlagen hatte.
Um Gottes willen. Herr Studiofus - riefich - was haben Sie
getan? Da lacht er mir ins Geficht und zieht aus der Tafche eine
Stahluhr heraus. Die tut genau diefelben Dienfte - fagte er -- Luxus-
gegenftände brauche ich nicht. - Er hat auch weder Uhr noch Kette je
wiedergefehen - denn ich habe ihm das Geld nicht zurückzahlen können.
damals. als er noch bei mir war. Dann habe ich nichts mehr von ihm
gehört. bis ihr mir feinen Brief brachtet. Um des Studiofus willen -
fage ich - bleibt bei mir. Wir wollen fchon fehen. wie wir zu Rande
kommen . . "
So wurde der Pakt gefchlofien. durch den Alexander und Angelika
ein Heim erhielten. Das Leben auf der Landftraße war endgültig vorbei.
Und doch dankten fie es der Landfiraße. daß zwei gute alte Augen in
der nächften Zeit über ihnen wachten.
*Ein neues Dafein begann - mit neuer Luft und neuen Sorgen.
Fortfeßung in der September-Nummer.

WW:
Julius Hart:
Noch fehe ich deutlich das kleine Buch vor mir. das mir zuerft eine Vorftellung von einer dramatifchen Dichtung gab. Das zerriffene Exemplar eines Shakefpearefchen Werkes. dem Anfang und Ende fehlten. - die Hiftorie vom ..König Johann". An ihm haftet meine Erinnerung. als an dem erften Drama. das ich las. und fo viel weiß ich noch. daß mir vor allem das Bild von dem ..König ohne Land" einen wehmütig-fchmerzlichen. tragifchen Eindru> machte und Mitgefühle in mir erweckte. Es war dann um Weihnachten 1870 und ich faß auf der Quarta des Gymnafiums zu Münfter i. W. Wir follten in einem Schulauffaß unfere Weihnachtswünfche niederfchreiben. und ich fprach darin mein fehnliches Verlangen nach dem Befiß von Shakefpeares fämtlichen Werken aus. Aber das brachte mir einen fcharfen Verweis von meinem Lehrer ein. der mir das Lefen Shakefpeares ftreng unterfagte. und außerdem. diesmal nicht mit Unrecht erklärte. daß ich für deffen Verfiändnis durchaus noch nicht reif genug fei. Freilich. wann wird man reif für den ganzen Shakefpeare. - wie viele werden je für ihn reif? Auf den verfchiedenen Lebensftufen las ich ihn immer wieder neu. mit anderen Augen. und wie zum erften Male. -- und Bilder. die früher einmal eindru>slos vorübergingen. übten fpäter die tiefften Wirkungen aus. Teile und Szenen. in jungen Jahren als langweilig empfunden. bergen für die reifere Betrachtung gerade die eigentliche Größe des Dichters in fich. Troß des Lehrerverbots hatte ich mit zehn und elf Jahren do>f fchon alle Shakefpearefchen Dramen gelefen. freilich unter mancherlei Qualen. und lebendig zündeten zunächft nur die märchenhaft-phantaftifchen Elemente: die Makbethfchen Het-enfzenen. Profperos Zauberinfel und Caliban. - dann die Poffenelemente. die Fallftafffzenen und einiges von den Romeo- und Iulien-Poefien.
Als ich um diefelbe Zeit. als Quartaner. in einer kleinen katholifchen Schulliteraturgefchichte las. daß die ..Iphigenie“ Goethes voll-

kommenftes dramatifches Meifterwerk fei. während der „Fauft“ als ver-
fehlt bezeichnet wurde. fchrieb ich |olz „Unfinnl" daneben: „Fauft
ift Goethes größtes Werk“. und verzierte auch fonft das Büchlein über
und über mit oppofitionellen kritifchen Anmerkungen. was mir wiederum
ernfie Verweife zuzog. Das äfihetifche Gefühl aber. das mich zu dem
germanifchen Goethe. dem Fauftdiihter hinzog und mich abftieß von
Goethe. dem Hellenen. hat mich noch lange beherrfcht und beftimmte
vor allem andern mein Urteil bis in die dreißiger Jahre meines Lebens
hinein.

Das erfte Drama aber. das mich damals wahrhaft packte und
leidenfchaftlich ergriff. das ich mit fliegenden Pulfen. glühenden Wangen
zu Ende las. waren natiirlich Säfillers „Räuber‟.

So habe ich dramatifche Dichtungen gelefen. bevor ich noch das
Theater aus eigener Anfchauung kennen lernte und eine Darftellung
auf der Bühne fah. Eine Preziofaaufführung auf einer Sommerbühne
war in meinem zwölften Lebensjahre mein erftes theatralifches Erlebnis
und ein feliger Naufch. und von meinem fechzehnten Jahre an bis auf
den heutigen Tag bin ich ein ftändiger Theaterbefucher gewefen und
habe. feitdem ich als Primaner meine erfien Kritiken fchrieb. bis heute
meine theatralifchen Eindrücke immer wieder kritifch verarbeiten müffen.
Und vom überfchwenglichen Enthufiasmus derIngendjahre bis zur kühleren
ruhigeren Betrachtung und Wertung der theatralifchen Welt konnte
ich alle Entwickelungen durchlaufen. und es fehlte dazwifäfen auch nicht
an Zeiten. in denen ich mich als entfchiedener Theaterfeind fühlte.

Von früh auf habe ich fo viele Stunden meines Lebens* im Theater
verbracht. daß es gerade deshalb für mich fchwer oder unmöglich zu
fagen ifi. wo. wann und auf welchem Wege diefes im einzelnen unmittel-
bar meine ethifäfe'und äfthetifche Bildung beeinflußt hat. Mit zehn
Jahren. ohne ein Theater kennen gelernt zu haben. nahm ich inftinktiv
für Faufi und gegen Iphigenie Partei. und das alte Problem. was ..Ver-
erbung“ und was „Erwerb“ ift. was von meinen jetzigen ethifchen und
äfthetifchen Gefühlen urfprüngliche Veranlagung und Entfaltung aus
innen heraus ift. und andererfeits durch äußere Beeinfluffung durch
Theaterei-ndrücke zuftande kam. vermag ich. ehrlich gefianden. wiffen-
fchaftlich nicht klar zu legen. Sicher verdanke ich dem Theater höäffte
Weihefiunden. Stunden tieffter Ergriffenheiten und Erregungen. er-
habener Gefühle. Anlaß zum Nachdenken über alle Welträtfel und
Lebensfragen. - aber noch öfter hat es mich gewiß mit allen Triviali-

täten überfchüttet. mich kalt und gleichgültig gelaffen. gelangweilt. verftimmt und geärgert und Abwehrempfindungen geweckt.
Die großen hebenden Gefühle gingen jedoch für mich in erfter Linie von den großen Dichtungen aus. feltener nur von einzelnen überragenden fchaufpielerifchen Darftellungen. Und was mich felber angeht. fo kann ich nur fagen. daß das bloße Lefen eines bedeutfamen dramatifchen Werkes mir mehr gibt. es mich tiefer und vollkommener fehen. empfinden und verftehen läßt. als die theatralifche Aufführung. Gerade die Meifierwerke der Dichtung können nie im Theater in ihren höchften Werten total und erfchöpfend dargeftellt werden. verlieren und verflachen. und auch die größte fchaufpielerifche Verkörperung verfagt an ihnen und kann nicht bis dahin dringen. wohin die bloße Phantafie fich zu erheben vermag. Die Kräfte der Dichtung find zuleßt feiner. geifiiger und ätherifcher. als die des Theaters. und das geiftige Schauenkönnen der Dichtung. ein dichterifches Nachempfinden und Mitgeftalten nur vermag zu ihrem Lesten hinzuführen. Ein Schrankenlofes. Freies hat die Poefie an fich. das der Theaterkunft von allen Künften am* meiften abgeht. Keine ift wie fie von Zufällen. äußeren Bedingungen abhängig. muß fo mit Wirklichkeiten und allen Tücken des Objekts rechnen. wird durch taufend Kleinlichkeiten gefeffelt und befchränkt. ift dem Realen fo untertan. Und im allgemeinen fcheint mir das Theater als folches mehr einen fekundären Kulturwert zu befißen. Als Diener. Verkörperer großer dichterifcher Werke ift es in erfter Reihe ein Träger höchfien menfchheitlichen Lebens. doch was es zu erreichen vermag. ift wefentlich eine Popularifierung diefer Dichtung. Dem „Volke". den Vielen. den Schwächeren. die nicht durch bloßes Lefen und Hören fchon. duräf eigenes geiftiges und feelifches Vermögen die große Dichtung zu erfaffeu. zu erfühlen und zu verliehen mögen. tritt es helfend und fördernd. als Führer und Dolmetfcher zur Seite. verftärkt die finnlichen Eindrücke. ftülzt die Phantafie. erregt durch eine materiell grobere Verkörperung. als die bloße Sprache es ift. auch die Gefühle eines äfihetifch noch nicht feiner durchgebildeten Menfchen.
Die Frage. ob das Theater kulturell erzieherifche Werte und Kräfte in fich birgt. bedeutet in erfter Linie die Frage. ob die Di ch t un g eine fteigernde Macht der Kultur fein kann. Daß fie es fein kann. im höchften Maße fein kann. unterliegt für mich keinem Zweifel und wird im großen ganzen auch allgemein angenommen. Ie mehr das Theater nun in den Dienft diefer Poefie fich fiellt. die eine menfchheitbewegende. kultur-

fördernde und kulturausbreitende Maäft ifi. je inniger es fich mit ihr verbindet. je vollkommener es diefe mit feinen finnfälligeren Mitteln zu verkörpern vermag. um fo reichere erzieherifche Werte entfaltet es. Die Dichtung ift die Seele des Theaters. die Theaterkunft im engeren Sinn. - fchaufpielerifche Darftellung. fzenarifche Einrichtung. - ein anderer Ausdruck. eine befondere und eigene Verkörperung diefer Seele; vom Reichtum und Wert jener Seele aber hängt es in erfier Linie ab. welcher Kulturwert dem Theater zukommt. Eine Theaterkunft. die nicht vom poetifchen Genius infpiriert wird. wird zuletzt zu einem leblofen Organismus und befißt nichts mehr. was fie zum Ausdruck bringen foll. Die Dichtung gibt ihr erft höheren Inhalt und ein großes Ziel.
Wenn wir von ..d e m" Theater fprechen. fo ift das natürlich nur eine fprachliche Bequemlichkeit. Von „dem" Theater können wir felbft-verfiändlich gar nichts ausfagen. „Das" Theater exiftiert nirgendwo. Es gibt nur viele Theater. fehr verfchiedene. von mannigfaltigfier Art. 'jedes anders. und von jedem muß man anders wieder reden. Und wenn eine Dichtung höchfie Kulturwerte in fich tragen kann. fo gibt es doch auch genug und weitaus in der Überzahl Dramen und theatralifche Dar-fiellungen. denen man einen fördernden und hebenden Einfluß in diefer .Hinfiaft gewiß nicht zufprechen kann. und denen auch verzweifelt wenig daran liegt. einen folchen auszuüben. Wie keine andere Kunft abhängig von Zufiänden und Bedingungen der Außenwelt. gefefielt durch materielle Verhältniffe. unfrei in taufend Beziehungen. muß die Theaterkunft gerade immer dem Durchfchnittlichen. Herkömmlichen. dem trägen. unbeweglichen Geift fich aua) wieder anpaffen und unterwerfen. und den Bedürfnifien der Vielen dienen. die durchaus keinen Ehrgeiz darein fehen. Kulturträger. Kulturkämpfer und Kulturförderer zu fein. Das Theater unterliegt unausgefeßten Verwandelungen. und das Theater. welches kulturell erzieherifche Werte und Kräfte hervorbringt. ift das Idealtheater; als Gegenpol fieht ihm ein anderes gegenüber. welches entgeifiigend. verdumpfend wirken kann und rohe Inftinkte entfefielt. Zahllos find die Übergänge. und im ewigen. nie fiillfiehenden Kampf der Geifier wird unabläffig darum gefiritten. was uns fördert. was uns niederzieht. - und die progreffiven Geifter. die das kulturfördernde Theater wollen. müffen ftets in Waffen ftehen gegen die. welche die Kunft in ihre flachen Niederungen herabziehen und fich am wohlften in dem Theater finden. wo es am alltäglichften und gemeinfien zugeht. Das moderne Theater und das Theater der Zukunft werden wohl

genau fo wie das der Vergangenheit ein Schauplatz diefer ringenden Mächte fein. Ein modernes Theater im tiefern Sinn des Wortes würde eben nur das Theater fein. welches folche neuen kulturell erzieherifchen Werte und Kräfte in fich birgt. d. h. dem neuen über die alte Kultur hinausführenden Geift. den tieferen Entwicklungsfaktoren. den befonderen Ideen. Gefühlen und Vorfiellungen einer neuen Zeit neuen künftlerifchen Ausdruck zu verleihen vermag. den Menfchen in dem faßt. wodurch er fich über den der früheren Kultur emporhebt. Dief es moderne Theater aber wird au>7 in der Zukunft unter den anderen Theatern ei-nfam. vereinzelt dafiehen. - die große Maffe der Bühnen auch dann dem trägen Alltäglichen dienen. bei dem von Kulturarbeit niäft die Rede fein kann. oder auch durch die Spekulation auf alles ..Gemeine im Menfchen“ auf die Kofien zu kommen fuchen.

xu: H :47.747

Alexander von Weilen:

Sie erweifen mir die Ehre. auch meine Anficht über die von Ihnen gefiellten Fragen einzuholen. Sie fordern ganz perfönliche Erfahrungen heraus. und ich bin alfo genötigt. auch ganz Perfönliches mitzuteilen. Unter dem Zeichen des Dramas und des Theaters bin ich geboren. An der Wiege des Täuflings ftand Iofeph Wagner neben Franz Grillparzer. und die Iugendzeit war erfüllt von all den vielen Leiden und Freuden eines ernfthaft ftrebenden. mühfam mit fich und einer der Tragödie wenig geneigten Zeit ringenden Bühnendichters. wie ihn mir das Elternhaus in der unvergeßliihen Gefialt meines Vaters vor Augen fiellte. den ich als fiebenjähriger Knabe in feinem befien Mannesalter mit einem Gedichte begrüßte. das mit den Worten fchloß: ..Ein Hoch dem edlen Dichtergreis. der fo viel Schönes zu fchaffen weiß!" Ich war kaum fechs Jahre alt. als ich an der Hand meines Vaters zum erften Male die geheiligte Szene des alten Burgtheaters bei einer Probe der ..Jpbigenie" betreten durfte: Ich fühle heute noch den füßen Schauer. der mich durchlief. wie ich da im matten Zwieliäft eines Wintermorgens und der fpärlichen Rampenbeleuchtung zwei Geftalten in dicke Mäntel gehüllt

mit halber. gedämpfter Stimme Reden wechfeln hörte: es waren Charlotte Wolter und Friß Krafkel. Sie auch in meinem Elternhaufe zu fehen. war mein höchfies Glück. noch denke ich der düfteren unheimlichen Er- fcheinung Iof. Wagners. der den ängftlichen Knaben gerne auf fein Knie feßte und ihm fiumm und fürchterlich ernfi den Rauch feiner langen Zigarre ins Geficht blies. noch höre ich das muntere Geplauder der alten Haizinger. die Villa des alten La Roche in Gmunden. wo ich einmal zu Gafie war. fieht noch eben fo deutlich vor mir. wie die behäbige. freund- liche Geftalt des greifen Hausherrn. Im .Hießinger .Heime Charlotte Wolters habe ich fo manchen freien Schultag. mich in dem prächtigen Garten tummelnd. verfpielt. und fie ift mir bis zu ihrem Tode eine gütige Freundin geblieben. wie auch alle die Fäden. die mich mit den Alten und den Jungen des Burgtheaters verknüpften. fich immer neu in wieder- holten Begegnungen und unvergeffenen Sympofien in Wiener Bier- kellern weiter fpannen und neu knüpften. Ich lebte mit dem Burg- theater und in dem Burgtheater. Zwar find meine Erinnerungen an jene Aufführungen. die ich als Kind mit angefehen. äußerfi'geringe: von der ..Libuffa" weiß ich nur mehr das einzige. was mich damals interefiierte - denn das Stück langweilte mich fürchterlich -2 wie die Wolter in die .Hände klatfchte und der Saal plößlich licht wurde. auch das Pferd des 1, Aktes zieht noch im Dämmerfcheine vor meinem Geifte vorüber; viel lebhafter find fchon die Eindrücke von Stücken. die meinem Ver- ftändniffe fich williger eröffneten. noch fehe im La Roche im ..Wirrwarr" behaglich einherwatfcheln. Szenenbilder aus ..Rofenmüller und Finke" könnte ich noch genau befchreiben. Schon mit meinem 14. Jahre durfte ich das Stehparterre befuchen. und von da ab gab es felten eine Woche. die mich nicht mehrmals in dem Gedränge des alten Einlaffes gefehen hätte. fiehend in furchtbarer Enge machte i>i lange Abende wie den „Bruderzwifi" Grillparzers oder die erfie vollfiändige Faufiaufführung durch Wilbrandt unermüdet und begeiftert durch.

Ich kann nicht behaupten. daß diefe frühe Vertrautheit mit dem Theater für meine Schulbildung von günftigen Folgen gewefen wäre: es gab gar viel Stunden. in denen ich heimlich ganze Burgtheater-Repertoires mir entwarf. Rollen wie die des „Macbeth". „Lear" und ,.Fauft" unter den Schulheften verborgen abfchrieb und memorierte. auch Stücke fing ich an. die ich aber nie die Geduld hatte weiter zu führen. Ich hatte viel eher den Gedanken Schaufpieler als dramatifcher Dichter zu werden. Meine hiftorifchen Kenntniffe bezog ich zum größten Teile aus der

Theaterliteratur. die ich auch lefend in Unmenge verfchlang. und ein Auftreten der Hohenfels oder der Weffely. der eine meiner erften Jungen- begeifterungen galt. war mir viel wichtiger als der fchönfte Aorif't und die ausgeglichenfte Gleichung. Dazu kam noch. daß mir. allzu früh kör- perlich entwickelt. auch die jungen Damen des Theaters. namentlich nach- dem die Schaufpielerfchule begründet wurde. allzu nahe rückten und dem Sohne des Leiters manche Gunf't nicht verfagten. die feinem Alter noch gar nicht entfprach . . ,

So war eigentlich die Perfpektive. wie ich fie heute dem unreifen. vorlauten und altklugen Jungen ftellen müßte. keine günftige: die Schule wurde. dank meiner leichten Auffaffungsgabe. ohne Unfall abfolviert. erf't mit dem Ernfte der Matura kam auch etwas Ernft in das von Kuliffengefchichten überfüllte Gehirn.

Es war die Univerfität. die nun die fegensreichften Wirkungen übte und mich zu einem nach feinen beften Kräften ftrebfamen Jünger der Wiffenfchaft machte. Daß ich Germaniftik ftudieren müffe. war für* mich einfaäf felbfiverftändlich. und daß ich da Drama und Theater in den Mittel- punkt meiner Jntereffen ftellen durfte. erfüllte mich mit Glück. Faft fühlte ich das Schillerfche Wort an mir felbft: Das Theater war immer mein Vergnügen. und nun foll es mein Gefchäft werden. Daß die uns junge Leute hinreißende Perfönlichkeit Erich Schmidts ebenfalls im innigften. immer mit Begeifterung kundgegebenen Zufammenhang mit der lebendigen Bühne f'tand und mich immer wieder zu Studien über das Drama anregte. vermehrte meine glühende Verehrung für ihn und meine Aufgaben. Ein Jahr Berliner Lebens und Arbeitens ließ mich in har- monifchef'ter Weife die ftrenge Säfulung. die Wilhelm Scherer lehrte. mit dem Theater verbinden. das mir in den eigenartigen Anfängen des deutfchen Theaters. im perfönlichen innigen Verkehr mit feinen Größen eine neue. andere Form als die des traditionsgeweihten Burgtheaters vermittelte und manch vorgefaßte Meinungen berichtigte. Auguft Förfter. Paul Schlenther und Otto Brahm wurden mir zu theoretifchen Führern. Iofeph Kainz. deffen hinreißender Jugendenthufiasmus an manchem Abend und in mancher fchlaflofen Nacht mich wie Feuer durchftrömte. zum künftlerifchen Ideale.

Was nun folgt. meine Univerfitäts- und Säfriftfiellerwirkfamkeit. darf ich wohl als Produkt von Elternhaus. Wiffenfchaft und Theater be- zeichnen. Ich habe kaum irgend eine Studie veröffentlicht. die nicht diefen Zufammenhang deutlich erkennbar machen würde. Mein höchf'tes

Glück war erreicht. als mir. nachdem ich die dunkle Urgefchichte des Wiener Theaters auf Grund zehnjähriger Vorfiudien dargefiellt. als Nachfolger O. Teubers. dem der Tod kaum nach dem Beginne der Gefchichte des Burgtheaters die gewandte Feder entriß. der Auftrag wurde. das begonnene Werk zu Ende zu führen. Als Kritiker berufen in Wiener Blättern die Gegenwart des neuen Haufes von Schritt zu Schritt zu begleiten. hatte ich nunmehr die Schickfale des alten Haufes zu erzählen. an Forfchungen in Zeitungen und Archiven durfte ich im letzten Teile auch jene Erinnerungen knüpfen. die ich mit inniger Liebe ftets in mir lebendig gehegt. Ob ich erreicht. was ich wollte. vermag ich nicht zu beurteilen: aber das darf ich fagen. daß ich bei jeder Zeile meiner Arbeit fühlte. daß nur ein Menfch. der innig mit dem Theater zufammenhängt und der die Bühne feiner Zeit in fich aufnimmt. imftande ift. fchaufpielerifche Erfcheinungen der Vergangenheit und ihre Bedeutung durch den Wuft der fragwürdigen Berichte hindurch zu erkennen. Methode der Literaturgefäjichte auf ein. fcheinbar fo nahes und doch fo verfchiedenes Gebiet anzuwenden. das war mein Befireben. und was von ihm zu gelungener Ausführung gekommen fein mag. das danke ich jenen Faktoren. die ich oben gekennzeichnet habe.

Indem ich die Geduld des Lefers für meine an und für fich gewiß nicht merkwürdige Iugendgefchichte in Anfpruch nahm. ift eigentlich die eine der gefiellten Fragen fchon erledigt. Der Einfluß des Theaters auf meine Bildung ift ein fo entfcheidender gewefen. daß durch denfelben auch eine Reihe von Lücken in meinem Geifiesleben. die ich eben fo fchmerzlich fühle. als mir heute Beruf und Arbeit nicht mehr Zeit gewähren. fie auszufüllen. entftanden. Eine ftarke Einfeitigkeit. die felbfi auf meine Univerfitätsvorlefungen ihren Rückfchlag übt. läßt fich nicht verkennen. und eine Reihe literarifcher Fragen der Philofophie oder ftrengen Äfihetik fchlägt bei mir ebenfo an taube Ohren. wie Probleme der Sozialiftik oder Politik. So geht es bei mir. der ich doch in der Wiffenfchaft immer ein fiarkes Gegengewicht habe. Wie foll es bei jenen jungen Leuten werden. die derartiger nötiger Hemmungen entbehren und haltlos fich von der Bühne. und was untrennbar mit ihr zufammenhängt. beraufchen lafien? So halte ich das Theater in feinem erzieherifchen Werte. wonach Ihre zweite Frage geht. für unzweifelhaft bedeutungsvoll. wenn feine Gaben in richtigem Maße und im richtigen Augenblicke verabreicht' werden. aber für ein höchft gefährliches Gift in Händen von Pfufchern und Unmündigen. Selbft die höchfie Moral. die es eindringlicher predigt

als jedes Buck» kann am falfrhen Orte zur Irrlehre werden. Man nehme beifpielsweife Anzengrubers „Viertes Gebot". Der hohe Sinn des Werkes. daß auch die Kinder das Recht haben7 dem Gebote Vater und Mutter zu ehren, unter gewifien Vorausfeßungen zu widerfprechen- wie mag er auf manches unreife Individuum der niederen Schichten ver- derblich einwirken? Heute fieht die ganze Zeit unter dem nivellierenden Schlagworte der „Volksbildung". und was nur der hö>)| Gebildete als Kunfiwerk erkennen kann- foll auch zu den unberufenfien Ohren reden. Immer wieder wird derFehler begangem daß man ftrebt. ein durch Schleu- drian und Raffinement verderbtes Genre einfach zu befeitigen und durch Produkte höherer Art- die für diejenigen Schichten- die an ihre Kofi gewöhnt waren- unverftändlich find- zu erfeßenj fiatt mit aller Sorgfalt zu arbeiteny die alte Grundlage fefizuhalten und fie geifiig zu erheben und zu vertiefen. Ich denke dabei vornehmlich an das Volksftückj möchte aber auch die Operette durchaus nicht von der Möglichkeit einer Ver- befierung ausgefchlofien wifien. Aber: eines fchickt fich nicht für alle! Das gilt im Theater wie im Leben. Eine Regeneration in diefem Sinne hat in meinen Augen viel größeren Wert. als wenn man unvorbereitete Gemüter mit Iphigenien oder Taffos verwirrt.

Ein Blick auf das Repertoire der Gegenwart belehrt uns„ daß von einer „Kulturarbeit“. die unfere Theater verrichten- fei es für welche Kreife auch immer nicht die Rede fein kann. Die fozialen Ver- hältnifie unferer erwerbgierigen und kräfteverbrauchenden Zeit arbeiten fich da in die Hände. Das Theater felbfi ift ein Geflhäft gewordenj das feinen Verdienfi fucht wie jeder andere praktifche Beruff der Zufchauer. übermiidet von der Fron des Tagest begehrt nur leichte. angenehme Er- holung im Schaufpielhaufe. Selbft die Hofbühnenj die zum Schuhe großer nationaler Kunft berufen erfcheinen. können unmöglich ihre hohen Auf- gaben erfüllen. Es ifi nicht die Bühne. die fie daran hindert- es ift der Mangel an Werken großen Stils und Schaufpielern großen Stils. Alle diefe Faktoren unterftüßen fich gegenfeitigj um auch die auserwähltefien Kunfiinftitute unter den einfeitigen Bann der Produktion des Alltags zu fiellen. Erft muß der Kampf mit Variete und Kabaret ausgefochten feiny nicht nur auf der Szene„ fondern auch in der Dichtungj ehe Er- wartungen für die Zukunft fich vernehmbar machen dürfen.

-t/NW-r >- er?

———-_____-_ -— —~ - -... - -
e', - l' \l I- 'l'- ïï .l „J-'[1 y p ..ä 1-' '11"' '- -
-.._._ -- d.._. ~0--0_~~w0_*1
lll'l'll" .' "l ‘-Vi\ .. :'1 la- ‘~I.Ill. g ~ll‘iv'“ l7- d.. ,. "F'|".l'..,...,.((.'|'..'..|'
...K M.-- '_-.-.._.....*..
~ —-—.*_-.-~ ._ _-
TM
d'.
x l
p'
O
D
“s
n
M.
"1.)
.qt.
E
1
'l
'.'
l
1
bk

Die kulturellen Werte des Theaters
als jede-s Buch. kann am falfchcn Orte zur Jrrleine w rien. ii-in
nehme beifpicleweiic Anzengcubrrs „Viertes Gebot". Der li .. Ein* c...
Werkes. daß auch die Kinder das Ruhr haben. dem (kA-bo.:- '- .ter und
Mutter zu ehren. unter gewifien Vote-unfesungcn z.. wide-rannte.
wie mag er auf manches unreif'e Individuum der ni.de1.-i :In-treu der.
derblich einwirken? Heute fieht die ganze Zeit unter r-in n.»*.-'.lieri-nd*.:*.
Schlagworte der .,VolkZbildung“. und was nur der ,bir-*fc GebZ'drt_ :ls
Kunfiwerk erkennen kann. foll auch zu den unberuieniten "Ihren reden.
Immer wieder wird der Fehler begangen. daß man ftrebt. iin tutti-Seinen.
drian und Raffincment verderbtes Genre einfach zu beim-.inn und durch
Produkte höherer Art. die für diejenigen Feucht-en. tre an ihre kickt
gewöhnt waren. u*io-7i;.'indli-*h find. zu crfescn. ftatt mit alle.- Sergic.lt
zu arbeiten. die am ("*rundiaee f-*itznbalt-*n und fie gcifiig zu ert-.ben
und zu vertiefen. :ich denke dabei vornehmlich an das Volkefiück. mechte
aber auch die Operette filigrane mehr von der Mögli.hteit einer Ver-
befierung acisac-(cl'ltfien riefen, Aber: eines fchickt fich nicht fiir alle!
Das gilt im Theater 'rie im Lcbcn. 'Zi-Inc Regeneration in diefem Sinne
hat in meinen Aug-*n viel .r-Lk'Zrcn Wut. .rio wenn man unvorbereitete
Gemüter m.t Joh-gemini ..id-cr ?iV-.Ms mtr-»irrt _
Ein Blick auf das Rlfi'kii*il'l.' der Gegenwart belehrt uns. daß von
einer „Kulturarbeit“. die uniirr Theater verrichten. fei es für welche
Kreife auch immer 'ii-.fit r. Ride iein kann. Die fozialen Ver-
hältniüe unicrcr l'l'll'ififiii'UK-"i :nd kräftererbrauchenden Zeit arbeiten
fich da in die Hände. Dm :-- *;-2 '.*lllc ift ein Gefäfäft geworden.
das feinen Verdicnit li- "f »*-i . - - .'*ci - ,.- kti-*ihe Beruf. der Zufchauer.
iibcrmjidet von der Fri-r* 7. * *87!- -, '- "7*". nur leichte. angenehme Er-
holung im Schaufri-*K "ie, *. .ii * -. :'.'i*1n-*n. die zum Schuhe großer
nationaler 'nunfi bernf-n c L'-.k*. - "k-:n i- unmöglich ihre hohen Auf-
gaben erfüllen. Es niit-t "r . L**t1r" d e 1.. daran hindert. es ift der
Mang-l an Werken großen .Z2 l,- 1 .* ',.l-c. :iii-icrn großen Stils. Alle
dieie Falter-en unterfiiii-en ,im ,--1- num die auserwählteften
.Kunfiinfiirnte unter den .xxl-'ik : .- der Produktion des Alltags
zu frellen. Erft mut. 'rer k -.--.-7* * *-:ru-:t' und Kabaret ausgefochten
fein. niclit nur auf der _ i - --n auch in der Dichtung. ehe Er-
wartungen für die 3,2 n-l -- r-rnrombar machen dürfen.
.- Z):- x/T'WZ-?M/U W , L //

Jahrgang
l Q 0 8
X. Dunikowski: Frauengeï¬alt.
Zum Effay von Victor Lederer.

Martin Greif - Gufiav Falke
W1:
Martin Greif:
..Welchen Einfluß hat das Theater auf Ihre ethifche und äfthetifche Bildung ausgeübt?"
Mehr als ich mit wenigen Worten zu fagen vermöchte.
..Glauben Sie. daß das Theater kulturell erzieherifche Werte und Künfie in fich birgt?"
Gewiß und fehr bedeutende.
..Ift es zu erwarten. daß unfer modernes Theater diefe Aufgaben erfüllt?"
Wenn es die künfilerifchen mit den gefchäftlichen Rückfichten zu verbinden lernt und das Publikum das wahrhaft Dramatifche zu genießen weiß.
. - *Yu-*Ä
xx .
Gufiav Falke:
Mich zieht nichts zum Theater. Iäi kann eigentlich kaum mitfprechen. Daraus folgt fchon die Antwort auf Ihre erfie Frage. Das Theater hat fo gut wie gar keinen Einfluß auf meine äfthetifche und duräfaus keinen auf meine ethifche Bildung ausgeübt.
Daß das Theater kulturell erzieherifche Werte und Kräfte in fich birgt. möchte ich deshalb doch nicht beftreiten. Freilich nur das Theater. wie es fein foll. nicht wie es heute durchfchnittlich ift. Ob es aber je anders wird fein können? Den beften Willen fieht man ja hier und da. Aber eine Kunft. die fo fehr mit dem Gefchäft verquickt ift. wird in ihrem Aufftieg zum Ideal immer flügellahm bleiben.
Übrigens möchte ich als vorfichtiger Mann meiner Antwort auf Ihre erfte Frage hinzufügen: Unfer Werden und Wachfen wird fo

mannigfach beeinflußt. von allen Seiten. daß man fiäf im einzelnen nicht immer Rechenfchaft darüber geben kann. Und fo mag doch von einer Shakefpeare- oder Hebbel- oder Schilleraufführung ein Eindruck in mich gefahren fein. der an dem allgemeinen Feuer ethifcher und äf'thetifcher Läuterung mehr Anteil hat. als ich noch zu erkennen vermag.
WMV/e

Redaktionelle Bemerkung.

Die Theaterumfrage. die wir veranf'taltet haben. hat einen größeren Umfang genommen. als wir von vornherein dachten. In acht Heften haben wir Ausführungen von verfchiedenen Künftlern veröffentlicht. Wenn auch das Intereffe unferer Lefer nicht erlahmt ifi. glauben wir nun-mehr. eine Paufe eintreten laffen zu müfien. Diefe ift um fo mehr ge-rechtfertigt. weil jetzt die Init-ion moi-te kommt und das Intereffe am Theater weniger wach ift. Eine ganze Menge von Material ift ge-fammelt. und wir gehen nicht fehl. anzunehmen. daß befonders fpätere Biographen eine unfchähbare Quelle für Einflüffe und Entwicklungen finden werden. Wir fchließen hiermit die Theaterumfrage. betonen aber. daß uns das Thema anziehend genug erfcheint. es noch im nächf'ten Winter weiter zu fpinnen. Wir werden dann in erf'ter Reihe die bis-her unveröffentlichten Autoren zu Worte kommen laffen. Für jeßt danken wir allen. die fich an unferer Umfrage betätigt haben.

Karl Bleibtreu:
Romantifche Liebe.
llonnf soit. qu] [nal 7 peu-el
..Was wollen Sie von mir. Monfeigneur? Warum quälen Sie mich? Ich kann die Gefchenke des Kaifers nicht annehmen." Die junge Gräfin Maria Walewska erhob fich mit kummervoller. leidender Miene. Sie war eine zarte. anmutige Schönheit. eine fchmachtende Blondine von vornehmer Haltung und ernfiem melancholifchem Ausdruck. Ihre Züge. fein und fpirituell. fehienen geifiige Begabung und einen ungewöhnlichen Charakter zu verraten. ..Wie oft wiederholte ich Ihnen: ich bin eine verheiratete Frau. Ihre Befuche - jetzt fchon der dritte - kompromittieren mich."
..Wie das?" Der fiattliche Duroc. Marfchall des Palafies. eine Stellung. welche die Funktion eines Hofmarfchalls mit denen eines militärifchen Generalquartiermeifiers verfchmolz. je nachdem Napoleon fich in den Tuilerien oder im Feldlager befand. lächelte ironifch. Gewöhnlich ein tro>ener Schweiger. der fein Vielwiffen als Vertrauter und Iugendfreund des Imperators unter unbewegliäfer Ruhe verbarg. hatte auch fein Lächeln etwas Finfieres. Schwermütiges. ..Sollte ich fo unglücklich fein. den Verdacht Ihres fogenannten Gatten erregt zu haben? Oder follten Läfierzungen der Warfchauer Gefellfchaft meine Befuihe mißdeuten? Das wäre mir leid . . . obfchon es keine Frau entehren kann. die ritterliche Huldigung eines alten Soldaten entgegenzunehmen. übrigens habe ich Frau und Kinder."
..Warum fpotten Sie. Monfeigneur? Mein Mann meint natürlich. Ihre Aufmerkfamkeiten gelten feinem politifchen Einfluß. an den er glaubt; man wolle ihn durch mich gewinnen." Duroc lachte beinah. ..Als ob der Kaifer ihn nötig hätte! Doch fo ift er nun. Und was die Welt betrifft. fo fürchte ich fehr. daß man ihr keinen Sand in die Augen fireut. Meine Freundinnen geben mir Winke genug. daß man Ihre Befuche und angeblichen Bewerbungen nur zu richtig deutet."
..Nun ja. Se. Majeftät hat auf dem leßten Ball. wo er Ihre Bekanntfchaft machte. aus feinen Gefühlen kein Hehl gemacht. Er ifi nicht

gewohnt. fich Zwang anzutun. Darf ich fragen. ob Ihrem Herrn Gemahl es unangenehm auffiel?"
Sie zupfte nervös an ihrem Kleid. ..Reim Er beglüelwünfchte mich. daß ich gefalle und fo feine Stellung ftärke."
„O. der Kaifer wird fich ihm gnädig genug erweifen. Er läßt fich nichts fchenken." Er lächelte vielfagend.
..Das wird nicht nötig fein. dazu wird es nicht kommen. Adieu. Herr Marfchall. Unfere Unterredung ifi wohl zu Ende. Sie kennen meinen Entfchluß. Was wollen Sie noch?"
..Nichts als warum ich Sie bat: eine Audienz beim Kaifer."
..Das heißt ein Rendez-vous. Gehört es immer zu den Gepflogenheiten Ihres Amtes. den Poftillon diAmour zu machen? Als wir in unferem fernen Polen von berühmten Männern wie dem General Duroc hörten. ließ ich mir nicht träumen. daß ich einen fo gewaltigen Mann in folcher Rolle kennen lernen würde." Sie fagte es mit einem Gemifch feiner Ironie und verleßter Bitterkeit.
..Ach. meine gnädigfie Gräfin. drücken wir uns doch gewählter aus: Nennen Sie mich den Merkur des Jupiter. Denn daß der Kaifer den leibhaftigen Donnergott vorftellt. werden Sie nicht leugnen. Und daß jeder Sterblichen das Herz höher klopft. die er mit feiner Gunft beehrt. das darf ich Ihnen verfichern. Sollten Sie die einzige Ausnahme Ihres Gefchlechtes fein?"
..Es fcheint fo. Ich danke.\" Sie fiampfte leicht mit dem Füßchen. dem fprichwörtlich kleinen Füßchen der Polinnen. „Ich fühle kein Bedürfnis. mich fo viele n a n d er en anzureihen."
..Ach. Madame. jetzt verfiehe ich.\" Duroc nahm eine ernfie und wichtige Miene an. ..Man hat Ihnen fchlechte Gerüchte hinterbracht. daß der Kaifer fich vielen Zerfireuungen hingebe. Das ift alles elende Fabel. Glauben Sie. ein folcher Mann hat Zeit dafür?"
..Man follte es nicht denken." murmelte fie nachdenklich. ..Und dann die edle Kaiferin Iofephine -"
Duroc ftieß ein unterdrücktes Lachen aus. ..Haben Sie diefe edle Frau gefehn und gefproehen? Nein. Nun. dann denken Sie daran. daß die Fama in der Ferne manches Trugbild malt und erlauchte Perfonen in der Nähe oft anders ausfehen. als man fich einbildet."
..O ja. das merkte ich fchon.\" meinte fie vielfagend mit einem fchwachen Lächeln. ..Ich hatte mir einen Halbgott auch . . . weniger menfchlich vorgefiellt." *

„Madamm" erwiderte Duroc gemeffen. „ein Gott bleibt nicht minder ein Gott. wenn er fich zu Erdentöchtern herabläßt. Denn darauf wollten Sie wohl anfpielen? Was ich Ihnen über Ihre Majefiät die Kaiferin bemerkte. gefchieht natürliäy in tiefftem Vertrauen. Ich bin der hohen Frau ergeben. wie ihrer Würde gebührt. Doch fehen Sief unter uns- fie ifi älter als der Kaifer. war fchon recht verlebt und Witwe mit zwei Kindern. als der General fie freitez und die böfe Welt rannte auch allerlei von ihrer Vergangenheit. Unter uns, fie gab fogar noä) als Generalin Bonaparte lebhaften Anlaß zur Klage . . . die Familie des Kaifers war immer gegen fie. er follte fich fcheiden laffen . . ."
„Warum tat er's denn nicht? Warum krönte er fie fogar eigen- händig zur Kaiferin?‟ frug fie aufmerkfam.
„Das will ich Ihnen fagen. das ifi ein Seelengeheimnis. Die Welt kennt den großen Mann nicht. wie ich* fein Freund." Duroc fprach in vertraulichem Flüfterton und mit Wärme innerer Überzeugung. „Er ifi fo voll Gemüt und voll Treue. Er vergißt nie. Wo er wirklich liebtx verzeiht er alles und bleibt dankbar für jede fchöne Vergangenheit. Sie ahnen nicht. wie edel er ift. Die Welt hält ihn für kalt und fiolz, doch er ifi fo gut.‟
„Ifi das möglich! Wer ihn bewundert. und das tut jederF möchte es gerne glauben." hauchte fie vor fich hin. ,.Nun. wenn er fo gut ifi. dann muß er doch auch dankbar fein für die Begeifterung der Polen. nicht wahr? Doch man hat bisher wenig davon gemerkt. Er gab nicht mal ein bindendes Verfprechen . . .“
„Für die Wohlfahrt diefes unglücklichen Volkes?" Duroc fah fie forfchend an. als wittere er eine Fährte. „O- fie liegt ihm am Herzen, glauben Sie mir! Nur . . . Ihre führenden Männer hier find nicht danach angetan. ihm zu imponieren. Wenn ein beredter Mund ihm vor- fiellt. was Polen wünfcht und fehnt. dann wiirde fein großes Herz ficher freudig einem fo edlen Werke entgegenfchlagen.“
„Sind Sie deffen ficher?" Sie hatte fich langfam wieder gefeßt und fah nachdenklich vor fich nieder. „Es wäre eines Verfuches wert."
„Das will ich meinen. In Polen, hab' ich mir fagen laffen. re- gieren die Frauen. So follte denn das fchöne Gefchlecht eine Ver- treterin fenden. um die Wünfche der Nation ihm vorzutragen. O. und daran wird es ficher nicht fehlen . . , bemerkten Sie. wie Prinzeß Jeannette Radziwill. die fo für alles Franzöfifche fchwärmt. und Gräfin Annette Tysczkiewicz und Fürftin Iablomonska auf dem Hofball im

Warfchauer Schloß an feinen Blicken hingen? Die wiirden fich nicht
lange bitten laffen. fich dem Kaifer im Namen der Nation zu Füßen
zu werfen."
Der fchlaue Fuchs fpekulierte auf die weibliche Eiferfucht. und er
hatte fich nicht verrechnet. Sie runzelte leicht die Stirn und biß fich auf
die Lippen. Dann blickte fie ihn voll und groß an: ..Da Sie fo in mich
dringen. Monfeigneur. fo will ich Ihre Bemühung nicht fo graufam
vereiteln. Melden Sie Sr. Majefiät. daß ich morgen zur Audienz er-
fcheinen werde."
Kammerdiener Eonftant hatte fich mit freundlichem Grinfen.
Leib-Mameluk Ruftan mit feierlichem Salam zurückgezogen. Sie faß
allein im kaiferlichen Kabinett. hochklopfenden Herzens und halb zitternd.
halb entfchloffen wie ein Verurteilter. der dem Schafott entgegen geht.
ins Unvermeidliche fich fügt. Bläffe und Erröten wechfelten auf ihrem
Geficht. Kurze heftige Schritte - Aufreißen und Schließen der Tür -
fporenklirrend trat Napoleon ins Gemach. Er neigte fiumm zum Gruß
das Haupt. indes fie nach höfifcher Etikette eine tiefe Reverenz machte.
Doch in das bleiche Olivengelb des Eäfarengefichts ftieg eine leichte
Nöte. Diefer rofige Anhauch belebte einen Augenblick die ftarre Schön-
heit der klaffifchen Züge. ein Alpenglühen auf Gletfcherfirn. Doch wenn
das Glühen weicht. wird die nackte Düfiernis der Alpe noch fchauriger.
und die Majeftät der wachsbleichen Marmorbüfte erweckt wohl Be-
wunderung. aber ficher nicht Liebe. Die Walewska fah dies alles mit
einem Blick. und die polnifche Salondame fah auch die etwas eckigen
Bewegungen der kurzen dicken Gefialt. die ihr. an elegante fchne-idige
Kavaliere gewöhnt. unangenehm auffiel.
..Da find Sie alfo endlich! Haben lange auf fich warten laffen.
Sonft muß ich das Gegenteil abwehren. doch Abwechflung ergößt. Die
Hauptfache ifi. daß Sie da find. daß Sie geruhen. mich zu erhören."
Seine Stimme klang barfch und etwas heifer. wie belegt. Die kraufe
Strähne. die bei fonft kurzgefchorenem Haar über die gewaltige Stirne
herunterhing wie die Kriegslocke eines indianifchen Häuptlings. zitterte
leicht. Doch fein tiefes Auge. das merkwürdigerweife gewöhnlich fanft
und milde zu blicken pflegte. funkelte hart und firenge. ..Sie wollen
fich lange bitten laffen. fcheint es. Spätes Gewähren erhöht den Preis.
Haben Sie Wünfche. die i>f erfüllen kann?“

Sie hüllte fich mit heftigem Unwillen in ihre Mantille. ..Mit wem reden Sie. Site? Verwechfeln Sie mich mit Ihren Hofdamen. die auf Kommando parieren wie Ihre Lakaien? Ich bin eine freie Polin und nicht mal Ihre Untertanin."
Er lachte auf. ..Meine Untertanen find alle. die meinem Macht-bereich verfallen. .Heute alfo auch Polen und alle feine Bewohner. Doch fürchten Sie nichts. ich bin kein heidnifcher Sultan. der Beute für feinen .Harem fucht. fondern ein fehr zivilifierter Europäer. ja. der wahre Vertreter der Zivilifation. Ehre den Damen. foweit fie ihnen gebührt! Zwar. das fage ich gleich: das Los der Frauen in der Türkei fcheint mir gar nicht beklagenswert. und ich haffe die fentimentale Anbetung verliebter Ekftafe. Frauen follten nie über ihren Kreis hinausgehen. die Liebe. die Familie. Da mögen fie herrfchen. Und dann". feine Stimme fänftigte fich mit zärtlichem Anklang. ..herrfchen fie auch über unfer Gemüt." Er blieb dicht vor ihr ftehen. ..Sie find fchön. reizend. bezaubernd. Mich haben Sie bezaubert. Ia) bin der Sklave Ihrer Reize." Er wollte den Arm um fie fchlagen. doch fie wich ihm aus. ..Was. noch fträuben. wie eine englifche Miß? So viel Prüderie ift man an Polinnen nicht gewöhnt."
..Dann gewöhnen Sie fich daran bei mir. Sire." rief fie ftolz. ..Eine verheiratete Frau. eine Walewska. behandelt man nicht wie eine hergelaufene Pariferin."
..Oho. fo fiolz! Doch. das gefällt mir. Verheiratet? Daß Gott erbarm! Jhr teurer Anaftas Walewski ift ein Greis. eine Ruine. hat Sie geheiratet aus Eitelkeit eines verlebten Roues. Welches Verbrechen wider die Natur. welche Abfcheulichkeitl Sie follten jedem danken. der Sie davon befreit . . . und doppelt. wenn es Napoleon ift. Wiffen Sie nicht. Madame. was das bedeutet? Sind Sie blind oder toll? Der Weltgebieter wirbt um Ihre Gunft. und Sie tun. als ob Sie etwas zu verlieren hätten!"
„Wenn nichts anderes. fo meine Ehre!" fagte fie feft. ..Und was würde mein Schickfal? Ihr Spielzeug fein für einen flüchtigen Augenblick?"
..Oho. daher bläft der Wind?" Seine Stimme wurde noch' fanfter. fein herrifcher Ausdruck wich einer verfchwommenen Zärtlichkeit. ..Wie wenig kennen Sie mich. Leute meinesgleichen! Von wem können Frauen brutale Ausnüßung erwarten? Ich will es Ihnen fagen: Von den Kleinen. den Mittelmäßigen. Diefe heuchlerifchen Tölpel haben auch

die Mär erfunden. die Großen und Starken feien die Selbftfüchtigen. Pah. wiffen Sie. wer das Mitleid erfunden hat? Die Starken. Denn nur die haben Uberfluß von ihrer eigenen Fülle. Mißtrauen Sie deshalb allen Demagogen aus dem Volke! Das find faft immer Streber. Wer hat je ernftlich für die Freiheit fich geopfert. für dies elendo Volk? Immer die Vornehmen. entweder nach dem Geifie oder nach der Geburt. Ehre den Arifiokraten. wenn fie's wirklich find! Doch das fchweift in Regionen. die eine Frau nichts angehen. Bleiben wir bei der Liebe! Wer kann denn lieben? Nur der Starke und niemand fonft. Der hat das Bedürfnis. ein anderes Wefen ans Herz zu fchließen. fich gleichfam feiner drückenden Uberf'tärke zu entledigen. indem er von fich an ein anderes Geliebtes fpendet. Verftehen Sie mich?"

„Vollkommen" Jhr war. als ob ein leifer wollüftiger Schauer fie überriefele. als ob ein warmer Sirokko fie füßbetäubend mit einem Mantel innigen Behagens umwickle oder fie in ein warmes Spezereibad untertauche. Und diefer Mantel war ein Hermelinmantel. Wer war der Mann. der diefe großen Dinge zu ihrem Herzen fprach? Der Stärkfte der Starken. der Größte der Großen.

Napoleon ging. anfcheinend ohne fie zu beachten. im Zimmer auf und ab. Sobald feinesgleichen die Liebe zum Abfirakten. zum Veranfchaulichen einer Idee. überkommt. verfchwinden alle irdifchen Bilder. ..Die gefchlechtliche Liebe ift nichts Geringes. fie ftammt aus dem Allerheiligften der Natur. und wir merken nur nicht. von wannen fie kommt. wie bedeutungsvoll fie ift. und fchickfalsbeftimmt. Ia. oft ift die Liebe felber das leibhaftige Schickfal. Nicht nur bei gewöhnlichen Leuten. Sehen Sie. da ift Jofephine . . . hm. Sie kennen fie nicht . . . die war mein Spielerglück. Hätt' ich fie nicht getroffen. dann hätt* ich in Italien nicht kommandiert. und was ich dort tat - hm. die Hiftoriker werden darüber lachen. aber 's ift doch wahr. das kam zum Teil auf Rechnung meiner Verliebtheit. Im Mittelalter brachen die Ritter eine Lanze für die Huld ihrer Donna. ich brach gleich Lanzen mit allen Lanzen der Welt. denn ich bin . . . nun ja. ich bin Napoleon. Und fpäter auch mancherlei . . . ich kann das nicht auseinanderfeßen. Wohlan. Schöne. als ich Sie fah. bekam ich einen elektrifchen Schlag: das ift auch eine vom Schickfal mir Zubeftimmte. Laffen Sie fich nichts vorreden über andere. die ich mal . . . die mir eine kurze träge Stunde verkürzten. Die zählen nicht. abfolut nicht. Die Frauen follten lernen. den Mann zu begreifen. Der ift von Natur polygamifch. wie die Frau das Gegen-

teil. Doch in feiner wirklichen Liebe da ift der Mann auch monogamifch. das glauben Sie nur; wirklich lieben. was den Namen verdient. kann er immer nur eine. Sie. holde Maria. haben nur eine Rivalin: Iofephine. doch eine Rivalin der Vergangenheit. Ich liebe Sie. bei Gott. ich liebe Sie. und Sie follen mir fein. was Iofephine mir war. Von den Stürmen meiner Laufbahn will ich ausruhen an Ihrem Bufen und den Stern meines Schickfals - ich will ihn lefen in Ihren Augen.“

Derlei poetifche Phrafen ftelltan fich beiNapoleon in bewegten Augenblicken ganz von felber ein und klangen bei ihm nicht wie Phrafen. fondern monumentale Rede altklaffifchen Römorfiils. Der polnifche Adel. von Iugend an franzöfifch erzogen. vermißte dagegen bei ihm jene zierlichen Efpritwendungen von Komplimenten oder frivolem Witz. die einer feichten Salonkultur von jeher als Merkmal gallifcher überlegenheit erfchienen. Auch der Walewska mißfiel bei dem offiziellen Hofball. wo Napoleon in Warfchau Eercle hielt. feine brüske ungraziöfe Redeweife und verfiärkte den nichts weniger als imponierenden Eindruck feiner kleinen Figur mit dem ausgeprägten Embonpoint. feiner eckigen Bewegungen und feiner fchlichten. prunklofen Tracht. Die überwältigende Schönheit und Erhabenheit feines Gefichts wirkte auf die polnifchen Damen gar nicht. fie bemerkten nur die gelbgrünliche Olivenfarbe feines wachsbleichen Teints. Napoleon machte an jenem Abend um fo weniger eine gute Figur. als fein umwölkter und halbfinfterer. halb erzwungen heiterer Ausdruck eine innere Verlegenheit und Zerftreutheit zu verraten fihien. Maria Walewska hatte das Bild in ihrer Erinnerung bewahrt. doch der Mann. der jetzt vor ihr ftand. war ein anderer. Es war. als wüchfe er um Haupteslänge. und fein feuriger. zärtlicher Bli> kitzelte fie mit geheimer Verlockung. Ein Strom widerftreitender Gefühle wogte über fie hin. Gefchmeichelte Eitelkeit. weiblicher Ehrgeiz. eine gewiffe ehrfürchtige Bewunderung. aber alles eher als perfönliche Zuneigung. Gleichviel. den .Helden des Jahrhunderts zu zähmen. wie eine Omphale den Herkules. folchen Triumph weiblichen Zaubers zu genießen wäre wohl eines Opfers wert.

..Der Stern Napoleons* ift größer als die Augen einer Frau.“ fagte fie gefaßt. ..Ihre Herablaffung. Sire. überfchäßt meine arme Perfon. O. ich muß demütig die allzu große Ehre ablehnen. Denn was Sie unterfchäßen. das find die Grundfäße weiblicher Tugend.‟

„Wasl" Sein Mienenfpiel änderte fich. ein Zornbliß fchoß aus feinen Augen. „Das muß ich fchon mal gehört haben. Weibliche

Tugend. wo wohnt fie? In Ihrem fchönen Herzen? Decken Sie's auf. ich fehe fo was auch fehr gern. Im allgemeinen tönt diefe Fanfare mir immer als Chamade vorm Waffenftrecken." Sie wollte fich heftig von ihrem Sid erheben. hochrotflammenden Angefichts. doch er drückte fie unfanft nieder. ..Ruhe in den Gliedern! Ich will Sie nicht beleidigen. Mag fein. daß Sie anders find als andere . . . eine Frau. die Napoleon liebt. muß wohl etwas Apartes fein . . . doch gerade deshalb muß fie erhaben fein über kleinliche Schrullen. Tugend! Sind Sie eine kleine Nähmamfell. die aus Teetifchromanen ihr Quantum Sentimentalität nachplärrt? Sind wir Bürgersleute? In Ihrem Stande. Gräfin. pflegt die Tugendpeft fehr felten zu grafiieren. Und Tugend und Ehre find relative Begriffe. die fofort einen andern Sinn haben. wenn ein Kaifer fie deutet. Nochmals: Verlangen Sie einen Beweis meiner Liebe. einen handgreiflichen. fichtbaren. wie meine Macht ihn bieten kann? Befehlen Sie und es foll gefchehen. Soll ich Ihrem Mann einen Fürfientitel anhängen. oder Ihren Bruder ode-r Coufin zu Botfchafter oder Minifier oder General machen? Meinethalben! Und Sie felbft - meine Liebe wird Sie mit Schäßen überfchütten. mit allen Iuwelen der Welt. um Ihr fchönes Bild in blendenden Rahmen zu faffen."
..Ohne es zu wollen. verletzen Sie mich immer wieder. Sire."
Ihre Haltung wurde plötzlich fiolz und entfchloffen. fie nahm fich zufammen. ..Wenn ich mich je verkaufen follte. fo wäre es um höheren Preis."
„Was? Auch das noch? Soll ich mich etwa morganatifch mit Ihnen trauen laffen oder meine Frau verfioßen?" rief er mit laut ausbrechendem Ärger. ..Solche Faxen fparen Sie fich! Das geht zu weit und beleidigt meine Würde. Solche Unterwerfungen unter Ihren Willen laffe ich mir nicht diktieren. Hüten Sie fich! Man zupft den Löwen nicht ungeftraft an der Mähne.“
..Wenn Sie in diefem Tone reden. fo laffen Sie mich gehen!“ rief fie empört. ..Das alles verlange ich nicht von Ihnen. So felbfiifch bin im nicht. fondern ich will etwas Höheres. Nun denn. ja. das ifi meine Bedingung. und nur um fie können Sie mich erwerben."
..Noch Höheres? Zum Teufel. was denn? Soll ich die Erdachfe ändern oder fonfi fo eine Bagatelle?" Er betrachtete fie mit fpöttifchem Befremden.
..Reim aber den politifäjen Anblick Europas. Sie fprachen von

Ihrem Stern. Nun wohl. Sie find der Stern Polens. unfer Stern. der uns aufging. Morgenfiern der Hoffnung. Sire. o Sire!" Sie glitt von ihrem Siß zu feinen Füßen nieder. ..Retten Sie unfer Vater. [and. geben Sie Polen das Leben wieder!"

..Saprifii. fo plaßt die Bombe?" Napoleon trat vor Erftaunen einen Schritt zurück. daß der Sporn feines Stiefels klirrte. Doch feine Stimme war fanft und gerührt. als er fie mit heftigem Griff empor- richtete: ..Auf. auf. Madame! Ich verbiete Ihnen. je wieder zu knieen. Mein Platz ifi zu Ihren Füßen. nicht umgekehrt." Diefe ritterliche Phrafe in ihrer öden Konventionalität gewann ihm mehr vom Herzen der Holden. als jede fiürmifche Werbung. ..Ich ehre Sie dafür. Man weiß ja. daß in Polen die Frauen es find. die den Patriotismus nähren. Schön! Auch die fentimentalen Deutfchen - da war die Herzogin von Weimar. eine brave Perfon. die mir mutig patriotifche Worte ins Geficht warf. ich habe darum ihren Gemahl gefchont. Ia. ich habe es gern. wenn Frauen die Ideologie pflegen. Das ziemt fich. denn ihr Reich beruht auf den Illufionen. Aber wehe dem Land. wo die Frauen. und feien es die Befien. das große Wort führen und die Männer gängeln. wie bei euch Polen! Die rauhe Wirklichkeit erfordert rauhe Männer. Überlaffen Sie Leuten wie mir. die Welt zu regieren. und begnügt enäf mit der Herrfchaft über unfere Herzen! Nein. mein Kind. ich zürne Ihnen nicht. ich liebe Sie noch mehr dafür. Solch hochherzige Aufwallung fteht Ihnen gut. fürwahr. Doä) Polens Wiederherfiellung - ein frommer Traum! Reiben Sie fich den Schlaf aus den holden Augen und blicken Sie auf die fchöne Wirklichkeit! Napoleon. Ihr Liebhaber. und Sie felbfi - wir beide allein. uns eine Welt. alles übrige' Traum und Chimäre!"

Sie brach in Tränen aus. ..Dann leben Sie wohl. Site! Ich hatte gehofft . . . wollte mich ins Unvermeidliche fügen . . . Doch ich habe gefchworen. mein Geliebter kann nur der Wiederherfieller Polens fein."

„Wahnwißigel" Seine Stimme nahm förmlich einen kreifchenden Laut an. er packte fie an beiden Armen und fchüttelte fie unfanft. ..Wer hat Ihnen die Tollheit ins Köpfchen gefeßt? Ich laffe ihn peitfchen. den Elenden. der Ihnen den Verfiand verdreht hat. War es der Efel Malachowski. der pathetifche Iubelgreis. der gern den alten Brutus mimen möchte? Oder der fchleichende Idiot Wyliki. der mir fchmeichelnd als Höfling um den Bart geht und doch den Schwärmer nicht verbergen

kann? Oder Ihr Vetter Offolinki. der junge Geck und vorlaute Nafe-
weis? Gab ich nicht allen diefen Narren längft den verdienten Tritt?"
..Davon ift mir nichts bekannt. Site.“ Sie verzog bitter den
Mund. ..Im Gegenteil. Sie gaben ihnen freundliche Worte. leere
Ausreden. weil Sie uns Polen noch brauchen. wie Sie alle Menfchen
zu Ihren Zwecken verbrauäfen.“
..Ich bin durchfchaut. meiner Treu!“ Er lachte heifer auf. ..Der
Politiker foll noch geboren werden. der Efeln die Wahrheit fagt. Wenn
die Stunde kommt. werden fie fchon den Efelstritt erhalten. Kurz. ich
will nicht. Mich für immer mit Rußland verfeinden? Fällt mir nicht
ein. Ich brauche den Zaren und fteure auf Ausföhnung los. wenn er
fich gefügig zeigt. Doch was fchwaße ich da! Wenn Sie es aus-
plaudern. dementiere ich. Die Hauptfache bleibt. daß ihr Polen fo
wenig zur Selbf'tändigkeit taugt wie die Isländer. Ihr habt euch un-
fähig gezeigt. ein Reich zu bilden. und das Verhängnis felber auf euch
herabgebracht. Ein fo großer Mann. wie Friedrich der Große. hätte
nie in Polens Teilung gewilligt. wenn nicht unabänderliche Notwendig-
keit es gebot."
..So nennen Sie den fchändlichfien Völkermord?‟ rief fie zorn-
bebend. ..In drei Stücke auseinandergerif'fen. wie ein gebundener Leib-
eigener von wütenden Pferden! Ein fo großes Volk. das von der Oft-
fee bis zum Dniepr herrfchte! Der Weiße Adler mag im Käfig f chmachten
mit gebrochenen Schwingen. aber ein Adler war er doch und wird es
bleiben."
..Sie find beredt. Madame. und Ihr heiliger Eifer macht Sie noch
fchöner." Er verfchlang ihr Bild mit glühenden Blicken. ..Doch das
find Redensarten. Ideologie. wie verworrene deutfche Metaphyfik.
Polens Auferftehung -- fo 'ne Idee! Wenn Ideen zu bloßen Worten
werden und fpekulativen Begriffen. dann find fie fchon tot. Leben hat
nur die Tat. In). ich lebe in der Idee. denn ich fchaffe. reiße nieder
und baue auf wie die Natur. Die hat auch Ideen. hat Gefeße und Re-
volutionen. doch fie fpintifiert nicht darüber. fie arbeitet drauf los ohne
Befinnen nach innerem Zwang. So fchaffen die echten Künfiler. fagt
man. Nun. ich bin auch ein Künfiler. mein Handwerkzeug ifi die
weite Welt und das Menfchengewürm. das auf ihr herumwimmelt. Und
ich mache auch keine blaffen Pläne und fpinne Syfieme und ahme nach
wie fchlechte Afterkünfiler und Doktrinäre. ich knete nicht Luft. die
zwifchen den Fingern zerrinnt. fondern lebendiges Material. wie fich's

mir bietet. und was bei dem Kneten herauskommt. das ifi eben Künft-
natur. Notwendigkeit. Leben. Polen ift mir Luft. verfiehen Sie. Luft.
Ich bin kein Lüftefegler. fondern wurzle auf der Erde und fiampfe über
fie hin mit meinen Soldatenfiiefeln. Genug! Trocknen Sie die füßen
Augen und kommen Sie in meine Arme! Die* Geliebte Napoleons fein.
ifi Ihre Notwendigkeit. Ihr Schickfal. Ihre Naturbefiimmung. - und
Polens Auferfiehung ift fo unnatürlich wie die Auferfiehung der Toten.‟
Sie hatte ihm gelaufcht mit einem Gemifch begeifierter Verehrung.
fehr verfchieden von der früheren kalten und fozufagen platonifchen Be-
wunderung. und doch wieder weiblichen Troßes. der fich nicht überzeugen
laffen will. In der einfachen Großartigkeit. mit welcher diefer Ideen.
feind als verkörperte Idee feine Wahrheitseinfälle eruptiv hervorfiieß.
lag etwas Uberwältigendes. als käme jeder Sad aus dem Herzen der
Natur felber. Lauter Aufierlißfchlachten in jedem Wort. ganz einfach
und doch fo riefenhaft genial. Das alles empfand fie teils dunkel. teils
blißartig mit dem intuitiven Infiinkt des Weibes. Ohne daß fie es
ahnte. verriet der Blick. mit dem fie ihn anfchaute. verfchwimmend und
matt wie im Fieber. eine fehr veränderte Seelenverfaffung.
..Ifi das etwa nichts Lebendiges." hob fie fiockend wieder an. ..die
Hingebung und Sehnfucht. mit der Polen Sie als feinen Befreier grüßte?
Wenn die polnifchen Freiwilligenlegionen. die zu Ihnen ins Feldlager
eilen. für Sie fterben. find Sie dann nicht überzeugt. daß Polens Herz
noch lebt?“
..Bei Gott. fchön gefagt!" Er heftete auf fie einen durchdringenden
Blick. ..Ich habe miäj nicht getäufäjt. Sie find ein herrliches Weib.
Mein Stern fchwebt über mir auch hier und fpendet mir Glück. Und was
Sie da andeuten -“ Er verfank in kurzes Nachdenken und fuhr leife
fort: ..Ich bin nicht unempfänglich für Treue und Zutrauen. wie Toren
von mir wähnen. weil ia) keine Rührfzenen auffpiele. Glaubt man. daß
ich kein .Herz habe? Die Polen find ein warmherziges Volk und haben
gute Eigenfchaften . . . fie find auch tapfer . . . nun wohl. fie follen es
mal zeigen in meinem Dienfi. und wer weiß. was noch werden kann!
Aber_ was denken Sie denn. meine Schöne! Sie tun. als hätte ich nur
zu wollen. und könnte fchon jetzt mit einem Federfirich ein neues Polen
aufpflanzen. So rafch geht das nicht. Das war die Art der hochfeligen
Iakobiner. Die wollten alles fofort unter eine Müße bringen. die rote
Freiheitsmüße. und dafür zog man ihnen felbft das Fell über die Ohren.
Selbfi mein Minifier Talleyrand. auch nicht gerade der Dümmfte. war

damals ein Einfaltspinfel und kam fich wie ein Schuljunge vor. als
ein gewiffer junger Mann aus Korfika. der foeben mit einigem Lärm
den Weltkatheder befiieg. ihm politifche Vorlefungen hielt. Nur nichts
überfiürzen. reifen laffen! Manchmal in vulkanifcher Zeit wie heut geht
jedes Iahr mit einer Reife trächtig. wozu man fonft Jahrhunderte
braucht. Aber eben den rechten Augenbli> abwarten können. da liegt
das Geheimnis. daß ein kühner verfchlagener Schöpfer die ausfchweifend-
fien Ideen feiner Einbildungskraft in die Wirklichkeit umfeht. Da
brauche ich felbfi das verhaßte Wort Ideen. Doäf ich meine was anders
damit als deutfche Schulfüchfe. Die Natur verfieht mich fchon. Kurz.
man foll nicht 1807 tun wollen. was man erfi 1810 tun könnte. Wir
werden fehen. Geben Sie nicht alle Hoffnung auf. ich möchte fie
Ihnen nicht rauben. Ihre Worte find nicht ganz unfruchtbar geblieben.
Hm. ein Polen als Zwifchenwand zwifchen Europa und Afien - denn
Rußland ift fchon Afien - nicht übel! Aber vorerft fiehen noäf die
Armeen des Zaren im Felde. meine eigene ift gefchwäiht. durch endlofe
Etappen von ihrer Bafis getrennt. Vom Rhein bis zur Weichfel wehen
meine Adler. aber darüber hinaus - wann ich die Ruffen erft über den
Riemen warf. dann werden wir vielleicht weiter reden. Obfchon -
es kommt drauf an - ob im mit dem Zaren gut auskomme - hm!
Umfonfi. fchon jetzt Entfchlüffe zu fafienl" Er ftarrte über fie hin. wie
in weite Ferne.
..O. foll mir das genügen?" hauchte fie. ..Geben Sie mir ein
bindendes Verfprethen! Im Namen meines Vaterlandes befchwöre ich
Sie - und dann -"
..Und dann?!" Napoleon machte einen Satz durchs Zimmer wie ein
gereizter Tiger. aus der Dfchungel aufgefcheucht. ..Wasl Man wagt
mir Bedingungen zu ftellen. mir Pflichten aufzuerlegen! Mir!" Und
wie in finnlos barbarifcher Wut ergriff er feine kofibare Tafchenuhr.
die auf einem Toilettetifchchen lag. und fchleuderte fie zu Boden. daß fie
klirrend zerfprang. War das die gleiche Szene. wie er fie' einfi in
Campo Formio dem Friedensunterhändler Eobenzl mit der Porzellanvafe
aufführte. als der arme Diplomat niäjt blindlings unterfchreiben wollte?
Ganz korfifcher Naturmenfch. rafie er wild: ..Weib. ergib dich. oder ich
zertrete dich! Du bi| mein. mein. vom Schickfal in meinen Arm ge-
worfen. Mir willfi du widerftehen. der felber das Schickfal ifi? Nichts
da!" Er riß fie an fich und bedeckte fie mit Küffen gieriger Leiden-
fchaft. „Du bift mir verfallen für alle Ewigkeit." Und da fie weinte.

nur fchwach fich firäubend. fprach er mit einer gewiffen feierlichen Sal-
bung. als fpende er ein Orakel: ..Es beweift die Schwääje des Menfchen-
geifies. daß man zu glauben wagt. man könne mir widerftehen."
..Rettet. rettet den Kaifer!" Dumpf gellte der Ruf aus taufend
bärtigen Münden durch die dicke. von Pulverqualm und Schneetreiben
verfinfierte Luft am Kirchhofhügel von Eylau. Gell. lang hingezogen.
fchmetterten zwanzig Trompetenfanfaren über die kahle Schneefläche.
als die Reifigen Murats. hier am Standort Napoleons voraus die
Grenadiere und Jäger zu Pferde der Kaifergarde. fich in den Feind
ftürzten. deffen Gefchwader in Verfolgung zerfprengten Fußvolkes fich
foeben dem Kirchhofgeländer nahten. wo der kleine Mann im grauen
Uberro> lehnte und gelaffen durchs Fernrohr den Anprall beobachtete.
..Weläje Keckheitl" murmelte er. Unmittelbar zu feinen Füßen
wurde gleichzeitig eine Kolonne grünröckiger .Hunnen mit gelben Blech-
müßen - ruffifche Gardegrenadiere - von einem Bataillon Alter Garde
und einigen Schwadronen niedergemacht. deren blaue Litewka. Ulanen-
_tfchapkas und rofenrote .Hofen von Dunkelblau und Bärenmüßen der
Gardeinfanterie fremdartig abftachen. ..Welche Truppe geht da fo be-
herzt vor?"
..Sire. die Polen vom 4. Regiment der Nordlegion." erwiderte der
lange. ftattliäfe Stabschef Bertier. ..fcheint ein taugliches Material."
...Hm. die Polen. gut." Ihr wildes ..Es lebe der Kaifer!" tönte
zu ihm herauf.
..Wird die Gräfin freuen." brummte Duroc vernehmlich hinter
ihm. Der Kaifer fchien es nicht zu hören. ins Schlachtbild verfenkt.
..Marbot. reiten Sie zum 14. Ligue. das fich noch immer hält. Es ift
ganz umringt. Bringen Sie den Braven meinen kaiferlichen Dank und
Gruß und mein Lebewohl. wenn fie nicht mehr entkommen können.
Retten Sie den Adler! Sollten Sie dabei bleiben. fo fenden Sie. wenn
möglich. noch Rapport vor Ihrem Ende!" Der Adjutant verneigte fich
fiumm und fprengte im Nebel davon. ...Hm. Sie da. Mortemartl Laden
Sie den Marfchall Augereau ein. wenn er noch lebendig ift - die Di-
vifionäre find gefallen - er foll Divifion .Heudelet links von Rothenen
in Stellung bringen unter Deckung der 3. Dragonerdivifion. Man hört
ja nichts mehr von Davout. .Hat denn Friant das Neft da. Kutfchitten
oder wie es heißt? Reiten Sie zu Morand hinüber. ob St. .Hilaire

richtig an ihn anfchloß und ob er endlich die Kregeberge fiürmt. -
Nummer elf!" Die an der Tour feiende Nummer der Adjutanten-
kette falutierte. ..So. das find Sie. Montesquieu! Bringen Sie mir
Nachricht von Murats Attaäe! - Nummer zwölf! Fragen Sie in Eylau
an. ob Soults Batterien frifche Munition brauäfen. Sie können dem
Marfchall fagen. ich fei zufrieden. Er führt als verfagte Linke meine
Intentionen richtig aus. - Duroc. du kannft für den Tagesbefehl vor-
merken: die Generale Hautpoul und Grouchy machten fich bemerkbar."
Die Schlacht waberte fort mit Myriaden Flammenzungen. Schwefel-
gelbe Gefchüßbliße zuckten durch den weißen Schleier der Säfneeflocken.
Links von Eylau und weiter vorn dröhnten feftgefrorene Teiche vom
Huffchlag antrabender Gefchwader. Durch den Rauchnebel blinkten
manchmal Adlerfahnen mit der goldumfranften Trikolore über Schnee-
hügel. dann verfchwanden fie. wie von Schneeuntiefen verfchluckt. Fern
von rechts donnerte Davouts Schlachtlärm. In der Mitte klirrte und
raffelte eine mächtige Reiterfchlacht. ab und zu trug der Wind abge-
riffene Signale herüber. Die Gardevierecke ftanden f'tarr und düfter
wie Granitblöcke um den Kirchhof. die Bärenmüßen nahmen fich in der
Ferne wie ein Fichtenwäldchen aus. Vor ihnen hantierten Garde-
kanoniere mit brennenden Lunten. der rote Kolpak ihrer kleinen runden
Pelzmüßen wehte bebend bei der Lufterfchütterung jeder Batterieent-
ladung. Rückwärts ftrömten ganze Brigaden von Verwundeten über
das blutberiefelte Winterfeld. deffen bleiches Leichenlaken fo viele als
Totenhemd umhüllte. Ab und zu fchrie ein verendendes Pferd unter
einer kümmerlichen Föhre. in deren Schuß es fich hingefchleppt mit
herausquellendem Eingeweide. Verfchneites Tannengeftrüpp. wie kri-
ftallifierte Edelweißblumen in Vergrößerungsmaßftab. quoll von Blut
über wie eine Silberfchale. In jeder Vertiefung fchiäfteten fich Roß-
kadaver. jede Eisgrube fteckte voll von uniformierten Leichen. Blau- und
Grünröcke durcheinander. Als fchwarze Ruine ftreckte in der Nähe eine
Windmühle die Stümpfe ihrer Flügel in die brenzlige Luft. geftern mit
allen moskowitifchen Verteidigern niedergebrannt. In den Straßen von
Eylau. wo geftern bei der Erftürmung überall Leichen durch die Fenfter
auf die Straßen flogen. oben erfchlagen und unten gefpießt unter tie-
rifchem Mordgeheul fibirifcher Regimenter. kollerten unabläffig Roll-
kugeln übers blutige Pflafier. Denn vor der Stadt draußen arbeiteten
die fchweren Batterien des Oberft Yermolow durch die Winterdämmerung
fort.

Jahrgang St. Wyspranski: Water-nimm
* 9 o 8 Zum Effay von Victor Lederer.

Fun j. *z c
"2- 0 1-"1 iVm-rxeÃŸÃ¤r
C-
K
> N , ,KK -
- ZIÃ„ir k?Q:Ã„'-*-*,x-*
B.;
7
"R,
xâ€œ.

..Sire. General Hautpoul ifi gefallen. General Grouchy fäfwer
verwundet.“ '
„Der alte Hautpoul! So hat er's wahr gemacht. als ich ihn vor-
gefiern bei Hof umarmte: ‚Nach diefer Gunfi bleibt mir nichts mehr
als für Sie zu fierben!‟ Der Brave! Weihen wir ihm eine Träne!
Doch ich habe Sie nicht nach der Totenlifte ausgefchickt. Nummer elf.
fondern nach Erfolg der Attacke."
*..Sire." entfchuldigte fich der Marquis de Montesquieu. ..ich wollte
dies nur vorausfchicken. Fürfi Murat hat alle drei ruffifchen Linien
durchbrochen. doch die Pferde find ausgepumpt. manche fchon beim An-
ritt aus purer Erfchöpfung niedergefunken. Die Strapazen. der Futter-
mangel feit acht Tagen.“
..Erzählen Sie mir nichts. was ich fchon weiß.“ unterbrach ihn
der Kaifer unwirfch. ..So ift der Zweck erreicht. die ruffifche Haupt-
macht an den Fleck gefeffelt. von Davout abgezogen. Berthier. fieigen
Sie auf den Kirchturm und verfchaffen fich Ausblick über die Krege-
berge! - Marbot kam nicht zurück. wohl gefallen. das 14. Ligue auch.
Schade! - Was gibt's. Duroc?“
..Noch einen Verluft! General Dahlmann von den Kaiferjägern
gefallen! Die Gardereiter litten fchwer."
7 ..Der achte General heute! Ein fchlimmer Tag! I| General Lepic
gefund? - Oh. da find Sie ja!" Der Kommandeur der Grenadiere zu
Pferd. die eine'felbftändige Attacke unter der Anleitung des Marfchalls
BefiiÖres weiter links ausführten und fich von rückwärts. hinter der
leßten rufiifchen Linie abgefchnitten. den Rückweg durch das ganze Rufien-
heer hieben. falutierte foeben. mit feiner zerzauften Elitetruppe zum Kirch-
hof heimkehrend. ..Ich hielt Sie» fchon für gefangen."
..Sire. Sie könnten nur meinen Tod erfahren. nie meine Gefangen-
fchaft.“ Wohlgefällig fchweifte Napoleons Auge über die Garderiefen
zu Pferde. die. von oben bis unten mit Säzneeflocken bedeckt. mit ihren
jeßt weißgepuderten Bärenmüßen wie nordifche Märchenpopanze aus-
fahen. ..Mit folchen Männern behält man das Feld. O. ich liebe euch.
ich liebe euch alle. Duroc. Häuptling von Helden zu fein. darüber gibt's
nichts. Das i| die ftärkfie Liebe: der Feldherr und fein Heer.‟
Duroc lächelte düfter. ..Was würde die fchöne Polin fagen. wenn
fie dich hörte!‟
Napoleon zuckte ärgerlich mit der Schulter. ..Laß doch folche

Albernheiten! Ia. du - du fchwärmft immer von Frau und Kind daheim. Wundert mich. daß du mir nicht fchon den Dienft gekündigt haft. Meine große Liebe if't die Schlacht."
..Auch die verlorene?" murmelte der Vertraute halblaut.
..Was verloren!" murrte der Empereur zwifchen den Zähnen.
..Kleinmütiger! Ia. wir haben große Verlufie. doch der Feind noch größere. Der ift demoralifiert. fage ich dir." Und in barfchem Kommandoton fchnarrte er: ..Notieren! Artilleriechefs Ssnarmont und VallS machten fich bemerkbar. Ihre Kartätfchen taten Wunder!"
..Sire. Sire!" Berthier kam foeben zu Fuß mit großen Schritten hergerannt. vom Kirchturm herabgef'tiegen. ..Der Herzog von Auerfiädt ift Herr der Kregeberge. Iäf fah deutlich den Dampf unferer Batterien von dort nordweftlich gehen."
..Dann ifi die Säflacht gewonnen!" Es wurde fchon ganz finfker.
Ein Offizier war in fchneller Gangart herangefprengt. Arm in der Binde neben ihm der Ordonnanzoffizier Herr von Mortemart in feiner hellblauen filberverfchnürten Iacke. Die Tigerfellfchabracken anderer heraneilender Ordonnanzoffiziere wehten im Winde. ..Was bringen Sie. Mortemart?"
..Sire. hier ift ein verwundeter Stabsoffizier vom General Milhaud. der über die Lage am rechten Flügel genau berichten kann."
..Major Ornano. zu Befehl. General Morand fchlug fchon um 2 Uhr einen ruffifäfen Vorfioß zurück. der Marfchall Herzog von Auerfiädt pflanzte 40 Kanonen auf dem Kregeberg auf. Friant breitet fich auf der Flanke immer weiter aus. Es fieht alles gut."
..Danke. Ich gebe Ihnen das Kreuz. Berthier. notieren! Major Orne -"
..Ornano. Sire.“
..Na alfo. Ornano! Wenn ich jeden kleinen Offizier bei Namen kennen follte -! Reiten wir rückwärts ins Hauptquartier!" Und finf'ter raunte er Duroc zu: ..Noch zogen die Ruf'fen nicht ab. Ich fürchte für morgen. Wird man die Schlacht erneuern?"
..Unfere Truppen find fchre>lich mitgenommen.“ gab Duroc forgenvoll zurück. ..Was foll das werden! -- Hörf't du?" Eine Maffe Verfprengter trottete feitwärts am Wege. außer Reih und Glied. ohne Offiziere. Durch die Dunkelheit kreifchten wütende verzweifelte Stimmen: ..Brot und Frieden! - Haft genug. kleiner Korporal? - Der

muß 'nen tüchtigen Sparren im Kopf haben. uns hier im Kot und Schnee-
dre> zu erfäufen!"
Napoleons Kopf fank auf die Bruft. er hing müde über den Nacken
feines perfifchen Schimmels. ..Die Disziplin ifi gelockert.‟ flüfterte er
mehr traurig als verdroffen. ..Glauben die Burfchen denn. ich führe
Krieg zum Spaß? Mir wäre auch lieber. zu ruhen . . . du weißt wo . . .
als hier den irrenden Ritter zu fpielen.“
..Ob Frau Walewska wohl ahnt. welchen Gefahren du dich heut
ausgefeßt?“ warf Duroc hin. ..Ich bin Frankreich für dich verantwort-
lich und kam aus der Angfi niäjt heraus.‟
..Bah. feit zehn Iahren fliegen uns die Kugeln um die Beine.. .
und unfere Laufbahn hat kaum erfi begonnen . .
Dürftige Hütte. der Kaifer und fein Gefolge auf Strohbündeln
gelagert. Ein angezündetes Fichtenfcheit als einzige Lampe. ein paar
Biffen Brot und Speck als einzige Nahrung der kaiferlichen Tafel.
Tiefe Stille. ..Mich fröfielt. Es muß fäjon Morgen fein. Wer
komnu da?“
..Sire. Leutnant Parquin. '7. Chaffeurs. Ordonnanz des Generals
Durosnel. Rapport von Marfchall Soult. der vor fünf Uhr die Vor-
pofien beritt: der Feind zog bei Nacht ab. viele Trümmer zurücklaffend."
..Dacht' ich's nicht! Der Stern von Lodi und den Pyramiden und
Marengo ftrahlt überall im Norden wie im Süden. im Nebel von
Aufterliß und Iena und auch durchs Schneetreiben von Eylau. Oberft
d'Albe. entwerfen Sie das Bulletin! Wir haben viele Trophäen natür-
lich . . .Kurier nach Paris! Man foll die Glocken läuten und Tedeum
fingen! Ich werde an die Kaiferin perfönlich fchreiben."
..Und an Maria Walewska?“ mahnte Duroc leife. ..Du ver-
fprachft es.“ Aber Napoleon hörte augenfcheinlich nicht und deklamierte:
..Diefe gräßliehe Schlächterei wird übermütigen Defpoten wie dem Zaren
und dem Preußenkönig wohl endlich Liebe zum Frieden einflößen. --
d'Albe. bringen Sie im Texte an. daß die polnifchen Reiter fich bemerkbar
machten . , . nein. halt. lafien Sie's nur. man muß die Neulinge nicht
verwöhnen. Hm!" Er verfank in Nachdenken. ..Polen . . . fenden Sie
Kuriere nach Warfchau! Der Abbe? du Pradt foll unter der Hand die
polnifchen Magnaten verfichern. daß diefer große Sieg vielleicht für
Polens Hoffnungen heilfam fei. Ießt lange Waffenpaufe. Man wird
mich nicht fiören. bis ich alle meine Verfiärkungen beifammen habe.

Dann ade. Ruffenmacht!" Und er ging pfeifend auf und nieder. die
Hände auf dem Rücken.

____
..Reich mir die Mappe dort! - Rolle die Karte auf! - Zünde
die Kerzen an! Das Kerzenlicht fieht dir fo gut. Ach. und du haft
große Toilette gemacht. Wie reizend!"
..Das merkft du erft jeßt. Napoleon?‟ fchmollte fie mit Grazie. Er
fah fie verliebt an. beraufcht von ihrer fchmachtenden ladyliken Morbi-
dezza. Obfchon kleine Männer meifi für junonifche Geftalten erglühen.
zeigte fich fowohl feine äfthetifch-poetifche als feine heroifch-ritterliche
Ader in feiner durchgängigen Vorliebe für zartere Weiblichkeit. Hier
im Schloß Finkenfiein hatte er fich häuslich mit der Liebfien eingerichtet.
mitten im Brennpunkt feiner Weltgefchäfte. wo täglich aus Paris und
Mailand wie aus den Standquartieren feiner Heereskörper dringende
Depefchen einliefen und er alle Angelegenheiten feines Reiches ebenfo
forgfältig leitete. wie die Einrichtung feiner Lager und Truppenmärfche.
„Du haft wieder zehn Stunden hintereinander gearbeitet. Site. und
kaum gegeffen. Die Sekretäre fallen vor Ermüdung um."
„Die Schwächlingei .Hier im Hauptquartier niefi und hufiet alles.
jeder klagt über Grippe und Rheumatismus. Was mich betrifft. fo
habe ich mich nie wohler befunden. obfchon ich drei Wochen lang nicht
aus den Stiefeln herauskam und nur angekleidet fchlief. auch manchmal
nur Brot und Branntwein bekam. wenn ich Vorpoften revidierte. Bin
ich ein König Nichtstuer? Wer regieren will. foll eiferne Nerven haben.
Ich lebe in meinen Plänen. das erhielt mich jung. Nun bin ich fo gut
wie fertig. Ich werde die Frühjahrskampagne mit genügenden Maffen
eröffnen und dem Ruffen für immer den Garaus machen. das ift voraus
entfchieden. Danzig fiel foeben und Königsberg fällt nach. Dann ade.
preußifche Monarchie. Uff! Das tut wohl. bei dir auszuruhen. Süße.“
Und er wollte fich in ein erotifches Delirium fiürzen. das fie gutwillig.
doch mehr als leidender Teil. über fich ergehen ließ. als es diskret klopfte.
„Wer unterfteht fich? Wer fiört da wieder? Bifi du's. Duroc?"
..Iawohl!" klang es gedämpft von draußen. „Ein Kurier der
Kaiferin mit Briefen Ihrer Majeftät und des Polizeiminifiers ifi ein-
getroffen. und da dachte ich . . .“
..Was wird's fein! Her mit dem Wifch!“ Duroc reichte von

draußen durch die Türfpalte. die fich gleich wieder fchloß. eine Brief-
fchaftenmappe. ..Entfchuldige. Maria. daß ich rafch lefe. was meine -
was die Damen in Paris von mir wollen! - Bah. Fouches Rapport
zuerfi. - Solch eine Gemeinheit! Die Parifer Börfe läßt die Staats-
rente um drei Prozent fallen troß Eylau . . . als ob das ein Pyrrhus-
fieg gewefen wäre! Die albernen Spekulanten werden große Augen
machen. heut über ein paar Monate. wenn meine politifche .Hauffe ent-
fchieden ift. All diefe Gegenwartsrealifien fehen immer nur den Schein.
nicht das Ding an fich. Ich. wenn ich ein Ding betrachte. fehe gleich-
fam das Innerfte. die Idee der Natur diefes Dings."
Da fiel fie ein. als erhafche fie eine Gelegenheit. auf die fie paßte:
..Siehft du auch die Idee . . . P olen s?"
..Polenl Schon wieder! Quälgeift! - Laß fehen. was die andere
Quälerin krißelt." Mit verfinfterten Mienen las er den Brief
Iofephinens: ..Eiferfüchtig. was? Das wagt fie nach alledem . . . Als
ich in Ägypten war . . . Es ift zum Totlachen! Dies endlofe Ge-
winfel. als ob fie fich nicht fehr gut ohne mich in den Tuilerien amüfierte.
O. ich kenne das! Das ift die Ouvertüre einer Schneiderfymphonie . ..
natürlich wieder mal eine Million Schulden wie jährlich. bis die .Hof-
fchneider mich auf offener Straße mit ihren Rechnungen anfallen. -
So. .Hortenfe führt fiä) unanftändig auf und macht ihrer Mama Kummer.
und mir fchreibt fie heuchlerifch devot." Er ftürzte an den Schreibtifch
und krißelte mit feiner unleferlichen Schrift hin: ....Meine Tochter! Ich
habe von Deinen Streichen gehört. Du machft Deinen Ehemann lächerlich.
meinen Bruder. vergiß das nicht! Wenn ich nach .Haufe komme. werde
ich Dir den Kopf zurecht fehen. Fürchte meine Strenge!"" Und Jo-
fephine foll auch die Rute fpüren: ,Sie beläftigen mich mit Ihrem
leidigen Verdacht. Ich babe das Recht. auf all Ihre Vorwürfe mit
einem beftändigen Ich zu antworten. Ich bin anders wie die andern.
und ihre Gefeße find für mich nicht da.‘ So. das erleiäftert." Er warf
die Feder hin. daß Tintenklere herUmfprißten. und riß in zorniger Auf-
wallung feine Krawatte ab. an der er als zu eng neftelte. ..Diefe Do-
meftiken wiffen mich nicht mal anzukleiden. Soll ich etwa an meine
Krawatte denken? Faules Gefindel! Bediente wie Weiber! Ich will
euch! Warum fiehft du miäj fo an?" *
Ein beftändiges Ich. Gefeße für ihn nicht da! Sie erftarrte in
fich. Dachte er fo auch über fein Verhältnis zu ihr? Zagend hob fie
wieder an: ..Ich fragte vorhin nach Polen. Verfprachft du mir nicht -"

..Gar nichts. Ich bitti mir's aus. Freilich. gefeßt den Fall. daß die Umftände ermöglichen . . . will der Zar Preußen retten. daß ich's nicht ganz von der Landkarte ftreiche. dann willige er in ein Taufchobjeikt. Das Haus Hohenzollern hat aufgehört zu regieren . . , oder ein Herzogtum Warfchau fängt an. Vielleicht mit Murat . . . ich denke daran."

Sie klatfchte in die Hände. ..Großer Gott! So wird mein Traum verwirklicht? Du fchafffi wieder ein Polen? O. Napoleon. ich liebe dich!" '

Das fchien ihn kalt zu laffen. er ging gar nicht darauf ein. fondern murmelnd auf und nieder: ..Ia. ich muß ihn perfönlich fprechen. den glatten Byzantiner. den humanliberalen Vatermörder. An der Eitelkeit werd' ich ihn packen. O ja. er foll Preußen retten . . . und die Welt mit mir teilen. Finnland fchenk' ich ihm . . . verfpreche dafür Beihilfe . . . na. da kann er lange warten. das ift doch nicht der Ort. wo es was für mich zu holen gibt . . . und die Türkei . . . o ja. fünf Millionen Griechen lechzen nach Freiheit . . . ein weites Feld der Philanthropie. Bei fo fchönen Ausfichten wird es den Herrn aller Reußen nicht grämen. wenn ich Polen als Klientelf'taat gründe . . . ausgehängte Warnungstafel . . . der weiße Adler fchaut nach Often bis Smolensk . . ."

,.O. und Krakau. Galizien?" rief fie eifrig.

„Iaja. kommt wohl alles noch. Öfterreich ifi unzuverläffig und muß meinem Syftem noch Opfer bringen. Doch wie kann ich heut wiffen. ob ich miäf mit Rußland oder Ofterreich künftig verbinde! Talleyrand machte neulich fchon wieder eine Andeutung auf Notwendigkeit der Scheidung . . . ach. die arme Jofefine! Laffen wir das. ich mag nicht dran denken.“ Und indem er feine Geliebte mit einem kalten gleiäfgültigen Blick anfah. wie geiftesabwefend. als fähe er durch fie hindurch und über fie weg in die Ferne. murmelte er: ..Diefe tapfern Polen werden ein gutes Armeekorps ftellen. Hm. wie das ihre kindliche Phantafie bezaubert: Napoleon mit einer polnifchen Liebften; das feffelt fie erft recht an mich. Ia. ich werde deinen Wunfch befriedigen. mein Kind. die Hingebung deiner guten Landsleute belohnen. Es rührt mich. Glaubt man. daß ich kein Herz habe? Ich bin fogar ein ganz guter Menfch. Doch von Jugend an mußte ich diefe Seite zum Schweigen bringen. Wie vortrefflich fich das fügt. daß ich mit dir - das wird jetzt ein Stein in meinem Schachbrett. Oh. mein Stern hält mir immer Wort. auch hier hat mein altes Glück mich nicht betrogen."

..Ah. diene ich Ihren Zwecken. Sire?" frug fie fcharf. wie vor einer jähen Entdeckung erbleichend. Doch er verfiand nicht mal ihre Bitterkeit.
, ..Gewiß. Und es macht mich fiolz. daß ich nun doch noch die maß. lofe Bitte meiner Dame gewähren kann. Sieh. ich bin der geplagtefie Sklave. denn ich diene einem unerbittlichen Zwingherrn: der Natur der Dinge. Diefem muß ich gehorchen. und wenn ich von ihm abfalle und mich zu Unnatürlichem vermeffe. dann kann ein Atom mich fällen. Polen und Walewska! darf jeßt meine Lofung fein. denn fie liegt in der Natur der Dinge. Ob immer - nichts dauert ja. Doch wozu fich die Stunde trüben. die Stunde deines Triumphes! Genieße ihn!"
Schluß in der September-Nummer.

Jof e fa Meh:
Ä Beethoven-Sonate.
Blaffe Blüten. grelle Sterne
Heben fich aus fattem Grün.
Schlingen fich zu lofen Ketten.
Die. vom Lauf des Bachs zerriffen.
Sich ans andre Ufer retten;
Zeigen hier ein blaues Kiffen.
Dort ein weißes Kreuzgebilde
Gelbe. lila-rote Schilde.
Wie von Kinderhand gefät
In der Wiefe weiten Schoß:
Leicht und bunt und regellos.
Recht ein übermütiges Blühn. -
Düftefchwerer Windhauch weht;
Und des Mittags Sonnenfunken
Sind verfchwenderifch geftreut.
ie ein feiner goldner Sand.
Ferner Glocken Feftgeläut . .
Und die Weite traumverfunken. -
Langfam keimt am Himmelsrand
Abendröte. brünftiger Schein.
Goldfand muß nun purpurn fprühenz
Heiße Rofenhäupter glühen.
Strauchgewirr ftatt Wiefenwellen . . .
Alles fchläft in Gluten ein.
Aus umblühten Neftern quellen
Vogellieder. liebesfchwer. -
Doch der Abend muß verblaffen.

Und es geht die Nacht daher.
Weiße. fchlanke Genien fafien
Sich_ bei fchlanken. weißen Händen
Zweige reichen fie fich zu.
Lorbeerzweige. von Geländen.
Die der Seligen Fuß betreten.
Und es klingt wie leifes Beten.
Wie ein leifes Hymnenfingen.
Wie fie bald im Wandeltanze
Leib um Leib durch Leiber fchlingen.
Eng vereint zu rundem Kranze.
Heitre. fanft bewegte Ruh.
Und die Ebne braun und weit.
Fort die Rofen. wie verfunken . .
Und das Lied aus Vogelkehlen.
Das erklungen fommertrunken
Vor des Abends rotem Tor.
Taftet nach den Blütenfeelen
Zagend durch die Dunkelheit.
Strenger Odem fteigt empor.
Wie ein Helm aus [tumpfem Stahl.
Drin Opale eingelaffen.
Runden fich die Wolkenmaffen.
Zitternd trifft der Sterne Strahl
Auf die weißen Hände nieder.
Die wie bleiche Orchideen
Auf des Grundes Dunkel fiehen.
Langfam fchwellen an die Lieder.
Bis zu hallendem Chorale
Aufgeblüht der Klänge Reigen.
Und das Licht der Mondesfchale
Fängt fich in den ernfien Zweigen.
Die. gedrängt von heiligen Mächten.
Keimend. fprießend fich verflechten.
Bis zu einem einzigen Baum

Eingeengt die Duftend-Schlanken . . . . . Z
Und es liegt der weite Raum Z
Still. wie unbetretenes Land. Z
Um des Helmes dunklen Rand 7
Kraufe Silberlocken ranken. - Z
Fern verfchwebt der Genien Reigen L
Wunderbares. -tieffies Schweigen Z
Hat den ftarken Sang befiegt. Z
Stumme Landfchaft: Z
Baum im All. Z
Afie. die zum Himmel bauen. Z
Sterne. die zur Erde fchauen. Z
Von der Einfamkeit gewiegt. Z
Nur der Tau in leifem Fall Z
Stört die unbefleckte Stille. x
Breitet feines Segens Fülle *
über feliges Erblühen.
Ferne . . . fern . . . wie im Verglühen . . .
Z Schluchzend. eine Nachtigall.

Hermann Paull:

Das Meer als Kurort.

Es muß ein Augenblick wirklicher Infpiration gewefen fein. als Wilhelm ll. das Wort in das deutfche Volk warf: ..Deutfchlands Zukunft liegt auf dem Wafier." Wenn auch anzunehmen ifi. daß der Kaifer zunächft nur an die volkswirtfchaftliche Zukunft Deutfchlands. an feine Beteiligung am Welthandel. an feine politifche Machtfiellung im Völkerkonzert gedacht hat. als er feinem Volke die große Verkehrsfiraße des Welthandels. den Ozean. erfchließen wollte. fo ifi diefes Wort doch fo inhaltsreich. enthält ein fo gewaltiges. für ein Jahrhundert hinausreichendes Programm. daß man für feine Entfiehung tranfzendente Urfachen fuchen möchte. - - - - - - -* -

Wenn ein Arzt. der etwa vor 100 Jahren gefiorben ifi. heute wieder auferfiehen könnte. um einer modernenGroßfiadt einenBefuch abzuftatten. dann würde er bezüglich der Gefundheitsverhältniffe des Volkes merkwürdige Dinge wahrnehmen. Ihm müßte. wenn er die Stadt zuerft aus einiger Entfernung von einem Hügel betrachtete. vor allen Dingen die dicke Dunfifchicht auffallen. in welche das ganze Stadtbild gehüllt ift. Die unzählbare Menge rauchender Schlote löfi ihren giftigen Hauch in diefe Dunfifchicht auf. diefelbe immer dichter. immer undurchdringlicher gefialtend.

Wenn der Arzt fich dann bei einem modernen Hygieniker erkundigen könnte. woraus diefe Dunfifchicht beftehe und was für Einflüffe auf die Gefundheit der Stadtbewohner fie habe. die darin atmen müfien. dann würde er erfahren. daß diefer merkwürdige Nebel zum größten Teile aus getrocknetem Pferdemift. aus Ruß-. Staub-. Erd- und Steinpartikeln und aus Refien von vertro>neten Tier- und Pflanzenteilen befteht. in welchen ein unzähliges Heer von allen möglichen Krankheitskeimen wimmelt. Der moderne Hygieniker würde ihm dann ferner berichten. daß die heutigen Großfiadtbewohner. welche gezwungen find. ihren Luftbedarf den größten Teil des Iahres aus diefer giftigen

Dunf'tfchicht zu entnehmen. keine gefunden Atmungs- und Riechorgane mehr befißen.
Insbefondere find es die Erkrankungen unferes Filters für die Einatmungsluft. von welchen der moderne Großftädter heimgefucht wird. Diefer natürliche Luftfilter. die Schleimhäute der Nafe. des Rachens und Kehlkopfes. ift bei dem Großftädter des 20. Jahrhunderts defekt geworden. Ehrenifche Nafen-. Rachen-. Kehlkopfkatarrhe find in einer Großftadt jedermanns Krankheit. Diejenigen Beimifchungen der Atmungsluft. welche durch jenen Luftfilter zurückgehalten. am Eintritt in die Lunge gehindert werden follen. gelangen nun mit in die Lungen. Lungenkatarrhe aller Art. Tuberkulofe hervorrufend.
Wenn nun unfer meäjcuß keäjrjylw von feinem Berge herab- fieigen und in die Stadt felbft hineingehen wollte. um das Leben und Treiben diefer modernen. in Dunft gehüllten Großftädter zu |udieren. dann würde er fchon beim Annähern an die erfien Häufer empfinden. wie fich diefer Gifthauch bleiern auf feine. an diefe Belafiung nicht gewöhnten Atemwerkzeuge legt. der Atem würde ihm fiocken.
Wenn er dann an einer der belebteren Straßen angelangt fein würde. dann würde ihn das zweite hervorfieäfende Merkmal der Groß- ftadtpathologie des 20. Jahrhunderts zum Bewußtfein gekommen fein: das Hafien. Treiben. Iagen des modernen Erwerbslebens.
Das Bild. welches Goethe in Hermann und Dorothea von Her- manns Eltern malt. wie .fie in behaglicher Ruhe unterm Torweg fitzend das Wunder des Tages anfehen. den Zug der Emigranten. klingt dem modernen Großftädter wie ein Märchen aus längfi entfchwundenor. grauer Vorzeit.
Heute raft die elektrifäje Straßenbahn durch die Straßen. mit fcharfem Tone die Gefahr verkündend. in der Fuhrwerke und Fußgänger fich befinden. die ihr zu nahe kommen. Das Auto verbreitet mit feinem dumpffchrillen Tone Furcht und Schrecken um fich her. und der Radler bahnt fich mit dem 'fcharfen Tone feiner Glocke einen Weg durch das Gewirre der Wagen und Menfchen. Perfonen- und Laftfuhrwerke durchfahren in eiligem Schritt ftaubaufwirbelnd die Straßen. Auf den Trottoirs. dem einzigen Teile der Straße. wo der Aufenthalt nicht lebens- gefährlich ifi. flutet ein dichter Menfchenftrom hin 'und her. Sinnes- eindrüike in finnlofer. unaufhörlicher Folge. körperliäje und feelifihe Unruhe. Haften. Treiben. Jagen überall.

Das Wohnhaus. früher meiftens nur eine Familie beherbergend. hat fich zur modernen Mietskaferne herausgebildet. in denen die Menfchen zu Hunderten. in ganz großen Städten fogar bis zu Taufenden eng über- und nebeneinander gefchachtelt. untergebracht find. Von wirklicher Ruhe kann in einem folchen Menfchenftall natürlich keine Rede fein. Der eine hört und fieht den andern. ja oft ift er gezwungen. die Gerüche des andern mit zu genießen.
Das ganze Erwerbsleben 'teht unter dem Zeichen: Zeit ift Geld. Der Arbeiter raft in der Frühe zu feiner Arbeitsftätte. um feine ungeduldige Mafchine zu bedienen. und mittags eilt er ebenfo haftig wieder in feine Wohnung. um die kurz bemeffene Mittagszeit voll auszunüßen. Der .Handwerker berechnet den Wert feiner Arbeit nach Stunden und Minuten. der Kaufmann fteht nach dem offiziellen Schluß feines Ladens noch bis fpät in die Nacht hinein an feinem Arbeitspult. die wichtigften fchriftlichen Arbeiten erledigend. für die er im Laufe der Tagesgefchäfte keine Zeit fand. Der Beamte feufzt unter der Laft der Aktenfafzikel. die fich an jedem Morgen von neuem auf feinem Arbeitstifche auftürmen. und zu deren Erledigung die Dienftftunden nicht mehr genügen. und der Gelehrte findet kaum noch Zeit. die Unmenge von Literatur zubewältigen. die fein Fach ihm täglich aufnötigt.
Die Ruhe. die behagliche. nervenftärkende Ruhe ift aus dem Erwerbsleben des 20. Jahrhunderts ganz gef'chwunden. Die natürliche Folge diefer unaufhörlichen .Haft ift das zerrüttete Nervenfyftem des modernen Großftädters. find die Krankheiten Nervofität und Neurafthenie. die mit unheimlicher Schnelligkeit um fich greifen.
unfer äoetor reäjrjrue würde nach diefen Wahrnehmungen wohl keine Luft mehr verfpüren. das moderne Großftadtleben näher kennen zu lernen. er würde fich bald hinaus begeben. vor die Stadt. in die Landfkraße. auf welcher er. wie zu feinen Zeiten. nach Feierabend oder am Sonntag die friedlichen Bürger fpazierend in behaglicher Ruhe anzutreffen hofft.
Aber auch hier ein ganz verändertes Bild“. Die Landftraße hat keinen Raum mehr für den frifchelufthungrigen Spaziergänger. Das verhindert fchon das Auto. Il't der Wanderer der Gefahr. von ihm überfahren zu werden. glücklich entronnen. dann fieht er fich in eine benzinrauchende Wolke von dichtem Staube gehüllt. Kaum hat er fich

von feinem Unwillen erholt. fo kommt ein zweites Auto mit dem näm-
lichen Schrecken. oder knarrende Laftfuhrwerke ächzen an ihm vorbei.
Ein Landftraßenleben. wie am Of'terfonntage im Fauft. würde heute
die Errichtung befonderer Unfallftationen notwendig machen. Unfer
Doktor flüchtet ins Gebirge. Aber auch hier Autos überall. bis in die
tiefften Täler hinein Schrecken verbreitend. die Luft ftaub- und benzin-
vergiftend. Auf jeden Berg. durch jedes Tal fährt eine Eifenbahn. der
die Ausflügler in nervöfer Haft zueilen. Und in jedem Tale Fabrik-
fchlote in großer Zahl. einer an den andern fich reihend. alle die Herr-
lichkeit des Menfchengeiftes preifend und den Auffchwung unferer Jn-
duftrie und die Zunahme unferes Nationalreichtums verkündend. aber
alle auch Giftquellen für unfere Gefundheit. Und an den Hängen der
Gebirge überall Luftkurhotels und Sanatorien und Naturheilanftalten.
die dem nervöfen Großftädter die Wiederherftellung feines defekten
Nervenfyftems in vier Wochen in Ausficht ftellen.
Wo foll das hinaus? Wenn unfere Bevölkerung fich weiterhin
jährlich um eine Million Köpfe vermehrt. wenn die Fabrikfchlote und
Automobile. die Berg- und Talbahnen in den nächf'ten 20 Jahren in der-
felben Progreffion wie in den verfloffenen wachfen. wenn die Luftkur-
hotels weiterhin wie Pilze aus der Erde fchießen werden. und wenn erf't
die Luftfchiffahrt in den Dienft der Perfonenbeförderung gefiellt fein wird.
dann wird bald kein Pläßchen mehr in unferm großen fchönen Deutfch-
land zu finden fein. in dem der geheßte Großfiädter fein ramponiertes
Nervenfyftem. feine defekt gewordenen Atemwerkzeuge wieder herftellen
kann. - - - - -- - - -

____

Deutfchlands Zukunft liegt auf dem Waffer!
Sollte in diefen Worten nicht auch eine tiefe hygienifche Wahrheit. ein
gewaltiges. fozialhygienifches Programm liegen?
Wenn das Reichsgefundheitsamt oder eine medizinifche Fakultät
einen Preis ausfchreiben würde für das befte Heilmittel gegen die
Volkskrankheiten Nervofität. Neurafthenie und die Katarrhe der Luft-
wege. fo müßte derjenige preisgekrönt werden. welcher Mittel und Wege
angeben könnte. die Heilkräfte des Meeres dem Volke zu erfchließen.
Die Heilkräfte des Meeres! Sie find fo alt
wie die Welt und immer noch unausgenußt! Hippo-
krates. Plinius. Celfus haben fie fchon gekannt; die Römer haben fchon

richtige therapeutifche Seereifen ausgeführt zur Heilung der Schwindfucht. Auch bei uns beginnt das Verfiändnis für das Wort Platos „Das Meer wäfcht alles Übel weg“ immer mehr zu wachfen.

Denn zweimal im Iahre fchon ergießt fich ein mächtiger intereuropäifcher Strom von überarbeiteten. nervenkranken. großftadtluftvergifteten Menfchen an die Ge|ade des Meeres. an die beiden Rivieren im Winter. an die deutfchen. holländifchen. belgifchen Nordfee- und die franzöfifchen Kanal- und Biscayabäder im Sommer. die Heilkräfte des Meeres fuchend.

Aber des Meeres Heilfäjaß liegt nur zum geringfien Teile an den Küften. Auf dem hohen Meere. weit von den Ufern des Feftlandes entfernt. mitten in der Unendlichkeit des Luft- und Wellenmeeres. dort liegen die eigentlichen. die wirklichen Heilkräfte d e s M e e r e s.

Denn nur in den Worten Meerluft und Meerklima find fie enthalten. Schon die eine Tatfache. daß die Meerluft frei von jenem Dunfi ift. der heute alle Städte umgibt. daß fie Staub überhaupt nur ganz felten und Krankheitskeime niemals enthält. würde das Meer zu einem Luftkurorte erften Ranges machen. Die abfolute Keimfreiheit der Meerluft ift mit Hilfe des Mikrofkopes oft genug erwiefen. Zuleßt hat der Kieler Profeffor))l*. Bernhard Fifcher als Teilnehmer der Planktonexpedition fefigefiellt. daß auf hohem Meere nirgends Krankheitskeime gefunden werden können. Das kann kein Landort von fich fagen. weder Arofa in den Firnen Graubündens noch irgend ein Punkt im Gebirge oder in der Ebene oder am Feftlandsufer.

Wer einmal auf dem hohen Meere gewefen ift. der weiß es. wie leicht die Atmung hier vor fich geht.

Der Gehalt der Meerluft an Kochfalz. ihre faft immer gleichmäßige relative Feuchtigkeit macht das Meer zudem zu einer g r oßar t i g en. unendlich en Saline. wie fie auf dem Lande niemals hergefiellt werden kann. “

Aeolus braucht nur ganz leichte Regifier zu ziehen. Wenn nur die Wellen des Meeres fich leicht kräufeln. mit ganz zarten filbernen Kämmen fich fchmückend. kann man fchon den Salzgehalt der Luft mit der Zunge fchmecken.

Die Lebensbringer Sauerftoff und Ozon. die in der Großfiadtluft immer fpärlicher werden. umfluten uns auf dem Meere in unendlicher Fülle. Tag und Nacht.
Dagegen wird die Kohlenfäure. jenes giftige Gas. deffen fich alle Menfchen und Tiere zu entledigen fuchen. das aus jedem Säfornfiein mit Macht hervorquillt. das überall bei der Verwefung von Pflanzen und Tieren entfteht. auf dem Meere in geringerer Menge angetroffen als auf dem Fefilande. als befonders in den Großfiädten. in den Fabrik-zentren.
Die Lehrbücher der Meteorologie berichten uns ferner. daß die Meerluft in geringer Menge auch Brom- und Iodfalze enthält. 'Die Brom- und Iodfalze aber find als Heilmittel feit langen Zeiten bei den Ärzten in Gebrauch. Bromnatrium. Bromammonium. Brom-kalium befonders als nervenberuhigende Mittel.
Mag der Gehalt der Luft an diefen Salzen noch fo gering fein. er kann bei längerem Aufenthalte auf dem Meere nicht ohne Einfluß auf unfere Gefundheit bleiben. Denn die Aufnahme in unfern Körper geht durch die Lungen. alfo ganz automatifch. aber unaufhörlich von ftatten. Tag und Nacht.
Der Menfch atmet in der Minute zirka 16 bis 18 mal. Bei jedem Atemzuge gelangt 0.65 Liter Luft in die Lungen. Im Laufe eines Tages gehen alfo rund 15 000 Liter Luft durch unfere Lungen. im Laufe des Iahres 5 475 000 Liter. Wir erkennen aus diefen Zahlen nicht allein die gefundheitliche Bedeutung der Atmungsluft überhaupt. denn die Atmung ift gleichbedeutend mit Bluterneuerung. fondern wir können auch die Wohltat für unfere Atmungswerkzeuge. für unfere Blut-erneuerung ermeffen. wenn wir uns jährlich aus der fiark verunreinigten Großfiadtluft längere Zeit aufs Meer flüchten. in die reinfie Luft. die es auf unferem Erdball überhaupt gibt. Bei dem ungeheuren. unauf-hörlichen Luftkonfum unferer Lungen kann aber auch die Beimengung noch fo kleiner Dofen der heilkräftigen Iod- und Bromfalze nicht gleich-gültig fein. Es ift meine fefte Überzeugung. daß die bei längerer See-fahrt regelmäßig in die Erfcheinung tretende Beruhigung des Nerven-fyftems und das bekannte Schlafbedürfnis der Seereifenden mit darauf zurückzuführen ift.
Als neuefies Ergebnis der Radiumforfchung ift fodann noch der höhere Gehalt der Meerluft an radioaktiven Subftanzen zu erwähnen.

Wenn auch die Radioaktivität in ihrem Einflufie auf die Gefundheit
noch nicht genügend ftudiert ift. fo wird fie als ein .Heilfaktor doch jeßt
allgemein anerkannt.
Es muß fchließlich auf eine Eigenfäjaft der Meerluft hingewiefen
werden. durch welche ihre therapeutifche Bedeutung noch wefentliä) ver-
mehrt wird: ihre erhöhte Bewegung.
Stagnierende Luft ift für den Menfchen. deffen Kleider immer mit
ausgedünfteten Auswurfftoffen. insbefondere mit Kohlenfäure und .Harn-
ftoff imprägniert find. vom Übel. Zudem wird die .Haut durch die Sta-
gnation der fie umgebenden Luft zu fehr verwöhnt. verweichlicht. Mäßig be-
wegte Luft wird von dem Berliner .Hygieniker Prof. Rubner geradezu als
ein .Heilmittel gefordert. Nicht allein der Durchlüftung und Entgafung
unferer Kleider wegen. fondern auch wegen des erfrifchenden Reizes
auf die .Haut und wegen der Anregung. welche die Wärmeökonomie
unferes Körpers durch die kontinuierlichen Wärmeentziehungen erfährt,
- Die Meerluft ift immer in Bewegung. Gebirge. Häufer. Bäume.
welche ihren Lauf hindern könnten. gibt es auf dem Meere nicht. Mit
fanfter Intenfität durchlüftet fie unfere Kleider. erfrifcht fie unfere Haut.
regt fie unfern Stoffwechfel an. Dadurch wird der Reifende gegen Er-
kältungen gefeit. Und wenn der Wind einmal mit vollen Backen blafen
follte. dann braucht er nicht fogleich Erkältungen zu befürchten.
Wenn es hiernach nicht zweifelhaft fein kann. daß die Luft des
hohen Meeres .Heilkräfte enthält. die in keinem Landkurorte der Ebene
oder des Gebirges anzutreffen find oder in ähnlichem Umfange her-
geftellt werden können. fo müffen die äußeren Verhältniffe. unter welchen
fich der Meerluftgenuß vollzieht. als befonders günftig. als dem Men-
fchen ganz hervorragend zuträglich bezeichnet werden. - - - - --
.____ ____. _ _._ .-
..Meerklima"! Seine hygienifche Bedeutung befteht im
Gegenfaße zum kontinentalen Klima bekanntlich darin. daß durch
die wärmeausgleichende Kraft der gewaltigen Waffermaffen Temperatur-
fiürze der Meerluft verhindert werden. Die täglichen. monatlichen.
jahreszeitlichen und jährlichen Schwankungen der Lufttemperatur voll-
ziehen fich auf dem Meere fo milde und fanft. daß von Temperatur-
ftürzen. die auf dem Feftlande fo oft den Grund zu Erkrankungen geben.
auf dem Meere überhaupt nicht die Rede fein kann. Das ifi eine Tat-

fache von fundamentaler Bedeutung für den hygienifchen Wert des hohen Meeres. In Funchal auf Madeira z. B.. das ganz unter dem Einfluf'fe des Klimas des Atlantifchen Ozeans fteht. beträgt die Temperaturdifferenz der extremen Monate nur 6.8. auf gleicher Breite in dem kontinentalen Mefopotamien 26.0 Grad,
Diefer wärmeausgleichenden Kraft der ozeanifchen Waffermaffen ift auch der Umftand zuzufchreiben. daß die Lufttemperatur auf dem Meere im Sommer immer niedriger. im Winter immer höher if't. als auf den gleichen Fef'tlandsbreiten.
Durch diefe fpezififchen Eigenfchaften des Meerklimas. die mit dem Ausdrucke ..Ozeanität" bezeichnet werden. erhält die Luftkur auf dem Meere eine ganz befonders günfiige Beleuchtung. Die Luftkur ift vor allen Dingen auf dem Meere eine viel intenfivere. weil der milde Wärmeausgleich eine viel größere Zeit des Tages den Aufenthalt im Freien geftattet. als in irgend einem Landkurorte.
Solchergef'talt find die Heilkräfte des Meeres!
Daß fie in ihrem vollen Werte nur auf der Höhe des Meeres zu finden find. ergibt fich nach dem Gefagten von felbft.
Denn Küftenluft ift keine Meerluft! Bei vom Lande kommendem Winde hat die Küftenluft vor der eines beliebigen Fefilandspunktes überhaupt nichts voraus. bei Meerwind ift fie durch konträre Oberfirömungen immer verunreinigt. Die Thalaffotherapie der Küftenbadeorte kann alfo niemals der des hohen Meeres gleichwertig fein. Denn über die Bedeutung der Seebäder und des „Wellenfchlages" find die Akten längft gefchloffen. Die thermifche und mechanifche Reizwirkung der Seebäder kann mit jeder guten Dufche auch erreicht werden. Die in den Seebadeorten in Wannen genommenen warmen Seebäder find einfache Solbäder. die an Salzgehalt vielen Fef'tlandsfolbädern nachfiehen. Und der ..Wellenfchlag“ hat nur darin feine Bedeutung. daß er durch Zerftäuben des Meerwaffers die Küftenluft der Meerluft ähnlicher macht.
Bei diefer Summe und der Spezifität der Heilkräfte des Meeres dürfen ganz außerordentliche Wirkungen auf unfern Organismus erwartet werden. Das meif'te. was wir darüber wiffen. verdanken wir Küftenbeobachtungen in Seebadeorten und Seefanatorien. Schwimmende Sanatorien. die uns Heilberichte liefern könnten. gibt es leider noch nicht. Aber fchon das. was die Seebadeorte und die Küftenfanatorien an Heil-

erfolgen erzielen. obwohl fie über die vollwertige Meerluft nicht verfügen. ifi fo gewaltig. daß das „fchwimmende Sanatorium". das die Heilkräfte des Meeres in vollem Umfange in Anfpruch nehmen kann. als ein Problem von ganz eminenter Bedeutung erfcheint.

Die Heilwirkungen der Meerluft lafien fich in drei Gruppen zufammenfaffen :

l. Die Wirkung auf das Nervenfyfiem. beftehend in einer eminenten Beruhigung und Schlafbeförderung. Diefe Erfcheinung wird auf Schiffen faft ausnahmslos fefigeftellt und tritt meifiens fchon nach einigen Tagen ein.

ll. Die Wirkung auf die Atemwerkzeuge. Anregung der fchleimabfondernden Drüfen. Löfung und Beförderung des Auswurfs. .Heilung erkrankter Atemwerkzeuge.

ll). Die Wirkung auf den Verbrennungsprozeß. Anregung des Appetits und der Ausfcheidungen. (Der Hunger an und auf dem Meere ifi fprichwörtlich.) Bildung von Blut und Blutkörperchen;

Die in diefen drei Gruppen zufammengefaßten Einwirkungen beziehen fich auf die vitalften Vorgänge in unferm Organismus. auf den Lebensprozeß felbft. Es gibt keinen Landkurort. der fich diefer Heilkräfte in folchem Umfange rühmen k ö n n t e! '

Das fchwimmende Sanatorium würde diefe Wirkungen. das kann keinem Zweifel unterliegen. in noch viel höherem Maße hervorbringen. als die Seebadeorte der Küfie. Der Behandlung der Lungentuberkulofe insbefondere würden durch das fchwimmende Sanatorium ganz neue Bahnen gewiefen werden. Denn es kann feinen Standort ändern. es kann fich in jeder Jahreszeit die entfprechende Klimate ausfuchen. Es ift nicht. wie der Seebadeort an fein Klima. an feinen Breitengrad gebunden.

Daß aber auch die Katarrhe der Nafe. des Rachens und Kehlkopfes. daß viele Nervenkrankheiten. insbefondere Nervofität und Neurafthenie. ferner die Stoffwechfelkrankheiten Gicht. Diabetes. Fettfucht. Rheumatismus. Blutarmut. Bleichfucht. ferner Magen- und Darmkrankheiten auf dem Meere eine ausfichtsreichere Behandlung erfahren würden. als auf dem Feftlande. ift zweifellos. Die Ausnüßung der Meeresheilkräfte für die Volksgefundheit ift deswegen ein Problem. des

Schweißes der Edlen wert. Das zwanzigfie Jahrhundert wird es nicht ungelöft laffen.
Seine Löfung follte deutfcherfeits auf der Infel Madeira durch Errichtung großer Lungenfanatorien vor einigen Iahren fchon einmal in Angriff genommen werden. Die englifche Regierung. welche eine deutfäfe Kohlenftation befürchtete. hat den Plan vereitelt.
Das fchwimmendei Sanatorium bedarf der englifchen Konzeffion nicht.
Wie kein großes kulturgefchichtliches Ereignis ohne vorbereitende Taten in die Erfcheinung tritt. fo hat auch die Ausnutzung der Hail-kräfte des Meeres fein Vorläuferftadium. Ießt fchon eilen jährlich Taufende von Menfchen auf das hohe Meer. um des Heilfchaßes des Meeres teilhaftig zu werden. Ohne Zutun vonfeiten der wiffenfchaftliche-n Medizin ift das Meer jeßt fchon ein Wallfahrtsort für überarbeitete. erholungsbedürftige. nervöfe. blutarme Menfchen in großer Zahl geworden. Wer fich unter den Paffagieren der Vergnügungsdampfer der Hamburg-Amerika-Linie etwas genauer umfieht. bemerkt zu feinem großen Erftaunen. daß die Reifenden keineswegs alle des Vergnügens wegen auf das Meer gegangen find. Ein großer Teil von ihnen macht G e f un d - heitsreifen im beften Sinne des Wortes.
Infiinktiv hat das Volk die Heilkräfte des Meeres fchon gefunden.
Daß gerade diefe Vergnügungsfahrten (im Winter Mittelmeer. im Sommer Nordland) von den Gefundheitsreifenden fo befonders frequentiert werden im Gegenfalze zu den regelmäßigen Schiffsverbindungen der Handelslinien. hat feinen Grund in zwei. im Wefen der Vergnügungsfahrt liegenden Merkmalen:
1. in der Auswahl paffender Klimate.
2. in dem häufigen Anlandgehen.
Die Schiffe der regelmäßigen Handelslinien durcheilen in fchneller Folge oft mehrere Klimazonen und heben dadurch die Vorteile der Ozeanität wieder auf.
Die Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie vollziehen fich dagegen in klimatjfcb abgefchlofienen Meeresgebieten. deren Auswahl eine geradezu mufiergültige zu nennen ift.
Das Mittelmeerbecken. das von Ianuar bis Mai der Tummelplaß der Vergnügungsfchiffe ifi. ifi wegen feines blauen

Himmels und der freigebigen Mittelmeerfonne ja längft bekannt. Zu-
dem bietet es an Sturmfeltenheity Windfiillenhäufigkeit und Regenarmut
fo günfiige Verhältnifie- daß es für therapeutifrhe Seereifen um diefe
Zeit als befonders geeignet erfcheint.
Die Nordlandsfahrten vollziehen [ich zum größten Teile in
den Monaten Juli und Auguft und bewegen fieh zwifchen der
deutfchen Nordfeeküfte- der englifchen Ofifeeküite- den Orkueyezx
Faröerm Islandz Spißbergen und der norwegifchen und däni-
fchen Wefiküfie. Sie ftehen unter dem Zeichen der Hißeflucht
und dienen gerade diefer Indikation auf das trefflichfte. Denn die
Lufttemperaturen in den Großfiädten Mitteleuropas find ja in diefer Zeit
fo hochf daß der Aufenthalt in ihnen zu einer Qual wird. Die Wind-
und Regenverhältnifie find in den befahrenen Meeresgebieten zudem
im Juli und Auguft fo günfiige- daß der Gefundheitsreifende kaum eine
hohe See oder einen Sturm zu erwarten hat.
Das häufige Anlandgehen aber ftellt gerade in den genannten
Meeresgebieten einen Faktor pfychifcher Anregung dar- wie er nicht
glückliiher gedacht werden kann.
Im Mittelmeer- dasy fafi immer in goldigem Sonnenfchein glänzend,
na>y allen Richtungen hin durchkreuzt wirdx werden die Kulturftätten der
alten Welt aufgefutht. Die fchönften Erinnerungen unferer Gymnafial-
und Studienzeit werden dadurch wachgerufen. Um die Eindrücke und
Anregungen einer Mittelmeerfahrt zu fchildernz müßte man ein ganzes
Buch fchreiben. Genova la Superba- Nizza- Monte Carloz Ajaccio-
Oran, Algier- TunisF Maltax Neapel- Palermo- Athenz Konftantinopel-
Srnyrnax Iaffaz Alerandrien- Korfu- Venedig rufen taufendfältige Er-
innerungen freudigfter Art in uns wach und ftimmen das Gemüt des
Reifenden fröhlich und heiter.
Im Nordlande ift es befonders die norwegifche Küfie- die in märchen-
hafter Vereinigung von Meer und Hochgebirge das Schönfie an Natur-
frhönheiten darftellß was uns Europäern zugänglich ifi.
Und zwifchen diefe Landeindrücke immer wieder
das große- gewaltige Meer eingefchaltet! Der
Anblick der Unendlichkeit gießt jedesmal von
neuem die ganze Fülle feines beruhigenden- be-
feeligenden Reizes auf unfer Nervenfyfiem aus.
Wie anders dagegen die pfychifchen Anregungen der Seebadeortel
Konzerte- Bälle- Dünenfpaziergängex Räunions, Wohltätigkeitsbazarsl

Ifl es ein Wunder, wenn die Unendlichkeit des Meeresanblickes bei folchen Zerftreuungen fiatt zur beruhigenden Wohltat. zur quälenden Monotonie wird?
Wenn nicht alles täufcht, werden fich aus den Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie mit der Zeit die vollwertigen Schiffs-fanatoriumsfahrten unter ärztlicher Leitung entwickeln.
Aber die Seekrankheit! Das einzige. aber unüberwindlirhe Hindernis für das Sanatoriumsfrhiff und für therapeutifche Seereifen überhaupt!
Die Seekrankheit tritt in dreierlei Gefialt auf:
1. als fuggeftive.
2. als effentielle.
3. als konftitutionelle Seekrankheit.
An der fuggefiiven Seekrankheit erkranken viele Menfchen, be-fonders nervös leiäft erregbare Frauem die zum erften Male eine See-fahrt machen. Ob das Schiff in Bewegung ift- oder no>7 fe| vor Anker liegt„ fpielt dabei keine Rolle. wenn nur die Illufion der Bewegung vor-handen ift. Der Reiz des Neuen. noch nicht ErlebtenF der Eindruck der Unendlichkeit des Meeres, das Gefühl der eigenen Winzigkeit gegenüber der Gewalt der Wafiermafien löfl Magenfymptome aus- die einer wirk-lichen Seekrankheit gleichen. Es kommt dabei nicht einmal immer zu förmlichen Eruptionen. oft bleibt es bei einfacher Übelkeit. Nach einigen Tagenz oft fchon nach einigen Stunden Seefahrt hat die Angewöhnung ans Meer den Reiz der Neuheit überwunden; undwenn dann wirklich einmal hoher Seegang eintritt mit bedeutenden GleichgewichtsftörungenF dann bleiben folrhe Reifende oft merkwürdig lange von der efientiellen Seekrankheit verfchont. Die fuggeftive Seekrankheit i| eine Kinderkrankheit jedes Volkesz das fich zu einem feefahrenden entwickelt. Sie wird mit der Angewöhnung der Menfchen ans Meer immer feltener. In Eng-landf wo es zum guten Ton gehört- fchon einmal eine längere Seefahrt gemacht zu habeny ift die fuggeftive Form der Seekrankheit längfi überwunden. Wir werden auch in Deutfchland dazu kommen.
‟ Die efientielle Seekrankheit wird durch die Gleiäfgewichtsfiörungen in unferem Säftefyftem hervorgerufenx die als Folgen fcharfer Schiffsbe-wegungen bei hohem Wellengange eintreten. Befonders das „Rollen" und „Schlingern“, Bewegungen des Schiffes um m ehrere Arhfen.

erzeugen die effentielle Seekrankheit. Das ..Stampfen" des Säfiffes.
der einfache Anfiieg gegen die Wogen. wird meifiens noch ganz gut er-
tragen.

Diefe Form der Seekrankheit ifi auf den großen Schiffen ein
feltener Gafi. Ie größer der Schiffskoloß felbft ifi. je wuchtiger das
Schiff die Wellen durchbricht. je weniger es felbft deren Spielball ifi.
defio feltener ifi diefe Form der Seekrankheit. Mit Nachlaffen des
Sturmes. bei fich glättender See weicht die Übelkeit* fogleich wieder
und macht einem ausgiebigem Wohlbefinden Play. Auf größeren
Schiffen beobachtet man die effentielle Seekrankheit bcei den Wind-
fiärken. die in der Meteorologie noch als „Winde" bezeichnet werden. faft
niemals. Erft wenn der Kapitän die Windftärken 8 und darüber. wenn
er „Sturm‟ regifiriert. fieht man manche Gefichter erbleichen und
fchnellfiens verfchwinden.

Auf den Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie. die in
relativ fturmfreien Meeresgebieten und Jahreszeiten fich abfpielen. ifi
diefe Form der Seekrankheit niemals ein Schrecken gewefen.

Das Gemeinfame der beiden genannten Formen der Seekrankheit
befteht darin. daß fie immer nur von fehr kurzer Dauer find und daß
fie niemals ernfie Störungen der Gefundheit zurücklaffen. Wer die
Heilkräfte des Meeres genießen will. wird fich durch diefe Formen der
Seekrankheit nicht abfchrecken laffen. Die Ausficht. fchlimmften Falles
einige Stunden leichteren oder fchwereren Unwohlfeins mit in Kauf
nehmen zu müffen. kann die hohe gefundheitliche Bedeutung einer Meer-
fahrt nicht im entferntefien aufwiegen.

Die dritte Form. die konftitutionelle Seekrankheit. macht für den
damit Behafteten jegliche Meerfahrt unmöglich. Bei folchen Menfchen
liegt es in der Konfiitution. daß fie bei den geringften Gleichgewichts-
ftörungen. ja oft fchon bei der Vorftellung von folchen mit Magenfymp-
tomen reagieren. Sie werden übel. wenn fie auf einer Brücke fiehend
in den Strom fchauen. wenn fie auf dem Rhein oder Bodenfee fahren
oder mit der Eifenbahn eine kurvenreiehe Stre>e paffieren müffen. Auf
einer Meerfahrt fühlen fie fich die ganze Zeit unwohl und klagen fiets
über die Unvernunft. aufs Meer zu gehen. Sie verderben dadurch fich
und den Mitreifenden die Stimmung. Solche Menfchen können gefund-
heitliche Wirkungen auf dem Meere nicht erzielen. Sie follten fich.
da fie ihren Zufiand auf Flüffen und Binnenfeen ja zur Genüge feft-
fiellen können. von der Meerfahrt prinzipiell ausfchließen.

Kann nach diefen Beobachtungen. die einer reichen perfönlichen Erfahrung entfprungen find. die Seekrankheit ernfilich noch als ein Hindernis für gefundheitliche Seereifen. für die Erfchließung des Meeres für die Therapie angefehen werden? Ich glaube nicht. Das Sanatoriumsfchiff könnte zudem jedem Sturm durch Anlaufen eines .Hafens aus dem Wege gehen. Mit Hilfe der Funkentelegraphie könnte der Kapitän fich das Herannahen einer Deprefiion fo gut und fo frühzeitig mitteilen laffen. wie es jetzt auf dem Fefiland gefchieht. Unter Zuhilfenahme feines Schiffsbarometers würde er genügend Zeit finden. vor dem Ausbrechen des Sturmes einen Hafen anzulaufen. wo dann beffere Witterung abzuwarten wäre.
Das nur therapeutifchen Zwecken dienende Schiff würde in noch vollkommenerer Weife. als es die Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie jeßt fchon tun. nur folche Gebiete des Meeres auffuchen. die wegen ihres hohen Luftdrucks befondere Garantieen für Sturmfeltenheit geben. Die Meteorologie kennt die Europa befpülenden Meere hinfichtlich ihrer meteorologifchen und befonders ihrer Luftdruckverhältniffe ja fehr genau. So gibt die deutfche Seewarte für den atlantifchen Ozean befondere Monatskarten heraus. die dem Seemanne ganz genaue Auskunft über alle einfchlägigen meteorologifchen Verhältniffe geben.
Vom Standpunkt der Technik darf übrigens die Frage der Ausnüizung der Meeresheilkräfte fchon lange als fpruchreif bezeichnet werden. Daß die moderne Schiffsbautechnik. die den Ozean mit einer großen Anzahl fchwimmender Paläfte befchickt. den ihr von der Hygiene zu fiellenden Aufgaben gewachfen fein würde. davon muß fich jeder überzeugen. der einmal ein Vergnügungsfchiff der Hamburg-Amerika-Linie beftiegen hat. Auf dem Schiffe ift jeder Komfort fo gut zu etablieren. wie auf irgend einem Feftlandspunkte. Hydro-. Mechano-. Elektro-. Phototherapie würden zur Unterfiüßung der Meerluftkur mit Leichtigkeit auf den ärztlichen Schiffen einzurichten fein. Der Balneotherapie käme die fietige Anwefenheit des Meerwaffers. welches eine mittelkräftige Sole darfiellt. gut zu Dienften. Trink- und Diätkuren jeder Art wären ermöglicht.
Daß die Erfchließung der Heilkräfte des Meeres von der medizinifchen Wiffenfchaft in abfehbarer Zeit in Angriff genommen werden muß. ift keinem Zweifel unterworfen. Die Bafis dafür ift fchon gefchaffen. Der vor zehn Iahren fchon von der Hamburg-Amerika-

Linie eingerichtete Typus der Vergnügungsreifen führt ja jährlich fchon eine große Schar von erholungsbedürftigen Menfchen aufs Meer und vergrößert dadurch ftetig die Zahl der Meerfreunde und der Meer-enthufiaften.
Unfer Volk beginnt das Meer kennen zu lernen und lieb zu gewinnen. Und wenn dann der große Strom von gefundheit- und erholungfuchen-den Menfchen. ftatt fich in den unglaubliäfften _fogenannten Kurorten. Sanatorien und Natur-heilanftalten zu zerfplittern. fich auf das Meer ergießen wird. dann wird das große. weite Meer ein Jungbrunnen für unfer Volk werden. mit welchem alles Übel der Großftädte weggewafchen werden wird.
Deutfihlands Zukunft liegt auf dem Waffer!

Ricarda H uch:

Merkwürdige Menfchen und Schickfale
aus dem Zeitalter des Riforgimento.

I I.

Federico' Confalonieri.

..Was für ein Menfch! Was für ein Menfch!" fagte Gabrio Cafati von feinem Schwager Federico Confalonieri. ..Unter feinem Blick fühlt man fich von ihm gefeffelt. aus der Ferne beneidet man ihn. ja liebt man ihn vielleicht nicht einmal!" So. fchwankend zwifchen Liebe und Abneigung. fiand mancher diefer rätfelhaften Erfcheinung gegen- über. und tut man es noch jetzt. bald zweifelnd. bald wieder angezogen. obwohl der Zauber feines Anblicks. feiner Rede. feines Umgangs nicht mehr wirkfam ift.

Wenn es immer fchwer ift. das Leben von Menfchen. die etwa hundert Jahre vor uns wirkten. in feinen Einzelheiten und inneren Gründen zu erforfchen. fo ift es das des Grafen Federico Confalonieri ganz befonders. über den fchon feine Zeitgenoffen ein unficheres Urteil hatten. da es zuweilen in feiner Abfiäft. zuweilen nur in feiner Natur lag. vertrautem Einbli> fich zu entziehen. Seine Wirkfamkeit dauerte kaum ein Jahrzehnt lang und war den Verhältniffen entfprechend größten- teils verborgen. dann ging er in der Dunkelheit des Kerkers unter. um noch ein letztes Jahrzehnt verbannt. ein unfteter Schatten. an Menfchen und Dingen vorüberzuflüchten. So entzog ihn oft das Gefchick. oft er felbft fich der Beobachtung. Was die Umftände offenbaren wollen. ver- hüllt er mit-eigenfinniger Verfchloffenheit. fo daß wir oft an den Aus- fpruch eines Priefters denken müffen. der ihn im Kerker befuchte: es ge- linge niemandem in feinem Herzen zu lefen.

Ein Jugendbildnis. das von ihm erhalten ift. zeigt uns ein fchönes. infofern nicht regelmäßiges Profil. als das fehr anmutig geformte Kinn

im Verhältnis zu Stirn und Nafe zu klein ift. Mehr verrät das Bild. das aus der Zeit nach feiner Grfangenfchaft fiammt. wo er dem Befchauer das Geficht zuwendet. Da fehen wir die auffallend breiten Liber. die das Auge wie ein Vifier verhüllen zu follen fcheinen. unter denen der Blick hochmütig hervorgleitet. und die ungewöhnlich lange Oberlippe. wie fie Menfchen zu haben pflegen. die fchweigen können und beharrlich find. Was vor allem diefem Bilde den Charakter verleiht. ift der Stolz. der wie eine vornehme Gebärde der Abwehr in jedem Gefichtszuge und der Haltung des Kopfes ausgeprägt ift.
Seine Gefialt war groß und majeftätifch und machte den Eindruck des Kraftvollen; wie denn der kleine zarte Silvio Pellico die unbefiegbar robufie Anlage des Freundes oft neidlos bewundernd hervorhob. Indeffen täufchte das Ausfehen. fei es auch nur. indem in einem urfprünglich vielleicht kräftig angelegten Organismus ein krankes Nervenfyfiem arbeitete. In feinem 86. Jahre befiel Eonfalonieri eine fchwere Herzkrankheit. der er fafk erlegen wäre. Vieles deutete darauf. daß diefelbe nervöfer Natur war. befonders der Umftand. daß in ihrem Gefolge epileptifche Krämpfe auftraten. Doch fing er im Kerker an Rheumatismus zu leiden an. und feinen Tod führte Wafferfucht herbei; er fiarb in feinem 61. Jahre. wurde alfo gerade fo alt wie Silvio Pellico. Man kann vielleicht fagen; wie fein Körper eine unerfchütterte Gefundheit vortäufchte. die er nicht befaß. fo ließ fein Auftreten und Wefen. feine ganze Perfönlichkeit ihn tatkräftiger. zielbewußter. fagen wir heldenhafter erfcheinen. als er war. Was von einem füditalienifchen Ariftokraten gefagt wurde. der auch Iahre im Kerker zubrachte. er fei wie ein eiferner Stab mit Watte umwickelt. ließe fich dann auf Eonfalonieri umgekehrt anwenden. indem man ihn etwa einer ausgeftopften Rüfiung vergliche. Damit foll nicht gefagt fein. daß er fchwach gewefen fei. nur weniger kraftvoll. als feine Erfiheinung vermuten ließ.
Die Eigenfchaften. die den Zeitgenofien zunächft an ihm auffielen. waren Willenskraft und Ausdauer. diejenigen. deren Mangel Gino Eapponi gelegentlich als verhängnisvoll für die Italiener hervorhebt. ferner Stolz und Verfchloffenheit. Was die Willenskraft anbelangt. fo erreichte er zwar mancherlei rühmlich. wenn er fich mäßige Aufgaben feste; darüber hinaus aber ging ein leidenfchaftliches. ruhelofes Wollen. das feine eigentliche Seele war. dem aber die Sicherheit des Gelingens nicht innewohnte. Sein ganzes Wefen verlangte nach Tätigkeit. doch wäre es verkehrt. ihn für einen Mann der Tat zu halten; wenigfiens war

er es nur in den geringeren Angelegenheiten. die ihn nicht völlig befriedigten. In den wichtigften Dingen wurde fein Wollen nicht von Entfchlußfähigkeit unterfiüßt. zum Teil weil er fich nicht ganz klar über feine Ziele war. Es ift allerdings fo. daß die fchnell Handelnden felten ausdauernd find. und daß ein gewiffes Zögern. ein langfamer Gang. mit Willenskraft notwendig zufammenhängt; allein bei Eonfalonieri hatten die zurückhaltenden Hemmungen ein folches Ubergewicht. daß fie ihn in Augenblicken. wo gehandelt werden mußte. lähmten und ohnmächtig machten. Mit den Jahren und durch den Einfluß der langen Gefangenfchaft nahm die Scheu vor dem Siehentfcheiden fo zu. daß er fich felbfi eines Zuviel des Erwägens anklagte. Indes befiand fie in hohem Grade immer und beruhte auch mit auf feinem Stolz. der in der Tat das Bindende fürchtete. das ihr anhaftet. indem fie den Freien. der noch wählen kann. zum Unterworfenen macht. der die Folgen des Getanen annehmen muß. Überhaupt war Stolz eine wefentliche Linie feines Charakters. Stolz. der nicht durchaus mit Kraft verbunden war. dafür aber oft die Stelle der Kraft vertrat.

Es gibt Menfchen. die zu fiolz find. um fich zu verbergen; Eonfalonieris Stolz verwehrte ihm. fich zu zeigen. Er konnte es nicht leiden. daß andere ihn durchfchauten. wollte auch nicht zu einem Teil von anderen in Befilz genommen fein. Hatte die Natur ihn gleiäffam gerüftet gefchaffen. um eine gewiffe Schwäche zu decken. fo benüßte er das. um fich überhaupt zu verbergen. das Vifier nur vertrauten Freunden gegenüber vom Gefichte zurückzufchlagen. ja auch dann vergaß oder unterließ er es wohl. Der Priefier Paulovich. dem die Seelforge der Gefangenen auf dem Spielberge anvertraut war. warnte feinen Nachfolger vor ihm: er fei diplomatifäl. ver|e>t. maskiert. fehr gefährlich und mehr als alle andern zu fürchten. Was er fage. ziele dahin. etwas aus dem andern herauszuziehen und niemals etwas vom feinigen zu geben. feine Worte hätten immer einen doppelten Zweck. Es fcheint. daß ein unbewußtes Beftreben. fich unkenntlich zu machen. auch in feiner Schrift fich ausgedrückt habe; wenigftens kehrt in feinen Briefen häufig die Bitte wieder. feine undeutliche Schrift zu entfchuldigen. die dem Empfänger das Lefen erfchwere oder unmöglich mache. Er bildet den vollkommenen Gegenfaß zu einem unter feinen Landsleuten häufigen Typus. die. gefellig mitteilfam. das fprudelnde Wort nicht von der Lippe zurückhalten können und fich bei erfter flüchtiger Begegnung ganz geben; er fprach viel und fehr gut. ohne aber fein Innerfies auszufprechen.

Im Jahre 1814 lernte Confalonieri in Paris den Florentiner Filippo Buonarotti kennent der als Emigrant dort lebte- ein Mann von antiker Denkweifef wie man es damals ausdrückte, eigentlich ein idealiftifcher Schwärmerf firenger Republikanerf der Federico liebgewann- während der ihn mit Neugier und Achtung betrachtete. Buonarotti, der Mitglied geheimer Gefellfchaften warf die die Regeneration der Völker und den Sturz des Defpotismus zum Zwecke hatten- fuchte Federico zum Eintritt in diefelben zu bewegen. Diefen zogen der Widerfiand gegen den Defpotismus und die liberalen Ideen, der internationale Charakter und der brüderliche Geift gegenfeitiger Hilfef wie er es felbfk nennt- zu den Gefellfchaften hin; aber die kindifchen Formenf mit denen fie fich umgaben- waren ihm lächerlich und verächtlich, an den Carbonari mißfiel ihm das Irreligiöfe und Demagogifche- er tadelte die Neigung7 das Altertum mit feinen Republiken in die Gegenwart verfeßen zu wollen- und den Umfiandrdaß die Gefellfchaften entweder nur wenig Mitglieder haben müßten, und dann machtlos wärem oder vielef und dann zum großen Teil aus fchlechtem törichtent abenteuerlichen, unbedeutenden Menfchen beftänden. Da er aus diefen Gründen nicht Mitglied einer Gefellfchaft werden wolltet lehrte Buonarotti ihn insgeheim die verfthiedenen Grade verfchiedener Gefellfchaften mit ihren Geheimnifien kennenf ohne ihn zu verpflichtenf fo daß er mit den Eingeweihten Fühlung gewinnen konnte- wovon er auch auf feinen Reifen durch Italien Gebrauch machte.

In diefer feltfamen Gefchichte zeigt fich Confalonieri ganz: die Machtf die er über die Menfchen hattet fo daß er einen Mann von firengemf unbeftechlichem Charakter wie Filippo Buonarotti dazu bewegen konnte, ihm eine fo außergewöhnlichef eigentlich uncrhörte Ausnahmefiellung zu gewähren; feine Abneigung fich zu binden und in Verhältniffe einzutretent wo er nur ein Glied in einerfefigefügten Kette- zu Gehorfam oder doch zum Anfchluß an von andern fefigefeßte Grundfäße verpflichtet gewefen wäre; zugleich fein Drangf feinerfeits diefe Verhältniffe zu durchfäfauen und in fie eingreifen zu könnenf wie er denn wirklich indem er die ihm bekannten Zeichen gabf Fremde veranlaßtet ihn für einen Genofient z. B. einen Carbonaro zu halten und ihm ihr Vertrauen zu fchenken- das er zwar nie mißbrauchtef aber keineswegs erwiderte.

Eine folche Stellung nahm er bis zu einem gewiffen Grade auch feinen Freunden gegeniiber einx die fich ihm mitteiltenf während fie fich über ihn täufchen konnten. Da er mit feiner Gabef fchön und überzeugend zu fprechenf die Fähigkeit vereinigte fich in andere hineinzuverfeßen und alfo

mit ihnen zu denken und zu fühlen, fo konnten fie leicht zu der Einbildung kommenf daß zwifchen feinen und ihren Anfichten kein Unterfchied fei. l'lbte er diefe Kunfi im Verkehr mit Freunden kaum mit Bewußtfein ausf jedenfalls nicht um fich einzufchmeicheln oder fie auszuholenj vielmehr um ihnen wohlzutun. fo erreichte er doch damit, was in feiner Natur lag wollen zu müffen: daß er fie kannte und beherrfchte. ohne fich felbft ganz hinzugeben. Er hatte aber die fürf'tliche Eigenfchaft. diejenigenj die er beherrfchte und die fich ihm ergeben hatttenf ganz in feinen Schuß aufzunehmen und fich für fie verantwortlich zu fühlen. Er war der geliebtefte- wie der hilfsbereitefie der Freunde. Seine auserlefene Fähigkeit fich in die Lage anderer zu verfeßen und ihre unausgefprochenen Schmerzenj der Bitte zuvorkommend. zu erleichternf wird häufig hervorgehoben; liebevollj fiark und treu nennt ihn Silvio Pellico. Wenn er durch Geld unterfiüßen konntef tat er es mit der Selbfiverfiändlichkeit- die das Annehmen felbfiverftändlich maäft. Auch durch feine bloße Nähe7 ohne es zu beabfichtigem vermöge der Kraft, die von feiner Perfönlichkeit ausgingx war er ein Spendender: „DeineGegenwart in Mailandx' fchrieb ihm im Jahre 1842 einer feiner Freundej „war alfo der Stützpunkt vieler Erifienzen- wenn Du nicht da bift. fehlt es Jungen und Altenf Eheleuten und Iunggefellen. kurzj Leuten jeder Klaffe und Art an Leben." Von ihm hat man den Einbruch daß er die meifien feiner Freunde hauptfächlich liebtef wei(fie feiner bedurften, und daß fie ihm gerade fo viel warenf wie fie ihm Gelegenheit gaben. ihnen etwas zu fein; manche vielleicht auch. namentlich die jüngerenf weil fie fein Gefolge bildeten; an wenigenj wie zum Beifpiel an dem Florentiner Gino Capponi- fcheint ihm auch um feinetwillen etwas gelegen gewefen zu fein. 4

Sein angeborener Hang- Menfchen und Verhältniffen gegenüber der Beherrfchende zu feinj ließ ihn diejenigen mit Kälte und Feindfeligkeit *zurückfioßem die ihn beherrfchen wollten. Mehr darin lag der natürliche Grund feiner revolutionären Stellung als im Temperamentf das gelafien war; er ging fo weitf die Begeifierungf fo liebenswürdig und verehrungswürdig fie auch fei. als eine Störung im Gleichgewichte der Vernunft anzufehen. Für einen Iakobiner gehalten zu werden. wie man damals Umfiürzler zu nennen pflegte. war ihm unleidlich: er war ein Arifiokrat mit liberalen Ideen und einem leidenfchaftlichen Drang nach Größe. Seine politifche und foziale Richtung glich der. die vor der Revolution unter den franzöfifchen Denkern vorherrfchend war: im Staate wünfchte er die Macht der Regierenden nach englifchem Mufier durch eine an-

gemeffene Vertretung der Gebildeten befchränkt. die Freiheit durch ver-
nünftige Gefeße gewährleiftet zu fehen. die befißende Klaffe follte fich
verpflichtet fühlen das Volk zu bilden und feine Lage zu verbeffern; im
allgemeinen war er für Fortfchritt auf allen Gebieten. Von den fehr par-
tikulariftifchen Mailändern unterfchied er fich dadurch. daß er als Ita-
liener fühlte. für eine ideelle Vereinigung von ganz Italien arbeitete
und auf eine faktifche in der Zukunft hoffte. Toskana nannte er fein
füßes Lieblingsland.

Übrigens hatte er nicht gerade eigene Ideen und Auffaffungen.
Man rühmte feine Klugheit. feinen Scharfblick. fein klares Urteil; einer
feiner Bekannten fühlte fich durch die Lebhaftigkeit feines Geifies. durch
fein allfeitiges Umfaffen der Verhältnifie. feine tiefen Einfichten in die
Bedürfniffe der Zeit an die beften Seiten Mirabeaus erinnert; indeffen
wenn auch fein praktifcher Verfiand das durchfchnittliche Maß über-
ftiegen haben mag. fo war er doch nicht durch feinen Geifi hervorragend
und wirkfam. Der große Zauber. den er ausübte. insbefondere auf
Frauen und Jünglinge. lag namentlich in der Intenfität feiner Perfön-
lichkeit und feines Lebensgefühls. wie auch in feinem Drange zu herrfchen;
denn die Menfchen neigen fich im allgemeinen gern dahin. wo fie den-
felben fpüren.

Federico Confalonieri ifi am 6. Oktober 1785 geboren. Die Fa-
milie wurde erfi am Ende des fiebzehnten Jahrhunderts in den Grafen-
fiand erhoben; im a>jtzehnten Jahrhundert nahm fie einen fehr ange-
fehenen Plus in der mailändifchen Arifiokratie ein. Sein Vater hing
Öfierreich an und gehörte überhaupt zu jenen ..veralteten Perfonen".
die das abgezirkelte. fchläfrige Dafein. aus dem die napoleonifchen Stürme
Italien aufgerüttelt hatten. für das rechtmäßige und wünfchenswerte
hielt. Das Verhältnis zwifchen beiden war gefpannt. Federico war
weder öfterreichifch noch franzöfifeh; er haßte Napoleon und foll mit
deffen Stieffohn. Eugene Beauharnais. dem Vizekönige von Italien. aus
einem perfönlichen Grunde. nämlich weil derfelbe feiner Frau den Hof
gemacht habe. verfeindet gewefen fein.

Im Iahre 1806. alfo fehr jung noch. hatte Federico fich mit einer
um wenige Jahre jüngeren Frau verheiratet. Terefa aus dem gräfliehen
Haufe Cafati. deren Schönheit und Güte gerühmt wurde. Nach einem
Profilbilde aus ihrer Jugend zu urteilen. waren ihre Züge regelmäßig;
auffallend find auf jenem Bilde ihre Augen. aus denen ein Triumph von
Liebe und Wahrheit firahlte. Man verglich fie einmal mit einer römi-

fchen Matrone. deren Würde durch die Demut des chriftlichen Glaubens lieblich gemacht fei. Ihre Güte beweift am befien die Tatfache. daß fie von ihrer Dienerfchaft angebetet wurde. Wenn es fich um Dinge handelte. die ihrem Herzen wichtig waren. konnte fie eine außerordentliche zielbewußte Tatkraft entfalten. aber nicht ohne fich dabei aufzuzehren. Es fcheint. daß die Ehe. wenn fie überhaupt jemals glücklich war. fehr bald aufhörte es zu fein. was der Klatfch von Mailand dem herrifchen und eiferfüchtigen Wefen Federicos zufchrieb. Auch wurde behauptet. da ihr erftes und einziges Kind im zarten Alter ftarb. es fei das infolge feiner Rückfichtslofigkeit und Unvorfichtigkeit gefchehen: er habe es nämlich gern in die Luft geworfen und wieder aufgefangen. wobei es gefallen fei und fich die Todesurfache zugezogen habe. was ihm dann Terefa gänzlich entfremdet habe. Doch ift dies ebenfo unverbürgt und noäf unwahrfäfeinlicher als die Gefchichte von der Neigung des Prinzen Beauharnais. die einen gewiffen Eindruck auf Terefa gemacht habe. Gewiß ift. daß Terefa ohne Verfchulden durch irgend eine Handlung war. er dagegen fich manches. hauptfächlich wohl Härte und Untreue. vorzuwerfen hatte. Ihr Charakter war edel und groß angelegt. vielleicht für feinen Gefchmack zu vernünftig. zu klar. zu kühl und fteif nach außen. Das Leidenfchaftliche. Gefallfüchtige. Geheimnisvolle. Unnennbare. was oft mehr als Schönheit und Seelengröße zur Liebe reizt. fcheint ihr gefehlt zu haben. Von dem Grade ihrer Liebe zu ihm mochte er keine richtige Vor|ellung haben. oder es war die Art ihrer Liebe. die ihn nicht befriedigte. In die Bewunderung und ritterliche Verehrung. die die Freunde ihres Mannes ihr darbrachten. klingt zuweilen eine gewif'fe Parteinahme für fie und ein vorfichtiger Vorwurf gegen ihn an. Wenn er weite Reifen ohne fie unternahm. fuchte fie vergeblich ihre Schwermut vor ihren Bekannten zu verbergen: er füllte ihr ganzes Herz aus.

In ihrem Buche über Italien. das fie im Jahre 1820 verfaßte. fagt die damals viel gelefene englifche Schriftftellerin Lady Morgan. nachdem fie die geiftlofe Lebensführung der alten Generation in Mailand gefchildert hat: ..Es if't aber leicht möglich. daß in einem anderen Flügel des nämlichen Haufes der junge und regfame Erbe feinen Tag ganz auf englifche Weife verlebt. Der Mann fchreibt in feiner Bibliothek oder Kabinett an Vorfieher der Lancafterfchulen. antwortet englifchen Manufakturiften und Mechanikern. verfchreibt ein Modell eines Dampffchiffs oder Einrichtung zur Gasbeleuchtung; dann befucht er feine (häufig englifchen) Pferde. reitet fpazieren. hütet fich. das Mittagsmahl im anderen

a
1:.- -- ilias 2, 1|! Z. ll e.-. .JZ w SEQ :Z
. , .. t , . . ZS 22m
Â£3.._:.EEEÂ§
rippifcim .W

*fehen Matrone. dere" Würde durch die Demut des chrifiliäfen Glauben(
lieblich gemacht fei. Ihre Güte betraifi am beiten die Tatfache. daß fir
von ihrer Dienerfchaft angebetet wurde. Wenn es fich um "Dinge han-
delte. die ihre-m Herzen wichtig waren. konnte fie eine außerordentliche
zielbewußte Tatkraft entfalten. aber nicht ohne fich dabei aufzuzehren.
Es fcheint. daß die Ehe. wenn fie iiberhaupt jemals glücklich war. fehr
lat(aufhörte es zu rein. was der Klatfch von Mailand dem herrif-hen
und ciferfüchtigen Wefen-Federicos zufchrieb. Auch wurde behauptet.
da ihr erfie? und einziges Kind im zarten Al: .r fiarb. es fei 'das infolge
feiner Riickfi-.ltslofigkeit und linvorfichtigkeij g-fchehen: er habe es nän:
* (ich gern in die Luft geworfen und wieder aufgefangen. wobei es g.-
iallcn fei und fich die Todesurfache :ugeiogcn habe. was ihm dann Teure.-
gä- ;l!-h entfrrmdet habe. Doch ifi 'nes ebenfo unverbürgt und noch u...
l-iahricheinlicher als die Gefchichte ren der Neigung des Prinzen Beau-
darnais. die :inen gewiifen Eli-.Ollicf auf Txrefa gemacht habe. Grwiß
.ft daß Te :f2: ohne Verworn-.rn durch irgend eine Handlung wer. er
dag-?gen fich manches. haupliächicch* wohl Härte und Untreue. vor-:7-
nerfxn hatte. Ihr Elm-after :rar edel und groß angelegt. vielle- in 75'".-
* feinen Grill-,mark zu vernünftig. zu klar. zu kühl und |eif nach --x-fien.
Das LcideniF-aitlich-. ?Zn-falliüäitige. Geheimnisvolle. Unnernb-:rc was
oft mehr als Schönheit und Zeelengröße zur Liebe reizt. *fehr-?nt ihr
gefehlt zu haben. *Won dem' Grade ihrer Liebe zu ihm mochte er keine
richtige Vorficliunr. hxben. oder es war die' Art 'ihrer Liebe. die 'In
nicht befriediete. In die Bewunderung und ritterliche Verehrung. .3*-
die Freunde Wes Mannes ihr darbrachten. klingt zuweilen eine gem --*-.
Parteinahuee 71:1* fie und ri. vorfichtiger Vorwurf gegen ihn .in "Ike-'71.
er weite Reifen ohne fie unternahm. fuchte fie vergeblich ihre Schwerer-*rt
vor *hr-.n Lekannten zu verbergen: er füllte ihr ganzes Herz aus. _'
,'-r ihrem Buch* über Italien. ea?" fie im Iahre >20 verfaßie. ia".-
die d.-nals viel gelefene englifche Schriftftellerin Lady Morgan. nau-.-
'Il-*n fie die .ze-'l'tlofe Lebensfahrung der alter. Generation in Mailanr
exe-,Hilbert hn. ..Es ift aber (cirht möglich. daß in einem andere., Flügr
des nämlichen Haufes dez* junge und regfame Erbe feinen Tag ganz auf
erglii-he Weife beliebt. Der Ma.,n lehreibt in feiner Bibliothek ("er
Kabinett an Vorfteher der Lancafi.richulen. antwortet engli,chen nufakturifter und Mechanikern.
verfchreibt ein Modell eines 'L'c'avfi-F-.v
oder Einrichtrng zur Gasbeiru-vtnng; dann reficht er feine cl :nf-ig *n-
[?ichen)* Pferde. reitet fpazieren. hiitet fich. das Mittagsmahl im andi-m'

W
Jahrgang
1 9 0 8
I. Stanislawski:
WindmÃ¼hlen.
Zum Eflay
von Victor Lederer.

'.k
"*1

Teile des Haufes nicht zu verfäumen. wenn er nicht etwa um 5 Uhr bei einem Freunde zu Mittag ißt. der des väterlichen Zwangs und alten Herkommens ledig wurde. Die Dame hat in der nächfigelegenen Kirche ihre Andacht verrichtet; dann übt fie im franzöfifchen Boudoir die Künfie. welche fie in der Penfion der Frau von Lor erlernte. befucht Freunde. die ihr empfohlen wurden. Nach dem Mittageffen macht fie einige Familienbefuche; nun kommt die Zeit zur Fahrt auf den Korfo. dann die Oper. ihr eigentliches Reich. wo fie ihre Macht ausüben kann."

Es wäre nicht unmöglich. daß diefe Schilderung auf das Haus Confalonieri ginge. auf welches der altmodifche Vater einen Druck ausübte. Auch ftimmt es infofern. daß Terefa in der Anhänglichkeit an die kirchlichen Gebräuche durchaus der alten Schule angehörte; aber. fei es aus Liebe zu Federico oder aus eigener Uberzeugung. fie teilte feine politifchen und fozialen Intereffen und war in alle feine und feiner Freunde Pläne eingeweiht. Vielleicht war ihr Geifi nicht glänzend. und jedenfalls drängte fie fich nicht vor; Verfiand und Einficht indeffen fehlten ihr nicht. Aus ihres Mannes an fie gerichteten Briefen fieht man. daß. wenn kein leidenfchaftliches. doch ein fehr gutes kameradfchaftliehes Verhältnis zwifchen ihnen befiand; er wußte. daß fie Verfiändnis für alle feine Befirebungen hatte. und daß feine Gefchäfte von ihr mit derfelben Umficht und Zuverläffigkeit beforgt wurden. wie von ihm oder einem treuen Verwalter.

Der Sturz Napoleons eröffnete Confalonieri zum erfien Male eine öffentliche Wirkfamkeit. die er nach feiner durchaus männlichen. auf Tätigkeit gerichteten Veranlagung fuchen mußte. in der er aber nicht vom Glü>e begleitet war; es zeigte fich. daß er auffiel. daß die öffentliche Meinung fofort ein anführendes. maßgebendes Haupt in ihm fah. weswegen man ihm am Schlimmen wie am Guten. was gefehah. leicht einen bedeutenden Anteil zufchrieb. und daß er mehr Feinde als Freunde hatte. Er gehörte zu den Führern derjenigen Partei. die. fowohl der franzöfifichen wie der öfierreichifchen entgegen. ein unabhängiges oberitalienifches Reich unter einem womöglich italienifchen Fürfien wollte. ein Programm. das löblich klingt. aber den Fehler hatte. daß ein fürftlicher Kandidat zunächft nicht vorhanden war. daß dagegen der Vizekönig Eugene Beauharnais eine gewiffe militärifche Macht zur Verfügung hatte. die einzig die Lombardei in den Stand gefeßt hätte. den verbündeten Mächten gegenüber mit dem Anfpruch auf Unabhängigkeit aufzutreten. Demnach konnte man diefer Partei Mangel an Logik vorwerfen. und fie zog fiäj vollends

bitteren Tadel dadurch zu. daß in ihrem Namen ein wüfter Racheakt gefihah: es wurde nämlich durch eine zufammengerottete Volksmenge der bisherige Finanzminifter Prina auf unmeufchliche Weife ums Leben gebracht. Eonfalonieri nun wurde für den Anftifter diefes Mordes gehalten. fo daß fein Name mit dem Makel wenn auch nicht einer erwiefenen Unrat. fo doch eines häßlichen Verdachtes behaftet blieb. Allerdings fprachen ihn Männer von Gewicht und Ehre von der Anklage frei. und er felbfi verteidigte fich in einer Schrift. der man Glauben fchenken muß. wenn man ihn nicht für einen abgefeimten Heuchler halten will; möglich wäre nur immerhin. daß er. ohne es zu beabfichtigen. durch fein Verhalten zu dem fchrecklichen Akt anregte. dann. daß er ihn hätte verhindern können. wenn er gewollt hätte. Eharakteriftifch für ihn ifi hauptfächlich. daß gleich fein erfies Auftreten unklar war. weil er Neider und Feinde hatte. befonders aber weil er nicht ganz zielbewußt handelte. fchließlich auch weil man ihm mehr Wichtigkeit beimaß. als ihm zukam.

Die Uneinigkeit der Mailänder ließ den Verbündeten freie Hand. die Gefchiike Italiens nach ihrem Sinne zu ordnen. Von einer proviforifchen Regierung mit mehreren andern naäf Paris gefäfickt. um den dort verfammelten und vertretenen Souveränen gegenüber die Sache feines Landes zu führen. tat Eonfalonieri. was in feiner Macht fiand. um der Lombardei Unabhängigkeit und eine Verfaffung zu fiihern; aber Franz I. hatte im Geifie fchon von Oberitalien Befiß ergriffen und behandelte die Gefandten. denen er mehrfach Audienz erteilte. ohne weiteres als feine Untertanen. Er hörte ihren Vortrag über verfäfiedene Maßregeln. die fie zugunfien ihres Vaterlandes von der neuen Regierung ergriffen wiffen wollten. gnädig an. ohne etwas zu verfprechen. wodurch er feiner Majefiät etwas zu vergeben geglaubt hätte. außer daß er wie ein Vater für feine italienifchen Untertanen forgen wolle. Die Rolle. die Eonfalonieri in Paris gefpielt. und vermutlich auch der Eindruck. den feine Perfönlichkeit hervorgerufen hatte. machte ihn dem neuen Herrn fofort verdächtig.

Was er in Paris erlebt hatte. die Einficht. daß von keiner fremden Macht etwas zu erhoffen war. daß nur felbftändiges Handeln hätte helfen können. hatte Eonfalonieris Anfichten in mancher Hinficht erfchüttert. vielleicht feine ehemalige Haltung ihm in ungünfiigem Lichte erfcheinen laffen. Damals hätte er fich auch einen öfterreiäfifchen Prinzen gefallen laffen. falls nur Mailand nicht abhängige Provinz eines außeritalienifchen

Reiches würde; er| jetzt fing er an, die Einmifchung der Fremden überhaupt abzulehnen. Man kann fich denken- daß der ftolze Arifiokrat widerwillig war- fich vor einem Kaifer Franz zu beugenf deffen kleinliche Perfönlichkeit feine maßlofe Selbfigefälligkeit und Herrfchfucht als empörende Anmaßung erfcheinen ließ.

In diefem Falle gab fich der Graf nicht die Mühe- feine Gefinnungen zu verhehlen, und feine Abneigung gegen das aufgedrungene Regiment wurde bald bekannt. In dem fchon erwähnten offenen Briefe- den er drucken ließx um fich gegen die von der franzöfifchen Partei erhobene Anklage zu verteidigen- als habe er den Mord des Minifiers Prina veranlaßt, kam ein Saß vor, der lautete: „Ich war und werde niemals der Mann fein- der von Umftänden oder von Regierungen abhängtz" diefen nahm der Kaifer zum Anlaß ihn für eine gewifie Zeit auf eines feiner Güter zu verbannen. Von der wegen ihres unwürdigen Spionierens verachteten Regierung gefürchtet zu werdent mag ihn weniger gefehmerzt, als fein Selbfibewußtfein gefteigert haben; er ging feinen Weg, wie es ihm beliebtef ohne fich um die lauernde Feindfeligkeit zu bekiimmerm die ihm nichts anhaben konnte.

Schluß in der September-Nummer.

Rudolf M. BreithaUpt:

Conrad Anforge.

Schönheit wird wie Glück empfangen:
Freude krönt dein bang Genießen
Und die Freude ein Verlangen.
Sich als Liebe zu erfchließen.
Denn der Schöpfung f>)öne Hülle
Hält ihr Wefen wohl verwahrt.
Jft von Reiz fo fpröd wie zart
Und erfchließt des Glückes Fülle
Dem nur. deffen eigne Art
Die Art des Schöpfers offenbart.
(Richard Dehmel.)

Es gibt Perfönlichkeiten im künftlerifchen und fozialen Leben. denen man begegnet fein muß. Es geht ein Etwas von ihnen aus. ein Licht. ein leuchtendes. eine Kraft. eine zwingende. der wir uns hingeben müf f en. Wer in ihren Bannkreis trat. empfing eine Wohltat. oder fühlte ein Wunder. Und wer ihrem Innerften nahe war. wer auf den Goldgrund ihres Wefens blicken durfte. fpürte je nach Art der Wirkung bald eine Erfchütterung. bald ein Gefühl tiefen Glückes. -- und fein Leben erhielt nach Inhalt und Form eine fichtbarliche Veränderung und Bereicherung. Solcher Wefenheiten von radioaktiver Wunderkraft find nicht gar viele. Ein Dußend kann man in jeglichem Jahrhundert auf-zählen. Erkannt werden fie felten zur Zeit. obwohl fie auf die beften Geifter und Denker eine nachhaltige Wirkung ausübten. Sie werden geliebt. fie werden gehaßt. Denn alle Gleichartigen oder ihrem Wefen Verwandten werden angezogen. alle Ungleichartigen abgeftoßen.

Wenn ich an derlei Perfönlichkeitsmächte oder -Kräfte innerhalb des mufikalifch-künfilerifchen Bereiches denke. werde ich traurig geftimmt. Wir haben recht eigentlich niemanden. an den man fein Herz hängen. dem man feine Ideale zuwenden könnte. Wir find arm geworden au wirklich großen Individualitäten. Der leßte Große war wohl Lifzt. Er war gewiß der leßte „Menfch“. Und von all feinen Jüngern und Apofteln ift's allein Conrad Anf orge. der uns feffelt. der uns

innerlichz nicht nur künfilerifck» fondern auch menfchlich näher |eht als der gefamte Durchfchnitt unferer Zeitmufikanten.
Es i| müßig zu unterfuchenz was in Anforges künftlerifcher Per- fönlichkeit mehr hervorzuheben oder gar höher zu bewerten ift: das repro- duktive oder das produktive Element oder die menfchlichen Lebensquellen. Er ift eine gefchlofiene Einheitj eine kraftvolle Eigennaturj in der Licht- und Schattenfeiten gleich fiark vorhanden find.
über den Pianiften ift der Urteilfpruch längfi gefprochen. Er i| der Erfien einem ein wirklich Großer im Reich der Töne und Klänge. Seine Spielweife ift einesteils der letzte Ausläufer der Lifztfchen Periode- anderenteils eine unmittelbare Fortfeßung Bülowfcher Kunftauffafiung. Von Weimar her hat er den großen Wurf- das Kolofiive michelangelesker Formbehandlung. Von Bülow dagegenx dem letzten „Kritiker'ß den die Mufik befefienz die Strenge und Herbheit in der Durchführung einmal erfaßter und für richtig erkannter Mittel. Sein Spiel hat Stil- Charakter und jene höchfte E i nf alt eines fihlichten Sinnesj wie fie nur bei folchen auftritt- die in der Entwicklung zur künftlerifchen Kultur jene höchfie und leßte Stufe erklommen haben- auf der alles Unnatürliche- Erlernte, Erarbeitete wie von felbfi plößlich abfällt und die Natur wie der bloßgelegte Strahlenkern einer fchimmernden Fruäzt uns entgegenleuchtet. Sein Stil weifi allein noch jenen heroilch- pathetifchen Zug aufx der von Schiller am über Wagner bis zu Lifzt auf alle Edlen nachhaltig gewirkt hat und nun mählich zu verfchwinden droht. Wir find unendlich nüchternj wir find praktifcher und klüger geworden. Ob aber auch zärtlicherj leidenjchaftliäjer und weifer? Ich bezweifle es. Laufcht man Anforges Klängen- fo fpiirt man jedenfalls noch etwas von der rhetorifchen Machß von dem Ethos der Schillerfchen Kampfeszeit- das uns aus dem Zuftand träger Zerarbeitung und müder Erfrhlaffung aufrafft und uns mit Drommetengewalt aufruft zum Zuge gen Mekka und Medina- zu den heiligen Tempeln der Freiheit- Schönheit und Erhabenheit. „Bei allem Pathos muß alfo der Sinn durch Leidenj der Geifi durch Freiheit intereffiert fein. Fehlt es einer pathetifchen Darftellung an einem Aus- druck der leidenden Natum fo ifi fie ohne äfthetifche Kraftf und unfer Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethifchen Anlage- fo kann fie bei aller finnlichen Kraft nie pathetifch fein und wird unaus- bleiblich unfreEmpfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemütes muß immer der leidende Menfckz aus allen Leiden der Menfchheit muß

immer der felbfiändige oder der Selbfiändigkeit fähige Geift durchfcheinen."
(Schiller: ..über das Pathetifche".) Hierher find die großen Dar-
ftellungen von Beethovens ..Appaffionata" Op. 57 und der heroifchen
Op. 111. fowie Lifzts H-Moll- und Chopins B-Moll-Sonate zu fehen.
Ich fagte ferner. das Spiel hat Charakter. Ich verfiehe darunter
den ..L o g o s" der Griechen. die innere Gefchlofienheit der geifiigen Idee
in ihrer finnlichen Form. das individuelle Gepräge. wie es fich in der
vollendeten Harmonie der dynamifchen Kräfte zu erkennen gibt. ..Das
wahrhaft Schöne gründet fich auf die ftrengfte Befiimmtheit. auf die
genauefie Abfonderung. auf die höchfie innere Notwendigkeit; nur muß
diefe Befiimmtheit fich eher finden laffen. als gewaltfam hervordrängen.
Die höchfie Gefeßmäßigkeit muß da fein. aber fie muß als Natur er-
fcheinen. Ein folches Produkt wird dem Verfiand vollkommen Genüge
tun. fobald es ftudiert wird. aber eben weil es wahrhaft fchön ift. fo
dringt es feine Gefeßmäßigkeit nicht auf. fo wendet es fich nicht an den
Verfiand insbefondere. fondern fpricht als reine Einheit zu dem harmo-
nifchen Ganzen des Menfchen. als Natur zu Natur." (Schiller:
..Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch fäföner Formen")
Wer je an Anforges vollendeten Tagen Op. 109 von Beethoven gehört
hat. wird etwas von der Kraft der ..inneren Notwendigkeit" empfunden
haben. Wie Anforge diefen Triptychon in feiner Gliederung aufbaut.
in Farbe und Stimmung harmonifch einheitlich geftaltet und den Schluß
mit jener übermenfchlichen Kraft äußerfier Ekfiafe ausfiattet. indem er
unter Streichung einiger unwefentlicher und ftörender Beethovenfchen
Pianiffimi über jene große Trillerkulmination hinweg zur himmlifchen
Seligkeit des Themas zurückkehrt. - dies gehört zu den wunder-
vollfien Eindrücken unferer Zeit. Ich konnte dem geheimen Zauber der
Sonate lange Zeit nicht beikommen. Anforge hat mir ihre geiftige Leucht-
kraft erfchloffen. Seit diefer Stunde fehe ich den ..Edelfieinfäjimmer"
der raphaelifäfen ..Disputa" in der Camera della Segnatura (Vatikan)
im Geifie vor mir.
Die tieffie Wirkung geht von dem menfchlichen Kerne feiner Kunfi
aus. Wenn er in jenen Höhepunkten alles Materielle von den Werken
abfireift. wenn er uns über Ton und Klang. Sah und Form hinweg und
hinauf führt zu ihrem immateriellen Gehalt. zur reinen Idee. dorthin.
wo die Kunfi als Natur erfcheint. als Tal oder Hain. als kriftallklarer
Höhenzug oder leuchtende Meerestiefe. oder als goldener Abglanz einer
reinen Kinderfeele. dann ifi vollbracht. was die Reproduktive überhaupt

geiftiger Flachköpfe fich vor der knorrigen. rauhen Sprache Hebbels. des Dichters. baß entfetlten. - einen Dehmel oder Liliencron für verrückte Sprachverderber erklärten. fo hecheln einige Schädlinge auch hier die Anforgefche Technik durch. dieweil fie nichts anderes vorzubringen wiffen. Armer Menfch! Haft du eine fchiefe Nafe oder auch nur einen Leberfle> zwifchen den Schulterblättern und feieft du auch noch fo vollkommen. ich fage dir: Packe dich. du bifi nichts wert! So war's immer und es wird wohl auch immer fo bleiben. folange Bosheit über Güte triumphiert und die Schadenfreude als die reinfie Freude gilt. Die Wahrheit ift die: Auch Anforge befißt jufi d i e Technik. die er für feinen eigenen Ausdruck. für Form und Farbe. Aufbau und Dynamik gerade benötigt. Das genügt. Der Refi ift Gefchmackfache. Iedoäf. man ftelle fich einmal vor: Anforge in Bufoni-Manier. oder Anforge mit Godowskyfcher Läufertechnik Beethoven fpielendl Fallen einem dabei nicht komifche Bilder ein. wie: Hering und Säflagfahne. Apfelmus und grüne Seife. faure Gurken und Limonade?? Überdies - Scherz beifeite --: ein Stimmungskünftler und Impreffionifi unterliegt anderen Bedingungen als ein dreffierter Papageivirtuofe. Es geht Anforge wie allen wahrhaft Großen - man denke an Lifzt. Rubinfiein. Bülow -. er hat vollkommene und fchleäfte Tage. Das ift ein Glück. Denn alles Unkünfilerifche. Mittelmäßige und Mafchinelle ifi gerade um der ewigen Gleilhförmigkeit mittelmäßig. mafchinell und unkünfilerifch. Echte Kunfi wandelt nur auf Höhen. Die mittleren. warmen und gemäßigten Zonen feien den Philiftern. den Mufikanten. Technikern und Unterhaltungskünfilern fchönftens angewiefen. -

Ich komme zu dem Schaffenden. zu dem Rätfel. dem „Problem“ Anforge. Über diefe feine produktive Seite läßt fich nur andeutungs-. nur ahnungsweife fprechen. kein ficheres oder gar abfchließendes Werturteil abgeben. Gewiß ift eins: Anforge ifi auch hier ein Selbfieigner. eine gefchloffene Ganzheit. ein von der Tagesmode völlig Abweiäfender. Abfeitsfiehender. In jeder Note. jedem Takte fieht gefäfrieben: So und nicht anders! West le 8*(71 (M1111 homme! Diefe Sprache ift ebenfo neu und originell wie kühn und tief. Ihr Zauber liegt jenfeits aller doktrinären Erörterungen. Es geht eine fiille feltfame Schönheit von ihr aus. - eine Schönheit tieffter Ergriffenheit. heiliger Rührung. die uns fchweigen macht. Wer tiefer laufchen kann. vernimmt oft Töne höchfier Refignation. Klänge eines wunderfamen Myfieriums. Hier fpricht fich das Urwefen feiner Perfönlichkeit aus: Anforge der Schwärmer.

Jah-gang Conrad Anforge: Zum Effay
' 9 o 8 von R. M. Breithaupt.

der Symbolift- der Myfiiker. Die Mufik ii't ihm nicht Themax tote Formel, Motiv oder dergleichen- fondern Auslöfung- Bejahungj Erfüllung tiefften perfönliihen Denkens und Fühlens. Diefer Unterton- der fchon durch die leßten Sonaten und Quartette Beethovens hindurchklingtt der fin) auch bei Lifzt aus den Partien höchfter Eki'tafe heraushören läßt. und der im „Parfifal" Richard Wagners zu höchfter Verklärung geformt ward- er findet fich auch bei Anforge. Auch hier: Auflöfung der Form, ein Streben nach dem leßten- hölhften Ausbruch ein Ein- und Aufgehen in dem meta-phyfifchen Selbfi. „Die höchfte Aufgabe der Bildung ift fich feines Tranfzendentalen Selbft zu bemächtigen. Diefes Selbft gewahren wir zuweilen in den Worten Gottes- der Dichter und Weifen- auf dem Grunde einiger Freuden und Leidenj im Schlaf, in der Liebe- in den Krankheiten und in unerwarteten Verkettungenf wo es uns von ferne winkt und mit dem Finger auf unfere Beziehungen zum Weltall hin-weift. Einige Weife befleißigten fich nur diefcs Suchens und fchrieben jene Büäzerl wo nur das Außerordentliche herrfiht." (Novalis.)
Auch Anforge hat fich nur diefes Suchens befleißigt und eine Mufik gefchriebenj „wo nur das Außerordentliche herrfcht“. Daß er vielen fremd erfcheintj liegt nicht an ihmj fondern an den Menfchen. Er ift zarter und feinem ftiller und tiefer als fie alle, Der Wellenklang feiner goldenen Seelenharfe ifi nicht für grobfinnliche Ohren. Die Mufik der Ausrufe- der Interjektionen- das blaue Leuchten acherontifcher Klänge ift anders zu bewertenj als der landläufige Singfang der Mode-komponifien im 4/. bezw. 6/3 Takt.
Einem Anforge ifi nicht fo leicht beizukommen. Man muß fiij) fchon in ihn verfenken- man muß ihn lieben. um ihn zu verftehen. Mit Begriffen ifc diefe Kunfi überhaupt nicht zu erläutern. Nur ein feines- tiefes Kunftgefühl hilft uns über die letzten Schwierigkeiten hin-weg. Für Anforge ift der Ton Licht, das Licht Klang. Ein kosmifches Gefühl beherrfcht ihn. Nicht eine Formenkunft fpricht zu uns- fondern die Rührung eines ergriffenen Herzens. Dies muß man fefthaltent wenn man die runenhaften Motivej die fphinrartigen harmonifchen Gebilde betraäztet.
Von den 24 Werken- die ich hier nur flüchtig fkizzieren kann, nehmen die „Lie d er" den weitaus größten Raum ein. Genau die Hälfte ent-fallen auf fie (Werk 2j 10- 11- 12j 14-19 und 22). Daneben haben wir: Zwei Quartette (Werk 13 und 20)- ein Sertett für Streichinftru-mente (Werk 9)7 eine Sinfonie „Orpheus“ (Werk 5- ungedru>t)- eine

Sonate für Cello und Klavier (Werk 24. ungedr.). drei Sonaten für Klavier allein (Werk 1. 21 und 23. letzteres ungedr.) und einige Klavierfachen (..Traumbilder". Werk 3. „Ballade“. Werk 4. ..Valfe Impromptu“. Werk 6. ..Traumbilder“. Werk 8).

Was unter diefen Kompofitionen am höchften zu bewerten ift. läßt fich nicht ohne weiteres beftimmen. Sie enthalten alle mehr oder minder feltene Blumen der Schönheit. Meines perfönlichen Dafürhaltens hat er fein Beftes gegeben: in der erften und dritten Sonate für Klavier. den beiden Quartetten und den Liederzyklen von Dehmel und Goethe.

Zunächft die „Lieder“. Sie gehören zum Schönften mit. was wir feit Hugo Wolf bekommen haben. Allein wenn man den Mufiker nach dem Text beurteilen darf. fo ift Anforge als einer der ernfteften. vornehmfien Geifiesköpfe zu nennen. Was die moderne Poefie Bedeutendes gefchaffen. er hat es mit dem zarten Stab feiner Mufe berührt. Nach der inhaltlich geiftigen (nicht äußerlich formalen) Seite ifi nicht Richard Strauß. fondern Conrad Anforge als der befie Vertoner neuerer Lyrik hinzuftellen. Dies hat mir jüngft Richard Dehmel perfönlich in feiner ftillen und ruhigen Weife beftätigt. ..Ich verftehe von Mufik und ihrer Technik nichts.“ fagte er mir. ..Ich bin vollkommen Laie. Aber nach meinem innerfien Gefühl kommt Conrad Anforge meiner Poefie am nächften.‟ -

Die Lyrik fcheidet fich teils in ..Gefänge‟. teils in einfach fchlichte Liedformen. teils in pfalmodifche Sinnfprüche. Deklamationen und dergleichen. Den tiefften Kern feiner Wefenheit fprechen nach Anforges eigenem Urteile aus: ..Der Weidenwald“. Gedicht nach Dante Gabriel Rofetti. Op. 16. ..Stimmen des Abends“ - Dehmel Op. 15 Nr. 1. ..Leßte Bitte" - Dehmel Op. 17 Nr. 5 u. a. m.

Im ..Weidenwald" ift ein vifionäres Traumgeficht mit unheimlicher Kraft zu klingendem Leben erweckt. Ebenfo rührt: ..Leßte Bitte" an die letzten Möglichkeiten mufikalifchen Schauens. Dies ift Stimmungskunft in reinfter Form und als folche kein Alltagswerk. fondern eine Mufik für Erwählte und innerlich Berufene. Kritifch läßt fich dawider nichts fagen. Wie bei Dehmel oder. um einen anderen feiner Freunde zu nennen. bei Melchior Lechter. muß man bejahen oder verneinen. je nach Veranlagung. Temperament und GefchmacF. Anforges Feinkunfi liegt unterhalb der Schwelle des Halbtones. Nur eines fragt fich. ob diefe Welt der viertel und achte(Töne darfiellbar. das heißt ohne Gefahr für die Formenharmonie der Mufik günfiig ift. Gewiß ift die Mufik diejenige Kunfi. die am tieffien von allen Künften reiäft und die feinften Empfin-

dungen zu verkörpern weiß. Ob auch das Letzte? Das Aufleuchten unferes tiefften Lebens. die purpurne Welle der Sehnfucht felbft? Ich wage nicht. die Frage zu beantworten. Aber ich glaube: auch die Mufik kann nur annähern und angenäherte Werte wiedergeben. Auch hier bleibt ein unauflöslicher Reft. Das Letzte gibt nicht die Mufik der diatonifrhen. chromatifchen und enharmonifchen Tonkombinationen. fondern die Mufik des ..Silent uncl Leer-LW", der fiummen Gebärde. die Mufik zweier fchwingender Seelen. die Mufik eines holden Augenblicks. einer zitternden Hand. das Erhabenfie: die Mufik von Sonne. Meer und Sternen. Und diefe i| entweder nicht oder doch nur unvollkommen zu verkörpern. Die tiefften Regungen unferes Unterbewußtfeins find wie dunkle Quellen oder heiße Ströme. Sie nähren und fiärken das Blut unferer Phantafie. befruchten und befiimmen unfere Gedanken und Empfindungen. Diefe Sphäre des künfilerifchen Unterbewußtfeins kann von keiner Kunft geformt werden. auch von der Mufik nicht. deren äußerftes Mittel: der Halbtonfchritt fchon zu materiell. zu grobfinnlich wirkt. Die Mufik Gottes läßt fich nur ahnen. nicht formen. Formen läßt fiäf nur das. was die Schwelle unferes wallenden. wogenden Transzufiandes überfchritten. von den unterirdifchen Bächen. Flüffen oder Vulkanen der Seele an die Oberfläche. in das Licht der Erkenntnis gehoben bezw. gefchleudert wurde. d. h. nur das. was vom Kunftgefühl als Formempfindung ahnend und tafiend aus dem dämmerigen Vorraum unferer Traumgefühle in die hellere Kamera des Kunflverfiandes zu weiterer Entwieklung überführt wird. Gewiß: alles Große ifi aus Ekfiafe geboren. nicht vom kühl abwägenden Verfiand. Aber die Ekfiafe darf fich nie in völliger Aufgelöfiheit hingeben. wenn anders fie künfilerifch brauchbar fein foll. fonft wird fie leicht zum hilflofen Lallen und formlofen Stammeln. Künftlerifche Formeinheiten kommen nur zuftande. wenn Kunfigefühl und Kunfiverfiand eine harmonifche Paarung eingehen. Die Symbolik wie die Stimmung .. an f i ch " follten auch die Mufiker endlich beifeite laffen. eingedenk des Goethefchen Wortes: ..Laßt uns das Faßliche darftellen. das Unfaßliche gläubig verehren." Ia) möchte noch hinzufügen. daß bei der Verbindung von Poefie und Mufik es der leßteren gar nicht möglich ifi. die Stimmung zu verkörpern. weil ja ihr Produkt im Augenblick. wo es Form wird. fchon etwas ganz anderes. von dem poetifchen Verfiand durchaus Verfchiedenes und ein völliges Novum ift. Alles das fei im allgemeinen gefagt. Es gilt nicht für den Einzelfall. Zu allen Zeiten gab es myfiifche. ekfiatifch'e. religiöfe Kunft neben formvollendeter Wirklichkeits-

kunft. Der Künfiler hat das Reäft fo zu fchaffen. wie er muß. Wir aber follten nicht in den Zwiefpalt geraten. der feiner Zeit die Lifztianer und Wagnerianer von den Schumannianern und Brahminen trennte. Wir follen beide Stilgattungen lieben. foweit wir deffen fähig find.
Von allen Anforgeliedern find mir perfönlich: ..Helle Nacht". Op. 10 Nr. 1. ..Gib mir“. Op. 10 Nr. 6 und „Dann“. Op. 10 Nr. 7 am fym-pathifchfien. Auch Op. 15 mit dem holden: ..Schöne Iunitage" (..Mitter-nacht. die Gärten laufchen“ . . .) fei allen Sängern und Sängerinnen von Gefchmack empfohlen. - das köf'tliche: „Schneefall“ von Mombert. Op. 11 Nr. 5 nicht zu vergeffen.
Einfachen Liederfeelen feien dann die fchönen. vielgefungenen ..Erntelieder“ von Franz Ewers nahegelegt. Daß Anforge die befte Löfung für das Goethefche: ..Über allen Gipfeln ift Ruh“ gefunden und ..Der du vom Himmel bif't" weitaus am tieffien gefaßt hat. fei nur bei-läufig erwähnt. In technifcher Beziehung interefiieren: die Strenge und die Konfequenz der Formmittel. die Gediegenheit der Deklamation einerfeits. die Zartheit der chromatifch wirkenden Melismen andererfeits. die lapidare Wucht fiolzer Bäffe. befonders aber die originelle Harmonik. die Mifchung der Farben. die in gleich tiefen und dunklen Tönungen bei keinem anderen Mufiker zu finden.
Das erfte ..Quattuor“ ift ein banges. tiefes Werk. Aufgebaut auf einem früheren Liede (aus der Sammlung ..Vigilien. Dichtung von - Stanislaus Przybyzewski") und nach Art der leßten Beethovenfchen Quartette. vielfach durchbrochen von Rätfelfragen. Schickfalsmahnungen und füßen Wehelauten ift's von dunkler Tragik. ..Du fchmerzhafte Schönheit. die du über aller Schönheit thronft. o Sehnfuäft du!" - 's ifi das Motto diefes Werkes. Der Frieden. in dem das Ganze nach dem troßigen. leidenfchaftlichen Auffiieg und dem Zn-fammenbrechen im zweiten Saße ausklingt. befonders das Schluß-adagio mit den filbernen Arpeggienwellen in der erfien Violine ifi von zauberifcher Schönheit. Ganz anders das zweite Quar-tett. das fich vom Heiteren zum Schmerzlichen oder Heroifch-Tra-gifchen entwickelt. Anfangs ein Frühlingsfaß voll paftoraler Innigkeit und Träumerei. dann ein fammetnes. fchwarzfäfattiges Adagio. defien dunkel-blaues Eis-dur wie die erfie tonale Verkörperung der Böcklinfäjen ..Toteninfel" erfcheint. - zu dritt die güldene Heiterkeit eines freundlich-fonnigen Allegretto und zum Schluß ein Maöftofo mit einem 56 taktigen breiten Oktaventhema von bachifcher Holzfchnittfaktur. Das Ende ifi

hart. Wie in Granit fiehen die Noten daz als wollten fie fagen: „Des Lebens Ernfi findet mich bereit." - über die Cello-Sonate läßt fich erft fprechen- wenn fie vollendet. Zwei Säße davonz die wir jüngfi getroffen- zeigen jedoch gewaltige Dimenfionen. Dem Cello find neue Ausdrucks- mittel abgerungen. Die chaotifch-wirbelnde Thematik greift mit fiarker Faufi an das letzte Schictfalsproblem. Troßige Rezitative- bange Fragen bringen keine Löfung. - Bleiben die Klavierfachen: die herrliche erfte Sonatef die miä) anmutet wie ein blanker Silberfchilw darauf ein Eellini erregte Kampffzenen eingebofielt hat. Das faft klaffifche Adagio wie das heftige Schlußfugato erheben die Arbeit turmhoch über alle ähnlichen Erzeugnifie der Zeit. Prachtvoll ifi auch die „Ballade'ß zeugend von hartem Stolz und wilder Naturkraft, - in den rollenden Baßfiguren oft an den „Heiligen Franziskus“ von Lifzt gemahnend. Die zweite Sonate will mir vor- läufig nicht eingehen. Sie zeigt ein kühn gefchnittenes Profil- ein tita- nifches Ringen und Kämpfenx ifi aber formellz befonders infirumentell derart fchwierig und vertrakt gefeßtz daß man vor Dornen und Difieln keinen freieren Ausblick hat. Zum mindeften bedarf's öfteren Hörens in vollendeter Wiedergabe. Dagegen habe ich die dritte Sonate, eine .vene- zianifch-fchlanke Schöne von elfenbeinernem Timbre und mit einem fchmerzlichen Lächeln in den dunklen Augen- in mein Herz gefchlofien. -Von ihr und von demf was noch nicht in Klang umgefeßtf erwarte ich gar mancherlei für die heutige und kommende Kunftmufik.

Das der Schaffer- der Fröhlichq Einfame! Ich komme zum Leßtenz zum Perfönlichen: Anforge der Meufcl» Anforge das Kind. Wer diefem je begegnen wird die Erinnerung daran als etwas Köftliches aufbewahren. Frohfinn und drolliger Öumorl höchfie Schlicht- heit und Einfachheit des Sprechens und Handelns- - fie haben mehr als einen feinen Geifi angezogen und für ihn gewonnen. Ifi's nicht fonderbar: Anforge- der Mufikerz der einfam und abfeits feines Weges einhergehtf diefer Selbfieigene, der fich in der Mufik mit niemandem, in der Poefie nur mit Hölderlinz von den Modernen vielleicht nur mit Dehmel vergleichen läßt- - hat als Menfch die Befien feiner Zeit zu Freunden! Dehmel, Liliencron- Evers- Przybyzewski- Stephan George, Melchior Lechter und andere find ihm nahe getreten. Dasf meine ich- bedeutet etwas. Andere Große: Nießfchß Dauthendey- Mombert- Ver- laine haben ihn im Geifie gegrüßt. Flache Menfchem fchiefe Texte find feinem Leben fern geblieben. Wer die fröhliche Ausgelafienheit diefes

Menfchenkindes im Kreife der Seinen je erlebt. wer fein goldenes Lachen gehört und den Ernfi verfpürt hat. mit dem er über die Dinge der Kunft und des Lebens zu denken und zu reden pflegt. der hat einen dauernden Gewinn mit fi>f fortgetragen. Einfl fah ich ihn. wie er in feinem kleinen Garten umherging und auf den Frühling laufchte. Er fah nach den Knofpen und Knöfpchen an Baum und Strauch und freute fich. wie grün es über Nacht geworden. Und wie liebkofend ftrich feine Hand über die jungen Blätter. Seit diefer Stunde verehre ich ihn. Und diefe Liebe foll mich immer grüßen wie der Sonne erfier Strahl. - - -

Leo Berg f:
Der junge Goethe und der alte Goethe.

Unfere Väter haben einft den jungen Goethe mehr geliebt- aber der alte ift's- zu dem w i r immer wieder zurückkommen: „wir“ die einzelnen- und „wir“ die Gefamtheit.

Woran l-iegt das? Nur daran- daß „wir" felber älter geworden oder gar verfpießert find? Fehlt uns nur die Leidenfchaft- die Gluty der Raufch und der Leichtfinnx um uns in die Welt des jungen Goethe noch fo recht hineinleben zu können?

Ich rede nicht vom Goethe der Wertherfchen Sentimenta- lität- die eine Zeitkrankheit warr in die wir niäft zurü>zufallen brauchenr umfoweniger zurückzufallen brauchen- als wir gerade genug mit unferen eigenen Zeitkrankheiten zu tun haben; man muß ja- wenn man von den einzelnen Epochen Goethes redet, die einzelnen Stimmungen und Richtungen überhaupt ausfcheidenx weil man fonft niäft einmal zu einem Begriff oder zu einer Vorftellung des „jungen Goethe“ oder des „alten Goethe“ käme. Bei keinem anderen Dichter übrigens abftrahieren wirr wenn wir feinen Namen hören- fo fehr von feinen Werken wie bei ihm: beim Namen Goethe denken wir heute zunächft immer an den *Menfchenf deffen Dichtungen uns nur noch Äußerungen- Konfeffionen feiner Perfönlichkeit find; im Gegenfaß zu anderem die uns als Menfchen nur intereffieren, weil fie die und die uns wertvollen Werke verfaßt haben. Selbfl die fub- jektivfien Dichter wie Kleift und Ibfen verfchwinden uns nach und nach hinter ihren Werken. Und warum? Weil der Menfch in ihnen zer- |ückelt worden und von ihnen nur übrig geblieben ift- was fich in ihren Dichtungen erhalten hat; der Dichter hat den Menfchen in ihnen auf- gezehrt: fie haben »ihre Gefialten mit ihrem Herzblut genährt und find daran verblutet. Oder das Leben hat fie gebrochenr noch ehe fie zu ihrer vollen Manneshöhe hinaufgewachfen waren. Oder die erfie Schlacht hat fie verkrüppelt. Und fie waren dann nur noch die „Dichter“ - die meiften wenigfiens; namentlich die der neueren Zeit. Und das liegt- abgefehen von befonderen Schickfalen, zum Teil an der

Zeit und ihrer Berufszerfplitterung. zum Teil auch an der Entwicklung der Kunft. die den Menfchen im Künftler immer vollftändiger verbraucht; man kann fchon nicht mehr fagen: fie üben oder beherrfchen eine Kunft - die Kunft übt und beherrfcht fie: fie find Sklaven ihrer Kunft. Befeffene. fie geben fich hin und aus an fie. fie laffen fich anfzehren von ihr. Der Reft. der übrig bleibt. ift oft nicht mehr viel wert. nicht einmal immer interefiant. Sie find. was in ihren Werken fteht. für fich felbft nichts. Oder doch fo wenig. daß die perfönliche Bekanntfchaft mit Künftlern oft eine befchämende Enttäufchung wird: ein Spießer oder ein Lump ift nicht felten das. was vom Menfchen im Künftler noch übrig bleibt.

Unter den Dichtern und Geiftern Deutfchlands fteht Goethe nicht fo einzig da: in nicht wenigen Punkten find ihm felbft fol>fe zweiten Ranges überlegen oder mindef'tens gleichwertig. Wäre er jung geftorben. fo würde er feine Altersgenoffen. die Stürmer und Dränger durchaus nicht fo mächtig überragen. von denen namentlich Lenz fehr günftig neben ihm beftehen könnte. und als Dramatiker übertrifft ihn Klinger. als Balladendichter Bürger. als Lyriker ift Claudius kein ungefährlicher Nebenbuhler. im realiftifchen Stil und in der Menfchengeftaltung Wagner fogar ein gefährlicher. Heute aber können wir fagen. was ihm über alle diefe und fpätere Dichter die große Überlegenheit gibt: nicht der Dichter. der Menfch Goethe hat über fie gefiegt.

In jedem Stadium feiner langen Entwicklung ift der Menfch. die Perfönlichkeit Sieger geworden über eine Welt von Nebenbuhlern und Mitftrebenden. von Widerfachern und Freunden. von Hemmungen und Förderungen. von Not und Glück. von Sorge und Hoffnung. von Luft und Leid. von Liebe und Haß. von Fragen und Antworten. von Schreckniffen und Tröfiungen. von Mangel und Uberfluß - von_ Kunft und Wiffenfchaft. von Politik und Gefellfchaft: er ift immer wieder Herr geworden und Herr geblieben. er ift immer wieder ans Licht des Tages gelangt. fo tief er auch in unterirdifche Reiche hinabgeft-iegen war. Herr felbft über das Leben.

Eine erfchöpfende und genügende Gefchichte von Goethes Uberwindungen. feine eigentliche Biographie ift bisher noch nicht gefchrieben worden und kann vielleicht auch nicht gefchrieben werden. Sie konnte nicht einmal von ihm felbft gefchrieben werden; auch feine eigenen Memorabilien. Tagebücher. Autobiographien. Briefe ufw. geben darüber keinen genügenden Auffchluß. fie konnten. ja fie wollten

W
RUND K. Laszczka: Sohn des KÃ¼nï¬lers.
1 I o 8 Zum Effay von Victor Lederer.

_ ,_ O
gti-x 7-
h
0 7.-, R
UMWL'Z.: *7
/' ?*3

das nicht einmal, Denn fie felbft waren ja auch wieder nur Mittel der Überwindung: abfioßen, etwas hinter fich bringenz fertig werden mit etwas. das war ihre Aufgabe. Und feine Dichtungen waren Emotionen. Der Begriff der Emotion als Erklärung der Kunft ift fo recht von ihm abgeleitet worden. Sie waren Heilprozefie- namentlich der Wertherz der Tafio. die Iphigeniey der Faufiz feine Gedichte waren gelegentlich auch nur Experimente und Spielereien. Jedenfalls: er hatte überwunden, wenn die Dichtung fertig war. was er zu überwinden gehabt harter das ftarrt uns aber in ihnen- oft an ganz unfcheinbaren Stellenj noch mit medufenhaften. fchrectl-ichen Augen an. Er jedoch nahm fich fofort hiftorifch. wenn er überwunden hatte, er entrü>te fick» er fchrieb in tieffiem Frieden über die Kriege und Revolutionen in fich: wie ein Geolog die Entwicklung der Erde befchreibt. die er doch nicht erlebt hat. Solche Befchreibung konnte wieder fehr poetifch und bedeutfam fein, aber die Krater waren längit erlofchen.
Deshalb: der Menfch in Goethe war größer noch als der Diäiterz der Dichter Goethe war nur Diener des Menfchen Goethe (darin das gerade Gegenteil Ibfens) und deshalb übt der alte Goethe auf alle. die das große Erlebnis in ihm auch nur ahnenj einen immer größer und größer werdenden Reiz aus, Der junge Goethe. fo glänzend. fo hin-reißendz fo liebenswürdigj fo bezaubernd - ift ein wundervolles Ver-fprechenz deren es aber auch fchon andere gegeben hat, ein Verfprechen, wie es eigentlich mehr oder weniger jedes junge Genie ifi7 ein Ver-fprechen. das die Götter faft nie halten. felb| wenn fie das Genie zur vollen Reife gelangen laffen - denn das Genie gelangt zur vollen Reife faft nur unter Aufopferung des Menfchen - denn die Kunft heifcht Menfihenopfer und nährt fich am liebften von jungen Genies. Auf allen feinen Entwiälungsftufen droht dem jungen Goethe immer wieder die Gefahr. von den Dämonen, mit denen er kämpft. verfchlungen zu werden. Der alte Goethe aber ifi die Erfüllung. Der ifi Herr geworden. Nicht durch das Alter. das auch andere erreicht habenj nicht durch die Leiftungenj die es auch bei anderen gibt. nicht durch Erfolge und äußere Triumphej die andere in noch höherem Maße *erlebt haben. - Der „glückliihe Goethe" ift eine Fabel. nur möglich in einem Lande und einer Zeit. die die Künfiler zur unanfiändigften Befcheidenheit erzogen hat. zu einer Befcheidenheit. für die der Größenwahn nur eine andere Ausdrucksform oder gegen die er eine Art Notwehr ift. - Nein. der
UmGmwfifiwwWugWmmmQMWhdWmüWawaNwwmmü

Faufi gezweifelt. mit Taffo die Pein gekränkten Ehrgeizes erlitten hat. mit Oreft durch die Hölle des Wahns gefchritten ift. der gefchaut und gefucht. fich allen Erfcheinungen hingegebe-n hat. der in fich die ganze Entwicklung feiner Zeit mit erlebt und durchgekämpft und 'der fiä) doch immer wieder gefunden hat. der in die letzten Abgründe fieigen. der fich an einen Freund. an eine Geliebte völlig wegfchenken konnte. der alles mitgenoß und mitlitt. und der doch nie gefchwächt und gefchlagen. fondern immer nur fiegreicher und kräftiger aus alledem hervorging. der immer er felbfi blieb. nur genährt und gefiärkt durch eben die. denen er fich freiwillig felbft vorgeworfen hatte.

Der alte Goethe ift deshalb die Gewähr für fich__felbfi. Diefes ganz Einzige hätten wir nicht ohne ihn. die-fen menfchlichen und geifiigen Triumph ohnegleichen. Aber es ift ein Triumph. der weit über den Einzelwert. der Goethe heißt. hinausgeht. Was wir fonfi an großen menfchlichen überwindern in der Gefchichte haben. war von ganz anderer. gewöhnlich negativer Art. Die Helden und Märtyrer der Religionen. die Heiligen der Legende das waren die Selbftüberwinder. die Selbft-abtöter. die großen Leidenden. die fich ihrem Gotte. ihrem Werke oder der Menfchheit als Opfer. notfalls Glied für Glied. darbrachten: die Selbfiverneiner und Selbftverniäjter. Goethe aber ift der große Selbft-bejaher. der Menfch. der ..wieder Ia zum Leben fagt“. in keinem Ien-feits und Uberirdifchen den Sinn des Dafeins fieht. der große Dies-feitige. der felbft den Ewigkeitsgedanken und die Gottheit irdifch und diesfeitig auffaßt. der an die Seelenwanderung glaubte. weil die Ent-wicklung und das Streben keine Grenze haben könne. der mit Spinoza Gott in die Welt und Natur hinein oder. was dasfelbe ift. Welt und Natur in Gott hinaufzog. der das eine und das andere hinüber und herüber verwandelte. kurz. der auch diefen großen Gegenfaß überwunden hat. und zwar nicht bloß als Philofoph rein geifiig. fondern mit feiner ganzen Perfönlichkeit. die Gegenfäße nicht durchdenkend nur. fondern durchlebend. indem er fie in fich vereinigte. indem er fich durch fie in eine höhere Einheit. indem er in fich felbft das Göttlich-Menfchliche. das Geifiig-Natürliche zum Ausdruck und zur Darftellung brachte.

Die größte Dichtung. die Goethe fchuf. war er felbft. und diefe Schöpfung feinerfelbft fehen wir eben erft im alten Goethe vollendet vor uns.

Goethe ifi der erfie volle moderne Menfch. der entchrifilichte. der entnationalifierte. der freigewordene. wenn auch tief im Ehriftentum

und im deutfchen Volkstum wurzelndej ja fo tief im nationalen und religiöfen Deutfchtum wurzelnde Menfch- daß er faft der unmittelbarfte dichterifche Ausdruck für beide geworden ift und fogar fowohl das lutherifche wie das katholifche Deutfchtum verkla'rend ausgedrückt hat- und dennoch oder vielleicht deshalb fo weit und fo hoch über den mütterlichen Boden hinausgewachfem daß unter feinem Schatten alles- was ihn bedingt hatj zur Gefchichtef zur Vergangenheit gewordenj überwunden ift. Den ganzen Begriff deffen- was wir im Gegenfaß zum Mittelalter und zur Reformation „modern" nennenj können wir von ihm ableiten. Er ift fo fehr eine Scheide der Zeitenf daß man fpäter vielleicht von einer vorgoethifchen und einer nachgoethifchen Epoche reden wird. Die „SäjwächenÄ das was immer ihn noch mit feiner Zeitj mit Ehriftentumj mit Deutfchland verbinden braucht man nicht zu überfehen: man kann Goethe gar nicht ungoethifcher betrachtenj als wenn man fich unkritifch mit Haut und Haar ihm hingibtz Goethe goethifch fehen heißt, auch ihn als Durchgang betrachten: wer durch Goethe derart gebannt wirdj daß er fich durch ihn an eigener Entwicklung hindern läßt, daß er nicht mehr durch Goethe hindurch er felbft werden kann- für den ift Goethe eigentlich noch gar nicht erfchienenr der lebt troß aller Goetheverehrung noch in einer vorgoethifchen Epoche - wie die fanatifchen Chriften meift noch Heiden find.

Goethe felbft hat' das große Beifpiel gegeben: er zeigt uns am wunderbarftenj wie man als Verehrer überwinden kann. Wer hätte verehrungsvoller als Goethe die Antike„ Shakefpearej Molierej Dichter und Denker aller Zeiten und Völker betrachtet und fie doch beffer überwundem wer fich freier im Anfchauen der Anderen gemacht als er, wer fich pietätvoller noch in die kleinften Individualitäten verfenktj ohne fich je auch nur an die größten zu verlieren?

Er ift gewiß kein Haltezeichenj fondern ein Wegweiferj aber daj wo er ftehtj beginnt ein neues Reich des Menfchentums. Lerne wandern! ift das große Leitmotiv feines Wilhelm Meifters.

Vielleicht kommfi du ni>jt weitj wenn du diefen Weg gehfij vielleicht befindeft du dich am Ende deines Lebens noch immer im Schatten diefes mächtigen Zeichensj aber wandern mußt du, auch fort von diefem Zeichenj wo der Weg fich wendet. Er ift kein Kruzifirf vor ihm darffi du niäjt nur in die Knie finkenj vor ihm darfft du vor allen Dingen nicht liegen bleiben. Er weift dich empor: wandere! Gehe weiterj entwicklej bemühe auch du dich immer ftrebendj verweile nurr um zu raflenj um

dich zu erquicken. um dich mit neuen Bildern zu erfüllen. um dich zu bereichern. aber fonft: weiter -- und mag der Augenblick auch noch fo fchön fein.

Es ift deshalb auch keine unkritifche Betrachtung und keine fklavifche Beweihräucherung eines Großen. wenn ich Goethen die Bedeutung eines Weltenwendepunkts in der Gefchichte der Menfchheit gebe; Befreite hat es auch vor ihm fchon gegeben. er aber ift der erfte freie Freigeborene. der Freigebliebene. immer freier Werdende. frei nicht nur im Geifte (da hat er viele Vorgänger). fondern frei als Menfch. als Natur. als Künftler. als Perfönlichkeit.

Eine Perfönlichkeit. in deren Dienft die Geifter der Vergangenheit freiwillig traten. eine Perfönlichkeit. die nur werden konnte. was fie von Haufe aus war. die es aber immer beffer und beffer wurde. die gleich Napoleon. nur in anderem Tempo. durch die geiftigen Reiche Europas und des Orients zog. als hätten die Jahrtaufende nur gelebt. ihm zu dienen.

Und fo wurde die reichfte und die gefchloffenfte Individualität. die wir kennen. der alte Goethe.

Redaktionelle Notizen.

Leo Berg.

Er war noch am Todestage in unferer Redaktion. fprach ausführlich über Schriften und Arbeiten. die ihn befchäftigen. fagte kluge Worte über Theater und Leben; und wir hatten die Freude. daß er uns einige Arbeiten in Ausficht ftellte. insbefondere einen Effay: Der junge und der alte Goethe.

Am felben Tage ift Leo Berg verfchieden.

Am felben Tage aber wurden noch zwei Arbeiten geftaltet. (deren eine über Goethe wir in d i ef e m Hefte veröffentlichen) als ob er geahnt hätte. daß hinter ihm der Tod lauert. -

Wir verlieren in Leo Berg einen unferer tüchtigften Mitarbeiter. wie die gefamte Literatur den Verluf't eines großzügigen. durch und durch modernen. kulturell tiefen Effayif'ten beklagt. Wir werden noch auf das Schaffen und Wirken Leo Bergs zurückkommen. heute wollen wir nur den Ausdruck der Trauer über diefen jung Verftorbenen kundgeben.

A. Halbert.

Philipp Stein:
Theodor Döring.
Zwei Döring-Briefe.

Am 17. Auguft find es dreißig Iahrer daß Theodor D ö rin g geftorben- nachdem er-der Fünfundfiebzigjährige- am 15. Juni 1878 als Attinghaufen von der Berliner Hofbühne, deren Stolzx Ruhm und Freude er mehr als dreißig Iahre gewefenx Abfchied genommen hatte.

Zwei uns vorliegende Briefe des Meifters erneuern die Erinnerung an den eigenartigen- wertvollen Menfchem an die Meifterleifiungen des für feine Kunft begeifiertenj in ihr völlig lebenden Künftlersx an jene Meifierleiftungenj die feinen Nachfolgern oft genug im Wege geftanden haben. Theodor Fontane hat es einmal, 1872F vorausgefagt: „Es ifi Herrn Döring ein langes Fortleben über feine Lebenstage hinaus gefichert, und wenn wir alle nicht mehr find-wird es nos) dankbar von ihm heißen: ja„ das waren Zeiten; davon können Sie fich gar keine Vorftellung machen."

Der Freundfchaftsbrief an den Herrn Polizeipräfidenten könnte heute gefchrieben fein. In unferer Kunftweltx wie fehr fich auch mancherlei verändert hatz geht es [1111-tlltjß mutnnäjß noch immer ähnlich zu. Die Börfenmänner find immer noch fo zitternd empfindliäz wie zur Zeit des damaligen Papa Nikolaus. Und wenn wir auch in fozialpolitifcher Weisheit es ziemlich weit gebracht, fo wird doch auch jeßt noch die Tatfache der gefchloffenen Läden an Sonntagen unter Umftänden fchmerzlich empfunden.

Von theatergefchi>7tlichem Intereffe ift der andere Brief. gerichtet an Franz Dingelftedtj den damaligen Intendanten des Münchener Hoftheaters. In Bayerns Hauptftadt war 1854 eine große „Allgemeine Münäzener Ausftellnng" geplant- zu der auch Deutfchlands Künfie wetteifernd fich einftellen follten. Der Miinchener Intendant wollte auch die dramatifihe Kunit in diefen Wettbewerb mit einbeziehen - er wagte, wie es Dingelftedt naäj Verlauf

des Gefamtgafifpiel-Unternehmens
bezeichnetej „den erften Verfuch- die
bedeutendften Kräfte der Schau-
fpielkunfi in einer einheitlichen Dar-
ftellung der größten deutflhen
Schaufpiele zur Anfchauung zu
bringen, um dadurch der Nation
ein möglichft vollkommenes Ge-
famtbild der gegenwärtigen Zu-
fiände ihrer dramatifchen Kunft zu
geben“.
Ein Gedanke war'sr dem prin-
zipiell alle großen Künfiler geneigt

Theodor Döring
Philipp Stein
fein mußten und deren Ausführung ja auch Seydelmann mit Döring zufammen fchon geplant hatte. Aber von der prinzipiellen Zuftimmung bis zur wirklichen Ausführung ift's ein weiter Schritt. Und als nun Dingelftedt mit der Bitte um Beteiligung an feinem Unternehmen fich an dreißig Künfiler wendete. da erklärten fich nur zwölf bereit. Dörings Schreiben zeigt. wie freudig bereitwillig er die Idee aufgriff. wie er im Intereffe des Ganzen fich unterzuordnen und auch an zweiter Stelle ftehen wollte. Und doch war er damals bereits ein Erfier. Er gehörte fchon feit 1845 dem Berliner Königl. Schaufpielhaus als Nachfolger Seydelmanns an und beherrfchte als ein unbefiritten ruhmvoll Anerkannter das ganze. weite Gebiet der tragifchen Charakterrollen. Er befaß auch fchon damals erftaunliche und unermüdliche Vielfeitigkeit. wie die von ihm für fein Münchener Gafifpiel vorgefchlagenen Partieen erkennen lafien. Von den Rollen. die er in diefem Künftlerwettfireit fo gern gefpielt hätte. wurden ihm der Mephifto. der Dorfrichter Adam. der Carlos in ..Clavigo“. der Vanfen im ..Egmont“ überwiefen. Außerdem aber konnte er den Wirt in der ..Minna von Barnhelm". den Banditen Angelo in der ..Emilia Galotti“. den Wurm in ..Kabale und Liebe". den Burleigh in ..Maria Stuart" fpielen. Er konnte mit diefem Ergebnis vollauf zufrieden fein; in diefen Rollen konnte er feine bezwingende Eigenart in den verfchiedenfien Aufgaben feines Faches zeigen. Die anderen Partieen. die er für fich vorgefchlagen hatte. konnte er nicht erhalten. da die betreffenden Stücke nicht gegeben wurden. mit Ausnahme des ..Nathan". Den weifen Nathan aber mußte er Meifier Anfchüh überlaffen - gewiß fchweren Herzens. denn es war eine Meifterfchöpfung und fichtlich auch eine Lieblingsfchöpfung Dörings. In feiner Darfiellung fchied alles Lehrhafte und Tendenziöfe völlig aus. das Liebenswürdige. Liebevolle. Herzliche.

Grundgütige und in jedem Moment natürlich Schlichte. das fich hier in dem Spiel des Künfilers kundgab. hat diefen Nathan. den man lieben mußte. zu einer unvergeßlichen Gefcalt gemacht. Noch jetzt müffen jedem. der diefen Nathan gefehen. köftliche Einzeldinge in der Erinnerung leben. fo fein bezwingendes Spiel mit dem verbrannten Mantel des Tempelherrn.

Döring ftand bei den Münchener Mufiervorfiellungen neben Emil Devrient. mit defien Idealftil die Urfprünglichkeit und Unmittelbarkeit feiner realiftifchen Spielweife kontraftierte. im Vordergrund. Er erfüllte alle Darfiellungen mit feinem Temperament. feiner warmherzigen Perfönlichkeit. Vor allem aber fiegreich war feine Kunft und Natürliäfkeit der humorifiifchen Darfiellung. die damals Theophil Gauthier begeifiert gepriefen hat. Die Schülerfzene feines Mephifio. fpäter noch immer und immer wieder bewundert. wird fchon damals als unerreichbar bezeichnet. fein Vanfen wurde vorbildlich. und fein ..Dorfrichter Adam" gewann erfi recht eigentlich den „Zerbroäfenen Krug" für die Bühne.

Philipp Stein:
Theodor Döring
Waren nun aber die großen Erwartungen. mit denen Dingelftedt und Döring an diefe ..Mufiervorfiellungen" herangetreten waren. in Erfüllung gegangen? Dingelftedt felbft erklärte fich_ für befriedigt; es fchien ihm. ..daß einmal unwiderleglich und fchlagend der Beweis geführt worden. es fei möglich. aus den vornehmften deutfchen Bühnen eine allgemeine deutfche Mufterbühne zufammenzufiellen". Aber der Gefäfichtsfchreiber deutfcher Schaufpielkunft. Eduard Devrient. fah in dem Ganzen nur eine Virtuofenausfiellung. bei der niemand daran denken konnte. fich unterzuordnen. in Ton. Haltung. Rhythmus der Gefamtwirkung aufzugehen. Immerhin hat Franz Dingelfiedt Großes gewollt und vor Allem durch künfilerifche Regietaten Verdienfivolles geleifiet.

B i

Zu den Kunfibeilagen.

Zehn Jahre polnifcher Kunfi

Die nationalen Kunftfäfulen der Slawen find ein Ergebnis der jüngften Zeit. Speziell auf dem Gebiete der bildenden Künfie. Die Kontinuität der Entwicklung (wie fie für Dichtkunft und Mufik wenigftens durch die Folklore lebendig bleibt) fehlt ja hier vollkommen. Nicht die naäfahmende Kunfi - nur die nachgeahmte Natur trägt nationale Züge. Die heimatliche Landfchaft. ihr Gefichtstypus. ihre Trachten - das ift alles. was der bildende flawifche Künftler feinem Volkstum entlehnen konnte. Traditionen des künftlerifch fchaffenden Geifies eriftierten für ihn in der Heimat nicht. Von Traditionen künfilerifcher Technik nicht erfi zu reden. So ergibt fich der große Unterfchied: Die Grundlagen flawifcher Mufik find autochthon. Die Grundlagen der bildenden Künfie bei den Slawen find importiert. Dort ein Auflöfen nationaler Elemente in der internationalen Flut. hier das Herauskrifiallifieren nationaler Schulen aus der kosmopolitifchen Strömung.

Troßdem würde man zu weit gehen. wenn man in den heutigen flawifchen Verbänden bildender

[de/nde

Kunfi.

Künftler nur wirtfchaftliche Vereinigungen fehen wollte. Sowohl der „Planes“. die führende tfchechifche Vereinigung. als auch die ..Sztuka". der bedeutendfie polnifäfe Künfilerbund. gewinnen von Iahr zu Iahr eine deutlicher ausgeprägte nationale Note: Es find nicht fo die künftlerifchen F o r m e n (Linien. Farben etc.). nicht fo die Technik und Artifiik. die nationales Gepräge erhalten. - es find die Ideen. die geiftigen Triebkräfte. die Gefühlswelten der Nation. die in der Kunfi nach Gefialtung. nach einem Schein der Unfierblimkeit ringen. Sie find es. die den Bildwerken der einzelnen Völker den Stempel des Volkstums. des nationalen Empfindens. des Ringens. Kämpfens. Iubelns und

Trauerns der Nation aufdrücken.
Der Geifi des Volkes dringt in
die Materie ein - darin liegt
die Nationalifierung der bildenden
Künfie. Sie ifi gleiäfbedeutend
mit durchgeifiigterer Weltanfchau-
ung. Sie ift - wo fie refilos zum
Durchbruch kommt - der Sieg des
Geifies über die Materie.
Darin liegt der künftlerifche
Wert nationaler Kunft. Darin
beruht auch die erziehliche Bedeu-
tung flawifcher Kunfi für uns
Deutfche.

EMPTY

..WI .,
We
Ãœ :
?KKL

...__-
-.-!-.'!! -
â€ž.â€ž -K0
./ ...M .....- ..Y
.Mi
..Ã¤/..24 .a 74/9, . 7
B

4*Â»

,7
If: .-
7 -Â» ---
...K
'K
ï¬, ..j . .K I . \
v .q .
m . . .
\ . ~ .
. Q L O
I I . ~-
I d \ Q
j., .
. ~
\
I . .

'L
xx..
'X
F

Viktor Lederer

Man hatte in Wien Gelegen-
heit. die genannte Entwiälung be-
fonders bei den Polen zu beobachten.
Vor Jahren lernte man von pol-
nifthen Malern Grottger kennen.
Siemiradzki u. a.. dann Brand.
Kowalski - lauter Polen. die fich
nicht nur die franzöfifche und
deutfchePinfelführung. fondern auch
die Weltbetrachtung diefer Völker
aneigneten. Glatte Kosmopoliten. .
Aus Polen gebürtige Maler. keine
polnifäze Malerei . Matejko
begann dann fchon etwas anders zu
arten. Nicht fezeffionifiifch gerade.
aber „anders“ . . , Bald bunt und
lebensfroh. bald matt und melan-
cholifch . . ...Breit“. fagten die
„Kenner". . . Und taten Matejko
als Lehrer in Verruf. (Obwohl die
Zukunft lehrte. daß gerade aus
feiner Schule die genialfien pol-
nifchen Maler -- Wyspianski z. B.
- hervorgehen konnten!) Aber
auch Matejko war noch keine fcharf
ausgeprägte künftlerifäze Individu-
alität. Mehr lavierend als inten-
dierend . . .

Erft in den neunziger Jahren-
zogen zwei Polen die Blicke der
Kunfiwelt auf fich. die ein fäfarf
umriffenes Ziel vor Augen. fich felbfi
und ihren Landsleuten eine fiolzere
Devife gaben: Zwifchen Pinfel und
Welt fich felbft zu ftellen. nicht nur
die Außenwelt der Erfcheinungen
nachzubilden. fondern auch die Welt
der Ideen. der Gedanken. der Ge-
fühle . . .

Ian Stanislawski und
Stanislaw W y s p i a n s ki waren
dieVäter diefer polnifchen Sezeffion.
Sie waren es. die zuerft national-
polnifchen Geift in die bildenden
Künfie trugen. Wyspianski war
ein Original. defien Phantafie ganz
in der nationalen Vergangenheit
lebte. Stanislawski hingegen ein
Mann. der voll und ganz für die
Zukunft wirkte, So ergänzten fie
einander. Wyspianski dichtete und
malte polnifche Vergangenheit.
Stanislawski aber war es. der im
Jahre 1897 - alfo vor zehn
Iahren-die,.S z t u k a“ als einen
nationalen Verband ins Leben
rief. Malertalente unter feinen
Landsleuten entde>te. heranbildete
und immer von neuem anfpornte.

Die neu errichtete Akademie zu
Krakau. an der er zum Profeffor
befielltwurde.war binnen kurzem die
Kunftzentrale. nicht nur für Öfter-
reichifch-. fondern auch für Ruffifih-
Polen (Stanislawski felbfi war ja
in Kiew zu Haufe). Krakau wurde
das polnifche München.
Die bedeutendften Vertreter dief er
jungpolnifchenKünfilerkolonielernte
man au>7 bald in Wien kennen.
So vor allem Stanislawskis
Kollegen im Lehramt A r e n t o -
wicz und Falat und auch
andere. Der Hagenbund war es.
der in Wien der Sztuka Gaftfreund-
fchaft gewährte und uns ihre Aus-
ftellungen vermittelte. Und von
einem Mal zum andern waren er-
fichtliche Fortfäfritte zu verzeichnet-ii
q- 1|-
Vor einem Jahre nun ifi diefer
Stanislawski geftorben. Auch fein
bedeutendfter Mitftreiter Wyspi-
anski. der phantafiebegabtefte Ro-
mantiker unter den jungpolnifchen
Künfilern. ift ihm wenige Monate
fpäter nachgefolgt. Die Liebe der
Jünger aber hat die Werke der
Meifter zufammengetragen. um als-
bald nach dem Tode der beiden
NZ

Bildende Kunft
Großen der Welt ein Bild ihres Wirkens zu entrollen.

Wien war auch diesmal ihre erfie Station. Und der umfaffende Rückblick auf das gefammelt vor uns liegende Lebenswerk der beiden Groß-meifier der jungen polnifchen Kunft verlieh der diesjährigen Ausftellung der ..Sztuka“ (wiederum in den Räumen des Hagenbundes) eine höhere Weihe. Zugleich auch er-höhtes Intereffe in allen Kunft-kreifen. Halb Erinnerungsaus-i'tellung Dahingegangener. halb Probebühne der Kommenden. zwi-fchen drin die Werke der aner-kannten lebenden Meifier - die Hallen des Hagenbundes glichen diesmal einem Ianustempel. mit dem einen Gefichte des Gottes die Vergangenheit meffend. das andere finnvoll der Zukunft zugekehrt . , .

Zehn Iahre polnifcher Kunfil . . . Es find im Grunde nicht mehr. von denen man reden kann. Und welch* refpektable. ja vielfach bewundernswerte Höhe ifi in fo kurzer Zeit erreicht worden! Gefiehen wir es offen: Wir haben in Wien in leßter Zeit wenig Aus-fiellungen gefehen. bei denen das Durchfchnittsniveau demjenigen die-fer polnifchen Heerfchau gleichkam.

Stanislawski und Wyspianski nehmen begreiflicherweife den wei-tefien Raum ein. Ihr Lebenswerk liegt vor uns ausgebreitet. und es bietet fich Gelegenheit. den im Leben oft Verkannten oder unrichtig Be-urteilten von höherer Warte gerecht zu werden.

Welch ein Gegenfaß diefe zwei! Stanislawski als Menfch ein Riefe. groß und kräftig (M e h o f f e r hat ihn gemalt). Wyspianski fein Leben lang kränkelnd. fiech . . . Stanis-lawski eine große Kunft auf kleine und ganz kleine Bilder verwendend. Stanislawski mit oft nicht fo reifer als kühner Kunft ins Große fire-bend. ins Ideenreiche . . .Stanis-lawski ein Landfchaftsmaler von höäjfier Naturtreue. immer befirebt. die Eigenart der heimifchen Land-fchaft herauszuarbeiten. fozufagen ein Realimpreffionifi. der vor allem das Erdreich der Heimat liebte . . . Wyspianski das Gegenteil: ein Ro-mantiker durch und durch. nicht (wie

Stanislawski) den Schönheiten der Natur. fondern denen feiner Ideen naäjhängend. nicht das polnifche Land. fondern den polnifchen Geift malend. phantafievoll bis zum Phantaftifchen . . .
Er war auch Dichter. diefer Wyspianski . . . Hat Dramen gefchrieben. die an Maeterlinck erinnern und nationale Sagenelemente in phantaftifche Beleuchtung rücken . . . Hat auch eine eigene Bühne für diefe Stücke zurechtgezimmert . . . Von höchficr. packender Einfachheit . . . Packend. weil man über das Eckige der Formen hinwegfieht und fich unwillkürliäj im Banne der Idee fühlt. über der auch der Betrachter den Stoff vergißt . . . Ebenfo fuggefiiv wirken feine dekorativen Panneaus.
Oder feine phantaftifchen. die Unfierblichkeit verherrlichenden Zeichnungen zur Ilias. Oder das Bild ..Maternitas" . . . . Schon der Name fagt. daß die Idee gemalt fein foll . . . Oder gar feine Bilder von nationalem Hintergrund! Bilder von Schaufpielern in den Kofiümen feiner nationalen Dramen. Oder feine hifiorifchen Land-
3:4

Viktor Lederer
fehaften . . .- Hinter Farben und Linien fteht jubelnd bald und bald trauernd der melancholifch-fehnfüchtige Nationalpolej der fein Vaterland noch immer nicht verloren gibt und (juft wie der Tfcheche!) vielleicht nur deshalb von dem nationalen Königreiche fchwärmtj weil er es nicht hat . . . Stanislaw Wyspianski ift Stimmungskünfiler bis zum Extrem: feine Kunft ift nicht Darfiellung. fondern Ausdruck; Mufik in Tönen. Faft möchte ich fagenj er fei die ftärkereF urwüchfigere Natur; wenn nicht bei Stanislawski wieder jener ra|lofe Fleiß. der das Genie ausmacht„ die hohe und vornehme Kunfi der technifchen Arbeit fowie - laßt, 110e least - die Fruchtbarkeit feiner Lehrtätigkeit in die Wagfchal-e zu werfen wären. Stanislawskis mit Meifterfchaft gefehene Bilder aus der Tatra z. B., aus Kiew. aus Kleinrußland oder fein prächtiger „Abend" etc. etc. find Studienobjekte allererfien Ranges. An ihnen kann man lernenr während Wyspianski eben nur anregen kann. Merkwürdig aber: wir finden trotzdem unter den jungen Polen mehr Verwandte Wyspianskis als Stanislawskis; mehr „Originale“ als „Schüler“ . . . Kein fchlechtes Zeichen! Mag auch bisweilen unter dem allzuftarken Charakterifierungsbeftreben die formale Schönheit leiden.
Man fehe z. B. diefen Bildhauer Xavery Dunikowskil In feiner Technik vielfach von Klinger beeinflußtj ift er als Ausdruckskünftler vollkommener Revolutionär. Ein Revolutionär - in Symbolen. In Symbolen von erfchütternder. gegebenenfalls auch rückfichtslos häßlicher Charakteriftik. Bildet er eine Büfie feiner Mutter - fo fehen wir in den Zügen nur Sorgej Liebe und Not . . . Und feine „ Frauengeflalten". im Stadium der keimenden Mutterfchaft dargeftellt. find keine lebensfrohen Gefchöpfej fondern unglückliche. die Weltordnung anklagende Schreckgefialten. Diefe Wafierköpfe! Und diefe geifterhaft verblödeten Augen! Das find Figuren aus dem Nachtafyl und als folche Kulturdokumente

der dekadenten Menfchheit. Und mitten unter diefen Geftalten fteht das „Fatum“ . . . Ein Koloß. der mit dem Nicken feines riefenhaften Schädels einen Menfchen erfchlägt. „Nach meinem Kopfe geht es und nicht nach deinem!“ . . . So fchreit uns das Schickfal aus Dunikowskis Bildwerken entgegen . . . Und wir erinnern uns. daß diefer Kopf des Fatums auch auf das ganze pol- nifäje Volk gefchlagen und es als Nation zertrümmert hat , . . Und denken an Revolutionen in War- fchau . . . Und an Richard Wagners „Polonia“ . . . Und an Heinefche Gedichte . . . Die Ideen. die in der Wirklichkeit keinen Raum haben, flüchten in das Reich der Kun| . . . Ein weiterer Revolutionär ift Lepla, wohl der tiefgründigfie Plaftiker unter den Polen. der wie f elten einer (außerRodin) meifterhafte Technik und Formfchönheit mit be- wußter Charakteriftik zu vereinigen weiß. Man fehe nur fein Selbfi- porträt (Büfie)! Das ift der leib- haftige polnifche Nationalgeift: halb energifch und halb träumerifchf halb refigniert und halb revolu- tionär . . . Im Auge aber ein

Bildende Kunft

Troy. der in die Welt fprüht: Mich werdet ihr nicht beugen! . . . Oder den „Denker"! Ia - felbft diefer ..obdaäflofe Hund" da ift weniger hilflos als troßig im Ausdruck. Ein ..obdachlofer Hund"? . . . Man denkt unwillkürliäf an den landes-flüchtigen Polen (Lepla lebt in Paris) und erkennt felbft in folchen Figuren den fymbolifierenden natio-nalen Einfchlag. Ein wahres Meifterftück ftimmungsvoller Plaftik ift auch die ..Drofchke".

Die Plaftik hat überhaupt einige glänzende Vertreter unter den Polen: Ich nenne Ludwig Puget. der auch gern Hunde dar-ftellt (bei ihm ift es allerdings das treue Haustier. der Freund feiner Herrinl). ferner Szczepkowski. Oftrowski und Laszczka. die Porträtbüften von minutiös-feiner. franzöfierender Arbeit bevorzugen und hinter den beiten fran-zöfifchen Muftern nicht zurück-bleibe-n. Dann wäre auch noch Edw. Wittigs zu gedenken. von dem zwei bemerkenswerte Werke zu fehen find: Eine prächtige Bronze „Herausforderung" und ein feines Damenporträt in Marmor. in der ganzen Haltung (eine Dame in langem Kleid. fitzend langhinge-ftreckt) an das Elifabethdenkmal Wilferts in Franzensbad erinnernd.

Unter den polnifchen Malern fieht uns Arentowicz am uächf'ten. Man kennt ihn längft als den Maler fchöner Frauen. als einen ganz Großen in der Kunft der Pinfelführung. Bei ihm ift alles formvollendete Schönheit. franzöfifche Grazie mit einigen Tropfen polnifcher Melancholie. Sozufagen ein polnifcher Reznicek. Nur aus dem Erotifchen ins Schwärmerifche überfeßt.

Von ihm und Stanislawski gleichermaßen beeinflußt erfcheinen Chelmonski (ftellte eine prächtige ..Fahrt im Winter" aus). Czaj-kowski. Neumann. Sichulski. Zak u. a. Befonders Czaikowski fcheint den Duft von Arentowiczi Bildern überkommen zu haben. Eine felb-ftändigere Stellung nimmt Ruszczyc ein. der gerne auf eine fpezififche Illufion hinarbeitet.

Das Umflorte. Geheimnisvolle

in der Landfchaft wird von Falatbevorzugt.währendWeiß wieder die helle Tönung übertreibt. Ein vornehm felbftändiger Künftler. der die alten Meifter (vor allem Rembrandt) gut ftudiert hat. ift Pankiewicz. Das Bild feiner Mutter mit dem dunklen Hinter-grunde gehört zu den hervorragend-ften Leiftungen polnifcher Malerei. Es könnte auch „Mutter Sorge" überfchrieben fein. Ein forgenvoll durchfurihtes Frauengeficht. die Hand an den Augen. wie um in die Zukunft auszufpähen - es if't ein unmittelbar packendes Gemälde. Ähnlich wirkfame Farbengegen-fähe wie Pankiewicz hat auch Wyczolkowski. nur verwendet fie diefer befonders zu Blumenftüäen. Hervorragendes leif'tet diefer Wy-czolkowski auch als Graphiker. Als Darfteller charakteriftifiher Natio-naltrachten und -Typen zeigen Hochmann. Jaro>i. Sichulski u. a. ein fehr beachtenswertes Talent. Der hervorragendfte unter den Malern diefer Richtung. überhaupt derjenige. der unter den Lebenden die am fchärff'ten ausgefprochene nationale Malweife zur Schau

3:6

Hermann Bang
trägt- fcheint allerdings M e h of-
f er zu fein. ein in feiner Heimat
fehr angefehener Künfilert der
manche Berührungspunkte mit dem
Tfchechen BroZik aufweifi.
Natürlich ift mit den hier ge-
nannten Ramen die Lifte polnifcher
Künftler noch lange nicht erfchöpft.
Es war bei weitem nicht möglich-
alle Mitglieder der „Sztuka" zu
berückfichtigen. Und auch diefe ift
ja nur ein polnifiher Künfiler-
vereinf zwar der hervorragendfie,
dem von den großen Künfilern faft
alle angehörenf aber keineswegs der
einzige.
Zehn Jahre polnifcher
Kun ft! Das erfie Jubiläum der
„Sztuka"! . . . Man muß aner-
kennen, daß die polnifche Kunfi in
diefen 10 Jahren fich zu einer "tau-
nenswerten Höhe erhoben und -
ohne die Fühlung mit den Nachbarn
zu verlieren - eine Selbftändigkeit
gewonnen hatt die nur aus der
großen Zahl vorhandener Talente
erklärbar ift.
1)r. Viktor Lederer (Wien).
Ein Händedrnck.
(Text zum Stierfechter.)
Ich hatte einmal einen Freund.
Er zähmte Löwen.
Ich fehe ihn noch vor mirf
fchlank und blaßx mit feinem
"killen Antliß. Wir fuhren mit ei-
nem Dampffchiff aus der Stadt
und in einem leeren Garten faßen
wir zufammen unter grünen Bäu-
men am Fluffesrand.
Stunde auf Stunde fiarrte er
fchweigend in den Rauch feiner Zi-
garetten gehüllt auf das fließende
Waffer hinab.
„Woran denken Sie?“ fragte
job
Er antwortete nicht.
„Woran denken Sie?“ wieder-
holte ich.
Er verblieb ftill.
Die Zigarettenf die er hatte
fallen laffen. lagen um ihn wie
ein weißer Kreis.
Als ich mich aber erhobj um
einen Augenblick zu gehen7 nur die
Füße zu rühren während diefer un-
beweglichen Stiller die meine Kehle
faft zufammenfchnürtef wandte er
feinen Kopf mit einem Auffla>ern
von Unruhe oder Angft in feinen

Augen kurz um.
„Gehen Sie?“ fagte er fchnell.
Ich antwortete:
„Battyl wohin follte ich gehen?“
Und iah feßte mich von neuem-
und wieder faßen wir fchweigend
unter den _ftillen Bäumen da.
während der Fluß rann.
Es konnte fich aber auch bis-
weilen ereignen, daß Batty- wäh-
rend er auf das Waffer ftarrte, zu
reden begann:
„Es gibt keinen Fluß." fagte
er mit feiner leifen Stimmex die
gleichfam nur e i n e n Ton kannte:
„Es gibt keinen Fluß- der fo fehön
ift als die Moldau.“
ich.
„Im" antwortete
Moldau ift fchön."
Batty faß mit den Händen um
feine Knie gefaltet.
„Zu Haufe hatten wir gleich
hinter der Kirche eine Furt. -
dort wateten wir- alle wir Kna-
ben. Ich konnte aber fchwimmenf
und wenn die großen Holzflöße ka-
men _ ahf die Wälder find in
„die

Böhmen fo herrlich - dann fchwamm ich hinaus und fchwang mich auf die Planken und ftand mitten auf dem Floß auf dem Kopf . . . während fie riefen. alle Knaben am Ufer - - und die Mutter kam herbeigelaufen. und fie fchrie vor Angft . . . fie war fo fchön. meine Mutter - -“
Batty fchwieg eine Weile.
Dann fagte er:
..Wie klar fie ifi. die Moldau.‟
Und Batty fuhr fort von feinen Kindheitstagen dort zu Haufe und der Hobelbank des Vaters zu erzählen. wo die Späne flogen:
..Ich glaubte immer. daß die Späne lebten." fagte er.
Und von der Mutter. die abends auf einem Stein am Giebel faß.
..Denn die Mutter war aus der Stadt.“ fagte er.
..Aber alle wir Kinder fpielten vor der Kirche."
Batty fchwieg.
Und leife fagte ich:
..Aber. wie kam denn alles dies. Batty?
Sein fchmales Antliß bewegte fich niäft. während er fagte:
..Wir wurden fo arm."
Das war alles. Und er fprach nicht mehr.
Aber die meiften Tage faß er fäfweigend da. mit den fchweren Augen auf das Waffer gerichtet. unbeweglich.
Ich wandte Blätter eines Buches auf meinen Knien. und Stunde verging auf Stunde.
..Batty.“ fagte ich. ..worauf ftarren Sie?“
..Ich fehe Hektors Augen vor mir." fagte er langfam und rührte fich nicht.
Ich fühlte. wie kalter Schauer mir den Rücken niederlief . . .
Am Abend während der Vorfiellung im Zirkus wartete ich in meiner Loge auf die Löwennummer.
Trommelwirbel ertönte. Das war das Signal. und langfam wurde der Löwenkäfig in die Manege gerollt. Hinter den blutroten Wänden brummten die Beftien leife.
Ich ging nieder.
Batty fiand hinter dem Vorhang der Manege. fchlank und fo weiß. daß das Weiß feines Gefichts

leuchtete.
Der Trommelwirbel
immer noch:
- I e ß t.
..Leben Sie wohl!“ und Batty
ergriff meine Hand - mit einem
Händedruck. der fo feft und fäfnell.
plötzlich wie ein Schmerz war -
und ließ fie von neuem los.
..Leben Sie wohl!"
Und er war gegangen - - -
dort hinein.
ertönte
Er lebt nicht mehr. Sein
Leben war kurz. Hektor zerriß ihn
eines Abends in Blois. auf einem
Markt,
Aber an feinen Händedruck
dachte ich. während ich den Stier-
fechter betrachtete. deffen Lanze ihm.
jelzt. in einer Sekunde den Sieg
oder - den Tod gebracht hat.
Hermann Bang.
3:8

Stimme (188 Nbeuclz
(Lied-k' oedmel.)
(Laut-c] Damn-ge, 0]). [5. U91.
Jem* [AMS. (4 .ef-"Fe MTM-MAN.)
608-1215,
Ilm-joy.
NW, .cya-777*-
Lw. E471. *Lcd “Led
*3, .ou k..
W1: gütjgec Lkjaubnjz (183 ?Srl-1365 „d-*el plllen“, 3er1jn-kla1enaeo.
3L()

daredxt _-
T. "WJ, k.,
320 W

BÃ¤uerinnen.
Zum Effay von Victor Lederer.
T. Arentowicz:
Jahrgang
1908

_i-*l : 1
"K
a
..-
.3.-
*5.. ....-

gutes-t' "G/r* '
mit 061- nau
Nee(.ee-NW EQ.
.een-ger..- rie-W86. D. W;
P
W team-xu
e. .oc-13 n..
2L 32l

kalcsimile eine cler eina'ctigen komischen 0per
„kieeher uncl chalif“ ron [felix oraeeelce.
1 F/o 2.-
4.-, M“ TRR-L4_
1//77-Za-lja17(/7
WSS" - * "Hi 'GA'- /i *"67* - - *FINE-.FNÖ- .2)- S/'e-Ü 'cke/._-
/N-x- ' x:„...:-.„ 7-: :EW *lc-:7 * ?M/
.a ..
-Fe GSN-'72* 4.
r:
Näf-.y- 'ö/:N' 74'/ *7;
W *
T i ß f
Ligeutum cken Komponisten (ten. llotrut yrot. Fell: Drueaelro. Pressen.

Zu den Mufikbeigaben.

Felix Draefeke.

Als einer der Letzten aus großen
Zeiten. als einer der wenigen
unter den Mitlebenden. weläfe noch
perfönlich den gewaltigen Mufik-
genien des vorigen Jahrhunderts.
Wagner und Lifzt in die Augen
fchauen durften und von ihnen
Freunde genannt wurden. ift Felix
Draefeke uns geblieben. Man
könnte ihn. dem Alter nach. als
Verbindungsglied zwifchen zwei Ge-
nerationen. als Mittelsperfon zwi-
fchen der älteren. rein idealiftifchen.
und der jüngeren. etwas materi-
aliftifäfer gefärbten Richtung inner-
halb der neudeutfchen Schule be-
zeichnen _ wenn er nicht felbft
vor kurzem jede Gemeinfchaft mit
den Größen der Gegenwart abge-
ftritten und ihre Ziele als fchädigend
und verwerflich dargefiellt hätte.
Aus jahrelanger. befcheidener Zu-
rü>haltung plötzlich hervortretend.
hat er mit feinen Bußpredigten
über die angebliche „Konfufion in
der Mufik" das Signal zu einem
heftigen Kampf gegen den Moder-
nismus in der Tonkunft gegeben
und fich zu den entfchiedenften Geg-
nern der Hauptfirömungen unferer
heutigen Produktion bekannt.
Es war ein eigentümliches
Bild. denjenigen Mann gegen den
natürliäfen Erneuerungsprozeß
kämpfen zu fehen. weläzer einft mit
Worten und Taten fich als einer
der begeifiertfien Anhänger und
Verfechter des Fortfchrittes ausge-
wiefen hatte. Mögen die Gründe.
welche den ftillen. einfamen Drae-
feke neuerdings auf den Kampf-
plaß getrieben haben. fein. welcher
Art fie wollen - an der Ehrlich-
keit und Überzeugungstreue feiner
Anfichten dürfen wir niäft zweifeln.
Eigennüßige Motive können feinem
Vorgehen nicht zugrunde gelegen
haben. War jener Schi-litt doch
politifäz ficher fo unklug wie nur
möglich. Durch die Verfeindung
mit den mufikalifchen Machthabern
der Gegenwart zog Draefeke den
Kreis feiner Anhänger noch enger.
als er je zuvor gewefen. Hatte er
fich durch fein Bekenntnis zu Wag-
ner und Lifzt mit Zünftlern und
Akademikern überworfen. fo ent-
fremdete er fich auch noch die geiftig

regfame Gegenpartei und ftand
jetzt ganz allein - eine felbftbe-
wußte. unbeugfame Erfcheinung. be-
reit. jedem Sturme zu trotzen.
Diefes fichere Gefühl des eige-
nen Wertes. diefe entfchloffene Eha-
rakterftärke. welche unbekümmert
um perfönlich fchädigende Folgen
der vermeintlich oberflächlichen
Mode frei und rückhaltlos ent-
gegentritt. mag bei Draefeke nicht
wenig durch das Gefühl unverdien-
21*

Zu den Mufikbeigaben
ter ZurückfelZung verfiärkt worden fein. Er ift eine jener typifch mitteldeutfchen Perfönlichkeiten. die nie nach Beifall hafchen. nie auf Vorteile blicken. nie günftige Situ-ationen gefchäftlich gut auszu-nußen wiffen. nie ihren eigenen Wert aus fich heraus zur Geltung bringen wollen. Die im Gegen-teil alle Anerkennung von der Einficht und dem Verftändnis ihrer Mitmenfchen erwarten. Deren puritanifche Gefinnung fo weit geht. daß fie eher Schaden leiden. als den Anfchein der Koketterie mit dem Publikum auf fich laden wollen. Ihre Hände follen rein bleiben vom Schmulze des Alltags. ihr Stolz empört fich bei dem Ge-danken. den geringften Vorteil eige-nem Bemühen zu verdanken. Hart und ftreng gegen fich felbft. meffen fie ihre Kunfigenoffen mit gleichem Maße. Und wo fie einer Un-korrektheit. einer Unehrlichkeit. ei-nem Schädling zu begegnen ver-meinen. da erheben fie laut ihre Stimme. Sie. die für fich felbft nie einen Finger zu rühren wagen. werden von einer Berferkerwut gepackt. wenn fie die Heiligkeit ihrer Sache bedroht glauben. Ob ihre Wahrnehmung der Wirklichkeit entfpricht oder nicht. gilt gleich-viel. Der Anfchein allein genügt ihnen. um außer fich zu geraten und rückfichtslos um fich zu fchla-gen. -

Wie nennt man folche Leute? Lebenspraktiker?

Das fcheue Zurückweichen vor der Öffentlichkeit. die peinliche Furcht vor jeder perfönlichen Auf-dringlichkeit. die Neigung zur Ab-fonderung vom großen Haufen ifi bei Draefeke fchon von Iugend auf vorhanden gewefen. Zunehmen-des Alter hat die Einfiedlertriebe nur verftärkt. Das Weltfremde bildet ein Grundelement feiner Natur. Sein perfönliches Leben fteht unter dem Einfluß diefes Cha-rakterzuges. und in der Ausübung feiner Kunft. in der Art feines Schaffens fpiegelt er fich gleichfalls wider.

Sein äußerer Entwickelungs-gang weift die denkbar einfachften Linien auf. Am 7. Oktober 1835

zu Coburg geboren. widmete er fich zunächft am Leipziger Konfervatorium Klavier- und Kompofitionsftudien. Doch nie betätigte er fich öffentlich als Ausübender. Nervofität und Mangel an Selbfivertrauen mögen es kaum gewefen fein. welche diefe ftarke und gefunde Natur vom Podium fernhielten. Eher wohl die Furcht davor. die geheimften Empfindungen. die zartefien Regungen der eigenen Seele felbft öffentlich auszuftellen. Dinge. welche der Menfch nur in Augenblicken der Erhebung erlebt. perfönlich auf den Markt zu tragen.

Und doch drängt es den Künftler. das. was er in folchen Momenten innerlich erfchaut. darzuftellen und mitzuteilen. Der Keufchheit und Verfchloffenheit feines Wefens fiellt fich der Wunfch entgegen. andere teilnehmen zu laffen an dem. was ihn bewegt. durch ihr Intereffe fich felbft wieder zu fleigern und zu höheren Gipfeln emporzufchwingen. Fühlte eine Natur wie 'Draefeke fchöpferifche Kräfte in fich. fo konnte er fie nur den ftrengfien. idealfken Aufgaben zuführen. welche feine Zeit ihm bot. Wenig

Paul Better
vermochten ihn die Ziele zu befriedigen. welche ihm die fpießbürgerliäfen Pädagogen des Konfsrvatoriums zeigten - fo dankbar er auch feinen Lehrern für die Kenntnis der technifchen .Hilfsmittel war. Seine Fähigkeiten zu erproben. feine reichen Gaben in Fluß zu bringen. fiellte er fich andere Aufgaben. als die ängftlichen Hüter der damaligen offiziellen Kunft erlaubten. Iung und begeifierungsfähig für alles. was ihm rein und echt erfchien. wandte er fich mit Entfchiedenheit den Verkündern eines neuen Kunftevangeliums zu. Wagner war auf den Plan getreten. Lifzt ebnete ihm die Wege. Mutig fchloß Draefeke fich ihnen und ihren Gefinnungsgenoffen an. Der Freundeskreis. weläfer fich in Weimar um Lifzt gruppierte. und dem als vornehmfte Mitglieder Peter Cornelius. Hans von Bülow. Joachim Raff angehörten. empfing durch fein Dazutreten eine der wertvollfien Bereicherungen. Die geifiigen Bande. welche fich damals knüpften. hielten für das ganze Leben. Auch als im Wechfel der. Jahre die Bundesgenofien räumlich getrennt wurden. als äußere Veranlaffungen fie auseinandertrieben. blieb der innige Kontakt gewahrt. Stets waren fie geif'tig verbunden. Den ..nächften und treuefien meiner mufikalifchen Freunde" nennt Peter Cornelius feinen Felix.
Von Cornelius fiammt auch eine humorifiifch feinfinnige Bemerkung über Draefekes Kunft. ..Ich möchte ihn." fchreibt er an Alexander Ritter. ..zu den nachfintflutlichen Geiftern rechnen. im Gegenfaß zu den vorfintflutlichen Tieren. Man könnte den Vergleich ausführen. vielleicht in eine Sackgaffe damit rennen - aber eine Sackgaffe ift doch immer auch eine Gaffe. Du weißt. ich fchimpfte ihn einmal Partiturlümmel; er lachte fehr darüber. aber es ift im Ernfte auch wahr. Er fchreibt reingeifiig. nicht für Aufführungen. Die Quinten feiner künfilerifchen Konfequenzen find zu gefättigt rein gefiimmt. zu richtig - deshalb bringen fie nachher im Ganzen den Mißklang hervor."

Leife rührt Cornelius hier an
den Punkt. wo Draefekes Eigenart
bedenklich und für die Verbreitung
feiner Kunft verhängnisvoll wird.
Die Sehnfucht nach weltfernen
Idealen. das Schweben in abftrak-
ten Regionen. die kühle. hohe Rein-
heit und Vergeif'tigung alles Stoff-
lichen - das war es. was Draefeke
etwas abfeits fiellte und die Blicke
der Zeitgenofien von ihm ablenkte.
Es ifi eine Art Scheu vor der her-
ben. rückfichtslos fordernden Ener-
gie des Alten. welche eine unge-
rechte Vernachläfiigung feines
Schaffens verurfacht hat.
Die Zahl feiner Werke i| nicht
allzu erheblich. Drei Sinfonien.
unter ihnen die impofante Tragica.
ein Requiem. eine Meffe. das drei-
teilige Myfierium ,.Chrifius‵ hat
er der Konzertliteratur gegeben,
Von feinen Opern find ..König
Sigurd“. „Gudrun“ und ..Herrat"
faft nur dem Namen nach bekannt
geworden. Dagegen begegnete der
komifche :Einakter ..Fifcher und
Kalif“ bei der Uraufführung in
Prag einem herzlichen Willkommen
- ohne daß fich eine zweite Bühne
bis jetzt. trotz der herrfchenden No-

Zu den Mufikbeigaben
vitätenkalamität. veranlaßt gefehen hätte. das Werk in ihr Repertoire aufzunehmen.

Draefekes Neigung zu kunft-voller Arbeit. feine Sonderbega-bung für eine feinverfchlungene polyphone Saßweife hat ihm von mancher Seite den Vorwurf ein-feitig kontrapunktifcher Künfielei eingetragen. Wer fich in feine Werke hineinzufenken. wer die Per-fönlichkeit des merkwürdigen Mannes nach ihren eigenen Ge-feßen zu ergründen und zu begreifen vermag. wird unter der fchein-baren Kühle marmorner Aräfitek-tonik bald unterirdifche Ströme tiefer Empfindung braufen hören. und den Pulsfchlag des aus inneren Trieben fchaffenden Mufikers fühlen.

Ein ftiller Zufchauer des Lebens. durch ein fchweres Gehörleiden noch mehr als durch fein zurück-haltendes Wefen vom Außenver-kehr abgefchloffen. hat Draefeke feit 1876 Dresden zu feinem ftändigen Wohnfiß gewählt. Eine- kurze Wanderzeit führte ihn nach der franzöfifchen Schweiz. wo er als Klavierlehrer tätig war. Die Tages-mode hat ihn zeitweife in den Schatten gef'tellt. Und doch wird er und feine vornehme Kunft den Beften der Lebenden immer nahe bleiben. Mag er auch gelegentlich etwas poltern -- wir werden uns die Freude an feiner prächtigen Künfilererfcheinung dadurch_ nicht fchmälern laffen und fiets mit inni-ger Verehrung zu ihm aufbbicken.

Berlin. Paul Bekker.

Literarifme
Aus der Gedankenwelt
großer Geifter. Eine
Sammlung von Auswahlbänden
herausgegeben von L. B r i e g e r-
Waffervogel. 1. Band:
Voltaire. bearbeitet von 1)!: Käthe
Schirmacher. L. Band: Leffing.
bearbeitet von Th. Kapftein.
Preis brofch. 2.50; geb. 3.00.
Stuttgart. Verlag von R. Lutz.
Es läßt fich darüber ftreiten.
ob eine Wiederbelebung allgemein-
ften Interefies an früherer Literatur
nur möglich i|. wenn man. wie der
Herausgeber meint. dern Publikum
die Endrefultate und die Schön-
heiten darbietet. ohne daß es fich
felbft mühfam den Weg dazu fuäjen
muß. Eher kann man der Meinung
beiftimmen. daß mancher Lefer der
vorliegenden und noch in Ausficht
gefiellten Auswahlbände fich ange-
regt fühlt. einem der darin aufge-
nommenen Denker und Dichter
näher zu treten und fich eingehend
mit ihm zu befchäftigen. Darin
fieht Referent den größten Nußen.
den eine folche Auswahl etwa
bringen kann. DieBüchlein find aber
auch noch aus einem andern Grunde
zu empfehlen: Auch dem Belefenften
begegnet es wohl. daß er nicht
fofort weiß. wie einer der ..großen
Geifter“ über diefen oder jenen Ge-
genftand gedacht oder in welchem
Wortlaute er fich darüber ge-
äußert hat. Für folche Fälle find
23eri>te
die Bücher* mit einem fehr branch-
baren Regifier ausgefiattet. das fo-
fort auffinden läßt. in welcherfeiner
Schriften und was Voltaire z. B.
über Intoleranz. über Strafrecht.
über Selbftmord u. a. m. geäußert
hat. Dies Regil'ter macht die
Büchlein zu einem durchaus brauch-
baren Nachfchlagewerke.
H. Schaar.
Uber die philofophifihen
Grundlagenderwiffen-
fchaftlichen Forfchung.
als Beitrag zu einer Methoden-
politik. Von Walter Pol-
la ck. 154 Seiten Oktav. Mark
2.50. geb. Mark 3.50, Berlin
1907. F. Dümmler.
Schon immer wußten die Ein-
fichtigen. daß die Wiffenfchaft mit
ihrem Gewinne von feften Uber-

zeugungen weit. aber doch nicht fo
weit kommen kann. wie es außer-
halb der Wiffenfchaft möglich ifi
- von fchlichtefien Dingen der täg-
lichen Lebenspraris an bis hinauf
zu dem religiöfen Glauben an einen
befiimmten Zufammenhang der
Welt. In dem Maß. als diefe Ein-
ficht zurückgegangen war. erhöht fich
das Verdienft des vorliegenden
Buches. das auf jene Einficht zurück-
greift. allerdings mit dem Gedanken.
daß es fich er| um eine moderne
Errungenfchaft handele. Mit

Recht wünfcht der Verfaffer einen Zufammenfchluß Gleichgefinnter (Seite 13 und 20). und Referent tut dafür gerne das Seinige. Der Verfaffer erkennt die Wiffenfchaft als allenthalben abhängig von ..Gefichtspunkten‟. Einen folchen definiert er (Seite 41f.) als eine ..befiimmte Anfchauungsform". was vielleicht gar nicht anders als fo unvollkommen gefchehen kann. und wobei allerdings die Entgegenfeßung gegenüber dem „Begriff" noch geklärt werden müßte. Nur der Gefichtspunkt vermöge der Intimität wiffenfchaftlicher Arbeit gerecht zu werden (Seite 14); Wiffenfchaft fei Kombination von Gefichtspunkten (Seite 19 und Ö 6); und bef'onders handele es fich um die letzten Gefichtspunkte (Ö 7). Auch die fog. Richtigkeit verlange zur Entfcheidung über fie einen Gefichtspunkt. Weiterhin werden in gleicher Weife die Naturwiffenfchaften als Kombination und Syfiem von Gefichtspunkten. die Geifieswiffenfchaften als Produktion und Kombination von Gefichtspunkten dargelegt (ÖF 10. 12. 16). Die philofophifchen Verdienfie von Nießfche werden hier ..als Verfuche. die Welt von den verfchiedenfien Gefichtspunkten zu formen." zutreffender als bisher. wenn auch vielleicht mit Überfchäßung. gekennzeichnet (Seite 152 f.); daß feine Bedeutung gerade in der Gefchichte des philofophifchen Skeptizismus zu fuchen ift. konnte man allerdings fchon bisher wifien. Der Verfaffer felbft hat recht mit der Aufdeckung des Scheines. „als gründe fich unfer Forfchen auf immer feftere Fundamente". und als könnten wir wirklich wahre Refultate finden (Seite 16 und 18). dürfte aber doch mit dem Ablöfen von Wahrheit durch Aufrichtigkeit nur zum Teile recht haben.

Gemäß feinen ..Gefichtspunkten‟ handelt es fich ihm zunächft um einen „hypothetifchen Perfpektivismus“ (Ö 3); er wendet ihn auäj auf die Rechtsprobleme ufw. an (Seite 151). So lernen wir mit ihm die verfchiedenen Auffaffungsweifen der verfchiedenen Famgebiete. zumal in den Geifies-

wiffenfchaften. kennen und fehen eine eigentümliche Weltanfchauung. die hier möglicherweife etwas als Wirklichkeit auffaffen läßt. ..was in der natürlichen Welt der Dinge als Abftraktion fich darftellt" (Seite 131. 139). Die jeweilige Weltanfchauung lehrt die Gedankenrichtungen ufw. der Forfcher und Fächer verliehen (S. 12) und läßt bei einem jeden Menfchen die ihm zukommende Weltanfchauung etwa eine Philofophie des täglichen Lebens nennen (Seite 127). Zu alldem gehört nicht bloß Verfiand. fondern auch Wille. nicht bloß Nachbildung. fondern auch Produktion. Als eine folche müffe die Erkenntnis angefehen werden. felbft wenn es fich z. B. um das Berichtigen der Erfahrung handelt (Seite 27. 109. 123). Auch wenn man dem zuftimmt. ja felbft wenn man die ..letzten Säße. auf denen wir fußen. als Säße reiner Willkür" hinfiellen möchte. darf man doch des Verfaffers Darlegung. jede Wiffenfchaft fei Wille des Menfchen. mindeftens als zu kurz bezeichnen. Die Freiheitsfrage beantwortet er damit. daß der Men-

fchenwille höchftens fcheinbar durch äußere Urfachen begrenzt fei: „In-determinifi bin ich im Augenblick des Handelns. Determinift bei rück-fihauender Betrachtung" (Seite 52 bis 54); und über die Bedeutung des Willens im Rechtsleben kommen ebenfalls brauchbare Be-merkungen (z. B. über das Er-fcheinen vieler Willen als ein Wille. Seite 129). Nur dürften dies Anläufe auf richtigem Wege fein. nicht aber mehr.

Die „Methodenpolitik“ fragt. ..auf welchem Wege ein möglichft vorteilhaftes wiffenfchaftliäjes Ar-beiten fiattfindet". und macht mit der eigentlichen Methodenlehre. auf der fie fich aufbaut. zufammen die Methodenwifienfchaft aus (S. 8 f.). Eine dankenswerte Klärung! und das neue Werk von L. Fonck. ..Wiffenfchaftliäjes Arbeiten“ (Inns-bruck 1908). wird unferem Autor gewiß hocherwünfcht fein. Er ver-wertet weiterhin die Methoden-politik des Phyfikers Hertz. der ganz befonders auf die Vorausfeßungen der naturwifienfchaftlichen Be-trachtungsweife hingewiefen habe (Ö 11). Das energifche Unter-fcheiden zwifchen Vorausfeßung und Durchführung in der Wiffenfchaft ift ein befonderes Verdienft von Pollack; und Referent begrüßt mit Freude geradezu einen Beitrag zur akademifchen Pädagogik in den Worten (Seite 108): „Die fcharfe Trennung zwifchen Vorausfeßung und Durchführung fowie die Schei-dung eines Gefichtspunktes von feiner Anwendung bilden einen er-zieherifchen Faktor.“

D1'. Hans Schmidkunz.

Worte Carlyles. ediert von Georg Jacob Wolf.
Worte Tolfkois. ediert von Edgar Alfred Regener..
Beides in I. C. C. Bruns Ver-lag. Minden i. W.
Aus der Gedankenwelt großer Geifter: Emer-fon. ediert von Egon Friedell; Hegel. ediert von Georg Laffon. Stutt-gart. Verlag von Robert Luß.
Gedanken über Ge-fchleäftsprobleme. Von Otto Weininger. ed. von

Robert Saudek. Berlin. Concordia. Herrn. Ehbock.
Das Brevier ift die charakterifiifchfie Erfeheinung unferer nervöfen Zeit. Ich habe gegen die erften Auswahlbände bei ihrem Erfcheinen die heftigfien Vorwürfe erhoben: fie verwäffern und bringen nur Halbbildung. Ich habe mich damals geirrt und war ein fchlechtcr Prophet. Ich kann heute mit aufrichtiger Freude feftftellen. daß die unendlich breite und tiefe Kluft. welche die wirklich Gebildeten von dem großen „Publikum“ trennt. durch fol>je Bemühungen unferer Verleger endlich anfängt überbrückt zu werden. Bruns und Lutz haben fich den Weckruf „Weltliteratur". in den Goethe die Sehnfucht feines Alters faßte. als Parole genommen. Die Wahl eines Earlyle und Tolfioj. eines Emerfon und Hegel. eines Otto Weininger bürgt mir dafür. daß dieVerleger genau wiffen. aus welchen Werken überhaupt eine Auswahl getroffen werden kann. Denn Hans Landbergs ,.Ibfenbuch“ dagegen mit den herausgeriffenen Szenen aus Ibfens Dramen und

den kurzen Briefftellen war eine unkünftlerifche Roheit. Hier aber foll das aus dem Gefamtwerk herausgelöfte Refultat des D e n k e r - l e b e n s. die Quinteffenz feines Schaffens. geboten werden. Kein wiffenfäfaftlicher Dilettantismus foll erzogen werden. fondern es foll angeregt werden zum Studium der Gefamtwerke. Die Einleitungen find durchweg. wenn auch alle ftark fubjektiv überfchäßend. erklärend und anregend gefchrieben.

Ich habe mich nicht gefcheut. Weininger neben Carlyle und Hegel zu nennen. Denn fein Werk ..Gefchlecht und Charakter" bleibt eins der geiftreichften Bücher des leßten Jahrhunderts. wenn auch einft alle feine Gedanken als wiffenfchaftlich falfch nachgewiefen fein werden.

Karl Georg Wendriner.

Opernabende. Mar Kalbeck. Berlin. Verlag Harmonie. 8.-.

Der Verfaffer. welcher feit einigen Dezennien das verantwortungsvolle Amt eines mufikalifchen Kritikers an der Wiener Hofoper verfieht und fich als Mann von Geift und Urteil neben dem gefürchteten Hanslick in Ehren behauptete. bietet mit dem vorliegenden Werke einen wertvollen Beitrag zur Gefchichte der Oper. Das Werk felbft verdankt feine Entftehung vornehmlich den Anregungen. die Kalbeck als Kritiker an der Hofoper empfangen. und ift in feinen ausführlichen Darlegungen deutfcher und ausländifcher Opern der Ausdruck einer durch Praxis und Theorie gewonnenen künftlerifchen Überzeugung. Die einzelnen Abhandlungen find nicht mufikalifche Analyfen. die nur für den Fachmann Bedeutung haben. fondern gemeinverftändliche Befprechungen. welche jeden Mufik- und Opernfreund nicht unintereffiert laffen und außerdem dura) die gewandte formfchöne Darf'tellung einen befondern Reiz bieten. K. bewegt fich beim Kapitel Wagner auf demfelben Geleife wie fein Kollege Hanslick. und doch wird es keinem von beiden gelingen. auch nur einen von der großen Zahl der Wagnerfreunde umzuftimmen. Immerhin fühlt man fich auch hier troß gegenteiliger Meinung von dem litera-

rifäf hochgebildeten und äf'thetifch-
feinfinnigen Autor angezo en und
wird bei längerem Verweilen mit
den uns bekannten Opern zu der
Überzeugung gebracht. daß auf jeder
Seite des umfangreichen Werkes
ein gediegener Fachmann und geift-
voller Kritiker zu uns redet. -
Kalbecks Opernabende feien fomit
aufs wärmfte empfohlen.
DerHüterdesTals.Roman
von Bernhard v. Burg-
dorf. Dresden. Minden.
Viele Romantik und viel Gerede,
denn nicht nur die Perfouen des
Romans fprechen - leider nicht
immer. wenn fie follen - fondern
auch allegorifche Figuren. wie
Kummer. Sonnenfchein. Mond.
Rofenhecken; auch Engel. felbft
Tote treten als Redende auf oder
Ebenbilder. ja fogar manche nicht
vorhandene Nachkommen der auf-
tretenden Menfchen. Wenn man
indeffen von diefem etwas felt-
famen Umf'tande abfieht. der. ob-
wohl die angedeuteten Partien bald
voll von duftiger Poefie. bald voll
33()

ergreifenden Ernftes find. wenn auch nicht unbedingt als Vorzug. fo doch keineswegs nur als Tadel zu gelten hat. fo muß man die Erzählung felbft bedeutfam nennen. Die Gefchichte. um die es fich handelt. ift ziemlich einfach. Afia von Prowehren wird von ihrem Nachbar Hans von Wölkau begehrt. weifk ihn aus Liebe zu ihrem Vater ab. obgleich fie den jungen Laffen liebt. der eigentlich nur ein Mitgiftjäger ifi und des fchönen leidenfäzaftlichen und finnigen Mädchens gar nicht wert ift. läßt fich aber von ihm. der unterdeffen eine Vernunftehe gefihloffen hat. betören. fo daß fie von ihm ein Kind bekommt. Troddem wird fie von einem anderen Nachbar Joachim. der als „Sonderling" durch das ganze Buch hindurchgeht. heimgeführt und findet in diefer fpäten Ehe ihr Glü>. Nicht recht pfychologifch begründet ifi der Übergang Afias von einer halb kindlichen Verehrung für ihren fpäteren Gatten zu e>)ter Liebe. Denn aus bloßem Mitleid oder reiner Fügfamkeit heiratet ein Eharakter wie Afia nicht. Auch Herrn Joachim möchte man raten. weniger zu grübeln. nicht fo fchrecklich viel mit allen möglichen ftummen und doch fo redefertigen Perfonen zu fprechen. und dafür lieber energifcher feine Liebe zu betreiben. Trotzdem gönnt man dem guten ftillen Hern. deffen ewige Erinnerungen an eine verftorbene Braut freilich etwas ermüdend wirken. fein fpätes Glück. Vortrefflich gefäfildert find die Nebenperfonen: der Vater Prowehren. der Tugend und Adel. Tätigkeit und Familienaufopferung immer im Munde führt und dabei ein leichtfinniger. törichter. fauler Sinnenmenfch ifi. der fein Gut ruiniert. feine Tochter elend behandelt und fich felbft mit einem Fräulein Nelly einläßt. die ihn verläßt. nachdem fie ihn genugfam ausgebeutet hat; ferner drei alte. arme adelsftolze Tanten. höchft widerwärtigeFrauenzimmer. undein weibliches Hausfaktotum. das mit befonderer Laune gezeichnet wird. Der Verfaffer. der felbft dem Adelsftande angehört. befißt gewiß das

Zeug dazu. gerade diefe Kreife
wahrheitsgetreu zu fchildern. er ver-
fieht zu fchreiben. hat Humor und
dabei die ern|e Erkenntnis der
Mängel und Fehler feiner Standes-
genoffen. Nur follte er fich vor den
allzu vielen Arabesken hüten und
bedenken. daß diefe doch nur zur Zier
da find. nicht aber das Haupt-
gewebe überwuchern dürfen. Der
Titel ifi völlig unverfiändlich. felbft
wenn man wie Referent weiß. daß
er einem Gemälde von Thoma ent-
nommen ift.
Ludwig Geiger.
Roman von
Berlin.
Ludwigshöhe.
Hermann Bang.
Verlag von S. Fifcher.
Ein Stü> Natur gefehen durch
kein Temperament. Scheinbar l Nichts
als Beobachtungen. kühl. klar
nebeneinandergefiellt; die Menfchen
aufgelöfi in Laute.Mienenfpiel. Be-
wegungen. Scheinbar! Nichts
fcheint hinter diefem Buch zu
fiehen als ein unfäglich feines Ohr.
ein unbefchreiblich feines Auge.
Aber ein Augenblick kommt. wo die
verfchiedenartigen. vorüberhufchen-

den Einzelzüge zufammenfchießen
zum Ganzen des Gefichts. wo der
Schwarm der Einzelbewegungen
fich vereint zur Geftalt. wo aus den
verblißenden Strahlen der aufge-
fangenen Worte das Zentrum der
Seele dunkelt und glänzt - Men-
fchen umgeben uns. erftaunlich wirk-
liche und körperhafte Menfchen.
Und nun find wir in ihrem Kreis
nicht mehr nur fpähende und auf-
horchende Zufchauer. fondern der
mitfühlende Chorus. Ie fteinerner
und fiummer der Dichter fich ver-
hält. defio leidenfchaftlicher. erregter
find wir. feine Lefer. Es ifi: ein
Buch fo ergreifend wie quälend.
Quälend eben durch dies nichts als
Leben: wie glü>lich wären wir.
wenn einmal der Schmerz fich ganz
entladen könnte. gewiffermaßen
einen Anhalt fände an einem zor-
nigen. empörten Schrei. einem Aus-
druck der Teilnahme wenigfiens.
Aber nichts davon! Weiter Be-
obachtungen an Beobachtungen.
Und doch ganz in der Tiefe fühlen
wir unter den fieinkühlen. ftein-
harten Zügen das weiche Herz und
die wunderbare Güte diefes
Mannes. der ein großer Dichter
bleibt. während er fich abmüht.
nichts als Artifi zu fein . . . Was
die Fabel angeht. fo ift es eine Ge-
fchichte - ach. eigentlich die Ge-
fchichte. die man fchon kannte. ehe
man zu lefen begann. und die einen
feitdem bis zum Uberdruß verfolgt
hat: von dem Mädchen. das ihrem
Geliebten alles hingibt und dann
von ihm fortgeftoßen wird wie vom
rohen Zecher ein leeres Glas. Aber
daß diefes Schickfal fich einem in die
Seele brennt als ein neues. nie er-
fahrenes und unvergeßliches Erleb-
nis. liegt einzig an der fchlichten
Größe der Menfchengefialtung. Die
rührende Hilflofigkeit des Weibes.
das ganz Herz und nicht ein bißchen
Berechnung ift. die Wehrlofigkeit
des armen Vögelchens. das von dem
ftärkeren Getier einfach zerdrückt
wird. die anime. eunäiän mit
ihren dennoch dunklen Tiefen. aus
der unmenfchlicher Frevel fchließlich
die fchuldlos Schuldige zu machen
imftande ift. hat in diefem Buch
den klafiifchen Ausdruck gefunden.
und trotz feines allzu abfichtsvollen

Stils wird man es in die Reihe der Bücher ftellen. die einem ein bleibendes Befißtum bedeuten.

Wilhelm Hegeler.

W a s m i r d i e T a g e b r a ch t e n. Ein Skizzenbuch. Von ClotildeBrettauer.

Berlin LL 35. „Harmonie". Verlagsgefellfchaft für Literatur und Kunft.

Vor einiger Zeit war ein reizendes Büchlein: ..Ehe Bubi Student wird" erfchienen. das fogleich und allenthalben mit wärmfier Anerkennung entgegengenommen. mit aufrichtiger Freude begrüßt wurde, ..Eine Mutter" hatte es gefchrieben. Nun ift der Schleier der Anonymität gelüftet; denn es ift - wie wir verraten dürfen und wie der Lefer beider Schriften auch alsbald erkennen wird-niemand anderes als die Verfafferin der vorliegenden Skizzenfammlung. Clotilde Brettauer. Und da können wir zunächfi mit Genugtuung konftatieren. daß fich ihre fchöne Begabung nicht nur wieder aufs trefflichfie bewährt. fondern auch in beaäfteuswerter

Weife weiter entwickelt. fich innerlich vertieft hat. Hatten fich fchon die Bubi-Gefchichten dadurch ausgezeichnet. daß die lufiigen. humorvollen Darfiellungen eigentlich auf einem ernfien. von reicher und reifer Lebenserfahrung erfüllten Untergrunde beruhten. der das Buch weit emporhob über das Niveau einfacher. lediglich unterhaltfamer Humoresken. fo tritt in dem neuen Werke der ernfthafte Charakter. der fich bisweilen fogar zu einer fchmerzlich-wehmütigen Lebenserkenntnis und Lebensauffaffung fteigert. noch eindrucksvoller in Erfcheinung. Solche Seelenf'timmung atmen Stücke wie ..Der alte Kalender“. ..Vom Altwerden“. ..Die Uhr". ..Altes Gerümpel" u. a. Ein kleines Kabinettftück von ergreifender Wirkung ifi „Hoffnung‟. Das Gebiet der fozialen Satire ftreift die ..Probiermamfell“. während anderes. wie „kel-petuum mobile“, „Graue Haare‟. fich mehr dem Genre der Bubi-Gefchichten nähert oder direkt aus ihnen herausgenommen ift, Schon diefer knappe Überblick läßt erfehen. wie viel inhaltliche Mannigfaltigkeit und Abwechflung hier geboten wird. Daß manchmal auch ein bereits älterer Gedanke ohne befondere Eigenart wieder behandelt ifi. kann bei der großen Anzahl der in der Sammlung vereinten Skizzen billigerweife nicht wunder nehmen; oft genug aber überrafcht eine originelle Crfindungskraft. verbunden mit geifivollfter Ausführung. Da zudem die ganze Ausfiattung des Buches eine ebenfo vornehme wie gediegene ift. dürfte es fich fpeziell für Gefchenkzweck vorzüglich eignen.

S. B.

Von W i l-
Berlin.
Das Ärgernis.
helm Hegeler.
Verlag von S. Fifcher.

Etwas Leifes ift in diefem Buch. fein Seelifches und dann wieder etwas Monumentales. ftark Plaftifches. ..Das Ärgernis“ ift ein Brunnen. den der reiche Brooch feiner Vaterfiadt gefchenkt hat. Ein Mädchen ziert den Brunnen. Hegeler fchildert fie. ..wie fie da mit forglofem von innerem Glück wie

durchfchimmertem Antliß herunter-
blickt“ in reiner zarter Nacktheit.
Diefer Brunnen erregt Ärgernis.
zuerfi bei der alten Jungfer. die den
Paftor anfieckt und fo immer weiter
die Gemeinde aufruft gegen die
fittlichen Greuel. Was ein Dichter
aus diefem. im Grunde nicht mehr
neuen Thema gemacht hat. ift er-
ftaunlich und bewundernswert. Mit
quellender Gefialtungskraft und
fiilreiner Piychologie werden hier
die Menfchen gefchildert und charak-
terifiert. Ein behaglicher. halb
lachender. halb wehmütiger Humor
erhellt und überfchattet das Buch
zu gleicher Zeit. das man mit In-
terefie und Freude liefi.
A. Halbert.
Unterfuchungen zur Sin-
nespfychologie. Von
Franz Brentano. L und
161 Seiten. Preis Mk. 4.20.
Leipzig 1907. Duncker und Hum-
blot.
Am 16.Januar 1908 feierte die
Fachwelt das 70 er Jubiläum
Franz Brentanos. der nach einer
langen. doch noch allzu früh ab-
gebrochenen philofophifchen Lehr-
tätigkeit nur mehr durch fpärliche
Veröffentlichungen feine einftige

Wirkfamkeit für eine fowohl traditionelle wie auch auf dem neuefien Forfchungsfiande fiehende Philofophie fortfeßte. Im Anhange des vorliegenden Buches find feine bisherigen Schriften verzeichnet. Das Buch felber befchränkt fich fcheinbar auf kleinfie pfyäjologifche Spezialitäten. führt aber fo. wie wir es von dem Verfaffer gewöhnt find. zu den weiteften Ausbliäen und darf daher auch ein wenig mehr Aufmerkfamkeit des Lefers beanfpruchen. Dies umfomehr. als der Berichterfiatter die hohe Verehrung. die er feinem eigenen Meifier im Fache zollt. keineswegs durch die ihm hier nötigen kritifchen Bemerkungen verringert fühlt. Ein Brentano ift ihm. wenn er irrt. lieber als fo viele Andere. wenn fie das Richtige treffen; feine Beweisführungen find auch hier aufs äußerfie infiruktiv. felbfi wo ihnen die Zuftimmung nicht ficher ift. Leider verbietet unfer Rahmen eine genügende Begründung der mehr nur dogmatifch vorzubringenden Widerfprüche.

Der ein e Hauptgedanke der vorliegenden Sammlung von Vorträgen ift der. daß Grün eine zufammengefeßte Farbe fei, Damit fchließt fich der Autor wieder der älteren Auffaffung von den drei Grundfarben Rot. Gelb und Blau oder Violett an. ftellt fich der anderen von Rot und Grün. Gelb und Blau entgegen. doch mit der Übereinfiimmung. daß auch Weiß und Schwarz Grundfarben feien. und befireitet die allerdings feltenfie Auffaffung. daß es für den feelifchen Eindruck überhaupt keine zufammengefeßten. fondern nur un-
Ä_
_.
gezählt viele einfache Farben gebe. Seine hauptfäehliche Beweisführung (Seite 16 f.) ftüßt fiat). foweit Referent fieht. lediglich auf das „offenbar“. mit welchem der Verfaffer die Ähnlichkeit einer Mifchfarbe zu ihren Befiandteilen der Ähnlichkeit vergleicht. welche bei den Tönen ein Zweiklang mit feinen Beftandteilen zeigt. nicht aber d e r Ähnliäfkeit. welche ein Ton mit einem höheren und einem tieferen

Nachbartone zeigt. Wer diefes „offenbar“. wie der Referent. beim befien Willen nicht zugefiehen kann. vermag auch die übrigen fo lehrreichen Argumentierungen nicht anzunehmen. Da hören wir (S. 109). das aus Blau und Rot zufammengefeizte Violett entfpreche der wehmütigen Mollterz. das aus Gelb und Blau zufammengefeßte Grün entfpreche der freudigen Durterz; und leider unterfcheidet der Autor auch weiterhin (Seite 113) diefe ..Verfchmelzung“ nicht genug von der anderen Erfcheinung. daß ein Ton oder auch eine Farbe „zwifchen“ zwei anderen liegt. - Zahlreiche fcharffinnigfie Verfuche des Verfaffers zeigten ihm bei Mifchung von Gelb und Blau einen ..grünen Stich‟ in dem fich zunächft ergebenden Grau; es fcheint. daß in all diefen Fällen die beiden Beftandteile nicht fo weit voneinander verfchieden waren. wie die Lehre von den Gegenfarben verlangt. die hier eine Aufhebung der Farbigkeit zu Grau nur bei einem genügend violetten Blau oder einem genügend orangenen Gelb feftftellt. Dabei fcheint auch Brentanos Behauptung (S. 25-34). daß Rot und Grün. Blau und Gelb für unferen Ein-

druck keine Gegenfäße feien. fich bei näherem Zufehen nicht mehr zu halten. Zufälligkeiten. wie daß die Maler Schwarz und Gelb zu Grün mifchen. erklären fich einfach dadurch. daß ein folches Schwarz nicht fchwarz. fondern blau ift. Hält der Maler Grün für derart zufammengefeßt. weil er es aus diefen Farben mifcht. fo folgert auch er zu viel und müßte ebenfo bei anderen Mifchungen fprechen (Seite 141). Mehrmals verweifi der Autor auf die Sprache. welche uns die meifien Farben und Windrichtungen zufammengefeßt benennen läßt (Seite 15. 17); geht man dem näher nach. fo merkt man. wie wenig fich aus diefen kümmerlichen Hilfen des Wortes folgern läßt. Brentano felbft gibt (Seite 81 und fonfi) genügende Analogien an die Hand. daß wir die Behauptung wagen dürfen: jegliche Ortsriihtung. jegliche Zeitbeftimmung. jegliäje Tonhöhe. jeglicher eigens beftimmte Gefchmack und fchließlich auch jegliche folche Farbe ift für den Eindruck auf die Seele einfach. - Anders als mit diefem Eindrucke verhält es fiäf mit den ihn vermittelnden Erregungen im Leib und mit den ihnen zugrunde liegenden Reizen in der phyfikalifchen oder chemifchen Außenwelt. Wir dürfen den unbefangenen Lefer fragen: f i e h ft du wirklich in Grün ein Blau und Gelb. in Violett ein Rot und Blau. in Grau ein Schwarz und Weiß. in Weißblau ein Blau und Weiß? Oder erkennft du nur eine Ähnlichkeit. eine Verwandtfchaft mit Farben. die dir aus irgend welchen Gründen fozufagen geläufiger find? Wir haben ja für unferen Eindruck gar kein feftftehendes Blau und Gelb und Rot und Schwarz und Weiß. das wirklich Grundfarbe und nicht fchon eine Nuancierung diefer fein würde. Es ifi analog (aber nicht dasfelbe) wie beim Phyfiker. der genau genommen ebenfalls nur einfache Farben kennt und felbft das Weiß aus den Regenbogenfarben anfcheinend nicht als eigentliche Mifchung. fondern ..als eine Verdrängung durch Weiß" (wenigfiens nach Brentano Seite 151)

gewinnt. Wefentlich anders fieht es in der Chemie und in der Phyfiologie: da ift die Lehre von den Grundfarben “heimifch. und diefen Fachleuten haben auch wir unferen Streit zu überlaffen. Die firenge Scheidung zwifchen dem Pfychologifchen. dem Phyfiologifchen. dem Phyfikalifchen und dem Ehemifchen oder Technifchen ift hier entfiheidendz mit bündiger Klarheit hat dies J. El. Kreibig dargelegt in feinen ..Fünf Sinnen des Menfchen" (2, Aufl.. Leipzig 1907. Seite 101f.).

Der andere Hauptgedanke der vorliegenden Schrift ift folgender. Was' wir an unferen Empfindungen Intenfität nennen. gehe darauf zurück. daß in dem äußeren Reiz die Befiandteile mehr oder minder dicht beifammen fiehen; folglich fei Intenfität ..das Maß der Dichtigkeit der finnlichen Erfiheinung“ und fomit eine Größe. keineswegs aber eine befondere Eigentümlichkeit unferer feelifchen Eindrücke (Seite 61 und 71). Das alte Gefetz von der Undurchdringlichkeit der Körper gelte demnaäj auch für alle finnlichen Erfchei-

nungen und beflätige fich eben durch Brentanos neue Unterfuchungen darüber (Seite 18 und 60). Er anerkennt keine eigentlichen Mehrfarbigkeitenf Mehrklänge ufw. (keine „multiplenSinnesqualitäten")tfondern nur eine Nebeneinanderftellung („Iurtapofition") des verfchiedenen Einfaihenz und die Gefamtintenfität des fcheinbar Multiplen feße [ich aus den Einzelintenfitäten zufammen, die fich aber dabei verringern (Seite 64). So fei die Intenfität des Empfindens gleich der des Empfundenen- |ets abhängig von der Ausfüllnng des Sinnenraumesx und kein Sondergut des Seelenlebens (Seite 65x 68- 73). Dabei aber bleibe die Empfindung „die Grundlage des geifiigen Lebens" (Seite 53)x was fogar für Brentanos eigene Pfychologie nicht ganz zutreffend gefagt fein dürfte; andererfeits fcheinen mehrfache neuere Forfchnngen doch Luft und Schmerz der Sinne den Empfindungen felbfif nicht wie bisher den Gefühlen zuzuweifen (Seite 121y wo eben neue Berichtigungen angefeßt werden könnten). Uns aber interefiiert ganz befonders die Konfequenz von Brentanos neuer Intenfitätslehre. Darf nämlich „eine intenfive Größe nichts weniger als univerfell den pfychifchen Tätigkeiten eigen genannt werden“, gehört fie vielmehr den phyfifchen Erfcheinungen felbft ant dann können wir nicht mehr mit zahlreichen Philofophen die Annahme einer phyfifchen Welt wie ein bisher unvermeidliches Gerüfi fallen lafien und die Welt auf ein rein pfychifches Bild befchränken (Seite 78). „Den Glauben an den wahren Beftand einer Körperwelt werden wir uns alfo nicht nehmen lafien- und er wird für die Naturwifienfchaft immer die Hypothefe aller Hypothefen bleiben.“ Damit mag freudig übereinfiimmen- auch wer den feelifchen Erfcheinungen doch noch in weiterer Weifex als es Brentano tut„ eine Intenfität zugeftehen möchte.

1)!: Hans Schmidkunz.

Luftige Gefchichten. Von Guftav Wied. Stuttgart-

Axel Juncker,
Ein tollest übermiitiges.x geift-
reiches Buck) voller Funken und
Blitzer voller .Humor und Satire:
das ift wohl genug von einem Buche
gefagt; aber man trifft felten
Buchen die einem Freude machen-
darum fei der Überfchwang ver-
ziehen.
A. Halbert.

Redainontdr.SylviusBruchMHalberh.KurtFliegehAlerJadasfohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. H a l b e r t- .ß a h Berlin W„ Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Jnferatenteil: Paul Nowotny in Verlin:Friedenau.
Zufchriften und Einfendungenf ohne Angabe eines Perfonennamens, zu adreffieren
„An die Redaktion von Mord und Süd in Berlin N'. 35- Schöneberger Ufer 327"
oder „Breslau [ll- Siebenhufenerfiraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35- Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders
Schlefifche Verlags:Anfialt G. m. b. H., Berlin, Breslaut Leipzig).
Auslieferung für Öfierreich bei E. W, Stern, Wien lt Franzcnsring 16.
Druck: Schlefifche Buchdruckerei v. S. S cb o ttla e n d e r, A.: G., Breslau ll!,

Jabra-ms
1 o 0 o
Carl Jozfa: Graf Leo Tolftoj.
Zum Effay von R. Loewenfeld.

EmedmtfcheWnWfiYnfi
,ZerlegNoröUnöSüö-GmhxxcYm-[in
etw-stung fijköen Yuchhanöel:
SSOoWWuörrYchnfYmlWfinu
?2. Jahrgang Band 126 September 1908 Heft378

EMPTY

Friedrich Brie:

Bernard Shaw.

Wieder einmal ftehen wir in Deutfchland der Tatfache gegenüber. daß die englifche Literatur der franzöfifchen in der Gunfk des Publikums den Rang abgelaufen hat. Der Grund ift nicht in einer einzelnen. führenden Perfönlichkeit Englands. auch in keiner beftimmten von dort ausgehenden Schule oder Richtung zu fuchen. fondern in einer Reihe einzelner moderner Geifier. die untereinander keinen engeren Zufammenhang zu haben fcheinen. Eine Hochflut von Überfeßungen der Werke von Ruskin. Swinburne. Meredith. Pater. Wilde. Shaw. Yeats. Kipling und George Moore ifi über Deutfchland hereingebrochen. auäf die viel ältere Generation von Blake. Maturin und Roffetti fängt an bei uns eine Art Auferftehung zu feiern. Was aber unter den angeführten Namen fofort auffällt. ift der Prozentfaß. den Irland fiellt: Maturin. Wilde. Shaw. Yeats und George Moore. So fehr fie alle Iren find. fo wenig einer von ihnen mit einem Engländer verwechfelt werden möchte. Shaw ift doch bei weitem der irifchfte unter ihnen. Wilde. der durch die Schule der Franzofen gegangen. ift nie ganz über fie hinausgekommen. Moore fühlt fich troß aller feiner irifchen Heimatsromane und Novellen und feiner Abneigung gegen England doch im Grunde als Parifer. Yeats endlich. der Wiederbeleber der alten irifchen Sage und Volkskunde. fchreibt im Grunde wie ein Engländer. Nur Shaw. obwohl er in London lebt. ift völlig Ire geblieben.

Wie fo mancher englifche Dichter ift auch Shaw auf dem Kontinente bekannter wie in der Heimat. Wenigftens galt das noch bis in die jüngfie Zeit. Was ihn im Ausland fo früh populär machte. war vor

Im O ktob erheft veröffentlichen wir eine Komödie in 5 Akten von Bernhard Shaw: ..Der Arzt am Scheidewege“. Diefe Arbeit des berühmten britifchen Autors wird in diefem Winter in Re i n h ar dt s D e u t f ch e m T h e a t e r aufgeführt. und wir freuen uns. fie unferen Lefern im Erf'tabdruck bieten zu können. Die Redaktion.

allem fein Gegenfaß zum literarifchen und politifchen England. Daran ift nichts Auffallendes. verdanken doch auch Geif'ter wie Byron. Heine. Stendhal und Nießfche einen großen Teil ihres Erfolges im Auslande dem Umftand. daß fie böfe Dinge über ihr Vaterland gefagt haben. Im angegriffenen Lande felbft. in England. verfuchte man zunächft aus dem Inftinkt der Selbfierhaltung heraus die Politik des Totfchweigens. Man wußte wohl. daß man nur dem fchadenfrohen Ausland in die Hände arbeitete. wenn man laut gegen ihn eiferte. Als es nach Shaws Erfolgen im Ausland mit diefer Politik nicht weiter ging. erfanden die praktifchen Engländer ein neues Mittel: fie gewährten ihm Narrenfreiheit. Noch heute geben fie Shaw für einen Elown aus. der fich felbfi nicht einmal ernft nimmt. Zum guten Teil ift der Vorgang natürlich unbewußt.
Daß jemand voll Phantafie und Wiß fein kann und zu gleicher Zeit ein tiefer Denker. ift einem angelfächfifchen Verfiand fchier unfaßbar. Nimmt man ihn aber als bloßen Clown. fo kann man ihn in Ruhe goutieren und fogar loben. ohne irgend welche Verantwortung auf fich zu nehmen. So hat es Shaw doch allmählich zu einer fiattlichen Leferfchaft auch im eigenen Lande gebracht. Mit Hilfe einer eigentümlichen Methode erweitert er diefe mit jedem neuen Werke. In feiner felbfiherrlichen Willkür fchlägt er jeden. felbfi feine Anhänger vor den Kopf; aber da fich jeder über die .Siebe freut. die der andere bekommt. und den Splitter im fremden Auge immer noch deutlicher fieht als den Balken im eigenen. fo haben alle ein Intereffe daran. daß er gelefen wird.
Nur eine kleine Gemeinde war ihm von Anfang an ficher. die kleine Schar der Gebildeten in England. die in der kontinentalen Literatur Befcheid weiß. Aus ihrem Kreife ift jeßt auch die erfte Shawbiographie hervorgegangeni). Ihr Verfaffer Iackfon ift Mitherausgeber einer der radikalfien und intereffanteften englifchen Zeitfchriften „4'119 AM >89“. der auch Shaw felbft und eine andere literarifäfe Berühmtheit. der Deutfch-Engländer Oscar Levy. ihre Feder leihen. Leider ift fie ebenfo wie die Zeitfchrift des Nießfcheaners Thomas Eommon „M19 900() Luropean y0jut of fie-ee“, bei uns völlig unbekannt und doch als Dokument einer nach dem Licht drängenden Bewegung des jungen Englands von großem Intereffe. Bei der außerordentlich fchwer zu faffenden Perfönlichkeit Shaws. der fich als hauptfächlichen Mittels der Mitteilung des Paradorons bedient und der feine tieffien Gedanken oft in obfkuren

1) Lernen-(1 8118er b)- l-lolbrool-r JackZon, [Norton, 1L. Grant Kicknräs 1907.

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:3.

View full catalog record

allem fein Gegenfaß zum literarifchen und politifchen England. Daran ift nichts Auffallendes. verdanken doch auch Geif'ter wie Byron. Heine. Stendhal und Nießfche einen großen Teil ihres Erfolges im Auslande dem Umftand. daß fie böfe Dinge über ihr Vaterland gefagt haben. Im angegriffenen Lande felbft. in England. verfuchte man zunächft aus dem Inftinkt der Selbfierhaltung heraus die Politik des Totfchweigens. Man wußte wohl. daß man nur dem fchadenfrohen Ausland in die Hände arbeitete. wenn man laut gegen ihn eiferte. Als es nach Shaws Erfolgen im Ausland mit diefer Politik nicht weiter ging. erfanden die praktifchen Engländer ein neues Mittel: fie gewährten ihm Narrenfreiheit. Noch heute geben fie Shaw für einen Elown aus. der fich felbfi nicht einmal ernft nimmt. Zum guten Teil ift der Vorgang natürlich unbewußt.
Daß jemand voll Phantafie und Wiß fein kann und zu gleicher Zeit ein tiefer Denker. ift einem angelfächfifchen Verfiand fchier unfaßbar. Nimmt man ihn aber als bloßen Clown. fo kann man ihn in Ruhe goutieren und fogar loben. ohne irgend welche Verantwortung auf fich zu nehmen. So hat es Shaw doch allmählich zu einer fiattlichen Lefer. fchaft auch im eigenen Lande gebracht. Mit Hilfe einer eigentümlichen

Methode erweitert er diefe mit jedem neuen Werke. In feiner felbfi-
herrlichen Willkür fchlägt er jeden. felbfi feine Anhänger vor den Kopf;
aber da fich jeder über die .Siebe freut. die der andere bekommt. und
den Splitter im fremden Auge immer noch deutlicher fieht als den Balken
im eigenen. fo haben alle ein Intereffe daran. daß er gelefen wird.
Nur eine kleine Gemeinde war ihm von Anfang an ficher. die kleine
Schar der Gebildeten in England. die in der kontinentalen Literatur
Befcheid weiß. Aus ihrem Kreife ift jeßt auch die erfte Shawbiographie
hervorgegangeni). Ihr Verfaffer Iackfon ift Mitherausgeber einer der
radikalfien und intereffanteften englifchen Zeitfchriften „4'119 AM >89“.
der auch Shaw felbft und eine andere literarifäfe Berühmtheit. der
Deutfch-Engländer Oscar Levy. ihre Feder leihen. Leider ift fie ebenfo
wie die Zeitfchrift des Nießfcheaners Thomas Eommon „M19 900()
Luropean y0jut of fie-ee“, bei uns völlig unbekannt und doch als
Dokument einer nach dem Licht drängenden Bewegung des jungen Eng-
lands von großem Intereffe. Bei der außerordentlich fchwer zu faffenden
Perfönlichkeit Shaws. der fich als hauptfächlichen Mittels der Mitteilung
des Paradorons bedient und der feine tieffien Gedanken oft in obfkuren

1) Lernen-(1 8118er b)- l-lolbrool-r JackZon, [Norton, 1L. Grant Kicknräs 1907.

Zeitungsartikeln niedergelegt hat. war Jackfons Aufgabe keine leichte. Wie Shaw felbft einmal ausgeführt hat. befindet er fich in fortwährendem Wandel. und da der Menfch fich alle acht Jahre phyfifch völlig erneuere. fo betrachte er fich vor acht Jahren etwa wie feinen Vater und fich vor fechzehn Jahren etwa wie feinen Großvater. Unter folcheu Verhält-niffen kann man es Jackfon kaum verübeln. wenn er. wie noäj jeder Shawbiograph bis heute. fich eng an des Verfaffers eigene Worte hält. der in den Vorreden zu feinen Werken nicht mit intereffanten Nach-richten über die eigene Perfon kargt.
Da man bei uns Shaw eigentlich nur aus feiner leßten Phafe. der dramatifchen. kennt. fei hier der Verfuch gemacht. feine Entwicklung bis zum heutigen Tage darzulegen. Wie ungezählte andere englifche Schriftfteller - nur fein Antipode Kipling fei erwähnt - nahm auch Shaw den Weg zum Dichterruhm durch den Journalismus. Der Grund dafür lag im Honorar. das in England weit glänzender ift als auf dem Kontinent und fomit die beiten Kräfte an fich zieht. Schon vor feiner journaliftifchen Periode hatte Shaw fich indeffen anderweitig literarifch betätigt. Sechs Jahre lang. von 1879-1885. hatte er ohne jeden Beruf gelebt und vergebliche Anftrengungen gemacht. fünf große Romane bei Verlegern unterzubringen, Entfcheidend für fein Leben wurde. daß um 1879 fein Jntereffe für Sozialismus und Politik zu erwachen be-gann. Es war die Zeit. wo England gerade wieder einmal vom Kon-tinent aus mit fozialifiifchen Jdeen befruchtet wurde. Unter denen. die hier die neue Richtung mit Begeifterung aufnahmen. waren die erften politifchen Köpfe des heutigen Englands wie Henry Hyndman. John Burns. Sidney Webb und Künftlernaturen wie William Morris. Unter dem Einfluß von Karl Marx' Kapital trat Shaw diefer Gruppe Sozialiften bei. aber fein Sozialismus war von Anfang an nicht der bourgeoisfeindliche im Sinne Mart". fondern wie heute noch erftrebte er fchon damals nur eine Erhebung des Proletariats zur Bourgeoifie. Unendlich i| die Anzahl der politifchen Reden feit dem Tage. wo er zum erftenmal von einem Karren herab fiäj im Hydepark unter dem Gefchmetter eines Orchefiers von Blechinfirumenten vernehmen ließ. Wirkliche nationale Bedeutung erlangte die neue Richtung erft im Jahre 1884 mit der Gründung der Fabian-Society. Jhr Name. den fie von Fabius Eunctator ableitet. drückt fchon ihre abwartende Haltung aus. Revolution auf rein konftitutioneller Bafis mit Wegfall aller kontinentalen Utopien wurde ihr Programm. Auch ihre Entftehung ver-

_bürgte diefe gemäßigte Richtung. fie erwuchs aus einer Gemeinfchaft von Geifiern- die ethifche Philofophie im Sinne des italienifchen Philofophen Nofmini trieb. Nicht auf die Gründung einer eigenen politifthen Partei wollten fie ihre Bemühungen richten, fondern darauf. die bereits vorhandenen. befonders die liberale. mit ihren fozialiftifchen Ideen zu durchdringen, Für die deutfche Sozialdemokratie mit ihrem bornierten KKaftengeift hat Shaw nur Spott und Zorn. und fie hat es ihm reichlich vergolten. Kein Wunder! Von deutfchen politifchen Verhältniffen aus beurteiltf fcheint es uns unbegreiflich. wie ein derartiger Bund. der von Anfang an Praktiker und Theoretiker der verfchiedenfien Schattierungen vereinigte. fich bis auf den heutigen Tag hat halten und derartige Erfolge erzielen können. Auch in England hätten von vornherein fo verfchiedenartige Köpfe nicht nebeneinander eriftieren und wirken können- wenn nicht alle iiber einen gewiffen Humor und über ein gewiffes Maß von Selbftironie verfügt hätten; Züge. die uns Deutfchen mit dem Ernft folcher Dinge fchlechterdings unvereinbar zu fein fcheinenf und die auch in England von vornherein alle fanatifäpen Enthufiaften der Sache entfremdeten. Wie dehnbar die Organifation der Fabian-Society ift. mag noch der Umfiand illufirierem daß fiäf neuerdings auch eine Fabian Arts Group konftituiert hat mit dem Ziel die Beziehungen von Kunft und Philofophie zum Sozialismus zu ftudierem als deren markantefte Perfönlichkeiten Shaw und der hochbegabte fozialiftifche Romanfchriftfteller Wells hervorragen. Shaw trat dem Bunde fchon im Iahre feiner Entfiehung bei und wirkt bis zum heutigen Tage ununterbrochen in feinem Sinne. Eine ganze Anzahl feiner Schriften befchäftigt fich nur mit dem Fabianism und feiner Stellung zu politifchen Tagesfragen. Er hat der Sache unendlich genüßt. indem er in amüfantefier Weife die fozialifiifchen Ideen dem gefunden Menfchenveritande der Menge nahe brachte. Kaum eines feiner Werke ift von diefen Tendenzen frei geblieben. Selbft von feinen Dramen predigt eines Wohnhausreform. ein anderes Befferung des Lohnes für Frauenarbeit. Seine wichtigfien *Beiträge zum Fabianism find indeffen zwei Profafchriften Zoojüljöm F01- dlilljouajra (1896) und Solomon Zeuge 0f Wunjcjpul Rensing (1904), Das erfte von diefen fcheint uns für Shaws fozialiftifch-humoriftifche Schriftftellerei das charakteriftifchfie. Hier wird in amüfantefter Weife entwickelt. wie jedermann wohl den Armen bemitleide und ihm zu helfen fuche, fich für den Reichen aber keine Hand rege. außer um zu betteln- und wie dem Millionär geholfen werden könne.

daß er in methodifcher. die Allgemeinheit fördernder We-ife feinen Uber-fluß loswerde. Das kann nicht gefchehen. indem er den Staat oder ein Individuum unterftüßt. die dazu da find fich felber zu helfen. Die großen Stiftungen Eecil Rhodes' und Earnegies verfehlen ihren Zweck. Diefe müßte ein vernünftiges Staatswefen von felbfiübernehmen. um feinen eigenen Staatsmechanismus richtig weiter auszubauen. Der Millionär foll nur neuen Ideen und deren Vertretern zu Hilfe kommen. Gefell-fchaften und Vereinen. die den vorhandenen Ideen wirkliche neue hin-zufügen. Kurz. fie follten den Leuten nicht das geben. was fie wünfchen. fondern etwas. das fie wünfchen follten. aber nicht wünfchen. Um vorhandene Wünfthe zu erfüllen. ifi der Staat da.

Shaws politifches Intereffe vermochte fein literarifches nie ganz zurückzudrängen. In engere Berührung mit dem literarifchen Publikum brachte ihn aber erfi feine Redakteurftelle im Iahre 1885. Von 1888 ab. wo er regelmäßige Kritiken über Mufik zu fchreiben begann. das einzige Erbteil. das er aus dem Vaterhaufe mitbekommen hatte. beginnt eine zehnjährige Periode des Journalismus. 1895 begann feine Serie von Kritiken über das Drama in der Saturday Review. die ihn zur Produktion felbfi überleiten follten. Die beiden bedeutendften Erzeugniffe diefer Epoche find zwei literarifche Werke mit ftarkem politifchen Ein-fchlag: (kde Guinness-ende of lbseujrn (1891) und '1'116 L'erfect Wagner-ice (1898). Es find keine äfthetifchen Erklärungsfchriften. die ein neues Kunfievangelium predigen. es find fatirifch-humoriftifche Schriften mit fcharfer Polemik gegen das Publikum. das fich gegen Ibfen und Wagner verfchließt. und gegen die fozialen und gefellfchaftliäfen Zuftände. die ein folches Verfchließen gut heißen und bedingen. Nicht umfonft fteht der Ire bei dem Engländer im Rufe eines Krakehlers, Man hat die Eigenart diefer Schriften gut mit den Worten erklärt. daß Shaw weniger Güte für den Enterbten als Groll wider den Be-vorzugten und weniger ein Herz für Wagner undIbfen als eine Galle wider ihre Bekämpfer habe. Wir können noch Nielzfche hinzufügen. den Shaw in unbegreiflicher Verblendung für einen der ihm am meiften verwandten Geifter hält. Was hat der Sozialift Shaw. der Agitator der Unter-drückten. der Verächter der Heroen. der Anhänger der Prärafaeliten. mit Nielzfäje zu tun? Wieder ift es weniger Nielzfche felbfi als die Borniertheit des englifchen Publikums. die Shaw zum Vorkämpfer für den deutfchen Philofophen hat werden laffen. Hat fich doch bis heute noch kein englifcherVerleger gefunden. derNießfche auf eigeneKoften druckt.

Shaws Schriften über Ibfen und Wagner ftehen fchon in engfier Beziehung zu dem Dramatiker Shaw. Seinen erften Verfuch auf diefer neuen Bahn unternahm er bereits 1885 in Gemeinfchaft mit einem anderen bedeutenden Theaterkritiker. William Archer. Erft 1892 kam das Stück in einer Bearbeitung. die fo gut wie gänzlich von Shaw her-kübkt. als "WOMEN AMILO zur Aufführung und erregte mit feiner Tendenz. daß jeder Befißer ein Schurke werden müffe. ob er wolle oder nicht. die Begeifterung aller unabhängigen. fozialiftifch intereffierten Geifter. Seitdem ift Shaw bis zum heutigen Tage dem Drama ununter-brochen treu geblieben. Durch feine Dramen ift Shaw Künftler ge-worden. ohne künftlerifch zu fein. Die Kunft an fich ift ihm gar nichts. fie ift ihm nur ein wertvolles Mittel. und er würde fich gar nicht mit ihr befchäftigen. wenn fie ihm nicht bei feinem fozialiftifchen Prediger-berufe hülfe. Seine Stücke find kritifche Satiren. die feine berühmten dramatifche-n Befprechungen der Saturday Review in die Tat umfeßen. Trat bei diefen mehr das Deftruktive in den Vordergrund. fo verbindet er mit dem Drama zugleich belehrende. moralifche Abfichten. Wahre Kunft muß nach ihm mit der Befferung und Hebung des Menfchen in moralifcher oder phyfifcher Hinficht verbunden fein. Kunft muß die Privilegien der Religion genießen. So kann man in gewiffem Sinne Shaws Drama als das einzige religiöfe heutzutage bezeichnen.

Shaws größtes Verdienft. das fich etwas unverdient bei feinen Tendenzen einftellte. ift die Einführung des Realismus auf der eng-lifchen Bühne. Bis heute herrfcht dort eine füßliche. fentimentale Ro-mantik. das sex-play. das fiäf um die Beziehungen der beiden Gefchlechter dreht. und das Salonfiück. In dem letzteren exiftierte zwar fäfon vor Shaw der Realismus. aber es war ein Realismus etwa im Sinne der Dumasfchen Kameliendame. der fich innerhalb gewif'fer Traditionen von gutem Benehmen und guter Kleidung bewegt. Mit Shaw kommt der alle Tradition beifeite fchiebende Realismus. der aber nicht an und für fich wirken foll. fondern nur im Dienfte einer Tendenz. Sehen wir von Shaws Humor ab. fo find wir damit bei Ibfen angelangt. Den lachenden Ibfen hat man ihn nicht mit Unrecht genannt. Aber wenn er auch einen ihm ähnlichen Weg eingefchlagen. feine Art ift fo originell und feinem innerften Wefen entfprechend. daß er ihn auch wohl ohne Ibfen gefunden hätte. Nur eines verdankt er ficher Ibfen: die Möglichkeit feines Bühnenerfolges in England. Er hat ihm Bahn gebrochen. an ihm hatte fich der Groll des englifchen

Publikums bereits erfchöpft. Von der Schwierigkeit. ernfte. moderne_
Dramen. Problemftücke. auf die englifche Bühne zu bringen. kann man
fich keinen übertriebenen Begriff machen. Einmal ift die Zenfur da.
die z. B. eines der tieffien Stücke von Shaw. Mrs. Warren's Profeffion.
in England und Amerika mit dem Verbote der Aufführung auszeichnete.
dann aber als weit fchlimmeres übel der englifche Theaterbefucher
felbft. Jackfon hat mit einer bei einem Engländer verblüffenden Ob-
jektivität den Grund für den leuten Punkt ganz richtig erkannt: Bei
den dominierenden Klaffen der Bevölkerung Englands hat die Gewohn-
heit des Geldmachens einfach die Anlage zum philofophifchen Denken
verniäftet. und in dem Komfort und der Bequemlichkeit. die fie durch
ihr Geld genießen. vertragen fie abfolut keine Kritik an ihren einmal
feftliegenden. bequemen Gewohnheiten und Anfichten. Leider ifi nun der
Gefchma> diefer wohlhabenden Kaffe in Kunft. Literatur und Kritik
maßgebend. Wehe dem. der es wagt. auf der Bühne vor diefen von
Problemen im Eheleben zu reden! Mit der Phrafe von der Heiligkeit des
Familienlebens bedecken fie das. was Nießfche ein erbärmliches Be-
hagen zu zweien genannt hat. und befchönigen damit ihre Jndifferenz
in allen diesbezüglichen Fragen. Und ebenfo wehe dem. der es wagen
follte. am hergebrachten Erziehungsfyftem zu rüttelnl
Mit diefer fozialen Krankheit aufzuräumen. war von Anfang an
Shaws Ziel. Behandelten feine erfien Stücke die Gebrechen der Ge-
fellfchaft in einer geradezu foziologifch-wiffenfchaftliGen Weife. die viel
zu lehrhaft war. um fiarke Wirkungen hervorbringen zu können. fo i|
er allmählich immer philofophifcher und unperfönlicher geworden. wenn
auch noch nicht entfernt fo wie Jbfen und Tolftoi. Er lernte bald nicht
mehr direkt zu predigen. fondern nur noch durch eine typifche. fymbo-
lifche Handlung wie in 7011 neuer can tell und Sanetta-z.. Zeigten
feine früheren Figuren nur die Vertretung einer befiimmten Perfönlich-
keit gegenüber ihrer Umgebung. fo hat er fie fpäter ähnlich den Figuren
Jbfens ins Allegorifche gefieigert. ohne daß fich das Karikaturenhafte
dabei verlor. Das gilt vor allem für UM am] Superman, wo in der
Geftalt von Ann Whitefield das Weib als eine Macht verkörpert
erfcheint. welcher der Mann fich beugen muß. ob er will oder nicht.
Wenn fich Shaw in England mit mehr Erfolg als Jbfen in die von
diefem gefchlagene Brefche warf. fo verdankt er das allein feinem Humor.
Er trägt feine alle Konvention durchbrechende Philofophie in der denk-
bar angenehmften Weife vor. Er verwirrt den Hörer angenehm. indem

er die althergebrachten und verbrauchten Wahrheiten ein wenig auf dem Seil tanzen läßt. und bringt ihn for ohne ihn zu ermüden- zum Nachdenken über das unbewußt Komifche in der modernen Gefellfchaft. Ein folches Verfahren kann natürlich nur bei einem Drama wie dem feinem das fich vor allem an den Intellekt wendet- Wirkung erzielen.
Shaws fchwächfte Seite ift die Technik feiner Dramen, Hier zeigt fich fein Abftand von Ibfen- dem großen Techniken am dentlichften. Da Shaw Drama wie Effay und Roman nur als Mittel zur Propaganda giltf hat ihm die Kompofition feiner Werke nie Sorge gemacht. Er hat einfach die Technik feiner Romane übernommen. Der Dialog. den er dort fchon vor allem gepflegt- bleibt im Drama als Hauptbeftandteil. Handlung gibt es für feine Figuren kaum mehr. Das Dramatifche in den Stücken ift nicht mehr der Konflikt der Menfchen, fondern der IdeenR und damit ift es überhaupt verfchwunden. Was im Roman die befchreibenden Teile waren- ift in den gedruckten Dramen ein forg-fältig ausgeführtes, oft mit geifireichen Bemerkungen und Abfchweifungen verfehenes Szenarium gewordene und was im Roman an tendenziöfer Erörterung geboten wurde- das findet fich jeßt in den großartigen Vor-worten und Nachworten zu den Dramem in denen Shaw fich fo ziemlich über jeden Gegenftand. der ihm am Herzen liegt. Luft macht.
Der dramatifchen Kunft hat Shaw alfo keine neuen Wege gewiefen. Seine Werke ftehen und fallen mit feiner Perfönlichkeit. Er hat fich auch gar nicht geniertF die älteften Bühnenkniffe zu gebrauchen. Sein Verdienft auf dem Gebiete des Dramas iftf daß er ebenfo wie Ibfen, Tolftoi. Strindberg. Hauptmann und Brieur moderne Probleme mit einer unerbittlichen Logik angefaßt hat. In allen feinen Werken kommt es ihm darauf an. den Kampf zwifchen dem Willen des Menfchen und feiner Umgebung zu zeigen- die für ihn aus den befchränkten Idealen und Einriäftungen einer überlebten Gefellfchaft befteht. Das Unromantifche des Lebens foll dem Zuhörer endlich einmal in den Kopf hineingehämmert werden. Liebesfzenen find romantifche Sentimentalitäten7 fie werden forgfältig vermieden. Sein Wahlfpruch ift das Wort Keegans in Iohn Bulls Other Island: Wir way of joliiog ja t0 tell the truth; it i8 the fuonjest jolie in “>16 wor-lc). Kein Wunderf daß Shaw fo mehr der Vorkämpfer für ein neues Drama als defien Bringer geworden ift.
Auf diefem Weg zum neuen Drama ftieß Shaw auf Shakefpeare als das nach feiner Anficht gefährlichfte Hindernis. Zunächfi machte er in Theaterkritiken. die viel vom Geif'te des Nochniäftgefpieltfeins an

fich hatten. feinem Groll gegen die Dichter des Elifabethzeitalters Luft. Erft im Mai 1905 gab er dann feiner Anficht über Shakefpeare einen zufammenfaffenden Ausdruck in einem öffentlichen Vortrag in London. der feitdem unzählige Federn in Bewegung gefeßt hat. Leider haben fie viel Verkehrtes über Shaw verbreiten helfen. Wohl ift ihm an Shakefpeare der Reaktionär und Volksfeind unfympathifch- troßdem gelten feine Zornesworte wieder einmal weniger Shakefpeare. als deffen kritiklofen Bewunderern. Nur der Zorn über die lächerliche. konven-tionelle „bill'äqlutky“ des englifchen Volkes hat ihn hier auch zu einigen ungerechten Worten hingeriffen. Endlich folle man doch auch mit Shakefpeare abfchließen. Wo es keine Gräber gibt. da gibt es auch keine Auferfiehung; wird er weiter als der Gipfel betrachtet. fo gibt es auch keine neue Kunft. Der Blankvers ift eine lächerliche Einrichtung. feine Romantik. befonders feine Darfiellung von Liebeshändeln. überlebt. Sie mochte für das Elifabethzeitalter pafien. wir leben in keiner roman-tifchen Zeit. bei uns gibt es keine derartig unnatürlichen Beziehungen zwifchen den beiden Gefchlechtern. Aus dem vollen Bewußtfein diefes Gegenfaßes heraus entftand fchon lange vorher fein Drama Cäfar und Cleopatra. Man kann es verfiehen. wenn er fein Drama dem Shakefpearefihen Julius Cäfar für überlegen hält. Wenn. wie gewöhn-lich. auch Shaw felbft aus allen Figuren fpricht. fo find fie mit ihrer Entkleidung alles Pomphaften und Heldenhaften den hiftorifchen vielleicht doch näher als die feines großen Nebenbuhlers. Cäfar. der liebenswürdige Egoift und Realpolitiker. der die Moral für das befte Gefchäft hält. ift immer noch wahrfcheinlicher als die ftarre. von Größen-wahnfinn erfüllte Figur bei Shakefpeare. Aber Shaw will auch gar nicht. daß wir feine Auffaffung als hiftorifch einwandsfrei anfehen. er will das Problem nur in einem neuen Lichte zeigen. dem man anmerken foll. daß Jahrhunderte feit Shakefpeare verfirichen find. Was Shaw dabei überfieht. ift. daß er immer mehr feffelt als feine Gegenfiände. Eines der größten Verdienfte Shaws. das uns Ausländer befonders interefiiert und das wir bei den englifchen Stimmen über ihn natur-gemäß vergeblich fuchen. ift feine Aufrichtigkeit gegen England. das fo felten die volle Wahrheit in eigener Zunge zu hören bekommt. So harte Dinge. wie Shaw den Engländern in feinen Werken. vor allem in den glänzenden Vorreden zu den MMI, WEG-WM Wi] WWW-*WW (1898). zu hören gibt. haben felbfi Byron. Heine. Stendhal. Taine und Nießfche nicht über fie gefagt. Dabei fchreibt er nicht allzu parteiifch

vom irifchen Standpunkt. auch Irland erhält fein Teil zugemeffen. Aber was foll das fleifcheffende England zu einem Manne fagen. der den Vegetarismus auf den Schild hebt. der Leute. die nicht ins Theater gehen. für Idioten erklärt und den allein feligmachenden Sport als eine den Menfchen verdummende Einrichtung verfolgt? Mag er damit fchon dem Durchfchnittsengländer ins Geficht fchlagen. tiefer find die Wunden. die er dem Nationalgefühl fchlägt. wenn er mit bitterer Schärfe ihnen rückfichtslos die englifche Gefchäftsmoral. das Benehmen der englifchen Truppen und Offiziere im Kampfe gegen den Mahdi und im Boeken-kriege. ihre politifche Heuchelei. ihre Behandlung Irlands. ihre fireit-füchtige. rachgierige und graufame Kolonialpolitik vorhält. Die ganze Roheit des Mittelalters fieht er noch heute in dem chriftlichen England vorhanden.

Shaw hat fich felbfi den modernften aller Menfchen genannt. Was von neuen Ideen im In- und Auslande auftaucht. findet in feinem Geifi eine originelle Widerfpiegelung. So läßt fich von ihm. der erft die Fünfzig überfchritten. noch vieles Intereffante erwarten; aber die Richtlinie. in der er fich fortbewegen wird. fieht feft. erbitterter Kampf gegen jede Art von ererbtem und anerzogenem Vorurteil.

Johannes Schlaf:
Monismus und Erkenntnistheorie.

..Aber müffeu wir nun deshalb auf eine einheitlich e Weltan f chauun g verzichten? Keineswegsl Denn Einheitlichkeit ift nicht Einerleiheit. und Harmonie ift nicht Identität. Die wahrhaft harmonifche Welt- und Gefchichtsbetrachtung ift längfi gefunden: Das Univerfum. in welchem die Spuren des Jntellekts nicht geleugnet werden können. ifi von einem Urgeift geplant und wird von feinem erfien Beweger auch im Zeitenftrom zu einem erhabenen Ziele geleitet." So fchließt ein Auffaß von Eduard König über ..Monismus“. der das Juniheft von ..Nord und Süd‟ einleitete und der fich gegen den ..Pfychomonismus" von Verworn. gegen den ..materialiftifchen Monismus“ von Häckel und den ..Energie-Monismus“ (von Oftwald.])l*. Franze u. A.) wendete. um diefe drei Arten von Monismus mit guten und fiichhaltigen Gründen abzulehnen.

Hätte die Leitung von ..Nord und Süd“ mit diefem Auffaß eine Diskuffion über das Thema ..Monismus" eröffnet. fo würde das ficherlich reichlich fo fruchtbar fein. wie die jüngft von ihr eingeleitete Enquete über den Kulturwert des Theaters. wenn nicht gar noch ungleich fruäftbarer! Denn es würde die Diskuffion über Kultur fofort auf den wahrhaften und eigentlichfien. den umfaffendften Begriff von Kultur hingelenkt haben: auf den der religiöf en Kultur. Diefer Begriff aber. ungeheuer dringlich geworden und von Tag zu Tag dringlicher und bis zum Unausweichlichen dringlich werdend. fpielt fich heute gerade auf. dem Gebiet der m o n i ftifch e n Bewegung aus und fucht fich von hier aus zu einer für Zukunft und Befiand von ganz Europa überaus wichtigen. ja ausfchlaggebenden Klärung und Fixierung zu bringen.

Den vorhin von mir zitierten Satz E. Königs nun möchte ich fehr gern unterfchreiben. Denn er birgt befonders in feinen Schlußzeilen allem neuerlichen vagen ,.Monismus" gegenüber ein religiöfes Pofitivum von hohem Wert. wenngleich feine altmodifchtheifiifch anmutende Formulierung preiszugeben ift. Aber das fehr

Wertvolle diefes Zitats bleibt die Betonung der Notwendigkeit einer
einheitlichen Weltanfchauung und irgend ein guter Inftinkt dafür. daß
oberfier Inhalt einer folchen Weltanfchauung nicht ein vages und fekun-
däres Ding wie „Kraft“. „Stoff“. ..Pfyche“ oder „Energie" fein kann.
fondern eine l e b e n d i g e und im umfaffendften Sinne p e r f ö n l i ch e
Wefenheit. ein höchfter und lebendigfter Begriff von Individua-
lität l

Wie bedenklich felten wird gerade in unferer jüngften Gegenwart das
Pofiulat eines folchen duräyaus religiöf en Inftinkts ausgefprochen.
und wie fehr kommt doch aber auch geradezu alles für das Schickfal
unfer Aller und ganz Europas auf ein folches Poftulat an! -

Nur eins freilich überfieht König. Nämlich. daß die ganze fo lebhaft
und wichtig gewordene religiöfe Diskuffion der Gegenwart fich durchaus
niäzt von ungefähr um den Begriff des Monismus zu gruppieren be-
gonnen hat. der im übrigen wirklich ein neuer Begriff infofern ifi. als
er im Prinzip auf exakt empirifcher Bafis jeden Neff eines früheren
Dualismus ausfchließt und fomit auf eine höchfte und intenfivfte Kon-
zentration des religiöfen und erkenntnistheoretifchen Prinzips hinaus
ift. Wir möchten alfo Königs Worte dahin umwandeln. daß wir fagen:
Keine Einheitlichkeit ohne irgend eine ganz gewiffe und fe| befiimmte
,.Einerleiheit" und keine Harmonie ohne irgend eine gewiffe und fefi
beftimmte lehre und höchfie Identität. die fich in einer foläten Harmonie.
befindet und diefelbe ift. -

Diefe ..Einerleiheit" und diefe Identität aber zu finden und feft-
zuftellen wird höchfte Aufgabe alles erkenntnistheoretifmen Strebens und
lehre. umfaffendfte und freudigfie Klärung. Vollendung und Feftigung
von Religion fein.

Wie fehr. nur zu fehr! - alfo König auch recht hat. wenn er die
drei hauptfächlichfien Gruppen des heutigen Monismus verwirft. er
hätte ni>)t vergeffen dürfen. daß wir um den Monismus als folchen
in wichtigfier erkenntnistheoretifcher Hinficht durchaus nicht mehr
herum können! Er ift vielmehr mitten in die lebhaftefte philofophifche
und religiöfe Diskuffion gefeßt und kann aus deren Bezirk nie und nimmer-
mehr wieder ausgefchaltet werden! -

.t- re -t-

Aber es i| durchaus ni>)t Abficht diefer Zeilen. den Auffaß von
König zu kritifieren: er bedeutete für mich nur eine gute Gelegenheit.

fjir's. (Ui-*J * 47.'
. _, ' .- f* .
'p'-~d'o u} "A"? h
"(219' r *ifm 1.- '7-1.'
V 5' a.- **.Ä ' x v * Q
?MN .3._:'-
r3.)
"flux '4 Y * *---SF'Ä'
, » ."" ..ä-..j "I
.vgiw3iu? ...aM-...7* *
- ' V} M * ' ..'- GHQ-Q f* *
C _, r .HWK-"WUK, .-q-..- ,- ' o.
'" gnu-Mo- o„ ..Ü
fl 7"„
mm"-
d
x...- w...» x V ' - " -;\
a. .I'd-'ü'
.W A"! '1'- , - "lib-*- - Q
M '¢F_b" . ' ' I * '_ W
. I' - _K
I
y *. *,*
.\'¢.f,,"iv
7;
'7' a *Nm-cf'
' "mi-I" 'C "q-....W-.q - - »
. ; filial-vanh-ao- -PP-*mM* a" -
n ' *o 1'" rgv'filfi'filli . IBW" J' .
, '* *"'3-_u 'Mn" 1- '-76 ".0571 "'px-II'J- '--
h'i'" .*:y ~-I',:!kt'r;-'1§'~\" Q ~-,,_ ,v r; ' XY'.
1;" _.- -1 w u-w .'* *-» .v-~»~'
'-7 '1"- _*' *EK-'Ztx- *,Kä-c -. '-
„ ' ;:;* 11"" _ x- *WL-4""
*WUK n o . k "**'**
fl . , . .k
,. , ...Q ,Ji' f;
§>_\ . * L. V n" *x* ?WFL
' _ "- 7*-..?*6 It.
. . I, V ' xKK-k, .7

pe="text/css" href="/pt/css/screen.css" />

Nord und Süd. 1908:3. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

Skip to main

Text Only Views

Go to the text-only view of this item.

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of

fjir's. (Ui-*J * 47.'
. _, ' .- f* .
'p'-~d'o u} "A"? h
"(219' r *ifm 1.- '7-1.'
V 5' a.- **.Ä ' x v * Q
?MN .3._:'-
r3.)
"flux '4 Y * *---SF'Ä'

, » ."" ..ä-..j “I
.vgiw3iu? ...aM-...7* *
- ‘ V} M * ' ..'- GHQ-Q f* *
C _, r .HWK-"WUK, .-q-..- ,- ' o.
‘“ gnu-Mo- o„ ..Ü
fl 7"„
mm“-
d
x...- w...» x V ‘ - " -;\
a. .I'd-'ü'
.W A“! ‘1‘- , - "lib-*- - Q
M '¢F_b" . ‘ ‘ I * '_ W
. I‘ - _K
I
y *. *,*
.\'¢.f,,"iv
7;
'7' a *Nm-cf'
' “mi-I“ 'C "q-....W-.q - - »
. ; filial-vanh-ao- -PP-*mM* a“ -
n ' *o 1'" rgv'filfi'filli . IBW" J' .
, '* *"'3-_u 'Mn" 1- '-76 ".0571 “'px-II'J- '--
h‘i'“ .*:y ~-l',:!kt'r;-'1§‘~\“ Q ~-,,_ ,v r; ' XY'.
1;“ _.- -1 w u-w .'* *-» .v-~»~‘
'-7 ‘1"- _*' *EK-'Ztx- *,Kä-c -. '-
„ ' ;:;* 11“” _ x- *WL-4““
*WUK n o . k "**'**
fl . , . .k
,. , ...Q ,Ji‘ f;
§>_\ . * L. V n" *x* ?WFL
' _ "- 7*-..?*6 It.
. . l, V ‘ xKK-k, .7

1 ' k
-.--. .
...r
.- "F -
* Zitate'. bleibt di
'
7.
.-.
_ ..cb fetten wird gerade in; un e
i folchen durchaus reli'g i--ö
-" .a
k:
" kommt doch aber auch geradezu .mw
" WWW-ruf ein felthes* - *oftuiat
_. . "4.. _ k ..
_t-.
'-o-a -7.
ll", e-Y-»w -r ..o-c
. ,-7 "KK-“kk
l
f. K v.
.: 4 ' - a.
„ f ..Eiger-le
'- '-
7! "- f
. 'reudigfte Kläxu g.
' .--. _ -Z *7 c' *Es
" .-
rie- :cr-sc',
- - nur zu fehr! --galfo
- -i'
-
-.
.i * .. X i .7. -. .3. , 7,7... . _ * i
. - c't 8*. c' e z* e z ..
McW d .'t . x*
.77('*- durfen. daß wir nmdejig
4'.) ..4 *-7*
'k
,r
.q
en: er bedeutete für-ztnich nur eine gut
1.1.

-M -7-7-.7-,7
W
Jahrgang
1 9 0 8
F.G.WaldmÃ¼ller:
Selbï¬bildnis.
Zum Effay v. Erich Felder.
Aus dem WaldmÃ¼ller-Werk
von Arthur Roeffler.

der lehten fünfzig Jahre diefe Entwicklungsidee
in eine Entwicklungstatfache umgewandelt hat! -
Mit Hegel und durch Hegel ift die exakte Wiffenfchaft erkenntnistheo-
retifch ein fiir allemal mit der friiheren Metaphyfik in einen unlösbaren
organifchen Zufammenhang gebracht. Hegel bedeutete einen großen,
wichtigfien Wendepunkt aller bisherigen Erkenntnistheorie feit Kant. die
von jeßt ab in Gefialt und Funktion der exakten Wiffenfchaft durch
erakte Empirie ihres Objektes fo intim und erakt wie nur möglich hab-
haft zu werden und es folchermaßen zu fixieren begann.
Was wir foeben dargetan habenj ifi nicht allein durchaus moniftifchf
fondern es ift fogarj wenn die gegenwärtige religiöfe Krife Europas
endlich zu einem gedeihlichen Abfchluß gelangen foll, völlig unerläßlich!
Die erakte Wiffenfchaft und das- in was fie fich etwa in nächfier Zukunft
verwandeln könnte - nämlich in eine pofitive religiöf e Funktion
:und Difziplin! - wird fo lange heillos in die Irre gehen und fich von
ihrem „Ignorabimus" gehemmt fehen, als fie fich nicht als* eine
organifche Fortfeßung der voraufgehenden metaphyfifchen Erkenntnis-
theorie erkennt und weiß! An dem Tage aberj an dem fie fich in folchem
Zufammenhange klar und deutlich erkannt hatf wird ganz Europa ein
unermeßliches Heil erfahren! -
* Kl- ?'-
Es fteht ja nun allerdings ficher und gewiß vorderhand rein erkennt-
nistheoretifch noch die Frage offen: Was entwickelt fich? Wenn nun
aber das mit Kant fo intenfiv erwachte erkenntnistheoretifche Streben
der Moderne alfo ein durchaus einheitlicher und organifcher und duräj-
aus notwendiger, durch alle Gefamtentwicklung der europäifchen Waffen
bedingter geiftiger Prozeß innerhalb der europäifchen Gefamtkultur ift,
fo wird fo viel ficher fein, daß wir eine Antwort auf jene erfie und
wichtigfie Frage der Erkenntnistheorie in der bisherigen Metaphyfik
bereits angedeutet finden werden. Sicherlich aber wird es durchaus
undenkbar feinf daß ein folcher einheitlichen organifcher und notwendiger
Prozeß anftatt zu einem pofitiven Abfchluß zu einem fo völlig negativen
gelangen folltej wie er fich in dem bisherigen Agnofiizismus der exakten
Wiffenfchaft darftellt.
Es fehlt alfo der deutfchen Metaphyfik durchaus nicht an einer
folchen vorläufigen Antwort auf jene Hauptfrage der Erkenntnistheorie.
Nur war jene Antwort bisher noch viel zu abfirakt und vag, Aber mit

Hegels Entwicklungsidee drängte die Metaphyfik felbfi zu den hiftorifch exakten Difziplinen hin.
In welcher Befirebung wohl? In keiner anderen. als die bereits vorhandene Antwort der Metaphyfik auf die erkenntnistheoretifche Hauptfrage aus ihrer amorph vagen Abfiraktheit zu lebendigfier. unausweichlich eraktefter K onkr etheit zu erlöfen. Sicher aber nicht. um die im wefentlichfien bereits vorhandene Antwort durch die neuen exakt hiftorifchen Difziplinen und ihre Empirie aufzuheben!
Welches aber ift jene Antwort? Nun. fchon Kant hatte feinerzeit die Möglichkeit und höchfte Wahrfäfeinlichkeit zugegeben. daß fein abfiraktes und gänzlich inhaltbares ..Ding an fich" mit dem ..I ch" gefüllt werden könnte; daß es alfo. mit anderen Worten. einheitliche. lebendige Individualität und ein folches Individuum fein könnte. Die auf Kant folgende Metaphyfik aber hatte aus zwingenden Gründen gerade auf diefe Möglichkeit und höchfie Wahrfcheinlichkeit. die Kant anheimgegeben hatte. näher eingehen müffen. Zunächfi in Geftalt von Fichtes ..tranfzendentalem Idealismus“. der die ganze Welt zum „Ich“ machte. Kam es nun im weiteren Verlauf darauf an. diefes „Ich" zu präzifieren. fo fügte ihm Schelling und feine Identitätsphilofophie die beiden Eigenfchaften des Willens und der Idee hinzu. Auch der Entwicklungs- und Bewegungsprozeß ift bei Schelling bereits deutlich vorhanden. Was nun aber Hegel anbetrifft. fo ifi alfo ungleich wichtiger als feine einfeitige Reduktion der Wefenheit des „Ich" auf die abftrakte Idee feine Ausführung der Entwiälungsidee und feine Überleitung zu den exakten hiftorifchen Difziplinen.
Alfo: die Antwort der deutfchen Metaphyfik auf die Hauptfrage der Erkenntnistheorie: Was fich bewegt und entwickelt? - lautet: Ich. --
Was nun aber hat die exakte Wiffenfchaft und ihre Empirie erreicht? In Wahrheit das. was fie bisher erkenntnistheoretifch noch nicht einen Augenblick zugegeben hat: nämlich den monifkifch-identifwenZufiandunddieeüWeiWimeLLWenhWteiner
in fich feft befchioffenen. konkreten. lebendigen.
abfoluten Individualität und eines konkreten.
lebendigen.abfoUUenIndividuums!
Inwiefern die exakte Wifienfchaft. ihrer felbfi unbewußt. dies erreicht hat und damit zugleich die endgültige Löfung und Erledigung des erkenntnistheoretifchen Problems: das mit ein paar Worten darzutun. geht hier natürlich nicht an. Ich bin im Begriff. es in einem zwei-

bändigen philofophifchen Werk: ..Das abfolute Individuum oder die Vollendung der Religion‟. zu entwickeln. das im Laufe des nächfien Iahres an die Öffentlichkeit gelangen wird.
Es muß mir hier genügen. darauf hinzuweifen. daß die exakte Wiffenfchaft alles empirifche Material zu dem eben von mir fixierten erkenntnistheoretifchen Endrefultat in einer Weife felbft herbeigefchafft hat. daß ihr irgend eine wefentliche Beanfiandung fchlechterdings unmöglich fein muß. -
' "c 'l'
Daß ihr..Ignorabismus“ jedenfalls unhaltbar und unmöglich ift: die exakte Wiffenfchaft hat das neuerdings felbfi zu fühlen angefangen. Alle diefe ..Pfychomonismen‟. ..materialifiifchen Monismen‟ und ..Energiemonismen‟ find ja nichts als Verfuche der Wiffenfchaft. über den höchfi gefährlichen toten Punkt ihres Agnofiizismus wegzukommen. Aber dies alles ift andrerfeits auch wieder nichts als eine. übrigens noäf dazu befiändig fich felbft durch endlos fkeptifche ..Relativitäten‟ hemmende und beanfiandende. neuerdings fchon unheimlich in die Breite gehende. gänzlich rückfällige. vage und dilettantifche philofophifche Reaktion. mit der die exakte Wiffenfchaft von heute ..fpottet ihrer felbft und weiß nicht wie‟? Sie prätendiert. „Monismus‟ zu fein: und nennt fich neuerdings in einem Atem damit „Idealismus“ oder ..Neu-Idealismus“; gänzlich außer acht laffend. daß ein erkenntnistheoretifch reiner Monismus all folche Bezeichnungen einer Gott fei Dank ja gerade durch die exakte Wiffenfäjaft ein für allemal überwundenen dualiftifchen philofophifchen Dekadenz nicht einen Augenblick mehr zuläßt! . . .

Felix Hollaender:
Die reines Herzens find. . . . . . . Roman.
Fortfeßung,

Seltfam wurde ihnen in der Folgezeit zumute. Das Theater enthüllte ihnen immer neue Rätfel und Geheimniffe. Sie lernten allmählich von den Kollegen die Kunft des Schminkens und nahmen zu ihrem Staunen wahr. wie viel Mühe und Sorgfalt jeder einzelne darauf verwandte. feine Züge unkenntlich zu machen. Während des ganzen Vormittags wurde auf der großen Bühne geprobt. Dann waren alle Türen des Theaters gefchloffen. und der weite Zufchauerraum war gleichfam in dämmerige Dunkelheit untergetauchtz nur durch irgend eine fchmale Rise drang eine Spur von Helligkeit hinein. und für das fcharfe Auge entfianden in dem Zwielicht gleichfam dicke Nebelfchichten. die wie luftige. bläuliche Brücken von einem Ende zum anderen führten. Und in den dunkelen Raum fprach man feine Worte hinein. die feltfam zum eigenen Ohr zurück tönten. und die Leere ftarrte einem unheimlich entgegen. Aber wehe. wenn man fich in feine Träume einfpinnen wollte! Unfanft wurde man durch die rauhe Stimme des Spielleiters geweckt. der mit großen. aufgeregten Schritten die Bühne durchmaß und jeden laut und kreifchend anfuhr. der nicht unbedingt feinen Weifungen folgte. Der Mann hatte einen kurzen Atem und wurde krebsrot. wenn die Wut ihn packte; rückte er dann fuchtelnd einem auf den Leib. als wollte er fich im nächften Augenblick an ihm vergreifen. fo wurde es unter den Komödianten ganz ftill. denn man wußte. daß jedes Wort des Einfpruchs ihn bis zur Befinnungslofigkeit reizte. Alexander litt unter diefem Gebaren und feßte ihm einen fiummen. troßigen Widerfiand entgegen. Von der erfien Stunde an war es klar. daß es zwifchen ihnen keine Verftändigung gab. Und alle Verfuche der Angelika. ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. lehnte er kurz und entfchieden ab. Wenn fie ihm vorhielt. daß man aus Klugheit und um vorwärts zu kommen. feinen Grimm herunterfchlucken müßte. fo riß er die hellen Augen weit auf und maß fie mit einem dunkelen Blick. der ihr Furcht einflößte.

..Ich lehne diefen Menfchen ab." fagte er. und fein blaffes Geficht leuchtete auf. während feine feinen Nafenflügel zuckten. ..Ich lehne ihn ab." fuhr er fort. ..weil feine finnlofen Ausbrüche etwas Ruchlofes haben und mir lächerlich vorkommen." " * -
Sie fah ihn ohne Verftändnis an. und über fein Leidensgeficht hufchte ein jammervolles Lääjeln. ..Begreiffi du mich denn nicht.“ fagte er müde. ..ich verftehe es. wenn einer im Zorn feinen Mitmenfchen totfchlägt. Aber um jeder Stecknadel willen die Galle ausfpuckeu - pfui Teufel!“
Die Angelika niekte und wandte fich ab. Aber nach einer Weile ergriff fie feine Hand. ..Du könntefi einen* Menfchen totfchlagen.“ fagte fie. ..ich glaube es beftimmt.“
Er fchloß die Lippen felt aufeinander und rührte fich nicht. Sie hätte zu gern wiffen mögen. was hinter feiner hohen Stirn arbeitete. Aber kein Laut kam aus feinem Munde. Da fchwieg fie. Sie kannte ihn zu gut und wußte. daß keine Frage ihn aus feiner Verfchloffenheit herauszuziehen vermochte.
Freilich. der Studiofus hatte es auf den Schmierenproben beffer verftanden. mit ihm umzugehen. Er brauchte nur den langen Hals vorzuftrecken. ihn mit melancholifchen Augen anzufehen - und Alexanders Widerftand war gebrochen. Wie ein gefügiges Kind war er dann jedem Worte zugänglich gewefen, Hier aber wappnete er im. mit Härte und zähem Eigenfinn. Und wenn der Mann wie ein Stößer auf ihn losfchoß. fo fiand er unbeweglich und kerzengerade da. Nur ein kaum merkliches. gefährliches Lächeln fchien zu fagen: Wage dich nicht zu nahe heran. fonft zerbreche ich dir die Knochen im Leibe,
Die Angelika blickte Alexanders wegen forgenvoll in die Zukunft. Mit gutem Grund. Der Negiffeur mied den unbequemen Menfckjen. und auch der Direktor. ein nnterfeßter Mann mit einem kurz gefchnittenen Bart und |echenden Augen. ging ihm aus dem Wege. Man hielt ihn für einen Sonderling und war übereingekommen. daß er auffäffig und ftörrifch fei. Am liebften hätte man ihm fogleich den Laufpaß gegeben; aber um der Angelika willen fcheute man davor zurück. Denn ihre in die Augen fpringende Begabung. die jede Aufgabe mühelos und wie durch einen höheren Inftinkt auf eine ungewöhnliche Art meifierte. rückte fie bald in die vorderfte Reihe. Der Direktor fühlte es heraus. daß er hier den großen Treffer gemacht hatte. Und allein ihretwegen wurde Alexander mit einiger Rücklicht behandelt.
Ihretwegen. Alexander erkannte dies. und ein freudlofer Zug be-

herrf>7te von nun an fein Geficht- das ehedem - in guten Augenblicken wenigfiens *- reizvoll aufgeleuchtet und trotz feines tiefen Ernftes eine große Schönheit ausgefirahlt hatte. Es tat fich zwifchen ihm und der Angelika eine Schranke auf.
Das Mädchen daäzte; Warum ift er mir gram? Kann ich dafür, daß es mir befier geht als ihm? - Im Innerften fühlte fie aber- daß es nicht kleine Mißgunfi feif die fich kaum merklich zwifchen ihn und fie fchob. Und dennoch vermochte fie nicht in ihm zu lefen und hatte Furcht, ihm mit Fragen wehe zu tun. Deutlich empfand fie est daß fchon die leifefte Berührung ihm fehmerzhaft war. Bin ich firafbar, weil ich rafcher wachfe als ert dachte fie. Und zum erfieu Male dünkte fie fich ihm über- legen. Iedermann fagte ihr gute Dinge und fprach von ihrer Zukunft wie von einer ficheren und großen Angelegenheit, Nur er war wort- karg und fchwieg. Beneidete er fie um ihren jungen Ruhm? Litt er darunter) daß er abfeits im Dunkeln fiand und nur zu unbedeutenden Rollen herangezogen wurde- während fie mit Windeseile in die Höhe getragen wurde- den Sternen entgegen? Sie wußte es nicht. Dennoch begriff fief daß ihr Mitleid ihn erniedrigte. Dies wollte ihre Liebe nicht, die in ihrem Jubel wie eine weiße Flamme leuchtete. Er follte ihr Glück teilen- und er follte leieht und mühelos wie fie emporfteigen. Denn fie glaubte an ihn und an fein Können. Jar fie fühltef daß in ihm eine Kraft wu>)sf die viel mächtiger war als die ihrige- wenngleiäz fie noch im Dunklen lag und nur fchiichtern und ganz leife fich regte. Aber wenn es ihr gelangx aus diefem Dunkel hervorzubrechem fo würde fie alles neben fich in den Schatten ftellen- und niemand würde ihr widerfiehen können. Wie eine Schuld- die fie auf fich geladene empfand fie es- daß man ihn wie einen Handlanger verwandter ihm Aufgaben zuerteilte, die der Geringfte bewältigen konnte- während fie eine Kollegin nach der anderen verdrängte. .
Hatte der Direktor nieht die Augen aufgerifiem als Alexander in der Agentur ihm den Romeo vorgefprochen? . , . Und konnte fie felber bezeugen- wie jede Rolle ihm zum Erlebnis wurde- ganz anders wie bei ihr) die felbft im fiärkften Affekt des Spiels fiä) ihrer felbfi immer be- wußt blieb.
In diefer Zeit wurde die Freiheit ihres Verkehrs auf eine fchleäzte und gemeine Art beeinträchtigt. Sie wagte fich nicht an ihn heran- und er wurde wortkarger denn ier mied fie und fuchte die Einfamkeit. Und da fie die ganzen Vormittage auf den Proben befchäftigt war und am

Abend die großen Rollen fpielte. fo fahen fie fich oft am Tage nur flüchtige Augenblicke. Sie bekam plötzlich die Angfi. er könnte ihr entgleiten. und fuchte fcheu und vorfichtig fich ihm zu nähern. Er wies fie jedoch mit folcher Entfchiedenheit und Kälte von fich. daß fie erfchrak. Und wenn fie es unternahm. ihn zu einer Ausfprache zu bringen. fo fchnitt er ihr das Wort ab und kehrte ihr ftumm den Rücken. Das war ein unerträglicher Zuftand. in dem ihre Liebe bitter wurde und ihr Herz zu trohen begann. Sie kam fich mißhandelt vor und ließ im Theater ihre Umgebung feine Härte entgelten. Sie wurde launifch und lernte mit einer unheimlichen Schnelligkeit all die kleinen Tricks. mit denen die Komödianten dem Direktor das Leben fauer machen. Und als man fich gegen fie zur Wehr fehen wollte. lachte fie höhnifch in fich hinein und ftellte fich krank.

Alexander fchien mit Blindheit gefchlagen; er gab fich wenigftens den Anfchein. als ob er von alledem nichts fah und hörte. Ging man ihn im Theater um feine Vermittelung an. fo wies er das mit eifiger Kälte zurück. Schließlich kehrte fich der ganze Zorn gegen ihn. und Direktor und Regiffeur führten alle Schikanen der Angelika auf ihn zurüä. Er war es. der fie aufheßte und fiörrifch machte und dem Theater all die Ungelegenheiten bereitete. Man zog gegen fie mildere Saiten auf und redete ihr gütlich zu. um fie willfähriger zu machen.

Es war im Theater ruchbar geworden. daß die beiden nicht mehr fo gut wie früher miteinander ftanden. Und nach einer anftrengenden Probe ließ der Direktor fie zu fich ins Bureau kommen.

Er bat fie in der höflichften Weife Plaß zu nehmen. und betrachtete fie eine Weile mit feinen ftechenden grauen Augen. bevor er das Gefpräch begann.

Diefe Augen beunruhigten fie. Es lag in ihnen etwas Unftetes. Flackerndes. als jagten fie an den Menfchen und Gegenftänden vorbei. Dann aber fchienen fie fiat plötzlich mit folcher Gewalt in einen zu bohren. daß man deutlich einen körperlichen Schmerz empfand und ihrer Gewalt fich nicht entziehen konnte. Diefer Menfch - fie fühlte es dunkel - befaß eine infame. geheimnisvolle Macht. vor der ihr bangte.

..Was wollen Sie denn von mir?" fragte fie endlich. da das lange Schweigen ihr drückend wurde.

Er gab aber keine Antwort. fondern durchmaß mehrere Male den Raum.

Endlich blieb er dicht vor ihr ftehen.

„Wiffen Sie.“ fagte er unvermittelt und ohne jeden Ubergang. „daß iäf mit Jhnen einen neuen Kontrakt auf eine Reihe von Jahren machen möchte. und zwar in der Form. daß Sie fofort eine bedeutend größere Gage erhielten.“
Sie rührte fich nicht. q'
Sie hatte es beim Theater gelernt. daß man mit der Kunfi des Schweigens und Wartens am fchnellften zum Ziel kam. Sie lachte unhörbar in fich hinein und war fo mißtrauifch. daß fie ihm nicht durch ein Augenzwinkern verriet. was in ihr vorging.
„Nämlich." fuhr der Direktor fort und firich über fein Haar. das fiumpf und fchwarz wie Pech war. „ein Menfih wie Sie darf nicht in der Enge kleiner Verhältniffe verkümmern. Sie müfien fich frei bewegen können. fonft geht Ihr Talent ein."
„Sehr fchön.‟ antwortete fie zögernd. „aber darauf kommt es mir im Augenblick nicht fo fehr an. Ich werde fchon zu großen Gagen kommen . . . Ich weiß. was ich will . . . Wozu foll man darüber reden." unterbrach fie fich kurz.
„Reden Sie nur. meine Liebe."
„Es at keinen Zweck.“
Der irektor blinzelte mit halb gefchloffenen Augen. Das ift eine durchtriebene. kleine Perfon. dachte er; mit der wird man nicht fo leicht fertig. lind er überlegte im [killen. wie man ihr am beften beikommen könnte. ohne fich felber etwas zn vergeben.
..Ich will mich Ihnen natürlich nicht aufdrängen." meinte er zurückhaltend. „es ifi nicht nur ein künftlerifches. fondern auch ein rein menfchliches Intereffe. das ich an Ihnen nehme.“ fe'ßte er langfam hinzu.
In diefem Augenblick ließ fie das kleine Tafchentuch fallen. das fie in den Händen zerknüllt hatte.
Er bückte fich.
„Bitte fehr. gnädiges Fräulein." fagte er plötzlich in einem ganz anderen Ton und behandelte fie wie eine große Dame.
Sie lächelte einfältig. Es kam ihr auf einmal alles fo verändert vor. Der Direktor fiand ihr nicht mehr als Direktor gegenüber. fondern als ein verhältnismäßig junger Mann. der fich vor ihr beugte. Und fie hatte alle Trümpfe in der Hand. Das war gewiß.
„Ich muß aber jest nach Haufe.‟ fagte fie. um ihre Verlegenheit zu maskieren.

„Bleiben Sie doch noch ein wenigj" bat er, „es ift vielleicht noch diefes oder jenes zu befprechen." Und unverfehens legte er feine warme. breite Hand auf die ihrige.
„Bitte- bitte/ fagte fie kurz und entzog fich ihm rafch. Aber ein beklemmendes Gefühl blieb zurück. das ihr die Sicherheit nahm,
Der Direktor kehrte ihr den Rücken und trat an das Fenftern durch das er eine verhältnismäßig lange Zeit blickte.
In diefer beklemmenden Stille hörte fie den Schlag ihres Herzens,
Er drehte fich plötzlich unvermittelt wieder zu ihr um und trat dicht vor fie hin. Bevor er fprach. lächelte er ganz leife und liftig.
„Nämlich‟ fagte er langfam. während er befiändig an feinem Schnurrbart kautey „es gibt in dem Leben eines jeden Menfchen eine Stundej in der er fein Glück in den Händen hat. Die einen packen zu und halten es feft. die andern find Narren und laffen es fich entgleiten . . . So viel fieht fett.‟ fuhr er nach einer kleinen Paufe fort, „es kehrt nie mehr zu ihnen zurück. Die Partie des Lebens ift verloren.“
Er lachte kurz auf.
„Wifien Sie, was es heißtj zeitlebens ein armer Tropf zu bleiben und fein Glück wie eine Seifenblafe zerplaßen zu fehen? - Nein. Sie wiffen es nicht. Man muß wie ich im Dreck gelegen habenj um vor fo einem elenden Dafein ein Grauen zu haben."
Sie hörte ihn verftc'indnislos und verängftet an. „Was wollen Sie denn von min" fragte fie. und ein nervöfes Zittern ging durch ihren gefchmeidigen Körper.
„Ich will Ihre Freude wecken.“ erwiderte er „Sie follen nicht wie ein armes Mauerpfliinzchen am Wege fterben. In die Lüfte follen Sie fich fchwingenj und das Leben in fiarken Zügen trinken. Ich fage Ihnen- alles andere lohnt nicht der Mühe. Und Sie find der Menfch, mich zu begreifen. Ich fühle es deutlichj Sie gehören nicht zu denjenigen. die verkommen wollen. In Ihnen ift Leidenfchaft und Sehnfucht."
Wieder war er ganz dicht an fie herangetreten und maß fie mit funkelnden Augen.
Sie fpürte feinen heißen Atem und die Gewalt- die von ihm ausging. Sehr bleich erhob fie fich von ihrem Sihf und mit einem troftz lofen Lächeln- hinter dem fie ihre Mutlofigkeit verbarg- fagte fie;
„Diefes war eine Szene. die Sie auf dem Theater hätten fpielen müfien.‟

Er fiarrte fie eine kleine Weile ftumm an.
..Sie imponieren mir.“ erwiderte er in überzeugtem Tone. ..Ich habe mit fehr durchtriebenen Damen zu tun gehabt; aber Sie befißen eine Art. die einen perplex machen kann. Was für unergründliche Augen haben Sie übrigens. und was für infame Dinge hecken fie in diefem Momente aus!? Wollen Sie es mir verraten. wenn ich Sie darum bitte?"
Der weltmännifche Ton. in dem er zu ihr fprach. und der Trick. fie wie eine große Dame zu behandeln. verwirrten fie vollends. Aber ihr weiblicher Infiinkt ließ fie nicht im Stich. Statt jeder Antwort feßte fie eine höhnifche Miene auf und gab ein tiefes Lachen von fich.
Der Direktor verfchränkte die Arme.
..Sie irren fich völlig in mir." brachte er heifer hervor. ..Ich bin nicht der Mann. Scherze zu machen. Bei mir heißt es entweder - oder. Mit einem Wort. Sie beziehen heute eine Gage von hundert Mark - wenn Sie den neuen Vertrag mit mir abfäfließen. erhalten Sie vom nächfien Monat an das Dreifache.‟
Eine Sekunde fiußte fie. ..Charmantl Charmantl" fagte fie. ohne fich bei dem Worte auch nur das Mindefie zu denken. ..Nun aber muß ich nach Haufe; mein Liebfier wartet.‟ Und ohne ihn zu einer Entgegnung kommen zu laffen. war fie mit einem Sah aus der Tür.
Zuerfi wollte er ihr nacheilen. Dann aber gab er es auf.
..Das ift ja ein nettes Aas.‟ fagte er leife vor fich hin. und fein Geficht verzog fich zu einem Grinfen.

Viertes Kapitel:

Hinter den Sinn des Lebens wollte Alexander kommen. und das Theater follte ihm dazu verhelfen. Das Geheimnis des Dafeins erfüllte ihn mit Qualen und Schauer. und die Unruhe. die von ihm Befiß genommen. hatte ihre Wurzel darin. daß er mit dem Leben nicht fertig wurde. In ihrem unfieten Hafien und Treiben erfchienen ihm die Menfchen wie Tiere. denen der Erkenntnisfinn verloren gegangen war. Sie fiießen und drängten fich. wurden bewegt von ihren erbärmlichen kleinen Interefien und gingen am Leben vorbei. Wenn einer feine Tafchen füllte. fo glaubte er feinem Ziele nahe zu fein. Ihm dagegen erfchien es fo fchal und abgefchmackt. dem Pofitiven. dem Er-

reichbaren nachzujagen. Materieller und geifiiger Befiß lag auf allen
Gaffen. Ieder Schufier und Oberkellner brauchte fich nur zu bücken.
um ihn aufzuheben. Aber an den Wänden der Seele zu pochen und zu
hämmern. bis es vielleicht gelang. durch einen Spalt zu blicken und
die leisten Geheimniffe zu ergründen - diefes war feine Sehnfucht...
Was ahnte davon die Angelika. die nach Rollen gierte und mit ihrem
Spieltalent die Menfchen entzückte. ohne jemals ihr eigenes kleines Ich
darüber zu vergeffen. Das Spiel der Bretter konnte ihm nur dazu
dienen. hinter das Spiel des Lebens zu gelangen. Und diefes war die
von ihm gefundene Formel. die in das Dunkel feiner Seele ein flüch-
tiges Licht warf: Das Theater ift ein Spiegel des Lebens
und das Leben ein Spiegel des Theaters.
In diefer Wechfelbeziehung allein lag der unheimliche Reiz. der ihn
an die bretterne Welt kettete. Man war auch im Leben ein Schaufpieler
feiner felbfi. Das gemeine Dafein zwang einen. fich über feine innerfien
Empfindungen hinwegzulügen und befiändig niederträchtige Vergleiche
zu fchließen. Aber wenn der Vorhang in die Höhe ging. dann konnte
man Menfch und Tier fein. Sklave und König. und die vergewaltigten
Infiinkte und Sinne durften fich frei entfalten. Darum allein wollte
er fpielen. und er fühlte es deutlich. daß fein Spiel von anderer Art
- fein würde. als das der Angelika. weil er voller Schmerzen und Luft
in gierigen Zügen die eigene Seele trinken. fich felbft finden und dabei
fich felbft in der Nüchternheit des Alltags vergeffen würde - das
allein hieß hinter den Sinn des Dafeins kommen.
Oder lag auch darin eine elende Täufchung? War auch dies nur
eine Ausflucht und Lüge. mit der man fich zu betäuben fuchte? War
auch diefe Wahrheit nur ein trauriger Schein der Dinge? An welche
Abgründe und über welche Klüfte führte ihn fein Grübeln! Wo gab
es auf diefer Erde einen Halt! Wo war die Handbreit fefien Bodens.
auf die man fich fiellen konnte. ohne zu verfinkenl . . .
Von folchen Gedanken zerriffen und gequält. eilte er in den freien
Stunden. die ihm der Tag ließ. durch die Straßen diefer großen Stadt.
Und fein Blick irrte angftvoll über die Menfchen hinweg. die ihn fließen
und drängten und gefchäftig an ihm vorbeiliefen. Niemand hörte fein
wehes Lachen. Niemand vernahm fein irres Weinen.
Und hinter all den Zweifeln und Sorgen tauchte wie von Nebeln
umfponnen ganz plötzlich das Bild der Elifabeth auf. Und immer

fah er fie im fchwarzen Gewand. mit bleichen und verhärmten Leidens-
zügen. die Augen groß. traurig und in ftummer Qual auf ihn gerichtet.
Ein dunkles Ahnen von dem. was in Alexander vorging. befchlich
die Angelika. Warum konnte fie nicht von feiner Seele den Kummer
nehmen und mit weicher. (inder Hand die Sorgenfalten glätten. die
der Grant in fein Gefiäjt gezeichnet hatte.
- Alexander. liebfier Alexander. warum hörfi du nicht meine
Stimme? Warum fiehft du nicht. wie ich mich in Angft um dich ver-
zehre! -
Wo gab es eine Rettung. wo einen Weg. der aus diefer Dunkel-
heit zum Lichte führte.
Nur die notwendigften Worte wurden noch zwifäjen ihnen ge-
wechfelt. Er wich ihr aus und entzog fich jeder Berührung. Dabei
war fie felbfi von einer ewigen Unruhe ergriffen. Es lag auf ihr wie
ein Alp. Ein dunkles Gefühl fagte ihr. daß das Unglück vor ihrer
Tür kauerte und Einlaß begehrte. Es glich einem großen fchwarzen
Vogel. der unheilkündend die Fittiche zufammenfchlug . . .
Wie konnte man feinem Schickfal entgehen! Was vermochte man
zu tun. um fich gegen den heimlichen Feind zu wehren! Alexander -
das fiand für fie feft - mußte aus feinen gefährlichen Träumen heraus-
geriffen werden! Er mußte in der Arbeit Troft und Ruhe finden.
Nur durch eine große Aufgabe. die ihn erfüllte. konnte er feiner Ängfte
und Zweifel Herr werden.
Als diefe Erkenntnis klar vor ihr lag. faßte fie fich ein Herz und
ging eines Tages zum Direktor. Sie ließ fiäj melden und wurde als-
bald vorgelaffen.
..Womit kann ich Jhnen dienen?“ fragte der Direktor verbindlich.
Sie zögerte einige Sekunden. Dann fagte fie refolut: ..Jch will
hier nicht länger bleiben. wenn Alexander Oblomoff nicht anders be-
fchäftigt wird. Diefen Zuftand ertrage ich nicht.“
Der Mann hörte fie mit zufammengekniffenen Lippen an. Er
lächelte und blieb fiumm. Aber als fie in leidenfchaftlicher Heftigkeit
erklärte. das Theater nicht mehr zu betreten. wenn nicht ein Wandel
gefchafft würde. antwortete er kalt und abweifend. daß er den Dingen
mit voller Ruhe entgegenfehe.
..Gut." erwiderte fie. ..fo nimmt es ein böfes Ende. und Sie haben
es zu verantworten. wenn wir gewaltfam uns befreien.“
Sie wandte fich mit einer rafchen Bewegung ab und wollte hinaus.

Der Direktor trat ihr in den Weg. ..Nicht fo hißig. liebes Kind."
fagte er. ..man kommt fchneller auf den Berg. wenn man hübfch bedächtig fteigt.“
..Ich danke für Ihre Ratfchläge. Ich werde meinen Weg fchon finden."
Er änderte plößlich feinen Ton.
..Seien Sie doch vernünftig und werden Sie gut Freund mit mir. Ich will ja nichts von Ihnen. und wenn der neue Kontrakt Ihnen durchaus contre coeur geht. fo laffen wir es eben. Nur fo ein finfteres Geficht dürfen Sie nicht auffeßen, Brr. man bekommt ja Angfi."
Das alles brachte er in einem läffigen. liebenswürdigen Ton hervor. der fie befiach und ihr die Sicherheit nahm. Sie fchwankte und überlegte einen Moment. ob fie nicht einen letzten Verfuch zugunften Alexanders machen follte. Und als der Direktor jest behutfam ihre Rechte ergriff. duldete fie es willenlos. Ganz leife fireichelte er ihre Hand. Sie rührte fich nicht.
..Sie follen fehen." fagte er. „daß ich kein Unmenfch bin. Sagen Sie mir. welche Rolle Ihr Liebfier fpielen will. und ich teile das Stück aus.“
Sie wurde plößlich blaß - und aus ihrer Kehle kam ein fonderbar gurgelnder Laut. als wäre fie dem Erfticken nahe.
„Was i| Ihnen denn?" fragte er und ließ ihre Hand locker.
Sie gab keine Antwort. Nur um ihre Mundwinkel zuckte es beftändig. Hinter ihr - fie fühlte es deutlich - fiand der Studiofus und beugte feinen langen Hals zu ihr. bis fein Mund ihr Ohr traf.
„Mach dich hurtig davon. Angelika.‟ flüfierte er. ..fo fchnell du kannft. Der Teufel will deine Seele einfangen."
Wie gelähmt fiand fie da, Sie wollte fich umdrehen und nach der Hand des Studiofus greifen. Aber der Körper verfagte ihrem Willen. Nicht zu rühren und zu regen vermochte fie fich.
..Herr Studiofus." flüfterte fie kaum hörbar. ..Sie haben dreimal recht. Glauben Sie vielleicht. ich fehe die Schlinge nicht. mit der er mir die Kehle zufammenfchnüren wird? Ich fehe fie ganz deutlich.‟
Der Studiofus ließ traurig den Kopf hängen. und eine Sekunde fpäter hatte fich die Erfcheinnng davon gemacht. Sie felbfi aber war aus ihrer Starrheit erwacht und ftrich fich mit der fchmalen Hand. die kalt und feucht war. über die Stirn.

„Guy‟ fagte fie. während aus ihren Augen ein finfierer Trog
leuchtete, „laffen Sie ihn den .Hamlet fpielen und mich die Ophelia.“
„Abgemacht. Sela. übermorgen findet die Arrangierprobe ftatt.
Und nun gehen Sie. Ich habe noch dringende Gefchäfte."
Er tat auf einmal ganz eiligf und feine Stimme hatte den Ton
einer trockenen Sachlichkeit.
Sie blickte betroffen zu ihm empor. Was war denn das? fragte
fie fich. Was ging hier vor? - Aber feine Miene war rätfelhaft
und von einer Undurchfiaftigkeih die fie nicht ergriinden konnte. Sie
wollte ein Wort des Dankes hervorbringen. Doch das Wort kam nicht
über ihre Lippen. Sie nickte ihm kurz zur und ihre Züge hatten wieder
jenen hochmütigen Ausbruch der den Direktor jedesmal fafzinierte.
Auf der Straße blieb fie eine Weile fiehen und atmete tief auf.
„Alexander wird alfo den Hamlet fpielen-u murmelte fie vor fich hin.
„Er wird den Hamlet fpielen . . . Es gibt Dinge zwifchen Himmel
und Erde. von denen eure Schulweisheit fich nichts träumen läßt."
rezitierte fie . , . Wer fagt das? Lauteten die Worte fo? Kamen fie
nicht im Hamlet vor? . . . Und wie wird Alexander die Augen auf-
reißen. wenn er die Nachricht hört. Aus ihrem Munde durfte er es
nicht erfahren. Er durfte nicht ahnen. daß fie dahinter fieckte. Er
wäre imfiande. ihr ein Leids deswegen anzutun . . . Diefer ftolze Menfch
und bitten! . . . Sie ftieß ein herrifches Lachen aus. Und diefes
Lachen kam aus einem gequälten Herzen und tat ihrem eigenen Ihre
weh. _
Geh in ein Klofter. Ophelia. - Ahr wie wäre das . . . Fort aus
der Welt. in die fie hineingefchneit wart fie wußte felbft nicht wie.
Woher kam fie denn? Wer war fie- und welehe dunklen Mächte fpielten
Fangball mit ihr und trieben und heßten fie ihrem Verhängnis ent-
gegen . . . Riß- raß- wenn plößlich ihr fchweres Haar unter der Schere
einer der Safwefiern fiel. Einverftanden unter der Bedingung, daß fie es
als letzten Gruß aus ihrer Einfamkeit an Alexander fenden durfte...
Ein graufames Behagen erfüllte fie bei dem Gedanken. Dann aber
überriefelten fie kalte Schauen und Weihrauchdiifte fiiegen ihr in die
Nafe- und Glockengeläute traf ihr Ohr.
„Pfui Teufelr" fagte fie und fpuckte aus. „Ich werde mich hüten.‟
Als fie nach Haufe kam. blickte fie Alexander tückifch und hinter-
lifiig an; eine große Schadenfreude erfüllte fie, Sie hatte ihm gegen-

über plötzlich ein Gefühl der Überlegenheit und pfiff leife vor fich hin.
Da er keine Notiz davon nahm. begann fie zu fingen.
Er fah fie groß und ruhig an.
Vor diefem Ernfie fihlug fie die Augen nieder und ging fiumm
aus dem Zimmer. ..Diefer Menfch begreift mich nicht mehr." wimmerte
fie in fich hinein. ..Gott fchlägt ihn mit Blindheit."
Sie lachte auf. Aber gleich darauf grub fich in ihr vom Lachen
entfielltes Geficht ein erbärmlicher Leidenszug.
Am Abend fand fie in ihrer Garderobe einen großen Strauß von
Marschal-Niel-Rofen und Veilchen.
..Von wem find diefe Blumen?" fragte fie mit fchneidender
Stimme die Garderobiere.
Die Frau zuckte mit einem unterwürfigen. diskreten Lächeln die
Achfeln.
..Wollen Sie mir Antwort geben." fagte fie. und ihre Stimme
klang drohend.
..Der Herr Direktor hat es ftreng verboten."
..Hat er das?"
Die Angelika riß das Fenfter auf und mit einer jähen Bewegung
fchleuderte fie die Blumen auf den Hof.
„Um des Himmels willen. was tun Sie?" rief die Garderobiere.
..Der Strauß ift ja . . ."
Die Angelika fchnitt ihr das Wort ab. ..Laf'fen Sie das." fagte
fie kurz. ..und ziehen Sie mich jetzt an. Jch habe keine Luft. mich zu
unterhalten."
Die Garderobiere duckte fich wie ein begoffener Pudel und half
ihr langfam beim Ankleiden.
'kc 7|e -|-
Die Proben zum Hamlet begannen.
Alexander ging mit fchwerblütigem Ernft an feine Aufgabe. Er
verfenkte fich in die problematifche Geftalt des Dänenfürften. die ihm
neue Auffchlüffe über das Leben gab. Der Tieffinn des Wortes. das
er bewältigen follte. erfüllte ihn ganz.
Der Studiofus. der durch die Angelika davon erfahren haben
mochte. fchrieb an ihn. er folle nachlefen. was Goethe über den Hamlet
gefagt. Und er fügte hinzu. daß nur die Auserwählten. die ganz
Großen diefer Figur gegenüber ftandhielten. denn die tiefen Abgründe

.YZ-FGZÃ„
:Z ?ZW :ZM
?FS
â€žLUIS-S

..._..K
y1/,...-
/- ?SX
U.i.nx*â€ž.ft-:Dl7*l/ i'
X (_- 0b
xx-qlxj:(.)crellÃ¼/

Hamlets würden den meifken zum Verhängnis. So fei der Hamlet ein Prüfftein für das fchaufpielerifche Genie. Und der Brief fchloß mit den Worten: Sein oder Nichtfein -- das ift die Frage.
In der zerriffenen Stimmung. die von Alexander Befiß genommen hatte. traf ihn dies Schreiben. Und alle Zweifel. die an feinem Herzen nagten. wurden fiärker denn je.
Der Hamlet rührte das Grundproblem des tragifchen Menfchen auf. des vom Schickfal Gezeichneten. der eine Schuld zu rächen hat und vom verwegenen Wollen bis zur Kraftlofigkeit alle Leiden der Seele durchmacht. um fchließliäj am Wege zufammenzubrechen.
Diefes ift auch mein Schickfal. dachte Alexander. Mit wem ich in Berührung komme. dem bringe ich Unheil. Für mich hat fich die Mutter zu Tode gearbeitet. Der Elifabeth habe ich die Jugend vergiftet und den Glauben genommen. Und die Angelika fchleppt mich wie eine Bürde. ohne den Mut zu haben. fich frei zu machen. Zu alledem gefellte fich eine quälende Angft. Er fühlte das Mißtrauen der Kollegen. die mit fpöttifcher Miene und gelangweilt ihm bei den Proben zuhörten. Und er felbft fragte fich immer wieder. ob er wirklich ein inneres Recht und einen Anfpruch auf diefe Kunft habe. oder nur von eitlem Selbftbetrug ergriffen fei.
Jeder Satz. den die Angelika fprach. war aus einer Unbewußtheit gefchöpftz und mochte fie ihn grundfalfch bringen. er fpürte es. wie aus jedem Worte Leben blühte. Und er finnierte und grübelte über jedem Komma und verfagte. fobald es galt. dem toten Buchftaben lebendigen Odem einzuhauäjen. Das Mißtrauen. dem er im Theater auf Säjritt und Tritt begegnete. reizte ihn auf. Er fühlte. daß er vor einer Entfcheidung fiand. die fein ganzes Leben von Grund aus umwerfen konnte. Denn darüber mußte er fich klar werden. daß er auf diefem Wege nicht weiter gehen durfte. wenn fein Können verfagte. Die Vor|ellung. daß er gleich ungezählten Anderen fähig war. fi>f felber zu belügen. rieb ihn bis zur Bewußtlofigkeit auf. Er fand keine Ruhe mehr. Er mied die Menfchen. und er fchrak zufammen. wenn die Angelika das Wort an ihn richtete.
Bei den Proben kam es zu heftigen Zufammenftößen zwifchen ihm und dem Regiffeur. Und diefe Szenen wurden von Tag zu Tag unangenehmer. Er fühlte feine geiftige Überlegenheit und empfand die Einwände. die gegen ihn gemacht wurden. als läppifch. Er wies fie in herrifchem Tone zurü>. obwohl er feine eigene Unficherheit fäjmerzhaft

fühlte. Vielleicht würde ich weiterkommen. dachte er. wenn hier jemand fiände. der mir wirkliche Auffchlüffe geben könnte. Aber was wußte diefer belanglofe Menfch. der die Proben leitete. vom Hamlet.
Am meifien hatte die Angelika auszufiehen. Iede Stunde konnte ein Ende mit Schrecken bringen. Sie fuchte auszugleichen und hinter Alexanders Rücken zu vermitteln. Denn nur. wenn ihm der Hamlet gelang - das war ihre Überzeugung - würde er gerettet werden. Nur dann hatte er wieder fefien Boden unter feinen Füßen. Und auch ihr Schickfal hing davon allein ab. So war es ein Kampf. nicht nur um die Rolle. fondern um fein und ihr Lebensglück. Und weil fie in ihrer Liebe ftark war. hatte fie auch den unerfchütterlichen Glauben. daß das Wagnis gelingen müßte. Und wenn er gegen fie hart und graufam war. fo biß fie die Zähne aufeinander und rührte fie. nicht. Der Tag konnte ja nicht fern fein. an dem fich alles zum guten wenden würde.
Auf diefen Proben zeigte fie einen Eifer wie nie zuvor, Sie fühlte. wie fie in den Szenen mit ihm das Letzte und Befte. was in ihr war. hergab. und wie er fich der Wirkung ihres Spiels nicht zu entziehen vermochte. Ihr Geficht tauchte fich in dunkles Rot. wenn fein Blick betroffen an ihr hängen blieb. Sie brachte die Worte wie ein Erlebnis ihrer Seele. und jeder laufchte ihr atemlos. Sie wuchs über ihre eigenen Kräfte. Alle ihre Gedanken hatten nur ein Ziel: ihn mit fich fortzureißen. den Verzauberten zu erlöfen - ihm den Glauben an fich und das Leben wieder zu fchaffen. Und wenn zum Erftaunen der Mit-fpielenden plötzlich Alexander aus feiner Starrheit zu erwachen fchien. und fein Können -- wenigftens in flüchtigen Momenten überwältigend hervorbrach - fo weitete ein heimliches Entzücken ihre Bruft. Folgten dann Tage. an denen zerfeßende Zweifel ihn überfielen und feine Kräfte unterbanden. fo daß er auf den Proben wie verlofchen die Worte mechanifch und gedankenlos. zerfahren und wie abwefend hervor-ftammelte - und die Mitfpielenden. die er fafi fchon für fich gewonnen hatte. höhnifch hinter ihm her tufchelten - fo glaubte fie fich dem Ende nahe. Sie fpürte. wie es vor ihren Augen dunkel wurde und der Boden unter ihren Füßen nachgab, Raffte fie fich dann mit dem letzten Willen zufammen und nahte fich ihm leife. fo maß er fie mit graufamen Blicken. Was an Lebensfreude in ihr emporgeflammt war. begann kläglich zu verglimmen. und mit Ophelia betete fie: ..Himmlifche Mächte. fiellt ihn wieder her!“ Und mit Ophelia fchrie fie auf:

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:3.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

fühlte. Vielleicht würde ich weiterkommen. dachte er. wenn hier jemand fiände. der mir wirkliche Auffchlüffe geben könnte. Aber was wußte diefer belanglofe Menfch. der die Proben leitete. vom Hamlet.
Am meifien hatte die Angelika auszufiehen. Iede Stunde konnte ein Ende mit Schrecken bringen. Sie fuchte auszugleichen und hinter Alexanders Rücken zu vermitteln. Denn nur. wenn ihm der Hamlet gelang - das war ihre Überzeugung - würde er gerettet werden. Nur dann hatte er wieder fefien Boden unter feinen Füßen. Und auch ihr Schickfal hing davon allein ab. So war es ein Kampf. nicht nur um die Rolle. fondern um fein und ihr Lebensglück. Und weil fie in ihrer Liebe ftark war. hatte fie auch den unerfchütterlichen Glauben. daß das Wagnis gelingen müßte. Und wenn er gegen fie hart und graufam war. fo biß fie die Zähne aufeinander und rührte fie. nicht. Der Tag konnte ja nicht fern fein. an dem fich alles zum guten wenden würde.
Auf diefen Proben zeigte fie einen Eifer wie nie zuvor, Sie fühlte. wie fie in den Szenen mit ihm das Letzte und Befte. was in ihr war.

hergab. und wie er fich der Wirkung ihres Spiels nicht zu entziehen
vermochte. Ihr Geficht tauchte fich in dunkles Rot. wenn fein Blick
betroffen an ihr hängen blieb. Sie brachte die Worte wie ein Erlebnis
ihrer Seele. und jeder laufchte ihr atemlos. Sie wuchs über ihre
eigenen Kräfte. Alle ihre Gedanken hatten nur ein Ziel: ihn mit fich
fortzureißen. den Verzauberten zu erlöfen - ihm den Glauben an fich
und das Leben wieder zu fchaffen. Und wenn zum Erftaunen der Mit-
fpielenden plötzlich Alexander aus feiner Starrheit zu erwachen fchien.
und fein Können -- wenigftens in flüchtigen Momenten überwältigend
hervorbrach - fo weitete ein heimliches Entzücken ihre Bruft. Folgten
dann Tage. an denen zerfeßende Zweifel ihn überfielen und feine Kräfte
unterbanden. fo daß er auf den Proben wie verlofchen die Worte
mechanifch und gedankenlos. zerfahren und wie abwefend hervor-
ftammelte - und die Mitfpielenden. die er fafi fchon für fich gewonnen
hatte. höhnifch hinter ihm her tufchelten - fo glaubte fie fich dem Ende
nahe. Sie fpürte. wie es vor ihren Augen dunkel wurde und der Boden
unter ihren Füßen nachgab, Raffte fie fich dann mit dem letzten Willen
zufammen und nahte fich ihm leife. fo maß er fie mit graufamen Blicken.
Was an Lebensfreude in ihr emporgeflammt war. begann kläglich
zu verglimmen. und mit Ophelia betete fie: ..Himmlifche Mächte.
fiellt ihn wieder her!" Und mit Ophelia fchrie fie auf:

„Q welch ein edler Geif't ift hier zerftört!
Und ich. der Frauen Elendfie und Armfie.
Die feiner Schwüre Honig fogj ich fehe
Die edleF hochgebietende Vernunft
Austönendj wie verftimmte Gloäen jetzt. dies hohe Bildj
Die Züge blüh'nder Jugend7
Dura) Schwärmerei zerriittet. Weh mirj wehe.
Daß ich fah. was ich fah. und fehe. was i>f fehe."
Und als fie diefe Worte wieder einmal zu fprechen hattej verfchränkte fie plötzlich die Arme. als müßte fie fo einen Halt gewinnen. Sie fah ihn mit blaffen Leidenszügen an. während ihre Pupillen fich zu weiten fchienen. Sie fah. wie er ihr mit abweifender Kälte auswich. Und ohne einen Laut von fich zu gebenj brach fie ftumm zufammen. Man mühte fich um fie - niemand ahnte, was in ihr vorging - und brachte fie langfam wieder zum Bewußtfein. Man redete mit gütigen Worten wie zu einem kranken Kinde auf fie einj und fie fiieß ein irres. rätfelhaftes Lachen aus und beftand daraufj daß die Probe nicht unterbrochen würde.

Fünftes Kapitel:

Die alte Frauj bei der fie immer noch wohnten. fchüttelte den Kopf. Sie verftand die beiden nicht mehr. Wohl ahnte fie in ihrer Einfalt. daß dies und jenes nicht geheuer war. aber niemals fiellte fie Fragen. Auch dachte fie nicht daranj ihnen das Quartier zu kündigen. Sie hatten einen Freipaß - fie waren vom Studiofus empfohlen. er hatte fich für fie eingefeßt - damit war diefe Sache für fie im reinem mochte fie noch fo unklar und verworren fein. Nur zuweilen fireiihelte fie behutfam die Angelika und fah fie durch die Gläfer ihrer Hornbrille verforgt und gleichfam prüfend an.
Die Angelika hätte unter diefen Blicken laut aufheulen mögen.
Am liebfien wäre fie ihr um den Hals gefallen und hätte ihr das ganze Leid gefianden. Aber fcheu und gedrückt entwand fie fich ihr und flüchtete in ihre Kammer. Sie wartete auf Alexanderj der von den Proben in der jüngften Zeit nicht mehr nach Haufe kam. Gott mochte wiffen. wo er fteckte. Vielleicht trieb er fich mit irgend einer herum. und fein verfiörtes Wefen erklärte fich aus feinem Säfuldbewußtfein. Er war ihrer überdrüffig und mied fie. Er hatte mit einer anderen angebandelt und

fuchte fich nun von ihr zu befreien. Ein jähes Rot färbte fleckig ihr Geficht bis zu den Haarwurzeln. Ihr wurde fchlecht zumute. Sie fchämte fich ihrer eigenen Gedanken. Seine Art war anders. Solmerlei Heimlichkeiten lagen nicht in feinem Wefen. Ohne mit der Wimper zu zucken. wäre er vor fie hingetreten. und leife und ernft - mochte es ihm noch fo fauer werden. -- hätte er zu ihr gefagt: Laß mich ziehen - ich bin mit meinem Körper und meiner Seele bei einer anderen. Aber wo f'teckte er - wo trieb er fich herum. während fie auf ihn wartete und bei jedem Schritt. der auf dem Treppenflur hörbar wurde. zu-fammenfuhr und atemlos laufchte. ob er im nächften Augenblicke die Entreetür fchließen würde. Eine Bitterkeit. die ihr wehe tat. er-füllte fie. Ahnte denn diefer Menfch nicht. was in ihr vorging. daß er ihre Jugend zertrat und ihre Liebe mißhandelte? . . . Arme. kleine Angelika. die du ihn nicht begreifen konnteft . . . Wohl fühlteft du feine Leiden - doch du wußtef't nicht. daß er an der Grenze feiner Mög-lichkeiten ftand. daß das Erdreich ihm abgetragen war und er in feinem Zwiefpalt nur einen Ausweg fah: Sterben - die Bürde des Lebens von fich werfen - der ganzen Drangfal ein Ende machen. wenn er nicht um den Reft feines Verfiandes kommen wollte. Zu den Unfruchtbaren mit dem verwegenen Wollen und dem erbärmlichen Können zählte er. die mit ihren fchmalen. weißen. durchfichtigen Händen die Welt um-fpannen möchten und nicht einen Fuß breit Erde fich erobern - zu denen. die im Mutterleibe fchon verdorben find. Wie ein Geheßter eilte er durch die Straßen diefer großen Stadt. in denen vor vielen Jahren Agnes Feuftel gleich ihm umhergeirrt war. von derfelben Troft-lofigkeit und Verzweiflung ausgefüllt wie ihr armer Junge. bis fie demütig hoffnungslos und ausgebrannt heimgekehrt war. um in der Mühle des Lebens ihre mürben Knochen zu zermahlen.

Alles Leid kehrt wieder - und die Feinf'ten haben am fchwerften zu tragen - und jeder wähnt. auf ihn allein habe es das Schickfal ab-gefehen.

ar -ie rc

Mit gefenktem Kopf trat Alexander in das Kaffeehaus ein. Eine Schale „Schwarz" beftellte er kaum hörbar. Der Kellner warf ihm einen verdächtigen Blick zu. Diefer Gaft erfchien ihm nicht vertrauens-würdig. Er ließ fich die Abendblätter geben und überflog die Theater-gefchichten. Sein Blick fiel auf eine klein gedruckte. unfcheinbare Notiz.

die die Worte enthielt: Im Luifentheater wird der „Hamlet" mit Herrn Alexander Oblomoff in der Titelrolle vorbereitet. Zum Lachen. fagte er und fchob die Zeitung beifeite. Wenn ich jest ein anftändiger Kerl wäre. fo gäbe es für mich nur zwei Wege: Entweder ich machte überhaupt Schluß. oder ich ginge in den Wald und hackte Holz. Auch ein Holzhacker ift etwas wert - am Abend weiß er. warum ihm die Knochen wehe tun. Vor allem aber müßte ich der Angelika reinen Wein einfchenken: Wirf mich von dir - und fehleppe nicht eine Laft mit dir. die dich auf Schritt und Tritt hemmt - zu nichts bin ich nüße - ich bin befiimmt. elend zugrunde zu gehen.
Er richtete fich aus feiner gebückten Haltung kerzengerade auf. Sein blaffes Geficht wurde auf einmal ganz firaff. Ich will nicht verkommen. flüfterte er. während der Angfifchweiß aus feiner Stirn brach. Ich will den Hamlet fpielen - ich will und werde.
Ihm wurde unbehaglich zumute. Er fpürte. daß jemand ihn unaufhörlich anfiarrte - aha. da am Nebentifch faß einer. der ihn nicht aus den Augen ließ. der ihn beftändig fixierte. Es war ein Mann. der in der Mitte der Fünfzig fein mochte. Er hatte ein glatt rafiertes Geficht. kurz gefchnittenes Haupthaar und trug im linken Auge ein Monokel. Ein fchwarzfeidener Schal war unter dem Kragen läffig als Schleife befefiigt. Mit der Rechten trommelte er nervös auf der Marmorplatte des kleinen Tifchihens.
Was will diefer Menfch von dir - am Ende ein Komödiant. der aus Langerweile eine Kaffeehausbekanntfchaft anknüpfen möchte? . . . Er fah nicht danach aus. Aber mit welchem Reäfte . . . Der Fremde ließ ihn nicht aus dem Auge. Was war denn das? . . . Der fchien ihn gar abzukonterfeien - hatte Bleiftift und Block in der Hand. eine grenzenlofe Unverfchämtheit.
Alexander erhob fich.
„Zahlenl“ rief er laut und vernehmlich.
„Zahlenl" rief auch der Fremde.
Alexander eilte ins Freie. Ohne fich umzufehen. fprang er in einen vorüberfahrenden Omnibus, Jn diefem Augenblick flieg der Fremde in einen Tarameter. - Den wäre ich los. - Er atmete auf und verfenkte fich wieder in feine Gedanken. Wie ftellte er es nur an. um die Gefialt des Hamlet aus feinem Innern zu fchöpfen. daß fie wie aus einem Guffe vor dem Zufchauer erfiand. daß fie vor allem in ihm felbft lebendig wurde. Warum entglitt ihm immer wieder. was er fchon felt

in den Händen zu halten wähnte. Warum verlor er die Spannkraft, fobald er dicht am Ziel zu fein glaubte. Als ob fiäf dann mit einem Schlage zwifchen ihn und das Bildf das er noch eine Sekunde vorher klar und greifbar gefehen, eine Nebelwand gefchoben hätte. In den .Hamlet konnte er fein Innerftes gießen -- feine eigenen Wefenszüge brauchte er nur zufammenzufaffen- um des Dänenprinzen habhaft zu werden - wo waren die Hemmungen, an denen er fcheiterte?
Das Endziel war erreicht. Als leßter verließ er den Wagen. um langfam die Richtung nach dem Theater einzufäflagen. Vor dem Bühneneingang- in dem er gerade verfchwinden wollte, fiutzte er einen Moment. Stand da nicht der Unbekannte aus dem Cafe? und fixierte ihn von neuem. Blickten ihn nicht zwei großef graue Augen durchdringend ani als wollten fie in fein Innerftes tauchen? . . . Was für ein Spuk narrte ihn - er fah bereits Erfiheinungen - fo weit war es fchon mit ihm gekommen.
„Alexander- lieber Alexander! Schönen guten Abend!" Die Angelika zupfte ihn vorfichtig am Ärmel.
„Guten Abend“, erwiderte er und wurde blutrot wie ein Schuljunge. Dann ftreckte er ihr linkifih die Hand entgegenx die fie heftig ergriff und nur langfam wieder fahren ließ.
Er fah fie demütig an - und ihre Augen weiteten fich und fchimmerten. „Stoß mich nicht von dir, Alexander-F* fagte fie leife.
Er fenkte den Kopf.
„Warum meideft du mich - was habe ich getan - fprich ein einziges Wortx damit ich in mich gehen kann. Mach mich nicht fchlechtf" fuhr fie fort, und ihre Stimme zitterte.
Sie wartete auf eine Antwort - aber er fchwieg beharrlich.
„Dur ich ftehe vor einem Abgrund - halte michf hörft du.“
Die Kollegen traten durch den Bühneneingang und warfen neugierige Blicke auf fie. Die beiden fchienen hier unten eine kleine häusliche Szene abzumachen.
„Angelikm" er ergriff ihre .Hand- die er fanft in der feinigen hielt- „ich bin im Unrecht. Wirf mich von dir; ich hemme dich nur.“
Sie riß die Augen in namenlofer Angft weit auf- und in ihr Geficht trat ein fo verzerrter AusdruckF daß er unwillkürlich zurücktaumelte.
„Nicht doch nicht doch/* fagte er fchmerzhaft, und feine Hand

fuhr gleichfam beruhigend über ihr Haar. ..Laß den Hamlet erfi vorüber fein - vielleicht wird dann alles wieder gut."
..Ia." entgegnete fie. während die Furcht langfam aus ihren Zügen fchwand. ..dann wird alles wieder gut."
Der Infpizient kam in den Korridor gefiürzt. ..Wo fiecken Sie denn? Es ifi die höchfie Zeit. In zehn Minuten foll der Vorhang in die Höhe. Der Regiffeur wütet."
Sie trennten fich und jedes eilte in feine Garderobe. Die Kleider wurden in fliegender Hafi abgeworfen. die bunten Lappen umgetan. die Gefichter gefchminkt und die Perücken aufgefeßt. Das Klingelzeichen zum Auftritt tönte zum dritten Male fchrill in ihre Garderoben. gerade als fie notdürftig fertig waren. Während des Spiels nahm die ' Angelika jede Gelegenheit wahr. um fich eng an ihn zu fchmiegen - und wenn er den Druck ihrer Hand noch fo leife erwiderte. fo jubelte fie in ihrem Innern auf. denn Glaube und Hoffnung nahmen wieder von ihr Befiß.
Sie fah auf einmal. wie er unter der Schminke fahl wurde. ..Was haft du denn?" flüfierte fie ihm inmitten der Szene zu. ..Ift dir fchlecht? Soll der Vorhang fallen?“
Er fchüttelte energifch den Kopf und fiarrte auf die erfie Reihe. in der der Fremde faß und ruhig zeichnete.
..Sieh dir einmal genau den Menfchen an.“ raunte er ihr zu. ..der vorn auf dem dritten Fauteuil fißt.‘‘
Die Angelika nickte.
Auf der Bühne entfiand jetzt eine tödliche Paufe. Die Angelika hatte in der Erregung ihrer Partnerin das Stichwort niäft gebracht. Und nun erhob fich der Fremde. der auf der erfien Parkettreihe faß. und verließ während des Spiels das Theater.
Alexander wäre am liebften über die Rampe gefprungen und ihm nachgeeilt. Wie gelähmt fpielte er weiter. Er deklamierte feinen Part herunter. ohne felbfi die Worte zu verfiehen. die er zu fprechen hatte. Was wollte diefer Menfch von ihm? Weshalb verfolgte er ihn bis in das Theater? An wen erinnerte er ihn? Hatte er ihn fchon einmal im Leben gefehen? . . . Er zerbrach fich den Kopf. ohne auf diefe Fragen eine Antwort zu finden. Als die Vorftellung zu Ende war. wartete er auf die Angelika - feit vielen Wochen wieder zum erfien Male. Er erzählte ihr feine Begegnung. Sie hörte ihm gefpannt zu und fand ebenfowenig wie er eine Erklärung für das feltfame Gebaren. Auch im

Theater kannte niemand den Fremden. Irgend ein Maler. der offenbar ein Modell fuchte und ihn für feine Zwecke verwendbar fand. Gut denn - er hätte ihm das harmlofe Vergnügen nicht fiören follen. Aber wie kam es. daß er die Erinnerung an diefen Fremden nicht los wurde und fefi davon überzeugt war. ihm wieder zu begegnen.
Die Proben nahmen ihren Fortgang - man fiand nur noch we-
nige Tage vor der Premiere des Hamlet. Alexander verglich fich mit einem kranken. flügellahmen Vogel. der traurig auf der Erde. hockt und fich mühfam fortfchleppt. Seine ganze Leifiung fchien ihm hohl und ohne innere Notwendigkeit - und je mehr fie fich nach außen rundete. defio deutlicher empfand er ihre innere Leere. Wenn der Hamlet miß-
lang. war das Theater für ihn erledigt. Er mußte dann den Mut haben. ihm den Rücken zu kehren. und fehen. auf irgend eine anftändige Weife fich fortzuhelfen. Nur fich felber keinen Dunfi vormachen - nur nicht in die Kategorie verkannter Genies fich einreihen. die das ganze Leben hindurch fich felbfi belügen. Davor graute ihm. Befier ein ganzer Schufier als ein halber Künfiler. Gott mochte wiffen. ob er nicht eines fchönen Tages wieder in feiner Heimat fein. geräufchlos in die niedrige Stube der Großeltern treten und fich ftill an das Fenfter fehen würde. da wo die große Glaskugel hing. um demütig nach Pech und Pfriemen zu greifen! Die Großeltern mochten ihn wie eine Er-
fcheinung anftarren und die Menfchen der kleinen Stadt die Köpfe über ihn fchütteln - ihn follte es nicht irre machen. Kein überflüffiges Wort reden - das Handwerk ruhig erlernen -- arbeiten und ftill in fich hineinträumen.
Die Angelika lachte. als er einmal zu ihr davon fprach. während es fie doch kalt überlief. ..Man kann den Hamlet miferabel fpielen.“ fagte fie zornig. ..und doch ein Schaufpielergenie fein. Wie viele Künfiler haben Iahre gebraucht. ehe man ihr Talent und ihre Eigenart entdeckte.“
..Du mißverfiehft mich völlig.“ erwiderte er mit großem Ernft.
..Ich könnte als Hamlet glatt durchfallen und würde nicht einen Augen-
blick an mir zweifeln. wenn iäf innerlich mein Wachstum fpürte und das Bewußtfein des künfilerifchen Erlebniffes hätte. Darauf allein käme es für mich an. Dann könnten Hinz und Kunz über mich reden und fchreiben. wie es in ihren Kram paßt - ich würde mir kein graues Haar darüber wachfen laffen. Ich bin mir ja fo klar.“ fuhr er mit ge-
dämpfter Stimme fort. und um feine Mundwinkel zuckte es bef'tändig.

..daß ich heute die Rolle nicht auszufchöpfen vermag. daß es mir dazu an Reife fehlt und an geiftigem Befiß - felbftverftändlich - und doch hat der Studiofus völlig recht: Sein oder nicht fein - das ifi hier die Frage. Man kann als Hamlet total verfagen -- man kann für diefe Aufgabe fo ungeeignet wie nur möglich fein - und muß doch an gewiffen Stellen fein fchaufpielerifches Alibi nachweifen können - fonft i| man ein plumper Schwindler und Betrüger. Und ich fpreche bis heute nur leere Vokabeln - vom Wefen des Hamlet bringe ich auch nicht einen Schatten. Das klingt hart - ifi aber die Wahrheit. Meinft du. ich fühle es nicht? . .

„Ganz falfch." entgegnete fie. und ihre Wangen brannten und ihre Augen funkelten. ..Verfiehe ich auch nicht alles. was du redeft. fo merke ich doch. wohin du zielfi. Und da fage ich: Blanker Unfinn ift. was du fprichfi. Du haft als Romeo dein Talent bewiefen. und alle Kollegen fpüren fo deutlich wie ich. daß auch dein Hamlet voll Blut und Leben ift. Warum quälft du dich und grübelfi fo viel? Kann man denn bei den öden Proben in Stimmung kommen? Verfieht denn einer von uns das Stück? Weder der Direktor noch der Regiffeur haben eine Ahnung. Warte ab. bis du im Koftüm fieckft - laß die Generalprobe vorüber fein - und du pfeifft aus einem anderen Loch!"

..Kann fein - b r au cht aber nicht zu fein. Jm übrigen halte ich die Flinte noch mit beiden Händen feft - fällt mir nicht im Traume ein. fie vor der Schlacht ins Korn zu werfen. Aber kann ich nicht Viktoria rufen. fo will ich ftark genug fein. um den Lauf gegen mich felbft zu richten."

..Hm." machte fie und blinzelte ein wenig mit den Augen. die voller Tränen ftanden. Er fah es niäft - und beide fchwiegen.

Sechfies Kapitel:

Auf einer der nächften Proben kam ein Zwifchenfall vor. der alle Berechnungen über den Haufen zu werfen fchien. In der kurzen Szene. die Hamlet mit den Sihaufpielern hat. verlangte der Regiffeur von Alexander. daß er einen herrifcheren Ton als bisher anfchlage. Alexander lehnte höflich. jedoch beftimmt die Weifung ab. mit dem Bemerken. daß fie feiner Auffaffung zuwiderlaufe. Die Schaufpieler fpißten die Ohren. Der Regiffeur trat dicht auf Alexander zu.

..Was foll denn das bedeuten?" fragte er. Die Stimme fchlug ihm bereits über. und auf fein bartlofes Komödiantengeficht traten kreidige Flecken.
..Ich hab* Ihnen meine Antwort gegeben -- ich kann es nicht fo machen." erwiderte er kurz. ..Quälen Sie mich alfo nicht."
Er ftriclt fich nervös das Haar zurück und hielt nur mühfam an fich.
Die Angelika ftand plötzlich an feiner Seite. Sie wollte den Mund auftun - aber ein gebieterifcher Blick Alexanders machte fie ver-fiummen. Sie begriff im Nu. daß er diefe Sache allein ausfechten wollte.
„Werden Sie auf der Stelle fo probieren. wie ich es verlange?“
Er nahm bei diefen Worten eine drohende Haltung an und rückte ihm fo nahe an den Leib. als wollte er fiat an ihm vergreifen.
..Ich will nicht.“ antwortete Alexander. ..Und nun beläftigen Sie mich nicht länger." Und mit einer rafchen Bewegung fchob er den er-regten Mann beifeite.
Was nun vor fich ging. gefchah mit einer folchen Gefchwindigkeit. daß keiner der Augenzeugen nachträglich imftande war. die Szene zu fchildern. Der Regiffeur hob beide Fäufie zum Schlage gegen Alexander - die Angelika fcltrie laut auf - Alexander aber packte beide Hand-gelenke feines Angreifers. die er feft umklammert hielt. als wären fie in einem Schraubftock.
,.Loslaffen!" fcltrie der Regiffeur mit kreifchender Stimme.
Alexander fcltüttelte nur fiumm den Kopf. Der Mann verfuchte mit allen Mitteln. fich zu befreien - aber gegen diefe junge Bärenkraft war er wehrlos. Die Schaufpieler wollten dazwifclten treten und die beiden trennen. Doch jeder wich vor den drohenden Blicken Alexanders zurück. der alle Ruhe und Selbftbeherrfchung verloren zu haben fcltien. Nun trat eine Totenftille ein. Einer ftürzte von der Bühne. um den Direktor herbeizuholen. Aber der war nicltt im Haufe. Was halfen der Angelika ihre flehenden Blicke - er bemerkte fie kaum - er fah nicht. daß jeder Blutstropfen aus ihrem Geficht gewichen war; er hörte nicht. wie fie leife in fich hineinwimmerte. Er weidete fich ein paar Minuten an feinem Opfer. und diefe kurze Spanne Zeit dünkte allen eine Ewigkeit. Dann fagte er plötzlich mit fchneidender Stimme: ..Ich werde Sie jest loslaffen. Aber wenn Sie mich noch einmal wie ein Vieh behandeln follten. prügele ich Sie. wie Sie noch nie geprügelt worden find."
Hierauf gab er ihn frei und eilte in feine Garderobe. Die An-

gelika fchlich wie ein Hund hinter ihm her. Sie fprach kein Wort. Sie kauerte lautlos zu feinen Füßen. fie hörte. wie fein Atem unruhig ging. fie fah. wie er finfier vor fich hinftarrte und feine Umgebung vergeffen zu haben fchien.

Die Probe war inzwifchen aufgehoben worden. und der Regiffeur war zum Direktor geeilt. um den Vorgang zu melden.

..Sie find ein Efel." brüllte ihn der Direktor an. ..Kurz vor der Premiere eine folche Szene zu provozieren. dazu gehört eine Theater-fremdheit ohnegleichen. Machen Sie auf den erfien Proben fo viel Skandal. wie fie wollen. aber fchmeißen Sie mir nicht in letzter Stunde die Vorftellungl"

..Mit einem telephonifchen Anruf habe ich zehn Hamlets - in den Agenturen wimmelt es von Heldendarftellern."

..Ich danke Ihnen für Ihren guten Ratfchlag. mit dem Sie mir auch die Ophelia glü>lich aus dem Haufe treiben werden. Oder bilden Sie fich etwa ein. daß die mit einem anderen fpielt? Was foll ich denn jeßt tun?" fchrie er wütend. ..Die Bude fchließen? Werden Sie für mia) die (Hagen zahlen. mein Verehrter? Na alfo. Warum bringen Sie mich denn in folche Verlegenheit. Sie benehmen fich. als wenn Sie feit gefiern beim Theater wären.‟

..Ich kann ja fofort gehen.“ antwortete der Negiffeur. ..In keinem Falle bleibe ich. wenn diefer Burfäfe bei uns den Hamlet fpielt. Im übrigen halte ich es für ein Glück. Es wäre zu einem Skandal ge-kommen. Der Menfch hat keine Ahnung vom Hamlet. Wie ein Schwein fpielt er."

..Erzählen Sie mir keine Gefchichten. Der hat Talent. Das wiffen Sie fo gut wie ich. Es ifi eine Sache für fich. daß er da-neben ein unausftehlicher Patron ifi. Und nun laffen Sie mich allein. Ich werde mir den Fall überlegen und Sie) dann verfiändigen. zu welchem Refultate ich gelangt bin.“

Als der Direktor allein war. duräfmaß er mit aufgeregten Schritten fein Zimmer. Es war eine vermaledeite Gefchichte. Er fah keinen Ausweg. Entweder er verlor Alexander und Angelika - oder der Regiffeur ging auf und davon. Er wollte weder das eine noch das andere. Der Regiffeur war ein brauchbarer Menfch - ein fogenanntes Arbeitstier. das fich von ihm treten und ausnußen ließ. dabei ihm ftets nach dem Munde redete und abfolut zu ihm hielt. Und Angelika war ein Treffer. wie ihn ein Theater alle Jubeljahre nur einmal machte.

Die reines Herzens find Felix Hollaender
Aus der ließ fich Kapital fchlagen. Aber davon ganz abgefehen. erfüllten ihn heimliche Wünfche. an deren Verwirklichung er feit der leßten Unterredung nicht mehr zweifelte. Ein niederträchtiges Lächeln glitt über fein Geficht. Man mußte das Neß nur richtig zu legen wiffen. damit einem der Vogel ins Garn ging. Man durfte nichts übereilen und überf'türzen - man mußte in Liebesdingen Geduld haben und warten können. bis einem die reife Frucht zufiel. O. er kannte all die kleinen Kniffe und fauberen Praktiken. mit denen man langfam aber ficher zum Ziel gelangte. Seine Miene hellte fich plößlich auf. Ein durchtriebener Einfall kam ihm. Vielleicht würde ihn diefe ärgerliche Affäre ein gutes Stück Weges weiter bringen.
Fortfeßung in der Oktober-Nummer.

Leutnant Rottmann:

Rußland und das Slaventum.

Mehr denn je haben fich in der leßten Zeit unfere Blicke. ja die Augen der ganzen Welt auf den Offen unferes deutfchen Vaterlandes gerichtet. auf jene preußifchen Provinzen. in denen bereits feit Jahrzehnten der Deutfche in fchwerem Kampfe gegen das rückfichtslos vordrängende. alles Deutfche haffende und nur auf Wiederherftellung feiner früheren Macht und Selbftändigkeit bedachte Polentum fieht. War es endlich nach jahrelangem mühevollen Ringen gelungen. dem weiteren Vordringen diefes Gegners Einhalt zu gebieten. fo fchien es doch eine Zeitlang faft. als follten alle die Früchte langer. emfiger Arbeit im Dienfie des Vaterlandes in ihrem weiteren Gedeihen behindert werden. Zum Helle für das gefamte Deutfchtum gelang es dann in letzter Stunde doch noch. das Gefelz durchzubringen. durch das dem fchwer kämpfenden Deutfchtum in der Oftmark die Wege zum Siege geebnet werden follen. Wenn die polnifche Frage damit auch vorläufig zu einem gewiffen Abfchluß gekommen ifi. fo dürfte es doch gerade jest von befonderem Intereffe fein. auch einmal eine aus der Feder eines Slaven fiammende Betrachtung über die Macht und Bedeutung nicht nur des Polentums. fondern überhaupt des gefamten Slaventums kennen zu lernen. Zu diefem Zwecke foll in nachftehendem ein Auszug wiedergegeben werden. den eine der führenden militärifchen Zeitfchriften Rußlands jüngfk von einem vor kurzer Zeit erfchienenen Werke „Das Slaventum" von Profeffor Florinski veröffentlicht hat. In diefem find die wichtigfien Angaben des Werkes kurz und anfchauliih zufammengefiellt. fo daß man ein nicht nur intereffantes. fondern gleichzeitig auch lehrreiches Bild von der Entwicklung. Ausdehnung und Bedeutung der gefamten flavifchen Welt erhält. Mit Recht betont der Verfaffer des Auszugs. daß das Werk dadurch von befonderem Werte ift. daß es nicht nur eine ftatiftifch-ethnographifche Zufammenfiellung enthält. fondern fich im zweiten Teile aua) mit der politifchen Rolle und kulturellen Bedeutung eines jeden der neun flavifchen Völker auseinanderfeßt.

Machen wir uns nun an der Hand des Auszugs zunächft mit d e m
erfien Teil des Florinskifchen Werkesz der gefchiäftlichen
Entwicklung und jetzigen Ausbreitung des Slaven-
t u m s näher bekannt!
Die Slaven werden zum erften Male bei den Gefchichtsfchreibern
des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. unter dem Namen Veneder oder
Wenden erwähnt; erft nach dem 2. Jahrhundert erhalten fie ihren jeßigen
Namen. Gleich den anderen Ariern wanderten fie aus Mittelafien nach
Europa ein und festen fich anfangs in dem Gebiet zwifchen den Karpathen
und dem Baltifchen Meeref zwifchen der Weichfel und dem mittleren
Dnjepr fefi. Von hier aus wendeten fie fich im Laufe der Jahrhunderte
teilweife nach Weiten. teils nach Süden und teils nach Offen und
bewohnen heute in Europa und Afien eine Fläche von der gewaltigen
Größe von 400 000 geographifchen Quadratmeilen. Die äußerfien
Grenzen des von den Slaven bevölkerten Gebiets find etwa folgende:
im Norden das Eismeer und die Ofifeef im Süden das Adriatifche,
* Agäifche und Schwarze Meer- der Hindukufm und die große chinefifche
Mauer. im Ofien der Stille Ozean und im Weiten die mittlere Elbe.
der Böhmer Wald und die Norifchen Alpen. Auch außerhalb diefes
weiten Gebiets finden fich noch flavifche Anfiedelungenf die bedeutendfien
davon in Amerika. Die Nachbarn der Slaven gehören den verfchiedenfien
Volksftämmen anz die größte Bedeutung für das Slaventum haben die
drei großen im Wefien angrenzenden Gruppen: die Deutfchem die
Magyaren und die Rumänen. Diefe haben allmählich zwifchen den
Slaven fefien Fuß gefaßt und den wefilichen Teil ihres Gebiets in
zwei Hälften- eine nordwefiliche und eine füdwefilichei geteilt. Am
meifien ift das Slaventum vom Deutfchtum verdrängt wordenf das ihm
gegenüber auch heute noch die Stellung des Angreifers einnimmt und
nach und nach in das flavifche Land vorzudringen fucht. Neben den
Deutfchen nnd den Magyaren find auch die Juden befonders gefährliche
Gegner des wefiflavifchen Befißfiandes. vor allem in Poleni Wefirußland
und in dem von den Slovaken bewohnten Teile Nord-Ungarns. Infolge
diefer Verhältnifie erfiarkt und vermehrt fich der flavifche Volksfiamm
nicht im Weiten, fondern im Ofiem wo er auf keinen fo fiarken Wider-
fiand feitens der benachbarten fremden Stämme fiößt.
Der flavifche Stamm befieht aus neun Einzel-
völkern, die man gewöhnlich in die folgenden 3 Gruppen einteilt:
1. die öfiliche oder ruffifchex die fich wieder aus 3 einzelnen Zweigen zu-

.f 1 Ax:
* Noeffier. 3?;
e " :Ek-L- ..
i
*Ii-.717e **
Z?
Erich Felder. '7-
W 7â€œ.- _je-_*.J'N-q'y. --. *.4- ..ÃŸ--*1

..wo
- Floriuskifchen l
n d j e h i g e n A
k L-.mete Vene“ -_ der
, „Z7,
en fie ihren * ige-.l
hier aus wende
**efien. teils nach‟ _ u
in Europa nnd Afir
' *l geographiiltf i .uadratm . z
Grenzen d den Slaven der* 9 en Gebiets .- twa olg
*_ im Norden ' meer und die g das Adriatifc
d r. _ U ll', _ z x roß: elf-inn!
. ' - *' x ictlere E '
-l
F
Größe 'oo i
d die *
4, weiten Gebiets f. g ch noch ilavifrhe A y . . e . s*
dar-on in Amerika. » - Nachbarn der Sirenen geh den verfehlt-k '
Volksfiämmen er.; die ßie Bedeutung für das aventure habe-u
4 ei ?gr en im Wrf.. :grenze-nde.: Grupp Deütfetken.
,- Z-Ö'» '*1 *er* und die Rum -n, Diefe haben allm _q zwifchen
YUV. '* 1- Fuß gefaßt: “ *' in auch he noch "e ' - ng s »im (mt md-
naäi in das flavifche Land * .Verlagen fuchr. Neben den
Deutfs..n. *cn Magyar-.en find aus* die *den befonders gefährli-.L'e
Gegner des '*'avifchen Befißftandcs. vor a-: '- ofen: Wcfia-rßhrp*
.z und in dem x , *n Slovaken bewohnte:: Teile Z eos In?“
Ö diefer Verl_ * nrti und vermehrt fich 4 *
nicht ir'. Weite.. * *im Often. wo er auf , 4
ftanv leitens d z* en fremden Wär* Ü *ößn , z
a' 11-- bez, *us nenn Einer; .k
gewöhp - *MJ* en 3' *Trium-rn entre-.ltr _z
' - 3 einzelner; »Zw-rigen zu-

»7. *sperren-W.
f-
.*i' 27:2 ki:: -
1,- _“ . 'X
.xi-*W 7 4 .ii ,Ö -
-Ky'l-*' I-fi(. .f- *
'i *1 * 7. l K i
F. G. Waldmüller.
* * Kirchgang im Frühling.
Zum Effah v. Erich Felder.
?ale-:stein: Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Roeffler.

EMPTY

fammenfeßt. den Groß-Rufien. den Klein-Rufien und den Weiß-Ruffenz
2. die füdliche oder füdweftliche. zu der die Bulgaren. die Serben mit
den Kroaten (Ehorwaten) und die Slovenen gehören; 3. die weltliche
oder nordwefiliche. die von den übrigen Völkern gebildet wird; den
Tfchechen. Slovaken. Sorben-Wenden. Polen und Kafchuben.
J n fr ü h e r e r Z e it (im 9. und 10. Jahrhundert) waren die
flavifchen Anfiedelungen bedeutend umfangreicher und reichten weit über
die jetzigen Grenzen hinaus. An der Elbe und der baltifchen Küfie
faßen die polabifchen und die pomorjanifchen Slaven. die wieder in
mehrere kleinere Stämme zerfielen. Das ganze heutige Pommern be-
wohnten die Pomeraner. deren heutige Nachkommen die Kafchuben in
der Provinz Wefipreußen find. Das ganze Land zwifchen Saale. Böhmer-
wald und der Oder und deren Nebenflüffen war von den Stämmen der
Sorben. Miltfchanen und Lufchitfchanen befiedeltz ein Uberreft davon
ift der kleine. am Oberlauf der Spree in der Ober- und Niederlaufiß
wohnende Stamm der Sorben-Wenden.
Der größte Teil diefer weftlichen Stämme ift infolge des Vor-
dringens des Deutfchtums zugrunde gegangen.
Weftliä) der Pomeraner und nördlich der Sorben. fowie wefilich der
unteren Elbe und auf den Jnfeln Rügen und Wollin wohnten im Mittel-
alter zahlreiche flavifche Völkerfchaften. die zufammen 2 große Stämme.
Bodrißen und Lutißen genannt. bildeten. Die erfieren faßen etwa im
heutigen Mecklenburg und Holfiein. die letzteren öfilich und füdlich davon.
In zahlreiche Gefchlechter gefpalten. die in ewigem Streit untereinander
lebten. vermochten die polabifchen Slaven dem Vordringen der romanifch-
germanifchen Welt nicht zu widerfiehen. Nachdem fich ihr Ringen mit
den Normannen. Dänen und Deutfchen mehrere Jahrhunderte hin-
gezogen hatte. endete es fchließlich mit ihrem völligen Untergang. Die
Germanifierung der Befiegten vollzog fich fo rafch. daß fie bereits im
15. Jahrhundert beendet war. In der Mitte diefes Jahrhunderts war
das flavifche Element zwifchen Elbe und Oder fchon fafi verfchwundenz
einige Zeit länger hielt es fich nur noch in dem füdwefilichen Teil von
Mecklenburg. Weftlich der Elbe dagegen. im Lüneburgifchen. erhielt fich
die polabifche Sprache wie durch ein Wunder noch bis in das 18. Jahr-
hundert hinein. .lhier foll es fogar im erften Viertel des verfloffenen
Jahrhunderts noch flavifch fprechende Leute gegeben haben. Später
ift die flavifäfe Sprache jedoch auch hier ausgeftorben: heute gibt es kein
Polabifch bezw. Elbflavifch mehr.

In gleicher Weife erftreckten fich die flavifchen Anfiedelungen auf der Balkan-Halbinfel vom 7. bis 9. Jahrhundert und auch fpäter noch wefentlich weiter nach Süden als heute. Jeet reichen fie füdlich nicht über Mazedonien hinaus. während in früherer Zeit fogar die füdlichften Teile der Halbinfel. Epirus. Theffalien. Attika. Böotien und der Peloponnes von den Slaven überfchwemmt waren. Ihre Spuren finden fich noch in zahlreichen Ortsbezeichnungen des alten Hellas und in einer großen Zahl flavifcher Worte in der griechifchen und albanefifchen Sprache. Die Gefchichte hat uns auch die Namen einiger diefer flavifchen Gefchlechter. die weiter füdlich angefeffen waren. überliefert. fo faßen die Welefitfchen in Theffalien und die Woinitfchen in Epirus. Später mußten alle diefe Völkerfchaften den Griechen und Albanefen weichen. Auf dem Peloponnes ift bis zum 15. Jahrhundert von ihnen die Rede.
In der erften Hälfte des 9. Jahrhunderts waren auch fämtliche D o n a u l ä n d e r von den Oftkarpathen bis an die Grenzen des heutigen Tirol und Salzburg von Slaven befiedelt. Auch bildeten fie im heutigen Rumänien und Siebenbürgen. im füdlichen- und weftlichen Ungarn. in Ober- und Nieder-Ofterreich. in Steiermark und im nördlichen Kärnten den Hauptbeftandteil der Bevölkerung. Jhr allmähliches Verfchwinden beginnt hier noch im 9. Jahrhundert; ihre Gebiete wurden von den Deutfchen. Magyaren und Rumänen in Befilz genommen. die einen Teil der Sitten und Gebräuche fowie der Sprache der früheren Bewohner mit annahmen. Dies zeigt fich befonders deutlich in der magyarifchen und in der rumänifchen Sprache.
Außerdem beftanden in alter Zeit noch in Kleinafien. Syrien. Nord-afrika. Spanien. Sizilien und Arabien flavifche Kolonien. von denen allerdings jest keinerlei Spuren mehr zu finden find.
Dafür war das Slaventum früher nach Often nicht fo weit ausgebreitet wie jest. Die Anfiedelungen reichten nicht über den Ladoga-fee und die Quellgebiete der Wolga. der Oka. des Don. und des Donez hinaus. Die Verlufte. die das Slaventum im Laufe der Jahrhunderte dadurch erlitt. daß es feine Befißungen im Weften und z. T. auch im Süden aufgeben mußte. wurden durch die Möglichkeit der Ausbreitung des ruffifchen Volksfiammes im Often wieder wett gemacht. Der haupt-fächlichfte Gegner des Slaventums if't. wie früher. fo aua) heute noch das Deutfäftum. das mit der größten Energie nach Often vorzudringen

fucht. Dem Beifpiel ihrer deutfchen Nachbarn folgen die Magyaren.
die ebenfalls auf Kofien der Slaven ihr Volkstum auszubreiten fuehen.
Nach den neuefien Fefifiellungen beträgt die Stärke des
flavifchen Stammes im ganzen etwa 1487, Millionen.
Hiervon entfallen. in runden Zahlen ausgedrückt. auf die Ruffen
103 Millionen. auf die Bulgaren 51/2. die Serben und Kroaten 9. die
Slovenen 11/7. die Tfchechen 71/3. die Slovaken 21/2 und die Polen
19 Millionen. auf die Sorben-Wenden 160 000 und auf die Kafchuben
'370 000, Das jährliche Wachstum des flavifchen Stammes kann auf
etwa 21/2 Millionen angenommen werden.
Stellt man der für den _flavifchen Stamm angeführten Zahl von
148l/2 Millionen die Stärkezahlen der Nachbarftämme gegenüber. fo
erhält man folgendes Bild von den Stärkeverhältnifien (fämtliche
Ziffern geben die runde Zahl der Millionen an): Deutfche 90 (hiervon
in Europa 771/.. im Deutfchen Reiche felbft 52). Italiener 30. Rumänen
9. Magyaren 9. Griechen 5. Albanefen 13/4 und Türken-Osmanen 12
(davon in Europa 1).
Nicht alle flavifchen Stämme waren imfiande. felbftändige
Reiche zu bilden. Nur den Ruffen und einem Teil der Bulgaren
und Serben ift dies gelungen. Die Tfchechen. Polen und Kroaten
waren einft felbfiändig. haben ihre Selbfiändigkeit jedoch fchon längft
wieder verlorenz die kleineren Stämme. wie die Slovaken. Slovenen ufw.
haben fich niemals der Unabhängigkeit erfreuen können. Nur das
rufiifche Volk hat ein großes Reich zu gründen vermocht. in dem die
Hauptmaffe desfelben. etwa 100 Millionen. lebt. Bloß ein kleiner
Teil des rufiifchen Stammes ift einer fremden Monarchie. Öfterreich-
Ungarn. untertan: das fogenannte karpathifäfe Rußland mit 41/2 Mil-
lionen Seelen. Der größte Teil der Bulgaren hat fich mit Rußlands
Hilfe befreit und ein felbftändiges Fiirfientum gegründet; die iibrigen
Bulgaren befinden fich unter der Herrfchaft der Türkei. Von den
Serben find die Bewohner des Königreichs Serbien und des Fürften-
tums Montenegro unabhängig. der Reft ift von Öfterreich-Ungarn
bezw. der Türkei abhängig. Von den anderen flavifchen Völkern
gehören die Polen zu Deutfchland. Öfterreich und Rußland. die Tfchechen
und Slovenen zu Öfierreich. die Slovaken zu Ungarn. die Wenden zu
Preußen und Sachfen. die Kafchuben zu Weftpreußen. Außerdem ift
eine ziemlich große Zahl Slaven nach den Vereinigten Staaten von
Nordamerika und Brafilien ausgewandert.

Auf die einzelnen Staaten verteilen fich die 148"/2 Millionen Slaven in runden Zahlen wie folgt: in Rußland leben 1071/2. in Bulgarien 3- in Serbien 21/, Millioneni in Montenegro 235 000- in Öfierreich 25 Millionen7 in der Türkei 21/3- in Deutfchland 4. in Amerika 3 Millionen- in Rumänien 100 000- in Jtalien 45 000l in den übrigen Staaten Europas und einigen afiatifchen Reichen (Ehiwa- Buiharar Perfienz Ehinaz Japan) '300 000. Die Hauptmaffe der Slaven wohnt alfo mit 72 c'/0 in Rußland. dann in Öfierreich-Ungarn ungefähr 17 0/m in Deutfchland 3 "/„z in Bulgarien und Amerika je 2 o/m in Serbien und der Türkei je 11/79/m in Montenegro und den übrigen Staaten zu- fammen 3/4 "/0.

über die Zugehörigkeit der Slaven zu den verfehiedenen Glaubensbekenntniffen find nur ungefähre Unterlagen vor- handen. Danach gehören der griechifch-orthodoren Kirche etwa 70"/m dem römifch-katholifchen Glauben 23 "/o. befonderen Sekten 2-3 0/0 an. Zu den Unierten zählen 2-7 0/m zu den Proteitanten und den Moham- medanern je 1 o/„.

Troß der Ähnlichkeit der verfchiedenen flavifchen Sprachen i| es den Slaven nicht gelungen. fich eine gemeinfame Lite ratu r- fprache zu fchaffen. in der fick» wie in der deutfchenz franzöfifchen und italienifchenz die verwandten Dialekte zufammenfinden könnten. Bei den drei genannten Völkern ifi die gemeinfame Literaturfprache ein wichtiges Bindeglied der nationalen und kulturellen Einheit. Dabei wird jedoch der heimatliche Dialekt im Verkehr untereinander und in der volkstümlichen Liter-atm bewahrt. Anders bei den Slaven: Hier hat fich fafi jedes von den 9 flavifchen Völkern eine befondere Literaturfprache gefchaffen. während die gemeinfchaftliche Sprache. das fogenannte Kirchenflavifchez heute nur noch im Gottesdienfi der Griechifeh-Ortho- doren im Gebrauch ift. Jnfolge der Armut ihrer eigenen Literatur waren mehrere von den kleineren flavifchen Völkern fogar gezwungen7 die Literatur größerer und kultivierterer Stämme aufzunehmen. Bei diefen bedienen fich die gebildeten Stände nicht nur in der Literatur- fondern auch im gefellfchaftlichen Leben fremder Sprachen, insbefondere der deutfcheni magyarifchen und italienifchen.

Von den verfchiedenen flavifchen Sprachen hat die rufiifche die größte Bedeutung weil fie nicht nur für die fämtlichen im ruffifchen Reiche wohnenden Angehörigen des flavifchen Stammes, f ondern auch für 50 Millionen in Rußland angefeffener Nicht-Slaven als Staats-

fpraihe von der größten Wichtigkeit ift. Außerdem verbreitet fie fich jest immer mehr auch unter der Bevölkerung der übrigen flavifäfen Länder.
Das Bewußtfein der gegenfeitigen Verwandtfchaft ifi fchon von alters her den meifien flavifchen Völkerfchaften in hohem Maße eigen gewefen. Es kommt nicht nur in den Denkmälern der flavifäfen Literatur zum Ausdruck. fondern auch im Leben der flavifchen Völker felbfi. ins- befondere in dem Intereffe an dem Gefchick derjenigen Teile des flavifchen Stammes. die fich politifch in bedrängter Lage befinden. Am deutlichfien hat fich diefes Gefühl in der neueren Zeit in der tätigen Anteilnahme des ruffifchen Volkes an der Befreiung der Serben und Bulgaren von dem türkifchen Ioch gezeigt.
Gehen wir nun zum zweiten Teil des Werkes. der Charak- terifiik der einzelnen Völkerfchaften. über.
Der zahlreichfie und mächtigfie Zweig des flavifchen Stammes. die Ruff en. bewohnen die weiten Gefilde des öfilichen Europa und des nördlichen Afien. Die Grenzen des eigentlichen rufiifihen Volksgebietes zu befiimmen. ifi ziemlich fchwierig. da die ruffifche Bevölkerung innerhalb des ruffifchen Reiches mit mehr als 100 anderen Völkerfchaften vermifcht ifi. Im weiteften Sinne des Wortes muß man als folches das ganze Land von Polen bis Wladiwofiok und Samarkand bezeiäfnen. Verfieht man dagegen unter rufiifäfem Gebiet nur diejenigen Landfiriche. in denen die Ruffen mehr als 50 0/., der gefamten Bevölkerung ausmachen. fo kann man nur Groß-. Klein- und Weiß-Rußland dazu rechnen; in den uner- meßlichen Gefilden des ruffifchen Afien lebt nur ein kleiner Teil des ruffifchen Stammes (ungefähr 61/: Millionen). In 52 Gouvernements bezw. Kreifen bildet das ruffifche Element die erdrü>ende Mehrheit der Bevölkerung. Im ganzen waren nach den Ergebniffen der Zählung im Iahre 1897 66.79 0/0 der Bevölkerung des Reiches Ruffen (ohne Finn- land. wo das rufiifche Element nur fehr fchwach. mit 0.2 "/0 vertreten ifi). In Anbetracht des ftärkeren Anwachfens der ruffifchen Bevölkerung im Verhältnis zu den fremden Volksfiämmen ift anzunehmen. daß die Rufien jetzt mindefiens 68 o/0 der Gefamtbevölkerung bilden,
Der andere. kleinere Teil des von den Ruffen bevöl- kerten Gebietes gehört zu Öfierreich-Ungarn. Hier be- wohnen diefelben den öftlichen Teil Galiziens. den wefilichen Teil der Bukowina und die Nordofiecke Ungarns. Dies ift das fogenannte gali- zifche. bukowinifche und ugorfche oder überhaupt das karpathifche Ruß- land. Von diefen Landfirichen bildet das ugorfche Rußland fchon feit

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:3.

View full catalog record

Copyright: Public Domain in the United States, Google-digitized.

fpraihe von der größten Wichtigkeit ift. Außerdem verbreitet fie fich jest immer mehr auch unter der Bevölkerung der übrigen flavifäfen Länder.
Das Bewußtfein der gegenfeitigen Verwandtfchaft ifi fchon von alters her den meifien flavifchen Völkerfchaften in hohem Maße eigen gewefen. Es kommt nicht nur in den Denkmälern der flavifäfen Literatur zum Ausdruck. fondern auch im Leben der flavifchen Völker felbfi. ins-befondere in dem Intereffe an dem Gefchick derjenigen Teile des flavifchen Stammes. die fich politifch in bedrängter Lage befinden. Am deutlichfien hat fich diefes Gefühl in der neueren Zeit in der tätigen Anteilnahme des ruffifchen Volkes an der Befreiung der Serben und Bulgaren von dem türkifchen Ioch gezeigt.
Gehen wir nun zum zweiten Teil des Werkes. der Charak-terifiik der einzelnen Völkerfchaften. über.
Der zahlreichfie und mächtigfie Zweig des flavifchen Stammes. die Ruff en. bewohnen die weiten Gefilde des öfilichen Europa und des nördlichen Afien. Die Grenzen des eigentlichen rufiifihen Volksgebietes zu befiimmen. ifi ziemlich fchwierig. da die ruffifche Bevölkerung innerhalb

des ruffifchen Reiches mit mehr als 100 anderen Völkerfchaften vermifcht ifi. Im weiteften Sinne des Wortes muß man als folches das ganze Land von Polen bis Wladiwofiok und Samarkand bezeiäfnen. Verfieht man dagegen unter rufiifäfem Gebiet nur diejenigen Landfiriche. in denen die Ruffen mehr als 50 0/., der gefamten Bevölkerung ausmachen. fo kann man nur Groß-. Klein- und Weiß-Rußland dazu rechnen; in den unermeßlichen Gefilden des ruffifchen Afien lebt nur ein kleiner Teil des ruffifchen Stammes (ungefähr 61/: Millionen). In 52 Gouvernements bezw. Kreifen bildet das ruffifche Element die erdrü>ende Mehrheit der Bevölkerung. Im ganzen waren nach den Ergebniffen der Zählung im Iahre 1897 66.79 0/0 der Bevölkerung des Reiches Ruffen (ohne Finnland. wo das rufiifche Element nur fehr fchwach. mit 0.2 "/0 vertreten ifi). In Anbetracht des ftärkeren Anwachfens der ruffifchen Bevölkerung im Verhältnis zu den fremden Volksfiämmen ift anzunehmen. daß die Rufien jetzt mindefiens 68 o/0 der Gefamtbevölkerung bilden,

Der andere. kleinere Teil des von den Ruffen bevölkerten Gebietes gehört zu Öfierreich-Ungarn. Hier bewohnen diefelben den öftlichen Teil Galiziens. den wefilichen Teil der Bukowina und die Nordofiecke Ungarns. Dies ift das fogenannte galizifche. bukowinifche und ugorfche oder überhaupt das karpathifche Rußland. Von diefen Landfirichen bildet das ugorfche Rußland fchon feit

alter Zeit einen Teil des Königreiäjs Ungarn. Galizien ifi nach der Teilung Polens im Iahre 1772 an Öfierreich gefallen. während die Bukowina auf Grund des Vertrags vom Iahre 1776 von der Türkei an Öfierreich überging. Außer in Rußland und O'fierreich leben zahlreiche Ruffen noch in vielen Großfiädten Weft-Europas und in verfchiedenen afiatifchen Reichen. auch finden fich bedeutende Anfiedelungen in Amerika, Im eigentlichen ruffifchen Reich befteht. wie gefagt. die Bevölkerung zu 2/3 aus Ruffen. das andere Drittel gehört den verfchiedenften Raffen und Stämmen mit den verfchiedenfien Sprachen und Dialekten an. Von diefen letzteren Volksftämmen bilden nur die Polen mit 60/0 und die Inden mit 4"/0 der Zahl nach fiärkere Gruppen. Betraäftet man die Verteilung aller diefer fremden Stämme auf einer Völkerkarte. fo findet man. daß fie in der Hauptfache nur an den Rändern des ruffifchen Gebietes angefefien find. und daß fie in das Innere desfelben nur als ganz kleine Infelchen vorgedrungen find. Im Weften werden diefe in der Überzahl von den Iuden. Polen. Finnen. Deutfchen. Rumänen und Magyaren gebildet. im Ofien von den Völkern des uralaltaifchen Zweiges. Im ruffifchen Reiche ordnet fich der größte Teil der Fremdvölker. insbefondere der öftlichen. willig der kulturelle-n Einwirkung des Ruffentums unter. dafür hat der ruffifche Volksfiamm in dem karpathifchen Rußland infolge feiner geringen Zahl und feiner untergeordneten Stellung Bedriickungen von feiten der Polen. Inden. Rumänen und Magyaren zu erdulden.

Der ruffifche Volksfiamm befieht aus drei Gruppen: den G r o ß-. K l e i n- u n d W e i ß r u ff e n. Die Entftehungsgefäfichte diefer drei verfchiedenen Zweige ift wiffenfchaftlich noch nicht geniigend geklärt. doch ift es unzweifelhaft. daß fie fich im 14. und 15. Iahrhundert unter dem Einfluß der durch das Tatarenjoch gefchaffenen Verhältniffe gebildet haben. Der großruffifche Zweig ift unter dem Einfluß der Herrfchaft des Großfürfientums Moskau entfianden. der weißrnffifäfe unter der Einwirkung Litauens und der kleinruffifche unter derjenigen von Litauen und Polen zufammen.

Heutzutage fiehen die Großrufien ihrer Sprache nach den Weißruffen am nächften. die in der Mitte zwifchen den Groß- und Kleinrufien wohnen. Eine genaue Grenze zwifchen den Siedelungen der drei Gruppen läßt fich nur fchwer ziehen. Die Großruffen überwiegen in 35 zentralen und nördliäien Gouvernements des europäifchen Rußland. die Kleinruffen

in acht füdliäjen und die Weißruffen in den vier nordweftlichen;
Mohilew. Minsk. Wilna und Witebsk.
Wie fchon erwähnt. dürfte die Zahl des gefamten ruffifchen Volkes
Ende 1906 etwa 103 Millionen betragen haben. Diefe verteilen fich auf
die drei Stammesgruppen wie folgt: Großrufien etwa 65 Millionen.
davon 643/4 in Rußland felbfiz Kleinruffen gegen Z1 Millionen. hier-
von im ruffifchen Reiche .261/2 Millionen; Weißruffen etwa 7 Millionen.
diefe faft fämtlich in Rußland felbft. Innerhalb Öfterreich-Ungarns
wohnen in Galizien 37: Millionen. in der Bukowina 350 000 und in
Ungarn 650000 Kleinruffen, Jn den andern europäifchen Staaten
zählt man zufammen 65 000. in Amerika 325 000 und in den verfchie-
denen afiatifchen Reichen 95000 Ruffen.
In religiöfer Beziehung gehört die große Maffe der Ruffen
(93 Millionen) zu den Griechifch-Orthodoren. Die in Galizien und
Ungarn wohnenden 4 Millionen Kleinruffen find Unierte. während die
Kleinruffen in der Bukowina wieder zu den Griechifch-Orthodoxen
zählen. Etwa 11/2 Millionen Ruffen find römifch-katholifchen Glaubens.
1 Million gehört religiöfen Sekten an.
Die in politifcher. religiöfer und kultureller Hinficht beftehende Einig-
keit der Hauptmaffe des ruffifchen Volkes bietet die Gewähr für fein
weiteres nationales Wachstum und die Ausbreitung und Feftigung
feinerStellung innerhalb desSlaventums, Als einheitlicheLiteraturfprache
wird das großruffifche Sprachidiom angewendet; die daneben beflehende
Literatur in kleinruffifcher Mundart hat lediglich provinziale Bedeutung.
Wefentlich anders als die L ag e des unter des Zaren Oberhoheit
lebenden Teiles des ruffifchen Stammes ifi die der Ruffen in
Ö ft e r r e i ch - U n g a r n. Jn Galizien find die Polen in allem das
tonangebende Element. wenn fie auch nur in der wefilichen Hälfte des
Landes angefeffen find, Bis in die jüngfie Zeit hinein nehmen fie die
herrfchende Stellung in dem galizifchen Lande und in feiner Hauptfiadt.
dem alten. von den Deutfchen in Lemberg umgetauften Ljwow ein.
Sie bildeten die erdrückende Mehrheit im Landtag. in ihrer Hand lag die
gefamte Verwaltung. in ihrem Befiß befand fich der Großgrundbefiß.
Dagegen nahm das ruffifche Volk überall eine untergeordnete Stellung
ein und konnte fiäj nur mit Mühe feine nationalen und politifchen
Rechte wahren. Die ruffifche (kleinruffifche) Sprache i| nur in der
Lokalverwaltung. vor Gericht und in der Volksfchule geduldet. dagegen
wird fie bei den höheren Regierungsbehörden. an den höheren Schulen

und an der Univerfität Lemberg unterdrückt. Diefe Verhältniffe werden fiat indeffen nun mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts zum öfterreichifaten Reiatsrat ändern müffen.
Auat in der Bukowina befindet fich das ruffifate Element in fehr bedrückter Lage. Hier herrfatt die deutfate Spraate in der Verwaltung. an der Univerfität Ezernowiß und an den höheren Satulen. Außerdem fuaten die Rumänen. die den größten Teil der Bevölkerung bilden. ihre Sprache und ihr Volkstum ausznbreiten. und fatließliat verfolgen dasfelbe Ziel auclt die Polen. trotz ihrer geringen Zahl (nur etwa 7 0/0 der Gefamtbevölkerung).
Am allerfatleattefien ifi jedoat die Lage der Ruffen in Un g arn. wo die Magyaren trotz der liberalen Verfaffung. durat die die Gleichbereattigung aller Volksfiämme befiimmt ifi. weder die ruffifche Sprache noch überhaupt das ruffifate Volkstum anerkennen wollen. Zudem gibt es in dem ugorfchen Rußland keine gebildete ruffifate Klaffe. da fich die Geifiliatkeit und die Lehrerfataft mit wenigen Ausnahmen felbft an 'den Magyarifierungsbefirebungen beteiligt. Auat die beiden unbedeutenden Zeitungen. die in ruffifater Spraate erfateinen. dienen nur der Magyarifierung des Volkes. Niatt nur in den Satulen. fondern fogar in der Kirclte bekommt das ruffifate Volk nur die ungarifclte Spraate zu hören. Infolgedeffen fatreitet die Magyarifierung diefes Gebietes trotz der Schwierigkeiten der Erlernung der ungarifchen Sprache rafat vorwärts.
Für die geifiige Einigung des öfierreichifaten Teils des ruffifaten Volksfiammes mit dem im ruffifaten Relate wohnenden bildet das in Galizien verbreitete fogenannte Ukrainophilentum ein wiattiges Hindernis. Es ifi dies eine feparatifiifate Bewegung. die fiat in Lemberg entwickelt hat und zum Ziele hat. die kleinruffifate Literatur von der großruffifaten abzufondern und die Kleinruffen iiberhaupt als ein befonderes flavifches Volk mit dem Reatte auf die Bildung eines befonderen Staates zur Anerkennung zu bringen. Die Anhänger der Bewegung haben für die kleinruffifate Spraate eine befondere Rechtfchreibung eingeführt. ferner verfügen fie über eine Anzahl Lehranftalten. mehrere Lehrfiühle an der Univerfität Lemberg und fatließlich geben fie mehrere Zeitungen und Zeitfatriften heraus. Sie finden fogar in den Wiener Regierungskreifen und bei den polnifchen gebildeten Ständen des Landes Unterftüßung. Dagegen teilt ein Teil der gebildeten Ruffen und vor allem die Mafie des niederen Volkes die Anfichten diefer Partei keineswegs.

fondern hält treu an der Stammesverwandtfchaft mit der Bevölkerung des ruffifchen Reiches feft. Neben der Partei der Ukrainophilen befleht in Galizien und der Bukowina noch eine andere. die fich die alt-ru f f if ch e nennt und offen erklärt. daß fie ..auf Grund der Wiffen-fchaft. des realen Lebens und innerfter Überzeugung die nationale und kulturelle Einheit des ganzen ruffifchen Volkes predigt." Sie verfügt ebenfalls über eine Anzahl Unterrichtsanfialten. Zeitungen und Zeit-fchriften. die in allgemein-ruffifcher Sprache erfcheinen, Da ihr jedoch von feiten der Behörde große Schwierigkeiten bereitet werden. fo kann fie im karpathifchen Rußland nicht recht vorwärts kommen.

Die Bulgaren find hauptfächlich in der öfilichen Hälfte der Balkanhalbinfel angefeffen. und zwar im Fürfientum Bulgarien und in den drei türkifchen Wilajets Adrianopel. Saloniki und Bitolia. Außer-dem befinden fich mehr oder weniger bedeutende bulgarifche Anfiedelungen in Rumänien (vor allem in der Dobrudfcha). im füdlichen Teil des ruffifchen Gouvernements Beffarabien. in den Gouvernements Eherfon und Taurien. im Banat und in Siebenbürgen. Die Niederlaffungen in Rußland haben fich infolge der bulgarifchen Auswanderung aus der Türkei in der zweiten Hälfte des 18. und im erften Viertel des 19. Jahr-hunderts gebildet. Die bedeutendften liegen im füdlichen Beffarabien.

Innerhalb des heutigen ethnographifchen Bulgarien wohnt eine ziemlich große Zahl anderer Volksftämme. befonders Griechen. Türken. Albanefen und Süd-Rumänen (Wlachen). dann aber auch Tataren. Zigeuner. Armenier. Serben. Ruffen und Deutfche, Die Zahl der Ruffen beträgt im ganzen etwa 2000. die der Türken gegen 1 Million, Die deutfchen Kolonien. etwa 5000 Köpfe ftark. find erft vor verhältnismäßig kurzer Zeit entfianden; fie befinden fich in Sofia. Rufifchuk. Burgas. Saloniki fowie in der Dobrudfcha.

Eine Völkerkarte von Bulgarien zu entwerfen. ift in-folge der durch wiffenfchaftliche Forfchungen noch nicht genügend feft-gefiellten Grenzen zwifchen dem ferbifchen und bulgarifchen Volksftamm ziemlich fchwierig. Im Fürftentum Bulgarien kann man als Grenze mit ziemlicher Sicherheit die politifche Grenze zwifchen Serbien und Bulgarien annehmen. d. h. entlang dem Timok und etwa dem Oberlauf der Bulgarifchen Morawa. Wefentlich größere Schwierigkeiten bereitet aber die Abgrenzung innerhalb Macedoniens. Einmal erheben auf Macedonien die Griechen Anfpruch. die behaupten. daß die Bevölkerung diefes Landes aus Landsleuten von ihnen befteht. diegnur gewiffe Eigen-

tümlichkeiten des flavifchen Stammes angenommen haben. andererfeits nehmen aber auch die Serben das ganze weftliche Macedonien vom Wardar bis an die albanifche Grenze für fiäf und ihren Stamm in Anfpruch. Die bulgarifchen Ethnographen fchließlich erklären Macedonien für ein vorzugsweife bulgarifches Land. Im Lande felbft treten auch politifche Führer mit der Behauptung auf. die Macedonier feien ein felbftändiger Volksftamm. Profeffor Florinski fchließt fich der Meinung derjenigen Forfcher an. die fagen. daß der größte Teil der Bewohner Macedoniens dem bulgarifchen Stamm angehört. und daß nur dieBewohner des nördlichen Teiles des Landes ihrem Dialekt und anderen ethnographifchen Eigentümlichkeiten nach den Serben näher ftchen als den Bulgaren.
Die Stä r k e des bulgarifchen Stammes kann infolge des Mangels an ftatiftifchen Unterlagen nur ungefähr beftimmt werden. Nach der Berechnung des Verfaffers betrug fie Ende 1906 etwa 51/. Millionen. Diefe Zahl verteilt fich auf die einzelnen Länder folgendermaßen: Im Fürftentum Bulgarien wohnen reichlich 3 Millionen. in den verfchiedenen Teilen der europäifchen Türkei nicht ganz 700 000. in Macedonien über 1 Million. in Rumänien 100000. in Serbien 85000 und in Rußland 220 000, Der Reft kommt auf Ofierreich-Ungarn. Kleinafien. Griechenland. Deutfchland ufw.
Der größte Teil der Bulgaren (gegen 5 Millionen) gehört. wie die Ruffen. dem griechifch-orthodoxen Glauben an. Im übrigen haben gegenüber einer verfchwindend kleinen Zahl römifcher Katholiken und Proteftanten etwa 400000 den Islam angenommen.
In politifcher Beziehung hat das bulgarifche Volk die Einigung noch nicht erzielt. die man ihm durch den Vertrag von San Stephano zu geben beabfichtigte. denn ein großer Teil desfelben befindet fich noch unter türkifcher Herrfchaft. unter der er. politifch rechtlos. dem wirtfchaftlichen und kulturellen Stillftand verfallen ift. Den in Macedonien wohnenden Bulgaren droht außerdem noch die Gefahr. die Beute einer der europäifchen Großmächte zu werden. Die Hauptkulturzentren find die Hauptfiadt Sofia mit 50000 Einwohnern. Philippopel. die Hanptfiadt des füdlichen Bulgarien (Oft-Rumelien). Varna. Ruftfchuk und Tirnovo.
Im weftlichen Teil der Balkanhalbinfel. zwifchen der Donau und dem Adriatifchen Meere. wohnen die Serbokroaten oder die Serben und die Kroaten. Unter diefen beiden Stämmen verfieht man

ein Volk. das diefelbe Sprache fpricht. aber verfchiedenen Konfeffionen angehört (der griechifch-orthodoren bezw. der römifch-katholifäfen) und fich in der Literatur einer verfchiedenen Schreibweife (des cyrillifchen bezw. des lateinifchen Alphabets) bedient. Auf zwei Seiten haben die Serben flavifche Stämme als Nachbarn. im Offen die Bulgaren und im Weiten die Slovenen; in den Grenzfirichen wird ein aus den betreffenden beiden Sprachen gemifchter Dialekt gefprochen.
P oli ti f ch find die Serben und Kroaten 4 verfchiedenen Staaten untertan: Serbien. Montenegro. Öfterreich-Ungarn und der Türkei. Zu letzterer gehören die Wilajets Novibazar. Prisrend. Skutari und Skopia. ferner die früher türkifchen Gebietsteile Bosnien und die Herze-gowina. deren Befeßung auf Grund der Beftimmungen des Berliner Kongreffes Ö'fterreich gefiattet worden ift. Zu Ößerreich gehören Jfirien und Dalmatien mit zahlreichen Infeln im Adriatifchen Meere. fowie Kroatien. Slavonien und das Banat. Außerdem wird die ferbokroatifihe Sprache noch an einzelnen Stellen in Ungarn. Nieder-Ofierreieh (an der Leitha). in Mähren. Italien. Rumänien. Weft-Mazedonien. Ruß-land und Amerika gefprochen.
Die Stärke des ferbifchen und kroatifäfen Volksfiammes fchätzt Florinski auf über 9 Millionen. davon im Königreich Serbien 21/I Mil-lionen. in Montenegro L40 000. in Bosnien und der Herzegowina gegen 2 Millionen. in Öfierreich-Ungarn über 31/2 Millionen ufw. Unter türkifcher Herrfchaft befinden fich demnach im ganzen etwa 50/... unter öfterreichifcher 64 0/0 des ferbokroatifchen Volkes.
In religiöfer Beziehung zählen 55 0/0 zu den Griechifch-Orthodoren. 36 "/0 zu den Katholiken und 9 0/0 zu den Mohammedanern. Die Bewohner des Königreichs Serbien und des FürftentUms Monte-negro find faft ausfchließlich Rechtgläubige. in Bosnien und der Her-zegowina überwiegen diefe mit 43 0/0 ebenfalls iiber die Katholiken (22 0/„) und die Mohammedaner (35 0/0). während in Ungarn. Ji'trien und Dalmatien die Mehrzahl der Bevölkerung katholifch ift.
Keins von den flavifchen Völkern zeigt uns ein Bild derartiger innerer Zerriffenheit wie das der Serben und Kroaten. Die in der Vergangenheit begründete Verfchiedenheit der Konfeffion hindert nicht nur ihre nationale Einigung. fondern begünftigt fogar beftändige Feindfäfaft zwifchen ihnen. Außer dem Einfluß der Religion ma>ft fich auch noch die Einwirkung der verfchiedenen politifchen und Kulturwelten

geltend. einerfeits der_ weltlichen. romanifch-germanifchen. andrerfeits der öfilichen. der byzantinifchen. Die Serben und die Kroaten find in der Gefchichte völlig verfchiedene Wege gegangen. die fich erft in der letzten Zeit einander etwas genähert haben. Das einzige fefie Band. das die beiden Hälften verbindet. ifi ihre gemeinfame Literaturfprache. obfchon die Schreibweife. wie fchon erwähnt. nicht die gleiche ift. In Anbetracht der politifchen Zerfiüälelung ift in der nächften Zukunft kaum auf einen Zufammenfchluß oder auf eine Einigung zwifchen Serben und Kroaten zu hoffen.

Nordwefilich der Kroaten wohnt der kleine flavifche Stamm der Slovenen in dem gebirgigen Gebiet der fieirifchen und Krainer Alpen. des Triglav und des Karftplateaus. Die flovenifchen Anficdelungen befinden fich alfo hauptfächlich in den cisleithanifchen Provinzen Öfierreichs und z. T. in Ungarn und in Italien. Außer den Kroaten. mit denen die Slovenen in der Sprache nahe verwandt find. wohnen in ihrem Gebiet noch Italiener. Deutfche und Magyaren. Die Deutfchen. die fchon in früherer Zeit weite Strecken. die urfprünglich den Slovenen gehörten. in Befiß genommen haben. entfalten auch heute noch eine lebhafte Germanifierungstätigkeit. Befonders zahlreich find ihre Kolonien in Steiermark. Das am meiften von Slovenen befiedelte Land ifi Krain (95 0/g). aber auch hier fpielt die deutfche Sprache als Organ der gebildeten Stände und der Verwaltungsbehörden die Hauptrolle. In Laibach. der flovenifchen Hauptfiadt. kommen auf 831/:"/„ Slovenen 151/20/0 Deutfche. im Weften dagegen. in Götz. Trieft und an der Meeresküfte überwiegt die italienifche Sprache.

Die Stärke des flovenifchen Stammes kann man auf etwa 11/2 Millionen annehmen. *von denen 17/. Million in Öfierreich und 100 000 in Ungarn und Kroatien wohnen. Der Reit verteilt fich in der Hauptfache auf Italien und Amerika. Die Vergangenheit des flovenifchen Volkes bietet. ebenfo wie feine jetzige Lage. wenig Erfreuliches. Außerfiande. einen felbfiändigen Staat zu bilden. mußte es fich unter zahlreichen Gebietsverluften anderen Staaten unterordnen. Immerhin ermöglichte es ihm die bergige Natur feines Landes. feine Nationalität gegenüber dem Anfturm der Deutfchen und Italiener zu erhalten. Dagegen vermochte das Volk fich keine befonderen Rechte zur Sicherung feiner Nationalität zu erkämpfen, Seine hauptfächlichfien Bildungsanfialten und feine befien Schulen mit Unterricht in der flovenifchen Sprache befinden fich in Laibach. wo auäf feine wichtigfien politifchen

Zeitungen und literarifchen Erzeugnifie erfcheinen. Die allerdings nicht befonders umfangreiche flovenifche Literatur hat mehrere hervorragende Namen zu verzeichnen. Sie iftein wichtiges Hilfsmittel zur Erhaltung der flovenifchen Nationalität,
Das politifche Jdeal der Slovenen ifi die Autonomie fämtlicher flovenifchen Gebietsteile in Ofterreich. Freilich dürfte die Verwirklichung desfelben in abfehbarer Zeit kaum zu erwarten fein.
Die Tf chechen bewohnen in Öfterreich Böhmen. Mähren und einen kleinen Teil Schlefiens und Nieder-Ofterreichs. Der größte Teil diefes Gebietes liegt in einem Viereck. das von dem Böhmerwald. dem Erzgebirge. den Sudeten und den kleinen Karpathen begrenzt und von der Elbe mit der Moldau fowie von der March durchfloffen wird. Ein Teil tfchechifchen Landes liegt noch jenfeits der Sudeten. am Oberlauf der Oder.
Jn den genannten Provinzen Öfterreichs wohnen die Tfchechen gemeinfam mit den Deutfchen.» deren Niederlaffungen nicht nur am Rande des tfchechifchen Vierecks. fondern auch mitten darin gelegen find. Jn Böhmen und Mähren herrfcht das tfchechifche Volkstum in den tiefer gelegenen Landesteilen vor. dagegen find die Abhänge der Gebirge von den Deutfäjen bevölkert. Ledtere find jedoch auch in Gefialt teils größerer. teils kleinerer Sprachinfeln in das tfchechifche Gebiet eingedrungen; umgekehrt finden fich aber auch tfchechifche Kolonien mitten im dichtefien deutfchen Befiß. Jm Durchfchnitt ift das deutfche Element in Böhmen mit 37. in Mähren mit 28 "/0 vertreten. Jn der tfchechifchen Hauptfiadt Prag beträgt die Zahl der Deutfchen nur reichlich 10 0/,.. in Brünn. der Hauptftadt Mährens. dagegen 64 0/,.. Auch in einigen anderen Städten Mährens überwiegt die deutfche Bevölkerung. vor allem in Jglau. Olmüß und Znaim. Außerhalb des-früheren Königreichs Böhmen find die Tfchechen in ziemlich großer Zahl noch in fämtlichen anderen Provinzen Ofierreichs angefeffen. außerhalb Öfterreiäjs vor allem in Rußland und in Amerika. wo als Hauptpunkte der tfchechifchen Auswanderer die Städte Chicago. New York. Cleveland und Omaha und der Staat Nebraska zu nennen find. Ziemlich viel Tfchechen wohnen auch in Deutfchland. insbefondere im preußifchen Teile Schlefiens. Nicht gering ift ferner die Zahl der Tfchechen. die fich als Arbeiter auf der Suche nach Verdienft über die ganze Erde verftreuen. ohne dabei jemals ihre Nationalität zu verleugnen. Außer den Deutfchen find in Schlefien die Polen Nachbarn der Tfchechen und im Often die Slovaken.

welch' letztere ihnen unter den flavifchen Stämmen am näatften verwandt find.
Das tfateatifate Volk zählt etwa 71/, Millionen Köpfe.
Davon wohnen über 61/3 Millionen in Eisleithanien. 125000 in Deutfatland.
Die Gefatiatte des tfateatifaten Volksfiammes ifi mit der des deutfclten Volkes eng verknüpft. Das Verhalten der Deutfaten den Tfateaten gegenüber ifi fiets ein aggreffives gewefenz auch heute noat fireben fie danaat. das tfateatifate Land in ihren Befiß zu bringen und die dafelbft wohnenden Slaven zu zwingen. fiat dem Deutfattum unterzuordnen. Diefe verteidigen demgegenüber ihr Land und ihr Volkstum aufs hartnäaigfie. Hieraus ift das jahrhundertelange Ringen zwifchen den Tfateaten und Deutfaten. das ja auat heute noch andauert. entfprungen. Naatdem nach der Schlaatt am weißen Berge im Iahre 1620 die tfateatifate Nation im 17. und 18. Jahrhundert aufs fchwerfte bedrückt worden war. begann im 19, Jahrhundert das tfateatifate Nationalbewußtfein wieder zu erwaaten. und ift das tfateatifate Volk feit diefer Zeit aufs eifrigfie bemüht. die von der Bedrückung durch die Deutfaten noch übrig gebliebenen Refie feines Volkstums zu erhalten. Am meiften find diefe Bemühungen in Mähren von Erfolg gewefen. während in Böhmen die Maffe der Bevölkerung fiat nur wenig von dem deutfaten Naatbar* unterfateidet. Der wiattigfie Grundzug ihrer Nationalität indeffen. ihre Spraate. erhält fiat. befonders dank der Volksfatule und der fiat ftändig vermehrenden Nationall'iteratur. in dem ganzen tfatechifclten Gebiet beftimmt, Die tfateatifate Spraate dient als Unterriattsfpraate in den Volksfchulen. höheren Lehranftalten und auf den Hoatfatulen und genießt die Reatte der Landesfpraate im Landtag. vor Gericltt und in der Landesverwaltung. Die tfateatifaten Abgeordneten fpielen auat im Wiener Parlament eine bedeutende Rolle.
Niattsdeftoweniger find die Tfcheaten mit ihrer* politifaten Lage niatt zufrieden: Die Länder der böhmifaten Krone. Böhmen. Mähren und Satlefien. fiellen kein politifates Ganze dar. fondern bilden drei Provinzen der öfterreiatifaten Monaratie. jede mit einem eigenen Statthalter und einer eigenen Volksvertretnng. Außerdem genießen die Deutfaten in diefen Provinzen zu fehr die Unterfiüßung der Reichsregierung. fo daß die Tfatechen niatt unumfchränkte Herren in ihrem angefiammten Lande fein können. Indeffen dürfte fiat der Traum der

tfchechifchen Patrioten von einer Wiederherftellung des früheren Königreichs Böhmen kaum in der nächften Zeit verwirklichen. wenn es ihnen auch im Laufe des vergangenen Jahrhunderts gelungen ift. zahlreiche politifche Rechte zu erhalten.
Das tfchechifche Volk befißt allerdings fehr viel von den Eigenfchaften. die für eine politifche und nationale Selbfkändigkeit erforderlich find. Der ftark ausgeprägte Patriotismus der Volksmaffen. der hohe Grad der Volksbildung. die ausgezeichneten Mittel- und Hochfchulen. die weitverbreiteten Turnerfchaften der Sokoln. die reiche Literatur. der ungewöhnliche Arbeits- und Wifiensdrang. befonders auf technifchem Gebiet. alles dies räumt den Tfchechen einen hervorragenden Platz unter den flavifchen Stämmen ein. Der Mittelpunkt des nationalen und geiftigen Lebens ifi die Hauptfiadt des Königreichs Böhmen. Prag. mit einer tfchechifchen Akademie. Univerfität und Polytechnikum. mit einem tfchechifchen Theater. Mufeum und zahlreichen tfchechifchen Klubs. Von den übrigen Städten find als wichtigere Zentren tfchechifcher Kultur in Böhmen Pilfen. Tabor. Pifek und Kolin. in Mähren Brünn und Prerau zu nennen.
Öfilich der Tfchechen wohnen im nördlichen Ungarn und füdöftlichen Mähren die S l o va k e n. Ihre Anfiedelungen erfirecken fill) auch über einen kleinen Teil der Nordoftecke von Niederöfierreich. Innerhalb diefes Gebietes find die Slovaken in mehr oder weniger dichter Muffe mit Deutfchen. Magyaren. Polen und Kleinruffen angefeffen. Einzelne flovakifche Siedelungen findet man auch in anderen Teilen des Königreichs Ungarn. ferner in Siebenbürgen. Kroatien und Slavonien; auch hier wohnt das flovakifche Volk vermifcht mit anderen Stämmen, Schließliäj befinden fich flovakifäje Kolonien noch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Slovakifche Straßenhändler trifft man in der ganzen Welt.
Die S t ä r k e des flovakifchen Volkes wird auf 21,/2 bis 3 Millionen angegebenz davon wohnen über 2 Millionen im Königreich Ungarn. In religiöfer Beziehung gehören etwa 2 Millionen dem römifch-katholifchen. der Refi dem evangelifchen Glauben "an,
Die Slovaken find politifch nur fehr kurze Zeit. im 9. Jahrhundert. felbftändig gewefenz nach diefer Zeit find fie in Abhängigkeit von ihren Eroberern. den Magyaren. gekommen. Ungeachtet der überaus drückenden politifchen Verhältniffe. unter denen fie leben müffen. haben fie doch bis auf den heutigen Tag ihre Nationalität zu wahren

verftanden. Zwar haben die oberften Volksklaffen das Magyarentum angenommen. allein die Muffe des Volkes hat ihre nationalen Eigentümlichkeiten bewahrt. So begegnet man in dem flovakifchen Gebiet auch heute noch einem auffallenden Reichtum und einer großen Reichhaltigkeit an einheimifcheng Volksgefängen. ferner einer befonderen Volkstracht. althergebrachten Sitten und Gebräuchen. einer auffallend reinen Sprache und einem ftark ausgeprägten flavifchen Selbftbewußtfein. Ohne fich mit großen politifchen Plänen zu tragen. nimmt der Slovake »doch lebhaften Anteil an dem Leben der anderen flavifchen Stämme. So find aus dem flovakifchen Volke begeifterte Vorkämpfer der panflaviftifchen Idee wie Schafarik. Kollar und Schtur hervorgegangen.
Die politifche Lage der Slovaken ift. wie bereits erwähnt. fehr traurig. Obgleich durch die liberale Verfaffung Ungarns fämtlichen Sprachen und Nationalitäten des Königreichs Gleichberechtigung und im weiteften Maße perfönliche und Preffefreiheit gewährt wird. fo beftehen in Wirklichkeit diefe Rechte und Freiheiten doch nur für die Magyaren. während die anderen Stämme allen möglichen Bedrückungen ausgefedt find. So ift die flovakifche Sprache in den höheren Lehranftalten nicht zugelaffen; drei flovakifche Gymnafien. die aus Privatmitteln errichtet worden waren. wurden fogar von der Regierung gefchloffem. Auch in den von der Regierung gegründeten Volksfchulen wird die flovakifche Sprache nicht geduldet. und nur in einigen wenigen kirchlichen Schulen erfolgt der Unterricht in flovakifcher Sprache.
Vor Gericht. bei den Behörden. iiberhaupt im ganzen öffentlichen Leben wird nur die magyarifche Sprache gefprochen. Ja fie wird fogar allmählich im Gottesdienft felbft in rein flovakifchen Gegenden eingeführt. Alle Regierungsämter befinden fich in der Hand von Magyaren. Bei den öffentlichen Wahlen werden unter dem Druck der Regierung alle möglichen Ungefeßlichkeiten vollbracht. Die flovakifchen Schriftfteller und politifchen Führer werden verfolgt. Mit einem Wort. das herrfchende magyarifche Volk fchreckt vor keinem Mittel zurück. um die Slovaken zu magyarifieren. Unter folchen Verhältnif'fen muß man nur die Lebensfähigkeit diefes flavifchen Stammes und die Widerftandskraft feines Nationalbewußtfeins bewundern. Eine Hauptftüße ift ihm hierbei feine Literatur. die trotz der kurzen Zeit ihres Beftehens fchon eine ganze Reihe hervorragender Talente gezeitigt hat. Der Mittelpunkt des politifchen und literarifchen Lebens ift das kleine Städtchen St, Martin. Hier befindet fich das „Volkshaus" mit einer Bibliothek. einem

EMPTY

EMPTY

Wooâ€œ
...s-Bam
NZZ-DGKS?
=3 ?Y E=m
â€žZZ-YZ
s 9 o p w 9 = a

. x. .
/.F-..|lxk

Mufeum und einem Theater. fowie verfchiedene literarifche und wirtfchaftliche Unternehmungen.
Die Laufißer Wen de n. das kleinfte von den flavifchen Völkern. bewohnen einen fchmalen Landftrich am oberen Lauf der Spree in der fächfifäfen und preußifchen Laufilz. Sie find ein Überreft des einfi bedeutenden Stammes der polab'ifchen Slaven. Jhr Land ifi auf allen Seiten von den Deutfchen umfchloffen; der größere Teil desfelben gehört zu Preußen. der kleinere zu Saäjfen. Das Volk der Wenden befieht aus zwei Zweigen: die Oberlaufißer wohnen fowohl in Sachfen wie in Preußen. die Niederlaufitzer nur in Preußen. Sie habe-n auch zweierlei Mundart; die der Oberlaufißer ähnelt mehr dem Tfchechifchen. die der Niederlaufißer mehr dem Polnifchen. Die Zahl der Wenden beträgt etwa 157 000. davon in Sachfen 56 000. in Preußen 90000 und im übrigen Deutfchland. in Amerika und in Aufiralien 11 000. Die Mehrzahl der Laufißer find Proteftanten. nur 15 000 Oberlaufißer find Katholiken.
Es verdient befonders erwähnt zu werden. daß die Wenden. auf allen Seiten von den Deutfchen umringt. es trotzdem verftanden haben. nicht nur ihr Volkstum zu bewahren. fondern fogar einige Rechte für ihre Sprache in Kirche und Schule zu erlangen und fich eine eigene Literatur zu fchaffen. Der Mittelpunkt des politifchen und geiftigen Lebens der Oberlaufißer ift die Stadt Baußen. der der Niederlaufißer die preußifäje Stadt Kottbus.
Das von den Polen bewohnte Land (das Gebiet der Weichfel und ihrer Nebenflüffe. ein Teil des Flußgebiets der Oder und der nördliche Abhang der Karpathen) gehört zu drei verfchiedenen Staaten: Rußland. Preußen und Öfierreich-Ungarn. Jn Rußland bewohnen die Polen das Königreich Polen (oder Weichfelland) und die daran angrenzenden Kreife des Gouvernements Grodno. in Preußen die Provinz Pofen (mit den Städten Pofen und Gnefen). einen Teil Wefipreußens (mit Graudenz). den füdlichen Teil von Ofipreußen und den öfilichen Teil von Schlefien bis an die Neiße; in Öfterreich find fie im öftlichen Teil von Schlefien und im weftlichen Teil von Galizien (mit Krakau) angefeffen. Außerdem finden fie fich in ziemlich großer Zahl im ganzen nord- und füdweftlichen Rußland. fowie in der öfilichen oder ruffifchen Hälfte Galiziens. Kleinere polnifche Niederlaffungen trifft man auch in Pommern und im weltlichen Teile Schlefiensz" es find dies die armfeligen Refte der polnifchen Bevölkerung. die einft das ganze Land weft-

liat bis zur mittleren Oder und den Sudeten bewohnte. Auch in Nord-
ungarn befinden fich polnifate Kolonien mitten unter den Slovaken.
Im Wefien und Norden find die Polen den unausgefeßten und
planmäßigen Kolonifierungsbeftrebungen der Deutz
f at en ausgefeßt. die ihnen fchon viel Land entriffen haben und fogar
mitten in ihr Gebiet vorgedrungen find. Die bedeutendften deutfaten
Infeln im polnifchen Land find: Thorn in Wefipreußen. Ortelsburg
in Oftpreußen. Oppeln in Satlefien. Lodz und Piotrkow (deutfat:
Petrikau) in Ruffifat-Polen.
Im Königreich Polen befieht die deutfate Bevölkerung an ver-
fatiedenen Stellen in 18 bis 24 "/0 der Gefamtbevölkerung. Verhält-
nismäßig gering ift ihre Zahl jedoat im Süden diefes Gebietes und in
Wefigalizien.
Bedeutende polnifate Anfiedelungen befinden fiat in Nordamerika
und Brafilien. Außerdem ifi eine beträchtliate Anzahl Polen über ganz
Rußland. Öfterreiat. Deutfatland. Frankreiat und England verfireut.
Die ungefähre Stärke des polnifaten Volks betrug Ende 1906
in Rußland über 9 Millionen. in Öfterreiat-Ungarn über 41/... in
Deutfatland reiatliat 31/2 Millionen ufw.. im ganzen mehr als 19 Mil-
lionen. In religiöfer Beziehung gehört fafi das ganze polnifate Volk der
römifat-katholifaten Kirche an. nur 1/:2 Million find Protefianten (vor-
zugsweife find dies die preußifaten Mafuren).
P o l i t i f at bilden die Polen faton feit mehr als 100 Iahren keinen
felbftändigen Staat mehr. Die bedeutendften politifaten Rechte genießen
fie in Öfterreiat-Ungarn. wo fie fowohl im Parlament als auat
in der Zeniralverwaltung eine große Rolle fpielen. In Galizien find_
fie das herrfcltende. bevorzugte Volk. das feine Sprache der rufiifaten
Bevölkerung der öftlichen Hälfte aufzudrängen fuatt. Ihre wichtigfie
Stadt i| hier die alte Stadt Krakau. die mit ihrer Akademie der Wiffen-
fataften und ihrer Univerfität niatt nur für die öfierreiatifaten Polen.
fondern überhaupt für den größten Teil des ganzen polnifchen Volkes
den politifaten und kulturellen Mittelpunkt bildet.
In Rußlan d getroffen die Polen früher ebenfalls große Selb-
ftändigkeit. fie hatten ihre eigene Regierung und fogar ihr eigenes Heer.
mußten jedoch dies alles nach den Aufftänden der Iahre 1831 und 1863
hergeben. Seit diefer Zeit find fie gezwungen. den ruffifaten Regierungs-
behörden zu gehorchen und fiat der ruffifaten Staatsfprache zu bedienen.
Übrigens find ihnen erfi in der leisten Zeit wieder einige Erleiatterungen

hierin gewährt worden. Auch hat der Mangel an politifcher Freiheit die ruffifchen Polen nicht gehindert. große Fortfchritte auf den Gebieten der Kultur und des Wirtfchaftslebens zu machen. Der Mittelpunkt ihres geiftigen und nationalen Lebens ift Warfchau.
Am f chwierigfien gefialtet fich das Leben für die Polen in D e u t f ch-lan d. wo fie fowohl von der Regierung als auch von weiten Kreifen der Bevölkerung bedrückt und zur Annahme der deutfchen Sprache und Bildung gezwungen werden. Die polnifche Sprache wird nicht nur bei den Behörden und im öffentlichen Leben nicht geduldet. fondern ift auch aus fämtlichen Schulen und zum Teil fogar aus der Kirche verbannt. Um das polnifche Land möglichft rafch zu germanifieren. werden von der Regierung allerhand Maßnahmen für eine fyfiematifche Kolonifierung getroffen. Die Germanifierung wird befonders von der fogenannten Anfiedlungskommifiion betrieben. die zu diefem Zwecke über bedeutende ftaatliche Mittel verfügt. Und zwar werden die deutfchen Kolonien vorzugsweife in der Nähe der ruffifchen Grenze gegründet. um die deutfchen Polen von ihren ruffifchen Landsleuten zu trennen. Schließlich hat in der leßten Zeit die Regierung fogar einen Gefeßentwurf einge-bracht. durch den ihr das Recht zur zwangsweifen Enteignung des ge-famten polnifchen Befißes in Deutfchland zuerkannt werden foll. Jm ganzen polnifchen Volke ift dadurch fchwere Beunruhigung hervorgerufen worden.
Der den Polen verwandte kleine flavifche Stamm der Ka-fchuben wohnt an der Südküfte der Ofifee. wefilich der Weichfel-niederung. in den Provinzen Weftpreußen und Pommern. Die Ka-fchuben find ein Uberreft des alten flavifchen Stammes der Pomorjaner. die. wie im erften Teile befprochen. früher in ganz Pommern und einem großen Teil Wefipreußens angefefien waren. Sie wurden im Mittel-alter von den Deutfchen unterworfen. die einen großen Teil des Volkes vernichteten und ihr Land zu ihrem Eigentum machten. Der heutige Reit ift ein armes Fifcher- und Bauernvolk mit nur noch fchwachem Nationalbewußtfein. Da ihre Sprache der polnifchen ähnelt. find fie von manchen Gelehrten überhaupt zu den Polen gerechnet worden. Das Volk zählt heute nur' noch 365 000 Köpfe. davon 220000 in Deutfchland und 145 000 in Amerika. faft fämtlich katholifchen Glaubens. Die Nationalfprache der Kafchuben verfchwindet allmähliäj immer mehr vor der deutfchen. da fie weder in der Schule noch in der Kirche angewendet werden darf. Am befien hat fich das Volkstum der Ka-

W
fchuben noch in den Bauerndörfern erhalten- die zwifchen den Mooren und Sümpfen biegen; die Bewohner der Städte dagegen find fchon zur Hälfte germanifiert und bedienen fich ihrer Mutterfprache nur noch im häuslichen Kreife.

Dies ift in kurzem die heutige Lage des Slaventums! Während die einen von den flavifchen Völkern alle Vorteile der Unabhängigkeit genießen, ringen die anderen verzweifeln um ihr Volkstum zu erhalten, während wieder andere- von dem eifernen Ring fremden Volkstums umklammert, immer mehr dem völligen Untergang entgegengehen. Defienungeachtet lebt jedoch *in fafi allen flavifchen Stämmen eine überaus große Liebe zu ihrer Nationalität, ein ftark ausgeprägtes Gefühl der Zufammengehörigkeit mit den flavifchen Stammesgenofien und das lebhafte Beflreben- einander in der Not beizufiehen- alles Eigenfchaften, die die Hoffnung des Slaventums auf eine befiere Zukunft berechtigt erfcheinen lafien.

Paul Wertheimer:

Das Winzerfefi.

Die Reben zogen Berg entlang.
Das Feld lag wie ein Fürftenfaal.
So teppichbunt. Der Bogengang
Stand breitgewölbt. ein Schloßportal.
Der Saldner hielt gewichtig Wacht.
Die Mädchen wiegten fich im Reihn.
..Stiehl keine Frucht! Nimm dich in acht]
Wen er ertappt. den fperrt er ein --
In diefer Lauben Heimlichkeit.
Stiehl keine Traube. blondes Kind.
Durch Küffe wirft du nur befreit.
Du weißt. wie ernft Gefeße find . . .‟
Ein Lachen. „Hüt' dich felbft. Gefell!“
Die Pöller fielen lachend ein.
Da ward die Seele mir fo hell.
Wie diefer heut gezog'ne Wein.
Den Becher fchwenkt' ich hoch im Schwung.
Da fah ich jäh. ein Traumgefpinft.
Ein Männlein in der Dämmerung;
Es hat mich fpöttifch angegrinft.
„Daß dir vor diefem Spuk nicht grant!
Zerbrich das Spiel! Genug! Genug!
Jfi alles Leben. froh erfchaut.
Doch nichts als deiner Sinne Trug!"

„Und hinter diefem Luftgefang.
Allüberall. wo Leben rollt.
.Hörft du nicht einen Echoklang?
Wir wollen nur das Gold. das Gold!
Und Lieb und Treu' und die Worte viel -
Siehft du die Lüge. fiehft du den Trug?
Jit alles träumender Sinne Spiel!
Zerbrich den Becher! Tu keinen Zug . . . l“
Und wie er flink in den Nebel lief.
Sank um den Becher grau ein Flor.
Die Sonne verblüht! Aus dem Becher tief
.Hob fich ein Weib im Duft empor:
..Und ift dies alles farbiger Tanz.
So freu dich. Glücklicher. am Schein!
Und tauch' hinunter in den Glanz
Und trink die Welt wie diefen Wein!
Und ifi die Seele angefüllt
Mit Tanz. Gefang und holden Frauen.
Soll einft Vergeffen auf dies Bild
Der Fülle fegnend niedertauen . . .*
Den Becher trank ich fröhlich aus.
Darin die Welt gefpiegelt lag.
Und warf ihn in des Fefies Braus.
Mit roten Fahnen fchied der Tag.

Karl Bleibtreu:
Romantifihe Liebe.
Schluß,
„Herr Rittmeifier- da draußen ifi eine Dame mit einem Kind.
Die will unfere Kaferne und die Feftungswerke befichtigen/ meldete
ein Wachtmeifier- dekoriert und mit drei Chevrons auf dem Ärmel-
dem wachthabenden Offizier (111 floor am Tor von Vincennes, der da-
maligen kleinen Feftung im Weichbild von Paris. Es war im Früh-
jahr 1813.
„Sind Sie toll? Was für ein Unfinn ifl das? Damen mit Kindern
-- i| die Kaferne der Kaiferjäger-zu-Pferd dazu da? Arretieren Sie
die Perfon- wenn fie ihre Frechheit wiederholt!‟
„Zu Befehl- mein Kapitän. Aber das fcheint eine fehr vornehme
Dame. Sie fagt- fie habe Vollmacht und freien Einlaß für alle Feftungen-
Garnifonen und Staatsgebäude.“
„Das haben höchfiens kaiferliche Prinzefiinnen von Geblüt. Aber
Königin Hortenfe oder Karolina oder Paulina wird's wohl niäyt fein-
die kennfi du doch, Alfo ifi's* Schwindel."
„Sie jagt abert fie will den Gouverneur fprechen oder einen Gene-
rali wenn einer hier fei. Im Vertrauen- mein Kapitän, man brockt
fich vielleicht eine zu heiße Suppe eine wenn man ihr nicht den Willen
tut und fie wenigftens anmeldet. Man kann nie wiffen . . . viellei>7t
eine diftinguierte Fremder etwa Coufine der Kaiferin ."
„Welcher?‟ fragte der Rittmeifier trocken. „Der gefchiedenen
weiland Ihrer Majefiät Iofephinß oder der aktiven, Ihrer Majefiät
Marie-Louife? Naf gleichviel! Herr Divifionsgeneral Ornano
find zur Infpektion in der Fefiung eingetroffen . . . dem melden Sie nur
die geheimnisvolle Fremde!“ . .
,.Madame?" Der fchneidige Kavalleriegeneral grüßte militärifch,
als eine fehr elegante Dame von zarter Schönheit- nicht mehr ganz jung,

ihm vorgeführt wurde. die ein vornehm herausgepußtes Kind an der
Hand hielt. „Ich babe die Ehre mit -? Es muß wohl ein Irrtum
obwalten. Rittmeifter Parquin meldet mir. Sie wünfchten die Kaferne
der Kaiferjäger-zu-Pferd zu infpizieren. und gar die Fefiung Vincennes
felber. Das ifi unmöglich. geradezu phantaftifch.‟
..Vielleicht doch nicht fo ganz.“ lächelte die Dame. ..Stehe ich
vor dem Herrn Gouverneur?“
..Nein. Divifionsgeneral Reichsgraf Ornano. Als Kommandeur
der ll. Divifion der leichten Garde-Kavallerie unterfieht mir das
hiefige Garnifon-Depot. und da ich zufällig zur Befichtigung hier bin.
habe ich als Rangältefier momentan hier das Kommando. Aber. mein
Gott. Madame. womit kann ich dienen? Ihr Begehren ift fo feltfam.
daß es. ehrlich geflanden. Verdacht erregt. Was intereffiert denn eine
Dame die Kaferne der vornehmfien Truppe des Kaiferreiihs. der un-
mittelbaren Leibwache Sr. Majefiät des Kaifers und Königs?‟
..Eben deshalb wünfche ich. daß mein Sohn frühzeitig ein Bild
der Truppe erhalte. in die er fpäter einzutreten beftimmt fein dürfte.
Eine Mutter hat fchon früh die Laufbahn ihres Kindes im Auge.“
..So. das begreife ich. aber weniger. wie Sie. meine Schöne. den
verbotenen Zutritt zu folchen militärifäfen Pläßm verlangen.“
Ornano nahm fchon einen familiären Ton an und drehte feinen
Schnurrbart. als wittere er ein angenehmes Abenteuer. une delle
for-tune. wie die Franzofen es nennen. Wollte dies reizende Mädchen
aus der Fremde. das kein Mädchen mehr war. vielleicht auf fo originelle
Weife mit hochgefiellten Militärs anbändeln? ..Sie fcheinen nicht zu
wiffen. daß eine folche Bewilligung höchftens kaiferlichen Prinzeffinnen
eingeräumt werden könnte.“
..Genug. mein Herr!“ Die Dame, errötete vor Unwillen und
reichte ihm ein Blatt in Form eines Paffes. ..Hier ift die Erlaubnis.
Sie kennen die kaiferliche Unterfchrift.“
Ornano las befiürzt: ..Wir Napoleon ufw.verordnen. daß die In-
haberin diefer Vollmacht ungehindert zugelaffen werde. wenn fie. die
Gräfin Walewska. wünfcht . . . Oh. die Gräfin Walewskal“ Der
General verneigte fich faft bis auf den Boden. ..Ich bin undröftlich.
Madame . . Mein Dienfieifer. die ftrenge militärifche Etikette. mag mich
entfchuldigen. Selbfiverftändlich gereicht es mir zur befonderen Ehre.
den jungen Herrn Grafen Walewski.‟ er verbeugte fich tief vor dem
Kinde. ..perfönlich in die Geheimniffe der Kaferne einweihen zu dürfen.

Unfere alten Grognards der Kaiferjäger werden fich glücklich fchäßen. das erlauchte Abbild Sr. Majeftät liebevoll betrachten zu dürfen."
Die Gräfin errötete wieder. diesmal aus einem Gemifch von Stolz und peinlicher Scham über fo deutliche Anfpielung. ..Komm. Liebling." ermunterte fie das Kind. das mit verdußten Augen dabei ftand und trotzig maulte. ..Der Herr General wird dir die fchönen Reiter zeigen und die Pferde und die Schabracken und die vielen Kanonen und die Wälle. wie ein kleiner Soldat fie kennen muß.“ -- - -
..Frau Gräfin haben nun alles gefehen. und der junge .Herr Graf ift hoffentlich mit uns zufrieden. Hm. die Kaiferjäger werden nun bald wieder ins Feld rücken. der Kaifer begibt fich nach Mainz. zum Beginn der neuen Kampagne. Es gilt. Madame. die Kofaken in ihre Steppen zurückzufchleudern. überhaupt all die nordifäjen Barbaren. diefe Ruffen und Preußen. Es gilt die Zivilifation. die Freiheit der gefitteten Menfchheit." deklamierte der Gardegeneral treu gehorfamft die üblichen Phrafen. ..Doch , . natürlich haben wir alle unbedingtes Vertrauen zum Stern und Genie des größten Mannes. aber . . unfere Angelegenheiten fiehen augenblicklich nicht fo glänzend wie früher. Sie. Frau Gräfin. find ja in jener höchften Sphäre mehr zu Haufe als ein fchlichter General. wie ich. obfchon von der Garde. . . Sie werden das am beften beurteilen können."
..Sie täufchen fich. mein General." verfeßte die Walewska mit leicht gerunzelten Brauen. ..und überfchäßen mein Eingeweihtfein in fo bedeutende Dinge. Seit [ester Zeit. befonders feit . . feit der zweiten .Heirat des Kaifers. bin ich wenig vertraut mit . . mit . . wie foll ich fagen? Kurz. ich genieße das Vertrauen der allerhöchften Perfon nur in befchränktem Grade . . jedenfalls in geringerem. als Sie denken."
..Ah. ift das wirklich fo?" Was war es. was in Ornano aufwallte. was in feinen kühnen Augen aufblißte. die fich mit verhaltener Glut auf die fchöne Frau richteten? ..Jn der Tat. Se. Majeftät leben fo fehr als glücklicher Hausvater . . zumal feit der Geburt des Königs von Rom . . faft möchte man fagen: wie ein behäbiger Bürgersmann. mit Refpekt zu melden. falls die fchuldige Ehrerbietung folches Gleichnis geftatten würde. Dann freilich. wenn fo neue Bande ihn feffeln .. doch pardon. ich werde indiskret.“
„Durchaus nicht. mein Herr." die fchöne Polin fpielte mit ihrem Fächer. ihn auf und zu klappend. ..Jch mache kein Hehl daraus. daß ich den Kaifer fchon feit lange nicht in der Jntimität kenne. Ich

fehe ihn felten.‟ Dabei ftreifte ihn ein rafcher Seitenblick, Daß fie
wie jede Frau den Eindruck bemerkte„ den fie auf das entzündliche Herz
des ftattlichen Kriegers maäftq war nicht verwunderlieh. Doch es kam
ihm beinahe vom als lege fie Wert darauß ihm zu verftehen zu gebenf
daß fie nicht länger intim mit dem Gebieter verkehre„ daß die Zeit der
Minne vorüber fei.
„Das beglückt mich zu höreny“ murmelte er vernehmlich und warf
ihr einen feurigen Blick zu. Sie erwiderte nichts„ neigte den Kopf mit
ftummem Gruß und wandte fich zum Gehen. „Darf ich hoffeth Gräfim
daß-ich nicht zum letzten Mal das unausfprechliche Glück genoß, Ihnen
meine perfönliche Huldigung zu Füßen zu legen? Darf ich mich der
Reihe Ihrer Bewunderer anfehließen und die Hoffnung wagen- der-
einft zu Ihren Freunden zu zählen? Diefe Afpiration ift zwar kühn .
„Den Frauen mißfällt Kühnhe'it nieht/ lächelte fie vielfagend.
„Ich habe nicht fo viele Freundef daß ich Ihr Anerbieten verfchmähen
follte. Ihr Befuch wird mir willkommen fein.“
„Das ift fchöm das ift lieb von Ihnenf Mariey daß Sie mich hier
in meinem Exil befuchen." Napoleon lehnte an einer Baluftrade vor
feiner Hausterraffe in Porto Ferrajo- vor fich das blaue Mittelmeer,
neben fich feine alte polnifche Liebe„ die einen kleinenf hübfchen Iungen
an der Hand führte, „Und da bringen Sie mir auch den Sohn. ,Wie
geht es din mein kleiner Mann?" Er zupfte ihn nach feiner feltfamen
Gewohnheit am Ohrläppchenf wie er fo oft der Mutter getan.
„Bemerken Sie„ Siref wie fehr er Ihnen ähnlich fiehtx wie aus dern
Gefieht gefchnitten.‟
Der Imperator prüfte die Züge. „Äußerlich, ja. Aber die Stirn
-- und die Augen fcheinen auch nicht gerade von Intelligenz zu leuchtem"
murmelte er halblaut. „Gleiäfvieh für feine Zukunft ifk ja geforgt."
„Mit Geld/' verfeßte die Mutter bitter. „Geh fpielen„ Kind!
Sieh'f wie die Schiffer dort das Boot ins Meer ziehen!" Als der
Kleine fortfprangl fuhr fie haftig fort: „Doch was wird fonfi aus ihm?
Man wird ihn Graf Walewski nennenl aber der Makel feiner Ge-
burt -“
„Makelf was?l‟ Der Kaifer blickte fie ftolz mit zornigen Augen
an. „Ein Sohn Napoleons hat immer die höchfte Geburtf ein Erbtei(
fondergleichenf adeliger als taufend Ahnen.“
„So meinte ich's nichy das weiß ieh wohlf" hauchte die Polin

demütig. ..Aber wo foll er Dienfte nehmen. was find feine Chancen. wie foll er Karriere machen? Bei jenigen Zeitläufen wird feine Abkunft ihm nur fchädlich fein.“
„Wohl möglich." erwiderte der Imperator gelaffen. ..Ein Sohn Napoleons foll überhaupt nicht Dienfte nehmen bei anderen minderen Sonveränen. Ziehe er fich in die Stille des Privatlebens zurück. bis die Stunde ihn ruft!"
..Welche Stunde? Welche Ausficht öffnet fich denn? Das ift doch wohl alles vorüber."
..Wirklich. Madame?" Napoleon runzelte die Stirne. ..So wenig Hoffnung auf meinen alten Stern. allen Glauben verloren? Schämen Sie fich. meine Liebe! Ihre Landsleute. die braven Polen meiner Garde. find nicht fo kleinmütig. Die hoffen und harten auf beffere Zukunft daheim in Frankreich. wie all' meine Franzofen. und die Treu'fien ließen fich's nicht nehmen. mich hier nach Elba zu begleiten."
..Ehre ihnen! Doch das fagen Sie mir. Site? Bin ich nicht auch gekommen. Ihre Verbannung zu teilen?"
Er antwortete nicht gleich. auf feinem undurchdringlichen Geficht war nicht zu lefen. ob ihn dies Zeiäfen von Hingebung beglücke oder beläfiige. Dann lächelte er mit jenem bezaubernden Lächeln feines fchönen Mundes. das ihm fo viele' Herzen gewann. Er |re>te die Hand aus: ..Dank von Herzen! Es rührt mich. Sie find eine brave Frau. hatten ja ftets ein edles Herz. Man foll guten Erinnerungen treu bleiben. dankbar der Zeiten gedenken. wo man zufammen glücklich war, Indeffen . . . man muß vor allem vernünftig fein. nicht zu hartnäckig an Vergangenem kleben. Das Leben fchreitet weiter. das Schickfal ändert fich und wir mit ihm."
..Soll das heißen. daß Sie meiner überdrüffig find?" rief fie er- regt. ..Ich dächte doch. Sie hätten allen Grund. nicht die Wenigen von fich zu weifen. die noch an Sie gekettet find."
„Die Wenigen?!" Napoleon reckte fich auf mit gebieterifcher Ge- bärde. ..Sie werden etwas vorlaut. meine gute Marie. und vergeffen. was Sie meiner Würde fchulden. Was ewig an mich gekettet ifi. das ift nichts Weniges: Ruhm und Größe der großen Nation. Und die ‚Wenigeni find ungezählte Millionen."
Der alte Ehrgeizige! dachte fie. Noch jest in feinem tiefen Fall der alte Größenwahn. die alte Selbftfucht. Laut antwortete fie gelaffen: „Nicht an diefe Millionen dachte ich. fondern an die Wenigen unter

Ihren Jntimen. die Ihnen noch geblieben find. Und die Frauen - nun. Kaiferin Jofephine ift tot. Kaiferin Marie-Louife ift fehlimmer als tot. Jhnen abtrünnig . .
,.Jch verbiete Jhnen. in diefem Ton von meiner erlauchten Gattin. der Tochter Seiner Majefiät des Kaifers Franz. zu reden." unterbrach er fie fcharf und bei'timmt. ..Worauf Sie hindeuten. das find Fabeln. Gefchwäß des Pöbels. das zu vernehmen unter Unferer Würde ift. Die Mutter des Königs von Rom fieht zu hoch für Majei'tätsbeleidigungen. merken Sie fich das. Madame!"
..Aha! Die Mutter des Grafen Napoleon Walewski muß fich das gefallen laifen. nicht wahr?" Jhre Stimme bebte vor verhaltenem Schluchzen. ...Haben Sie in Jhrer jeßigen Einfamkeit. wo Sie endlich einmal über fich nachdenken können. wohl jemals an Jhren Sohn gedacht?"
..An meinen Erben. den König von Rom?" Seine Stimme klang kalt. eifig. gemeffen, ..Jede Stunde des Tages. An Jhren Sohn. meine Liebe? Nein. dazu habe ich keine Zeit." Und er fchaute aufs Meer hinaus. fo fremd und weltentrückt. als fei das Meer das einzige ihm vertraute und verwandte Geficht.
„Oh. Sie find herzlos!" fchluchzte fie auf. ..nach allen Opfern. die ich Jhnen gebracht -"
..Das alte Lied der Weiber. als ob fie wunders was zu verfchenken hätten. und als ob fie das nicht gern genug verfchenkten. und als ob fie es überhaupt je verfchenkten. fondern es nicht klug an den Meiftbietenden losfchlügen - fei der Meiftbietende nun der erotifch Verlockendfie oder der materiell Günftigi'te! Welches Opfer brachten Sie denn? Daß ich Sie von einem verlebten Greis losriß und mit Reichtümern überhäufte. mit den Rechten. wenn nicht mit dem Rang. einer Prinzeffin bekleidete? Wie viel Prinzefiinnen von Geblüt. glauben Sie wohl. hätten mit Jhnen getaufcht. wie viel Frauen ihr Leben dafür eingefeizt. von meiner Gunit und Gnade überfchüttet zu werden? - - Seien Sie nicht töricht. Maria!" fuhr er milder fort. als er ihr Erblaffen mitleidig bemerkte, ..Es ift nicht fo bös gemeint. Sie wiegen fich noch in romantifchen Träumen. malen fich eine Welt. die nicht ifi. Nun ja. wir haben uns geliebt . . . das ift fo ein Bedürfnis der Jugend. und wir waren damals. als wir uns trafen. beide jünger als heut. Parbleu! Seither find fchwere Schickfale über mich hinweggegangen. Ich glaubte die Welt aus den Angeln zu heben. und zuletzt hat die Welt. die ich wie

Atlas tragen wollte. mich erdrückt. Glauben Sie. daß ich da noch Gelegenheit hatte. mich unferer Küffe zu erinnern? Was wollen Sie? Habe ich den Kaufpreis nicht bezahlt. nicht für Polen getan. was ich konnte? Fürwahr. meine Verleumder mögen fchwaßen . . , in der Politik i| Worthalten meifi Dummheit. . , doch privatim brach ich nie ein Verfpreihen. vergaß nie eine Wohltat. blieb dankbar den Undankbaren . . und fo auch dir. meine Holde. Übrigens. du bift noch immer fchön. und wozu vergeuden wir fchöne Stunden mit eitlen Klagen?“ Er umarmte fie mit begehrlichen Sinnen.
..Sie waren nicht in Malmaifon. Madame. will ich hoffen?“'
General Ornano. foeben aus feinem Verfieck. wo er fich während der Hundert Tage dem Dienfi des Vaterlandes entzog. zum Hotel der Gräfin Walewska geeilt. beugte fich hafiig und gefpannt zu ihr hinüber.
„Reim" erwiderte fie kalt. ..Wie follte ich? Ich habe ihn feit feiner Landung bis heute nicht gefprochen. noch gefehen.“
, ..Oh. mir fällt ein Stein vom Herzen, Er ifi fchon in Rochefort. wird an Bord einer britifchen Fregatte nach den Antipoden verfchifft werden. Der Feind des Menfäzengefchlechtes wird Europa nicht mehr fiören. In Malmaifon hat er noch eine fentimentalc Komödie aufgeführt . . . am Grabmal und im Totengemach der verfioßenen Iofephine.“
..Wiffen Sie. ob es Komödie war?" erwiderte fie ruhig. ..Meines Wiffens hat er wohl keine Frau je wirklich geliebt. als diefe unbedeutende Kokette. Ich finde es ganz natürlich. daß er am Ende feiner Größe noch einmal die Stätte befuchte. wo er die Flitterwochen feiner erften Macht mit feiner Frau verlebte. Ich glaube. er muß bitter gelitten haben. wenn er dort durch die alten Laubengänge frhritt und an feine Tote dachte. die einfi all' den Glanz mit ihm geteilt. Ich erinnere mich. daß der Kaifer öfters von den Glocken Malmaifons fchwärmte. die feiner Unrafi wohlgetan." Sie fprach würdig und fchön in wohlgefeßten Worten. doch ihren Verehrer täufchte diefe Würdigung nicht über die Kälte der Empfindung. Erfreut rief er:
..Nun ja. es hat fich ausgekaifert. Ich füTchtete nur. Sie würden fich dem tyrannifchen Korfen nochmals an den Hals werfen - Pardon! Man hat mir zugeraunt. gerüchtweife. damals bei feinem erfien Sturz in Fontainebleau hätten Sie ihm die Einfamkeit verfüßen. feine Verlaffenheit tröften wollen. Ifi das wahr?‟

Ö
Sie fchwieg und fah träumerifch in die Ferne. Dann fagte fie gelaffen: ..Wozu im Vergangenen wühlenl Damals . . . man fchlug fich um Paris. auch Sie . . .“
..Bah. ich tat meine Pflicht als Soldat. Eine Wunde an der Schulter blieb mir als Denkzeichen. Und indes wir bluteten. feierte der große Mann wohl Schäferfiunden? Nochmals Verzeihung . . . doch Sie ahnen. was ich dabei fühle.“
..Sie irren.‟ verfeßte fie ernft. ..Das find Verleumdungen. wie fo manches. was man über Gefallene ausheckt. Der Kaifer hatte mit dem Leben abgefchloffen. nahm Gift . . .“
..Oh. das find Märchen!‟
..Durchaus nicht. ich kann es bezeugen. Sein Körper überwand das Gift. das ifi die Wahrheit. Sie fragen. ob iäf in Fontainebleau war? Allerdings. Verfeßen Sie fich in meine Lage! Meines Sohnes willen . . . der keinen Vater hat . . . mußte ich miäf nicht an den Vater meines Sohnes klammern in feinem Schiffbruch? Denn auch ich gehe ja mit unter. Was wird aus mir? Welche Stellung behaupte ich hier in der Fremde. von meiner Heimat für immer getrennt?“
„Alfo nur des Sohnes willen. nicht feinetwillen?“
..Ia. ich bekenne es. Doch beruhigen Sie fich. er hat mich niäft empfangen. Seine Tür blieb verfchloffen. wo er in Krämpfen rang. umfonft flehte ich auf der Schwelle um Einlaß. Oh. ich fchmecke noch heut meine bitteren Tränen. meine Demütigungl Was ließ er mir fagen? Oh. es ift zum Weinen oder Totlachen! ....In diefer leisten Stunde gehören meine Gedanken nur noch der Kaiferin.““ Welche er meinte. Iofephine oder Marie-Louife. wußte er wohl felber nicht. Aber natür-lich. die legitime Gattin. das ift die Hauptfache! Und fein echtgeborener Erbe! Wo mein Sohn bleibt. ift ihm ohne Bedeutung. Wir niederen Sterblichen müffen befcheiden fein wie Semele. die Jupiter beglückt.“
..Bravo. fo faffen Sie ihn richtig auf. den großen Ausbeuter! Großer Mann? Bahl Wo blieb feine Größe? - Ießt aber. wo alles vorüber. blüht meine Hoffnung. Welche. das wiffen Sie. angebetete Frau.“
..Ift wirklich alles vorüber? Wohin wird man ihn bringen?“ frug fie hafiig.
„Ich höre. nach St. Helena. Von dort kommt keiner lebendig wieder.“ fchmunzelte er brutal. ..Wenn endgültig über fein Schickfal entfchieden. darf ich dann fragen -?“

EMPTY
ml xmlns="http://www.w3.org/1999/xhtml" xmlns:dc="http://purl.org/dc/elements/1.1/" xmlns:cc="http://creativecommons.org/ns#" xmlns:foaf="http://xmlns.com/foaf/0.1" lang="en" xml:lang="en" data-analytics-code="UA-954893-23" data-analytics-enabled="true" data-tracking-category="PT" class="no-js search-target-ls" version="XHTML+RDFa 1.0">

‘v j Ir ' l -Ö'p
* . -< "Ö", -“
.- (J , "f 'eu .-.M-cxxz '
v' -. ‘ k": \ L.; ' 14,;
„W f". *
A
d \r . ' kt?’ I ,c *F*
-- zz. ' r .Bcjdymben x Ü
**- i I * x I I

Jahrgang
l 9 0 8
F. G. WaldmÃ¼ller:
Frauenbildnis.
Zum Effay v. Erich Felder.
Aus dem WaldmÃ¼ller-Werk
von ArthurRoeffler.

..Das Fragen ift nie verboten." lächelte fie kühl. indem fie fich rafch erhob und ihm die Hand zum Abfchied reichte. - - --
..Und fo. Madame . . . Sie wiffen. wie lange mein Herz Ihnen huldigt. Jeßt find Sie frei . . . machen Sie mich zum Glücklichfien der Sterblichen!" General Ornano rückte den goldgeränderten Empire-Seffel näher an das kleine Sofa heran. in dem die fchöne Polin lehnte, Es war in Paris. und der imperiale Märchentraum für immer zerronnen.
„Bin ich wirklich frei?" kam es leife von ihren Lippen. ohne daß fie fchon zuvor feine fiürmifche Bewerbung mit einem Worte ablehnte.
..Das verfieht fich doch von felber. Sie find frei. da e r . . . nie mehr frei wird. Die Mächte find feft entfchloffen. Bonaparte auf der fernen Infel bis zum Tode fefizuhalten . . . und fein Tod wird wohl nicht ferne fein. Leibarzt Eorvifart hat mir felbfi gefagt. er leidet an Magenkrebs. Lange kann's nicht dauern."
..Oh. wie traurig!" haurhte die Walewska. und es blieb ungewiß. ob bloß konventionelle Teilnahme oder wirkliches Leid aus ihrer umdüfierten Miene fprach.
„Traurig. gewiß. doch vergefien wir nicht. wie viel Unglück er über die Völker brachte. Bonaparte hat fein Los verdient. Befondets fein letztes hochverräterifches Attentat. wo er das tveue franzöfifche Volk gegen den beften der Könige aufwiegelte." Er hielt inne. errötete und hüftelte. Beide fenken unwillkürlich den Blick zu Boden. denn wer wußte nicht. daß das treue franzöfifche Volk einfiimmig mit Jubelgefchrei feinen einzigen legitimen Erwählten. den .Kaifer der Franzofen durch den Willen der Nationh auf feinen Thron zurückgeleitet hatte. als ob diefer korfifehe Parvenu niemals Millionen zur Schlachtbank geführt hätte!
„Es i| aber doch ein fchreckliches Los." hauchte die Polin leife. ..und Sie begreifen. daß ich . . . daß es mir nahe geht." Eine etwas kühle Phrafe für die Mutter eines Napoleonskindes! dachte Ornano halbbewußt. empfand aber klar bewußt nur die Freude. daß feine Angebetete offenbar recht wenig Anhänglichkeit für das geftürzte Weltidol bewahrte. Eigentümlich. feltfam. wenn man bedenkt. daß Millionen heut noch bereit wären. fich für den kleinen Mann im großen Hut in Stücke hauen zu laffen. Millionen. die ihn nur einmal fahen und keinerlei Wohltat von ihm erhielten! Ein unerklärlich unheimliches. faft fchauriges Gefühl befchlich den einftigen Gardegeneral. wenn er

auf feine Schöne fchaute und bedachte. daß diefe - es läßt fich nicht deutlich fagen. fühlen. ausdenken - nun. daß diefe den Ungeheuren doch wohl intimer gekannt haben mußte. als feine Getreuften. Jntimer? Wirkliäf? Wer will das ermeffen? Stand am Ende nicht ein Duroc dem Kaifer viel näher als dies fchöne Weib. das in feinen Armen geruht?
..Sie. Jhrerfeits. begreifen. Gräfin.“ hub er wieder an. ..daß es mich bitter fchmerzt. eine gewiffe Vergangenheit wachzurufen. wo Sie ., doch Sie ftanden dem -“ er wollte itottern ..Ufurpator“. dba) bezwang fich mit einem Reit von Säfam und murmelte: ..dem Kaifer feit langen Jahren ganz fern. Ich glaube. Sie fahen ihn nur ein paar mal im Jahre. und da begreife in) niäft. wie Sie überhaupt noch fein Bild lebendig erhalten.“
..Sie irren. General." Die Polin erhob fich halb mit einem Anflug von vornehmem Stolz. ..Jäf habe Napoleon auf Elba gefehen. fpäter allerdings nicht mehr."
..Auf Elba! Mein Gott!‟ Ornano fah finfter vor fich hin. ..Alfo doch noch?!u
Sie veri'tand ihn und beeilte fich Argwohn und Vorwürfen ihres Zukünftigen zuvorzukommen. ..Das mußte ich . . . meines Sohnes wegen. Er follte feinen Vater kennen lernen. und dann... ich wollte ihn der Gnade des Kaifers empfehlen. Arrangements treffen für fein Los. man konnte nicht wiffen . . .“
..Alfo nur als Mutter!“ Ornano atmete erleichtert auf. ..Aber fonft . . . Eine Dame von uraltem Adel. wie Sie. geborene Legitimiftin. gut royaliftifch . . . nur jene betrübenden Umfiände konnten Sie mit dem Parvenu in Verbindung bringen.“
..Parvenu ift wohl etwas viel gefagt.“ Die Gräfin runzelte die Stirne. ..Sie follten nicht vergeffen. General. daß Sie fein Diener und Anhänger waren.“
..Anhänger wohl nicht! Jch bin eben Soldat und gehorche dem Vorgefeßten. Natürlich leugne ich nicht. daß ich ihn bewunderte . . als Soldat. nur als Soldat.“
..Verlieh er Ihnen nicht das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion? Das zeugt doch von feinem Wohlwollen.“
..Nun ja. er war gerecht. und ich tat meine Pflicht. Sonft hätte er mich wohl kaum zum Ehef feiner Gardereiterdivifion erhoben. Doch andere hat er viel mehr ausgezeiäznet. Jch habe keinen befonderen

Grund zur Dankbarkeit. Der große Tag meiner Laufbahn. wo ich mir einen Namen erwarb. fiel auch gar nicht unter fein Kommando . das war bei Fuentes Onoro in Spanien unterm alten Maffena."

..Ach. erzählen Sie mir das!" bat ihn die fchöne Polin mit liebe-vollem Aufblick. Iede Frau liebt ja Nuhmestaten zu hören deffen. den fie liebt. Ornanos Augen blißten bei fo untrüglichem Zeichen der Neigung. Als er feine Erzählung beendete. warf die Walewska hin: ..Die Spanier haben ja ihre Unabhängigkeit zurü>gewonnen . . . mit Hilfe der Engländer . . . wir Polen nicht . . . mit Hilfe der Franzofen. Freilich. Napolon hatte es gut gemeint. aber die legitimen Monarchen haben alles wieder weggewifcht mit einem Federfirich. Armes Polen!"

„Ah. nun denken Sie mit Bitterkeit an unfre angeftammten Souveräne. die in ihrer Weisheit fchon wifien werden. was nottut. Napoleons Polengründung war auch fo eine feiner Ehimä-ren. Und wie hat Polen fich dafür opfern müffen! Der tat nichts umfonft."

..Die Polen blieben ihm aber treu.“ Die Walewska lächelte nach-denklich. ..Noch auf Elba hielten feine Polenreiter bei ihm aus . . . und jeder Pole fehwärmt immer noch vom großen Kaifer.“

„Die Toren! Ich hoffe doch. Gräfin. Sie kleben nicht mehr an folchen Phantasmen."

Sie gähnte leicht, ..Wie follte ich! Bin fo lange von der Heimat fort und kann nicht zurückkehren. Mir ifi Polen ganz fremd geworden. Ich fagte nur fo . . . aber glauben Sie nur nicht etwa. daß ich mich länger für folche Dinge intereffiere. Das liegt weit hinter mir.“

..Bravol So verknüpft Sie nichts mehr mit jener leidigen Ver-. gangenheit. die wir beide vergeffen wollen.“ Insgeheim dachte er freilich: Das Intereffe der Frauen für unperfönliche Dinge wie Volk und Vaterland hält nicht lange vor. und das perfönliche Intereffe für große Männer . . . na. Gott fei Dank. daß es fo ift. fonft würde fie mich nicht nehmen. ..Und. fagen Sie doch. Madame. auf Elba hatte Sie der Tyrann wohl in feine verwegenen Pläne eingeweiht? Sie ahnten das Abenteuer der Hundert Tage?“

Sie errötete vor Zorn bei der Erinnerung. ..Nichts hat er mir gefagt. nimts. nichts. Oh. das empörte mich mehr als alles andere. Die abfcheuliche Säzwefter Pauline hat davon gewußt und die alte Bäuerin. die Madame Mutter. fogar die fogenannte Königin Hortenfe in Paris . . . aber ich war nicht genug dafür. Er hat mich mit ein paar Phrafen abgefpeifi."

„Sehen Sie wohl.“ rief er triumphierend. ..wie der Ufurpator auch
Sie gemißbraucht hat wie alle. Ein Skandal! So behandelt er die
Mutter feines Kindes. eine Frau. die fich ihm hingab aus fo hoch-
herzigen Beweggründen.“ .
..Ia. das leßtere ift wahr.“ betonte fie eifrig. ..Ich war geblendet.
fasziniert. die Retterin Polens zu werden. durch meinen Einfluß
meinem Volke zu nützen. Deshalb . .
..Nur deshalb? Und hat nicht er felbft Sie fasziniert?“
Sie zuckte ungeduldig die Schultern. ..Wer weiß! Mag fein.
Frauen find fchwaäf.“ Und eitel! ergänzte ihr Bewerber für fich.
doch ohne fich klar zu werden. ob ihm dies Geftändnis mißbehage. Für
den Verliebten kommt nur eins in Betracht: ob fie ihren Ehemaligen
liebte. Und das verneinte fie offen genug. denn nach einer Paufe
beteuerte fie ernfthaft: ..Ich weiß. was Sie fragen wollen. Nein. ich
glaube. ich habe Napoleon nie geliebt."
..Der Fluch großer Männer!“ lachte er erfreut. ..Das entfchädigt
uns Durchfchnittsleute. Hat unfere Ausfprache nicht beiden wohl-
getan? Welche Bedenken hätten Sie noch gegen meine Werbung?“
..Ia. aber . . .“ flüfterte fie halblaut. ..troßdem follt' ich miäf doch
fozufagen als feine . . .Witwe fühlen. Wird die Welt nicht medifieren.
es unanfiändig finden. wenn ich fchon jetzt . . , es wäre mir leid. wenn
der Gefangene in feiner Trübfal . .
Ornano lachte. ..Was Sie fich einbilden. Teuerfte! Der! Ein
folcher Egoift hat doch überhaupt kein Recht. auf Treue zu hoffen.
Welche Verpfliäftung haben Sie? Keine. Und wenn fchon! Wenn
es ihm das Herz bräche. follen Sie etwa Ihre fchönfien Iahre ver-
trauern. weil er einmal geruhte. Sie zu feiner . . . Zerfireuung zu
machen?“
Zu feiner Maitreffe wollte er fagen. Sie runzelte die Stirn. In
diefem Augenblick haßte fie den Mann. der fo fern auf einer Infel im
Weltmeer faß. ..Sie haben recht. Ornano. Ich bin die Ihre.“
..Hören Sie. meine Damen. den fernen Lärm des Meeres! Das
erinnert mich an - es klingt wie ferner Kanonendonner.“ Der Ge-
fangene von St. Helena fchritt langfam im Garten feines Longwood-
Häusäfens auf und nieder. wo die Damen Bertrand und Montholon
feinen Spaziergang begleiteten. Deren Gatten folgten von einem
Fenfier aus diefem Luftwandeln mit neidifchen und eiferfüchtigen Blicken.

je nachdem der kleine dicke Mann in Bourgeois-Frag' und rundem Hut
die eine oder die andere Gefellfchafterin durch herablafiende Gunft aus-
zuzeichnen fchien.
..Seine Majeftät find heute fehr aufgeräumt." bemerkte Graf Mou-
tholon giftig. ..Frau Generalin Bertrand fcheint ihn gar nicht mehr
mit Kindergefchichten zu langweilen . . . pardon. ich meinte. fcheint
ihn zu amüfieren, Sie ift fo naiv. und der Kaifer liebt das Naive.‟
..Finden Sie?“ verfeßte Bertrand kühl. ..Jft mir nicht aufgefallen.
Wenn man bedenkt. mit welcher rührenden Naivität Frau Gräfin
Montholon bei jeder Gelegenheit ihre holden Augen fchmachten läßt. ..
das follte Sr. Majeftät doch gefallen. Der Kaifer liebt. wenn man
ihm Avancen macht.“
..Herr General. ich muß fehr bitten -“
..Herr Graf. ich unterfage Ihnen verletzende Bemerkungen. Ver-
geffen Sie nicht. daß ich der Palaftmarfchall des kaiferlichen Haufes
bin und über Difziplinarverhältniffe darin zu wachen habe. Sollte
mir belieben. vorlauter Aufdringlichkeit eine Rüge zu erteilen -“
..Mein Herr! Doch wozu mich ereifern!" Montholon lachte un.
angenehm. ..Der Kaifer hat jede Herausforderung und jeden Waffen-
gang verboten. und er würde Ihnen hübfch den Kopf wafchen. wenn er
Ihre Unartigkeit erführe. Sie find bloß eiferfüchtig. Herr Palaftmar-
fchall. auf die Gnade Sr. Majefiät. die er meiner Gemahlin zu erweifen
geruht."
..Wasl Das bilden Sie fich ein?" fchnob der treue Bertrand
wütend. ..Der Kaifer-und-König weiß beffer. was er der Rang-
etikette fchuldet. Die Frau Generalin. meine Gattin. erfreut fich
feiner befonderen Hochachtung.“ . . . Während diefer homerifche Zank
eigenartiger ehemännlicher Eiferfucht tobte. welcher Amphitrpo die Aus-
zeichnung Iupiters bezüglich feiner Ehehälfte genießen follte. fchäkerten
die Rivalinnen fich mit gleicher harmlofer Bosheit an.
..Ach. fchon wieder Kanonendonner?“ feufzte die Bertrand. eine
geborene Engländerin. ..Majefiät follten in Gegenwart von Damen
folche Erinnerungen verbannen. Doch die Gräfin denkt militärifcher.
glaube ich. Bei Kanonendonner denkt fie . . . nun. z. B. an Kapitu-
lieren. Vor Ihnen. Sire. kapituliert man immer."
..Wie witzig!" parierte die graziöfe Montholon. ..Die Frau Ge-
neralin ift mehr fürs Viktoria-Schießen . . . bei Geburt eines neuen
Baby, klolue, neue-If home!" Diefer Nadelftich faß. denn das Fa-

milienidyll der Bertrands fing an den kaiferlichen Paten zu langweilen. „Doch es gibt ja Damen. die felber den großen Napoleon fogar als Donnerer im Feldlager kannten . . . und von folch einer fprachen wir gerade heut.“
„Was meinen Sie.“ fragte der Kaifer gleichgültig, „Sie meine-n wohl die felige Iofephine? Was plauderten Sie denn über diefe? Ach ja. Italien . . . Feldzug von Mantua . . . Meine Jugend . . . Da war fie ja mit dabei. Man kehrt immer zurück zu feiner erfien Liebe. Meine arme Iofephine hat man mir auch fierben laffen . . . Fern von mir . . . feit lange getrennt. Sie hatte Fehler und Schwächen. ohne Zweifel. doch fie war die Liebenswürdigfie der Frauen.‟ Die beiden Hofdamen rümpften die Nafe. Der Engländerin Bertrand fie(der lockere Lebenswandel der weiland Kaiferin auf die Nerven. die Französin mokierte fich über Unwifienheit und Befchränktheit der eleganten Kreolin. und beide begriffen natürlich nicht. was der Imperator an diefer verblühten Kokette gefunden habe, „Und fehen Sie. meine Damen. die Kaiferin Iofephine hatte Herz. parbleu. voll Anhänglichkeit an meine Perfon. voll Treue. Sie wollte mit vier Pferden lang durch Frankreich nach Elba fahren. und ihre letzten Worte find gewefen . . . Doch. das wiffen Sie ja.‟ Er verfank in djifieres Nachdenken. die weibliäfen Höflinge fchwiegen. Die letzten Worte der gefäjiedenen Gattin ‚Marie-Louife . . . Elba . . . Napoleon* fagten fo viel. um. faßten eine fo lange Gefchichte weiblichen Herzeleids. weiblicher Eiferfucht. „Ia ja. Corvifart hat's gefagt.‟ hob Napoleon wieder an. „fie ftarb an Kummer . . . um meinen und Frankreichs Fall."
Die Montholon verzog den Mund. die Bertrand zuckte die Achfel. Natürlich eine kahle conrenue! Der Leibarzt wußte als Höfling. was man gern von ihm hörte. „Ilch. wirklich. Sire?" fragte die Montholon mit harmlofer Miene. „Ich dachte. die hohe Frau wäre an Krebs geftorben . . . oder an Rippenfellentzündung. war's nicht fo?“
„Wer glaubt denn an die Fabel vom gebrochenen Herzen!" fiel die nüchterne Britin verächtlich ein. „Das ift wie die Gefpenfier: jeder hat davon gehört. und niemand hat's gefehen. Es geht alles mit natürlichen Dingen zu. Übrigens . . . Madame Iofephine befand fich ja in fo angenehmer Gefellfchaft. der Zar aller Rufien machte ihr den Hof. als wäre fie zwanzig Jahre jünger gewefen.‟
..Schweigen Sie!" unterbrach fie Napoleon mit harter Stimme. „Diefe weibliche Medifance ifi ein Hauptgebrechen Ihres Gefchlechts.

Rauben Sie mir nicht meine Jllufionen. Doch die Weiber möchten uns nur eine Illufion laffen: die über ihre eigene werte Perfonl" Er ging mit heftigen Schritten voraus. die Damen als Zeichen feiner Ungnade hinter fich laffend. Dann wandte er fich plößlich um: ..Was wollten Sie vorhin erzählen? Welche Frau. die mir nahe fiand. meinten Sie denn. wenn fie's nicht war? Ich hoffe doch. Sie haben keine ungünfiigen Nachrichten über Ihre Majeftät die Kaiferin-Königin Marie-Louife? Doch fie war ja nie bei mir im Feldlager. Ach. das war eine Mufier-frau . . . zu häuslich dafür. zu gut bürgerlich. eine echte Deutfche. Ach. jede Stunde brennt die Wunde neu. Daß Sie auch wieder daran rühren mußten! Von Weib und Kind getrennt. wie foll ein armer Gefangener fich vor Verzweiflung bewahren!"

Die Damen warfen fich vielfagende Blicke zu. Ift dies Komödie oder kindliche Selbftitäufchung bei einem folchen Manne? Diefe elende Tochter der Eäfaren. für die jede anftändige Frau tiefe Verachtung emp-finden muß. ein albernes. ordinäres. plumpes Gefchöpf mit all' ihren hundert Ahnen. eine Perfon ohne jedes Ehrgefühl. die fich einen ein-äugigen Kammerherrn als erotifchen Nachfolger Napoleons erkieftl Und da follte man ruhig mit anhören. wie ihr unglücklicher Gatte immer mit Zärtlichkeit und Achtung von diefer Verräterin. diefer vul-gären Dirne fchwaßt. als fei fie ihm unzertrennlich ans .Herz gewachfen! Die Männer find doch alle Gimpel und Narren. felbft die Napoleone und die Kaifer. Die Montholon fühlte etwas wie Haß. die Bertrand etwas wie Verachtung gegen diefen Menfchen. der von zwei fo edlen Zierden des fchöuen Gefchlechts für folche Unzierden wie Jofephine und Marie-Louife womöglich noch Devotion verlangte.

..Sire. wir würden ficher nicht wagen. fo hohe Frauen obenhin zu erwähnen.‟ bemerkte die Bertrand trocken. ..Es handelt fich nur um eine gewöhnliche Sterbliche. die Ew. Majefiät fehr wohl bekannt war."

..Nachricht durch die Poft; Sie hat geheiratet.“ fiel die Montholon ein. ..raten Sie: wer und wen!"

..Meine Liebe. ich war nie groß im Raten. Das Heiraten fteht jedenfalls Weibern beffer an.“ Napoleon lehnte am Gartenzaun und blickte hinaus. wo ein Anbli> ihn zu feffeln fchien. Ein Ton von Trommeln und Flöten klang herüber. in der Nähe ererzierte eine eng-lifche Kompagnie.

..Auch wenn frühere nahe . . . Freundinnen eine unwürdige Wahl treffen?“

„Wie das? Unter ihrem Stande? Das kommt auf den Stand an." Der Kaifer warf es zerftreut him indem er über den Zaun an eine Adreffe draußen murmelte: „Welche Dummheit!“
„Nicht fo!" rief die Bertrand eifrig. „Unwürdig nennen wir es„ wenn eine Angehörige des kaiferlichen Haufes einen Bourboniften hei- ratet . . , einen Abtrünnigenf der in den Hundert Tagen zu den Bourbonen hielh obfchon einft General der Kaifergarde.“
„Alfo ein Mann von Difiinktionf" brummte Napoleon gleich- mütig. „Ia. wenn man allex die nicht mehr mittun wolltenf ächten wollte. da käme man weit. Garde - hmf wird wohl Ornano fein.“
„Getroffeny Sire!" klatfchten die Damen in die Hände. doch er hörte nicht hinF fondern betrachtete nach außen und fiieß einen Laut des Mißfallens aus. „Und den heiratet keine Geringere als . . . Maria Walewska."
„Mat-ia? Walewska?“ wiederholte der Kaifer mechanifch. Dann fiieß er zwifchen den Zähnen hervorf indem er zornigf Hände auf dem Rücken. am Gartenzaun hin- und herfchritt: „Diefe englifche Infanterie ift zum Lachen. So etwas Altmodifches„ Veraltetes von Taktik! Evo- lutionen wie zur Großvaterszeit! und das hat uns bei Water-(oo wider- ftanden! Man follt' es nicht für möglich halten. Schickfal, nur Schick- fal. und dagegen ließ fich nichts machen." -
Die beiden Damen fahen fich unwillkürlich anf mit gemeinfamemi ärgerlichem Erftaunen. „Haben Ew. Majeftät verftanden? Die .. berühmte Gräfin Walewska heißt heute Frau Generalin Ornano."
„Hm, fofo!" Napoleon nahm eine Prife und ließ nicht den Blick von den Ererzierenden draußen. „Sehr intereffant. Freut mich fehr. Warum hat man mir keine Anzeige gefchickt? Oder ift mein Palafi- Marfchall offiziell verfiändigt worden?"
„Nein.“ Die Bertrand warf unwillig ihr Köpfchen zurück. „Das hielt man wohl nicht für anftändig. Ich finde die Unterlaffung fehr begreiflich.“
„Nur ich erhielt privatim die Kunde mit der letzten Mail." Die Montholon richtete einen forfchenden Blick auf die unbewegliche Mar- morbüfte des feiften Cäfarengefithtes. „Da die edle Polin doch ein Kind in die Ehe bringh fo dachte ich es intereffiere Elo. Majeftät . . . des Kindes wegen.“
„Oh ja„ ein natürlicher Sohn! Für defien pekuniäre Zukunft ifi entfprechend geforgh‟ murmelte Napoleom den Blick fiets nach außen

gerichtet. ..Sehr vernünftig von der Mutter. fie konnte nichts Befferes tun." Den Damen kam es vor. als ob ihnen fröftele. Sie hatten mit folcher Entrüfkung die Kunde vernommen und diskutiert, Auch die! Marie-Louife in anderer Auflage! Mit den Marien hatte der Imperator offenbar kein Glück. weibliche Marmonts. die ihn im Unglück verrieten. Man follte doch erwarten. der große Mann würde tief verwundet ausrufen wie einft bei Lannes' Tod: „So endet alfo alles!“ So endet die romantifche Liebe! Und nun diefe ungeheure Gleichgültigkeit? -

„Schwachheit. dein Name ift Weib." hatte die Bertrand zitieren wollen. aber nun fchwieg fie. und ein feltfamer Schauer überlief fie. als Napoleon nachdenklich fortfuhr: „Troßdem hat diefe englifche Infanterie unbezahlbare Qualitäten . . . fie liegen wohl im britifchen Nationalcharakter. In gewiffen Lagen ift fie die befie der Welt. glücklicherweife gibt's ja nur fo wenig davon. Nur ihre numerifche Schwäche fchüßt uns vor englifäfen Eroberungskriegen. Man fagt. die Briten feien ein Krämervolk. Welcher Unfinn! So pflanzen fich Legenden fort. Niemand fcheint die englifche Gefchichte und den Nationalgeift zu kennen. ich weiß es beffer. obfäfon ich nie in England war. Diefe Bulldoggenraffe ift kriegerifeh. eroberungsfüchtig. nur ihre kalte Vernunft bringt fie zum Handeltreiben. darin fuäfen fie eine praktifchere Art von Eroberung. Welch ein Unterfchied von rückfiändigromantifchen Völkern wie z. B. den Polen! Die Franzofen und Deutfchen haben noch viel von diefem Infelvolk zu lernen. Oh. ich höre nom künftigen Kampflärm . . . nicht wahr. meine Damen?" Napoleon wandte fich um und laufchte wie geiftesabwefend. ..klingt diefe unruhige Brandung nicht wirklich herüber wie ferne Kanonade? Nun. ich werde das alles nicht mehr erleben. doch Europa wird einfi lernen. warum ich im wohlverftandenen Jntereffe des Kontinents mich bis aufs Meffer mit England fchlug. Ich habe falliert. die große Handelsfirma des Britenreiihes fpielt auf Hauffe. aber wenn mal ihre Aktien fallen. dann wird man meiner gedenken.“ - -

Ricarda Huch:
Merkwürdige Menfchen und Schickfale
aus dem Zeitalter des Riforgimento.
ll.
Federico Confalonieri.
Fortfeßung.

Federico war damals 30 Jahre alt: das Bedürfnis zu handeln. zu wirken. fein Leben mächtig. weithin fichtbar zu fteigern war auf feinem Höhepunkte und fügte einen durch feinen natürlichen Zuftand bedingten Grund der Unzufriedenheit mit dem neuen Regimente zu dem im Bewußtfein liegenden. Den angenehmfien Erfaß der Tätigkeit verfchaffte ihm das Reifen. wo es doch Bewegung. Gefchehen. Erleben gab. und er zugleich den unwillig ertragenen Verhältniffen der Heimat entrücft war. Ähnlich wie ein unbeftimmtes hohes Streben über dem. was er Naheliegendes unternahm. hinging. fo waren feine Reifen in Jtalien. nach Frankreich und England für ihn gewiffermaßen etwas Vorläufiges; denn er träumte von einer wundervollen Reife nach dem äußerften Indien. Jndeffen brachte ihm ein Aufenthalt in Neapel. wohin er Terefa mitgenommen hatte. ein Erlebnis. das feine gefpannte Seele für eine Weile befchäftigte. Das Ehepaar trat dort in freundfchaftliäfen Umgang mit dem öfterreichifchen Gefandten Jablonowsky und feiner Frau Carolina Woyna. einer Polin. die fich ihrerfeits in ihrer Ehe nicht befriedigt fühlte und die zärtlichen Gefühle. die fie bald in Federico erregte. zu erwidern begann. Der Verkehr zwifchen den beiden erinnert an die fentimentalen deutfchen Liebesverhältniffe des 18. Jahrhunderts: fie fchrieben einander lange Briefe. in denen fie fich ihrer Zuneigung. er fchwärmerifcher. fie zurückhaltender. und des edlen Charakters derfelben verficherten. fie mahnte ihn an die Vorzüge feiner Frau. er fie an die ihres Mannes.

Seine Eigenart zeigte Federico darin. wie er ihr in Gefprächen und

Briefen andeutete. daß er ihr umfaffende Erklärungen über fich. feinen Charakter und fein Schickfal machen wolle. dadurch veranlaßte. daß fie ihm Einblick in ihr Inneres gewährte. ihr aber das verfprochene Vertrauen fchuldig blieb. fo daß fie ihm eindringliche Vorftellungen deswegen machte. Gewiß war es nicht feine Abficht. fie. die er liebte. auszuholen; es kam ihm wohl der Antrieb. fie. einmal ganz mitzuteilen. und fchließlich konnte er den Widerfiand. der in feinem Inneren dagegen war. doäz nicht überwinden. Freilich muß man zweifeln. ob er die lebten Beweggründe feines Handelns. den tieffien Grund feines Wefens überhaupt in Worte hätte faffen können. Was er wollte und was ihn quälte. das Ziel. das in der Ferne fchwebend ihm keine Ruhe ließ. war nicht mit Namen zu bezeichnen. war das Unerreichbare an fich. wovon ihm vielleicht nur fo viel zum Bewußtfein kam. daß er zögerte fich darüber klar zu werden und vollends auszufprechen.
Indeffen als Mann. der auch in einem von der Wirklichkeit umgrenzten Kreife lebte. verband Eonfalonieri einen praktifchen Zweck mit feinen Reifen; war er in Italien. fo fuchte er die Liberalen untereinander in Verbindung zu feßen und die politifihen Zufiände und Möglichkeiten kennen zu lernen. im Auslande machte er Beobachtungen über den Kulturzuftand und das Staatswefen der anderen Nationen. um fie irgendwie auf die heimifchen Verhältnifie anzuwenden. Insbefondere erwärmte er fich für England. Wenn er den kriechenden Gang der Tage im refiautierten Italien mit der Negfamkeit verglich. die dort herrfchte. fo kam ihm fein Vaterland wie ein fiehendes Waffer vor. moraftig träge. in dem der Geifi erfiickt und untergeht. Dort hatte er intellektuelle Produktion. Handel und Gewerbe in Blüte gefunden. weltliche Schulen.
gute Zeitfchriften. philanthropifche Einriäftungen und Erfindungen kennen gelernt. die das |ädtifche wie das häusliche Leben bereicherten und verfchönerten. Der Gedanke kam ihm. daß man die Errungenfchaften einer modernen Kultur. von denen Italien nichts wußte. in Mailand einführen und auf diefe Weife neuem Leben überhaupt und univerfalen Ideen den Boden bereiten könnte. Dabei ftand er nicht allein: von den Freunden. die feine Abfichten teilten. war der tätigfte Graf Luigi Porro Lambertenghi. in defien Haufe fich verfammelte. was es an modernem Geift in Mailand gab. Die Einführung eines Dampfbootverkehrs auf dem Po wurde geplant und ins Werk gefeßt. öffentliche Gasbeleuchtung. die Einrichtung von Volksfchulen. auf dem Syftem des gegenfeitigen Unterrichts beruhend. die Herausgabe einer Zeitfchrift. die Gründung einer Sparkaffe

und eines Nationaltheaters ins Auge gefaßt und zum Teil verwirklicht. und fchließlich träumte Eonfalonieri von einem großartigen Bafar. der einen großen öffentlichen Garten als Spiel- und Erholungsplaß für Mütter und Kinder umfaffen und gedeckte Verkaufsläden. Fremdenzimmer. Lefezimmer. Refiaurationen. Cafes. Bäder. kurz alle erdenklichen Einriäjtungen enthalten follte. die ihn zu einem Mittelpunkte des Verkehrs machen könnten.

Eonfalonieris Gebiet waren befonders die Schulen. wofür er die vornehme und gebildete Welt Mailands zu intereffieren wußte. In den wichtigfien Städten der Lombardei wurden ebenfolche gegründet. die von Mantova fiand unter der Leitung des Grafen Arrivabene. Es begann für die an diefen Unternehmungen beteiligten jungen Männer eine froh erregte Zeitz das Bewußtfein. fich im Gegenfaße zum herrfchenden Syftem zu befinden. etwas zu wagen. während man doch auf dem Boden des Rechtes blieb. ja etwas Gutes. dem Vaterlande und Volke Dienliches anfirebte. war zunächft nur eine Anregung und ein Sporn fich enger aneinanderzufchließen.

Die Schulen von Peftalozzi und Fellenberg in der Schweiz wurden befucht. das englifche und franzöfifche Schulwefen wurde ftudiert. man fuchte geeignete Lehrer und bekümmerte fiäf um Papier. Bleifiifte und Federn. die verwendet werden follten. Der rafche Erfolg. die wachfende Zahl und die dankbare Anhänglichkeit der Schüler vermehrte die Luft der Stifter an ihrem menfchenfreundlichen Werke. In der Eröffnungsrede hob Eonfalonieri hervor. daß auch die Mädchen eine beffere Bildung erhalten müßten. da gerade fie. auf die Enge und Eintönigkeit des Haufes angewiefen. in _den Stand gefeßt werden follten. diefelbe durch einen einigermaßen entwickelten Geifi heller und fchöner zu machen.

Für die Zeitfchrift. den berühmten Eonciliatore. der in der Literatur die romantifche Richtung gegen den alten Klaffizismus vertrat. fiellte er unter anderen die Regel auf. er folle möglichfi frifche und genaue Nachrichten bringen über alles. was in allen Teilen Italiens vorgehe. damit die. welche dasfelbe Land bewohnten und diefelbe Spraäje fprächen. bekannter miteinander würden; für den guten Italiener fei von gleiäjer Wichtigkeit. was in Turin. Mailand. Brescia. Florenz. Bologna. Pefaro. Neapel und Reggio gefchehe. Doch follten die Lefer auäf von dem Guten und Vorbildlichen anderer Länder unterhalten werden; denn es galt. die Italiener nicht nur italienifch. fondern europäifch zu machen. Beiträge zu dem Blatte lieferte Eonfalonieri nur wenige und unbedeu-

tende; denn er hatte weder Neigung noch Begabung fich fchriftlich mitzuteilen. .z

Der perfönliche Verkehr zwifchen den hohen öfterreichifchen Beamten und der mailändifcheu Gefellfchaft gefialtete fich leidlich. dank der verföhnenden Kultur. den gewinnenden Umgangsformen der Italiener und der Gutartigkeit und Vernunft der meiften Ofierreicher. Mit dem Oberbefehlshaber der öfierreichifchen Truppen in der Lombardei. dem Feldmarfchall Bubna. einem Manne von vornehmer Gefinnung. war Confalonieri perfönlich befreundet. Indeffen nach dem öfierreichifchen Syfteme konnten die Neuerungen. die ganze freudige Beweglichkeit. auch wenn fie den oppofitionellcn Charakter nicht gehabt hätte. nicht geduldet werden. Zwar erteilte die Regierung vorderhand die Erlaubnis zur Dampffchiffahrt. zu den Schulen und zur Zeitfchrift. fich immerhin die Überwachung vorbehaltend; aber es ift anzunehmen. daß der Kaifer nur eine Gelegenheit abwartete. dem anmaßenden Betriebe ein Ende zu machen. ja vielleicht deswegen ihn eine Weile fpielen ließ. damit fich die gefährlichen Geifter dabei offenbarten.

Die erften Schritte tat die Regierung gegen den Conciliatore. der. namdem die Zenfur zunehmend fchärfer geworden war. im Oktober des Jahres 1819 ganz unterdrückt wurde. Die Freunde begannen für ihre Schule zu fürchten. und in der Tat wurde eine nach der anderen aufgehoben. einzig die von Mailand frifiete ihr Dafein noch. Das Aufhören diefer Zeit. die Arrivabene die glücklichfte feines Lebens nannte. ließ in den jungen Leuten eine Leere und ein verhängnisvolles übermaß angefpannter Kräfte zurück. ..Da eine wohltätige Wirkfamkeit hatte aufhören müffen.“ fäjrieb derfelbe Arrivabene viele Jahre fpäter.- ..nahmen die politifchen Ideen wieder die Herrfchaft über meine Seele ein." In Confalonieri vollends empörte fich wieder der Stolz des Ariftokraten und des Italieners und regte fich leidenfchaftlicher der Drang ins Große.

Den beftimmten Wunfch. Mailand von der öfierreichifchen Herrfchaft befreit zu fehen. hatte Confalonieri. einen Plan konnte man es kaum noch nennen. Das Ergebnis feiner italienifchen Reife war im ganzen recht niederfäjlagend gewefen. wie denn wirklich die Grundlage der patriotifchen Beftrebungen fehr fchmal und fchwankend und auf Teilnahme der andern italienifchen Staaten nicht zu rechnen war. Auch in Mailand muß man fich die Zahl derer. auf die die Patrioten fich verlaffen konnten. recht gering denken: der größere Teil der Ariftokratie war Öfierreich zugetan. viele fchimpften und wißelten zwar gern über

die Regierung. betrachteten fie aber doch als das Tatfääflithe. das man fich gefallen laffen muß. Das Volk kam nicht in Betracht. es liebte den einheimifchen Adel nicht und hatte wohl kaum Urfache dazu. Selbft die Brauchbarkeit derer. die es ernft meinten. war duräf die Gewöhnung an ein weichliches. genußreiches Leben erheblich eingefchränkt. Eonfalonieri. der zu gerecht und vornehm war. um fiäx wegwerfend über einzelne zu äußern. dachte doch von der Kraft und Seelengröße feiner Landsleute im allgemeinen nicht hoäf. „Du weißt." fchrieb er an Gino Eapponi. ..daß die Menfchen bald befchäftigt. bald träge. bald verliebt find. Dann ift es leichter im Menfchen Begeifterung als eine andauernde und ruhige Willenskraft zu finden. und man kann wenig oder gar nicht auf die Mit- wirkung oder Beihilfe unferer viel redenden. wenig leiftenden und fich nie anftrengenden Landsleute zählen.“ Die in Italien herrfchende Ober- flächlichkeit machte. daß er. wie viele bedeutende Männer aus der Zeit des Riforgimento. fich zu England und auch zu Deutfchland hingezogen fühlte. Deutfäfland. ..jenem Lande rechtlicher Geifier. gütiger Herzen und tiefer Studien." Er felbft war nicht fo allgemein beliebt. daß er einen entfcheidenden Einfluß hätte ausüben können; im Gegenteil. fein Stolz. feine Überlegenheit. der er fich bewußt war. ftieß feine Standesgenoffen zurück. wenn fie es auch zunächft nicht merken ließen. und die niederen Klaffen fahen in ihm hauptfächlich den reichen. übermütigen. vom Glücke getragenen Ariftokraten. Er nahm durch feine Eigenart eine Ausnahme? fiellung ein. die man ihm nur fo lange verzieh. bis ein Fehltritt. den er tat. oder ein Unglü>. das ihn traf. ihn leicht verwundbar machte. Vernünftigerweife mußte alfo Eonfalonieri die vorhandenen Mittel für viel zu gering halten. als daß man auf fie gefiüßt etwas Gewaltfames gegen Öfterreich hätte wagen können. Das einzig Greifbare. woran man fich etwa halten konnte. war dies: man wußte. daß der junge Erbe des piemontefifchen Thrones. Karl Albert von Earignan. fich gern mit liberalen und italienifch gefinnten Männern umgab. und es lag nahe die Hoffnung auf ihn zu richten. wenn es fich darum handelte. dem Vater- lande einen König aus einheimifcher Dynaftie zu geben. Strebte Karl Albert wirklich nach der italienifchen Krone. fo bekam. was fonfi ein Hirn- gefpinfi gewefen wäre. eine Art von Wirklichkeit und Rechtmäßigkeit. und was den Mailändern. man muß es fagen. das liebfte. in ihrer Lage aber auch notwendig war. das eigentliche Handeln und Wagen wurde den Piemontefen überlaffen.

Der Ausbruch der Revolution in Neapel. wo es den Liberalen

gelang. dem Könige eine Verfaffung aufzuzwingen. machte die Patrioten kühner. den Kaifer von Öfierreich doppelt mißtrauifchz er erließ Dekrete gegen die Earbonari. worauf die Einfeßung einer Kommiffion in Venedig zur Aburteilung der Schuldigen und eine Reihe von Verhaftungen folgte: im Oktober 1820 wurden Piero Maroncelli und bald darauf Silvio Pellico. einer der eifrigfien Mitarbeiter am Eonciliatore. gefangen genommen und in Anklage verfeßt. ..Meine beiden Hände habe ich vor Wut gebiffen.“ fchrieb Eonfalonieri im Januar 1821 an Gino Eapponi. als die von ihm gegründete Schule des gegenfeitigen Unterrichts in Mailand gefchloffen wurde.

Gerade in diefer Zeit bereitete die liberale Partei in Piemont eine Revolution vor. die auf eine Verfaffung und Unabhängigkeit von Öfterreich zielte. wodurch den Lombarden fich eine Gelegenheit zu bieten fchien. die verhaßte Fremdherrfchaft loszuwerden. Von den Lombarden. die. meifi unter Eonfalonieris Leitung. fich mit revolutionären Ideen abgegeben hatten. waren viele fehr jung. unerfahren und unbedacht und zogen mehr ihre Hoffnungen als die Tatfachen zu Rate. Eonfalonieri war vorfichtig; immerhin hatte er von dem unberechenbaren Charakter Karl Alberts und von dem Stande der Parteien in Piemont keine richtige Vorftellung. und bei der polizeilichen überwachung war es fchwer. fich eine zu bilden. Was bisher in undeutlicher Ferne gelegen und Kräfte und Hoffnungen angefpornt hatte. rückte plößlich verhängnisvoll. ebenfo drohend wie verheißend nahe. Lud man eine Verantwortung auf fich. wenn man unter fo wenig günfiigen Umfiänden eine Revolution guthieß. fo konnte es andererfeits geboten erfcheinen. den guten Willen des Prinzen. den die Gefchichte zum Könige von Italien beftimmte. zu benüßen. Weder Piemontefen noch Lombarden konnten fich denken. daß ohne den Grafen Eonfalonieri etwas unternommen werden könne. Die Zeit drängte: Zufammenkünfte fanden fiatt und allerlei Vereinbarungen wurden getroffen. um den Piemontefen. wenn fie die Grenze überfchritten. hilfreiche Hand zu bieten. Eonfalonieri fürchtete das Ereignis mehr fafi. als er es wünfchte. und riet einem der piemontefifchen Anführer. die Erhebung auf fpätere Zeit zu verfchieben. jedenfalls aber nur dann die Waffen zu ergreifen. wenn Karl Albert fich felbfi an die Spiße des Heeres ftellez allein für den Fall. daß fie dennoch fiattfände. glaubte er dafür forgen zu müffen. daß die Patrioten in der Lombardei zum Handeln gefaßt und geeinigt wären. Es war die Zeit. wo Manzoni das erft viel fpäter veröffentlichte hinreißende Lied dichtete. in dem er für immer un-

glücklich denjenigen nannte. der am Tage der Befreiung dem heiligen Banner nicht gefolgt wäre und einfi fagen müffe: ich war nicht dabei! Die übermäßige Aufregung und Belai'tung der Seele mag zum Ausbruch der Herzkrankheit beigetragen haben. die Confalonieri um diefe Zeit befiel. Der nervöfe Charakter. den die Krankheit augenfcheinlich hatte. könnte auf die Vermutung bringen. er habe fich felbft unbewußterweife vor der Notwendigkeit. eine Entfcheidung zu treffen. fchüßen wollen. Es fanden noch Befprechungen der Freunde an feinem Krankenbette fiatt. obwohl er dem Tode nahe war. Die erzwungene Ohnmacht Confalonieris wurde als ein fäiwerer Schaden für die Sache. die er vertrat. betrachtet; doch hätte er den rafchen Abfall Karl Alberts und den kläglichen Zufammenbruch der Revolution in Piemont ficherlich nicht verhindern können. Es zeigte fich. daß die vorhandenen Kräfte bei weitem nicht reichten. um den Kampf gegen Ofterreich aufzunehmen: nunmehr waren die patriotifchen Hoffnungen auch in der Lombardei und Venetien auf lange Zeit hinaus niedergefchlagen.

Während feiner Krankheit hatte Terefa ihren Mann unermüdlich gepflegt und zugleich. wenn es nötig war. den Gefährten gegenüber vertreten. Die freundfchaftlich-verliebten Beziehungen zwifchen Federico und Carolina Woyna hatten zwar noch eine Weile fortbeftanden. aber die Zeit hatte ihren leidenfchaftlichen Charakter vermindert und den Grafen feine mannigfache Tätigkeit abgelenkt. Es war Terefa bekannt geworden. wie wenig das .Herz ihres Mannes ihr gehörte; fie litt darunter. ließ es aber ihn nicht entgelten. Einen ganz klaren Einblick in das Verhältnis der beiden Gatten gewähren die wenigen Briefe. die vorliegen. nicht; faft hat es den Anfchein. als hätten fie freundfchaftliche an Stelle der ehelichen Beziehungen gefeßt. fei es infolge der Gleichgültigkeit Federicos oder aus anderen Gründen. Aus ihren Briefen an ihn fpricht tiefes. ergebungsvolles Leiden und unerfchütterliche Liebe. die fie mit der Zurückhaltung einer nichtgeliebten Frau äußert. andererfeits fo ernfilich betont. daß man fchließen muß. er habe nicht daran glauben wollen. Vielleicht redete er fich ein. Grund zu Vorwürfen und Zweifeln zu haben. um vor fich felbft entfchuldigen zu können. daß er fie vernachläffigte. Schwere. forgenvolle Zeiten machen oft die Menfchen wieder teuer. deren man in der Alltäglichkeit nicht mehr achtetez fo mag die Gefahr der bevorftehenden Revolution. dann die fchwere Krankheit Federicos. während der Terefa ihn mit Hingebung pflegte. fie einander näher gebracht haben. Ahnten fie auäf nicht. daß die Sommermonate. die fie

*.1 a1}; a 0 1L;
gmagigaamau „
.Nox-X:
..-
.-
L15" ‘
(xx-
'.‘-'§
j
*c
*TZ-»-
I
.
' I
It

f Befreiungxem -
, O z i. einfi fagen mühe: ich war ui . g' 71",'. .1(.Z 7,-*,.
f *und Üafiung " Sei*: *
. .c . 1 ' 4
-s - WW -- . - . - . * . . i' - i '-
. PLM-.x l" - ,» '.q ' * 'i M" .7!: *1* l .
i „Belt befleläk K ._ ,- of? . r*- .. ' njw'. . * f *Li '- * "
W* .47' "QT"
„ .r -. - . zeinl V'. --. _, _ _».“_ . _ e. _c' **
„hatte, kocnnte auf WMrmuwng. ,7. . ic; .sich felbft unbewußtu- _ 7
g-
.- weife rex der Notwendigkeit. eine * zt* treffen.jfchüßen wollen. .* *.Z .
"- ref-...ZUM ,fanden "no, 7Bef g - _undtWm l'einem'*Krankenbet_dc "org-*ZZ
x . .A . p e ;: l q ..u * .m x. .e32-
-- x, . „FJ fiatt. obwohl er dem _ x, x Die erzwungene Ohnmacht Eon-
»,MX-"als ein f . ' ,BMW-,Pie Sachmxie er vertrat.
" * * 7*" ' * ' " 7 * 7 * *Alberts-und ,den klüg-
_xficherlich .nicht verhin-
| "l ' - -
,z
K
4m_
. Z4*Q,.
._ . , , _'.',*
777 *7'* .ict-gt..- '
' . e. .- _.
x .. yr* ,J'
4c .. 3
..,..fk ,XX .-
“ k . **
- -_ .
4 'e _ . NLB-*WZ* . - .
.ießfes aber 1...„ :.7- Ä . 'i :,-hältnis. der beiden zr :"77* , '
.. o. . Y). .
"Muff-ft hat est-en * f
k
."'eder ehelichen Beziehungen (dt. *
dcricosqodeÄaüs ang?" . i“ *'
?zT-F.. ._ * ÜciW.Zrgebungsvä»-">'
..FFF-rtr.» 7.5-.3mücthanun5 einer* 27
Fe-
* - - r'.- *Ü*
rg.; betont. daß-'man .x *»
. y *-',
e
._,
K tz'.
f
NZZ-..rzVielleicbt Zeven? u_ fil' _7
.
. .1 ,
* .'* *M* i
. ,* 7- ,_z. . f
,4
1 .
n ,
C-
.er
, 'i'die fchwere *Krankheit Fed
mg pflegte.'*fie einander

UKW daß die'*'Sommermrnate.
I

.. . k.
r rr
r M ee
e l
l UW..
...UF UW
.cl ,l
WWW .mo
r
d E n.
e . [r
cl..lv au
au
aayWh
Wk... m...
ri. r
OE e
.v .0A
Gem...
.0U UM
FDZAv
gg
.u
a0
g
WWU...
q
3]

EMPTY

nicht denken. daß man ihn anzutaften wagen würde ohne einen Beweis
feiner Schuld; darauf. daß Freunde ihn verraten könnten. kam er nicht.
auch hier feine Macht im Gemüt anderer überfchälzend. Es wird erzählt.
der Feldmarfchall Bubna habe dem Grafen. als er ihm in Mailand be-
gegnet fei. in nachdrücklich bedeutendem Tone gefagt: „Graf Confalo-
nieri. mir hat geträumt. Ihr wäret in der Schweiz.“ Andere wollen
wiffen. er habe Terefa empfohlen. ihren Gemahl zu bewegen. daß er
Mailand verlaffe. wo die Luft ihm nicht zuträglich fei.

Am 4. Dezember wurde Giorgio Pallavicino und einer feiner
Freunde. der mit ihm in Turin gewefen war. verhaftet. Obwohl Federico
nicht ahnte. daß die unbedachten Ausfagen feines jungen Freundes der
Kommifiion den erwünfchten Grund lieferten. zu feiner Verhaftung zu
fchreiten. machte ihn doch das Ereignis bedenklich und den Bitten feiner
Frau geneigter. „Wenn ich meine Heimat verlaffe.“ fchrieb er am 8.
an Gino Eapponi. „tue ich es nicht freiwillig; ich werde es nur im letzten
Augenblicke tun. wo mir zweifellos die Wahl zwifchen Verbannung und
Gefängnis bleibt." Er gab dem Gedanken Raum. konnte aber den Ent-
fchluß nicht faffen; indem er floh. bekannte er fich fchuldig. und das
widerftrebte ihmz überhaupt ftand ihm die Gebärde der Flucht nicht an.
und fchließlich mochte er es für feine Pflicht halten. auf dem Pofien zu
bleiben. wie der Kapitän das untergehende Schiff nicht verläßt. bevor
die Mitfahrenden fich alle gerettet haben.

Am Abend des 12. fuhr die Frau des Feldmarfchalls Bubna beim
Haufe Confalonieri vor und bat den Grafen - ob fie knieend ihn an-
flehte. mag dahingefiellt bleiben - in ihren Wagen zu fteigen und fich
über die Grenze bringen zu laffen. Man ift verfucht. an jenes Wort zu
denken. daß die Götter den zuvor blind machen. den fie verderben wollen.
Er ließ fich nicht überreden und wurde am folgenden Tage verhaftet.
um erft nach 14 Iahren dem Leben wiedergegeben zu werden.

Als die Poliziften kamen. glaubte Confalonieri. es handle fich um
eine neue Hausfuchung. dann. als es klar wurde. daß es feiner Perfon
galt. warf ihm Terefa einen fchnellen Bli> zu. der Flucht bedeutete. Der
Augenblick. wo ihm zweifellos nur die Wahl zwifchen Verbannung und
Gefängnis blieb. war gekommen. Unter dem Vorwande. fich umkleiden
zu wollen. begab er fich in fein Säflafzimmer und eilte von dort durch
verfchiedene Gänge und Treppen zu einer Hintertür. die auf das Dach
des Palaftes führte. und die er früher etwa zu diefem Zweck ins Auge
gefaßt hatte. Einen Poliziften. der ihm folgte. ftieß er fo heftig von fich.

daß er zurücktaumelte und das Bewußtfein verlor. und er hätte vielleicht das Freie gewinnen können. wenn der Ausgang nicht kurz vorher ohne fein Wifien verfchlofien worden wäre. Die fo fpät verfuchte Flucht * wäre do>j wohl kaum gelungen.

Die Behörden. die die Schritte des Grafen feit lange verfolgten. waren hocherfreut durch die Geftändniffe des jungen Pallavicino endlich eine Handhabe gegen ihn bekommen zu haben. Metternich ftimmte in das Frohlocken des befriedigten Amtseifers nicht ein: er fürchtete. fchrieb er dem Gouverneur Straffoldo. daß das Ergebnis des Prozeffes nicht fo vollfiändig werde. wie jener fich einbilde. Er tadelte das übereilte Verhaften bekannter Perfönlichkeiten. die man hernaäj wegen Mangels an eigentlichen Schuldbeweifen wieder entlaffen müffe. was fchon mehrmals vorgekommen war. da das allemal einen Triumph für die revolutionäre Partei bedeute. ..Derfelbe würde noch auffallender fein. wenn die Indizien. die. wie Sie mich wiffen ließen. gegen Mr. de Confalonieri vorliegen. nicht zu fo überzeugenden juriftifchen Beweifen führten. daß man feine Verurteilung damit begründen könnte; denn es genügt nicht. daß feine Schuld nur moralifäj augenfcheinlich vorliegt- darüber konnten wir ja feit lange keine Zweifel hegen -. fondern es ift für die öffentliche Meinung von höchfier Wichtigkeit. fowohl in Italien wie in ganz Europa. daß diefe Koryphäe der liberalen Partei nicht eines Tages als Opfer der Willkürherrfchaft wieder auf dem Schauplaß erfcheinen kann.“

Damit wurde der Kommiffion. an deren Spiße im Juni 1822 jener Salvotti trat. den die zeitgenöffifchen Patrioten ihren Märtyrern wie einen Geifk der Hölle gegenüberftellten. der nachdrü>liche Auftrag erteilt. Confalonieri. nun er einmal verhaftet war. auch als Hochverräter zu verurteilen. und der berühmte Inquirent. der den verfiockteften Angeklagten die Geftändniffe wie durch Zauber aus der Bruft zu ziehen wußte. wendete feinen ganzen Scharffinn auf. entweder den Grafen bekennen zu machen. oder ihn durch überwältigende Schuldbeweife zu überführen.

Die Fefiigkeit. mit der Confalonieri anfangs fich jedes Zugeftändniffes enthielt. machte die Richter beforgtz fie fuchten fich zunächfi mit dem Anklagematerial zu tröfien. das verfchiedene andere Gefangene lieferten. die teils um fich felbft zu entlaften. teils aus Unbedacht oder Mißverftändnis gegen den Grafen ausfagten. Später trat er aus feiner Zurückhaltung heraus und erklärte. zwar keine Namen nennen zu wollen. foweit die Betreffenden nicht fchon gefangen wären oder fich durch Flucht in Sicherheit gebracht hätten. aber die Revolution und feinen Anteil an

ihr getreu darftellen zu wollen. Die größere Gefchicklichkeit Salvottis. der im Laufe der Verhandlungen zum Inquirenten ernannt wurde und ihn mit Zeugenausfagen fo in die Enge trieb. daß längeres Schweigen nur Gefiehen bedeuten konnte. mag zu diefem Entfchluffe beigetragen haben,

Es ift Eonfalonieri ein Vorwurf daraus gemacht worden. daß er nicht beim ftarren Leugnen oder ruhigen Verweigern jedes Zugefländnifies blieb; denn die Menfchen find töricht und anmaßend genug. um von andern eine fchematifche Erhabenheit zu verlangen. an der fie fich. vom ficheren Zufchauerplaße aus. weiden können. Eonfalonieri wollte fein Leben retten und fich vor dem Tode am Galgen bewahren. nicht nur um feiner felbft. fondern auch um feiner Frau willen. deren verzweifelte Bitten ihm das Herz um fo mehr zerriffen haben müffen. weil er fich reuig bewußt war. fie nicht genug und nicht fo. wie fie es verdiente. geliebt zu haben. In diefem Kampfe waren ihm alle Umftände ungünftig. Zwar konnten fich die Gefangenen während der Unterfuchungshaft bis zu einem gewiffen Grade die Bequemlichkeiten. an die fie gewöhnt waren. ver-fchaffen: fie konnten effen. was ihre Gefundheit erforderte und ihre Mittel erlaubten. lefen und in erträglichen Betten fchlafen; aber fie waren von jedem Verkehr mit Menfchen abgefchnitten. allein mit düfteren Gedanken. in ihrer Gefundheit durch den Mangel an Bewegung in frifcher Luft angegriffen. durch die Verhöre. die oft acht bis zehn Stunden hinter. einander dauerten. in beftändiger Aufregung erhalten. Die Krankheit. die Eonfalonieri eben überwunden hatte. trat von neuem und heftiger als vorher auf. Ein großer Nachteil für die Angeklagten war es. daß fie die öfterreichifchen Gefeße nicht kannten und ihnen auch nicht gefiattet wurde. fich die Kenntnis derfelben zu erwerben. Da nach öflerreichifchem Gefeße das Todesurteil nicht gefällt werden konnte. wenn der Angeklagte nicht gefiändig war. fo wäre die einfachfte Art der Verteidigung Ver-weigern der Antwort oder beharrliches Leugnen gewefen. welche einzig der Hauptmann Silvio Moretti von Brescia wählte. ein unbeugfamer Mann. deffen würdevolle Greifenfchönheit Andryane in feinen Denk-würdigkeiten rühmt. Eonfalonieri faßte den Entfchluß fich zu verteidigen. nach feiner eigenen Ausfage mit der Abficht. wenigfiens die Anklagen. die übertrieben und fchändliche Verleumdung waren. wie daß er an einem Mordplan gegen den Feldmarfchall Bubna beteiligt gewefen fei. zu ent-kräften. Er verfuhr dabei mit einem Scharffinn und einer Geifiesgegen-wart. die das Staunen der Richter erregten: immer nur fo viel zu-

gebeud. wie bereits feftftand. fuchte er dies als rechtlich unaufechtbar hinzuftellen. und indem er fortwährend behauptete. was er wiffe. fagen zu wollen. und auch wirklich Seite auf Seite mit Mitteilungen über die Befchaffenheit der liberalen Partei ausfüllte. offenbarte er doch nichts Wefentliches. fo daß die Richter fich fchließlich von ihm irregeführt fühlten. Es kam ihm darauf an. fie hinzuhalten. Zeit zu gewinnen. Sowohl er felbfi wie fein Gegner. Salvotti. wurden erbitterter und hartnäckiger. je länger der Kampf dauerte. der allmähliäf den Charakter eines Zweikampfes annahm.

Was in Confalonieris Verteidigung Lüge und was Wahrheit war. wird wohl niemals genau gefchieden werden können. vielleicht weil der Grund des Widerfpruchs tief in ihm felbft lag. Von Haufe aus ein koufervativer Ariftokrat. wurde er durch den Haß gegen Öfierreich und die Sehnfucht nach einem unabhängigen Vaterland zum Gegner der befiehenden Ordnung und zum Haupt einer Verfchwörung. fo daß er nunmehr zwiefpältig empfinden. zwiefpältig handeln und erfcheinen mußte. Es ift wahr. daß er den Sturz der öfterreichifäfen Herrfäfaft hoffte und daran mitzuwirken wünfchte. es ift auch wahr. daß er kein Revolutionär war und das Gewaltfame verabfcheute. Augenfcheinlich war er davon überzeugt. mit feinem ..wirklichen Betragen“ (cooäotta Well?) den Boden des Rechtes nicht verlaffen zu haben. worin unleugbar ein gewiffer Sophismus liegt. Es kam ihm nicht nur darauf an. fein Leben zu retten. fondern auch Recht zu behalten; lieft man die Denkwürdigkeiten. die er auf dem Spielberg fchrieb. fo hat man den Eindruck. daß ihn die Qualen des Kerkers und die Sorge um die Zukunft nicht fo fehr fchmerzten und beunruhigten. wie die Niederlage. die er im Prozeß erlitten hatte. übrigens hielt er fich für berechtigt. feine Handlungsweife jurifiifch fo günfiig wie möglich darzufiellen. Arrivabene und Silvio Pellico litten darunter. daß fie auf die an fie gerichteten Fragen nicht fchlechtweg die Wahrheit fagen konnten; Confalonieri. von Natur verfchloffen. wird diefe Neigung kaum haben bekämpfen müffenz auch wußte er zu gut. daß er. indem er in den geheimen Kampf gegen die Regierung eingetreten . war. die Verpflichtung zu fäfweigen und zu leugnen auf fich genommen hatte. Auf dem Spielberg. wo ihn die Bemühungen des Geiftliäjen. fein Amt zum Spionieren zu mißbrauchen. anwiderten. erzählte er. während der Unterfuchungshaft in Mailand hätten ihm zwei italienifche Pfarrer gefagt. die Pflicht der Selbfterhaltung entbinde vor dem Kriminalgericht von der Pflicht die Wahrheit zu fagen; wenn das Nennen von Mitfchnl-

digen zu ihrem Schaden nicht durchaus notwendig fei. um andere zu retten. fei es nicht nur keine Pflicht. fondern widerfpreche fogar der erften aller Pflichten. der Nächfienliebe.
Noch fehlte es Salvotti an einem Dokument. das den Beweis des Hochverrats lieferte. als Confalonieri. um das Syftem feiner Verteidigung zu vollenden. aus dem Gedächtnis einen Brief mitteilte. den er kurz vor dem Ausbruch der piemontefifchen Revolution an den General San Marzano gefchrieben hatte. der die aufftändifchen Truppen in die Lombardei führen follte. um ihm davon abzuraten. Stände Karl Albert felbft an der Spihe der Armee. fo folle er willkommen fein; im anderen Falle würde das Unternehmen nur ein allgemeines Unglück herbeiführen. da auf die Bürgerfchaft von Mailand nicht zu rechnen fei. Diefer Brief follte dartun. daß Confalonieri die Revolution nicht nur nicht befördert. vielmehr hintertrieben habe. ja er ging. in feiner Auffaffung fich fteigernd. fo weit. fich eine Art Verdienft um Öfterreich zuzufchreiben. da feine Abmahnung San Marzano beeinflußt habe. Diefe Bewegung des verzweifelten Fechters war allzu kühn und allzu fein gewefen: er gab fich dabei eine Blöße. die der gefchickte Gegner benützte. um ihn zu Tode zu treffen. Eben diefer Brief wurde. als Beweis verräterifcher Korrefpondenz mit dem Feinde. das gewünfchte Dokument. das mit den Ausfagen der Mitgefangenen und feinen eigenen das Todesurteil begründete.
Eonfalonieris Haltung während des Prozeffes. das teilweife Zugeftehen und Sichentfchuldigen ift ihm von vielen als ein Beweis von Schwäche und Zweideutigkeit zürnend vorgeworfen. Vergebens wäre es. ihn fo darfiellen zu wollen. als habe er feft und unerfchüttert das felbft herausgeforderte Schickfal auf fich genommen. Um fich wie jener Moretti von Brescia zu betragen. war er zu nervös. zu weich beanlagt und man möchte fagen zu kultiviert. Er litt und kämpfte wie einer. der die ganze Süßigkeit des Lebens kennt. der die ganze Schwere der Verantwortung eines Handelnden ermißt und fich über fein eigenes Streben erheben kann. Ihm graute vor dem häßlichen Tode. der ihm bevorftand. und nach feiner Begnadigung befchäftigten ihn in Fieberanfällen quälende Vorfiellungen von der Hinrichtung; er hätte leben mögen. die Frau. die um ihn litt und kämpfte. glücklich machen. das Dafein genießen. wie es feiner kraftvollen Anlage entfprachz und er wollte nicht unterliegen. nicht denen. die ihn bisher gefürchtet und beneidet hatten. ein Gegenftand des Hohnes fein. Es war ihm wichtig. den Riäjtern gegenüber und namentliäj wenn er fich als Gefangener und

Verurteilter in der Offentliafkeit zeigen mußte. fo ftolz und ficher zu erfcheinen. wie man es an ihm gewohnt war. Er war nicht frei von Eitelkeit auf fein Äußeres und liebte es. fich gewählt und vorteilhaft zu kleiden; er wußte. daß feine Erfcheinung fchön war und imponierte. und mochte das nicht entbehren. gehörte es doch zu feiner ftolzen Perfon. die herrfchen mußte. wenn er noch er felbft fein wollte.

Jndeffen erfchwerte es ihm die zurückkehrende und immer zunehmende Krankheit fich fo gefaßt zu zeigen. wie er es fich fchuldig zu fein glaubte; denn er wurde nun häufig von Krämpfen befallen. die ihn für längere Zeit bewußtlos machten und fo fchwach zurü>ließen. daß er ohne fremde Hilfe nicht aufrecht ftehen und gehen konnte. Der Verlauf diefer Krämpfe war fo. daß man fie als epileptifehe bezeichnen muß: fie kündigten fich plötzlich durch Klagetöne und Seufzen des Kranken an. der gleich darauf das Bewußtfein verlor und fo gewaltfam an allen Gliedern gefchüttelt und hin- und hergeworfen wurde. daß man ihn halten mußte. damit er fich nicht verletzte. Stets war er in Sorge. daß gerade in Augenblicken. wo alle Blicke auf ihn gerichtet fein würden. das Übel ihn übermannte und niederwürfe.

Nach vielen vielen Jahren noch erinnerte fich Salvotti. wie Eonfalonieri bei der Nachricht von feiner Verurteilung im Gedanken an feine Frau zufammengebrochen war. Es war nämlich während feiner Haft ein eigentümliches Ereignis in Federico vorgegangen: er hatte Liebe zu feiner Frau gefaßt. Dies mochte zum Teil dadurch veranlaßt fein. daß die heldenmütigen Anftrengungen. die fie zu feiner Rettung und Befreiung machte. ihm die Größe ihres Charakters und ihrer Liebe enthüllten. mehr aber dadurch. daß fie ihm nun. als er anfing den Tod oder den Kerker vor fich zu fehen. das Unerreichbare geworden war. das wundervolle äußerfte Indien. das ihm jenfeit der Möglichkeit lag und darum fo unfäglich lockte. Das Gefühl wuchs in ihm rafch zu der Leidenfchaftlichkeit. die feine Neigungen erreichten. Terefa wurde der Mittelpunkt feines Lebens. fo daß es wohl fcheinen konnte. als wäre diefe Liebe immer ein Teil feines Wefens gewefen. Sie war ihm nun die Frau der Frauen. die edelfte. vollkommenfie. die einzig liebevolle und liebenswerte. eine Heilige. Er benüste die Frifi. die er nom zu haben glaubte. um ihr fein Vermögen zu vermachen. worin er von Salvotti bekämpft wurde. wie es heißt. im Auftrage des alten Grafen. der fich dadurch gekränkt gefühlt habe. Federico. der das Vermögen von derMutter ererbt hatte. foll in bezug darauf geäußert haben. er habe von feinem Vater

nichts als das Leben. und fein Wunfch im Sterben fei. daß feine Frau. wenn fie fich wieder verheirate. mit dem andern Gatten den Frieden genöffe. den fie an feiner Seite nicht gefunden habe. Troß des Eifers. mit dem man feine Abficht zu vereiteln fuchte. fehte er durch. was man. folange das Todesurteil noch nicht vom Kaifer befiätigt war. ihm nicht verwehren konnte. Ferner fuchte er beim Kaifer darum nach. fiatt durch den Strang durch das Schwert gerichtet zu werden. wobei er fich auf feine Abfiammung mütterlicherfeits von ungarifchem Adel berief. der das Recht hatte. keine andere Todesfirafe anzunehmen; aber er wurde abfchlägig befchieden.

Auf die Naäjricht von Eonfalonieris Verurteilung begab fich Terefa in Begleitung ihres Schwiegervaters und ihres Bruders. des Grafen Gabrio Eafati. nach Wien. um beim Kaifer die Begnadigung zu erwirken. Der Kaifer. entfchloffen das Todesurteil zu unterfchreiben. empfing die Gemahlin des Rebellen nicht. dagegen vertröfiete die warmherzige Kaiferin fie auf die Wirkung ihrer Fürbitte. Auch diefe jedoch verfing nicht. und die unglückliäfe Frau eilte über das verfchneite Gebirge zurück - es war mitten im Winter - ungewiß. ob fie ihren Mann noch lebend finden würde. Noch klammerte fie fich an die Hoffnung. den Kaifer durch eine Petition. vom Erzbifchof von Mailand und vielen erlauchten Namen unterzeichnet. zu beeinfluffen. Manzoni. der mit Federico und Terefa befreundet war. foll der Überlieferung nach die Bittfchrift verfaßt haben. unter der mit vielen anderen fein Name fieht; er hatte kurz vorher fein berühmtes Werk. die Divine-38i 8])08j, vollendet. Übrigens foll den Kaifer nicht die Bittfchrift bewogen haben. das Todesurteil in die Strafe lebenslänglichen Kerkers umzuwandeln. fondern ein Bedenken wegen eines im Prozeß vorgekommenen Formfehlers. das die gutherzige Kaiferin in ihm angeregt habe.

Alexandre Andryane. ein junger Franzofe. der in den Prozeß verwickelt. zum Tode verurteilt und mit Eonfalonieri begnadigt worden war. da man an dem minder Schuldigen nicht gut die Strafe vollziehen konnte. die jenem erlaffen war. gibt in feinen Denkwürdigkeiten eine merkwürdige Schilderung von der Urteilsverkündigung. Nach Mitternacht wurden die Angeklagten geweckt und. nachdem fie fich angekleidet hatten. zu Wagen durch die totenfiille Nacht in den Iufiizpalafi geführt. Von vielen Gendarmen begleitet. die in der einen Hand eine Fackel. in der andern ein Gewehr trugen. durchfchritten fie Zimmer und Gänge. bis fie zu einem hohen länglichen Saale kamen. der einer Kapelle glich

und in dem ein Kaminfeuer brannte. an dem mehrere Gendarmen fich wärmten. Einer nach dem anderen. in langen Paufen. betraten fie deu düfiern Raum. zuletzt Confalonieri. in einen Mantel gehüllt. eine hohe. imponierende Erfcheinung. der gleich darauf einen feiner Anfälle bekam und längere Zeit bewußtlos blieb. Als er wieder zu fich gekommen war. umdrängten die andern. alle jünger als er. das Bett. auf dem er lag. warfen fich fchluchzend in feine Arme. und diejenigen. deren Ausfagen ihm gefchadet hatten. erflehten feine Verzeihung. die er von Herzen gab; fie fahen in ihm einen dem Tode Geweihten. Nachdem ihnen das Urteil verkündet war. blieben die Verurteilten noch eine Weile zufammen. um bei Tagesanbruch. mit Ketten beladen. der öffentlichen Verlefung des Urteils beizuwohnen. auf einem Pranger der Schauluft der Menge preis- gegeben. Confalonieri ftrengte fich an. um keine Schwäche merken zu laffen. die feine Feinde als Schuldbewußtfein oder Zerknirfchung hätten auslegen können. Er war auch bei diefer Gelegenheit derjenige. auf den fich alle Augen richteten. die feiner Gefährten wie die des Publi- kums. in Neugier. Schadenfreude. Haß. Mitleid. Bewunderung und Liebe.

Schluß in der Oktober-Nummer.

Ludwig Geiger:
Goethe im Verkehr.

In der faft unüberfehbaren Literatur über Goethe wird der M e n f ch am wenigf'ten berückfichtigt. Der Dichter und Naturforfcher. der Hifiopriker und Philofoph werden in zahllofen Büchern und Auffäßen behandelt. der Menfch geht leer aus. Oder wenn man ihn betrachtet. fo bleibt es entweder bei landläufigen Anklagen gegen feinen Hochmut. feine Fürfienknechtfchaft. feine Steifheit. feine widrige Ehe. oder es kommt höchftens zu enthufiaf'tifchen Lobpreifungen feiner Erfüllung der gern von ihm gebrauchten Worte: der Menfeh fei edel. hilfreich und gut. Bei diefer Sachlage lohnt es fich wohl einmal von Goethe. dem Menfchen. von ihm im Verkehr mit anderen zu fprechen. Und auch hierbei muß eine Befchränkung eintreten. Denn was alle Goethebiographien melden. foll hier niäft wiederholt werden. Sie aber geben. da fie es nicht anders können. lange Kapitel über den Knaben im väterlichen Haufe. wenn fie fich auch damit begnügen müf'fen. das zu variieren. was der Meif'ter felbft in ..Dichtung und Wahrheit“ fo unvergleiäjliih dargefiellt hat. Sie widmen auch der Freundfchaft mit Schiller gewiffenhaft einen längeren Abfchnitt. und fie fiellen endlich die einzigartige Intimität des Dichters mit feinem Fürfien Karl Auguft von Weimar dar. Aber wenn man von ..Goethe im Verkehr“. von ..Goethe und den Seinen“ fpricht. dann ift eigentlich die Aufmerkfamkeit auf etwas anderes zu lenken. Das. was nämlich den meiften fo wenig bekannt ift und doch im hohen Grade verdient bekannt zu werden. das if't die Art. wie Goethe fich in der Familie ..der freien Wahl“ bewegte. wie er in feinem Haufe in Weimar fchaltete.

Hier verdient Ehrifiiane Vulpius die erfte Stelle. Goethe verband fich mit ihr im Sommer 1788 und beklagte aufs bitterfie ihren 1816 eingetretenen Tod. Sie war keine übermäßig gebildete. aber keine bildungsunfähige Frau. Sie hat wegen ihres Wefens. wegen ihrer angeblichen Laiter. wegen der fäfnellen Hingabe an den Geliebten die fchlimmften Vorwürfe erfahren. Und doch muß der ungeheure Klatfch auf das gebührende Maß befchränkt werden. Für Goethe war fie eine

paffende Frau: fchön und der Sinnlichkeit geneigt. aufmerkfam und unterwürfig. tätig und klug. Sie drängte fich nicht vor. duldete eine Zeitlang fchweigend. dann grollend. daß man fie zurückftieß. oder ihr nicht den Plaß einräumte. den fie fchließlich mit Willen ihres Gatten beanfpruchte. Diefem aber hat fie durch ihre Liebe bis zu dem Tage der wirklichen Vermählung 1806 und feitdem bis an ihr Ende das Leben verfchönt und ihm die intimen Freuden des Haufes in reichem Maße ver-fchafft. Es ifi herzerquickend. den Gatten zu und von feiner Frau reden zu hören. nicht nur in der berühmten. oft angeführten Totenklage. fondern in den zahllofen Epifteln. die er von feinen Reifen an fie fchrieb. In den wundervollen Gedichten von den ..römifchen Elegien“ an. bis zu dem ..Frühling übers Jahr" 1816. den herrlichen Gefängen. in denen nicht nur die Sinne fprechen. fondern auch das tiefft empfindende Herz. Ihr unvergänglicher Reiz tat es ihm fiets von neuem an. das Verlangen ift immer rege. die Sehnfucht wach.

Ebenfo liebenswürdig wie als Gatte erfcheint Goethe als Vater. Viele feiner Kinder ftarben ganz jung. fie hatten keine Lebenskraft. weil. wie ein Meifter der pfychiatrifchen Wiffenfchaft auseinandergefeßt hat. in dem Dichter die phyfifche Zeugungskraft nicht ftark genug war. nicht etwa infolge der Trunkfucht der Mutter. die fich jedenfalls erft in der leßten Zeit ihres Lebens in ihrer ganzen Unmäßigkeit entwi>elte. Nur ein Sohn blieb länger leben. Auguft. er ftarb 1830. 2 Jahre vor dem Vater. Aber fo fehr er von dem Erzeuger geliebt wurde. er machte ihm keine große Freude und bereitete fich kein glü>liches Los. Der Vater ift von Schuld nicht frei zu fprechen. Er verwöhnte und unterdrückte den Knaben. er verfchaffte ihm nicht die regelmäßige Erziehung. ohne die der gewöhnliche Menfch nicht auskommen kann. Er ließ ihm keine ordnungs-mäßige Säjulbildung zuteil werden. befchränkte feine Univerfitätszeit. brachte ihn zu früh in Gefellfäjaft. erwirkte durch feinen mächtigen Ein-fluß. daß er ohne rechte Vorbereitung in die Amtstätigkeit kam. und ließ ihn in diefer nicht zur rechten Entfaltung kommen. da er ihn in feinen eigenen Dienften zu ftark befchäftigte. Ift dies des Vaters Schuld. fo lag ein anderes Verhängnis in den Umfiänden. Auguft war eine wilde Natur. Er fchwankte zwifchen Hypochondrie und Ausfchweifung. zwifchen unheimlichem Ernfi und unbändigem Schmerz. Er war finnlich und trunkfüchtig. Er wollte etwas leiften und erkannte. daß er dem Vater nicht ähnlich werden könnte. Er |arb in Rom. wo er |erben wollte. weil er fein verfehltes Leben nicht weiter zu führen imftande war.

Augufts Gattin Ottilie. geborene von Pogwifch hat von 1817-32 dem Alten das Haus verfchönt. Nicht geführt. denn fie war eine unfähige. dazu leichtfinnige Haushälterin. fo ungeeignet zu einem der wefentlichften Teile des Frauenberufs. daß der Alte die Bücher führen. die Schlüffel zum Holzftall ihr fortnehmen. die Dienfiboten anfiellen und fich um die kleinfien Einzelheiten der Wirtfchaft kümmern mußte. Und doch erfcheint fie als die Sonne. die dem Haufe am Frauenplau leuchtete. Eine Sonne. die freilich mehr verfengt. als erwärmt, Dem Alten eine liebe Gefährtin durch ihre Anmut. ihr geiftreiches Plaudern. ihre Beweglichkeit und Frifche. Der Schwiegervater vergalt dem Töchterchen die Liebe. Seine Briefe und kleinen Gedichte an die geliebte Tochter find von einer ritterlichen Zierlichkeit und zierlichen Ritterlichkeit. von einem liebenswürdigen Humor und einer anmutigen Galanterie. daß man fie als das Mufter graziöfer Unterhaltung anfprechen kann. Was Ottilie nach Goethes Tode tat. ihre leider gar zu folgenreichen Abenteuer. ihre finnlofe Verfchwendung. ihre gänzlich verfehlte Erziehung der Söhne. das ifi freilich nur anzudeuten. weil es glücklicherweife den Alten nicht mehr beunruhigen konnte. Goethes Enkel. von denen Alma bei des Großvaters Tode er| fieben Iahre alt war (fie ftarb im 18.). waren die Freude und Seligkeit des Alten. Freilich. wenn man fo gern von Goethe. dem Pädagogen und Erzieher fpricht. fo darf man fein Verfahren den Enkeln gegenüber nicht als Mufter anführen. Er ließ fie bei fich fpielen oder behandelte fie. da fie noch im kindlirhflen Alter fianden. faft wie Erwachfene. Er verwöhnte fie auf unerhörtefte Weife. Aber er fah in ihnen ein neues Leben: die Blumen feines Gartens blühten nur für fie. die Früchte follten für fie reife-n. feine geiftigen Schätze. die er ihnen eifrigfi fpendete. follten fie erquiclen. Aber auch hier trat das entgegengefeßte Refultat ein von dem. was der Erzieher wünfchte. Diefen Goethe-Enkeln Walther und Wolfgang. denen eine lachendfte Kindheit befchert war. ward ein trauriges Los zuteil. Ihr Vermögen war durch die Mutter verfchwendet. ihr fonfiiges Hab und Gut von ungetreuen Ratgebern und Dienern dezimiert. fie felbfi wurden durch Kränklichkeit geplagt. durch eine trübe Weltanfchauung von den Freuden der Erde gefchieden. Wenn Wolfgang mit einem fchlechten Wiß von fich fagte: ..Mein Großvater war ein Hüne. ich aber bin ein Hühnchen". fo zeichnete er den Gegenfaß fehr treffend: fie waren Wichte dem Riefen gegenüber. arme Gefellen. die in krankhafter Empfindlichkeit die Erinnerung an den Großvater pflegten und gar nicht auf den Gedanken

kamen. daß Goethe nicht feiner Familie allein. fondern der Nation und der Welt gehörte. Aber ihr Teftament - denn Walthers. des fpäter Gefiorbenen. leßtwillige Verfügung war gewiß mit dem jüngeren. früher dahingegangenen Wolfgang vereinbart - diefes Tefiament. woduräj die geiftige Hinterlafienfchaft des Großvaters der Großherzogin Sophie. das Haus und die Kunftwerke dem Weimarer Staat überlaffen wurden. verklärt das Andenken diefer Unglüälichen. die zum Glü> geboren fchienen.

Das Haus am Frauenplan in Weimar war eine Stätte der Luft und der Freude. Freunde gingen aus und ein. Hausgenoffen belebten es. Vier Männer find es befonders. die man als ..Hausverwandte" Goethes bezeichnen kann: Kanzler Müller. Riemer. Eckermann. Soret. Nur der ledtere. ein vortrefflicher Menfch. fcheint wirklich goethereif gewefen zu fein: Fr. Soret. ein Genfer. der Erzieher des fpäteren Groß-herzogs Karl Alexander. Er erwarb fich reelle Verdienfte um den Meifier. dadurch. daß er feine Metamorphofenlehre ins Franzöfifche überfeßte. Aber er fcheint auch. wie aus den erft kürzlich veröffentlichten authenti-fchen Unterhaltungen mit Goethe hervorgeht. der einzige kongeniale Zu-hörer des Alten gewefen zu fein. fchlicht. einfach. verftändnisvoll. ohne fich irgendwie vorzudrängen. vielfeitig gebildet und fähig dem Meifter zu folgen.

Tiefes Bedauern aber befchleicht den Nachgeborenen. wenn er die betrachtet. die außer dem Genannten befiändig um Goethe weilten. Der Kanzler Müller war gewiß ein tüchtiger Staatsbeamter. aber ein kleiner Menfch: empfindlich. ruhmfüchtig. eingebildet. Was er fpäter tat. als Verwalter des Goethefchen Nachlaffes. feine Tyrannei gegen die Unter-gebenen. die Kriecherei gegen Höherfrehende. die Unzuverläffigkeit in der Bewahrung der großartigen Schäße. die feiner Hut anvertraut waren. hat ihn in den Augen der Nachwelt gefchändet; wie wenig er Goethe wirklich verfiand. wie er durch feine unangenehmen Eigenfchaften ihm. der jenen doch nicht entbehren konnte. häufig widrig. ja faft unerträg-lich war. das kann man. wenn auch nicht durch feine. in ihren tatfächlichen Mitteilungen wertvollen Aufzeichnungen. aber aus manchen vertraulichen Äußerungen Goethes und der Zeitgenoffen erkennen.

Den zwei anderen ftändigen Helfern: Riemer und Eckermann find gewiffe Verdienfke nicht abzufprechen. Beide haben die Worte Goethes treuli>j aufbewahrt und der Nachwelt übermittelt. obgleich fie. nament-lich Eäermann. bei ihren Aufzeichnungen ihr liebes Ich gar zu fehr hervor-

drängten und weder zuverläffig noch treu genug mit ihren Berichten waren. Sie haben fleißig gearbeitet. um bei Lebzeiten Goethes feine Werke der Nachwelt zu überliefern und nach feinem Tode die geifiige Hinterlafienfchaft der Nation mitzuteilen. Aber fie waren zu einem folchen Amt nicht völlig geeignet. Es fehlte ihnen an Genauigkeit und Kritik. an jener Geifiesverwandtfchaft. die dem Herausgeber nötiger ift. als die Maffe annimmt. Und endliä): fie waren unedle Naturen.
Man wird es freiliäj nicht ausfchließlich auf das Konto Eckermanns fchreiben dürfen. daß fein Hannchen. feine ewige Braut. auf Goethe und das pauvre Weimar immerwährend fchalt. man wird vielleicht auch zugeftehen müffen. daß er von dem alten Herrn etwas ausgenutzt. ficherlich nicht in die materielle Lage gebracht wurde. die er nach feinen Leifiungen verdiente. Aber wie inferior find beide. wenn man fie mit dem Gewaltigen vergleicht. Wie fehr überfchäßen fie ihre winzigen Leifiungen und wie verlieren fie gerade durch den täglichen Verkehr den rechten Maßftab für das. was fie jeden Augenbli> vor fich fahen. Zu diefer geiftigen Niedrigkeit kommt bei Riemer eine fittliche. Nicht daß er. wie fo manche. die im Goethehaufe zu tun hatten. gefiohlen oder fich bereichert hätte. aber es war und blieb etwas Kammerdienermäßiges in ihm. das mit den Iahren eher wuchs. als daß es abgenommen hätte. Unwürdige Ausdrücke brauchte er dem gegenüber. der feine Lebensfonne war. ihm. der durch feine Intimität ihn aus der Dunkelheit geriffen und auf einen beneidenswerten Plaß gebracht hatte.
Neben den Hausverwandten ftehen die Freunde. Säfiller. mit deffen Abfcheiden Goethe die Hälfte feines Dafeins verloren zu haben klagte. war nicht der einzige. Es ift vielmehr eine große Freundesfchar. die Goethe umgibt. Männer allererften Ranges: man braucht nur die Brüder Humboldt. den Philologen Wolf. den Philofophen Hegel zu nennen. um das geiftige Niveau diefer Freunde zu bezeugen. Diplomaten und Hiftoriker. Forfcher aller Art. befonders auf naturwiffenfchaftlichem Gebiete. Dichter und Künftler. Ihnen allen gibt der Altmeifiet. wenn er auch manches von ihnen empfängt. Und doch erkennt man leicht. er fpendet geiftig. aber vollkommen gemütlich erfchließt er fiä) nicht, Nur zweien gegenüber tat er dies wirklich: H. Meyer und Karl Friedrich Zelter.
Iener. „der wa>ere Schweizer“. deffen erftaunliche Kenntnis und Vertrambeit mit den römifchen Kunftfchäßen der in Italien Weilende erprobt hatte. den er zu fich nach Weimar kommen ließ. ihn jahrelang

in feinem Haufe beherbergte und zu feinem Kunfiorakel machte. Meyer war kein großer Künfiler. auch kein epoehemachender Gelehrter. Vielleicht hat er durch fein mangelhaftes Können. durch fein nicht einwandfreies Wifien. durch eine gewiffe geifiige Befchränktheit und durch feine mit den Jahren zunehmende Halsftarrigkeit in manchen Beziehungen einen ungünftigen Einfluß auf Goethe geübt. aber feine Kunftbegeifterung. die ihm des Lebens Nöte verklärt. feine edle Selbftlofigkeit und feine durch alle Zeiten erprobte Anhänglichkeit find rührend und erhebend. Ihm erfchließt am der Alte mit feinem Herzen.

Vielleicht noch mehr dem herrlichen Zelter gegenüber. dem ehemaligen Maurermeifter. dem fpäteren Univerfitätsprofeffor und Leiter der Berliner Singakademie. Zelter ift der Einzige. dem Goethe in fpäteren Iahren das brüderliche Du anbietet. der Einzige. deffen Korrefpondenz er für den Druck beftimmt und vorbereitet. Selbfi feine kleinen Angewohnheiten. die ihm bei anderen peinlich. ja unerträglich waren. duldete er. wie das Brillentragen. oder unterftüßte er geradezu. wie das Schnupfen. Eine Brunnenkur nannte eine vertraute Freundin jeden Befueh des Mufikers im Haufe zu Weimar. War Goethe krank. fo brachte ihm Zelter Erquickung. wenn auch nicht Heilung; war er verftimmt. fo konnte jener durch feine Schnurren und Erzählungen ihn aufheitern. Auch Zelter war als Mufiker fchon zu feiner Zeit von anderen überholt. fein Urteil mag befchränkt. fein Können mäßig gewefen fein. vielleiäjt hat er durch folche Mängel Goethes mufikalifchem Wiffen und Empfinden mehr Schaden bereitet als Nußen gebracht. Aber der Menfch in feiner Biederkeit. feiner Feftigkeit. in feinem Auffichgeftelltfein. in feiner Kraft den Schickfalsfchlägen gegenüber. in feiner harmonifchen Ausbildung und in feiner liebenswürdigen Einfachheit erquickte dem Alten das Herz.

Will man aber eine volle Vorftellung von Goethe im Verkehr mit anderen erhalten. fo muß man ihn als Vorlefer. als Gefellfchafter und Plauderer betrachten. Wer das Glück hatte. die Vorlefungen zu hören. vergaß den Eindruck zeitlebens nicht. Lyrik und Drama. Profa unterhaltenden und belehrenden Inhalts floß aus feinem Munde wie die köftlichfie Mufik. Er war fpendensfroh aus der Fülle feines Wiffens und der Schäse. die er befaß. Er fühlte fich ebenfo heimifch in gelehrten Zirkeln. wie in Vereinigungen Kunfi- und Wiffenfchaft liebender Frauen. Ihnen war und blieb er der Meifier. der nicht aufgebläht durch feine Gelehrfamkeit. nicht im rechthaberifchen Tone des Einge-

weihten. fondern mit der vollen Liebenswürdigkeit des wahrhaft Weifen belehrte. indem er nur zu unterhalten fchien. Gewiihtiges im Plauderton verkündigte und felbft den Unwiifenden die Meinung erregte. fie würden an längft Bekanntes erinnert.

In feinen Unterhaltungen mit den unzähligen Befuchern feines .Haufes zog er alle Regii'ter. Er konnte fteif und zugeknöpft fein. im allgemeinen wurde er erit allmählich wärmer und zutunlicher. aber er verfiand es auch. ernft und fireng Zudringliche abzuweifen. Namentlich Selbfigefälligen trat er mit einer oft verlesenden Rauheit entgegen. Wie er mit G. A. Bürger fertig war. als diefer ihm durch die Nennung feines bloßen Namens zu imponieren glaubte. fo ließ er den guten Timotheus .Hermes ganz verblüfft fiehen. als er ihm auf feine Vorftellung: ..Jch bin der Verfaffer von Sophiens Reife von Memel nach Sachfen". die Frage tat: ..Und der ift?“ Nicht minder energifch wurde er dem anrüchigen Politiker Wit genannt Döring gegenüber. dem er mit erfchreckender Deutlichkeit feine Meinung zu erkennen gab. indem er ihm fagte: ..Sie rühmen fich in Jhrem Buche. mein Befier. wie Sie das Talent hätten. jeden bei der erften Zufammenkunft für fich einzunehmen. Damit mir nun das nicht widerfährt. leben Sie wohl“. und verfchwand ins andere Zimmer. Recht deutliäf war die Abfertigung _- wenn fie wirklich fo erfolgte. dann ift nicht ficher genug bezeugt - die .Heinrich .Heine erfuhr. Denn als diefer auf die Frage: ..Womit befchäftigen Sie fich jetzt. .Herr Heine?" antwortete: ..Mit einem Fürft.‟ empfing er als Entgegnung die einer Entlaffung gleichkommende Frage: ..Und weiter haben Sie in Weimar nichts zu tun?“

Selbft Naheftehende erfuhren manchmal eine Abweifung. aber diefe war nicht eine Folge üblen Humors. fondern der Notwendigkeit. fich zu konzentrieren. der Unluft. fich in feinem Tun ftören zu laffen. Das mußte z. B. Caroline von .Humboldt erfahren. die bei dem Meifter fonfi in befonderer Gunft i'tand. Als fie ihn bei BoifferEes überfiel. fand fie. wie Bertram. der Zeuge der Unterredung war. berichtet. keinen guten Empfang. Denn er fragte fie: ..Wiffen Sie. wie man Salmen fängt?‟ ....Nein!“" erwiderte ganz verwundert über folchen Empfang Frau Humboldt. ..Mit einem Wehr fängt man fie! Sehen Sie. folch ein Wehr haben diefe Herren mir gefiellt und fie haben mich gefangen. Jch bitte Sie: machen Sie fich fchnell auf und davon. daß es Jhnen nicht geht wie mir. Jch bin nun einmal gefangen. muß hier fißen bleiben und ant-

g Goethe im Verkehr *
ihren. fondern mit der vollen Lieber-*swnrdi
lehrte, indem er nur zu unterhalter-
* und fe ' den Un.'-lenden
t r
erinnert.
le - - --
fci -- ifes zog. “
pft fein. im allge e
licher. aber er verfiand
* n. Namentlich Selbfigc_ .
eit entgegen. Wie er mit G. 'iirger fertig war. als diefer thin
,die Nennung feines bloßen '*
n guten Timotheus Hermes ganz _v
Z?
e_ .
ei der erften Zufammeni
nicht widerfährt.,leben
ende erfuhren m
ge üblen Humor-s. f
nlufl. fich in _feinem "
umboldt Zrfahr
Als fi ihn
er z * »
ver-round
fängt man
r gefiellt und fie'
. fchneli auf un.
tn einmal gefang
' ifier.
mit den
Er konnte fieifxjumd zu.
;deer erft allmählich wärmen *id
nit und ürengpZüdri-xglicse *
trat er mit einer oft ver-leg nde
.importieren glaubte. i0
"fft fie-hen. als er ihm_ rc.
..Ich bin der Verfaffer von* » meh-'ene Reife von L - i“
gz- 1.
' er *
g e3-
-erken .en gab;
ein Better. wie
- -für- für) ein.-
* wohligktn;
* _einigem-i,-
*t - di-
e 'eine Abweifnng'.
- Newenbi
. .. *l
* chen (temp - *z-
* *hen Sie. fol_
tui-a. gefangen. ,
Un. daß es Ihnen -
'- hier Wen bleiben- ' i
l: ..
' X

"_-
F. G.WaldniÃ¼ller:
Bildnis einer Frau Lindner
und Sohn.
Zum Effay v. Erich Felder.
Aus dem Wa[dmÃ¼ller-Werk
von Arthur Roeffler.

EMPTY

worten. aber das wäre nichts für Sie. Machen Sie. daß Sie fort-
kommen.“
Denen. die durch eitles Hervordrängen ein Löbchen für fich erraffen
wollten. tat er deu Gefallen nicht. Als Jean Paul einmal ein Urteil.
natürlich ein günftiges. über fiäj von ihm herauszulocken gedachte und
von allen möglichen Humorifien zu reden anfing. um den Unterredner zu
nötigen. von ihm zu fprechen. wußte Goethe fo gefchickt auszuweicheu.
und mit dem Gafte zu fpielen. daß der Arme ganz fchachmatt nach Haufe
gehen mußte. War Goethe auch häufig ein liebenswürdiger Wirt. fo
konnte er doch äußerft grob werden. Bei einer Gefellfchaft im Jahre 1808.
bei der außer der Frau Riemer. Meyer. Frommann und Steffens mit
ihren Frauen anwefend waren. las Werner auf des Wirtes Aufforderung
Sonette vor. darunter eines. in dem er den Mond mit einer Hofiie
verglich. Darüber fuhr Goethe entfelzlich auf und polterte wild gegen
diefe fchiefe Religiofität.
Und derfelbe Mann. der wegen feines Hochmuts verfchrieen war.
konnte namentlich firebenden Jünglingen gegenüber von bezaubernder
Liebenswürdigkeit fein. Es ift durchaus kein alleinftehendes Beifpiel
in der Gefchichte feines Verkehrs. daß er fich von einem Studenten der
Medizin - noch dazu einem Juden - David Veit. nicht bloß Ein-
wendungen gegen feine Urteile und kritifche Bemerkungen über feine
Werke gefallen ließ. fondern daß er den Jüngling auf einem Spazier-
gange fichtlich auszeichnete. ja fich im Weimarer Theater hinter ihn
feßte und ihn angefichts des ganzen Publikums in ein längeres Gefpräch
verwickelte.
Sehr merkwürdig ift der Umftand. daß der vornehme Mann kaum
einen Unterfchied des Standes und des Alters beachtete. Wie Kinder
und Greife. junge und ältere Frauen in gleicher Weife von ihm ins
Gefprääf gezogen wurden. fo erfreuten fich Fürften und - Scharfrichter
feines Umganges. denn ein wirklicher Scharfrichter Huß in Eger durfte
fich feiner freundliäfen Beachtung rühmen.
Zu diefem feltenen und feltfamen Manne wurde Goethe durch einen
Polizeibeamten. fpäteren Magifiratsrat Grüner. geführt. der durch
den Umgang mit dem Reifenden in der Tat auf eine höhere Stufe
gehoben wurde. Grüner war vorher dienfieifriger Beamter gewefen.
der mit dem mächtigen Manne durch das Vifieren eines Paffes bekannt
wurde. Da Goethe öfter durch Eger kam. machte fich die Bekanntfchaft
leicht. Grüner war vorher fchon Sammler mancher Kunftgegenftände

gewefen und hatte mit Eifer Sitten und Sprache feiner Heimatsgenoffen betrachtet. Nun wurde er durch Goethes univerfales Intereffe aus feinem kleinen Kreife in größere geführt. Gleich ihm wurde er nun ein eifriger Naturbeobachter. ,Und nachdem es ihm urfprünglich feltfam. faft lächerlich erfchienen war. daß der Minifter und Dichter Spazier-gänge oder Luftfahrten unterbrach. um Steine aufzuheben und zu klopfen. wurde nun auch er zum Mißfallen feiner Frau ein eifriger Stein-fammler. der Säcke von Gefieinen mit nach Haufe fchleppte und ein genauer Kenner der Mineralien feiner Heimat.

Manche Befucher haben fich über das Knurren und Brummen des Weifen am Frauenplan. über feine „Hms“ und ähnliches ausgelaffen. Nicht felten waren folche Elementarlaute Zeugniffe der Verlegenheit. mitunter 'freilich auch der Ausdruck des Ingrimms und der Langweile. Neugierige Befucher. folche. die in ihren Erinnerungsblättern regiftrieren wollten. daß fie den großen Mann gefehen hätten. ließen fich durch einen derartigen Empfang verfiimmen und verfiummten auch ihrerfeits; andere nahmen davon Anlaß. fich in ihrer Dreifiigkeit zu verhärten. und ver-darben ihre Sache vollends. Nur wenige. die weder neugierig noch zudringlich. noch von ihrer Bedeutung aufgebläht. fondern von dem heiligen Eifer erfüllt waren. ihrer Sache. nicht ihrer Perfon zum Siege verhelfen wollten. wie der edle Sulpiz Boifferöe. verharrten in ihren Anftrengungen und erlangten fäfließliäf den Lohn ihres Strebens. der darin beftand. den Widerwilligen zum Hören und zur Anerkennung ihrer mit Begeifierung verfochtenen Angelegenheit zu beftimmen. Der Befuch hatte das fchönfte Refultat. den fchweren Sieg des früheren Gegners über fich felbft. fo daß Goethe in die Worte ausbrach: ..Ia. was Teufel. man weiß da. woran man fich zu halten hat: die Gründlichkeit und Be-harrlichkeit. womit die Sache bis ins kleinfie verfolgt ift. zeigt. daß es lediglich nur um die reine Wahrheit und nicht darum zu tun. zu wirken. um Auffehen zu erregen.“

Mit unnachahmlicher Grazie wußte Goethe Unfchickliäjkeiten zu rügen. Als einmal im Kügelgenfchen Haufe in Dresden eine enthu-fiaftifche Bewunderin hereinftürzte. auf den Fremden loseilte und ihm in hochtrabenden Worten ihr Entzücken ausdrückte. ihn endlich zu fehen. wies er auf die Hausfrau. die der Eindringling zu begrüßen vergeffen hatte. mit den Worten: „Da ift auch Frau von Kügelgen.“ Und ent.-fernte fich einfach. als der weibliche Störenfried trotzdem feine Unart gutzumachen unterließ.

Oft genug mußte er Vorlefungen männlicher und weiblicher Schrift-
fieller über fich ergehen laffen. Noch öfter wurden ihm Gedichte über-
reicht oder zugefteckt. Mit letzteren machte er nicht felten kurzen Prozeß.
indem er fie mit einer beliebigen Entfchuldigung zurückfandte. Sehr
häufig dagegen gab er fich die Mühe. die Einfendungen zu lefen. und
gab dem Dichter guten Rat. der freilich in gar manchem Fall unter
höflichen Worten eine recht bittere Pille überzuckerte. Konnte er folcher
Qual entgehen. fo tat er es mit Wonne. Ein folcher Fall ift ganz
lufiig. Er war zu Heidelberg bei dem alten Voß eingeladen. Außer
ihm ein Dichter Kunz aus einem kleinen Staate. der von Voß neben den
großen Kollegen gefeßt worden war. Goethe ergriff das Wort und
fagte: ..Nun. Ihr Fürfi i| ein ftrenger Herr: es foll fchwer halten. dort
einen Paß zu bekommen. Könnten Sie mir wohl einen folchen zeigen?"
....O. ja wohl! Sehr gern!"" Und damit holte Kunz aus der Seiten-
tafche feines Rockes den Paß. „Bitte. leihen Sie mir ihn bis morgen."
fprach Goethe; ..es ift doch ein merkwürdiges Stück; das muß ich ein
wenig forgfältiger mir anfchauen." Wer war glücklicher. als der junge
Dichter? Er fah fich fchon bei Goethe eingeladen von ihm und feines
Schußes teilhaftig. ..Wiffen Sie." fagte Goethe fpäter zu einigen feiner
Gäfte. die fich über diefe Paßliebhaberei wunderten. ..warum ich mir
das Papier geben ließ? Ich fah aus Kunz' anderer Rocktafche ein
Paket Gedichte gucken. und lieber wollte ich den Paß lefen. als die."
Manche Befucher. wie Jean Paul und Karl Freiherr von Lang.
konnten ihre Enttäufchung nicht verbergen. daß er ihnen nicht wie ein
olympifcher Gott. fondern wie ein gewöhnlicher. gelangweilter oder viel-
leicht gar langweiliger Sterblicher entgegentrat. - als wenn nicht auch
der Größte der gewöhnlichen Menfchlichkeit feinen Tribut zollen müßte.
Andere waren geradezu empört. Freilich paffierte es. daß einer. der
morgens enttäufcht war durch die Steifheit und Zugeknöpftheit des
Befuchten. abends von feiner Liebenswürdigkeit bezaubert war. Diefer
Wechfel* der Stimmung entfprang nicht etwa einer Laune. fondern war
manchmal die Wirkung einer gewiffen Methodik der Unterhaltung,
Vielleicht mifchte fich auch ein bißchen Eigenfinn hinein. denn Goethe
liebte es nicht. fich in der Unterhaltung leiten zu laffen. und wurde um
fo unwilliger. je deutlicher ihm die Abficht entgegentrat. ihn von dem
angefchlagenen Thema abzubringen und nach der Laune des Befuchers
zu gängeln. Abends im fefilichen Kreife war er dann. mochte er in
feinen Salons empfangen oder in den Zimmern feiner Schwiegertochter

erfcheinen. der liebenswürdige Wirt. der jeden Gail gern zufrieden fiellte. Daher kamen nur wenige. wenn fie fich nicht mit einer bloßen formellen Vormittagsaudienz zu begnügen hatten. nicht auf ihre Rechnung. Zu diefen wenigen gehörte die gute Charlotte Kefiner geb. Buff. die 44 Jahre naäj dem Weßlarer Erlebnis ins Goethehaus kam. Die treffliche Frau. eine wackere Mutter und Großmutter. die eben nur diefes eine Abenteuer mit dem jungen Genius erlebt hatte. wiegte fich vielleicht. trotz ihrer Ehrbarkeit und ihres Alters. in der Hoffnung. ihren fiürmifäfen Jugend-freund wiederzufinden. der die Weßlarer Lotte als .Himmelskönigin empfangen würde. und war arg enttäufcht. ja entrüftet. als fie einen alten .Herrn antraf. der recht verbindlich war. aber von der Vergangen-heit nichts mehr zu wiffen fchien und der ihr. da fie in Jugend-erinnerungen* fchwelgte. wegen diefer bloßen fteifen .Höflichkeit ziemlich unangenehm erfchien.
Es wäre nun ein leichtes. eine Anzahl enthufiaftifcher Ausdrücke der Gäfte im Goethehaufe mitzuteilen. Wie viele Jünglinge und ge-reifte Männer kamen fchüchtern. auch die Bedeutenden voll fcheuer Ehrerbietung mit dem Wunfche. den großen Dichter und gewaltigen Denker zu fehen. und fchieden voll begeifterter Liebe im .Herzen für den großen und guten Menfchen. Wie wußte diefer alte .Herzenskündiger junge Mädchen zu feffeln und ihre Schwärmerei auflodern zu laffen. aber wie verfiand er es auch. Jünglinge. die etwas kritifcher angelegt und geneigt und bereit waren. in dem Alten Schwächen zu entdecken. in feinen Bann zu ziehen. Mit welcher .Herzlichkeit empfing er z. B. feinen Großneffen Nicolovius. fo daß diefer fich gleich wie ein Mitglied der Familie fühlte; mit welch väterlicher .Huld begrüßte er den jungen Felix Mendelsfohn-Bartholdy. der freilich ein .Herzensdieb war. und verfchaffte diefem von allen verwöhnten und verhätfchelten Kinde die reinf'ten. himmlifchften Tage. Aber Mädchen und Jünglinge. reife Männer und Matronen find einig in dem Gefühl. das manche von ihnen in geradezu religiöfer Weihe fo ausdrückten. daß fich ein Gott ihnen offenbart hätte: .Hier erkannten fie Leutfeligkeit und Milde. Weis-heit und Erhabenheit. aber nicht die eines höheren Wefens. das hoch oben in den Wolken thront und gleichmütig auf Schmerzen und Freuden der Menfchheit hinabfieht. fondern als die eines milden. gütigen Tröfiers und Helfers. als eines Segenfpenders und Lichtbringers.
Endlich muß Goethe als Hausherr. im Verkehr mit feinen Unter-gebenen betrachtet werden. Nicht der ordnungsliebende pedantifche

Meifier. der felbftz wenn er Befiellungen und Anfragen wegen einer Wohnung oder wegen einer feltenen Pflanze machte. wenn er fich einen Eimer Wein kommen ließ und dergleichen. feine Briefe forgfältig kon-zipierte, diktiertez mundiertez fondern der Mann im Verkehr mit den Angefiellten feines Haufes. namentlich mit den Schaufpielernz die er gern feine Kinder nannte, und den Dienftboten.

Den Schaufpielern gegenüber war er bald der dräuende Jupiter, bald der lieblich ftrahlende Apollo. Er konnte wettern und fluchenz die Schaufpieler bis zur Unerträglichkeit ihre Rollen wiederholen laffenz die Widerfpenfiigen mit Gagenabzügen beftrafen und ins Gefängnis flecken, aber er konnte fie ftreicheln wie ein Vaterz unterrichten wie ein geborener Lehrmeifterz fördern wie ein guter Menfch und vet-klären als machtvoller Dichter.

Seinen Dienern war er ein gütiger Herrz aber felbft der mildefte wird durch Unbotmäßigkeit männlicher und weiblicher Hausangehörigen aus feiner Güte vertrieben. Wenn daher Goethe auch gar manchmal Briefe fchriebz um die. welche feinen Dienft verlaffen mußtem anderweitig zu empfehlen oder in befiere Stellen zu bringen - wobei er einmal nicht anzumerken vergaßz daß dies erfi am Anfang der nächften Woche gefchehen könnte. weil bis dahin noch die Wäfche zu beforgen und in Schränke einzuordnen wäre - wenn er felbfi diefe Sorgfalt folchen zuteil werden ließf die fich vergangen hattenz fo _kehrte er doch manchmal den Gefirengen heraus.

Denn nicht immer herrfchte Friede z. B. im Küchendepartemeut. Befonders fchlimm trieb es die ehrfame Jungfrau Charlotte Hoyerz die nicht ihrer Tugendenz fondern ihrer Untugenden wegen eine gewiffe Unfterblichkeit erlangt hat. Zwei Jahre war fie im Goethefchen Haufe gewefenz dann mußte fie entlaffen werden und erhielt folgendes Zeugnis, das man gewiß nicht als Ehrendenkmal anfprechen darf:

„Charlotte Hoyer hat zwei Jahre in meinem Haufe gedient. Für eine Köchin kann fie gelten. und ift zu Zeiten folgfam. höflich. fogar einfchmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat fie fich zuleßt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihrz nur nach eigenem Willen zu handeln und zu kochen; fie zeigt fich widerfpenfiig. zudringlich, grobz und fucht diejenigeny die ihr zu befehlen haben. auf alle Weife zu ermüden. Unruhig und tückifch, verheßt fie ihre Mit-dienenden und macht ihnen, wenn fie nicht mit ihr halten. das Leben fauer. Außer anderen verwandten Untugenden hat fie noch die. daß fie

an den Türen horcht. Welches alles man. nach der erneuten Polizei-
verordnungf hiermit ohne Rüäficht bezeugen wollen.‟
Diefes Zeugnis überfandte der Ausfteller dem Polizeikollegium und
vergaß nicht dabei zu melden. daß die Köchin das Blatt. worauf das
Zeugnis der vorigen Herrfäfaft geftanden- zerriffen und die Fetzen im
Haufe herumgeftreut habe. Bei der Gelegenheit charakterifierte er das
Mädchen „als eine der boshaftefien und incorrigibelflen Perfonen. die
mir je vorgekommen“.
Männliche Dienftboten trieben es oft noch fchlimmer als weibliche.
Sie fündigten durch Schroffheih Trunkfucht und Unfittlichkeit. Oft genug
mußten fie Knall und Fall entfernt werden. Gegen einen befonders
ftörrifchenf einen gewiffen Gonsler wandte fich Goethe an die Behörde.
Denn jener hatte auf einer Reife. während er auf dem Bocke faßt fich
mit dem Kutfcher gezanktf ja geprügelt. Er war durch herrfGaftliche
Ermahnungen nicht zur Raifon zu bringen und wenn auch gegen Goethe
felbft niht geradezu gewaltfamf fo doch gegen feine Begleiter und Ge-
fährten widerwärtig und grob. Da ließ ihn Goethe. nachdem er in Jena
einpaffiert war. einfach auf die Wache bringen. verlangte von der
Behördef zu vermittelnf die Sachen des Unzuverläffigen abholen zu laffen
und den Herrn in feiner Ruhe zu befihüßen.
Diefe Behörden rief er auch anf wenn er in feinem Haufe durch
Lärm der Naäfbarnf z. B. die Kegelbahn einer naheliegenden Wirt-
fchaft- oder durch den Bau eines Nebengrundftüifs, deffen Fenfier auf
das feinige gingen- gef'tört wurde.
Wie fein Hause fo fuchte der Dichter auch deffen Umgebung zu
fchüßen. Die fächfifche Landesdirektion hatte im Weimarifäien Wochen-
blatte eine Verfügung gegen die im Park verübten Frevel veröffentlicht.
An dies Edikt anknüpfend, wandte fich Goethe an die genannte Behörde
mit folgender Befchwerde: „In der Acker-wand fieht eine Reihe Kaftanien-
bäumez fobald nun die Früchte einigermaßen zu reifen anfangen. werfen
die Knaben mit Steinen dat-nach, ohne fich im mindeften nm die Worüber-
gehenden zu bekümmern.
Ferner wird man nicht nur auf gedachter Straße. fondern auch
in den Gärten beläftigtz nach Obftbäumen, die an der Mauer her ftehenf
werfen unbändige Knaben- bei noch völlig unreifen Früäften, Steine ja
Knittelf und der Befißerf in Gefahr auf eignem Grund und Boden ver-
leßt zu werden, fieht fich in der Hoffnung getäufchtf feine Früchte zu
genießen.

Ja. was ganz feltfam fcheinen muß. dasfelbe gefchieht mitten im Winter an unbelaubten Bäumen. auf denen nicht etwa ein Neil oder fonfi etwas zu bemerken ift. welches Aufmerkfamkeit oder Begierde erregen könnte. Wie denn der Gensdarmes Lenger. dem ich die bis in die Mitte meines Gartens geflogenen Steine vorgewiefen habe. bezeugen kann."

Diefes Säjreiben ließ der Bittfteller einige Zeit liegen und fügte dann (15. Auguft 1817) folgendes hinzu: ..Wobei ich zugleich bewähren kann. daß es eine öffentliche Sache fei: denn indem ich. aus meiner Gartentüre heraustretend. dergleichen frevelnde Knaben zur Zucht verwies. ftimmten mehrere von ihren Krautländern zurückkehrende Menfchen in meine Rede mit ein. verfichernd. daß fie auf diefem fo gangbaren und unvermeidlichen Wege durch folchen befchwerlichen Unfug getroffen und verletzt zu werden. öfters in Gefahr gerieten.“

Sollte es nötig fein. diefen Ausführungen eine Entfchuldigung oder Rechtfertigung anzuhängen? Hyperäfiheten und empfindfame Frauen lieben es - früher allerdings mehr als in den gegenwärtigen realiftifchen Zeiten - fich den Dichter in den Wolken thronend. in olympifcher Ruhe verharrend zu denken; fie riefen wohl klagend aus. man trübe ihnen das Bild eines Dichters. wenn man ihn nicht als einen der Erdenwelt entrückten Götterfohn darftellte. Wir. die Kinder der neuen Zeit halten felbft bei dem Größten den Erdenreft nicht für peinlich. Wir empfinden es nicht als entweihend. wenn auch der Größte als Jrdifcher unter feinesgleichen umherwandelt. Sein Bild wird nicht verdunkelt. fondern durch eine neue Glorie umftrahlt. wenn wir ihn auch in diefen Beziehungen als einen Vollmenfchen erkennen. Nicht etwa als einen folchen. der faft die Befinnung verliert. wenn die Köchin die Suppe verfalzt oder ein paar Töpfe zerfchlägt. der fich fchier die Haare ausrauft. wenn feine häusliche Bequemlichkeit die geringfte Störung erleidet. oder der fürchtet. der Erdball müffe verfinken. wenn Nachbarn Lärm vollführen. Sondern als einen Menfäjen. der böfe werden konnte. wie andere Erdenkinder. fich beklagte. fobald er meinte. es werde ihm ein Unrecht zugefügt. oder der wetterte. wenn er erkannte. daß die Untergebenen ihre Pflicht verfäumten. Hinwiederum als einen folchen. der feine Tage eifrig nußend. Anerkennung zollte für treue Arbeitsleifiung und jahrelange Anhänglichkeit. Duldfamkeit übte dem guten Willen gegenüber. mochten auch die Erfolge den Anfkrengungen nicht entfprechen. Und der. nicht zufrieden damit. feine Dienftleute zu entlohnen. die fich für ihn abgemüht hatten.

auch weit über das Befiehen diefes perfönlichen Verhältnifies hinaus.
Zufpruch und Förderung den Getreuen angedeihen ließ.
Durch folche kleine Züge gewinnt der große Mann nur. verliert
aber in den Augen Verfiändiger nichts, Der Himmelspofe entkleidet und
zur Erdennähe gerückt. erfcheint der Große doppelt fympathifch und
liebenswert. Wir. die wir mit dem Genius jubeln. den Weifen an-
fiaunen. von dem Dichter uns erheben und erfchüttern laffen. begrüßen
ihn nun traulich auch in rein menfchlichen Lagen als unferen Genoffen.
Diefer Auffaß iit gefchrieben mit Anlehnung und teilweife unter
Benußung meines Buches ..Goethe und die Seinen". das im Oktober
diefes Jahres bei R. Voigtländer erfcheinen wird.

Philipp zu Eulenburg:
Aus der Art , . . Eine märkifche Gefchichte.
Der Junge war am Nachmittag von der Stadt gekommen. Er
hatte immer noch fein blaffes. mageres Geficht mit den fchmalen Lippen
und den glänzenden Augen.
Die Tante behauptete. daß das Leben in der Stadt nichts für ihn
tauge. aber der Vater fagte ..dummes Zeug" und ..das verwääffi fich".
Vor acht Tagen hatte der Junge. fiebenzehn Jahre alt. das Ma-
turitätseramen befianden und follte nun |udieren. aber der Vater ließ
ihn plötzlich kommen. um ihm Landwirtfchaft ..beizubringen" - nicht
etwa aus Gefundheitsrückfichten. Warum follte der Junge auch fchwäch-
liäj fein? Er felbft war mit feinen fünfzig Jahren wie ein Dreißiger
und die Mutter eine ftarke Frau gewefen. Daß fie an der Geburt des
Jungen fiarb: ..Mein Himmel. die Ärzte find eben Schafsköpfe!"
In dem fchmalen. gelb getünchten Haufe mit dem hohen roten Ziegel-
dach und der knarrenden weißen Haustür wohnte im Erdgefchoß der
Vater. Er war königlicher Domän-enpächter.
Oben haufie die Tante. feiner verftorbenen Frau ältefte Schwefter.
eine kinderlofe Witwe. die der Wirtfchaft vorftand. Sie wurde Frau
Doktor genannt. denn ihr feliger Mann war Tierarzt gewefen.
In der Milchwirtfchaft war fie tüchtig und im Haufe pünktlich *-
aus Angft vor dem Schwager. Im Grunde fäße fie lieber in ihrer
Stube unter allen den geftickten Sofakiffen und kleinen Porzellanvafen
und nähte an ihrer Wäfche herum!
Sie litt viel an Zahnfihmerzen. ging fiets mit verbundener Backe
umher und war fonft eine gutmütige magere Frau. etwas dumm. ohne
jeden eigenen Willen und wehmutsvoll gottesfürchtig.
Obige Novelle ift vor einem Menfchenalter (unter anderen Arbeiten
aus der Feder Eulenburgs) in ..Nord und Süd" veröffentlicht worden.
Wenn wir fie hier nochmals abdrucken. bezwecken wir nichts Anderes. als
unferen Lefern eine Probe der pfychologifchen und artifiifchen Darfiellungs-
weife des Mannes zu geben. der nach einem einflußreichen Leben der Mittel-
punkt einer unerquicklichen und häßlichen Affaire wurde. Wir glauben. bei
unferen Lefern Jntereffe vorausfeßen zu dürfen. Die Redaktion.

Lange hatte der Pächter die Domäne noch nicht in Pacht -- etwa fieben Iahre - aber es ging gut damit. Er hatte in den leßten Iahren. durch Lieferung von Kartoffeln an ein Hamburger Haus. durch gute Wollpreife und allerhand glückliche Spekulationen im kleinen. ein paar taufend Taler erübrigt und der Gedanke des einftmaligen Erwerbes eines eigenen Landgutes war ihm fo nahe getreten. daß er es aufgab. den Jungen ftudieren zu laffen.
„Ein Stadtberuf ift nichts für uns." fagte er. ..denn es fcheint fich ja hier zu machen."
So äußerte er fich allerdings nur. wenn er guter Laune war. und folche feltene Anwandlungen von guter Laune übten auf die Tante eine gewiffe „weltliche" Wirkung. Sie kramte eifriger als fonft in ihrer Wäfche herum. nahm fich auch das Tuch von der Backe und war weniger wehmutsvoll als gewöhnlich.
Der Junge hieß Karl nach feinem Vater. Der wollte es fo. denn die arme fierbende Mutter hatte nicht Zeit gehabt. an den Namen des Kindes zu denken. Deu Knaben aber ihr zur Erinnerung Emil zu nennen _ darauf war der Vater nicht gekommen. trois des Säfmerzes. den er kurz und heftig empfand.
Karl gehörte zu jenen Naturen. deren geiftige Entwicklung in keinem rechten Verhältnis zu der körperlichen Anlage fieht. Seine große Leichtigkeit der Auffaffung trug den Stempel einer Loslöfung von jedem körperlichen Zufammenhange. Auch war feine Gedankenwelt eigenartig rein. Der materielle Einfluß feiner Schulkameraden brachte ihn wohl in eine gewiffe Abhängigkeit. troß feiner geiftigen Fähigkeiten. denn er unterlag der Gewalt phyfifcher Kraft. aber es glitt der materielle Gedanke an ihm ab. keine Spur hinterlaffend. Andererfeits fand und fuchte er auf dem geiftigen Gebiete keine Befriedigung. Er arbeitete traumhaft und faßte traumhaft auf. ohne Wärme und Lebhaftigkeit. Nur dichterifche Erzeugniffe griffen tiefer in ihn hinein und gewiffe Ausdrücke feelifchen Leidens trieben ihm Tränen in die Augen. Dann war es. als nähme jener traumhafte Zufkand eine Art bereäftigter Form an und es lebte der Knabe ein Dichterleben ohne Verfe und Ausdruck. voller Scheu vor Verrat,
Über das. was er werden follte. war er fiäj troß des beftandenen Maturitätseramens nicht klar.
Weite Schlußfolgerungen find nicht die Sache der Jugend; darum ifk diefelbe auch den Wünfchen der Eltern gegenüber fo eindrucksfähig.

Am wenigften aber war eine Natur wie Karl imitande. über fich
klar zu werden. Das Faktum des Scheidens aus der Schule und von
den Kameraden war das einzige. was er empfand. Zugleich aber war
der Reiz einer Veränderung. in die er willenlos gezogen wurde. mächtiger
als das Wehgefühl diefes Lebewohls.

Er empfand dies Wehgefühl immerhin fo ftark. daß er Tränen ver-
goß. als fich der fchwerfällige gelbe Poftwagen in Bewegung fehte und
die luftig grüßenden Stimmen der Kameraden von dem gepreßten Tone
des Pofthorns übertönt wurden.

Mit einem Stoß fuhr der Wagen von dem Steinpflafter zwifchen
den leßten Scheunen der Stadt auf die Ehauffee. und bei den Stämmen
der alten Pappeln. deren Laub fich gelb zu färben begann. blickte der
Junge auf die flachen grauen A>er und Brachfelder hin. Es verfiegten
die Tränen. denn das neue hatte begonnen.

Als er aber auf der zweiten Poftfiation den heimatlichen Wagen
ftehen fah. da war vollends die Stadt vergeffen.

So war es. wenn er zu den Ferien fuhr. und jest follten es ewige
Ferien fein!

„Guten Tag. Weber." fagte er. an den Wagen tretend. freundlich
zu dem alten mürrifchen Knecht. der in feinem blauen Sonntagsrock
mit hohem Kragen den Kutfcher fpielte. ..Wie geht es?"

..Na. wie foll es gehen?" antwortete Weber. „es ift ja immer beim
alten."

Und dann hob er den Koffer zu fich auf den Bock. fah fich um. ob
Karl fertig war. und Hü! ging es fort.

Karl fragte den Alten nichts mehr. Schon in feiner Haltung lag
etwas unliebenswürdig Abwehrendes. denn Weber war kein Freund
vom Reden.

Deshalb verfiel Karl bald in Träumereien und es zogen in feinen
Gedanken vorüber der Garten am Haus mit der alten Tanne. die Pferde-
koppeln und das weite Moorland mit den Schilfteichen. wo die wilden
Enten auffchwirrten. wenn er kam. Er ertappte fich auf fonderbaren
märchenhaften Träumen. frei herumfchweifend. fingend und jagend. in
einer Art Kleidung von Feilen. Als aber plößlich. unvermittelt. die
Gedanken den Weg zu dem Vater nahmen. fchre>te er auf.

Perfönlich follte der Vater fortan feine Tätigkeit überwachen.

Seine Tätigkeit!

Ein Gefühl der Schwäche überkam ihn. Ein Gefühl der Ohnmacht

und Angft vor dem Vater mit feiner fich rötenden Stirn und der Unruhe in den Händen. wenn er zornig wurde. Er floh in fliegender Haft zu der Tante hinauf. wie damals als kleiner Knabe. Die Stimme des Vaters fchallte hinter ihm her und die Tante fragte ihn. am Wäfchefchrank ftehend. mit ihrer halb gleichgültigen. halb klagenden Stimme:
..Was ifi denn wieder gefchehen?‟
Karl hatte Herzklopfen bekommen. fo lebhaft war die aufregende Phantafie gewefen!
Jetzt aber fah er nach rechts hinaus. da tauchte in der Ferne das Gut auf. Eine dichte Baumgruppe im flachen Felde mit einigen weißen Häufern. die daraus hervorleuchteten.
Dort aber fchaute das hohe rote Dach des Vaterhaufes über die Bäume hinaus. und das Herzklopfen des Unbehagens wich der Erregung des nahen Wiederfehens.
Der Vater begrüßte ihn ftets freundlich. wenn er zu den Ferien kam. und die Tante ftand dabei und gab ihm einen ganz trocknen Kuß. den er halb abwehrend empfing.
So war es aua) diefes Mal.
Aber da itand noch ein Dritter in der Tür. wie dazu gehörig. Ein junger Mann. einige Jahre älter als er. kräftig gebaut. mit lebhaften Farben und ftarkem gekräufelten blonden Haar. Die hellen Augenbrauen waren kaum zu fehen. und deshalb nahmen die ziemlich ausdruckslofen aber großen blaugrauen Augen eine gewiffe Bedeutung an. Er trug Stiefel bis an die Kniee und enge graue Hofen. Den Rock zugeknöpft und einen fchmußigen kleinen fchwarzen Filzhut in der Hand.
Der Vater unterbrach plötzlich feine Begrüßungen.
..Sehen Sie einmal zu. Wilhelm." fagte er zum Hofe fpähend.
..ich glaube. der Schafskopf. der Schulz. ladet wieder die Lupinen an der Ecke der Brennerei a .“ Und der junge Mann fprang die Stufen hinab. während feine Stimme laut tönend zum Hofe hinaus fchallte: ..He da! Schulz! He!“
..Wer ift das?" fragte Karl ihm nachfehend.
..Der neue Eleve.‟ fagte der Vater zerfireut. ..aber komme jest. der Kaffee wird kalt. ihr habt euch verfpätet." und er fah ärgerlich auf feine Uhr.
Der Vater hatte den Jungen oben in dem erfien Stock mit Wilhelm in einem Zimmer untergebracht.
Es war das alte Zimmer. das Karl während der Ferien bewohnte.

Die graue fchadhafte Tapete mit den weißen Muftern und der in-
tenfiv blauen Bordüre war nicht erneuert. Der weiße Wafchtifch. der
braun angeftriäfene Kleiderfchrank. das Bild. die Erftürmung von Se-
baftopol darftellend. alles war geblieben. Nur ein zweites Bett ftand
darin.
Das Zimmer lag nach dem Garten hinaus. der in früheren Zeiten
ein Ziergarten gewefen war. Darum ftand hier und dort noch der Reit
einer Buchenhe>e. bufäfartig emporgewachfen. Aber auch die Obftbäume
der fpäteren Küchengartenperiode waren nicht ordentlich ergänzt. Kar-
toffeln und Mohrrüben wuchfen darin und mitten durch den Garten
führte ein gerader Weg bis zu einer alten himmelhohen Tanne. die allein
von der früheren Herrlichkeit übrig geblieben war.
Wenn der Baum von dem Winde bewegt hin- und herwiegte. konnte
der Junge eine ganze Stunde lang hinüberfchauen. Die Tanne war dann
fo merkwürdig lebendig. und es war. als nickte fie ihm zu und fpräche
mit ihm.
Früher war er bisweilen hoch in die Äfie hinaufgefkiegen. und da
kam er fich vor wie in einem fernen weiten Waldlande. wo nur glückliche
Menfchen lebten. ohne Abhängigkeit und ohne Arbeit.
Jeßt ftieg er nicht mehr hinauf. denn er machte fich die Finger und
Sachen harzig und fchmußig.
Es wäre auch lächerlich gewefen in feinem Alter!
Wilhelm fand nichts Befonderes an der Tanne.
Am zweiten Abend nach feiner Rückkehr fagte Karl ganz in ihren
Anblick verloren:
..Wie fie fchwanktl"
,.Wer?“ fragte Wilhelm mit feiner zum Baffe neigenden Stimme.
„Die Tanne."
..Ach fo. die Tanne!" ftieß Wilhelm halb ärgerlich. halb verächtlich
hervor und fpihte an dem Bleiftift weiter. dem er bereits dreimal die
Spitze abgebrochen hatte.
Wilhelm war eine energifche Natur. Er faßte draußen in der
Wirtfchaft an. wo es not tat. und half jedem zerbrochenen Wagen felbft
wieder auf. Auch war es feine Leidenfchaft. Tieren die ausgerenkten
Glieder wieder einzurenken.
Natürlich wurde ihm jede zierliäfe Arbeit fchwer. und er hielt die
Feder faft wie eine Reitpeitfche in der Hand.

Es lag eben in feiner Naturj daß ihm die zarten Befchäftigungen
nicht recht glü>en wollten.
Darum konnte er auch in dem Gefühl der Schwäche. das ftarke
Menfchen befonders empfindlich berührtf über den Tintenkler auf dem
feltenen Brief an feinen Vater in eine Wut geraten. die Karl geradezu
in Schrecken verfeßte,
Iener Ausdruck phyfifcher Kraft aber war es wiederumf der Karl
beherrfchte und anzog,
Es war die alte Gefäjichte von der Ergänzung.
Die jungen Leute lebten fich gut miteinander ein und fchloffen
Freundfchaft mit jener Leichtigkeit, die eines der glücklichen Attribute
der Jugend ift.
Streit gab es niez da Karl zu weich war, um den Härten Wilhelms
in gleicher Weife begegnen zu können.
Für Karls neuen Beruf aber war der neue Freund von unfchäß-
barem Werte. Ienes unbewußte Nachahmen. das allen abhängigen
Naturen eigen ift. trieb ihn wenigftens äußerlich in Formenf die dem
Vater behagten. Als Erftes hatte fich Karl ein Paar Knieftiefel. wie
fie Wilhelm trug. machen laffen. In ihnen fchritt der fchmächtige Junge.
einen Stock in der Hand. fait energifch über die Felder. Er hatte fich
auch in feiner fchmiegfamen Art den Ton und die Weife angeeignet- in
welchen Wilhelm mit den Leuten verkehrte. Nur wagte er. zu feinem
eigenen Verdruß, niemals in Gegenwart des Vaters in diefer Art zu
fpreäjen und zu befehlen.
Dennoch war der Vater mit ihm zufrieden und die Tante hatte,
Karl mit geheimnisvoller Miene in ihr Zimmer ziehendz leife erzählt:
„Der Vater fagtj du läßt dich gut an."
Diefe Mitteilung aber machte Karl fo viel Mut. daß er es wagte,
einmal fogar in Gegenwart des Vaters einem ackernden Arbeitsmann
zuzurufen:
„So tief braucht die Wafferfurche nicht zu fein!"
Aber er glaubte nach diefer Bemerkung ein unmerkliches Lächeln
auf den Zügen des Vaters gefehen zu haben. das nahm ihm für alle
Zeiten den Mutj noch ein zweites Mal fo viel zu wagen.
Jede Stimmung aberj die nicht der notwendige Ausdruck natürlicher
Grundlage ift- erleidet Schwankungenj die zur Erfchlaffung führen- und
Eharakterzüge von fo heterogener Art wie Wilhelms Energie und Karls

Idealismus vereinigen fich niemals für die Dauer in einem und dem-
felben Menfchen.
Die er|e Veranlaffung eines Zurückweichens Karls in feine Traum-
welt war ein Befuch Sonntags nachmittags bei dem Pfarrer.
Ein folcher Befuch fand äußerft felten fiatt. denn er erforderte einen
Aufwand von Sonntagsftaat. der weit über die Bequemlichkeit des Vaters
hinausging. Das faubere Hemd mit der vorgefteckten goldenen Nadel.
der fchwarze Tuchrock. die blank gebürfieten Stiefel und das glatt ge-
|riegelte Haar machten dem unruhigen Mann viel zu viel Ärger! Immer
im Begriff loszuplaven. verbreitete er unter den ebenfo fonntäglich
geplätteten und gebügelten Infaffen des Wagens. der Tante. Wilhelm
und Karl. eine fchwüle Atmofphäre des Unbehagens. welcher der dreifie
Wilhelm durch geheuchelten Gleichmut zu entgehen fuchte.
Nur der bei fo außergewöhnlichen Fahrten befonders mißmutige.
fteif auf dem Bock fißende Weber fühlte jenes Unbehagen nicht. weil er
zu fehr mit eigener Verdrießlichkeit befchäftigt war.
Der Pfarrhof lag bei der Kirche. die mit ihrem fpißen grauen Turme
weithin über die Felder fchaute.
In dem Gärtchen. wo Georginen in allen Farben als Einfaffung
der Gemüfebeete herbfiliche Pracht entfalteten. ftand eine Laube. von
wildem Wein umrankt. der bereits gelbe und rote Blätter verlor.
Es war ein warmer Oktobernachmittag. der Himmel wolkenlos und
die Sonne wärmend. ohne zu brennen.
Die Paftorin hatte den Kaffee in die Laube gefiellt und Fräulein
Emilie. die Tochter. ging gefchäftig zwifchen dem Haufe und der Laube
hin und her. bisweilen ein gelbes Weinblatt entfernend. das auf das
weiße Tifchtuch gefallen war.
Sie war etwa 22 Jahr alt und hatte die unbeftimmten Züge des
Vaters. Es war alles rundlich an ihr. doch goffen die lebhaften Farben.
das fchöne blonde Haar. über fie ein gutes Stü> Iugendzauber aus.
Wunderbar verfchieden von ihr war die Mutter. Alles war eckig
und fpilz und nur die großen. etwas dummen braunen Augen waren
freundlich und weich.
Sie war eine Frau von der Art der Tante.
Stets wehmutsvoll. unterdrückt von Mann und Tochter. und ohne
jeden eigenen Willen.
Sie fiellte gut eine Frau Paftorin dar und würde fogar in ihrer
Milde beffer einen Herrn Paftor dargeftellt haben. als ihr Gemahl. der

voller Lebhaftigkeit ftets fehr gefchäftig war und die Intereffen des Pfarr-
hofes gegen die Bauernfchaft mit ..Schwert und Feuer“ vertrat.
Der Pfarrer hatte auch fofort nach der Ankunft der Gäfte den
Herrn Domänenpächter in eine Grenzfireitigkeitsfrage zwifchen dem Dorf-
fchulzen und der Pfarre verwickelt. und die Männer gingen gefiikulierend
zwifchen den Georginen auf dem fchmalen Wege hin und her.
Die Tante faß neben der Paftorin bei dem Kaffee in der Laube.
Die beiden Frauen waren dazu gefchaffen. Freundinnen zu werden.
aber es kam nicht dazu. Mit wehmutsvoller Stimme fprachen fie über
elfäffifche Hühner. die der Ökonomierat in Schwandorf angefchafft
hatte. und fchwiegen fiets fiill. wenn die Herren in ihrer lebhaften Unter-
haltung in die Nähe der Laube kamen.
Den jungen Männern fiel die Unterhaltung von Fräulein Emilie zu.
Damit ging es dürftig zu Anfang. denn Wilhelm hatte das Mädchen
eben erft kennen gelernt und befaß wenig Grazie der Unterhaltung.
Karl hätte wohl taufend Anknüpfungspunkte gehabt. aber er litt
unter Wilhelms Verlegenheit. deffen nach Atem ringende Äußerungen
er als eigenes Elend empfand.
Erft als Fräulein Emilie von einem Unfall fprach. der fie kürzlich
bei der Fahrt nach der Stadt betroffen hatte. brach das Eis.
Wilhelm fehilderte plötzlich losbrechend in lebhaften Farben vier bis
fünf ähnliche Unfälle. die ihm zugeftoßen waren.
Befonders glückte ihm. nach feinem Dafürhalten. die Säfilderung
von einem „durchgehenden Gaul". der ..auf die Kandare gebiffen hatte“
und mit ihm „abzog".
Die Worte: „Es war ganz fchauderhaft. ganz fchauderhaft.“ ge-
brauchte er dabei fo häufig. daß fich die Tante und-die Frau Paftorin.
durch die fcharfe Betonung des „fchauderhaft“ aus ihrer Hühnerunter-
haltung geriffen. mit leife erfchreckten Mienen Wilhelm zugewendet
hatten.
Karl litt bis zum Erröten unter diefem Eindruck. doch fchien glück-
licherweife Fräulein Emilie nicht berührt davon.
Sie folgte mit Intereffe der Erzählung. dazwifchen bald den Kuchen
herumreichend. bald mit auffordernder Gebärde zur Kaffeekanne greifend.
Sie hatte im hohen Maße das Talent einer liebenswürdigen. um-
fichtigen Hausfrau. anregend dem Gefpräche zu folgen und durch ihre
Haltung eine gewiffe Autorität auszuftrahlen.
Die beiden jungen Männer ftanden vollftändig unter ihrem Eindruck.

. I „ ._f 1'
O O'QQQQJ'fl-géf q"
'c' ...ou a 'ko-...iu
.......o >....*-W '1
.1 ' x ..*7-- s a
R'*_u-...df'-._!"'F'-A"N, .
' "U-7...'. "H-N'
. 'i ;,

er Art*
i» '* * *il-*1, ,1* L
l .iq .- 7 f ,ii-1"',
er Lebhaftig'rettfiets fe ._ ,.
* ..i-L* - '-'
.F
i
hpfesigegm di'.- Bajnje-
.:.* 4.3K DerzPfarreri . 7
l , . '-1 -.._-.- d. i '_i '.
*Fi 4e - '-
* *UKW i* *i
., 7.-" l'. c _g * * p! . .(1 _,- .o x_ - ' '* - -' -. tkelt. und die
>11'
-f' dem fchmalen .
der-?Paltorin bei
.' »eu-l dazu gefchaffm- T F
*,ymutsvo - ,
1
"-
'..-
'f
k
|
-ZZ-(*7'i"*f'7-*-t von . '- *-7 -
"' dxmii ihm _ *
* .1 *.
q 7
"i haltung ge _
-G7xitijlidkßY7'2arlzlitt x *
...*9
7 zum Erröten „g-:*fZ-(Ysaliclfeeweife Fräulein Emilie ni *
. ?il-7*? ri*
, Zie hatte im hohen Maß
MQ?.'Öausfra11.ä_._anregend *7
[tung eine*gewiffe Autoritä 7*;

Ã¼llen
Felder.
Ziegen zum Gefchenk gebracht.
Waldm
0
G
Zum Effay von Eri
F.
(Labtec-ng
Aus dem WaldmÃ¼ller:Werk
von Arthur Roeffler.
1908

Wilhelm befand fich bei der Heimfahrt. die mit dem unruhigen
Vater bereits nach zwei Stunden angetreten werden mußte. in einem
Zuftande verliebten _Heldentums und Karl empfand inftinktiv diefe
Stimmung des Freundes mit ihm. Jn feine Bewunderung Wilhelms
mif>fte fich wohl ein leifer Zug von Überlegenheit bei der Erinnerung an
jene ..fchauderhafte“ Erzählung - aber diefe Empfindung ging in dem
Liebeszauber. der den Freund bewegte. allmählich unter.
Am Abend. beim Auskleiden. begann Wilhelm fein Bekenntnis.
Er war verliebt - und noch mehr: er glaubte. daß er Fräulein
Emilie nicht gleichgültig geblieben fei.
..Bei der letzten Gefchichte _ du weißt. Karl. mit dem duräfgehenden
Gaul - fah f i e mich von der Seite an. und dann fah ich fie an -
und weiß der Himmel: mir fchien etwas nicht richtig!“
..So? Mir i| nichts aufgefallen.“ äußerte Karl zögernd.
..Du fiehft auch rein gar nichts!‟ fagte Wilhelm. fich ärgerlich weg-
wendend.
Jm Bett aber. nachdem das Licht verlöfcht war. begann er von den
Reizen Emiliens zu fchwärmen:
..Das Mädchen hat ein Paar Augen - weiß der Henker! Da
kann fich Louischen Otto verkriechen.‟
Louischen Otto war feine Jugendflamme gewefen.
Karl ftimmte in Wilhelms Bewunderung ein.
Er pries Emiliens Herzenseigenfchaften und meinte. fie gliche einer
guten Fee. Wenn fie das Haar aufgelöft trüge und ein langes weißes
Gewand dazu. wäre fie gewiß weit fchöner. Man follte einmal Bilder
fiellen. Emilie müßte als Edelfräulein auftreten und Wilhelm als
Ritter.
..Eine blanke Rüftung und ein roter Mantel würden diä) gut
kleiden. Nicht wahr. Wilhelm?“
Wilhelm gab keine Antwort. Er war über Karls Plänen ein-
gefchlafen.
Karl richtete fich in feinem Bette auf und laufchte.
Er vernahm die regelmäßigen Atemzüge Wilhelms. dann verfuchte
auch er zu fchlafen. aber die Liebesgefchichte. die Bilder. der Ritter und
das Edelfräulein - das alles ließ ihm keine Ruhe. Erft nach Stunden
fenkte fich der Schlaf auf den erregten Jungen. der nur halb ausgeruht
und noch bleicher wie fonft am nächften Morgen zu der Arbeit auf das
Feld ging.

Diefe Liebesgefchichte hatte die Wendung hervorgerufen. welche Karl in feine alte Träumerei zurückführte.
Wilhelm liebte! - das war freilich ein Ereignis von fo großer Bedeutung. daß alles andere daneben verblaffen mußte. Faft glaubte Karl felbft Emilie zu lieben. und er hatte die Rolle eines ..edel ent-fagenden Freundes" während eines ganzen Tages mit herumgetragen.
Diefe Empfindung wich jedoch einer neuen. als Wilhelm ihm des Abends im Bett fagte:
..Karh du könntef't mir ein Gedicht für Emilie maäzen! - Ia' babe zu viel zu tun.“
Karl faßte. wenn auch vorläufig in ablehnender Form. den Gedanken lebhaft auf und fchlief lange nicht ein - allerhand Verfe erfindend und wieder verwerfend.
Am nächften Morgen nahm er fich Papier und Bleifeder mit auf das Feld. Die Kartoffelernte hatte begonnen und er mußte die Arbeit beauffiäjtigen.
Mitten in dem Kartoffelfelde. nahe bei den Arbeitern war eine kleine Vertiefung. ehemals ein Wafferloch. Ießt wucherten unten auf dem Sumpfboden üppiges. hellgrünes Gras und Vergißmeinnicht mit langen Stielen. .Serum "landen bufchige Erlen. auch eine junge Eiche unter ihnen.
Der Junge fpähte erft nach dem Vater. der weit und breit auf den flachen Feldern nicht fichtbar war. Dann hatte er fich durch die Erlen-büfche gedrängt und faß mit Bleiftift und Papier in der grünen Um-rahmung hart an dem frifchen Gras des Sumpfes.
Von außen her tönte die unbeftimmte Unterhaltung und das Lachen der Kartoffelarbeiter. fonfi war es ftill. Ein paar matte Herbfimücken verfuchten eine Beläfiigung und über die Stiefel lief ihm ein fchwarzer Käfer.
Halb zerfireut dem Käfer na>7fehend und ein Erlenblatt in den Fingern drehend begann er die Verfe. Es wurde ihm die Arbeit leicht - merkwürdig leicht! - und ein Gefühl des Glückes. erfüllter Pflicht und großer Befriedigung kam über ihn.
Das Gedicht war kurz. aber es fchien ihm viel zu fagen. Er fand es fchön und las es mit Genugtuung öfter durch.
Nun drängte es ihn. Wilhelm davon Kenntnis zu geben.
Leider aber fand fiä) nach dem Mittageffen keine Zeit dazu. So mußte er mit Widerwillen noch einmal zu den Arbeitern hinaus und den

Feierabend abwarten. Er war zerfireut auf dem Wege und hörte nur halb auf das. was ihm der Vater. der ihn begleitete. fagte. So kam es. daß er eine Frage überhörte.
..Zum Donnerwetter! - Junge paß auf!“ polterte der Vater heraus. und Karl war wie mit Purpur übergoffen.
Endlich am Abend war er allein mit Wilhelm oben in der Stube.
..Ich habe ein Gedicht gemacht." fagte er.
..Zeige her. wo hafi du es?‟ fragte eifrig Wilhelm.
Karl zog das Papier aus der Brufttafche und reichte es Wilhelm. mit den Augen voller Spannung den Lefenden verfolgend.
Wilhelm las:

Der Herbftwind weht.
Die Blätter fallen.
Durch welke Lande
Sein Klagen geht. -
Bift du in Trauer.
Du Herbfteswind.
Weil Frühlingsblumen
Geftorben find?
Laß deine Klagen.
Zieh dort hinaus -
Zum hellen Fenfter
Am Pfarrerhaus.
Da lacht der Frühling
Ins Land hinein
Aus zwei gar lieben
Blauäugelein!

..Das ift nichts.“ fagte Wilhelm nachdenkend. ..das ift kein Liebesgedicht.“
Karl horchte leife gekränkt auf - und jenes Gefühl der überlegenheit. das er bisweilen empfand. ftieg wieder in ihm auf. ..Wie foll es anders fein?" fragte er.
Wilhelm gab ihm keine Antwort. Er zog feinen Rock aus. ergriff eine Bleifeder. fuchte fich einen Briefbogen aus der Mappe und feßte fich in Hemdärmeln an den Tifch.
Nachdem er eine Weile an der Bleifeder gekaut hatte. fchrieb er nieder:

Oh. könnt' ich fchweigen -

Dann fiüßte er den Kopf in die Hände und bewegte den Bleiftift im Munde hin und her.

So faß er geraume Zeit. während Karl fich an der Kommode zu. fchaffen machte. dabei jede Bewegung Wilhelms mit Spannung verfolgend.
Plößlich fprang Wilhelm auf. zerknitterte das Papier und warf die Bleifeder gegen die Wand.
„Du haft mir durch dein dummes Gedicht alles verdorbenl" rief er zornig. entkleidete fich haftig und warf fich in fein Bett.
Nach zehn Minuten war er wie gewöhnlich fefk eingefchlafen und Karl begab fich. unhörbar leife. zur Ruhe. um den Freund nicht zu ftören.
Wilhelm kam auf das Gedicht nicht mehr zurück.
In Karl aber war eine eigentümliche Wandlung vorgegangen.
Auf dem Gymnafium hatte er bereits gedichtet. jedoch nur als Übung für die Literaturftunde. um die verfchiedenen Versfüße kennen zu lernen. Damals war es zu der Zufriedenheit der Lehrer gefchehen. jest aber plötzlich fprach er eine Sprache für fich. Eine Sprache. in der er einen Ausdruck für alles fand. was ihn bewegte. und was er auszufprechen fich nicht getraute.
Mit erglühenden Augen und geröteten Backen faß er draußen auf dem Grabenrand in der Nähe der Arbeiter oder in einem Erlengebüfch und fchrieb wunderliche Liebesritterballaden auf. deren Held Wilhelm. deren angebetete Dame Emilie war.
Wilhelm verfäfwieg er feine Arbeit. dem Vater aber wich er fo fäfeu aus wie früher als Knabe in feiner ftetigen Furcht vor Strafe.
Das Intereffe für den landwirtfchaftlichen Beruf war völlig gefchwunden und dem fcharfblickenden Vater war diefe Wandlung nicht verborgen geblieben. Aus einer geheimen Freude an dem Eifer des Sohnes wurde allmählich eine verächtliche. abwartende Mißftimmung. fchließlich drohende Gewalt. *
„Iäj werde den Bengel fchon kriegen.“ fagte er zu der Tante. die unter der fchlechten Laune des Schwagers nicht weniger zu leiden hatte als das ganze Haus- und Hofperfonal. Sie lief mit fieberhafter Haft zwifchen dem Milchkeller und ihrem Wäfchefchrank hin und her und das Tuch wurde fogar über Nacht nicht mehr abgenommen.
Wilhelm überftand am beften alle jene Mißftimmungen im Haufe.
Er fchimpfte wohl auch mehr wie gewöhnlich draußen auf dem Felde. aber an feiner harten realen Natur gingen dergleichen Stürme ziemlich wirkungslos vorüber. Während der gewitterfchwülen Mahlzeiten. die das Entfeßen Karls und der Tante waren. faß er ftumm vor dem Teller.

mit größtem Appetit feine Portion verzehrend. Dann fagte er laut: „Mahlzeitl‟ und gingf für fich lachend- hinaus.
Für Karl gab es nur eine Erholungf das war der Abend, oben in der Stube mit Wilhelm.
Leider war leßterer meiftens müde und fchlief bald einx aber wenn er einmal am Tifäfe fißen blieb und mit Karl über Emilie fprach und allerhand Zukunftsbilder entrolltez dann fchwelgte Karl in Seligkeit und fand reichen Erfaßfür die Unbilden eines qualvollen Tages.
Leider nahmen diefe Verhältniffe bald eine noch trübere Wendung. Wilhelm war eines Abends auffallend zerf'treut und antwortete Karl kaum auf feine Fragen, Es ging augenfcheinlioh etwas in ihm vor. Plößlich fah er Karl entfchloffen in die Augen:
„Morgen reite ich zu Emilief fie hat Geburtstag‟ fagte er.
,-Reiten?" fragte erftaunt und beunruhigt Karl.
„Auf Vaters Braunem; du mußt mir helfen. Der Vater geht morgen nach den Kartoffeln und zum Acker. Ich werde nach dem Torf fehen und kann gut unterdeffen hinüberreiten. In zwei Stunden bin ich wieder zu Haufe. So lange mußt du den Vater draußen fefthalten."
Karl ging faft der Atem aus bei diefem unerhörten Plane, Er follte den Vater fef'thalten!
„Wenn nun aber der Vater nach Haufe will?“ fragte er zögernd.
„Du haft nicht für einen Grofchen Courage! -> Zum Donnerwetter- du kannft doch wohl den Alten irgendwie anlügen?“
Karl fchwieg. Er fah ein Unheil hereinbrelhen und fühlte fich nicht fiark genug zum Widerftande.
Noch wurde über den Plan beratfchlagtf aber felbft der Gedanke- daß Wilhelm wie ein junger Graf zu dem Pfarrhaufe fprengen und Fräulein Emilie errötend feinen Glückwunfch entgegennehmen würde, konnte die Unruhe und Sorge in Karls Herzen nicht zum Schweigen bringen.
Der unheilvolle Tag brach an.
Der Vater ging wirklich mit Karl zu den Kartoffelnf wirkliaf follte Wilhelm nach dem Torf fehenf aber fchon nach einer Stunde wollte der Vater heimkehren. Karl war leichenblaß gewordenf er raffte allen Mut zufammen- als er ihn zu fragen wagte:
„Willft du niäft nach den Ä>ern fehen?“
„Ach was!“ gab der Vater nur verächtlich zur Antwort und ging.
Karl fah ihm voller Entfeßen nach. Der Vater ging einige hundert

Schritte den Weg zum Hof. dann blieb er fiehen. Ein Hoffnungsftrahl
blißte in Karl auf! Er wendete fich zu dem Felde. dort bohrte er mit
feinem Sto> in einer Scholle herum. Ießt - mein Himmel! - jeßt
ging er wieder zurück auf den Weg und immer näher rückte feine Geftalt
dem Hofe. fich dunkel von dem gelben Stoppelfelde abhebend. Nun
verfchwand er zwifchen den Scheunen und Karl feßte fich nieder. mitten
auf dem Felde. unverwandt nach dem fernen Kirchturm fpähend. Dort-
her mußte Wilhelm kommen.

Nach einer halben Stunde fah er einen galoppierenden Reiter. aber
nur einige Minuten. Der Reiter wählte einen Weg. der ihn hinter das
Gehöft führte.

Was wird es nun geben?

Karl kam halb erfiarrt zu dem Mittagstifäj. Er fah Wilhelm nicht.
wagte auch nicht nach ihm zu fragen. Der Vater war fichtlich erregt
und blickte nicht auf. als Wilhelm eintrat. deffen Benehmen Karl ver-
ändert erfchien. Kein Wort wurde gefprochen. Nur die Tante fragte
mit ihrer wehmiitigen Stimme hin und wieder: „Noch etwas Suppe?
Noch etwas Kohl?“

Als die Mahlzeit beendet war. ging Karl zu Wilhelm hinauf. Er
öffnete die Tür. da ftand Wilhelms gelber Koffer auf dem Tifch und am
Boden eine leere Kifte!

Karl floß alles Blut zu dem Herzen. Er wollte etwas fragen.
aber er bewegte nur tonlos die Lippen und zeigte auf die Kifte.

„Ich foll morgen früh fort." fagte Wilhelm mit gekünfteltem
Gleichmut. „na. das war eine fchöne Gefchichte! - Der Alte war rein
verrückt!"

Karl kämpfte mit den Tränen und fiellte fich an das Fenfter. Es
war windig geworden und einzelne Regentropfen flogen gegen die
Scheiben. Die alte Tanne fchwenkte wild ihre Zweige durcheinander
und Karl |arrte mit weit geöffneten Augen zu ihr hinüber.

Wilhelm nahm feine Röcke aus dem braunen Kleiderfchrank.

„Na. alter Iunge. wir fehen uns bald einmal wieder." fagte er
dabei. „du kannft mich befuchen kommen. So fchnell wird es wohl mit
einer neuen Stelle nicht gehen. Vor Neujahr fchon gewiß nicht.“

Karl wendete fich immer nicht. Da tönte des Vaters Stimme auf
dem Flur: „Karll"

Der Junge fuhr zufammen und eilte hinaus. Er wifchte fich mit
dem Ärmel flüchtig die Tränen aus den Augen.

Unten itand der Vater in feinem blanken fchwarzen Regenmantel.
„Komm mit." fagte er befehlend.
Draußen aber. während der Wind durch die großen Pappeln fuhr und die gelben Blätter weit über die Stoppelfelder trieb. hielt er einen längeren. zornigen Vortrag über Wilhelms Unverfchämtheit. Glücklicherweife mußte er fich hin und wieder die Mühe feithalten. und das fchwächte bis zu einem gewiffen Grade die Wirkung feiner Rede ab.
..Mit folchen Bengels mache ich kurzen Prozeß." fagte er. ..ich möchte doch wiffen. wer hier der Herr ift? Du haft natürlich von dem dummen Streich gewußt. So grüne Iungens. wie ihr feid. |e>en immer zufammen. Das hat nun ein Ende. Verftehit du mich?"
Er blieb fiehen und fah Karl an.
..Ich bitte mir aus. daß du jest die Gedanken zufammenhältft und nicht wie ein halb dämliches Frauenzimmer über die Felder läufft."
Er ging weiter.
..Du haft jeßt Wilhelms Arbeit zu tun. und deshalb ift es mir au ch lieb. daß der Bengel feiner Wege geht."
Wie ein Alp wälzte fich die neue Verpflichtung auf den Jungen.
Dazu der Schmerz des Abfchiedes von Wilhelm - es war faft zu viel!
Welch ein Abend war das! - welch eine Nacht!
Wilhelm fchrieb einen langen Brief an Emilie. den Karl zu beforgen verfprach. Als er fich zur Ruhe begeben hatte. faß Karl. halb entkleidet. auf dem Fußende des Bettes und fprach mit leife bebender Stimme zu dem Freunde.
Er gelobte ihm ewige Treue.
Wilhelm fagte ihm zweimal: ..Du bift ein guter Kerl!" Einen höhern Ausdruck feiner Verehrung zu finden. hatte ihm Mutter Natur verfagt.
Die Müdigkeit übermannte die Freunde. und am folgenden Morgen verließ Wilhelm das Haus.
Der Vater fagte ihm mit kurzem Händedruek: „Ich hoffe. daß Sie fich an anderer Stelle beffer aufführen werden."
Die Tante gab ihm einen kleinen Topf mit Honig mit auf den Weg und grüßte ihn noch oben von ihrem Fenfter aus.
In Karl aber wogte ein Meer fich überftürzender Gedanken. Er weinte nicht. aber er fah krank aus. Zwei fcharfe Linien an den Nafenflügeln nach den Mundwinkeln herab. die bisher nur andeutungsweife vorhanden waren. traten fchärfer hervor. In feinen Augen lag tiefer

Kummer. den er zu verbergen fuchte. Er ging ins Feldz da war es ent-
feßlich öde und einfam. Jeßt war er allein mit dem Vater und der Tante.
Seine Arbeit erfchien ihm unüberwindlich und ein paar Verfuche. ihr
innerlich Berechtigung zuzuwenden. fcheiterten an dem erlahmendeu
Körper.
Nie war ihm die Welt größer erfchienen. nie reicher in der Ferne.
nie elender in feiner Nähe.
Er raffte fich auf. fo gut er es vermochte. doch reichte der Aufwand
feiner Kräfte nicht annähernd an die Anforderungen. die der Vater an ihn
ftellte. Dazu rückte die Jahreszeit vor. und die Herbitnebel. die fich
tagelang über die Ebene legten. drückten die Stimmung des Jungen
bis zur Erfchlaffnng nieder. '
Die Tante fühlte das Elend Karls. ohne ihm durch ihr Wefen Erfaß
bieten zu können. Sie fteckte ihm mitleidig bald ein paar Apfel zu. bald
legte fie heimlich etwas Backobit in feinen Kaften.
Karl fühlte inftinktiv. daß die Tante auszugleichen verfuchte. aber
einerfeits empfand er eine Art Stolz dem Mitleid gegenüber. anderer-
feits war es wieder jenes Gefühl der Überlegenheit. das ihm die Ge-
fellfchaft der Tante verleidete.
Mit einem wunderbaren Empfinden heimlicher großer Liebe. fuchte
er Nahrung und Troft in feiner Dichtkunft. Jn ein blaues Schulheft
fchrieb er abends nieder. was er während des Tages erfann.
Ein Klang unbefchreiblicher Sehnfucht und ein Zug kindlichen
Leidens lag in feinen Verfen. Manches war fo tief dem Wehgefühl des
Herzens entquollen. daß er nicht wagte. die Strophen wieder zu lefen.
denn fie zehrten an ihm. wie eine offene Wunde.
Das blaue Heft trug er. als fei es ein Heiligtum. mit fich herum.
Denn oben in der Stube konnte es der Vater finden oder die Tante.
und der Tante mangelndes Auffaffungsvermögeu war ihm fait fo pein-
lich wie des Vaters Zorn. Leider durfte er nicht mehr wagen. draußen
auf dem Felde in den Erlenbüfchen an dem Rande des Sumpfes zu
träumen. denn der Vater ließ ihn durch Arbeiter beobachten. Er itahl
fich darum zu der alten Freundin. der Tanne. am Nachmittag oder
wenn er gegen Abend einmal früher heimkehren durfte. Auf der Holz-
bank unter ihr. gegen das Haus gefchüßt durch ein Gebüfch von Flieder.
faß er und ließ die Zweige leife über fich hinraufchen. Er hörte auf
den Ruf der Drofiel und auf das flüfternde Regen des gelben Schilfes
an dem großen Waffergraben. der unten. zwifchen Garten und Wiefen-

land. nahe bei der Tanne langfam vorüberfloß. Dann las er in dem
blauen Hefte oder fchrieb ein paar Strophen mit einer kurzen Blei-
feder hinein.
So war es auch eines Sonntags. an einem hellen Novembernach-
mittag.
Der Vater war im Haus und hatte ihm den Nachmittag frei ge-
geben. Aber dennoch fuhr es ihm durch den unruhigen Sinn. Karl
nach dem Torffchuppen zu fchi>en. Dort war in letzter Zeit Torf ent-
wendet worden und ..ein Sonntag-Nachmittag wäre eine Gelegenheit.
die Kerls zu faffen". _
„Wo if't Karl?" fragte er die Tante im Hausflur.
„Wahrfcheinlich im Garten. er ging hinten hinaus.‟ fagte fie weh-
mütig.
Der Vater nahm Hut und Stock und fchritt den Weg zu der Tanne.
Plößlich ftand er vor Karl. der erfchreckt fein blaues Heft in der
Brufitafche verbarg und fich mit errötenden Wangen erhoben hatte.
„Was haft du da?" fragte der Vater. der in jeder Heimlichkeit
eine Bedrohung feiner Autorität fah und aus Mißtrauen nicht ohne
Neugierde war.
..Nichts.“ fagte Karl. ..ein Notizbuäj.“
..Ein Notizbuch! _ fchönes Notizbuch! - zeige her!" und er fireckte
die Hand nach Karl aus,
Der Junge preßte feine beiden Hände an die Bruft und wurde
leichenblaß.
„Reim“ fagte er zögernd. aber doch mit einer gewiffen Beftimmtheit.
Dem Vater fchoß das Blut in die Stirn und feine Hände wurden
unruhig.
„Gib mir das Ding!" fagte er nachdrücklich und der Blick feiner
grauen Augen wurde fchärfer.
Karl biß die Lippen zufammen und atmete fchnell vor innerer
Erregung. Er preßte noch fefter die fchmalen Finger auf das Heft in
der Brufitafche und ein Zug von Energie breitete fich über ihn aus.
Zum erften Male in feinem Leben war er dem Vater gleiäf.
Der aber faßte krampfhaft feinen Stock.
..Gib mir das Heft!" fchrie er losbrechend und trat plößlich dicht
vor den Knaben.
Mit fchnellem Entfchluffe fprang Karl zurück und warf das blaue
Heft in den großen Waffergraben. hoch über das Schilf. Aber auch in

demfelben Augenblicke traf ihn ein Stockfchlag des Vaters hart ins Geficht. und er fühlte. wie die eiferne Spiße ihm die Backe rißte.
Ein Gefühl namenlofen Elends durchzuckte ihn. Halb war es Ohnmacht. halb Haß und Trauer. Für eine Wiedervergeltung war er zu weich und zu fchwach. Der Vater gab ihm weiter auch keine Veranlaffung dazu. denn der Zornesanfall hatte denfelben zu einer Handlung hingeriffen. die ihm felbft nichtgbegründet erfchien. Es trat ein plößlicher Nückfchlag ein. Er wendete fich und ging.
In dem Haufe aber geriet er wieder in Zorn über Karl. über den Schlag. über alles. was ihm läfiig war. Deshalb gab er vor feiner Tür dem armen Waldmann. feinem einäugigen Dachshunde. einen fo fefien Fußtritt. daß der arme Hund fiäf wehklagend die Treppe hinauf zu der Tante flüchtete.
Karl war wie erftarrt unter der Tanne fiehen geblieben. Er nahm fein Tafchentuch aus der Rocktafche und wifäfte fich die Blutstropfen langfam von der Wange. Dann feßte _er fich erfchöpft auf die Bank und lehnte feinen Kopf zurück an den Stamm. Nach und nach floffen ihm Tränen aus den Augen und fchließlich brach er in ein heftiges Schluchzen aus. Dann trocknete er plötzlich die Tränen und fiand auf.
Er fuchte fich zu faffen.
..Ehrifius hat auch gelitten." dachte er in einer Erinnerung an ähnliche Gedanken bei Strafen in der Kinderzeit.
Aber da fiockte er. denn Gott hatte Ehrifius nicht gefchlagen.
..Ach. Dummheiten! - Das hat gar keinen Sinn!"
Plötzlich fiel ihm das blaue Heft ein. und er ging an den Graben. fchob das Schilf beifeite und fuchte. Da lag es zwifchen einigen Schilfgräfern im Wafier. Mit einem trockenen Affe angelte er danach und fifchte es heraus. Die Tinte war auseinandergelaufen. kaum war nrch lesbar. was es enthielt. Aber er nahm es doch mit fiäf und ging hinauf nach feinem Zimmer,
Auf der Treppe begegnete ihm die Tante.
Er eilte bei ihr vorüber. doäf hatte fie feine geröteten Augen gefehen und etwas Schlimmeres noäj: eine blutige Wange!
Karl fchloß fich in feinem Zimmer ein und hing das blaue Heft auf eine Stuhllehne in der Nähe des Ofens zum Trocknen. Dann legte er fich auf fein Bett und verfank in unruhige. qualvolle Gedanken. Er wollte fliehen. er wollte feinem Vater trotzen. er wollte den Vater durch Milde befiegen. er wollte Krankheit heucheln - eines nach dem andern.

Dann fprang er auf und dachte an Wilhelm zu fchreiben. aber er warf fich wieder auf fein Bett. denn er fchämte fich des Schlages.
Um die Zeit des Abendeffens kam die Tante an die Tür.
..Kat-l. das Effen ift fertig."
..Ich komme heute nicht."
..Bif't du krank?"
..Nein."
..Was fehlt dir?"
..Nichtsl"
..Mache doch die Tür auf!"
..Nein. Laß mich."
..Aber Karl!"
Nach einer Paufe hörte Karl. wie fie eine Treppe hinabging. und er begann von neuem zu weinen. bis er fich entkleidete und müde und nervös die Nachtruhe fuchte.
Die Tante faß unterdcffen allein mit dem Sihwager am Tifch.
Sie hatte begriffen. was es gegeben hatte. und den heroifchen Entfchluß gefaßt. dem Säjwager ihre Meinung zu fagen. Das war für die gute Frau eine herzklopfende Gefchichtel
..Was mag Karl haben?" fragte fie endlich.
..Er mault wahrfcheinlich.“
..Weshalb denn?"
..Es wird wohl etwas gefeßt haben.“
Die Tante fiand auf und trat an den Nebentifch. auf dem einige Teller ftanden. Sie konnte dem Schwager nicht bei ihrem Vorhaben in die grauen Augen fehen und machte fich deshalb bei den Tellern zu fchaffen-
..Du behandelft Karl nicht richtig.‶ fagte fie. dem Schwager den Rücken wendend. aber mit mehr Energie. als fie fich felbft zugetraut hatte.
..Was foll das heißen?" fuhr derfelbe auf. ..Willft du mir etwa Vorfäjriften machen. wie ich den Jungen erziehen foll? - Das ift großartig! Du glaubfi wohl. daß fo ein eigenfinniger Bengel die Landwirtfchaft lernt. wenn er Kartoffeln frißt! - Ich weiß fehr genau. wie ich ihn zu behandeln habe."
Er fchenkte fich ärgerlich ein Glas Bier ein.
..Mir fcheint es immer. als wenn Karl doch befier zum Studieren gepaßt hätte." äußerte mit einem Aufwand von Entfchloffenheit die Tante. immer an den Tellern herumpußend. l

„Das ift meine Sache." rief der Schwager. ..du willft mir wohl gar einreden. daß nicht ein jeder Landwirt werden kann. Ich möchte doch fehen. ob ich nicht aus fo einem Bengel. der Verftand genug hat. wenn er nur will. einen Landwirt herauskriege! Dummes Zeug."
..Ia. ich meine eigentlich. wenn du mit Liebe - Karl braucht Liebe -"
Das war vielleicht das befie Wort. was die Tante gefprochen hatte. aber fie brachte es fo wehmütig und leife hervor. daß es nicht treffen konnte. am wenigften fo harte Naturen wie der Vater. deffen Geduld nun erfchöpft war.
„Zum Donnerwetter. Schwägerin.“ polterte er heraus. und fiand zugleich auf. weil er fein Effen haftig beendet hatte. ..Will Sie mich etwa darauf aufmerkfam machen. daß ich den Iungen nicht lieb habe? Äpfel ftopfe ich ihm allerdings nicht in die Tafchen. wie gewiffe Leute. fondern ich will etwas aus ihm machen. Der Bengel foll etwas Vernünftiges werden. Verftehft du mich?“
Ießt wifchte er fich den Mund und |ellte fich mitten in das Zimmer. während die Tante eifriger als vorher an den Tellern pußte.
..Karl braucht Liebe! - Seh' einer das an! - So eine Unverf chämtheit l“
Und er ging in fein Arbeitszimmer und warf die Tür in das Schloß. daß der Kalk von der Wand bröckelte.
Der Konflikt in dem Garten hatte nichts Wefentliches an dem Benehmen des Vaters geändert. Er war einige Tage weniger rauh gewefen. Das war alles. Um fo mehr war eine Veränderung in dem Wefen des Iungen bemerkbar. Er war noch fcheuer und einfilbiger geworden und feine feinen Züge fchienen gefpannter als zuvor. Dadurch war die Größe der braunen Augen noch auffälliger. und ihr kummervoll fehnfüchtiger Glanz mußte felbft die Aufmerkfamkeit des Vaters auf fich lenken.
„Blank. wie mit Kalk geputzt.“ fagte er gelegentlich zu der Tante.
Karl trug fich feit jenem Vorfall mit dem Gedanken. daß etwas gefchehen müffe. Was es fein könne. wußte er nicht. denn er fühlte fich in des Vaters Bann wie ein Vogel. dem der Blick der Schlange die Schwingen lähmt. Auch empfand er. trotz des Wunfches. weit in der Ferne ein wunderbares Glück zu finden. den Zufammenhang mit den Moorgründen der Heimat. auf deren Wafferflächen die Abendfonne in gelben Lichtern fpielte. fo intenfiv. daß er fich demfelben nicht entziehen

konnte. Er träumte darum weiter. und tat feinen Dienft fo matt wie bisher. doch hatte er jeden Gedanken einer Selbf'ttäufchung aufgegeben.
Der Dienft erfchien ihm jeßt als unleidlicher Zwang und nicht mehr in dem Gefühle des Unrechts fchlich er unter die Tanne. Das war fein gutes Recht geworden. denn der Schlag des Vaters hatte ihm die Knechtfchaft. unter der er ftand. plößlich enthüllt.
Nur jener unbeftimmte Gedanke. daß „etwas“ gefchehen müffe. fiörte ihn jetzt viel in feiner Träumerei. Er faß häufig lange Zeit mit der Bleifeder in der Hand. fertig. den poetifchen Gedanken niederzu-fchreiben. und überrafchte fich dabei. daß er in feiner Phantafie mit Wil-helm auf Reifen war oder als Wanderburfche bei mitleidigen Menfchen in fernen Gegenden einkehrte.
Der Gedanke des Wanderns trat noch lebhafter an ihn heran. wenn er des Abends auf den Moorgründen herumftreifte und in langen Zügen die wilden Gänfe und Kraniche über ihm hinzogen.
Die Fläche war weit. dunkelbraun gefärbt vom Herbfte; nur das hohe gelbe Schilf ftand gegen den hellen. leuchtenden Abendhimmel in feinen Linien.
Weiterhin glänzte die Wafferfläche eines Teiches aus dem braunen Moor. genau fo gelb und hell. wie der Abendhimmel. und dahinter funkelte noch ein fihmaler Streif. das war ein Graben. Ganz fern aber zeichnete fich dunkel. rötlich blau. ein Wald in fäfarfen Umriffen von dem Himmel ab.
Alles war Farbe. alles Licht.
Weit im Kreife herrfchte tiefe Stille. nur der feltfame Ruf der Kraniche tönte durch den goldenen Abend. wie leife. ganz unvermittelte Klänge eines fernen Waldhorns und dazwifchen fchrill. als riefen die Walküren von der Götterburg weit über die Wolken hin ihren Schlach-ten-ruf.
Der Junge fland vom Licht umfloffen regungslos auf dem braunen bufchigen Grafe und blickte zu dem Abendhimmel hinauf. den Kranichen nach. bis weit in der Ferne ihr Ruf verhallte und der Sonne leßter Schein verfchwand, Dann ging er langfam heim. mit Mühe den Weg zwifäfen den Gräben fuchend. und feßte fich fchweigfam an den Tifch. zwifchen Vater und Tante.
Er nannte das Moor feinen „Sonnengarten" und fprach das Wort gern leife für fich allein aus.

Als er einftheimkehrte. fchrieb er traumhaft ein paar Strophen auf. Sie lauteten:

Hoch über bräunlichem Moor
Ziehen Kraniche fchwebend
Gen Süden.
Singend tönet ihr Ruf
Abendgoldig den Menfchen.
Den müden.
Strahlen flimmern vom Teich
Zu des Schilfes Geflüfter.
Dem leifen.
Sinkender Sonne Weh
Zieht mich fehnend zur letzten
Der Reifen.

Die letzte Strophe wiederholte er häufig in feinem Sonnengarten ganz leife:

Sinkender Sonne Weh
Zieht mich fehnend zur leßten
Der Reifen.

Es lag in den Verfen eine Art Ruhe. die ihn befänftigte. und der Befänftigung bedurfte er wohl in jenen Tagen!

Fräulein Emilie war an einer Lungenentzündung erkrankt. und ein typhöfes Fieber. das dazugetreten war. hatte das blühende Mädchen binnen wenigen Tagen dahingerafft.

„Das ift eine fchöne Gefchichte.“ fagte der Vater. „nun foll einmal die piepige Paftorin fehen. wie fie mit der Wirtfchaft fertig wird.‟

Karl war tief erfchüttert durch die Nachricht.

Was wird Wilhelm fagen!

Aber auch er felbft litt darunter. fein Edelfräulein war gefkorben. und er war noch einfamer geworden. Eine Schaffensunluft drückte ihn nieder in ganz neuer Empfindung größten Unbehagens.

Vor allen Dingen fchien es ihm eine Pflicht. Wilhelm zu benachrichtigen. Er begann dreimal einen Brief und feßte immer wieder ab. ehe er fchrieb. Aber der „arme. unglückliche" Wilhelm beantwortete diefen Brief nicht einmal. wie fehr Karl fich auch danach fehnte und die mögliche Dauer der Antwort berechnete.

Das Begräbnis Emiliens war unendlich traurig.

Der Pfarrer des benachbarten Kirchdorfes hielt die Grabrede. denn der arme Vater hatte die Kraft nicht dazu. troß feines ritterlichen Fehdecharakters. Das Leid war zu fchwer über ihn hereingebrochen. Aber

er fah. daß feine arme ..piepige" Frau eine gottergebene. friedliche Perfon war. viel ruhiger und vernünftiger als er felbft. und er begann deshalb eine gewiffe Achtung vor ihr zu empfinden. die ihn tröftete.
Eine eigene Wirkung übte auf Karl das Wort aus. mit dem der Pfarrer des Nachbardorfes feine Grabrede begann:
..Gönnt der Blume. die fo früh welken mußte. die Ruhe. meine Geliebten. wir fehnen uns alle danach. bewußt und unbewußt. alt und jung."
Karl hörte nicht mehr als das. Es hatte ihn diefes Wort innerft berührt und es war. als fielen Schuppen von feinen Augen. Das war - es! Ruhe. tiefe füße Ruhe. wie der Schlaf fie gibt nach des Tages zerriffener Stimmung zwifchen Vater und Tante!
Die trübfelige. feierliche Umgebung erhöhte noch den entfeffelnden Eindruck feines Wortes. der fo fiark war. daß Karl allen Maßfiab der Trauer verlor. Wohl vergoß er Tränen. als der blumengefchmückte Sarg in das ..ruhevolle" Grab hinabfank. aber im Grunde nur. weil alles weinte und die Tante neben ihm heftig fchluchzte.
Seit jenem Tage nahm die Todesahnung. die feine letzten Lieder vom Sonnengarten durchwehte. die Form glühenden. fchmerzlichiten Wunfches an. Die Wandergedanken waren gewichen und Ruhegedanken erfüllten ihn ganz.
Mit jener unbefiimmten Gewalt. die ein kindliches Gemüt vollkommen beherrfcht. hatte ihn diefer Wunfch erfaßt. Es war nicht das Refultat des Nachdenkens. das fähig wäre zu noch weiteren oder anderen Schlüffen zu gelangen. fondern das unbewußte ,.Müffen". ohne Reflexion. dem er fiäf hingab ohne Bewußtfein. beraufcht von der ganzen Wolluft des fehnfüchtigen Zwanges. Er war wie im Fieber. wenn er abends in dem Sonnengarten ftand. Mit hochgeröteten Wangen. "karten Auges. fah er die Sonne in dem Schilflande niedergehen. Faft mit Leidenfchaft fagte er: ..Sinkender Sonne Weh". und dann verfiummte er plößlich und biß die Zähne aufeinander. -
Der Tante fielen feine fieberhaft geröteten Wangen auf. wenn er zum Abendeffen kam. aber fie wagte nicht darüber zu fprechen.
Das Verhältnis mit dem Schwager war ein fehr gefpanntes. Sie meinte. feit jenem Abend. da fie ihm wegen des Jungen den Standpunkt klar gemacht hatte. aber es war nur deshalb. weil der Butterverbrauch im Haufe in letzter Zeit aus unerklärlichen Gründen ein größerer geworden war.

Aus der Art Philipp zu Eulenburg
Mit Karl fprach der Vater kaum anders als in verächtlichem oder
rauhem Tone. Zu der Verwunderung der Tante fchien der Junge diefe
Behandlung leidlich gut zu ertragen.
Daß die harten_ Worte den feinfühlenden. nervöfen Jungen nur
deshalb nicht fo fchmerzlich berührten. weil er zu fchwer verwundet war.
um noch die Wirkung jedes neuen Pfeiles zu fpüren. das faßte die gute
Frau nicht. Sie verfuchte nur durch allerlei Pfefferminz- und Linden-
blütentee hinter dem Rücken des Vaters gegen Karls rote Backen zu
operieren und war während zwei Tage ernftlich beleidigt über des
Neffen hartnäckig abwcifendes Benehmen.
So war der November faft verftriäfen.
Die Kraniche find fortgezogen und nur felten ift der Sonnen-
garten hell.
Auch unter der alten Tanne ift es kalt geworden. Die Stürme
brauften nachts über die Ebene hin und riffen die letzten gelben Blätter
von den Bäumen. Manchmal gab es ein *Geklapper in dem alten
Haufe. wenn der Wind an dem Garten her gegen die Breitfeite drückte.
daß Karl meinte. es gingen Leute auf den Treppen herum. Er laufchte
mit erhobenem Kopf und zog fich dann die Decke höher hinauf. weil der
pfeifende Sturm durch die Risen der Fenfter kalt in das Zimmer drängte.
Einft war der Lärm ärger als je. Es heulte und raufchte um
das Haus herum. als könne nichts ftehen bleiben. Ziegel flogen von
dem Dach klirrend und klappernd auf das Steinpflafter vor die Tür.
Die Fenfter. gegendie der Regen praffelnd fchlug. fchienen fich fait zu
biegen. Oben war eine Dachluke aufgedrü>t. die klappte lärmend zu und
auf. und von der Tanne her raufchte und pfiff es.
Karl fprang im Hemde an das Fenfter.
Da wehten gegen den dunkelgrauen Himmel. den der Schimmer des
verdeckten Mondes wenig erhellte. die Afte der Tanne herum wie fchwarze
Fahnen. Dann beugte fich die Spiße ganz herab. und dann plötzlich
brauft ein fo grauenhaft gewaltiger Stoß heran. _daß ein Fenfter auf-
fprang und Regen und Wetter in das Zimmer hineintobten. Zugleich
aber gef>fah ein krachender. dröhnender. fchwerer Fall. fo ftark. daß das
.Haus zu erzittern fchien.
Wo war das?
War das die Tanne?
Karl fpähte fröitelnd zu dem geöffneten Fenfier hinaus.

UL. a .x4 .q .--f. ..
»*- ..- .
3...'. k ..W.
- -..M-*W ' '
z .
'.i ., '-
...lt-...e . :„
'.- '* .j
- ...se
e g - i
B7
.9" y ,i-;'*K*1!.-'z':d',*f'i " *** i i* l* 'i'-
-.-***.* q. . - -. - , .. -' ,Ö
t “"74 7 * "-
.', *MdL-...- w, » - f L_ FFW; W a l _ .FFS-33:. -, p
1 * . - *. 7 „ »-
'x- - .' ' g f *' „ 4 -
r BZ-lnnerbtlW .4*
*-- .' .F153 click *'L- ". 'wi-**- r* *
"- x x *. KK_ .
.A:,._ , *FF* * *'1_ .-
KIM": " _"“x 1iX**-**
»3....
.-- '* **-
"z-*ÄZ Zum Eifer

.. _ i' ik K . *i* “If/i... -** *-
z* 4 - rte> *_-feinfuhlenden. m;- z:-
. - . , »m , r.
Pt fo chmerzlech beru - ene-weil er zu 7W 4*-f- .-
' . 1 . *_ » y j_ 4 44,15-
die Wirkung jedes neuen_2PfeY ,-rren. .
'--'* ver-fuchte nur durch »allerlei gifeffärrnkfiz.
i m . , Mixx-rx,
: * ,f ..g z * '“ ' über "es _
?Zilliii . x. . ,.»M*>i:.t:.„i.*
x *-*' Z
"a .-
p
.ß * N'
*sr*g-.'.4" .*.Zq'jr '
. . , ' ' ,r
“k3- .i K
:4
alten Tanne ift es ..*4-
.* .** e' FN*: 'F' du. Ede-ue nm - _-
_ 7 v Maltäm“ * c::
.n dei* Wind an dem
' c'- gingen ?cute auf den* -.
* und zugkfWxdann die l-,z
X "2.
On er 4 ,- 241---
8 i, I'm. 7-'. *'
""i f*
-*: (WMS.
-i- - '“ -
“ ..i
Fällt f o :find
x p ..- ' .l --
'..
* i,-*R'- if 4 p. *x*
* -- ....44- u-Nq, *_..-,_i.._, f *
F' L - '-.ö 7 *BÜ ' '
7 '-.j'k .' ">i ** *1 . * -
- ** *7. 1_ , ' ' a
*i
.
. 'r
*'

Jahrgang
| I 0 8
F. G. Waldmt'cller:
MÃ¤nnerbildnis.
Zum Effay v. Erich Felder.
Aus dem WaldmÃ¼ller-Werk
von Arthur Roeffler.

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art
Mein Gott! - gegen den grauen Himmel wehen keine fchwarzen Fahnen mehr!
Er fchloß eilig das Fenfier und kleidete fich an. Ießt hörte er auch im .Haufe die Tritte des Vaters. Er lief die *Treppe hinab zu der ge-öffneten Hintertür. an der der Vater ftand,
„Die Tanne ifi umgefallen." fagte diefer. ..Donnerwetter war das ein Schlag!"
Mehr hörte Karl nicht. Er drückte fich an dem Vater vorbei hinaus in den Garten. Nur einige zwanzig Schritt machte er auf dem Wege. da ftieß er auf die Krone des alten Baumes.
Einen Augenblick blieb er ftehen und fah vor fich hin auf die fchwarze Muffe der Zweige und der Wind zaufte ihm in den Haaren herum.
Er drückte feine kalten. mageren Hände gegeneinander. wie vor einem unbefiimmten. zweifelhaften Entfchluß. dann lief er plötzlich zurück zu dem Haufe.
Der Vater war im Begriff auf den Hof zu gehen.
Der Junge lief die Treppen hinauf in fein Zimmer und kleidete fich langfam wieder aus. Ganz abwefend mit feinen Gedanken. hin und wieder fröftelnd, Am nächften Morgen ging er fofort hinunter in den Garten.
Die alte Tanne war dicht über dem Erdboden abgebrochen. hatte im Fall zwei Pflaumenbäume umgeriffen und lag wie ein grüner Berg in dem welken Gemüfeland.
Der Play war zerfiört. der Blick frei auf das kahle Sumpfland,
Selbfi das Haus fchien anders. obgleich es fo weit von der Tanne ent-fernt fiand,
Karl fah nach dem Fenfter. ob niemand hinausblicke. Dann ging er in die Zweige hinein bis an den Hals und feßte fich einen Augenbliä nieder.
Merkwürdig! - er mußte lachen,
Ia. war das nicht feine alte Freundin? War feine Jugend nicht mit ihr verwachfen?
Er laäfte doch. und ein Gedanke fuhr ihm blißartig durch den Kopf.
Gott fei Dank. es ift zu Ende!
Weshalb denn ..Gott fei Dank“?
Nun. die Tanne hatte fo wild noch vorher die Zweige herum-gefchwenkt und jetzt ift es .fiill. ganz ftill.
3: 48L

Karl kroch wieder aus dem grünen Berge hervor und ging hierauf in fein Zimmer. Er fchritt dort unruhig hin und her. als fuche er etwas. Dann lief er die Treppe hinab und fah nach der Wirtfchaft.
Er war haftig in feinen Bewegungen und unruhig, Den Arbeitern. die die Tanne „klein machten". fah er mit ftarrer Aufmerkfamkeit zu. Der Baum gab ein fchönes Nußende und viel Klafterholz. Das lag aufgefchichtet an der Stelle herum. wo früher der verfteckte. friedliche Plaß gewefen war. Die Dorfleute durften fich die Zweige holen. und fo lagen fchließlich nur noch kleine grüne Endihen zwifchen dem welken gelben Gras herum.
Das fah faft aus. als wollte es unten auf dem Boden wieder Frühling werden.
Wenn Karl durch das Dorf ging. erblickte er hin und wieder in den Holzfchuppen der Tagelöhner grüne Tannenzweige. das fchnitt ihm durch das Herz und er ging in fchmerzvollfter Stimmung hinaus auf das Feld.
In feinen Freiftunden fchrieb er eifrig an einer märchenhaften Erzählung. Die Überfchrift lautete „Die Tanne“.
Er verfenkte fich in die Schrift mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen; aber es mußte ergreifend und aufregend fein. was er fchrieb. denn er litt unter der Arbeit. mit der er völlig verwachfen fchien.
Er begegnete dem Vater in jenen Tagen mit einem finfieren Troy und mit einer gewiffen Verächtlichkeit. die derfelbe jedoch nicht erkannte. Die Tante in ihrer beobachtenden Weife. deren Betraäftungen aber fiets zu falfchen Refultaten führten. glaubte darin zu erkennen. daß Karl etwas „gelernt" habe und fich in der Landwirtfchaft „ficherer zu fühlen" beginne.
Karls eigentümlicher Zuftand dauerte einige Tage.
Als die Erzählung abgefchloff en war. ging er wieder in den ..Sonnengarten“.
Es war ein Abend. wie ihn der Spätherbft unferer norddeutfchen Tiefebene bisweilen bringt. Ubereinandergetürmte Wolkenmaffen von kühnen. wilden Formen. Die Sonne. in gelblichen Blißen niedergehend. färbt die fchnell fich durcheinander fchiebenden Bilder rötlich und gelblich. Dazwifchen tiefe bläuliche Schatten. wo die Maffen zu dicht find. um das Licht durchzulaffen, Unten auf der Erde ifi es kalt. Auf den Teichen wechfelt das Spiegelbild der wandernden Wolken. Ein paar Krähen. die zu ihrem Nachtquartiere nach dem Kiefernwalde

ziehen. fliegen krächzend. von dem Winde fchnell getrieben. über den
Jungen hin. Unwirtlich ift das Bild. aber voll phantafiifchen Zaubers
find die Wolken. zu denen er hinaufftarrt.
Ießt kommt er zu dem großen Teiche.
Durch das Stechen des Torfes ift er entftanden. und deshalb fällt
der Rand fenkreäjt ab. etwa zwanzig Fuß bis zu dem Grunde.
Der Junge fest fich nieder und läßt die Beine über den Rand
hinunterhängen. fo daß die Füße fait die Wafierfläche berühren.
Er legt feine Mühe ab und der Wind weht ihm über die Stirn.
Unten in dem Waffer wandern die Wolken hin. Gelb. rot und dunkel.
wie lange. gewaltige Heereszüge und Riefenwagen. von Tieren gezogen.
w* Der Junge macht fchweigfam feine Betrachtungen. Es zieht das
Unendliäfe ihn magnetifch an. Er blickt wieder in die Höhe und fchlägt
dabei mit den Hacken an den fchwarzen Teichrand.
Wie leiäjt geht es da oben her!
Ob man wohl im Himmel in folchen Wolken lebt?
Dummes Zeug! - Der Himmel ift wie ein Garten!
Oder es gibt auch gar keinen Himmel.
Nein. das glaubt er nicht. Dann wäre nur das Leben - nichts
als das Leben!
Welche Einfamkeit!
Wilhelm fchreibt ihm nicht - und nun ift gar noch die Tanne um-
gebrochen!
Karl ftand haftig auf und ging weiter.
Da wurde es dunkel allenthalben. kalt. und dazu entfehlich leer.
Eine innerliche furchtbare Angft kam über ihn. Die Gedanken
fchwirrten bunt durcheinander. Der Vater. die Tanne. Ferien. Poft-
wagen. Schule. Wilhelm.
Er hält es nicht aus.
Wäre er tot!
Diefer Wunfch faßt ihn wie ein Fieber.
Er lief zurück zu dem Teiäf. Das Blut wallte ihm ftoßweife nach
dem Kopf.
Wieder feste er fich nieder am Rande wie vorher. aber plößlich. mit
einer leidenfchaftlichen zuckenden Bewegung drückt er die Hände vor fein
Gefiäjt und wirft fich vorn über in den Teich.
Das Waffer fchlägt wogend auseinander und über ihm zufammen.



Er will fchreien. fchwere Maffen von Waffer dringen ihm durch Mund und Nafe. '

Furäftbare qualvolle Angi't erfaßt ihn.

Er fucht nach Grund - vergebens!

Mit den .Händen faßt er krampfhaft nach dem Rand. er erreicht ihn nicht!

Er fieht blißartig fchnell den Vater. die Tante. fein Zimmer.

Er fchluckt wieder_ Waffer.

Luft. um Gottes willen Luft! - aber wieder Waffer. noch mehr Wafier - immer mehr Waffer! Jeßt ein Klingen und Braufen in den Ohren - jeht alles gelb vor den Augen und große fchwarze Ringe.

Er reckt die Arme gerade aus in die Höhe und finkt hinab.

Es wird ftill. totenftill. nur einige Wafferblafen perlen non) zu der Oberfläche hinauf.

-e e- -le

Am nächften Morgen fanden fie den armen Jungen.

Es gab viel Gefchrei und Lärmen in der fonft fo gleichförmigen Wirtfchaft; aber bald glättete das Alltagsleben die unruhige Bewegung. und die Erinnerung an das aufregende Ereignis nahm einen traumartigen Charakter an.

Das blaue Heft mit den verwifchten Buchfiaben fand die Tante in Karls Schubfach.

Sie legte es in ihren Wäfchefchrank. da ruhte es auf einem Paket feiner Servietten. die forgfam mit einem roten Bändchen zufammengeknotet waren.

Erich Felder:
Ferdinand Georg Waldmuller.
Mit acht Bildern.
Die große Berliner Bilderfchau vom Jahre 1906. die ..ein Jahrhundert deutfcher Kunft“ umfpannte. hat bekanntlich eine gründlich deutfche Erwiderung auf die Parifer Eentennale gebracht; da fie aber mit dem Einfalz des Jmpreffionismus abbrach. mochte es vorausfeßungslos vergleichenden Befchauern beider Säkularrevuen fcheinen. als feien die Nachbarländer Deutfchland und Frankreich künfilerifch durch eine äjinefifche Mauer getrennt - manchem ..Heimatskünf'tler‟ vielleicht zu Dank. Trotzdem darf nicht überfehen werden. daß gerade die fortfchrittlich-en Elemente hüben und drüben unter der gleichen Devife fiegten. die da lautet: ..Los von der Akademie - zurück zur Natur“. und mancher der deutfchen Naturanbeter finnierte über dem gleichen Thema. aus dem der berechnendere Franzofe fpäterhin feine praktifchen Konfequenzen zog; das Problem der Freilichtmalerei ifi'nicht nur in Frankreich aufgerollt worden. feine technifche Bewältigung freilich "rammt aus der „7WD initiierte“.
Keiner unter den Deutfchen aber hat die Akademie zeitlebens treuergehaßt. mit dem Ungefrüm des Jugendfeuers wie mit der Zähigkeit des Eifenalters. als Ferdinand Georg Waldmüller. Und diefer ftreitbare Mann war keiner von jenen heute fo häufigen Theoretikern. die da vergeffen. daß die Sinnliäjkeit es ifi. die zeugen lehrt. und Bildungsanfialten für ungeborene Geifteskinder erbauen helfen; in feinen alten Tagen zog er die Konfequenz aus feiner künftlerifchen Naturfehnfucht - er entdeckte. daß man. um Sonnenlicht zu malen. ins Freie hinausgehen müffe. Wir Epigonen denken bei diefer Folgerung an das Ei des Kolumbus. damals galt das Gehaben des alten Kampfhahnes feinen fchadenfrohen Gegnern als Aberwiß - fo viel ftärker als die Logik ift das Vorurteil! ..Eine Jdee wie ein Haus." fagen die Wiener in folchen Fällen. um die Größe eines Gedankens ins Lächerliche zu ziehen. Waldmüller hat den Ruhm. der ja fiets am beften auf Gräbern gedeiht. in feinen letzten Jahren kaum knofpen fehen; erft in der Aus-

fiellung ..Fünfzig Iahre öfierreichifcher Malerei" (1898) ift er als der Größten Einer unter feinen Zeitgenoffen auferfianden. und jeßt ward ihm gar ein Denkmal gefeht; dies ifi nicht fo zu verfiehen. als tage feine an einen knorrigen Schullehrer oder Landpfarrer erinnernde Biedermeiergefialt in Stein gehauen oder aus Erz gegoffen vor irgend einem Akademiegebäude auf; nicht um eine folche. durch das Medium fiaatlicher oder ftädtifcher Subvention ermöglichte Materialifierung handelt es fich. *das Monument. von dem ich fpreäfe. ift anderer Art: Arthur Rößler hat es dem Meifter durch ein zweibändiges Prachtwerk errichtet. das unlängft im Kommiffionsverlage von Earl Graefer und Eo, (Wien) in einer einmaligen Auflage von 500 Exemplaren erfchienen ift.
..F. G. Waldmüller. fein Leben. fein Werk und feine Schriften.“ lautet der Titel. Die Reihenfolge ..Werk und Schriften‟ ifi richtig; fo wertvoll die perfönliche Bekanntfchaft mit dem Künfiler auch fei - das Werk muß früher zu uns fprechen als fein Bildner. Sonfi erlebt man den gegenwärtig fehr häufigen Fall. daß wiffende Aftheten aus den Schöpfungen einer ihnen theoretifch vertrauten Kunftrichtung die Verwirklichung geläufiger Prinzipien herauslefen und fich über den unbefangenen Befchauer unendlich erhaben dünken. der nichts anderes fieht als - was ohne Kommentar eben zu fehen ifi.
Wenn wir der mehrere hundert Bilder umfaffenden. chronologifch geordneten Waldmüller-Galerie näher treten. die Rößler mit glü>lichem Spürfinn und rafilofer Energie den Kunftfreunden nunmehr erfchloffen hat. fo lernen wir den Altwiener Meifter fchon in feiner Frühzeit als urechten Menfchenfäfilderer kennen. der in der ungefchminkten Charakteriftik des leichtlebig-finnenfrohen Öfierreicherfchlages von Anno Dazumal durch keinen. auch niäft durch den fpäteren Waldmüller übertroffen worden ifi. Gute Gewährsmänner erzählen bekanntliäf. ein Hauptmann Stierle-.ßolzmeificr habe bei ihm das Porträt feiner Mutter befiellt ..ganz fo wie fie ifi.‟ aber ich glaube. daß diefes bündige militärifche Kommando fo wenig Einfluß auf Waldmüllers Schaffen gehabt haben kann. als wenn es etwa einem preziöfen Schöngeift beigefallen wäre. das Bildnis feiner Tante im Stile der Botticellifchen Anadyomene zu befiellen. Die Natürlichkeit war fchon vor Waldmüller im Wiener Porträt vorherrfchend. auch der alte Lampi malte feine wohlrafierten Kavaliere ..fo wie fie waren". - unbefchadet ihrer fieifleinenen. anglifierenden Tenuez im Bildnisfache hatte Waldmüller nicht wie in der Landfchaft Erinnerungen an klaffiziftifche Stilferereien zu überwinden.

ein leichter holländifcher Einfchlag macht feinen Matronen im kraufen Spißenhäubchen die Nationalität nicht ftreitig. Wie menfchlich wahr und doch fpezififch öfterreichifch wirken all' diefe alerten alten Damen. aus deren erinnerungsfeligem Blick verftehende Liebe zur Jugend fpricht! Dann die liebe Jugend felbft. die weibliche mit dem halbreifen Gemüt und den reiferen Formen zumal. die den reizempfänglichen Maler freilich manchmal verführte. fie mit den Augen des Lyrikers zu betrachten] Noch ehrlicher fchildert er die kulinarifche Treffliäjkeit der küchenkundigen. riegelfamen Hausfrauen. die vielleicht niemals fäjön waren. aber fo lange ..noch immer hübfch" bleiben in ihrer freundlichen. wohlverdienten Rundlichkeit. Der Männertypus ifi nicht minder bodenftändigz neben der gefunden Raffe des derb zugreifenden Vorftadtbürgers dominiert der feingliedrige. korrekte Pflichtmenfch. der. .aus weicherem Stoffe geformt als im rauhen Norden. - oft unfelbftändig und immer genußfroh - im Alter zum Hypochonder wird. ohne deshalb die männliche Anmut feiner grünen Jahre ganz zu verleugnen. Unter die Bildniffe mengen fich Wahrzeichen dornenvollen Künfilerwallens: allegorifche Darftellungen. die Waldmüller für Apothekenfchilder gemalt hat. Wien ift ja befonders reich an folchen künftlerifchen Firmenfchildern. aber auch in Paris hat fich mancher fpäter berühmt gewordene Meifter auf diefem Gebiete verfuchtz man erinnert fich des ..Fechtmeifters" von Carolus Duran. der in der Karlsruher Iubiläumsausftellung vom Jahre 1902 zu fehen war. Die Tafeln. auf denen Waldmüller fein Können pharmazeutifchen Zwecken weiht. wirken kaum als Unterbrechungen der Bildnisreihe: ift doch diefer Hippokrates der läffig-fefchen Haltung wie dem Profil nach ein Öfierreicher in den beften Jahren. die fchlangenumwundene Hygieia eine ..backfchierliche“ Wienerin. die den Schwierigkeiten irgendeines Leibgerichtes nachfinnt . . .
Fataler berühren die Genrefzenen mit dem unvermeidlichen Großpapaz bald fegnend. bald fchäkernd. erblindet oder genefend betreut diefer Biedermann zur Rührung fentimentaler Befchauerinnen ,fein ftereotypes Enkelkind. einen flachsblonden. pausbäckigen Hemdenmaß. der fich durch Gehverfuche. heimgebrachte Schulzeugniffe und andere Symptome feines holden Blütenalters angenehm bemerkbar macht. Ertappte Liebespaare. Geburtstagsfefte ufw. bringen im ..Ge-ifie" der Zeit einige Abwechflung in die Familienfimpelei.
Malerifchen Wert aber gewinnen diefe anekdotifchen Darftellungen durch die zartfinnige Behandlung der landfchaftlichen Hintergründe. die

von der Buntheit des allzu farbenfrohen Vorderplanes abftechen und den Weg zu Waldmüllers Freilichtmalerei anbahnen- auf den feine friiherenx vielfach panoramenartig gebauten, minutiös getüftelten Land-fchaften kaum hingewiefen hatten. Noch moderner wirkte er fpäter- als die Altersfiihtigkeit ihn zu breiterer Pinfelführung zwang. Die kolo-riftifche Verfeinerung die fich heute allmählich aus dem Lichterperimente entwi>eltx hat der urwüäzfige Altwiener freilich nicht geahnt- aber mit voller Deutlichkeit erkannte er das Problem der Modellierung des Ge-genfiandes dura) Licht und Schatten- dem er auch in feinen Schriften ein eigenes Kapitel widmet.
Diefe Andeutungen vermögen nur einige Stichproben aus der Bilder-fülle des Monumentalwerkes zu gebenz defien Illufirationen Chwalax der bewährte Drucker der Wiener Werkflätten- in muftergültiger Weife ausgeführt hat. An der Spiße des gewaltigen Folianten fteht ein dich-terifch empfundenesh auf vertrauter Bekanntfchaft mit Waldmüller ba-fiertes Vorwort von Arthur Rößler; einer weitausgreifenden Biographie bedurfte es nicht- umfaßt doch der zweiter fchmächtigere Band Wald-müllers Schriftenz die über fein Menfchentum gültigeres Zeugnis ablegen als ein noch fo trefflich ftudiertes „imaginäres Porträt“ dies vet-möchte. Seine S>7i>fale find vielfach nach der Schablone geformt- die das Leben für tragifche Künftlerromane zu verwenden pflegt. F'.- G. Wald-müller war der Sohn eines ehrengeachteten Wirtes am tiefen Graben in Wien; nach Familienbefchluß follte er aber noch höher hinaus als fein-alter Herr, - man kann aa, alfo das Entfeßen über die Kunftpläne des jungen Ferdl vorficllen! Statt der von mütterlieher Phantafie er-träumten Tonfur wählte er die Künftlerlo>e als Hauptfehmuih und der väterliche Fluch beftärkte ihn wie üblich in feinem Vorhaben. Nun folgten die Jahre der BohÖme; um leben zu könnenz kolorierte Wald-müller Zuckerwerk für brave Kinder - heute wären es wohl Anfichts-karten gewefen. Auch die Ehe mit „einer vom Theater" fehlte auf feinem Leidenswege nicht. Späterfaßte er den Planz über das große Waffer zu gehenh aber ein einträglicher Bilderverkauf im Londoner Buckingham-Palmer an deffen Erzielung fich Königin Viktoria und Prinz Albert aktiv beteiligten, bewahrte ihn vor diefem leuten Austunftsmittel gefcheiterter Edelleute. Er hatte die kleinbürgerliihe Zähigkeit fich emporzuarbeiten und brachte es denn auch_ zum Cuftos, Profeffor und akademifchen Rat; aber fein gefundes Gefühl für die zeitgenöffifchen Kunftbedürfniffe felzte ihn in ftrikten Gegenfaß zu der-fäfablonenhaften

Stilbildnerei der Akademieen. deren theoretifche Doktrinen er durch auf
praktifches Naturfiudium fundierte Meifierfchulen erfeßt wifien wollte.
Seine Anfichten legte er in den 1849 erfchienenen ..Vorfchlägen zur
Reform der öfterreichifch kaiferlichen Akademie der bildenden Künfte“
und nachher in feinen ..Andeutungen zur Belebung der vaterländifchen
bildenden Kunfi“ mit möglichfi undiplomatifcher Offenheit dar. zog fich
jedesmal einen Strafprozeß zu und wurde fchließlich mit dem halben
Gehalte von 400 Gulden penfioniert. Glücklicherweife fand Waldmüller
an Schmerling - wie früher an Metternich -- einen Gönner. der in
dem bockbeinigen Grantler und Raunzer den ehrlichen Patrioten- er-
kannte; der im Auslande längf't gefeierte Meifier ifi in keinem Sinne als
Prophet im Vaterlande geftorben. genug. er wurde vor feinem Tode reha-
bilitiert. naäfdem die Ungnade fchwer auf ihm gelafiet hatte. Gehörte
er doch zu den cholerifihen Naturen. deren Todeskeim im .Herzen ent-
fprießt. -* „Ehret die Toten. aber noch mehr die Leben-
den.“ ruft Waldmüller einmal in bitterem Erinnerungsfchmerz aus.
dann aber fährt diefer echte Heimatskünftler frei von engherzigem Chau-
vinismns fort:
„Laßt uns Frankreich nachahmen in diefer Beziehung. es fei
und foll die letzte Naäfahmung fein. - wir wollen felbftändig und nicht
mehr abhängig fein in allem. was Kunft und Indufirie betrifft. die
Reichen und Vornehmen werden patriotifih' fein und nicht das Mittel-
mäßige des Auslandes guten inländifchen Erzeugniffen vorziehen. denn
das Inland wird durch die Gewerbefreiheit und durch die Aufmunterung
der bildenden Kunft in den Stand kommen zu zeigen. was Öfterreiä).
gekräftigt. in folcher Weife vermag.“
Da diefer gute Öfterreicher ein guter Deutfcher war. fo gilt fein
Mahnwort auch der deutfchen Kunft.

Raphael Löwenfeld:

Leo Tolfioj.

Ganz Rußland fteht in hellen Flammen. Alles. was nicht abhängig ift und nicht Vorteil hat von der Erhaltung der Selbftherrfäfaft. ruft nach gewaltfamer Umgeftaltung. Die Iugend des Landes feßt opfermutig ihr Leben ein für die Löfung der alten Feffeln. die alles Leben in ftarren Banden halten und alle Keime der Zukunft erdroffeln. Und der „große Poet des Reußenlandes". wie der fterbende Turgenjew Leo Tolfioj einft apoftrophierte. fchweigt? Er. deffen Stimme man gewohnt ift zu hören. wenn die Weltereigniffe fein Gemüt ergreifen. auf deffen Wort das ganze weite Land aufhorcht. weil man weiß. daß es aus tieffier Überzeugung kommt und ohne Furcht und Zagen. ohne Scheu vor den Großen und Mächtigen gefprochen wird? Man wollte niäft verftehen. warum Leo Tolfkoj abfeits ftand von der großen Bewegung. die ganz Rußland ergriffen hatte. und die. wie es fcheint. einzufchlummern droht. wenn man nicht hoffen darf. daß fich unbemerkt im Schoße der Zukunft Größeres noch vorbereitet.

Wer den ganzen Mann. fein Werden und fein Denken kannte. war niäft verwundert über die fcheinbare Gleichgültigkeit. mit der er dem Kampfe der Parteien zufah. Ein Denker. der in einem Leben voll inneren Kampfes fich durchgerungen hat zu der hohen Auffafiung der Lehre Ehrifii. wie Tolftoj. der den Gipfelpunkt diefer Lehre in dem Saße „Widerikrebe nicht dem übel!“ erkannt. der jede Gewalt verwirft. - ein Denker mit diefer Anfchauung konnte nicht ohne weiteres den Freiheitskämpfern feine Sympathie fchenken. die alle Mittel der Gewalt rückfichtslos anwandten. Noch weniger aber konnte er der Regierung des Selbftherrfchers und ihren verbrecherifchen Helfershelfern innerlich zuftimmen. Und fo blieb ihm denn nichts übrig. als der ftille. trauernde. rügende Zufchauer zu fein. Bis ihm in einer Paufe des mörderifchen Kampfes die Zunge fich löfie und er in einem gewaltigen J'ueeuee gegen die einen wie die anderen die Anklage erhob; mit der gerechten Unterfcheidung. daß die einen in frevlem Ubermute üben. was die anderen in blutiger Notwehr ihnen naäftun. In diefer feiner leisten Epifiel „Ich kann nicht fchweigen!" bietet der Achtzigjährige furchtlos feinen Nacken der Schlinge dar. denn er mag nicht leben in einem Lande.

in dem es nicht mehr Henker genug gibt. um die Opfer einer defpotifchen Regierung vom Leben zum Tode zu führen.
Die kühne Tat. die in diefer furchtbaren Anklage liegt. ift der würdige Abfchluß einer fechzigjährigen Tätigkeit als Lehrer und Führer eines großen irregeleiteten Volkes.
Denn Leo Tolftoj ift feinem Lande mehr. als ihm ein Dichter fein kann und als die Poeten Rußlands ihrem Lande je gewefen. Durch feine ganze Wirkfamkeit geht das bewußte Streben. nicht bloß durch das Spiel der künfilerifchen Phantafie zu ergößen. fondern auch dura) das Beifpiel auf das Tun der Gefamtheit veredelnd einzuwirken.
Leo Tolftoj. der 1828 am 28. Auguft a, St.. 10. September n. St. geboren ift. entftammt einer altadligen Familie(deren Vorfahr unter Peter dem Großen den Titel eines Grafen erhielt; wahrfcheinlich für eine verbrecherifche Tat. für die vorzeitige. ftille Hinrichtung Alexejs. des Sohnes des Zaren Peter. Früh ftarben ihm die Eltern beide. und er erhielt unter dem Einfluß von Tanten. die alle Vorurteile ihres Standes teilten. eine dürftige. fchlechte Erziehung. Von gutem Ein-fluß auf die Bildung feines Wefens war fein älterer Bruder Nikolaus. den alle. die ihn kannten. als das Mufter eines Mannes rühmten. Die Jahre des Studiums in Moskau und Kafan waren wenig fruchtbar für den heranwachfenden Jüngling. infoweit es fich um den regelmäßigen Unterricht und um die akademifchen Studien handelte. Aber ein leb-hafter Geift des Zweifels. verbunden mit einem rückfichtslofen Streben nach Wahrheit und einem fauitifäfen Drange nach Wiffen. war fchon früh in ihm entwickelt. und führte ihn in jungen Jahren zu großer Un-abhängigkeit in der Betrachtung aller Dinge. fo daß Altersgenoffen und Studienfreunde an dem jungen Grafen Tolftoj viele Schrullen und Ertravaganzen zu tadeln hatten.
Ohne feine Studien durch einen beftimmten Abfchluß zu krönen. ließ fich der kaum dem Knabenalter Entwachfene auf dem Gute. das ihm als Erbe zugefallen war. nieder und griff fofort nach einer prak-tifchen Tätigkeit. Das Studium Rouffeaus hatte fein Denken itark beeinflußt. Er wollte den Bauern feines Befißes neue faubere Hütten fchaffen an Stelle der verfallenen und fchmußigen und für ihre Kinder Schulen errichten. Es war die erfte in der großen Reihe der Liebestaten. die fein Leben ausfüllen. und die in feiner innigen Hingabe an die Mühfeligen und Beladenen ihre Wurzel haben. Mit tiefer Enttäufäfung endete diefer erfte Verfuch. Auf die ftillen Jahre

in Jasnaja Poljana folgten ftürmifchere in Moskau. Tolfioj führte hier ganz das Leben feiner Standesgenoffen und blieb ein Sklave diefer Lebensführung. obgleich eine innere Stimme immer vernehmlicher fein Tun und Laffen verwarfr Äußeres Mißgefchick trieb ihn fort aus der Hauptfiadt des Landes. dorthin. wo unzählige Entgleifte in Rußland den Frieden fuchen. nach dem Kaukafus. Hier nahm er Kriegsdienfte und wirkte in den Kämpfen gegen die noch freien Völkerftämme des Berglandes mit. Aus dem Kaukafus kehrte er heim. um fich als Offizier an dem Krimkriege (1856) zu beteiligen. Während der ganzen Belagerung Sebafiopols itand er an gefährdetfier Stelle. und nur dura) einen Zufall entging er dem Außerfien. Kaifer Nikolaus veranlaßte die Entfernung des jungen Offiziers aus der viel bedrohten Bafiion. Auch er hatte die Sebaitopoler Skizzen gelefen. die damals in Rußland Auffehen erregten. hatte fich nach dem Urheber erkundigt und. aus dem Wunfche. eine dichterifche Kraft. wie diefen Schilderer der Sebaftopoler Kämpfe. dem Lande zu erhalten. den jungen Poeten als Überbringer einer militärifchen Botfchaft nach Petersburg kommen laffen.
Jn diefer zweiten Hauptitadt des ruffifchen Reiches lebte Tolftoj in einem Kreife hervorragender Schriftfieller. Turgenjew. Grigorowitfäl.Gontfcharow.Druäinin.Oitrowskij.Njekraffow.Sfologub.Panajew. Fjet und viele andere gehörten diefem geiftig regfamen. hochftrebenden Kreife an. Sie förderten und beeinflußten einander. Nur Tolftojs eigenwilliges Wefen entzog fich ganz der Beeinfluifung. ja. es erftarkte nur noch in feiner Selbftändigkeit durch den bewußten Gegenfaß. Gerade in der Beobachtung diefer ftärkften Talente Rußlands. der Art. wie fie ihren Beruf überfchäßten. in der Beurteilung ihrer Ziele und Jdeale ward ihm klar daß feine und ihre Lebensführung eine falfche fei. und mit unerbittlicher Selbftkritik kam er zu einem vernichtenden Urteil über feine literarifchen Genoffen und über fich felbfi.
Jmmer' fiärker erwachte in ihm der Drang. außerhalb Rußlands den Problemen des Fortfchritts nachzugehen und die Methode der Volkserziehung zu ftudieren. Er lernte die Schweiz. Deutfchland. Jtalien. Frankreich. England und Belgien kennen und ging unmittelbar nach feiner Rückkehr in die Heimat daran. die Ergebniffe feiner Auslandsftudien in die Tat umzufeßen. Was dem Zwanzigjährigen nicht gelungen war. das führte nun der nahezu Vierzigjährige im weiteften Umfange durch. Er gründete für die Kinder feiner Bauern eine Anzahl Schulen in Jasnaja Poljana. Er felbfi war der oberfte Leiter aller diefer

Schulen und einer der eifrigften Lehrer. Seine Erfahrungen als Päd-
agoge veröffentlichte er in einer neubegründeten Zeitfchrift. der er den
Namen feines Gutes gab. und in der die Probleme des Elementar-
unterrichts. unter Verwerfung aller befiehenden Syfteme und Methoden.
von Grund aus neu erörtert wurden.
Nun war eine gewiffe Ruhe über den Rafilofen gekommen, Er
richtete fich für die Dauer in Jasnaja Poljana ein und nahm fich
(1862) in Sofia Börs. der Tochter eines deutfch-ruffifchen Arztes in
Moskau. die Gefährtin fürs Leben.
Seit diefer Zeit hat Tolfioj Rußland niäjt verlaffen. Sein Leben
bewegte fich zwifehen feinem Haufe in Moskau und feinem Landfiß Jas-
naja Poljana. Nur felten verließ er fein Heim und auch dann nur.
wenn es dringende Notwendigkeit war. wie zum Beifpiel zur Wieder-
-herftellung feiner Gefundheit durch eine Stutenmilchkur in Sfamara.
Aber je ruhiger fein äußeres Leben wurde. defio heftiger fteigerten fich
die Zweifel an aller Überlieferung. die ihm eigentlich nie auch nur auf
.einen Augenblick Ruhe gegeben hatten. Die Fragen nach dem Glück
des Einzelnen und dem Glü> der Gefamtheit ließen ihn nicht los. Wie
leibhaftige Wefen umfchwirrten fie ihn und heifchten Antwort. Er
konnte nicht leben. ohne darüber kar zu fein. wie er zu leben habe. und
welches das Ziel des Lebens fei. Die Probleme. an denen die träge
Mehrheit der Menfchen ruhigen Gemütes vorübergehen. gerade diefe Pro-
bleme packten ihn mit -unüberwindlicher Gewalt. Jch kann nicht leben.
ohne den Sinn des Lebens zu verfiehen. das war der Gedanke. der
eigenfinnig. hartnäckig. wie ein verfolgendes Gefpenft. ihn verfolgte.
Er war nicht weit vom Selbftmord. Da plößlich kam es wie eine
Erleuchtung über ihn. Aller Zwiefpalt. der das Leben der Gebildeten
zerklüftet. ift dem Manne aus dem Volke fremd. Er lebt ein fried-
liches Dafein in einem fiillen Glück. Die taufend Wünfche. die uns un-
erfüllt bleiben. kennt er nicht. die Zweifel des Lebens find ihm gelöft.
Er hat in feinem Glauben die Antwort auf alle Menfchheitsfragen und
in der Übung der hergebrachten Formen einen ficheren Führer durch die
Irrungen des Lebens. Er hat den Sinn des Lebens. Und mit einer
-Entfchlofienheit-. die nur ihm eigen ift. ergreift Tolf'toj diefe Entde>ung
:und felzt den Gedanken in die Tat um. Mit voller Jnbrunft fchließt er
fich der Kirche feines Heimatlandes an. verfäumt er keine Pflicht. die
fie ihren Gläubigen auferlegt. übt alle Zeremonien. die fie vorfchreibt.
und unternimmt *Pilgerfahrten zu.den Klöikern und Stätten der Mär-

tyrer. Kein Muüik kann ein treuerer Sohn der orthodoxen Kirche fein. als es der. damals fchon weit berühmte Dichter zwei ganze Iahre feines Lebens war. Aber fo treu. wie er fich dem Kirchenglauben ergeben hatte. fo treu blieb er fich felbft. Die kurzen Iahre diefer völligen Hingabe an die Lehre der orthodoxen Gemeinfchaft hatten genügt. um in ihm die Überzeugung zu feftigen. daß das offizielle Ehrifientum eine Zerfiörung der reinen Lehre Ehrifii fei. Der Grund zu diefer Verfiümmelung fei das Bemühen nach einer Anpaffung der widerftreitenden Forderungen der Staatsgewalt und ihrer Vertreter an die Ideale des Ehrifientums. die dem Menfchen unerreichbar wären. Die herrfchfüchtigen Maäfthaber und die Diener der Kirche als ihre bezahlten Sklaven haben diefe Karikatur des Ehrifientums um ihrer Selbfierhaltung willen geflhaffen.
Ein anderes ift die Kirche. ein anderes die reine Lehre des Evangeliums. Und nun wendet fich Tolfioj einem tiefen Studium des alten und des neuen Tefiamentes zu. Er lernt in höherem Lebensalter die Sprachen der Bibel. Hebräifch und Griechifch. und verfenkt fich. wie ein theologifcher Forfcher. in den Wortlaut und den Geifi der überlieferten Schriften. Aber nicht die theologifchen Fragen find es. deren Löfung ihm wefentlich erfcheint; wichtig ift ihm vor allem die Sittlichkeitslehre des neuen Tefiaments. deren höäjfien Ausdruck er in der Bergpredigt findet. Das vorkirchliäfe Ehrifientum. das ift das Ergebnis feiner unermüdlichen Forfcherarbeit. ift die allerftrengfte. reinfte und lückenlofefie metaphyfifche und ethifche Lehre. über die hinaus die Menfchheit fich bis heute nicht erhoben hat. Die Gebote Ehrifii find die Grundlagen alles Gemeinfchaftslebens. in ihrer Befolgung liegt das Heil der Menfchheit. Ihm find damit Probleme des Lebens gelöfi. und in diefer Uberzeugung beruhigt fich das aufgewühlte Gemüt des unruhigen Fragers. Von Stunde an führt er das friedliche Leben eines abgeklärten Denkers. innerlich und äußerlich fern von dem fiürmifchen Treiben der Welt. fern von ihren Wünfchen und Bedürfniffen. Ia. er fieht von diefem neu gewonnenen Betrachtungspunkte fogar auf fein eigenes großes Lebenswerk mit Geringfchäßung herab. Alles. was ihm die Bewunderung feines Volkes. der Welt eingetragen hat. erfäfeint ihm klein und von geringem Wert: die reichen Gaben. die der Dichter uns gefchenkt. treten für ihn felber weit zurück hinter die fozial-ethifchen Schriften. in denen der D e n k e r den Werdegang feiner Lebensanfchauungen darlegt.
Schon Tolftojs dichterifches Erfilingswerk hat in feinem Heimat-

lande fchnelle und volle Anerkennung gefunden: ..Die Kindheit“. Wie alle Dichtung Tolfiojs. ift auch diefes Erftlingswerk aus dem Drange nach Bekenntniffen hervorgegangen. Der Plan war. einen großen Roman ..Gefchichte der vier Lebensftufen“ zu fchreiben. In der Ich-Form follte die geifiige oder mehr noch die feelifche Entwicklung des Kindes. des Knaben. des Jünglings. des Mannes. wie Selbfierlebtes. erzählt werden. Der großartige Plan ift aber nicht ganz durchgeführt worden. Das Mannesalter wurde nie in Angriff genommen. die Jünglingsjahre find nur zur Hälfte gediehen. bloß Kindheit und Knabenjahre wurden vollendet. Die Kindheit erfchien 1852 in Njekraffows Zeitfchrift ..Der Zeitgenoffe“. die anderen Teile folgten in Paufen von zwei Jahren. Nicht um eine Schilderung von Selbfterlebtem im engeren Sinne des Wortes handelt es fiä) in diefen Teilen des Romans. In einer Mifchung von Dichtung und Wahrheit wird mit graufamer Aufrichtigkeit nur die Entwi>lung der eigenen Pfyche gegeben. Die äußeren Umfiände haben gar nichts oder doch nur fehr wenig mit der Perfon des Dichters zu tun. Die gefchilderten Ereigniffe gelten für jeden Menfäjen. der als ein Kind des erften Drittels des neunzehnten Jahrhunderts in einem vornehmen ruffifchen Haufe zur Welt gekommen ift. Der Irrtum. daß Tolfioj einen autobiographifchen Roman habe fchreiben wollen. hat zu vielen falfchen Angaben über die Perfon des Dichters geführt.

Ganz erfiaunlich ift gleich in diefem Erftlingswerk des jungen Dichters die Kraft der Charakterifierung. Menfchen der verfchiedenften Lebensalter. der verfchiedenften Berufe ftellt er in ihrer äußeren Erfcheinung und ihrem Innenleben fo klar vor uns hin. wie kein zweiter Poet der Gegenwart das vermag. Ein Gedächtnis von eminenter Zuverläffigkeit macht es ihm möglich. alles. was er an Menfchen beobachtet hat. äußere Gebärde und feelifche Vorgänge. bis in die kleinften Einzelheiten wiederzugeben. und fo tragen in der großen Fülle der Gefialten. die er uns vorführt. alle in gleicher Weife die Merkmale eäjten Lebens.

Im Gegenfaß zu der Gefchichte der vier Lebensftufen ift ..Der Morgen des Gutsherrn‟ die Gefialtung eines perfönlichen Erlebniffes mit fait genauer Wiedergabe der Wirklichkeit. Wir haben fchon oben der erfien Enttäufchung des* jugendlichen Volksfreundes gedacht. der den Infaffen feines Befißes materielle und geifiige Güter mit freigebiger Hand zu fchenken verfuchte. Eben diefes Erlebnis ift der Gegenftand der Schilderung. Der junge Gutsherr wandert an einem

fchönen Junifonntag von Hütte zu Hütte und fpricht mit alten und jungen Bauern über feine Pläne und Hoffnungen. Die Bauern aber haben in ihrer Stumpfheit kein .Verftändnis für feine Beglü>ungs-gedanken. Sie find in ihrem Frondienfi zu folcher Gefühllofigkeit herab-gefunkenj daß fie am liebfien in dem Zufiand verharrenj der ihnen ge-wohnt ifi. Sie glauben auch gar nicht an folche Güte eines *Herrn-den'n nie waren fie einem Menfchen die Mitmeufchenj für die er empfand. Es bleibt allesj wie es gewefen ift. Der Wohltäter ifinicht imfiande zu geben. was er gütigen Herzens fo gern gegeben hätte.
Schon in diefer Erzählungf die im Jahre 1852 entftanden iftj erweift fich Tolftoj als ein Kenner des rufiifchen Bauern. deffen Seele er mit inniger Liebe erforfcht. Turgenjew hat fpäter einmal diefes Gefühl Tolfiojs für die Kleinen und Bedrüäten fpöttifch eine hvfierifche Liebe genannt. Aber eben diefe Liebe befruchtet die dichterifäje KraftTolfiojs; und wenn er in einem Werke feiner Mannesjahre einmal den Gedanken ausfprichtF daß kein poetifches Gebilde ohne Liebe entfiehen kann. fo bewährt fich xgerade an ihm die Wahrheit diefes Ausfpruchs am meiften.
So gering an Umfang „Der Morgen des Gutsherrn‟ ifij fo ver-fieht der Dichter doch. uns mit der ganzen Einwohnerfchaft des ruffifchen Dörfchens bekannt zu machen. Die Bauernperfönlichkeitenj mit denen der junge Befißer fprichth ftehen mit derfelben greifbaren Leibhaftigkeit vor unsj wie die Geftalten aus der Gefellfchaft, die wir aus den Lebens-fiufen kennen.
Seine -Kaukafifchen Erzählungenj die Frucht feines Aufenthalts in dem romantifchen Gebirgsland, fchöpfen ihre Kraft auch wefentliäj aus der Schilderung der Volkstypen. die der Dichter mit feiner „hyfie-rifchen Liebe" umfaßt. Das Leben der jungen Offiziere in.den kau-kafifihen Ländern. das Treiben der Soldaten. die Beobachtung der fremdem von europäifchen Sitten und Unfitten noch unberührten Völ-kerfchaften weckt in dem alles beobachtenden Poeten immer wieder nur Gedanken über Menfchenglück: „Kann fich denn wirklich *inmitten diefer bezaubernden Natur im Herzen des Menfchen das Gefühl von Feind-fchaft und Nachfuäjt oder die Leidenfchaftj feinesgleichen auszurotten, fefifehen? Alles Böfe im Menfchenherzen follte fäjwinden bei der Be-rührung mit der Naturh diefes unmittelbaren Ausdrucks alles Schönen und Guten."
Das reiffte Werk der kaukafifchen Wanderjahre find „Die Ko-faken". Obwohl der Kern der Erzählung nicht ein Erlebnis .Tolftojs

'
.m
..r
.
0
t' "ia
xT
.i
:in
*l
a
'9
|Fi:'*
W
vor. L MZ u
a7â€œ
ik*
W
*BUS dem
"1
'j
*Ã¶
, es *es* '
. f K S' d '
HOW. .wa
'Z'
..
(
r;
.Qxn
'b' .-
>s.-
zu..u.
KIK
*Ã–
..-
'*-

' i..." '
. x bi
(*1 *q -i . - 4*
..*.i K*-- ' * -.
- k...-
4 . * - -
.K a--- e I..f .Ö 1 q *» - ._r. _Wh-,*- 'y' j
* *K k *ve-NFL. Z* ZK. Z-g' uY.
' . B. * ' f '- F' .' x. 1 " .- i i, '
y [LF-ii* W ....91 W d c l l
1 . a q , . ,FK-x 7 ' l.-.**- F
** I “. *r ...*. »*“x-k- ?iV-.*1 W'-
._ _ *_....*.-.-** ..33.N-
.UF x ei.*)- _*.gle
, fxr-j . "I".
_*- l . "L x
' * *
.
4 *1-
;-“ 'f *
4. - *-
Lidl-WG * :cf Wii-,eiiie * -
'*7 . -' ' f- Z Xp: W H
. -._Maunesjahre e .9 ..*7 ._. g „
i * . ».-
.Fr *r- .
* 'NM *zt
'-l e ohne Liebe e:""*i'*>'t-.-7*-?
rheit diefes Ausfr an ' ' . » '- '-'
MorgenZ-des _, (ZYX ift-.Maver-
-E'- ' . r ' *ix* - „
Witwe 'ZZ-x„ es ruffcichen
" . . ' .f . 'mit denen
j* 7' “i Leibhccitigkeit
*' .x .rd- ,-
i'. "r aus -.7-:*n.Lecens-
x."
q. *F* ..F- _
.- . r -- . .' „.-
.zei-:es Aufenthalts
**'i'i'qi- :YZ :i '*_KÜ '. 2,-
?g *4-* 1„
„ ..x-l.; : te *i- z z - - fjKratt-»auui eva-uma» -
xi 1.2 *'.- _ “ .p ll, 'uit'c (einer ..7. ,x
"liedej'änini in; c ' -:.'dff_iziereöin._den kan-i'-
j . GPZ'. .ff ' -_ s _ >- * ',1_ *.L .p *' x_
' ' ..ti '
F
ue wieder nur
. x _g _c diefer
. zii-:W '.4 ("von WW
",:extxiies-Böiezim“ ,*7 '* i '
“ ng'i'mit der-1* Naturi'Üdi-**
Gguten." Das reiffie iWerke
Obwohl! der -, „
. '**e'ß*'-*-L**I*.Ä..
.
"Ö

Jod-9mm
1908
F. G.WaldmÃ¼ller:
Notar Iofef Auguï¬ Elh
und Familie.
Zum Effay v. Erich Felder.
Aus dem WaldmÃ¼ller-Werk
von Arthur Roeffler.

l.
'-
Ã¶'
'1.
*-- :"|,-t.u. 9_

ifi. fondern eines andern Offiziers. der es ihm auf einer gemeinfäjaft-lichen Reife zu nächtlicher Stunde erzählt hat. ift die ganze Dichtung doch die Wiedergabe eigenen Seelenlebens. Olenin. der ruffifche Offizier. der das Kofakenmädchen Marjanka liebt. deckt. fich vollkommen mit der Perfönlichkeit des Dichters. Olenin ringt. wie fein Schöpfer. nach fittlicher Vervollkommnung. Mit rückfichtslofer Selbf'tprüfung fucht er die Schlacken feines Wefens auszufcheiden und alles Zufällige. was er in der Welt der Kultur aufgenommen hat. zu entfernen. Er findet im Volke die Eigenfchaften. welche die Möglichkeit menfchlichen Glückes fchaffen. aber er muß einfehen. daß es keine Rückkehr gibt zu den fchlichten Tugenden des Volkes. Der Gedanke der Ver-vollkomm-nung des eigenen Ichs durxh die Überwindung des Vorurteils des Kulturlebens und die Überzeugung. daß dort. wo die Kultur noch nicht hingedrungen i|. Tugenden leben. die wir uns aneignen müßten. find die Leitmotive der Eqählung. wie fie immer mehr und mehr die herr-fchenden Ideen von Tolftojs Gedankenwelt werden.
Den kaukafifchen Erzählungen nahe verwandt find die Sebaftopoler Skizzen: Sebafkopol im Dezember. Sebaftopol im Mai. Sebaftopol im z Auguft. ..Der Held meiner Erzählung." fagt Tolfioj. ..den ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe. den ich in ganzer Schöne zu fchildern bemüht war. und der immer fchön gewefen ift und immer fchön fein wird. ift - die Wahrheit." Nicht die Darfiellung der blutigen Ereigniffe felber. nicht die Erregung patriotifcher Begeifierung war die Abficht diefer Skizzen. es war ein Höheres. den Grundideen der voran-gegangenen Werke nahe Verwandtes: die Bewunderung der großen Eigenfchaften der Menfchen aus dem Volke. die nicht teilnehmen an den Auszeichnungen und Vorteilen des Krieges. und das Entfeßen über den Krieg felber. An einem der furchtbaren Tage von Sebaftopol. der mit einem Waffenftillftand endet. entringt fich dem Dichter beim Anblick des Schlachtfelds der fchmerzliche Seufzer: ..Auf der Baftion und auf den Erdwällen flattern weiße Fahnen. das blühende Tal ifi überfät mit toten Körpern. Die herrliche Sonne fenkt fich in das blaue Meer. und zitternd erglänzt feine Flut unter den goldenen Strahlen. Viel taufend Men-fchen drängen fich dort durcheinander. betrachten fiäf. fprechen und lächeln miteinander. und alle diefe Menfchen find - Ehriften. fo da glauben und erkennen das große Gebot der Liebe und Entfagung. Und fie fallen beim Anblick deffen. was fie getan haben. nicht voll Reue und Buße nieder auf die Knie vor jenem. der ihnen das Leben gegeben und

in ihre Seelen zugleich mit der Liebe für alles Gute die Todesfurcht
gelegt hat.“
Nach einer Reihe kurzer. knapper Erzählungen. die in der Peters-
burger Zeit entftanden und von denen der ..Aufzeichnungen eines Mar-
körs“ gedacht werden foll. weil in ihnen fchon das erfchütternde
Problem der ..Kreußerfonate" leife angerührt wird. kehrt Tolfioj zu
der dichterifchen Behandlung feiner Lieblingsideen zurü>. In gehobener
dichterifcher Sprache geißelt er in „Luzern“ die Herzensroheit der reichen
Damen und Herren. die in dem prächtigen Schweizerhof ein angenehmes
Müßiggängerleben führen: ..Aus ihren Gebärden und ihren Zügen fpraäf
eine folche Gleichgültigkeit gegen alles fremde
Leben. . . . fie fchienen fo fefi davon überzeugt. daß die Welt für fie
da fei. daß fie für ‚alles fremde Leben' kein Herz hatten und keinen
Heller von ihrem Reichtum." Diefe herbe Beurteilung der fog. herr-
fchenden Klaffen begründet der Dichter durch ein kleines. fcheinbar un-
wefentliches Ereignis. das er miterlebt hat. Ein armer fahrender
Tiroler hatte vor den Fenfiern des prächtigen Gafihaufes ein paar Lieder
zur Guitarre gefungen. Alles hatte ihm zugehört. alles. Herrfchaft und
Dienerfchaft. über fein komifches Äußere gelacht. alles gefpöttelt über
das franzöfifche Sprüchlein. das er mit halb italienifchem. halb deutfchem
Akzent herunterleierte. aber niemand hatte ihm auch nur die kleinfie
Gabe heruntergeworfen. Und das gefchah in einem Lande. das fich
feiner Freiheit und feines Fortfchritts rühmte!
Aber der Wert des Fortfchritts war für den Dichter fchon lange
in Frage gefiellt. In dem kulturfremden Menfchen. dem Sohne
des Volks. fah er den Träger edler Empfindungen. Die Formen. in
welchen die herrfchende Minderheit lebt. fchienen ihm immer mehr
greifenhaft und glückzerfiörend. Aus diefer quälenden Auffaffung
heraus behandelt er dichterifch die großen Menfchheitsprobleme. In
einer feinen Gegenüberfiellung fchildert er in der kurzen Erzählung ..Drei
Tode". wie der höher gebildete Menfch. wie der Sohn des Volks. und
wie das Leblofe. der Baum. feiner Auflöfung entgegengeht. Das Ver-
hältnis des Menfchen zum Tode gehört zu den Fragen. die Tolfioj bis
zur Selbfiquälerei ein Leben lang peinigten. In „Eheglück‟ geht er
dem Problem der Liebe in der Ehe nach. ..Polikufchka" dringt tief in
das Seelenleben eines der taufend Mühfeligen und Beladenen ein. und
..Leinwandmeffer". die Gefchichte eines unglücklichen fcheckigen Wallachs.
ifi ein poetifches Gleichnis. eine Art Tier- und Menfäfenfabel. der der

Gedanke zugrunde liegt. daß die Urfache der _furchtbaren Leiden des Volks in der durch die Jahrhunderte entwickelten Auffaffung des Eigentums zu fehen ift. Daß ein Wefen von dem anderen fagen kann. es fei fein. ifi die Wurzel aller Ungerechtigkeit und fchafft eine öffentliche Ordnung. in der der eine nichts tut und praßt. während der andere unter der Uberlafi der Arbeit keucht und zufammenbricht. Der gefchundene Racker monologifiert über fein Schickfal: ..Die Menfchen nehmen im Leben nicht Taten. fondern Worte zur Richtfchnur . . . folche Worte. welche ihnen für fehr wichtig gelten. find: mein. meine. meines. die fie von verfchiedenen Dingen. Wefen und Gegenfiänden. auch von dem Boden. von Menfchen und Pferden brauchen . . . Wer nach diefem zwifchen ihnen vereinbarten Spiel von der größten Menge der Dinge fagt: mein - der gilt bei ihnen für den Glücklichfien." Später überzeugt fich Leinwandmeffer. ..daß nicht bloß auch in bezug auf uns Pferde der Begriff mein keine andere Grundlage hat als den niedrigen und tierifchen Jnfiinkt der Menfchen. der von ihnen Eigentumsfinn oder Eigentumsrecht genannt wird. Der Menfch fagt: Mein Haus. und wohnt nicht drin - . . . Es gibt Menfchen. welche Grund und Boden ihr Eigentum nennen. aber diefen Boden nie gefehen und nie betreten haben. Es gibt Menfchen. welche andere Menfchen die ihr e n nennen. aber-diefe Menfchen nie gefehen haben: alle ihre Beziehungen zu diefen Menfäjen beftehen darin. daß fie ihnen Böfes zufügen . . . Und die Menfchen f'treben im Leben nicht danach. das zu tun. was fie für gut halten. fondern danach. fo viel Dinge als möglich die ihr e n zu nennen."

In all diefen Werken Tolftojs von dem Erftling ..Die Kindheit" bis zu diefen Problemdichtungen. die feine reiche Schaffenskraft in den wenigen Jahren von 1859 bis 1863 hervorgebracht hat. ringt eine fittliche Anfchauung nach poetifcher Geflaltung. Nicht eine fertige oder gar überkommene. fondern eine ftetig fich erneuernde. überall. wo die beiden Welten der Bildung und der Urfprünglichkeit fiäj berührten. zeigte fich dem prüfenden Beobachter ein furchtbarer Widerfpruäj. und immer mehr neigte er fiä) in diefem Kampfe auf die Seite des Urfprünglichen. Der Selbftfucht ftellte er die Selbftverleugnung gegenüber. dem Kampf um den Befiß die hilfsbereite Menfchlichkeit. den Feindfeligkeiten der Völker den ewigen Frieden.

In diefe raftlofen inneren Kämpfe bringen glückliche äußere Lebensumftände eine wohltuende Ruhepaufe. Es ift das erfte Jahrzehnt von Tolftojs Ehe mit feiner völligen Zurückgezogenheit und geiftigen Samm-

lung. Diefe Jahre find die SGeburtsjahre zweier Meifterwerke. des großen Mofa-Epos ..Krieg und Frieden“. und des Romans „Anna Karenina“.

Tolfioj hatte fich mit Liebe in die Gefchiihte der ruffifchen Gefellfchaft in dem erfien Viertel des neunzehnten Jahrhunderts verfenkt. Es lockte ihn. den mißglückten Revolutionsverfuch der Dekabrifien (Dezembermänner). jener o-pfermutigen. idealiftifchen Jünglinge in der Dichtung wiedererftehen zu laffen. die man als die erften Vorläufer der großen Gegenwartsbewegung anfprechen kann. Allmählich aber führten ihn feine Quellenfiudien um ein oder zwei Jahrzehnte zurü>. in die Zeit. die als die Vorbereitungszeit des unglücklichen Dekabriftenauffiands anzufehen war. Der europäifche Held diefer Zeit war Napoleon. Rußland konnte fich rühmen. den Siegeszug diefes genialen Emporkömmlings aufgehalten zu haben. Um den Kern der Kriegstaten. die ganz Europa erfüllten. fchloß fich im Geifie des Dichters immer klarer eine Handlung und eine Fülle von Menfchen. die drei Generationen der ruffifchen Gefellfihaft und Glieder aller Volksfchichten zueinander in Beziehung brachten. Man kann das weit ausgefponnene Werk nicht kurzweg als einen Roman bezeichnen. es verdient eher den Namen eines gefchichtsphilofophifihen Profa-Epos. ..Krieg und Frieden“ führt die Großväter. die Väter und die Kinder jener Zeit vor. Es läßt zurückblicken auf die Tage der großen Katharina und führt uns die Alten als die Vertreter einer feichten Philofophie des Skeptizismus. als überkluge Tadler alles Neuen. als unbedingte Anhänger der Adelsdorrechte vor. Die Gegenwart wird repräfentiert von jugendlichen Mitgliedern der altruffifchen Adelsfamilien. edlen und unedlen. dem perfönlichen Vorteil Nachfirebenden und dem Glücke der Gefamtheit. dem Fortfchritt der Menfchheit Zugewandten, In diefen befferen Elementen erkennt man die Väter des Gefchlechts. das die jugendlichen Schwärmer hervorbringen konnte. die in leichtfinnigem Wagemut ihr Leben für ein Unerreichbares hingaben. Diefen Männern begegnen wir bald auf dem Schauplatz der großen Völkerfihlachten. bald in ihrem trauten Heim. Auch die ruffifche Frau jener Zeit tritt uns in den verfchiedenfien Geftalten entgegen: als berechnende Kokette und ungetreue Gattin. als harmlofes Mädäjen mit dem Reiz der Jugend und des Frohfinns. als Trägerin eines fittlichen Jdeals. defien Grundlage eine fromme Gottergebenheit ift. als Hoffräulein. das in allem feinem Tun und Treiben abhängig ifi von oben. als vortreffliche Mutter und Gattin - eine Fülle von Frauentypen.

wie wir fie fonft in Tolfiojs Werken nur vereinzelt fehen. Wir werden an den Hof geführt. wir belaufchen die Zufammenkunft Kaifer Alexanders und Napoleons nach der Zerf'tüäelung Preußens auf dem Floß der Memel. wir werden mit den beiden bürgerlichen Miniftern Speranskij und Araktfchejew bekannt gemacht. Und wie wir das öffentliche Leben der Großen beobachten. und wie wir in das .Heim der Begüterten hineinblicken dürfen. fo werden wir auch in die innerfien Seelenregungen der Mafien eingeführt. denen nun einmal vor allen Tolftojs Liebe gehört.
Für den Dichter find die Weltereigniffe. als deren Träger der Kaifer der Franzofen gilt. nicht die Wirkungen des freien Willens bevorzugter Menfchen. fondern Äußerungen der taufendfältigen Willensfirebungen aller. die in einem „Genie“ ihren Ausdruck gefunden haben. Nicht Napoleon. nicht Kutufow lenken die Ereigniffe. fondern die Taufende. die Millionen. die fcheinbar ohne ein befiimmtcs Wollen dahinleben.
Aus diefem großen Reichtum von Menfchen und Ereigniffen treten mit befonderer Deutlichkeit zwei jugendliche Männer hervor. die dem Herzen des Dichters befonders nahe fiehen: Andrej Bolkonskij und Pierre Bjesuchow. Beide find Träger des Gedankens fittlicher Vervollkommnung. beide, unermüdliche Sucher nach dem Sinne des Lebens. Diefen Sinn des Lebens aber kennt Karatajew. der Mann aus dem Volke. Und fo ifi auch diefes großartige Werk. das uns das Größte und Kleinfie der Zeit auf dem Hintergrunde gewaltiger Weltumgefialtung vorführt. das .Helden zum Werkzeug der Maffen. das den Einfältigen zum Verkündet höchfier Ideen macht. ein Spiegel des inneren Lebens feines Diäfters.
Der hinreißende Strom der Erzählung wird hie und da durch die weit ausgefponnenen Betrachtungen wohl aufgehalten. die Tatfachen durch die gefchichtsphilofophifche Beleuchtung ihrer Urfachen hie und da ein wenig zu weit auseinandergerückt. All das aber kann die Pracht und Schönheit diefes Werkes nicht fchmälern. Es find nur kleine Mängel an einem Meifterwerke. das die Bewunderung verdient. die es in Rußland feit dem Tage feines Erfcheinens genießt.
Volle fünf Iahre hatte der Dichter zu den Vorarbeiten und zur Niederfchrift von ..Krieg und Frieden" gebraucht. Und fchon. kaum daß das Werk beendet war. befchäftigte ihn eine neue Dichtung. die die Zeit Peters des Großen in ähnlicher Weife abfchildern follte. Sie kam aber nicht zur Ausführung. An feine Stelle trat ein Stoff der Gegenwart und ein echter Roman: ..Anna Karenina". Er erzählt die Schickfale zweier Liebespaare. Alexej Wronskijs und Annas. der Gattin eines

hohen Beamten. eines trockenen. korrekten Mannes. der dem glänzenden Offizier in ihrer Neigung weiäjen muß. und Ljewins. der Kitty Schtfcherbaßkaja in feiner fchüchternen linkifäfen Art umwirbt. Anna erklärt ihrem Gatten. fie fei Wronskijs Geliebte. Karenin verfagt ihr die Säfeidung. und fo ftellt fie denn ihr Bund mit Wronskij für immer außerhalb der Gefellfchaft. Auch Wronskijs Lebensausfichten find zerfiört durch feine Verbindung mit Anna. Aus diefer fchiefen gefellfchaftlichen Lage und aus der fchwindenden Liebe Wronskijs entfieht zwifchen ihnen eine verhängnisvolle Entzweiung. Anna macht ihrem Leben ein Ende. indem fie fich einem daherbraufenden Eifenbahnzug entgegenwirft. Wronskij. den Annas Tod zur Verzweiflung getrieben hat. zieht mit vielen Hunderten ruffifcher Abenteurer in den ferbifchen Krieg. um dort fein Leben abzufchließen im Dienfte einer Sache. die ihm des Opfers wert erfcheint. Auch Kitty ift von Wronskijs blendenden Eigenfchaften irregeführt worden. Iede Stunde hatte fie feine Erklärung erwartet. Und als er fich Anna zuwendet. wird fie von fchwerer Krankheit ergriffen und geht zu ihrer Genefung auf lange Zeit nach einem deutfchen Badeort. Hier erlebt fie unter dem Einfluß einer älteren Freundin eine tiefe Umwandlung. Da Ljewin. durch einen nahen Verwandten ermutigt. feine Werbung wiederholt. wird fie freudig feine Gattin. und ihre Ehe ift ein Bündnis in innigfter Liebe und vollfter geiftiger Ubereinfiimmung.
Noäf während feines Erfcheinens in einer Moskauer Zeitfchrift rief der Roman „Anna Karenina“ durch feine glänzende Darftellung der Petersburger und Moskauer Gefellfchaftslkreife die lautefte Teilnahme der Lefer. ein lebhaftes Für und Wider der Meinungen hervor. Ia. was wohl ohne Beifpiel fein mag. es erfchien eine umfangreiche Befprechung. noch ehe mehr als ein Drittel des Werks bekannt geworden war.
Wer „Anna Karenina" liefi. muß das Gefühl haben. als fei diefes Werk in einem Zuge und mit voller Schaffensfreude niedergefäfrieben. Und doch ift es ftockend und ftückweife entftanden. Es koftete den Dichter förmlich Uberwindung. es zu Ende zu führen. Der Anfang des Romans erfchien im Ianuarheft des „Ruffifchen Boten“ von 1875. und im Auguft diefes Iahres bezeichnet Tolftoj fein Werk als „die langweilige. fcheußliche Anna Karenina" und ruft nach „Muße für andere Befchäftigung“. * *' Denn fchon war die Ruhe. die ihm die Konzeption zweier großer Diäjtungen ermöglicht hatte. von ihm gewichen. Der Tod eines Kindes hatte die alte Unraft wieder über ihn gebracht. und der Zwiefpalt in feinem

Innern rang jest gebieterifch nach Worten. Es drängte ihn. Rechenfchaft zu geben über alles dasl. was er felbft über Vervollkommnung und Menfchheitsglück gedacht und was er zur Löfung diefer Fragen gefunden zu haben glaubte. Unter dem Andrängen diefer neuen fchriftftellerifchen Pläne wird auch in „Anna Karenina" Ljewin allmählich das Lieblingskind des Dichters. Ihm gibt er alle Züge feines Wefens. ihn läßt er all die Kämpfe durchmachen. die ihn gerade jest während der Zeit der Entfiehung von „Anna Karenina" (1873-1876) erregen. Ljewin ift wie Tolftoj der Freund des Volks. der zweifelnde Zufchauer bei dem Leben feiner Standesgenoffen. der grübelnde Wahrheitsfucher; und wie Karatajew den fchwankenden Pierre (in ..Krieg und Frieden") mit feiner Lebensauffafiung beeinflußt. fo regt auch in Ljewin ein Mann aus dem Volke eine Gedankenreihe an. die ihn zur Löfung des Problems vom Sinne des Lebens führt.
Tolftoj warf nun die dichterifche Produktion als etwas Unwichtiges. wenn nicht gar Nichtiges. hinter fich. Jeßt hatte er die Muße. dem Geifte zu folgen. der ihn trieb. Er ftürzt fich in das Studium der Philofophie aller Zeiten und erkennt. daß die Vernunft allein ohnmächtig ift. die Rätfel des Lebens zu löfen. Das Volk in feiner Gläubigkeit hat alle Fragen gelöft. Er fucht immer engeren Verkehr mit diefem Volke. er lernt es in allen feinen Lebensäußerungen kennen und gewinnt fo eine Erkenntnis. die- eine vollkommene Umwandlung feines Denkens und feiner Lebensführung zur Folge hat.
Und nun legt er die Rechnung ab über diefe Umwandlung. In einer Reihe von Schriften. die in den Jahren 1879-1885 in fchneller Folge entfiehen und die nichts gemein zu haben fcheinen mit der fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit des Dichters. Meine Beichte - Kritik der dogmatifchen Theologie - Die vier Evangelien - Kurze Erläuterung des Evangeliums - Mein Glaube - Was follen wir alfo tun - und das fpäter erfchienene. die Ergebniffe diefer Schriften getoifiermaßen zufammenfaffende Werk ..Das Reich Gottes ift inwendig in euch" find die Dokumente eines unvergleichlichen feelifchen Erlebens. einer beifpiellofen Selbftprüfung und zugleich die Darlegung einer neuen harmonifchen Lebensauffaffung. Faßt man den reichen Inhalt diefer Säjriften. zu denen als eine rein philofophifche Betrachtung noch das Buch über ..Das Leben" gehört. kurz zufammen. fo ergibt fich eine in fich gefchloffene folgerichtige Löfung des Lebensproblems. Ich habe bisher. wie meine Standesgenoffen. die Gebildeten und Befilzenden. ge-

lebt. Das Leben. das ich führte. war ein fchlechtes. Jch habe Dinge für gut gehalten. die nichtig find. und habe den Sinn des Lebens nicht gekannt. Jeßt kenne ich ihn. Aus dem Munde der Kleinen habe ich den Glauben gewonnen. Nicht den Glauben. den die ftaatliche Kirche mit taufend leeren Formen uns aufzwingt. Durch alle Verfiümmelungen. die Eigennuh und .Herrfchfucht der Lehre Chrifii angetan haben. ift mir ihr reiner Kern offenbar geworden. Folgen wir den Geboten des Evangeliums. fo wird unfer Leben fittlich und glücklich fein. Denn Sittlichkeit und Menfchenglück ift eines. Solcher Gebote gibt es fünf: das Gebot der Liebe und das Gebot der Keufchheit. das Gebot ..Du follfi nicht fchwören" und das Gebot ..Du follfi dem Übel nicht widerföreben mit Gewalt". und als Krönung des Ganzen ..Liebe deine Feinde. d. h. alle Menfchen. auch die. die nicht deine Volksgenoffen find". Wollen wir diefer Lehre folgen. fo müfien wir unfer ganzes Leben umgefialten. denn fie verwirft das Gericht. fie widerftrebt der Gewalt. fie ftellt der engherzen Liebe des eigenen Landes. die wir unter dem Namen des Patriotismus als eine hohe Tugend preifen. die Menfchenliebe entgegen. fie verwirft den Krieg. denn fie duldet nicht. daß das itrenge Wort ..Du follft nicht töten" außer Kraft gefeßt werde zugunften der Forderung einzelner Bevorzugter. fie weiß nichts von einem Eigentum an Menfchen und Dingen. Alle diefe Begriffe. die unfere vielgerühmte Kultur ausmachen. find unvereinbar mit der ewigen Wahrheit. die aus der wiederhergefiellten Lehre Chrifti hervorleuchtet.

Jn diefem Geifie gefialtet Leo Tolftoj fein eigenes Leben völlig um. Er nähert fich in feinem äußeren Gebahren und feiner Lebensführung dem Volke. teilt feine Zeit zwifchen körperlicher Arbeit und geiftiger und verzichtet auf jedes perfönliche Eigentum. Von diefem Geifte auch find die Dichtungen feiner fpäteren Jahre eingegeben und durchdrungen. hie und da fogar bis zu dem Grade. daß das Künfilerifche hinter dem Moralifchen zurücktritt. Aber als ob der Dichter felber gegen den Genius. der ihm geworden. vergeblich ankämpfte. bringen auch die Altersjahre Tolftojs neben der erfchütternden ..Kreutzerfonate" und den naiven Erzählungen für das Volk. die in ihrer Schlichtheit und Einfalt an die Legenden der Vorzeit anklingen. Meifterwerke. wie das Drama ..Die Macht der Finiternis" und den Roman ..Die Auferfiehung".

..Die Macht der Finfiernis" ift im Jahre 1886 in wenigen Wochen niedergefchrieben. Der Stoff des Dramas ift der Wirklichkeit entnommen. einem Kriminalfall. der in der Nähe von Tolftojs Gute. vor dem

Gericht in Tula verhandelt worden war. Nie hatte ein ruffifcher Dichter mit folcher Liebe. mit folcher Wahrheit und Ergriffenheit das ruffifche Volk dargefiellt. Ja. vielen war diefe Wahrheit zu herb. Denn war fie nicht die furchtbarfte Anklage der Führer diefes im Schlamm der Unwiffenheit und des Verbrechens verfunkenen Volks? - Zu der tragifchen ..Macht der Finfternis" bildet das Lufifpiel ..Die Früchte der Bildung" gewiffermaßen eine Ergänzung. Werden in der ..Macht der Finfternis" die furchtbaren Folgen der Unbildung und Unfittlichkeit der unteren Volksfchichten gefchildert. fo geißelt Tolftoj hier die törichten Auswüchfe der Scheinbildung und der Genußfucht der höheren Gefellfchaftsklaffen. Aus beiden Werken fpricht deutlich der Wunfch zu beffern und zu bekehren.

Ein Werk. würdig der beiden Schöpfungen feiner glücklichfien Jahre. gelingt dem Dichter wieder mit der ..Auferftehung". Eingegeben if't die Erzählung von dem Sittenlehrer. aber der Dichter hat die Eingebung des Moraliften fo ganz überwältigt. hat fie fo ganz in lebendiges Leben umzuformeu gewußt. daß das fittliche Pathos der Erzählung ihren künftlerifchen Wert eher hebt als fchmälert. Njechludow. der junge Arifiokrat. hat ein Mädchen in Schmach und Schande gebracht. Nun fieht fie vor einem Gericht von Gefchworenen. defien Mitglied Njechludow ift. Sie wird verurteilt und nach Sibirien gefchickt. Njechludow aber. der fich als» den Schuldigen fühlt. begleitet fie auf dem Wege in die ferne. traurige neue Heimat. Er möchte gut maäjen. was er in einem früheren Leben voll Leichtfinns gefehlt hat. Das Mädchen aber wei| feine aufrichtige Werbung zurück und fchließt den Bund fürs Leben mit einem andern. der ihr. als ein ebenfalls vom Schickfal Enterbter. näher fteht. Das eigentliche Problem auch diefes* Romans ift die Schilderung der fittlichen Wandlung in der Seele Njechludows.

Neben diefen großen Werken dichterifchen und fozialethifchen Eharakters fiehen eine Fülle kleiner Abhandlungen über alle Fragen. die die Gegenwart bewegen. Tolftoj hat jeßt einen feften Maßftab für Menfchen und Dinge. Er fühlt fich nun als der Lehrer feines Volkes und empfindet die Pflicht. das Wort zu ergreifen zu allen wichtigen Fragen. die das Leben diefes Volks berühren. In hundert Epifteln wendet er fich an alle. die ihn hören wollen. Und die Zahl derer. die feinen Worten laufchen. wächft von Tag zu Tag. Aus Hunderten. die als treue Anhänger feit Jahrzehnten feinem Einfluß anheimgegeben find. werden Taufende. Millionen.

Nicht alle diefe Millionen. die in ihm einen Lehrer und Wegweifer erkennen. teilen feine Überzeugung. Alle aber erkennen in der Zertrümmerung der alten Gößen. zu denen die Verirrten treu gehalten und die die irreführenden Machthaber gegen den Anfturm der freien Geifter auch jest noch fchühen möchten. ein Werk von unberechenbarer Bedeutung für die Zukunft Rußlands.
Wenn die großen Maler Rußlands Tolfioj als den Säemann am Pfluge darftellen. wenn Rjepin Leo Tolfioj im Gewande des ruffifchen Bauern auf freiem Felde bei der Arbeit wiedergibt. wenn Pafiernak diefe treue Wirklichkeitsfchilderung zu einem prachtvollen fymbolifchen Bilde ausweitet. fo fprechen fie mit den Mitteln des bildenden Künfilers nur aus. was ganz Rußland und die Welt empfindet: das gewaltige Lebenswerk Leo Tolftojs und fein vorbildliches Leben felber. das mit rückfichtslofer Energie das für wahr Erkannte in die Tat umfeßt. war ein Werk der Ausfaat.
Er hat die fruchtbare Erde der großen ruffifäfen Ebene gelockert. er hat eine reiche Saat ausgefireut. deren Frucht dermaleinfi. in einer Zukunft _ in naher oder ferner -_ fein Volk groß und gluälich machen wird.
Bildende Kunft.
I a c o b v a n R u i s d a e l. leben. daß Leonardos phantafiifcher
(Mit 2 Rembrandt-Gravüren.)
So beherrfchend die Landfchaft im Zentrum der modernen Malerei fieht. fo fpät tritt fie als Hauptthema in die Gefchichte der Kunfi. Namentlich die Italiener. denen wir doch nun einmal die entfcheidenden Fingerzeige verdanken. haben fich überrafchend lange dagegen gefiräubt. in der „earnpagna“ das Motiv als folches zu fehen. Daß fie ihrer als Hintergrund und Ferne nicht zu entraten vermochten. daß namentlich die umbrif chen Heiligenbilder der Raffaelzeit von dem Leuchten der fanftgefchwnngenen Flußtäler Pantheismus in dem Felsgebirge der Mona Lifa wunderbare Gefilde der Seligen und Verfiiegenen entdeckte. braucht nicht befonders erwähnt zu werden. Aber man fehe nur. wie der Größte von allen. Michelangelo. die Landfchaft auf feinem Madonnentondo in den Uffizien oder auf der Verfuchung im Paradies an der Sirtinifihen Decke behandelt; oder man denke an das öde Blachfeld. das Sebaftiano del Piombo feiner Pietd. (in Viterbo) zum Hintergrund gibt! Selbfi da. wo die Ferne und das Arnotal fich weit auftut. wie auf den Florentiner Tobiasbildern des Quattrocento. ähnelt der weite

Paul Schubring
Plan mehr einer Kartographie und Flurkarte. einem militärifchen Eroquis. das mit Akkuratefie alle Einzelheiten feftlegt. die auch in der letzten Tiefe fo klar wie vom Falkenauge gefehen erfcheinen. Zwei Kunftprovinzen machen eine Ausnahme. Von U m brien war fchon die Rede; in den leuchtenden Flußtälern. die hinter den Madonnen und Heiligen Peruginos und Spagnas glänzen. lebt bereits ein einheitliches Landfchaftsbild. defien fanfte Linienzüge aufs engfie mit den Vorderfiguren zufammengeftimmt find. Ein treffliches Beifpiel ift die Taufe Chrifti von Francia in Dresden. Hier wirkt das ftille berggegürtete Tal nur im Zufammenhang mit der Hauptgruppe; ohne diefe käme ein recht unintereffantes Kuliffengefchiebe heraus. Von dem benachbarten Umbrien lernt auch Ferrara; fchon daß es hier Bilder gibt. die die Unterfchrift ..Herbft" tragen. ift ein Zeichen für landfchaftlichen Sinn. Vor allem aber ift Ven ed i g - merkwürdigerweife! - die Stadt. wo die erfien Wiefenpläne im Bild fich wohlig und duftig breiten. wo feine Gräfer neben hellen Kiefeln zu Bächen und Mühlen führen. wo Felstore den Bli> in zarte Laufchigkeit leiten undKüfienglanzmitWaldesgründen wechfelt. Wie kamen gerade die Maler der Wafierftadt dazu. dies beatuß jlle qui procul negotjiß purer-nn rot-u euer-cet zu malen? Es muß doch wohl von dem Entbehren diefer Wiefen gekommen fein. Des leuchtenden Wafferfpiegels müde. der fechs Tage lang den Venetianer blendet. flüchtet der Wafferftädter noch heute Sonntags oder im Sommer in die kühlere Welt der 'Let-ra fer-mo. bei Trevifo. Afolo und Caftel Franco. Hier) genießt er den Rafenteppich und den Baumfchatten mit befonderem Dank. Jeder Eichbaum erfcheint ihm wie ein Phänomen und jede Höhle wie ein Märchenwinkel. Ift es da nicht begreiflich. daß fchon der Venetianer des 15. Jahrhunderts feinen Heiligen auf den Bildern folche Herrliäjkeiten mit Vorliebe befchert? Zumal er die

Landfchaft in den Zauber des edel bleichenden. umhüllenden Lichtes zu fehen weiß. das „fpäter erft zu uns fich nieder fenket". Duftig verfäjleierte Silberwelten leuchten hinter den Heiligen jenes Venezianer Malers. den wir Pfeudo-Bafaiti nennen - kein glücklicher Name. da diefer Künfiler viel bedeutender als Bafaiti ift. Giambellini. Ca'tena und Cima geben ähnliche lichtüberhauchte Schönheit. Giorgione ift dann der Entdecker der romantifchen Landfchaft. wo die Seltfamkeit der landfchaftlichen Szene fich mit dem Rätfel der perfönlichen Situation verbindet; Tizian verläßt die zarten poetifchen Gefilde. um die p athetif ch e Landfchaft des Zorns und derAllmacht. der Askefe und der Wolluft zu prägen. in denen das ftolze Gefchlecht feiner Gefchöpfe fich reckt und tummelt. fich peitfcht und umfchlingt. So war alles vorbereitet. als in Tintoretto der fouveräne Herrfcher der E l e m e n t e erfchien. der Sturm und Bliß. Windsbraut und Sonnenglut heranbefiehlt. um den Lebensweg der Heiligen mit kosmifcher Manifeftation zu begleiten. Es ift eine Höhe. die nicht mehr zu überbieten

Yildende Kunfi
war. Der ganze römifche Barock konnte. was die Landfchaft betrifft. Venedig nicht befchämen, Erft der große Salvator Rofa hat in Neapel eine neue Art des kosmifchen Stiles gefunden; und in Rom lehrten die Franzofen die Römer. die Eampagna als Einheit und Struktur zu erfaffen.
War das Waffer und der Lichtfpiegel der Lagune für die Venetianer ein guter „Zuchtmeifter“ auf die Landfchaft. fo hat das Meer im holländifchen Maler einen noch gelehrigeren Schüler gehabt. Schon von der altholländifchen Kunfi. die ja größtenteils vernichtet ifi. rühmt Earel van Mander. wie fchön ihr die Landfchaften gerieten; und man braucht nur Dirck Bouts ..Manualefe" in München mit der Feftxwiefe auf dem Genfer Altar des Niederländers Jan van Eyck zu vergleichen. um zu wifien. wo eine wirkliche Naturbeobachtung zugrunde liegt. und wo nur ein freilich fehr prächtiges .Herbarium geplündert worden ifi. Wach wurden die Augen des Holländers für die Schönheiten feiner Flachlandfchaft aber doch erft nach den fchlimmen Kämpfen mit den Spaniern. Jm Jahre 1609 nannte der Holländer. der fich nun vom Niederländer getrennt hatte. ein freies Land feine Heimat. Der kleine Landfeßen. der ihm zugewiefen war. wurde mit zäher- Unermüdlichkeit durch Polder und Grachten durchzogen. damit die Fülle des Waffers gebändigt und ein Segen werde, Nun grünte. von der weichen Seeluft des Golfftroms gefättigt. die unendlich fich dehnende Wiefe. über deren tiefem Horizont die hohe Glocke ewig wechfelnder Wolken fich wölbte. Deren Sihiebungen und Mufiern. deren Schneeballen und Graufchleiern zuzufehen. wurde der Holländer nicht müde. Diefe Wolken waren das Bewegte. während das grüne Wiefenparterre ftumm glänzte. Am Horizont zeichnete fich mit feiner Silhouette ein Kirchturm. eine Windmühle ab; auf der Wiefe fchimmerte die weiße oder braune .Haut einer Kuh _ aber alles erhielt fein Leben erft von dem

liäftdurihtränkten Wolkenäther. wo das helle Gezelt mit den dunkelnden Schüben ewig kämpfte und wechfelte. Diefe Landfchaft fuchte man nun zu malen.

Man hat nachgerechnet. daß etwa 2000 Maler im 17. Jahrhundert in Holland an der Staffelei faßen. Bei folcher Konkurrenz ergab fich als das Natürlichfte eine Arbeitsteilung. Die Spezialifien rückten voneinander ab; der eine malte Jnterieurs. der andere Feuersbrünfie. der dritte Schlittfchuhläufer. der vierte Hafen. Auch die Landfchafter teilten fich; es gab Küfienmaler und Wiefenbrödler. der eine malte glühende Sommerbuchten. der andere Berge _mit Schlöffern. Eine Gruppe refervierte immer zwei Drittel oder ein Drittel der Leinwand für die Wolken. nur den Neff für die Ebene. Das Meer als Ewigkeit hat keiner gemalt; alle Marinen find Küftenbilder oder Kutternovellen. Mit unglaubliäjer Spißpinfelei haben diefe Drehftuhlhocker gearbeitet; die meiften malten auf Beftellung für den firengen und hinterliftigen Künfthändler und hatten Ablehnung ihrer Ware zu befürchten. Wiederho-

lungen find häufig; denn beim Händler wurde oft von Herrn Z. gerade fo ein Bild gewünfiht. wie es Herr Y. befilze. So entfiand eine Qualitätsmalerei. die zwar fehr unperfönlich. aber fehr kultiviert ift. Wirklich'e Perfönlichkeiten find in diefer Zunft feltenz und die wenigen. die es nicht laffen konnten. eine eigene Seele zu haben. mußten diefen Luxus teuer bezahlen. Um -nur die drei Größten zu nennen: Rembrandt hat Auktion und Verarmung erlebt. Frans Hals ift verbummelt und Iacob van Ruisdael endete im Armenhaus von Haarlem. Man weiß nicht. woher die Familie der Ruisdael fiammtez ficher war fie eine jüdifche. wie fchon die Vornamen Salomon. Israel und Iacob verraten. Aus Portugal find viele jüdifche Familien nach Holland gewandertz der berühmtefie Iude diefer Gruppe ift -Baruch Spinoza. der große Ethiker und Pantheifi. Ifi es nun Zufall. daß uns aus Rnisdaels Bildern das gleiche Bekenntnis des Pantheismus entgegenleuchtet wie aus Spinozas Büchern? Beide Männer haben in ihren Werken niäfts anderes getan als die Wunder der Natur gedeutet. die täglich neu fich gefialtend vor ihren Augen fich breiteten. Wie man die grieäfifchen Mythen fofort verf'teht. wenn man durch den Peloponnes reitet oder zu Schiff an den Kykladen vorbeifährt. fo ift auch das holländifche Bekenntnis in Buch und Bild eine Deutung der heimifchen Natur, Den Söhnen der Küfie Haarlems. die täglich den Einklang von Waffer. Wind. Wolken und Wald erlebten. mußte der Zufammenhang folcher Erfcheinungen. die Gegenfeitigkeit und das fich Bedingende diefer kosmifchen Gefeße das Hauptthema werden. Was bedeutet der Menfchen Unrafi und Treiben gegenüber folchen elementaren Energien? Er zittert vor der Welle. daß fie ihm den Rand und Damm einreiße. er fleht zur Sonne. daß fie ihm die Tulpen zum Blühen und die Früäfte zum Reifen bringe. er laufcht ftill und ergriffen in den Sonnenuntergang. der feierlich rot im Brautbad des Ozeans erlifcht. In De-

mut kniet der Menfch vor diefen
Elementenz ..denn es ift das Mäch-
tige. was man dir auch fagei" Der
Italiener fah es anders an. Er
fchrieb noch immer kühn und ftolz
das Sophokleswort über fein Leben
und feine Kunft: nell-c ro; Selva
*Mair-:Ir Zirüf-(orcuo *Seiusfxpor WAZ:
..Vieles Gewaltige gibts. doch
nichts ift gewaltiger als der
Menfch.“ Der Südländer feiert
den heroifchen Menfäfen. der glück-
lich im Sonnenlicht den braunen
Leib zum Vater des Lichts |re>t
und ..fonder Angfi und Frauen fich
feinen Unfchuldstag erwirbt“.
Solche Freiheit ift dem nordifchen
Menfchen verwehrt. Das Licht
der Sonne ift hier Ausnahme. der
Nebel und die Nacht die Regel.
Es ftürmt und finftert über das
wehrlofe Flachland; die Hütten
zittern und die Kühe brüllen bang.
In folihen Stunden lernt der
Menfch die. Angft und die tiefe
Scheu vor dem Unergründlichen.
deffen er nie Herr werden wird.
Zu dem Pantheismus kommt
nun bei Ruisdael der Peffimismus.
Wir finden diefe Weltanfchauung
nicht oft auf holländifchen Bildern.
Die meiflen find voll von fröhlichem
Optimismus. In blißend blanken

Stübchen fißen die fauberften Mädchen. Tauffefte werden mit viel Likör gefeiert. in den Kneipen rauft es fich gut; fatte Kühe ftehen auf fetter Scholle. auf der Allee tänzeln die Pferde mit den oranifchen Prinzeffinnenz üppige Tulpen lodern in geiler Pracht. fchwere Früchte locken zum Anbeißen. Perlmuttermeffer glänzen auf dem Silbertablett. Es find die Bilder von Leuten. die fich aufs Genießen verftehen. Wenn Rembrandts Bilder einen anderen Grundton anfchlagen. fo war das eben der Grund. weshalb man fie nicht kaufte. ..Wozu diefe fchwermütige Philofophie?“ Und genau fo ging es Ruisdael. Auch er konnte niäit von der Elegie los; und das machte fich eben nicht bezahlt.
Die Bilder Ruisdaels. welche am bekannteften find. find feine fchlechtefien. Wie man den Wouwermann am Schimmel zu erkennen meint. fo poftuliert man bei Ruisdael den Wafferfall. Und doch kann man fich bei einiger überlegung fagen. daß diefer ärmliche Maler aus Haarlem nie im Leben einen Wafferfall gefehen hat. Denn in Holland gab es das nicht.
Wohl war ein Zunftgenoffe Ruisdaels. Allart van Everdingen. nach Norwegen gereifi. hatte den Trollhätta gefehen und war begeiftert von folcher Romantik heimgekommen. Er hatte Ruisdael feine Skizzenbücher gezeigt. Ruisdael muß fchon damals an unverkauften Bildern gelitten haben; jedenfalls ftürzte er fich nun auch auf diefe Romantik und rechnete mit dem Gefchmack eines Publikums. das die Kuriofitäten der Schliäftheit und Wahrhaftigkeit vorzieht. All diefe Strudelbilder mit den Schluchten und Schlöffern auf hohem Fels gehören in die leßte Periode Ruisdaels und find nicht feine beiten Leiftungen. Man kann fie mit dem Bilde der Schweiz vergleichen. das Schiller nach_ Goethes Erzählungen im Tell entwarf. Der echte Ruisdael ift bei den ftillen Waldfzenen. beim ..Strand von Scheveningen". bei den Windmühlen und den Hügeln von Overween zu finden. Der fchöne „Waldteich" in

Berlin ift mir in feiner ausdrucks-
reichen Träumerei auch lieber als
die berühmten Dresdener Stüäe.
über die Goethe fo begeifiert fchrieb.
Diefer Auffalz Goethes ift höchft be-
zeichnend für das. was er und feine
Zeit im Bilde fuäfte. nämlich den
fymbolifchen Gehalt. Namentlich
der „Iudenkirchhof" gab Anlaß zu
melancholifcher Philofophie. Ru-
higer und größer tritt uns diefe
melancholifche Stimmung im Ber-
liner Waldteich entgegen. Das
Leben des Waffers und feiner
Blumen. der blühenden und erftor-
benen Eichen. das Leuchten der
Wiefe und der befäfeibene Frohfinn
des vorbeiziehenden Hirten - dies
alles klingt zu einem feierlichen
Gedicht zufammen. Die' Indivi-
dualitäten Ruisdaels find die
Bäume. nicht die Menfchen. Der
Baum als lebendiger Schuß des
Wachstums. als ftolzer Kronen-x
träger. als gefchloffene mutige
Silhouette. als geknickter Edel-
ftamm mit letztem feidigem Rinden-
pelz - das find Ruisdaels Lieb-
lingsgedanken. Oder er nimmt eine
Windmühle zum Herold feiner
Empfindungen. Sie fteht auf dem
feften Hügelrücken hoch über dem
Waffer; die großen Flügel greifen

weit in die Wolken- der runde gemauerte Tubus fieht ftark gegen den Wind. Waifer. Erde und Luft erleben dann mit der Mühle den Zauber tanfendfältigen Lichtes, das alle Bildungen muntert und beriefelt. Es gibt auch-Schneelandfchaften von Ruisdael. wo ein fieiles hohes Fährhaus- an der Straße |eht. neben ihm niedrige Hütten erftarrt im Froft und doch weißleuchtend im Schnee. Mühfelig humpeln die frierenden Menfchen über das Eis und durä) die Kälte. die mit ftarken Zangen alle freie Bewegung nmklammert.

Darf ich einen Rat geben. wie man diefe und andere Landfchaften der holländifchen Bilder gut erfafien kann? Man gehe darauf fpazieren! Man fchließt fich dem Zug der Fifcher an. die von den Dünen zum Boot eilenz mit ihnen nefiele man an den Tauen und fahre dann auf die Höhe in die Seebrife herein. fort von dem Seetang und Fifä'haufen. Nun fieht man die äußerfte Ferne und fühlt das llnermefiliche diefes Weltansfchnitts! Man wandere mit jenem KuhhirtenüberdieWiefenzumWald und Bach; dann merkt mani wie lang die Wiefe. wie 'teil der Hang. wie köftlich der Waldesfchatten ift. Lang halten wir vor jener Eiche |ill; es braucht Zeitt um diefen Organismus fo zu kennenf wie wir ein Menfchenantliß kennen. Ruisdael geleitet uns fiets aus der Stadt heraus; nur ganz felten hat er den Damplaß von Amfierdam und ähnliches gemalt. Er zaubert uns die Sommerfrifche in Svaa. die Sonntagsgänge zu den Haarlemer Dünen vor. Aber immer liegt ein leichter Sxhleier über feinen Werten und Bildern. Im Gegenfaß zu Hobbema- der immer fprühendes Lichy luftig fcha'umende Wafiermühlen und heitere Haine gibt, liebt er die Melancholie. Ein Sohn Haarlems, wie Frans Hals und Ian Mienfe Molenaer, kennt er deren derbe Lebensfreude und die zynifche Luft nicht.

Nuisdaelwar fechs Jahre jünger als Rembrandt, hat ihn aber um dreizehn Jahre überlebt. Haben diefe beiden Männer fich beein-

flußt? Sicher ift. daß beiden das Pathos der tragifchen Situation näher lag als das Blitzen der Lebensluft. Auch die Landf>7aften Rembrandts haben einen traurigen Klang. Bei der kleinen feinen Winterlandfäyaft- in Kaffel fpürt man die eifige Kälte; vergebens fucht man bei Rembrandt wie bei Nuisdael die winterliche Luft der Säflittfchuhläufer. Beide Künfiler geben öfter die Herbfilandfchaft als die des Frühlings. Beide haben eine Abneigung gegen den Prunk der Landfihaft, wie ihn A. Cuyp fo gern malte. wenn er feine Buchten und Wiefen in das Gold der fcheidenden Sonne tauchte. Gänzlich fehlt bei beiden der Ein-fchlag der füdliäfen Natur. den die Nomanifien gefucht haben. Das Wurzelechte ihrer Darbietung war freilich bedingt durch ihre Seß-haftigkeit, Rembrandt ift nur zwei-mal ganz kurz aus Holland heraus-gekommen: 1634 war er in Fries-landt um die Hochzeit mit Saskia zu feiern. 1660 in Hull in England. Ruisdael hat. foviel wir wiffeuy nur die Niederlande kennen gelernt. Vielleicht hat er die Romaniften be-neidett die nach Italien zogen und die römifche Campagna porträtier-

ten. Wenn feine Kunit ihn kaum ernährte. fo können wir das nur aus der Uberproduktion der Bilder in jener Zeit verfiehen. Auch .Hobbema gab das Malen auf. da er für die Leinwand nur 12 Gulden bekam. und wurde wieder Portier. Und deffen heitere Waldidylle entfprachen doch gewiß dem Gefchma> eines das Leben genießenden Publikums.

Die Wiederentdeckung Ruisdaels gelang früher als die Rembrandts oder Jan van der Meer van Delfts. Jener oben erwähnte Auffaß Goethes gab das Signal. Freilich haben die Bilder auch heute

Redaktionelle Notizen.

Zeppelins Adlerkraft.

Der Wille zum Neuen ift markant ausgeprägt in unferer Zeit. im Jahrhundert der Technik; befonders wenn das Neue einer alten Sehnfucht entfiammt . . .

Eine Sehnfucht. die zu erfüllen Jahrhunderte Menfchenarbeit und Opferkraft geliefert haben. Den Menfchen die Adlerkraft zu verfchaffen. mit der fie den Raum überwinden und die Zeit befiegen . .

Die Begeii'terung entzündet fich an dem Opfer. Aber fie flammt erft zu greller Lohe auf. wenn das Schickfal als Feind auftritt.

Es ift gleichfam der myfiifche Trotz gegen die Elemente. der zu Taten treibt. Es ift der Schaffensdrang der Kultur. der gegen die Zerftörungswut der Natur kämpft. Jn diefem Sinne fehen wir (trotz .

nicht die Preife erlangt. die für einen van der Meer. einen Hackert. einen Jan van der Heyden bezahlt worden. Denn es gibt viele Bilder von Ruisdael. und fie find dank der ausgezeichneten Technik fehr gut erhalten. Dem weitaus greifenden Genius Rembrandts kann er nicht verglichen werden. aber unter den Landfchaftern aller Zeiten wird er ftets einen der erften Pläße einnehmen. Die Säjule von Barbizon ift ohne dies Vorbild nicht zu denken; namentlich Th. Rouffeau hat von ihm gelernt.

Paul Schubring.

mancher Übertreibung) in der Volksbegeifterung der leßten Tage

ein gutes. gefundes Symptom. Unfere Lefer finden übr'igens im Oktoberheft einen ausführlichen Effay von .Herrn br. Hugo Eckener. einem Mitar - beiter Seiner Exzellenz des Grafen Zeppelin und Teil- nehmer an feinen Fahrten. . Dem Hefte ift ein wohlgelungenes Bildnis des Grafen Zeppelin von Maler Pickard beigefügt.A

Walter Leiftikow ift in reifer Jugend dahingegangen. Wir bringen im nächften Heft ein Bild. das er in der letzten Sezeffion ausgefiellt hat. Unfer gefchäßter Mitarbeiter *Hans Rofenhagen wird das Leben und die Arbeit diefes wurzelechten Künftlers würdigen.

Die Redaktion.

Zu den Mufik'beigaben.
Rimsky-Korffakow.
Eine fehr eigenartige Entwicklungsbahn hat der jüngf't verf'torbene ruffifche Komponift Nikolas Rimsky-*Korffakow durchlaufen. Am 6. März 1844 in Tichnau geboren. wurde er zunächft Marineoffizier und erft allmählich. hauptfächlich durch Selbfif'tudium Mufiker. Bezeichnend für fein Werden ifi fein eigener Bericht über fein Opus 1. welchen er für ein in Kürze erfcheinendes Sammelwerk: ..Mein Opus F". autobiographifche Skizzen berühmter Komponifien (Harmonie - Verlag. Berlin). kurz vor feinem Tode beif'teuerte'. . . Als ich meine erfie Symphonie [in Es-Moll] fihuf. war ich ein junger Marineoffizier. und was die Tonkunft betrifft. ein blutiger Dilettaut. In) befaß damals fo gut wie gar keine Konntuiffe." Diefe Symphonie. deren-Stil die merklichen Spuren des Einfluffes von Glinka und Schumann in fich trug. wurde. ungeachtet aller Mängel. im Konzerte unter Balakirews Leitung im Jahre 1865 aufgeführt und vom Publikum wie von den Mufikern warm aufgenommen. wobei Rimsky-Korfiakow. wenn auch fiir einen jungen und unerfahrenen. doch aber für einen Komponifien vom Fach angefehen wurde. „Seit jener Zeit habe ich vieles gelernt. nachdem ich die Marine-Karriere aufgegeben und mia) ausfchließlich der Mufik gewidmet habe. Jn den achtziger Jahren unternahm ich' eine neue Bearbeitung meiner erften Sumphonie (fie wurde dabei nach E-Moll transportiert). In diefer anftiindigeren und für die Aufführung geeigneteren Form habe ich fie drucken laifcn."
Unter feinen Landsleuten nahm Rimsky-Korfiakow einen der erfien Plätze ein. Bereits feit 1872 war er Direktor des Petersburger Konfervatoriums.
Sein Schaffen wandte fich faf't allen Formgebieten zu. er fchrieb Opern. Balletts. Somphonien. finfonifche Dichtungen neben vielen kleineren Werken. .Von Lifzt und Berlioz ftark beeinflußt. hat er befonders durch feine

Tondichtungen ..Scheherezade“ und ..Antar" auch außerhalb feines Vaterlandes Aufmerkfamkeit erregt und ift in europäifchen Mufiker-kreifen befonders als Meifter der Infirumentationskunfi viel gefeiert worden.

Paul Bekker.

a.

~ u ~
X ul Q K q
H E cd . 4 ä 1
n“ x “N F A APC
\I \.
k x» \ -x W fl Y
W , , \ KT Ly
\ LL k . J »f
k \r! L x L h n
L NK x - W ~ X NHL ~
~ N k W H T #1 q ~ L u i
ä u... x R. _ .x \m N w &V Y» M
q \ \
x r \
ll KK
r L
K
W W
K K
k . > k
U \ Ä L a 'W 4
~ N m FL
4
W K» \ I K
*A \ * xa_ I
x “F 4
u x
H
da
Ö.
AIV» y?
P &KW-„Wa . - \f
wzémmcuwgzigv „
I?, @6223?
MZ 9 Q2; WII,

Zeichen der Zeit.
Aus dem dunkelfienDeurfchland!
Der Verleger Albert
Langen und feine Be-
ziehungenzur deutfajen
Literatur und zum -
Kurpfufchertum,
. . Die Art. wie die Kur:
pfufcher ihr Gewerbe aus:
üben. und die Dreißigkeit.
mit welcher fie in der
Tagespreffe dem Publikum
in marktfchreierifchen An-
noncen ihre Dienfte auf:
drängen. machen das Kur:
pfufcherwefen zu einem
bedenklichen Mißfian:
de unferes öffentli-
chen Lebens..
(Neichslanzler v.
Bülow in einem
Rundfchreiben an
die Bundesregie:
rungen.)

In Danzi tagten im Juni 1908 die deutfchen ?li-zw. Eine der wich-tigfien Beratungen diefes offiziellen ..xxxö'b Deutfchen Ärztetages" galt der Bekämpfung der Geheim-mittel-Jnduftrie und des Kur-pfufchertums. Man ging von der richtigen Erwägung aus. daß. wenn die Gefelzgebung alle Gefährdung von Leil- und Leben beauffichtigt. wenn fie (wie der Berichterf'tatter N1-, Becker-Miinchen ausfiihrte) das Baden und Schlittfchuhlaufen an gefährdeten Orten verbietet. wenn die Gewerbepolizei gegen eine Ausbeutung und l'lbervorteilung des Publikums einfchreitet. _ wenn fie gefunde Menfchen fchülst. fo ift fie auch für die Behandlung kranker Menfchen verantwortlich. Merk-würdigerweife aber ift diefe Be-handlung vollftändig freigegeben. Die Gefeizgebung läßt jeden Menfchen zur Krankenbehandlung zu und öffnet fo dem Kurpfufcher-tum Tür und Tor.

Hat fchon die Öffentlichkeit aus rein materiellen Griinden Jntereffe an diefen Verhandlungen (der ge-foppte und geprellte Teil ift ja immer das Publikum). fo gewinnt die Frage einen fiark ethifchen und kulturellen Hintergrund. wenn man in Betracht zieht. wer die Helfers-helfer diefer Seuche von felig-machenden Geheimmitteln und dis-

kreten Kuren find.
Diefe Seite der Medaille
wollen wir uns anfehen; '
515

' Zeichen der Zeit
Sie ifi nicht geprägt von verkommenen amerikanifchen Barbiers. die fich deutfche Doktores nennen. fie wird nicht unterfiiiht von verkrachten Hebammen und fkrupel- [ofen Apothekern; fie wird geprägt und fiiindlich in die Welt getragen von der großfpurigen. lauten Reklame einer Prefie. die gegen Öäßlichkeit und Dummheit im redaktionellen Teile kämpft.
Es befehleicht uns ein eigenartiges Gefühl von Scham und Unbehagen. als wir in dem Bericht (den anfchließend an den diesjährigen deutfchen Ärztetag l)1*. E. Reißig in einer Ertrannmmer des Organs des deutfchen Ärztevereinsbundes. dem ..Ärztlichen Vereinsblatt" (xx-Lil). Jahrg.. Nr. 669 l)) _im Auftrage der Arztekommifiion gibt) an erfier Stelle als Förderer des Kurpfufchertums und der Geheimmittelbranche gerade jen e Zeitfchriften genannt fanden. die ganz modern fein und im geiftigen Leben Deutfchlands. in feiner Entwicklung zu einer freiheitlichen Anfchauung und zu einer neuen Kunft eine Rolle fpielen wollen.
Unter denAllererfienfieht
ein Verleger. der. wenn man den Kulturverlag Diederichs in Jena und den vornehm - kiinfilerifchen Verlag S, Fifcher in Berlin nennt. auch den Namen f e i n e s Verlages fiiherlich genannt wifien will.
Der Ärztetag beauftragte die
zur Bekämpfung des Kurpfufchertums eingefelzte Kommiffion Material fiir ganz Deutfchland über das Geheiinmittelwefen aus den Zeitungen zu famineln und fiatifiifch zu ordnen.
Jetzt wird ein Teil des Refultats veröffentlicht. und an e rft e r Stelle wird u, a. der Münchener Simplizifiimus A l b e rt L a n - g e n s genannt, Derfelbe Albert Langen. der fo gern und prompt gegen alle möglichen ..Vet-feuchungen“ im Literatur- und Kunftleben auftritt. der den Vorwurf des unlauteren Wettbewerbs. wie es uns fcheinen will. am liebften auf alle Verleger ausdehnen möghte. die fich erlauben. fundamentale Ideen auszuführen.
Nicht ohne Ironie meint der

Referent der Kommifiion: Wollte
man boshaft fein. man könnte eine
ungefähre Statiftik der Lefer folcher
Blätter (darunter der Simpli-
ziffimus) aus dem Verhältnis der
im Jnferatenteil abgedruckten Ge-
heim- und Reklamemittelanzeigen
konfiruieren. Man müßte dann zum
Reftiltat gelangen. daß hauptfäeh-
lich gefäjlechts- und nervenkranke
Männer den Jntereffentenkreis
bilden.
Wir wollen unfere Lefer nicht
mit den Spezial-Tabellen behelligen.
Sie find wahrlich nicht fehr fän-
berlich die Kuren. Schönheiten.
Korpulenzen und Magerkeiten. die
da befprochen werden. Wir wollen
nur fummarifch vorgehen. Hundert-
fechsundfjinfzig Anzeigen diefer
Sorte bringt im Laufe eines Viertel-
jahres. d. h. in zirka 13 Nummern.
nach der oben genannten Statiftik
das Blatt Albert Langens aus dem
wiifien Kreife der Öiißlicljkeit. der
Verkommenheit und des düftern
Aberwilzes. Nicht nur die fogen,
..hygienifchen Bedarfsartikel". die
Angebote zur ..diskreten Entbin-
dung“ und Ähnliches. fondern auch
die Gruppen Stärkungsmittel und
Arznei find hiervon a b gerechnet. fo
51()

Ernfi Waller
daß man nicht etwa zur Entfchuldigung fagcn kann: es handle fich um Kräftigung und Stärkung des Körpers.
Nein. es handelt fich vielfach. ja man darf wohl fagen meift. um netorifches Gift oder notorifafen Schwindel!
Weiß das Albert Langen nicht?
Wir brauchen nicht lange dariiber nachzugriibeln. Das ärztliche Vereiusblatt gibt auch hierüber Auffihluß,
Die Einnahme des Simpliziffimus fiir die 156 Anzeigen der Hauptgruppe (Kurpfufcherei und Geheimmittel'] beläuft fich nach den auf abfolute Zuverläfiigkeit Anfpruäi machenden Angaben des ..Ärztb Vereinsblattes" im erfien Vierteljahr 1908 nach Abzug der üblichen Rabatte auf 7000 Mark. alfo im Laufe eines ganzen Jahres vielleicht auf noch mehr als auf 28 000 Mark. Fiir die weiteren Anzeigen der ..Gruppen St. und A.". fo fchreibt das ..Ärztb Vereinsblatt" weiter. ..werden etwa vierteljährlich :1000 Mk.. jährlich 16000 Mark gezahlt. Das macht faft 60000 Mk.. oder wenn wir 10000 Mark fiir Sominerfprofien. Pi>el und Haarfärbemittel abrechnen. faft 50000 Mark im Jahre
Einnahme fiir Geheimmittel- und Kurpfufcherin f e r a t e. Wir haben alfo die betrjihcnde Tatfache zu verzeichnen. daß zwei der bekannteften Blätter. die allwöchentlich gegen Verdummung und kapitalifiifthe Ausbeutung zu Felde ziehen und dem Dunkel das firahlende Licht entgegenfiellen. im Inferatenteil dem .Heilmittelaberglauben des finfteren Mittelalters huldigen!" Ia. aber 50 000 Mark jährlich!!!
Verfieht man nun das lukrative Gefcha'ft? Eins noch ici der Wahrheit willen betont: Der Verlag Langen mag vielleicht nicht die ganze Summe erhalten. da er den Inferatenteil verpachtet hat. womit man ihn zu entfchuldigen verfuchen könnte! Aber einen Einfluß auf feinen Inferatenteil wird er fich doch zweifellos gefichert haben. um den Schmutz aus feinem Blatte auszufcheiden. Ob aber

dann die Pachtfumme nicht finken
wurde?? Man fieht: es bleibt
doch Lockung genug. auch für Herrn
Albert Langen. defieu Zeitfchrift
..Der März" den Verlag eines fo
großangelegten vornehmen llnter-
nehmens. wie des von Detlev von
Liliencron herausgegebenen ..Lite-
rarifchen Iahresberichts von Nord
und Süd" zu vernnglimpfen ver-
fuchte. weil der Verlag aus den
Literatur-Inferaten ein Herrn
Langen nicht einwandsfrei erfchei- .
nendes Gefchäft zu machen ver-
fuchte. Herr Langen. der - wohl
als Erfter - gegen die Verfeuchnng
des Volkes durch Anguft Scherls
Volksbibliotehk ins Feld zog und
..auf die Gefahren diefes Unter-
nehmens hinweifen zu miiffen"
glaubte, Damals hat er Zahlen
gebracht. um zu beweifen. welch
glänzendes Gefchäft man mit Lite-
ratur maclien kann. Aber das
Scherlfche Literaturgefchäft fcheint
uns fchließliaf immerhin noch ein
faubereres zu fein.
Ein Blatt. das eine fo erpo-
nierte Stellung einnimmt. wie
der Siinplizifiiiuus. ein Organ.
:N7

Zeichen der *Zeit
das gegen die Dunkelheit. die Unkultur kämpft. follte doch fein Haus rein halten. das wäre die Aufgabe feines Verlegers. des Herrn Herausgebers der Zeitfchrift „Der März". Es könnte fonft ein zweiter Th. Th. Heine kommen und ein *Bild malen: Albert Langen als Präfident der Kurpfufcher . . . Der Obertitel wäre leicht zu finden:
... . . Aus dem dunkclften Deutfchland"!

Ernft Waller.

Redaktion:l)r,SnlvinsBruck.A.Halbc-rr.KnrlFliegc-l.AlerJadasfohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. H a l b e rt: H a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32,
Verantwortlich für den Jnfcrarenteil: Walter Fliege'. Berlin ill.. Schöneberger llfer 3:_
Znfchrifren nnd Einfrndungrn. ohne Angabe eines Perfonennarnens. zn adrefficrc-n
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 3a."
oder ..Breslau [li. Siebenhufenerfiraße rr/rz".
Verlag ..Nord und Süd" Berlin lil. 35. Schöneberger Ufer 32 (S, Schortlaenders
Schlefifche Verlags-Anfialt G. m. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig). '
Auslieferung für Öfierreich bei E. W. Stern. Wien l. Franzensring 15.
Druck: Schlcfifche Brichdrnckerei v. S. S chertla en de r. OMG.. Breslau [ll.

[lil
()l(l'()8kZlL -
' bringt „UOZÜ UMD Süd", UUZZEL* (1811 Fori-
Zetzungen (161- jn (liWetn liefte nbgeclrucicten
Lein-Kiga:
Zen-[1x117] Zbnur: „Der (WA 21m
Zcinzjäen/Cg, (Drama.)
Ö1“. king() Ick->61*: Greif Zeppelin.
(mit 8in1.)
[11611 K67: [IrjEÜMZiVni-EZUUZ um]
[Kaum:
Uerlnnnn 83m?: Lin Z0mm8r in
"l'jwi
"Umm [Winzer: Um] SkiÖZE rm8,
Öko(WN(1)(3880j1*: l)j8 SUZUKI!)
(ier ZyjrjtjZtjZCben 860bncbtun8:
Zjicier Wu: [L088ttj, [.8j8tji(0n/ i“,
[8171818, Dämmen“.
MUZii(x201] 08](xir bikini).
Der ron (181* Keääktion „FORD Ubi)) ZÜO" unter
[swing &7011 NEUE? von [ojijencwn 1181-3118368-8136116
„[.jcLl'ZLl'jZCiU-J]3i1]'95i)8ki611f" für 1907 nebßt Qimanaob
für 1'908 (ca. 300 Zeitsn Iren-1c, i11u8tri6rt, mit Wuöilc-
uncl LunZtdLiiagen) ist Zum kreiZe: von Wie. 1.-
(lurci'. 3118 Zucbbanciiungen, 80K'j8 (Im-cb (Jen 781-188'
„ASKÖ Udil) ZÜD" in Zeriin W'. 35 2o. dEZieben.

Eine Tragödie
Novelle von Ida Boy-Ed.
(Fohlen-mg.)

Diefen Vorwurf konnte Julian denn als Wegzehrnng mitnehmen. Er dachte ganz eingehend iiber denfelben nach und fagte fich. daß Karla wohl ihrerfeits ganz recht habe. daß in der Tat fie und Doktor Leubufcher und die Kinderfrau und fämtliche Fraubafen. die fich fonft noch fiir den Kleinen intereffierten. mehr befiändigc Unruhe über das Gedeihcn oder Nichtgedeihen des Kleinen an den Tag legten. als er. der Vater. Er fagte fich aber auch. daß er feinerfeits nicht imitande fei. noch es jemals imftande fein werde. auch nur Verfiändnis oder Teilnahme zu heucheln an all den zahllofen Ernährungs- und Reinlichkeitsfragen. um die es fich denn doch ausfchließlich bei dem Aufziehen des Kindes drehte.

Er fragte fich erni'tlich: liebe ich mein Kind nicht? Oder werde ich es erii lieben. wenn es geiitig erwacht. wenn ich es belehren und mi>f an feinen Fortfchritten freuen kann? Endlich wurde er ärgerlich und ungeduldig.

..Der Henker hole diefe tieffinnigen Grübeleien. Früher *hat man forglos in den Tag hineingelebt. und jetzt hängt einem der Himmel voll grauer Wolken." fagte er in fich hinein.

Und fein Ärger wandelte fich in ein fiarkes Abneiguugsgefühl gegen die. welche ihm Unbequemlichkeiten machten - gegen Weib und Kind.

liber all feinen fchwarzen Gedanken vergaß er fchließlich. bei Doktor Leubufcher vorzufprechen. Mit einem Seufzer trat er in das Hans von Frau Eva Haller. es war ein Senfzer der Erleichterung. Er hoffte. eine Viertelfiunde feine Sorgen zu vergeffen. Denn Eva Halle-Hmm fo eine Art zu plaudern. die vom andern white-Sammlung aller Geifieskräfte forderte. wenn man ihr immer gofchickt antworten wollte. *xx

..Jft die gnädige Frau zu Haufe?*'*' _] fragte er, _

Der Diener. welcher mit einigen Mänteln iiber dem Arm im Flur neben einem großen Korb ftand. fcheinbar auf etwas wartend. fagte.

..Die Herrfchaft ifi im Begriff auszufahren."

Auch das noch. Julian fühlte fich als vollkommenen Pcchvogel. '

(J ?ÖÖÖÖÖÖÖÖÖ?ÖWSSSSSSSSSSSSS [I
W

..Melden Sie mich immerhin."
Der Diener. es war derfelbe. der hier einft Julian täglich hatte verkehren fehen. ging hinein.

Frau Haller bewohnte das Erdgefchoß eines reizenden Haufes. Vom Flur aus gelangte man zunächft in ein Vorzimmer. Die Herrfchaft mußte fich gerade dort aufhalten. denn Julian hörte laute Stimmen. Und in der Tat. bei feinem Eintritt in das Gemach. wozu der Diener ihn alsbald nötigte. fand er eine ganze Gefellfchaft. Sieben Perfonen und die Damen mit Hüten auf dem Kopf. die Herren im leichten Sommeranzug.

Frau Eva Haller ging lebhaft auf ihn zu.

..Guten Tag."

Sie fchiittelte ihm kräftig die Hand.

..Es hängt von Ihnen ab." fagte fie. ..ob ich den Moment. welchen Sie fiir Ihren Befuch wählten. fehr glücklich oder fehr unglücklich finden foll."

..Fiir mich jedenfalls fehr unglücklich. denn ich fehe. Sie find im Begriff. irgend etwas zu unternehmen. was SieJhrem Haufe und mir entführt."

..Eine Tour nach Waldfee - ein Picknick. Als fchöniten Fef'tbeitrag bringe ich nun Sie." rief Frau Eva. Sie konnte fehr verbindliche Dinge mit einer oberflächlichen Miene fagen. fo daß eigentlich gar nichts Schmeichelhaftes fiir den Empfänger übrig blieb. ..Und Ihre Frau?" fügte fie hinzu. ..foll etwa dies der mir verfprochene Befuäj fein?"

Ein fcharfes Licht trat in ihre Augen. fie kniff fie fekundenlang zu. um genau Julians Ausdruck zu bewachen. Der fagte aber ganz ehrlich. ja beinahe ein wenig kläglich - was feine Wahrhaftigkeit bei. Eva über jeden Zweifel erhaben machte:

..Es handelt fich hier nicht um eine Unart meiner Frau gegen Sie. fondern nur um eine Unbefcheidenheit von mir. Earla war verhindert. mich heute zu Jhnen zu begleiten. der Befuch ftand nun aber einmal auf meinem Tagesprogramm. und ich war zu fchwach gegen mich felbf't. mir die Freude zu vcrfagen."

Eva Haller fah zufrieden aus. Als höfliche Frau. mehr der fechs Zuhörer als Julians wegen. fragte fie:

für Wie. 6:- Ztatt Wie. 12.4
(in (lnppeitbesitre. *- (Koll. ("ler-len unter 1*'. ll'. nn (lie [lx-peel. cljesee Zeitschrift.

„Es ift doeh keine Verhinderung_ unan-
genehmer Art? Ihre Frau ift leidend?"
„Der Kleine fehlen nicht ganz wohl,"
fagte er; und dabei fiel ihm ein- dafi er ver-
gehen hattet Doktor Leubufcher zu benachrich- _
tigen,
„Ach, diefe ewige Kinder-ftubenmifi-rej"
feufzte Frau Eva. ,Zähnchen - oder ein
Ärger mit der Amine - das kennt man. Be-
gliickwjinfchen wir ihn- Kinder) daß er fiir
heute dem entronnen ifi."
Die „Kinder" waren- außer dem Herrn
von Brandon', eine junge Frauj welche eben
unter dem belehrenden Schutz von Frau Eva
ihre noch junge Stellung in der hiefigen Ge-
iellfchaft zu befeftigen fuchtej zwei junge Eon-
finen des Herrn Haller und zwei Sekonde-
leutnants von dem in der Stadt garnifonie-
renden Regiment.
„Wir haben einen Platz iibrig .
„Den Platz des .Herrn Hallen" fagte
Julianj „wie diirfte ich den in Anfrruch
nehmen."
u
„Mein Mann hat eben hergefehickt »- er
ift verhindert. Sie kennen das - die dummen
Gefcha'fte, Wir treffen ihn erft heute abend.
Damit Sie nur das Programm kennen: am
Waldfee ein etwas verfpiitetes Deieuner aus
dem Korbej dann um fieben Uhr hier bei mir
ein abermals' verfriitetes Diner - denn Sie
toifiein mein Mann liebt es fonft nichtj fpa'ter
als um fiinf Uhr zu fpeifen. Indeffen heute
ift er gut und fjigt fich. Rafch meine Herr-
fchaften - da kommen die Wagen. Bitte
Ihren Arm." *
Julian dachte nicht daran, fich zu "träu-
ben. Er gab-mit jenem kjinfilichen Vorbehalt
im Innern nach, der nachher geftattetj der Frau
zu fagen: weißt duj ich ko nnte mich nicht
fträuben, es wäre zu unfreundlich gewefen.
Aber er dachte doeh darant vorher den
Doktor Leubufcher zu benachrichtigen. Zö-
gerndj indem er felbfi fchon dachte: „Aeln
es ift natiirlich wieder eine bloße Einbildung
von Kat-lm" zögernd fagte er im Hinauo-
fchreiten: *
„Ich müßte zuvor erfi fchnell zu Leu-
bufeher fahren.“
„Abriß mein Befierj Leubufcher wohnt ja
am entgegengefetzten Ende der Stadt. Was
wollen Sie denn von ihm ?" fragte Eva Haller.
„Er fol(zu uns kommenj Karla glaubt,
daß der Kleine fiebertj mir felbfi kamen feine
.Händchen heiß vor."
„Karla .g l a u b tj d a Fund Ihnen kam
es vor .als obJ" lachte Frau Evaj „o iiber
diefe ewige. Furchtfamkeit verliebter junger
Eltern! Mein Martin foll hingehen."
(Fortletzung folgt)

x...
*FA
Organ (ler
8 [Z li l: l R7 d7 W'.
?ueberlbäuNr .i
ten-langen Ziek urnZelWncl (lie r16u68te! Natrium?!- (181-
„70]1L8bj1611113“
„Esselwobafb für ?erdrejtnng 70v 701k8bj1äuog“,
21, Lübecker ZckZlZZE 6,
Zune [Tücher 211 berubZ088t2b6n ykc-:jßen
MLU" Zie
2a kaufen eeünZClWn.
Aur- ZQudai-a lLxcZmplai-S, nrdiZt neu gadunclen.
Leine l-n(18nl1iit6r 0(18)* niineldriuertigo Literatur!
l

_,.x>.

..Nur Gutes kann man parodieren. das Schlechte ift fchon Parodie.“ Nach diefer Maxime fcheint der ungenannte Verfaffer des im Verlag))1*. W e d c k i n d u n d C o.. Berlin erfchienenen witzigen Biichleins: ..Das Verlernen der Malerei oder der kleine Louis Corinth" gehandelt zu haben. als er das Buch diefes Malers: ..D a s Erlernen der Malerei" in den »Kreis feiner Betrachtungen zog. Auch wer das Vorbild nicht kennt. findet genug des Amiifanten und viele treffende Bemerkungen iiber Künftlers Erdenwallen. Atelierleben und Künftkritik. Diefe kommt befonders fchlecht weg. und das läßt beinahe den Schluß zu. daß ..Einer vom Ban" hier feinem 1ln- und libermut die Zügel fchießen ließ. um fich auf die Kunfifchreiber zu f'tjirzen. Kann die ernfte Kritik dadurch nicht verletzt werden. fo wird es der Afterkritik. die bloß mit hohlen Phrafen arbeitet. um fo mehr gegönnt fein. wenn aus dem Atelier heraus ein Pfeil zuriickflicgt. Ob diefer fein Ziel getroffen hat. werden die Lefer entfcheideu. Der Preis von 1.5() Mark diirfte ihnen fiir die vergniigliche Stunde. die * der ..Kleine Corinth" verfpricht. nicht zu hoch erfcheinen.

*Einzelfchreibmafchincn-karte von Erich Kähler. Eberswalde. D. R. G. M. Nr. 301384 und Nr. 320725. Diefe Neuheit ermöglicht. durch zwei perforierte Streifen an den Liingsfeitcu. eine vollkommenere Ausnutzung der Schreibfläche. bei vollftändig ficherer Führung in der Mafchine. Die perforierten Streifen haben außerdem ein anhängendes Kopieblatt zwecks fofortigem Durchfchlag der Mafchinenfchrift. Die Kopiebla'tter werden der Durchfchlagsfähigkeit dcr Mafchine angepaßt. entweder an der Vorderfeite oder an der Rückfcite angeklebt. geliefert. fo daß im erfien Falle die Originalfchrift auf der Karte fieht und der Durchfchlag auf der Kopie oder bei Mafchinen mit fchwacher Durchfchlagskraft im entgegengcfehten Verhältnis. Einen ganz befonderen Vorteil hat die Kopie durch die Verfiärkung des mitabgetrennten Kartonftreifens. Es ift hierbei das üble Ausreißen der gelochten. dünnen Kopieblätter aus den Regiftraturen vollftändig unmöglich geworden. Fiir zweifeitig zu befchreibende Poftkarten nach der neuen pofibehördlichen Genehmigung. können auch zwei anhängende Kopieblätter geliefert werden..

"erlebte-rinnen mt ollen
l'liitnon contre-[11. 0 0
0a.
blu-tor trunk.),
weil wie uns mit (lem desmelcleusteu nutten
(dc-l l*r||i]u-0nu|llülen) [ic-_utilig--u, 8111.! ui] Meli-:131112011 lien

llekclcleuisclceu blanc] ....::::::;::.. 44000
.i--i- '|c>||urtcl-:11uorllcu- [Knie. llurpener [koegltuct-.R.-(i. l'llönlx,
.1,41. für [Zerg-han uncl lliittonde'lrlob c1. 8, iu.
ussieuee-llefekeuteu -
*ze-k ?ec-[nutten 8]-,- hel liocicill' [n [hr-*in eigenen leitet-etwa
alle Ile einsenden kaufen.
unsere Zperlul-M'erte in
Tisctuoiisclie "PIM-i:: 2.95
[-[ancltüobakn, [(üoltontüobekn.
bettwäsche, beidioiisclie
gan: vesonclor-I prekäre-ort.
...men-rn...tierten-wände como-3:1:-
odokltsmckeo noob Mac.. 'an 4.23 an.
ii. ö(W. [Juclcle, [Zielen-.lei 44
ll'.i>--ln*lulu'ilc -- [nljnlu-l' you] karl-lo. MM'. 18A'.
spenanmt: llwcletue stäni-llusstähuugeu.
Monatlicher
hielt-canton [(iittlzfi. 1|.
[ür-ct'. "Thann-.gem

88i* [Jestellungen
&uncl Infragene
wolle man sicli
Zütigst beZielien
heilt kcolossor
0 1* liucl.l)onl1arät
[lee-incl' l.'l'l1|.|r.
Eliiz.?lititnlt.die
_
[uebriftaatlmusgnvledrh.d.S.M.Kailer
Wilhelm ll. Mitlelter: Dome-(tllooplnor.
knoroanaemscnc
„Dsl-'Killttllcel
x B_
ii ' ' " .
„llökll -Zpennlitnten.
TonlixiersclIZ K ZlitZliclit
klxjersal: K llegatjolclcle
IclmellijxjersalZ k Verstärker
k ilhsclneäcliek K
nau l cc
next...? „llgfn - ?respekt ll
Slill'l'ls ukcii elle [Indienäncller.
_
.jüngere Schriftsteller
können lliee Uanuslelipte (Romano una "oi-ollen) glilneeml
unterbringen, wenn sie sl> unter l* [93 an (las kostamt 2
Charlottenburg Jensen,
bloß-816637 8T ,761'1'8S
Lrsies cieuisobes Kusrüsiungs-(Iescltäli für lropen. kleer uncl Merlin
(friiher- u. 'l'ippelslejkoli ä So.)
[Ber-ll.. "7., kotselmnm-ntrasso 127-128
'keiegramm-tläresse: 'l'ippotjp [Zerlin >- leleplion: Amt All. U0. 3963 uns 64
Muster-18.39:- erstor kit-men .e ae »e »e * »- Ligatus kabrikatjon
(Jr-.xml price Weltausstellung Zi. (.cmis uncl tl. uncl-Ire erste .Msnejelimmgen
Komplette klusrüstungen u. Zelelelilungen litt überseelsclie [Beizen uncl Expeclitlonen
sachgemttss gem-beitet uncl Zusammengestellt
linebelegante (klell- tlnnüg-o
uncl (mum-men.
sie*
Wise., Zporix, Jaga-Artikel, _ _
"lösche, [litt-krumm', Stiefel etc.
*
"Waage-agentur aller linien.
Ratawge kostenlos uns frei.
Rummel-I'd
Zeltlolseliütrer n. 'Aosleltonetnm
Zelte, beiten, Denken
niisnmmenlegbnee lil-'ide' etc. etc,
"limitiert-label'lage-[leisen, „Y - -